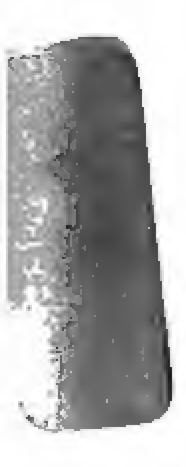
Baltische Monatsschrift




Dei
Sub Numine
Viget


OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
: LEIPZIG :

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben
von
Friedrich Bienemann.

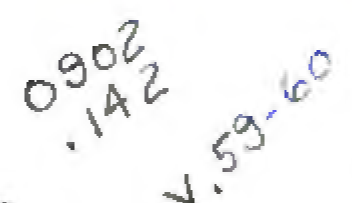
Siebenundvierzigster Jahrgang.

LIX. Band.

Riga 1905.
Verlag der Baltischen Monatsschrift.
Nikolaistraße Nr. 27.

Inhaltsverzeichnis.

Band LIX.



Was liest unsre Jugend, und was soll sie lesen?*

Von

Oberlehrer **Karl Arnold**.

> Motto: „Ein Buch hat schon oft auf eine ganze Lebenszeit einen Menschen gebildet oder verdorben."
> Herder.

Wir leben in einer stürmisch bewegten Zeit. Es ist nicht nur die wilde Kriegsfurie, die fern im Osten ihr furchtbar blutiges Theater aufgeschlagen hat, in das auch wir mit unsern teuersten Empfindungen je länger je mehr hineingezogen werden; es gibt daneben so manche hochbedeutsame, unser gesamtes heimatliches Kulturleben betreffende Frage, die die Gemüter eines jeden Mannes, einer jeden Frau, die sich nicht mit Gewalt der Welt um sich verschließen, bewegen muß. Auf dem Gebiet der Religion, auf dem Gebiet der Kunst, auf dem Gebiet der Politik haben sich Gegensätze gebildet, sind die Meinungen auf einander geplatzt, ringen Altes und Neues mit einander; Partei wird alles, Farbe muß jeder bekennen, wenn anders er es ernst mit seinen Pflichten gegen sich, seine Familie, sein Land nimmt. Da kann es nicht ohne Risse, zum Teil tiefe Risse, in unsrer Gesellschaft abgehen. Die einen verteidigen mit zähem Trotz jeden Fußbreit alter Anschauungen und wollen der neuen Zeit nirgends Konzessionen machen, und andere wiederum geben nur zu leicht die oft bewährten Güter unsrer Vorfahren auf, um sie gegen neue, wahrlich nicht immer bessere Münze einzutauschen. Nun, meine Damen und Herren, ich bin gewiß nicht für Stillstand, denn Stillstand bedeutet Rückschritt. Wir sollen mit der Zeit vorwärtsstreben. Wir wollen frische Luft auch in unserm stillen Winkel, nur so kann manche Wolke, die in der Vergangenheit

*) Vortrag, gehalten im Gewerbeverein zu Mitau, im November 1904.

unsern Blick trübte, verscheucht werden. Aber in gewissen Fragen müssen wir konservativ bleiben, konservativ im besten Sinne des Wortes, und gewisse Anschauungen unsrer Altvorderen, gewisse Ideale alter Zeit in Religion und Kunst, Sitte und Eigenart dürfen wir uns nicht rauben lassen, wenn wir bleiben wollen, wozu die Geschichte uns hier ins Land gesetzt hat.

Diesen Anschauungen, diesen Idealen müssen aber nicht nur wir Alten treu bleiben, sondern wir müssen sie auch in unsre Kinder hineinpflanzen; das ist unsre heilige Pflicht, denn sie sind die Träger der Zukunft. Was hilft es, wenn wir noch so fest, noch so treu im wildflutenden Strome der Gegenwart unsre teuersten Güter zu wahren suchen, wenn die, denen wir dieses Erbe unsrer Väter einst überantworten, leichten Sinnes sie wieder fahren lassen? Und da frage ich nun Sie, meine Damen und Herren, die Sie Väter oder Mütter, Lehrer oder Erzieherinnen sind, ob Sie nie die Empfindung gehabt haben, daß die heranwachsende Jugend, die Ihrer Hut anvertraut ist, in jenen für unsre Eigenart wichtigen Fragen nicht mehr ganz so denkt, wie wir; daß in beängstigender Weise ein neuer Geist sich dieser Jugend bemächtigt, der nicht mehr der Geist ist, der uns, unsre Väter und Großväter stark sein ließ? Haben Sie sich noch nie die Frage vorgelegt: Werden unsre Kinder, wenn auch sie einst Kinder zu erziehen haben, diese in dem Geiste groß werden lassen, in dem wir selbst unter den Augen unsrer Eltern herangewachsen sind? Ich glaube, daß jeder, der sich ernstlich solche Fragen vorlegte, antworten muß: Unsre Jugend ist schnell, erschreckend schnell anders geworden, als wir es sind. Und mancher hat vielleicht in der Stille seines Herzens schon kampfesmüde mit dem alten Attinghausen gesprochen:

> Unter der Erde schon liegt meine Zeit;
> Wohl dem, der mit der neuen nicht mehr braucht zu leben!

Aber so dürfen wir nicht sprechen, das wäre ein Verbrechen an uns, an unsern Kindern, an unsrer Heimat. Im Gegenteil, wir müssen uns ernstlich fragen: Tragen wir nicht wenigstens zum Teil selbst Schuld an diesem neuen Geist der Jugend? Wie können wir ihm Halt gebieten? Wie können wir dazu beitragen, daß auch unsre Kinder die starken Wurzeln ihrer Kraft dort suchen und finden, wo wir sie gefunden?

Es kann natürlich nicht meine heutige Aufgabe sein, die aufgeworfene Frage in ihrem ganzen Umfange zu beantworten, es würde das vor allem zu einer gewissenhaften Prüfung führen,

inwieweit wir etwa selbst andere geworden und würde zugleich eine Aufrollung unseres gesamten Erziehungswesens bedeuten [1]. Nur zwei Nebenfragen möchte ich besprechen, die aufs engste mit dem eben berührten Thema zusammenhängen, und deren Erörterung sich kein Elternpaar, das es mit seinen Pflichten ernst nimmt, entziehen kann, ich meine die Fragen: „Was liest unsre Jugend, und was soll sie lesen?"

Wer in seiner eigenen Jugend nachgräbt, der weiß, welche Fülle von Freude einem das Lesen gebracht. Mit Heißhunger verschlang man da all' die herrlichen Bücher, die Eltern und Verwandte einem auf den Weihnachts- oder Geburtstagstisch gelegt hatten, und es öffnete sich eine Welt vor einem, so groß, so neu, so wunderbar. Was Wahrheit war, was Dichtung, wir konnten es damals noch nicht unterscheiden, aber unsre Phantasie wurde mächtig angeregt, das wissen wir noch heute, und mancher der Bände wurde 4, 5 mal oder noch häufiger immer mit gleichem Interesse, mit gleicher Spannung durchgelesen. Und wenn wir unsre Kinder ansehn, sie machen's nicht anders, und es muß schon ein besonders stumpfsinniges Wesen sein, das nicht gerne liest.

Also es steht fest, daß wir in der Lektüre ein leicht zu verwertendes Mittel besitzen, um den Gesichtskreis des Kindes zu erweitern, denn Faulheit, Trägheit, jene bösen Feinde der Bildung, werden uns wenigstens bei jüngeren Kindern nur selten stören. Aber dieses Mittel ist ein zweischneidiges Schwert, und wenn Montaigne Recht hat, da er die Bücher für das beste Rüstzeug erklärt, das er auf seinem Lebenswege gefunden habe, so ist es beachtenswert, daß ein Rousseau behauptet, er sei vor allem durch ungeregelte Lektüre ein Spielball jäher Neigungen, ein Sklave einer zuchtlosen und unberechenbaren Phantasie, ein unglücklicher, mit sich selbst zerfallener Mensch geworden. Es gilt eben die Leselust unsrer Kinder richtig zu leiten, daß nicht das, was für das Kind zum Segen werden kann, ihm zum Verderben ausschlage. Tun wir Eltern das? Tun wir das gewissenhaft auch nur bei unsern jüngeren Kindern, von denen hier zunächst einmal die Rede sein soll?

Nach meinen Erfahrungen herrscht in dieser Hinsicht vielfach ein geradezu sträflicher Leichtsinn. Es ist merkwürdig: während

[1]) Oberlehrer L. Goertz hat unlängst in einem in der „Balt. Monatsschr." (1904, Februarheft) abgedruckten Artikel manchen sehr beherzigenswerten Fingerzeig in dieser Richtung gegeben.

wir in Bezug auf den Umgang unsrer Kinder meist die größte Sorgfalt walten lassen, tun wir bei dem Umgang mit Büchern nicht ein gleiches. Und dann wundern wir uns plötzlich, wenn unser Sohn oder unsre Tochter allerhand phantastische, häßliche und verkehrte Einfälle bekommt. Gerade in dem empfänglichsten Lebensalter, wo Gutes wie Schlechtes am leichtesten Aufnahme findet, überlassen wir unsre Kinder in ihren geistigen Eindrücken den unheilvollsten Zufälligkeiten. Wie viele Eltern, — ich frage jeden auf sein Gewissen hin, — unterziehen jedes Buch, ehe es den Kindern in die Hand gegeben wird, einer sorgfältigen Prüfung? Ich rede hier nicht von solchen Eltern, deren mangelhafte Bildung die gerügte Unterlassungssünde erklärlich macht. Ich spreche von den Eltern, die sich aus bloßer Bequemlichkeit um die Privatlektüre ihrer Kinder garnicht oder viel zu wenig kümmern, und sie oft lesen lassen, was diesen in die Hände fällt. „Gut, daß der Junge liest, da macht er wenigstens keine dummen Streiche", denkt mancher Vater. „Wie schön, daß die Tochter ein Buch vor sich hat", meint manche Mutter und freut sich, daß sie nicht durch die ewigen Fragen der Tochter belästigt wird, was sie nun wieder tun solle. Darauf wird mir nun mancher oder manche erwidern: „Ich bin garnicht so fahrlässig. Ich sehe mir stets die Bücher an, die meine Kinder lesen wollen, und nur, wenn sie auf dem Titel ausdrücklich als Jugendlektüre bezeichnet sind, lasse ich sie ihnen." Nun aber bitte ich diejenigen, welche so handeln, sich doch einmal der Mühe zu unterziehen, und einige jener zahllosen bunten Heftchen durchzulesen, die unter dem Titel „Jugendbibliothek", „Volkserzählungen" und ähnlichen Aushängeschildern zu tausenden den Büchermarkt überschwemmen und für wenige Kop. feilstehen. Was steht da drin? Im besten Falle ein Sammelsurium von Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten, die lediglich den Zweck haben, die Stoffgier der Leser zu befriedigen, meistens aber eine Häufung von Schilderungen, in denen Mordszenen und heißhungrige Bestien, blutrünstige Menschen und unnatürliche Todesarten, skalpierte Indianer und von Hunden zerfleischte Neger die Hauptsache bilden, alles nur berechnet, um in der empfänglichen Jugend ein wollüstiges Grausen zu erregen. Und dann wundern sich die lieben Eltern über die zunehmende Rohheit ihrer Kinder.

Aber hier handelt es sich meist um zufällig den Kindern in die Hände fallende Lektüre, sei es, daß sie dieselbe von guten oder schlechten Kameraden entliehen, oder, was auch nicht selten der

Fall ist, für ihr Taschengeld gekauft haben. Wie machen es denn aber die Eltern, wenn sie ihren Kleinen die Bücher selbst aussuchen? Da geht man zum Buchhändler und fragt etwa: „Ich möchte für meinen 11jährigen Sohn oder meine 12jährige Tochter ein passendes Geschichtenbuch kaufen; welches können Sie mir empfehlen?“ Im günstigsten Falle wird der Buchhändler solche Sachen vorlegen, von deren Tauglichkeit er persönlich überzeugt ist, vor allem gangbare Ware. Wer steht einem aber dafür, daß da nicht ein Buch mitunterläuft, das auch nicht den geringsten inneren Wert hat? Oder der Käufer läßt sich durch die Ausstattung der Bücher blenden, durch die buntbemalten Farbendeckel und die schönen Farbendruckbilder, oder endlich — der billige Preis ist ausschlaggebend. Und so leichtfertig findet man sich mit der geistigen Speise für seine Kinder ab, während man theoretisch natürlich dem allbekannten Grundsatz zustimmt, daß für die Kinder nur das Beste gut genug ist.

Ja, aber was ist denn nun dieses Beste? Damit kommen wir auf die vielumstrittene Frage der spezifischen Jugendschrift. Um sie tobt gerade heute in Deutschland ein heftiger Kampf, und noch auf dem letzten Kunsterziehungstage in Weimar sind bei Erörterung dieser Frage die Geister mit besonderer Schärfe aufeinandergeplatzt [1]. Während nämlich die einen die spezifische Jugendschrift überhaupt ausgemerzt sehen und den Kindern nur Bücher in die Hand geben wollen, an denen auch Erwachsene ein poetisches Genügen finden, verlangen die andern durchaus eine Beibehaltung der Jugendschrift als solcher, die ihrer Meinung nach nicht ausschließlich ästhetischen Rücksichten Rechnung zu tragen habe, sondern zugleich auch neben der zu bietenden Unterhaltung eine erzieherische Tendenz verfolgen könne, sei es eine belehrende oder moralisierende.

Der enge Rahmen meines Vortrages erlaubt es mir leider nicht auf diesen interessanten Streit der Meinungen genauer einzugehen, und ich kann daher nur auf das bahnbrechende Buch von Wolgast, Das Elend unsrer Jugendliteratur, hinweisen, dessen Lektüre ich allen Eltern und Erziehern aufs wärmste empfehlen möchte [2]. Wolgast, der Haupt-

---

1) Man vergleiche hierüber die „Ergebnisse und Anregungen“ des zweiten Kunsterziehungstages in Weimar. Leipzig, 1904.

2) H. Wolgast, Das Elend unsrer Jugendliteratur, Hamburg, 2. Aufl. 1899. Vergleiche zu obiger Frage ferner die „Jugendschriften-Warte“, Organ der vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugend-

vertreter jener radikalen Feinde jeder spezifischen Jugendschrift, schießt meiner Ansicht nach zwar vielfach über das Ziel hinaus, aber es gebührt ihm und seinen Mitkämpfern das unstreitige Verdienst, uns die Augen darüber geöffnet zu haben, daß vieles, unendlich vieles, was seit Jahrzehnten zum eisernen Bestande unsrer Jugendbibliotheken gehört hat, wertlos oder gar schädlich ist. Es ist ein entschiedenes Verdienst jener Männer, manchen beliebten Jugendschriftsteller, wie z. B. Franz Hoffmann und Gustav Nieritz, in das rechte Licht gerückt zu haben, indem sie die Trivialität, Flüchtigkeit, ja Rohheit in den Erzählungen derselben nachweisen. Ich glaube, wer das betreffende Kapitel in dem Wolgastschen Buche, das eine Fülle von Auszügen aus diesen Schriftstellern enthält, durchgelesen hat, schenkt seinen Kindern keinen Hoffmann oder Nieritz mehr. Es ist ferner fraglos richtig, wenn von jener Seite energisch Front gemacht wird gegen die Überflut von Indianergeschichten, Seeromanen und Erzählungen aus den Kolonien, und zwar nicht bloß gegen jene von mir schon gekennzeichneten 25Pfennig-Heftchen, sondern auch gegen die in vornehmem Gewande, denn auch sie bringen oft nichts als eine Fülle von Unwahrscheinlichkeiten oder Unmöglichkeiten und sind daher wohl geeignet, den Blick der jugendlichen Leser für Wahrheit und Wirklichkeit zu trüben. Es muß ferner durchaus anerkannt werden, daß Bücher, „die den jugendlichen Geist mit frömmelnden Redensarten und schmeichlerischer Gefühlsseligkeit ins Jenseits entführen und von den Erdenpflichten entfernen“, eine ungesunde Speise für Kinder sind. Wenn wir alle solche Ausstellungen der Männer wie Wolgast u. a. anerkennen, so brauchen wir damit noch nicht so weit zu gehn, wie manche von ihnen, und die Jugendschrift als solche zu verdammen. Den unwiderstehlichen Reiz, den alles abenteuerliche auf den Knaben in einem gewissen Alter ausübt, können wir ruhig durch Bearbeitung des unsterblichen Robinson und die allbekannten, auch literarischen Wert beanspruchenden Lederstrumpferzählungen befriedigen, und so prächtige Jugendschriftstellerinnen, wie Johanna Spyri und Ottilie Wildermuth, um nur diese zu nennen, werden wir unsern Kindern nicht rauben lassen. Wohl aber sollen wir aus dem Kampf um

---

schriften (Hamburg), in der die Gegner der spezifischen Jugendschrift zu Worte kommen, sowie die „Volks- und Jugendschriften-Rundschau“ (Stuttgart), in der diejenigen, die auf dem Gebiet der Jugendschrift neben den ästhetischen Forderungen auch die Pädagogik zur Geltung bringen wollen, ihre Ansichten verfechten.

die Jugendschrift lernen, daß wir weit sorgfältiger, als das auch von gewissenhaften Eltern zu geschehen pflegt, ein jedes Buch, das wir unsern Kindern in die Hand geben wollen, auf seinen Wert oder Unwert hin prüfen, indem wir es, wenn irgend möglich, selbst vorher durchlesen und uns weder auf den vielleicht bekannten Namen des Verfassers, noch auf buchhändlerische Reklame dabei verlassen. Es ist mit vollem Recht darauf hingewiesen worden, daß das beste Jugendbuch dasjenige ist, das auch kindlich gesinnte Erwachsene anspricht. Wenn wir diesen Grundsatz maßgebend sein lassen und dabei zugleich die Individualität des einzelnen Kindes berücksichtigen (denn alles schickt sich nicht für jeden), so werden verständige Eltern und Erzieher in den allermeisten Fällen auch das Richtige treffen. Haben wir aber dazu nicht die Zeit, oder trauen wir uns nicht so viel eigene Urteilskraft zu, um das Richtige herauszufinden, nun so gibt es Ratgeber, denen man im allgemeinen vertrauensvoll wird folgen können. Ich möchte da vor allem ein Buch nennen, das in keiner Hausbibliothek fehlen dürfte, und das jeder Vater und jede Mutter, jeder Lehrer und jede Lehrerin nicht einmal, sondern immer und immer wieder lesen sollten, das Buch von Matthias: Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin[1]? Das Kapitel: Was soll Benjamin lesen? stellt so beherzigenswerte allgemeine Gesichtspunkte auf, woraufhin ein jedes Jugendbuch geprüft werden müßte, und gibt zugleich eine große Auslese von empfohlenen Schriftstellern und Büchern und zwar nicht bloß Unterhaltungslektüre, sondern auch belehrende Schriften aus Länder-, Völker- und Naturkunde, daß Eltern da reichlich und gut beraten sind. Ferner verweise ich auf das von den vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen herausgegebene Verzeichnis von „Empfehlenswerten Jugendschriften"[2]. Es werden hier 400 Bücher angeführt, belehrende und unterhaltende, jedes mit einer kurzen Inhaltsangabe versehen und mit einem Hinweis darauf, für welche Altersstufe es sich eignen dürfte. Das Verzeichnis ist freilich insofern mit Vorsicht zu gebrauchen, als es allzu einseitig ästhetischen Rücksichten Rechnung trägt, so daß Bücher zur Empfehlung gelangen, die aus pädagogischen Gründen lieber einer späteren Lebensstufe zu bieten wären. Berücksichtigt man aber diesen

---

[1]) Dr. Adolf Matthias, Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? Ein Buch für deutsche Väter und Mütter. 5. verbess. u. verm. Aufl. München, 1904.

[2]) Leipzig, 1904, Preis 60 Pfennig.

Umstand, so kann es vortreffliche Dienste bei der Auswahl der Jugendliteratur leisten.

Doch ich möchte das Kapitel über die Frage: „Was sollen unsre jüngeren Kinder lesen?“ nicht schließen, ohne noch eindringlich gewarnt zu haben vor der Vielleserei. Lassen wir da einmal Matthias das Wort. Dieser schreibt: „„Nicht viel lesen, sondern gut Ding viel und oft lesen, macht fromm und klug dazu“, hat Luther einmal gesagt. Das sollten wir in unsrer Zeit mehr als je beherzigen. Vor schlechten Büchern braucht man nicht so sehr zu warnen, wie vor zu vielen Büchern. Wer zu viel liest, kann nicht verdauen und geistig verarbeiten, was er liest. Eine Unmasse von Vorstellungen, die oft in gar keinem Zusammenhang stehen, verführt zur Oberflächlichkeit. Der Reiz leichter Lektüre schwächt den ernsten Arbeitssinn, den Schule und Leben für ihre Pflichten fordern. Auch das Gedächtnis leidet unter der Vielleserei, weil die Menge der Vorstellungen nicht eigene Gedanken und erarbeitete Kombinationen, sondern fremde, rasch vorübergehende Zusammenstellungen sind, zu deren Wiederholung und Übung dem Leser Zeit und Geduld fehlt. Kurz, wo Leselust zur Lesewut wird, wo das Behagen, sich immerfort auf mühelose Weise ein Vergnügen zu verschaffen, zu groß wird, da erzeugt ein solcher Lesemussiggang Träume ohne Tatkraft, da gibt's Widerwillen gegen jede ernste Beschäftigung, vorlautes und frühreifes Urteilen, ja Blasiertheit gegen einfache, kindliche Genüsse.“ Wahrlich, das sind goldne Worte, die aufs wärmste beherzigt werden sollten.

Ich habe bisher nur von der Lektüre für das jüngere Kindesalter gesprochen; wie steht es aber nun mit der Lektüre der reiferen Jugend? Hier wird die Frage ungleich komplizierter, die Antwort ungleich schwerer. Hier verlassen uns meist die sonst trefflichen Führer und es ist in der Tat nicht leicht, für denjenigen Teil unsrer Kinder passenden Lesestoff zu finden, für den die sog. Jugendschriften keinen Reiz mehr haben und dem für die Lektüre der Erwachsenen die Reife fehlt. Hier gehen auch die Ansichten der Eltern und Erzieher in Bezug auf das, was sich für die Jugend eignet, besonders weit auseinander. Und doch verlangt gerade auf dieser Altersstufe die Lektüre eine besonders sorgfältige Prüfung. Ist es doch der Frühling des Lebens, in dem die Saat ausgestreut wird, wo der Boden am empfänglichsten ist für Gutes und Schlechtes, für Heilsames und Unheilvolles, bildet sich doch in diesen Jahren der Entwicklung der reife Mann,

die reife Frau und zwar zum großen Teil an dem Gelesenen, durch das Gelesene.

Bevor ich auf diesen Teil meines Themas eingehe, ein Wort über den Begriff „reifere Jugend“. Natürlich ist es unmöglich, ihn zeitlich genau zu umgrenzen; als den Anfangspunkt könnte man ja ungefähr das 14. Jahr ansetzen. Weder das Alter des Kindes allein, noch auch die Schulklasse als solche können maßgebend sein, sondern vor allem die Reife. Diese wird bei dem einem Kinde langsamer, bei dem andern schneller fortschreiten, je nach der Begabung, den äußeren Lebensverhältnissen, dem Umgange. Es ist ja bekannt, daß ein Kind, das viel unter Krankheit oder trüben äußeren Lebensschicksalen zu tragen hat, schneller reift als ein solches, dem ähnliche Kümmernisse erspart bleiben. Ebenso werden Kinder, die stets, und zwar nicht immer zu eignem Vorteil, in der Gesellschaft Erwachsener weilen, früher die Kinderschuhe abstreifen, als solche, die unter gleichaltrigen Genossen groß werden. Auf zweierlei sei dabei hingewiesen. Erstens ist zu warnen vor einem „Zufrüh“. Ein „Zuspät“ ist lange nicht so schlimm, wie ein „Zufrüh“. „Lernt jemand eine wertvolle Jugendschrift erst im Jünglingsalter kennen, so ist das keine Schande und kein Schade“ (Matthias), liest ein andrer einen gehaltvollen auch für die Jugend geeigneten Roman erst als reiferer Mann, so ist das Unglück wahrlich nicht so groß, wie wenn er etwa bereits mit 12 oder 13 Jahren alle Schillerschen und Goetheschen Dramen „verarbeitet“ hat. Zweitens werden sich die Übergänge von der Kinderstufe zur reiferen Jugend und von dieser zu der Zeit, da jede Lektüre freigegeben wird, natürlich nicht plötzlich, sondern allmählich zu vollziehen haben. Man wird, um ein drastisches Beispiel zu wählen, einem Kinde, das eben noch den „Lederstrumpf“ mit Genuß gelesen, nicht gleich eine Novelle von Conr. Ferd. Meyer in die Hände geben, sondern etwa mit Hauff's „Lichtenstein“ oder ähnlichen schlichten Erzählungen beginnen. Es ist das ja eigentlich selbstverständlich, soll aber der Vollständigkeit halber hier auch ausgesprochen werden.

Ferner will ich vorausschicken, daß ich im Folgenden, wenn ich von der Jugend rede, sowohl die männliche als auch die weibliche meine. Die im weiteren geschilderten Zustände beziehen sich ja freilich hauptsächlich auf unsre heranwachsenden Jünglinge. An Mädchen, die meist sorgsamer gehütet werden, treten Versuchungen und Gefahren, daß ihnen ungeeignete Bücher in die Hände fallen, wohl seltener heran, obgleich das Milieu in manchen

unsrer heutigen Schulen gewiß keine genügende Gewähr bietet, daß nicht auch bei unsrer weiblichen Jugend gelegentlich Konterbande mitunterläuft. Anderseits stehe ich auf dem vielleicht sehr altväterischen und unmodernen Standpunkt, daß wir bei der Auswahl der Lektüre für unsre Töchter noch ungleich vorsichtiger sein müssen, als bei der für unsre Söhne. Gerade weil die weibliche Natur so weit empfänglicher ist als die männliche, wird gutes wie schlechtes bereitwilliger aufgenommen und faßt tiefere Wurzel. Manches, was der Jüngling im Geschiebe des Lebens doch noch abstößt, bleibt bei der Jungfrau haften und raubt ihr etwas von dem Schmelz weiblicher Eigenart.

Und wie steht es nun mit der Lektüre unsrer reiferen Jugend? Hier ist zunächst auf eine tiefbetrübende Erscheinung unsrer Tage hinzuweisen, nämlich auf die zunehmende Interesselosigkeit eines großen Teiles unsrer Jugend aller und jeder Lektüre gegenüber. Es ist seltsam, gerade dasjenige, was im Kindesalter den allergrößten Reiz ausgeübt hat, verliert diesen vielfach, sobald der Knabe, das Mädchen die Kinderschuhe ausgezogen haben. Eine geradezu erschreckende Blasiertheit der Literatur gegenüber greift Platz, während fade Geselligkeit, eitle Putzsucht üppig ins Kraut schießen. Mir sind Fälle bekannt, wo 16- und 17jährige Jünglinge nicht zu bewegen waren, auch nur einmal einen ernsten Roman in die Hand zu nehmen, oder wo gute Bücher, die freundliche Verwandte geschenkt, verfaulten und vermoderten, um schließlich ungelesen zum Antiquar zu wandern. Das war früher anders. Der Trieb zum Lesen, schon um nicht „ungebildet“ zu erscheinen, war vor 20, 30 Jahren ungleich größer. Damals galt es als eine Schande, gewisse Bücher nicht gelesen zu haben. Man frage doch einmal heute bei seinen 16- und 17jährigen Söhnen und Töchtern nach, ob sie sich auch schämen, wenn sie nicht einmal alle Schillerschen Dramen gelesen haben, von irgend welchen guten Romanen ganz zu schweigen.

Doch so steht es ja nicht bei allen. Viele lesen, lesen sogar reichlich, aber was lesen sie? Soweit ich in die einschlägigen Verhältnisse habe hineinblicken können, scheint es mir, daß auch auf diesem Gebiete von vielen Eltern unendlich viel gesündigt wird, von manchen vielleicht aus Überzeugung, von vielen aus Unkenntnis und Unbildung, von sehr vielen aber wiederum aus Bequemlichkeit, weil sie sich nicht die Zeit nehmen wollen, sich um die Lektüre der Kinder zu bekümmern, denn Zeit kostet das, wie wir sehen werden.

Blicken wir doch einmal in die Bücher hinein, die ein Jüngling von 15—17 Jahren heute liest. Da finden wir neben dem Alter angemessener Lektüre Bücher von Hauptmann, Sudermann, Ibsen, Heines „Florentinische Nächte“, Tolstojs „Auferstehung“, „Kreuzersonate“, „Macht der Finsternis“, Zolas „Totschläger“, „Paris“, Mauries „Trilby“ und besonders häufig Maupassants Novellen, von elenden Kriminalromanen oder Büchern wie „Die Berliner Range“, „Der kleine Cohn“ und ähnlicher Schundware gar nicht zu reden. Ob diese Bücher stets mit Einwilligung der Eltern gelesen worden sind, weiß ich nicht; aus der Tatsache, daß solche Lektüre dem Lehrer offen eingestanden wird, scheint mir jedenfalls hervorzugehen, daß die Jünglinge nicht das Gefühl haben, von den Eltern direkt verbotene Früchte genossen zu haben. Derartiges verschweigt man auch dem Lehrer.

Und wie steht es mit den im Hause gelesenen und gehaltenen Zeitungen und Zeitschriften? Wenn erstere zu früh der heranwachsenden Jugend in die Hände gegeben werden, so schaden sie mehr, als daß sie nützen, denn erfahrungsgemäß sucht man in einem gewissen Alter in der Zeitung nicht das wirklich Belehrende, sondern das Pikante aus Stadt und Land, aus Polizeiberichten, Gerichtsverhandlungen und der chronique scandaleuse. Was aber die Zeitschriften anlangt, so würde ich ohne vorangegangene Prüfung meinem 15jährigen Kinde auch das beste unsrer Familienblätter nicht in die Hand geben. Was sagt man aber dazu, wenn Zeitschriften wie die „Jugend“ oder „Die lustigen Blätter“ offen auf den Büchertischen liegen, wo in unbewachten Augenblicken selbst 9- und 10jährige Kinder ihre Neugier an den doch wahrlich nicht für diese Jugend geeigneten Bildern und Witzen befriedigen können.

Sodann das Kapitel Leihbibliothek. Ist es nicht geradezu sündhaft, wenn Eltern ihre Kinder sich aus Leihbibliotheken Bücher nach eigener Auswahl nehmen lassen. Und das kommt vor. Oder sollten solche Eltern wirklich nicht wissen, daß bei derartiger Freiheit in der Wahl der Lektüre entweder Schund gelesen wird oder vieles, was für ein reiferes Alter geeigneter wäre, oder endlich auf Empfehlung sogenannter guter Freunde Bücher, für die nicht der innere Wert ausschlaggebend ist, sondern gewisse pikante Situationen und Schilderungen.

Und nun endlich das Theater. Viele Eltern scheinen der Ansicht zu sein, daß der Besuch eines ernsten Schauspiels unter keinen Umständen der Jugend schädlich sein kann. Vor unbekannten

Operetten, vor der französischen Posse machen sie noch allenfalls halt, aber in das ernste Drama schicken sie ihre Kinder, auch wenn sie keine Ahnung vom Inhalte des Stückes haben. Und da haben wir denn in Dramen wie Max Dreyers „Winterschlaf“, d'Annunzios „Die tote Stadt“, Ibsens „Wenn die Toten erwachen“ und jüngst noch in Hugo Marks' „Lethe“ und Brandes' „Ein Besuch“ unsre heranwachsende Jugend mehr oder minder reichlich vertreten gesehen, mit und ohne Eltern. Ja, wie die Zeiten sich doch schnell geändert haben. Noch vor 10 Jahren wurde ich einmal bei Gelegenheit eines Gastspiels der „Rigenser“ erstaunt gefragt, ob ich wirklich meine Frau in Sudermanns „Heimat“ mitnehmen würde, und jetzt führen Mütter ihre unerwachsenen Töchter in Hartlebens „Rosenmontag“ und Halbes „Jugend“.

Ich habe bisher nur von solchen Tatsachen geredet, die sich unter den Augen der Eltern vollziehen. Ungleich schlimmer sieht es natürlich mit den Büchern aus, die Kinder heimlich hinter dem Rücken der Erzieher lesen. Wie viel hier Fahrlässigkeit und Unachtsamkeit derjenigen Schuld trägt, denen die Obhut über das geistige Wohl der Kinder obliegt, das wird in den einzelnen Fällen natürlich sehr verschieden sein. Aber daß viele Eltern sträflich leichtsinnig in dieser Hinsicht verfahren und sich vielleicht nie die Mühe nehmen, den Büchervorrat ihrer Kinder einer Durchsicht zu unterziehen, dafür scheinen mir allein die Proben elendester Schund- oder gar Schmutzliteratur zu sprechen, die man wenigstens in den Knabenschulen gelegentlich als heimliche Klassenlektüre Schülern abnehmen muß. Wie oft begegnet man da beispielsweise dem „Kleinen Witzblatt“, diesem scheußlichen Schmierblättchen, das versenkt werden sollte, wo die Wasser am tiefsten sind, das, für wenige Kopeken in den Buchläden käuflich, in Bild und Wort für die niedrigsten Sinne berechnet ist und die jugendliche Phantasie geradezu vergiftet. Was durch solche und ähnliche Lektüre an Schmutz und Unrat in das Kind hineingetragen wird, was hier an Geist und Leib verderbenbringenden Keimen in das blühende Leben hineingepflanzt wird, das ist später meist nicht mehr herauszureißen, das Übel nicht mehr gut zu machen. Wir sind heute so leicht geneigt, die zunehmende Sittenlosigkeit unsrer männlichen Jugend dem Einfluß schlechter, verdorbener Elemente in der Schule zuzuschreiben. Gewiß können die unendlich viel Unheil anrichten und tun es reichlich und redlich. Aber die böse Saat, die da ausgestreut wird und der wir unsre Kinder nicht ganz entziehen können, würde nicht so üppig ins Kraut schießen,

wenn nicht durch unpassende oder gar schlüpfrige Lektüre der Boden nur zu gut vorbereitet wäre.

Mancher von Ihnen, hochgeehrte Anwesende, wird vielleicht sagen, das Bild, das ich entworfen, sei einseitig und zu schwarz; unvernünftige Eltern habe es gelegentlich immer gegeben, und im allgemeinen seien die Verhältnisse damals, als wir jung waren, nicht besser und nicht schlechter gewesen als heute. Darauf habe ich folgendes zu erwidern: Natürlich habe ich die Schattenseiten der angeregten Fragen beleuchtet und will gerne zugeben, daß es viele Eltern gibt, die sorgsam die Lektüre ihrer Kinder bewachen. Daß aber die Verhältnisse dieselben geblieben wie früher, stelle ich ich entschieden in Abrede. Sie sind nicht dieselben geblieben, sie sind schlimmer geworden. Auch ich bin einmal jung gewesen und habe mich, wie das Schulleben das mit sich bringt, in mancherlei Gesellschaft, in guter und schlechter bewegt, und doch ist mir damals nicht so viel Lesestoff, der nach meiner jetzigen Ansicht der Jugend schädlich ist, zu Gesicht gekommen, wie ich ihn heute in den Händen von jungen Leuten gefunden, wo ich doch als Lehrer nur gelegentlich einen Einblick in die einschlägigen Verhältnisse gewinnen kann. Und das ist auch garnicht anders möglich, ist doch das Angebot solcher Bücherware infolge der herrschenden Literaturrichtung ungleich größer geworden, und die Anschauungen über das, was der Jugend frommt oder nicht, haben sich zugleich merklich geändert. Und damit komme ich auf den zweiten Teil meiner Frage: Was *soll* unsre reifere Jugend lesen?

Erwarten Sie nicht etwa, einen Kanon geeigneter Bücher aufgezählt zu hören, viel wichtiger erscheint es mir, das wir uns einigen in bezug auf die allgemeinen Gesichtspunkte, unter denen jedes Buch geprüft werden sollte, ehe es der Jugend in die Hand gegeben wird. Meiner Ansicht nach muß ein solches Buch sein: 1) *künstlerisch wertvoll*, 2) *sittlich rein*, 3) *frei von jeder Alterprobtes niederreißenden Tendenz*. Damit fallen natürlich nicht nur alle unsauberen und faden Kolportageromane, die in Massen den Büchermarkt überschwemmen, und die vernünftige Eltern ja ohnehin ihren Kindern nicht in die Hand drücken werden, fort, sondern so ziemlich alles, was der sog. „Moderne" angehört.

Es ist noch im vorigen Semester in diesem Saale von verschiedenen Rednern in sehr verschiedener Weise über Wert und Unwert des heutigen Naturalismus geurteilt worden, und der Streit der Meinungen hierüber wird noch lange hin und her toben.

Gibt es doch noch heute Leute, die bei jedem modernen Dichternamen ein gelindes Grausen empfinden und jeden Sudermann, Hauptmann und Halbe womöglich ungelesen zu den Toten werfen; und auf der andern Seite stehen solche, die in jenen Männern das Morgenrot einer neuen glänzenden Zeit erblicken, das einen Schiller, wenn nicht gar einen Goethe längst in den verdienten Schatten gerückt. Das Richtige wird, wie so oft, wohl in der Mitte liegen. Wir haben, meiner Ansicht nach, dem modernen Naturalismus sehr viel zu danken. Er hat den in Unnatur und Verwässerung verfallenen Ausläufern der Romantik, sowie dem literarischen Industrialismus, der uns, wie Bertels sagt, „mit den Träbern fütterte, die die Säue der Pariser Boulevards übrig ließen", ein Ende gemacht; er hat den Blick für die Wirklichkeit wieder geschärft; er hat den fast verloren gegangenen Zusammenhang zwischen Dichtung und Wahrheit, zwischen Kunst und Natur wieder hergestellt und damit das zertrümmerte Fundament wieder aufgerichtet, auf dem eine jede gesunde literarische Richtung aufgebaut sein muß. Wir brauchen aber bei solcher Anerkennung der unstreitigen Verdienste der „Modernen" nicht blind gegen ihre Fehler zu sein. Wie alle stürmischen Übergangsperioden ist auch sie vielfach über das Ziel hinausgeschossen. Sie hat vor allem, ich möchte heute nur das eine hervorheben, als Kampfesrichtung, als Anklageliteratur in einseitiger Verblendung immer nur die Schattenseiten des Lebens aufgesucht und dargestellt, als ob es nichts Gutes, als ob es kein Licht mehr in der Welt gäbe, und damit ist sie ein mächtiger Förderer des unser Zeitalter beherrschenden Pessimismus geworden. Darum aber, vor allem darum müssen wir sie so lange als möglich von unsrer Jugend fernhalten. Der reife Mann, die erfahrene Frau kann durch viele Bücher moderner Richtung vieles lernen. Es werden hier Fragen zur Diskussion gestellt, Probleme erörtert, denen wir uns, die wir im Strome der Zeit schwimmen müssen, nicht entziehen können, und mancher ist durch solch ein Buch zur Selbstprüfung und Selbsterkenntnis gebracht worden. Wir werden uns aber dadurch noch nicht den Glauben an das Edle in der Menschheit, unsern alten deutschen Idealismus rauben lassen. Wie wirkt aber ein solches Buch auf die noch ungereifte Jugend? Da wird vor ihnen der Schleier gehoben von so manch geheimnisvollem Dunkel, in das das Leben sie noch nicht hat hineinblicken lassen, und daß gerade das Häßliche eine besondere Anziehungskraft auf den Menschen, vornehmlich die empfängliche Jugend ausübt, ist ja

bekannt. Mit wollüstigem Behagen wird besonders alles die Geschlechtsliebe betreffende verschlungen, das entweder in brutaler, häßlicher Nacktheit oder, was noch schlimmer, halbverhüllt kaum einer modernen Dichtung fehlt; und was ehrliche Naturalisten geschrieben, um den Finger auf schwärende Wunden der Gesellschaft zu legen, das wirkt auf unreife Leser mit prickelnden Reizen, lockend, verführend. Wir tun unsern Naturalisten, die es ehrlich mit ihrer Kunst meinen, gewiß Unrecht, wenn wir ihre Werke unmoralisch nennen. Unmoralisch in dem Sinne, daß sie das Unsittliche billigen oder gar verherrlichen wollen, sind sie natürlich nicht. Versteht das aber die innerlich noch nicht gefestigte Jugend? Müssen sich ihre sittlichen Begriffe nicht in gefährlicher Weise verwirren, wenn sie ein Leben dargestellt sieht, in dem der Moral fast nie zum Siege verholfen wird. Was fängt sie z. B. mit dem noch im vorigen Jahre auf unsrer Bühne gegebenen Ibsenschen Drama „Wenn die Toten erwachen“ an, das wenn man es des symbolischen Gehalts entkleidet, die moralischen Grundsätze geradezu auf den Kopf stellt?

Freilich, klug, überklug kommt sich dann wohl ein solches Bürschchen, eine solche höhere Tochter vor, aber mit der Harmlosigkeit der Jugend ist es dahin. Die Genußfähigkeit für wirklich Schönes, Reines ist vielfach verloren Blasiert wird über Ewiges, Wahres abgeurteilt, und man kann sich dann nicht wundern, wenn man Aussprüche hört, wie sie einer meiner Kollegen unlängst aus dem Munde eines Sekundaners vernahm: „Goethe, ja den läßt man sich noch vielleicht gefallen, aber wer wird heute noch Schiller lesen!“

Und damit hängt aufs engste ein Zweites zusammen. Man hat mit Recht die „Moderne“ eine Anklageliteratur genannt. In der Natur einer solchen aber liegt es, daß sie tendenziös ist. Das hat ja die Naturalisten getrieben, einseitig die dunklen Tiefen menschlicher Gebrechen, gesellschaftlicher Schäden aufzusuchen, hinzuweisen auf Zustände, Verhältnisse, die nach Besserung, nach Heilung schreien. Aber fast keiner derselben hat auf die in einer solchen Dichtung unausgesprochen liegende Frage: „Wie soll das besser werden? eine Antwort gegeben. Daher das lähmende Gefühl, mit dem wir so oft von einem derartigen Roman scheiden oder das Theater verlassen. Kann es aber richtig sein, unsrer Jugend solche Bücher in die Hand zu geben? Kann es eine Pädagogik geben, die es verantworten will, in das ungefestigte Gemüt unreifer Jünglinge und Jungfrauen hineinzutragen alle

die heute auf uns einstürmenden, der Lösung harrenden Fragen, alle die ungeklärten modernen Ideen, die zum Teil rütteln an altbewährten Grundsätzen in Religion, Staatenleben und gesellschaftlicher Ordnung?

Ich würde über diese Frage nicht so viel Worte verlieren, wenn ich nicht wüßte, daß es viele gibt, die in der modernen Literatur nicht nur keine Gefahr für unsre reifere Jugend sehen, sondern sie geradezu empfehlen. Mir liegt zufällig ein Zeitungsausschnitt vor, in dem die Beantwortung der schon vor etlichen Jahren im Rig. Gewerbeverein aufgeworfenen Frage: „Welchen Einfluß hat die moderne Richtung der Schriftsteller auf die Gesellschaft, speziell auf die Jugend?“ abgedruckt ist[1]. Der Beantworter ist der Ansicht, daß wir „unsre bedeutenden modernen Schriftsteller bei der Jugenderziehung nicht entbehren können“ und führt als solche Schriftsteller namentlich an: Zola, Tolstoj, Ibsen, Björnson, Garborg, Strindberg, Hauptmann, Sudermann. Unter anderm sagt er wörtlich folgendes: „Es steht mit der geistigen Nahrung wie mit der leiblichen. Nur kein Katzentisch und ja nicht zu wenig, denn gesunde Kinder haben guten Appetit. Und was die geistige Nahrung betrifft, so haben sie, wenn sie gesund und normal entwickelt sind, glücklicherweise eine Schutzvorrichtung in ihrer Seele: die Naivität und den Enthusiasmus. Infolge dessen nehmen sie die unpassende, störende Nahrung meist nicht auf, sondern mit Vorliebe das Gute — ja das Beste und Schönste.“ Über den „Katzentisch“ später ein Wort. Hier nur soviel als Erwiderung: Auch ich glaube an die Naivität und den Enthusiasmus unsrer Jugend, so lange ihr Geschmack durch ihrem Alter nicht zukommende Speise noch nicht verdorben ist. Wenn sie aber erst mit der scharf gewürzten Kost der Zola, Ibsen, Hauptmann u. a. gefüttert worden sind, dann schmeckt ihnen eben eine alles Pikante meidende, einfache und doch so gesunde Nahrung nicht mehr, dann ist es mit ihrer Naivität dahin und ihr Enthusiasmus für das Reine und Schöne hat jenem Mangel an idealem Sinn, jener altklugen Blasiertheit, jener unkindlichen Pietätlosigkeit Platz gemacht, über die die Pädagogen unsrer Tage so vielfach mit Recht klagen. Man lese doch nur heute mit Schülern der obersten Klassen die Dramen unsrer großen Dichterheroen und achte dabei auf die offen oder versteckt zutage tretende stumpfe Unempfänglichkeit, das überlegene, ja spöttische Lächeln vieler

---

[1]) Düna-Ztg. 1893, Nr. 295.

solcher Jünglinge, die in der Moderne bereits zu Hause sind und womöglich Hauptmann und Sudermann vor Schiller und Goethe gelesen haben. Und wie sollte das auch anders sein. Muß nicht in der Jugend, die vom Leben noch so gut wie garnichts weiß, durch eine literarische Richtung, mag sie und ihr Streben von noch so edlen Motiven getrieben werden, die immer und immer nur das Jammerlied der Menschheit singt, ein Zweifel rege werden, an allem was ihr sonst gelehrt wird: daß unsre Weltordnung gut ist, daß es einen Sieg der Wahrheit auch schon auf Erden gibt, daß wir den Glauben an uns selbst und das Gute im Menschen nicht aufgeben dürfen u. a. Solche Ideen aber sind die rechte Speise für unsre Jugend, nur so gewappnet wird sie einmal all den zersetzenden und zerfressenden Elementen, die über kurz oder lang sich an sie heranschleichen werden, heilsamen Widerstand entgegensetzen können und nicht Gefahr laufen, jenem alles nivellierenden, an Thron und Heimat, Altar und Ehe rüttelnden, internationalen Zeitgeiste anheim zu fallen. Mit einem Worte – unsre Jugend braucht Idealismus, nicht modernen Pessimismus!

Ich höre hier den Einwand: „Auch wenn wir die Schädlichkeit der Moderne für unsre Jugend erkannt haben, können wir diese doch nicht mit einer chinesischen Mauer umgeben. Unsre Töchter noch allenfalls, unsre Söhne nun schon garnicht. Der Trieb, gerade derartige Erzeugnisse der Literatur zu lesen, ist so groß, daß sie, auch wenn wir ihre Lektüre überwachen, das Verbotene eben heimlich lesen und vielleicht dann um so begieriger, weil verbotene Früchte bekanntlich besonders süß schmecken. Und sie lesen dann noch weit Schlimmeres, als was ernste Naturalisten geschrieben haben.“ Sie haben ganz recht, meine Damen und Herren, wir können eine solche chinesische Mauer nicht aufrichten, ebenso wenig wie wir ihnen die Augen verbinden können, daß sie sich alle die lüsternen Titelbilder und noch lüsterneren Ansichtspostkarten, die vielfach öffentlich ausliegen, ansehen. Könnten wir unsre Jungen dann doch in keinen Friseurladen schicken, wo jenes „Kleine Witzblatt“, von dem ich vorhin schon sprach, ausliegen darf, so daß jeder 10jährige Bube sich daran ergötzen kann. Wohl aber können und sollen wir einerseits derartiges, so weit es in unsern Kräften steht, von unsrer Jugend fernzuhalten suchen, anderenteils für ein gesundes, heilsames Gegengewicht in genügendem Maße sorgen. Wo das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, zwischen Mutter und Tochter ein richtiges ist, da muß

die ernste Mahnung der Eltern an ihr Kind, nichts ohne vorher ergangene Erlaubnis zu lesen, genügen. Und hilft solche Ermahnung nicht, so muß das zweite Mittel allein wirken, die von den Eltern ausgewählte, für den Jüngling und die Jungfrau geeignete Lektüre. Und solche gesunde Kost wird nicht nur eine Schutzwehr sein gegen das Lesen unpassender Skribenten, sie wird auch heilend, kräftigend wirken, wie die frische Luft in Wald und Feld, im Garten und auf dem Spielplatz neben der dumpfen Stickatmosphäre in Stube und Schule, auf Markt und Straße.

Waren meine Ausführungen bis jetzt im wesentlichen negativer Art, so muß ich nun auch wenigstens in gedrängtester Kürze Positives bieten. Ich stellte vorhin die Forderung auf, daß die Jugendlektüre künstlerisch wertvoll, sittlich rein, frei von Tendenz sein müsse. Nun, ich sollte doch meinen, daß man noch lange nicht zu einem „Katzentisch" greifen muß, und unsre heranwachsende Jugend etwa mit Gustav Nieritz, Franz Hoffmann oder Thekla Gumpert abzuspeisen braucht, wie der Beantworter jener im Allg. Gewerbeverein aufgeworfenen Frage mit völlig ungerechtfertigtem Spott meint. Unsre deutsche Literatur ist so reich an Erzeugnissen, die jenen Forderungen entsprechen, daß unsre Kinder wahrlich nicht zu darben brauchen. Da stehen in erster Linie unsre Klassiker, deren Wert als bestes Bildungsmittel für die reifere Jugend ja wohl niemand wird bestreiten wollen. Besitzen doch gerade sie das, was unsrer Jugend ihrer Natur nach eigen ist, und was wir ihr nicht rauben lassen dürfen, jenen Idealismus, der an das Gute im Menschen, an den Sieg des Edlen glaubt. Nächst den Klassikern dürfte vor allem der historische Roman eine geeignete Lektüre bilden. Das lebhafte Interesse, das die Jugend meist der Geschichte entgegenbringt, schafft für die Aufnahme solcher Dichtungen den fruchtbarsten Boden, besonders wenn das Lesen derselben Hand in Hand mit der Durchnahme des betreffenden geschichtlichen Stoffes in der Schule geht. Natürlich darf es sich bloß um Romane handeln, die einerseits historisch treue Bilder liefern, anderseits nicht in den Fehler einer aufdringlichen Gelehrsamkeit verfallen. Da könnte wohl als erster Roman Hauffs „Lichtenstein" den Kindern in die Hand gegeben werden, sodann Freytags „Ahnen", Scheffels „Ekkehard" und die besten Romane von Willibald Alexis. Auch Walter Scott wird trotz seiner Breite auch heute noch von der Jugend gern und mit Nutzen gelesen. Aber wir können diese Jugend nicht bloß mit klassischen Dramen und historischen Romanen abspeisen, sie will

auch **in der Zeit und mit der Zeit** leben, und auch an solchen für sie passenden Schriften fehlt es nicht. Da wäre beispielsweise zu nennen Freytags „Soll und Haben“, Storms, Riehls Novellen, Roseggers Erzählungen, einzelne Romane von der Ebner-Eschenbach, wie z. B. das prächtige „Gemeindekind“, ausgewählte Sachen von Conr. Ferd. Meyer und Gottfr. Keller, endlich Liliencrons Kriegsnovellen. Und daß auch die neueste Zeit immer wieder dazwischen Romane zutage fördert, die wir unserer reiferen Jugend nicht vorenthalten sollten, das beweisen z. B. Dichtungen, wie Frenssens „Die drei Getreuen“, Heers „Joggeli“ oder der erst kürzlich erschienene Roman von H. A. Krüger „Gottfried Kämpfer“. So wird der Kreis sich immer mehr und mehr weiten, bis man die Zeit für gekommen erachtet, sein Kind allmählich vorzubereiten auf die Freiheit, die dem Erwachsenen die Wahl der Lektüre selbst überläßt. In diese Zeit der reifsten Jugend würden Paul Heyses Novellen, die besten Spielhagenschen Romane, Clara Viebigs „Die Wacht am Rhein“, Sudermanns „Frau Sorge“ und vieles, vieles andre gehören, vor allem die Romane von Pantenius, von dem auch unsre Jugend lernen kann, warme Heimatsliebe mit offnem Sinn für die Wahrheit zu paaren. In dankenswerter Weise ist in neuester Zeit mehrfach der Versuch gemacht worden, das Beste, was die ältere und neuere erzählende Literatur hervorgebracht, in billigen Volksbibliotheken zu vereinigen. Eine der trefflichsten sind jedenfalls die „Wiesbadener Volksbücher“, die neben den schon genannten Schriftstellern Erzählungen von Stifter, Hans Hoffmann, Adolf Stern, Jensen, Wilbrandt, Hermine Villinger und vielen andern bringen, Dichtungen, die sich wohl sämtlich auch für die reifere Jugend eignen dürften.

Was ich hier an Namen genannt, sind natürlich nur Beispiele und können auch nicht im entferntesten Anspruch auf Vollständigkeit machen. Leider fehlt, soweit mir bekannt ist, noch immer ein einigermaßen genügendes Verzeichnis von belletristischen Werken für das reifere und reifste Jugendalter[1]. Hier kann ich eine Warnung nicht unterdrücken. Man darf in seiner Vorsicht

[1]) Das oben schon erwähnte von den vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen herausgegebene „Verzeichnis empfehlenswerter Jugendschriften“, das viele belehrende Bücher geschichtlichen, kulturgeschichtlichen und biographischen Inhalts, die sich für die reifere Jugend eignen, aufweist, führt für dieses Alter passende Werke aus der schönen Literatur leider nur in recht beschränkter Zahl an

natürlich auch nicht zu weit gehn, besonders sind es manche Mütter, die ihre Töchter womöglich bis zur Konfirmation nur mit dem „Tochteralbum“, mit „Backfischchens Leiden und Freuden“ und ähnlichen Erzeugnissen füttern möchten. Das ist ein schweres Unrecht. Auch unsre heranreifenden Mädchen wollen und sollen durch Lektüre in das Leben eingeführt werden, und ein gesunder Realismus ist ihnen heilsamer als die verlogene Welt vieler Jugendschriftstellerinnen. Auch das Thema „Liebe“, vor dem manche Mutter eine fast krankhafte Angst hat, darf wahrlich nicht schrecken, sofern sie in reiner Form auftritt, wenn wir nicht ein zippes und unnatürliches Geschlecht großziehen wollen.

Vor allem vergesse man nicht, der Jugend auch Humoristisches zu bieten. Die Lebensfreude ist dem Sonnenlichte zu vergleichen, in dem jedes organische Wesen am besten gedeiht. Dieses Sonnenlicht, diese Lebensfreude wollen wir unsern Kindern aber in recht reichlichem Maße zukommen lassen, sie stärkt sie zum Lebenskampf, der ihnen allen einmal bevorsteht. Und wie bereitwillig wird von der Jugend das Heitere aufgenommen. Wie schnell ist ein Kind imstande, Schmerzvolles zu vergessen, wenn ihm eine lustige Geschichte erzählt wird. Wie strahlen die Augen von Schülern und Schülerinnen auch älterer Altersstufen, wenn ihnen der Lehrer am Schluß der Stunde einmal etwas Heiteres zum besten gibt, was die Lachmuskeln ordentlich in Bewegung setzt. Freilich, soweit wie Heinrich Hart möchte ich nicht gehn, der auf dem letzten Kunsterziehungstage Wilhelm Busch als „Jugendkunsterzieher“ große Erfolge prophezeihte. Aber es gibt in unsrer Literatur doch ernstere Humoristen. Groß ist die Zahl ja nicht, aber noch haben wir einen Raabe, dessen „Horacker“ z. B. so recht ein Buch auch für die reifere Jugend ist; noch haben wir einen Heinrich Seidel, vor allem aber unsern unsterblichen Fritz Reuter. Es hat mich immer aufrichtig betrübt, wenn ich bei Rundfragen in den obersten Klassen von Knaben- und Mädchenschulen feststellen mußte, wie viele deutsche Jünglinge und Jungfrauen von diesem köstlichen Dichter nichts gelesen haben. Oder sollte auch schon in einer älteren Generation das Interesse für diesen prächtigen Erzähler von der Menschen Freud und Leid im Schwinden begriffen sein? Das wäre jedenfalls tief bedauerlich, denn ich wüßte wirklich nicht viele Dichter, die so wundervoll zu predigen verständen, wie reich das Leben an Schönem, Preisenswertem ist, wenn man nur im Hasten und Jagen des Alltags den offenen Blick dafür behält. Es scheint, daß die geringe Schwierigkeit des plattdeutschen Dialekts

manchen abhält, sich an Fritz Reuter zu machen. Nun, ich kann jedem die Versicherung geben, daß er nach den ersten 20—30 Seiten in der mit reichlichen Worterklärungen versehenen Volksausgabe seinen Reuter liest wie jeden andern Schriftsteller und für die kleine Mühe des Sichhineinarbeitens tausendfach belohnt werden wird[1]. Daß die Jugend auch diese geringe Arbeit scheut, ist eher verständlich, hier muß eben eintreten, wovon zum Schluß noch zu reden ist, das Zusammenlesen mit Erwachsenen.

Es gab eine Zeit und sie liegt nicht gar zu weit zurück, wo es in zahlreichen Familien eine Feststunde war, wenn der Vater Abends beim trauten Schein der Lampe die Seinen um sich versammelte und ihnen ein gutes Buch vortrug, oder die Mutter an Sonntagnachmittagen mit ihren Kindern ein klassisches Drama mit verteilten Rollen las. Ob das heute noch vorkommt? Man wird mir dagegen erwidern: Ja, die Verhältnisse sind in den letzten 30 Jahren wesentlich andere geworden. Unter dem Druck einer immer lastender werdenden Berufsarbeit, eines immer heftiger werdenden Kampfes ums Dasein hat auch das Familienleben leiden müssen. Und wenn man einmal ein Mußestündchen hat, so nimmt man die Zeitung oder leichte Unterhaltungslektüre vor, oder auch ein modernes Buch, nicht aber immer nur ein solches, wie es der Jugend zukommt. Ich verstehe diese Einwände vollauf, aber für unsre Kinder müssen wir Zeit übrig haben, so lange wir noch Zeit zu regelmäßigen Kartenpartien und Kaffeekränzchen finden. Die Zeiten sind andere geworden. Ja, freilich sind sie andere geworden, aber nicht bloß für uns, sondern auch für unsre Kinder. Matthias sagt[2]: „Die besten Schüler pflegen Hauspflanzen, keine Schulpflanzen zu sein.“ Ist das schon in Deutschland der Fall, so gilt das in noch ungleich höherem Maße bei uns. Denn es ist kein Geheimnis, daß ein großer Teil der Aufgaben, die wir früher ruhig der Schule überlassen konnten, heute der Familie zufällt. Und hierzu gehört vielfach auch die Pflege der klassischen Dichtung. Diese überläßt man freilich heute nur zu gerne den Leseabenden der Schüler und den Lesekränzchen der Schülerinnen. Nun, ich will gegen dieselben nichts sagen,

---

[1]) (Es darf hier auch darauf hingewiesen werden, daß eine sehr große Menge plattdeutscher Wörter sich in unsrem baltischen Deutsch lebendig erhalten haben, also uns ohnehin ganz geläufig sind. Mithin muß gerade uns das Verständnis der Sprache Reuters vielfach leichter fallen, als etwa einem Süd- oder Mitteldeutschen. D. Red.)

[2]) Praktische Pädagogik, 2. Aufl. München, 1903, S. 250.

wenngleich das Lesen auf solchen Abenden oft nur ein schönes Aushängeschild für allerhand Geselligkeit ist. Nur eines erscheint mir dringend wünschenswert, daß nämlich die Jugend mit solchen Leseübungen nicht zu früh anfange und daß bei der Wahl des zu lesenden Erwachsene zu Rate gezogen würden, damit nicht, wie ich das beispielsweise erlebt habe, dreizehnjährige Jungen ihren Leseabend mit der „Braut von Messina“ eröffneten, die sie natürlich nicht verstanden, und fünfzehnjährige Jünglinge sich bereits an den „Faust“ machen, den sie wohl noch weniger verstanden haben werden. Ersetzen können derartige Veranstaltungen aber das Zusammenlesen mit Erwachsenen in keiner Weise. Schon daß diese durch besseres Lesen (und Übung macht auch hier den Meister) vorbildlich werden, wirkt belebend, sodann wird manch erklärendes Wort das Verständnis des Gelesenen fördern, ja ich möchte sagen, die einfache Tatsache, daß auch die Eltern teilnehmen, gibt dem Ganzen erst den rechten Schwung, eine höhere Weihe. Und wenn dann etwas von der schönen Begeisterung, deren die Jugend noch fähig ist, auch auf die Alten übergeht, schaden wird's ihnen wahrlich nicht, heute, wo die Klassiker in ihren Prachteinbänden oft jahrzehntelang in den Bücherschränken unbenutzt zu stehen pflegen. Übrigens brauchen ja garnicht nur die Klassiker gelesen zu werden, haben wir doch gesehen, wie manches Buch, das Vater und Mutter selbst nicht kennen werden, ein prächtig Buch auch für die Kinder ist. Und dann ein Weiteres. Ich habe schon vorhin darauf hingewiesen, wie die Interesselosigkeit unsrer reiferen Jugend einer jeden Lektüre gegenüber in beängstigendem Wachsen begriffen ist. Nun, sollte es ein wirksameres Mittel dagegen geben, als wenn gerade die Eltern den anfangs vielleicht leise Widerstrebenden allmählich in den Bannkreis des wahrhaft Schönen ziehen. Es wird heute vielfach über eine frühe Entfremdung zwischen Eltern und Kindern, besonders den Knaben geklagt. Wer ist daran schuld? Die Kinder, die in ihren Freistunden sich selbst überlassen bleiben und ihre eignen Wege gehen dürfen, oder die Eltern, die ihre Kinder zwar mit Essen und Trinken, mit Kleidern und Schuhwerk, mit Schulgeld und Geld für Konzert, Theater oder Zirkus reichlich versorgen, aber Zeit für sie nicht haben? Nun, ich sollte meinen, gerade solch gemeinsame Beschäftigung mit der Kunst, das gemeinsame Schöpfen aus dem Born des Schönen muß Eltern und Kinder einander nahebringen, die gemeinsame Lektüre kann Veranlassung zu manch ernster Aussprache werden, kann dadurch manch auf-

tauchenden Schatten verscheuchen, kann stärkend, fördernd, klärend, belebend die Bande der Familie fester schmieden, und das, was anfangs eine Last schien, wird denen zum Segen, die auf Erden unser Teuerstes sind.

Ich stehe am Schluß meiner Ausführungen. Vollkommen bewußt bin ich mir, daß das, was ich vorgebracht, nur sehr Unvollständiges war, daß ich das Thema, das ich mir gestellt, bei weitem nicht erschöpft habe und in einer Stunde wohl auch kaum erschöpfen konnte. Ich habe auch oft Ausgesprochenes, viel selbstverständlich Erscheinendes nur wiederholt, ich werde bei einem oder dem andern gewiß Widerspruch geweckt haben, und ich werde vielleicht manchem manches gesagt haben, was ihm nicht angenehm zu hören war. Ich bitte mir um der Sache willen dieses nicht zu verargen. Eins aber hoffe ich erreicht zu haben, nämlich eine Frage zur Diskussion gestellt zu haben, die gerade bei unsrer heutigen Jugenderziehung von der allerernstesten Bedeutung ist. Und wenn diese Diskussion auch nicht in öffentlicher Versammlung vor sich geht, im kleinen und kleinsten Kreise, das wünschte ich, wird vielleicht weiter darüber geredet, wird manches neue Material hinzugetragen, wird manche Lücke, die ich gelassen, ausgefüllt, manche Ansicht geklärt werden. Um solch eine Aussprache zu erleichtern, lassen Sie mich das, was ich gesagt, in folgende 4 Sätze zusammenfassen:

1) Der häuslichen Lektüre der Jugend ist eine größere Sorgfalt zuzuwenden, als dies im allgemeinen bei uns geschieht.

2) Wir sollen unsre Kinder nichts lesen oder, wenn es sich um eine Theateraufführung handelt, sehen lassen, was wir nicht kennen, oder was uns nicht von vertrauenswürdiger Seite als für die Jugend geeignet empfohlen ist.

3) Für die jüngeren Kinder stehen Musterkataloge zur Verfügung, für die reifere Jugend kann als Grundsatz gelten, daß wir ihr nur bieten sollen, was a. künstlerisch wertvoll, b. sittlich rein, c. frei von jeder Alterprobtes niederreißenden Tendenz ist.

4) Die gemeinsame Lektüre der Erwachsenen und der Kinder ist dringend zu empfehlen.

Meine verehrten Damen und Herren! In wenigen Monaten wird, so weit die deutsche Zunge reicht, ein ernster Gedenktag begangen werden, der Tag, an dem vor 100 Jahren unser großer Schiller nur zu früh sein Auge für immer geschlossen hat. Auch unter uns rüstet man sich bereits, diesen Tag würdig zu begehen und damit den Beweis zu liefern, daß der große Tote trotz all

des modernen Sturmes und Dranges auch unter uns noch lebendig ist. Da wird manch schöne Rede gehalten, da wird manch geistvoller Toast gesprochen werden, da wird etwas wie Schwung in die Prosa unsres Lebens hineinkommen, wir alle werden wenigstens auf Tage unter dem Zeichen des großen Dichters stehen. Aber wird das alles sein? Wird man sich begnügen mit einer schuldigen Verbeugung vor dem gewaltigen Genie, wird das Ganze nur einem Rausche gleichen, der, flüchtig erzeugt, ebenso flüchtig entweicht? Hoffen wir, daß dem nicht so sein wird. Wahrlich, es täte not, daß aus solchen Tagen der Begeisterung etwas für unser Alltagsleben übrig bliebe, daß Schiller wieder wird, was er bei den meisten aufgehört hat zu sein, einer unsrer Führer, Bildner, Erzieher. Aber nicht bloß für uns, sondern vor allem auch für unsre Jugend. Einen besseren Jugenderzieher können wir uns doch wahrlich nicht denken, als den Mann, von dem sein großer Freund gesagt hat:

> Denn hinter ihm, im wesenlosen Scheine
> Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine

Möchten uns die Schillertage, die vor uns liegen, das wieder einmal so recht klar machen; möchten wir als getreue Haushalter des uns anvertrauten wertvollsten Gutes, und das sind unsre Kinder, an diesen arbeiten und sie mit Hilfe unsrer herrlichen Literatur erziehen zu Bewunderern, Pflegern, Nachahmern alles Wahren, Guten, Schönen.



Laster und Leidenschaft in J. M. R. Lenz' Dichtung.

Von

Karl von Freymann.

„In meiner Wiege stand das schreckliche Gericht Gottes[1]. — Wie massiv und lastend fällt dieses Wort in die Wagschale der Gedanken, einem schweren Blocke gleich. Die Schale sinkt zu Boden, der Zeiger der Wage weist ins Unmeßbare, denn in diesen Worten ist eine Weltanschauung enthalten; ein großartig herber Pessimismus, wie ihn Hebbels Werke atmen. Aus dieser Anschauung heraus ist menschliches Leiden und Elend kein Zufall, und obgleich unser Tun das Werk göttlicher Fügung ist, bleiben wir dennoch verantwortlich. Unsre Verschuldung ist unausbleiblich, aber die innere Notwendigkeit unsres Handelns vermag den Ernst des Urteils, dem wir alle entgegen gehen, nicht zu lindern. Wir werden geboren, wir blühen und gedeihen zum Gericht.

Ich erinnere mich eines alten indischen Spruches, daß dem, der da lebt, Kummer und Sorgen wachsen ohne sein Zutun, naturgemäß und stetig, wie das Gras auf der Wiese. — Notwendig ist das Leben:

> Nur der bleibende Himmel kennt,
> Was er den schwachen Sterblichen gönnt,
> All ihr Glück erstohlen in Qualen;
> Hinter Wolken zitternde Strahlen;
> Was ihr Herz sich gestehlt und verhehlt,
> Alles hat er ihnen zugezählt,
> Unerbittlich[2] —

---

[1] „Bekenntnisse einer armen Seele." Handschriftlich in P. T. Falcks Lenzarchiv. Vgl. Falck, Der Dichter J. M. R. Lenz in Livland (Winterthur 78), S. 6. — Eine Parallelstelle dazu in einem Briefe Lenz' an Herder vom 28. August 1775. (Abgedr. bei Gruppe, Reinhold Lenz. Leben und Werke. Brln. 61.). Mir selbst ein Exempel der Gerichte Gottes 2c.

[2] „Trost." Gedichte von J. M. R. Lenz. Hrsg. von Weinhold (Brln. 1891). S. 181.

Unerbittlich ist der Ratschluß Gottes, unerbittlich ist das Gericht Gottes; was bleibt uns armen Menschen übrig? Das Leben bleibt uns übrig. Tun und Leiden, Hoffen und Verzagen bleiben uns übrig, und wenn das Leben ein Trauerspiel ist, ist es deshalb minder wert gelebt zu werden?

Es ist von Lenz gesagt worden, daß er mit viel Geschick lustige Tragödien oder schaurige Komödien zu dichten wußte, aber er dichtete das Trauerspiel des Lebens. Er konnte mit gutem Recht seinen Stücken ein versöhnliches Ende aufzwingen, denn der endgültig tragische Schluß jedes Lebens verstand sich bei ihm von selbst. Nicht im Tode beruht ja die Tragik der Menschen, sondern darin, daß wir mitten im Leben gebrochen werden, und die Trümmer unsres Wollens gleichgültig zu Grabe schleppen. An dieser Tragik aber fehlt es keiner der Lenzschen Figuren. Es ist ein ernstes Leben, welches Lenz uns schildert, ein Leben, in dem sich jede Verschuldung rächt.

Die breiteste Grundlage des Lebens ist der geschlechtliche Trieb, dessen mannigfaltige Gestaltungen wir unter dem rätselhaften Worte Liebe zusammenfassen. Von den zahllosen in einander hinübergreifenden Formen der Liebe können wir doch zwei Formen klar von einander scheiden. Wo der gesetzlose Trieb, das Körperliche und eine gewisse Unbestimmtheit des Objekts vorwalten, wird die Liebe zum Laster, wo das reine Wesen der Liebe, das geistige Moment am schärfsten hervortritt, wird die Liebe zur Leidenschaft. Laster und Leidenschaft sind die beiden Brennpunkte der Liebe, das Laster der intensivste körperliche Genuß, die Leidenschaft die höchste Steigerung des geistigen. Den unentwirrbaren Knoten aber, in welchem gemeiniglich Sinnlichkeit und Geist, Triebe und Streben verknüpft werden, durchschlug Lenz, und während er die Liebe besang, gestalteten sich unter seinen Händen Laster und Leidenschaft in scharf geschiedenen Zügen. Während er die Leidenschaft in den Himmel emporhob, stieß er das Laster hinab zur Hölle. Er riß dem Laster den glitzernden Deckmantel von den Schultern, an dem alle Zeit so viele mit großem Fleiß gearbeitet haben, und zeigte es nackt und häßlich; er befreite die Leidenschaft von dem Zusatz des Gemeinen. Das Laster ist schwächlich und ziellos, die Leidenschaft gibt uns ein einiges Ziel, dem alle Kräfte zugewandt sind. Gleich Bleigewichten zieht uns das Laster hinab

in einen planlosen Vergnügungssumpf, die leidenschaftliche Liebe gibt unserm Geiste Flügel, wenn nur der Gegenstand dieser Liebe sich hoch und rein genug über dem Wünschenden emporhebt. Eine Anschauung, die uns die trefflichste Deutung gibt, daß unglückliche Liebe den Menschen veredle.

Wir sollen das Laster verachten, wir sollen unser Fühlen und Leben vertiefen, um Raum und Kraft zu gewinnen zur Leidenschaft. In einem aber bleiben sich Laster und Leidenschaft völlig gleich, beide bedingen das Unglück. An unsrer Wiege steht das schreckliche Gericht Gottes. Es wäre uns freilich wohler zu Mute, wenn wir berufen wären mit dem Schicksal zu rechten, wenn wir abwehrend die Hand ausstrecken könnten und rufen: Rühre uns nicht an, gehe vorüber, denn du bist unverdient! Aber wir können es nicht! Denn auch demjenigen, der Stumpfheit und Laster verachtend, mühselig zum Lichte strebt, ja vornehmlich dem, der in rauhem Sturmlauf zur Höhe emporzusteigen meint, kommt ein Augenblick, in dem er begreift, warum auch er gerichtet wird. Es kommt die Stunde des Lebens, in der wir sprechen:

> Von nun an die Sonne in Trauer,
> Von nun an finster der Tag,
> Des Himmels Tore verschlossen!
> Wer ist, der wieder eroffnen,
> Wer wieder entschließen sie mag?
>
> Hier ausgesperret, verloren,
> Sitzt der Verworfne und weint,
> Und kennt im Himmel, auf Erden
> Gehässiger nichts als sich selber,
> Und ist im Himmel, auf Erden
> Sein unversöhnlichster Feind. . .[1]

Die Büste Voltaires trägt auf der klaren Stirn, in den tiefliegenden, sehenden Augen den Stempel eines nimmermüden Geistes, um die feingeschnittenen Lippen aber spielt ein sonderbares Lächeln — ein vergnügtes Lächeln. Ein weiter Abstand ist zwischen diesem Gesicht und den zergrübelt müden Zügen eines Gerhard Hauptmann, ein weiter Abstand gleichfalls zwischen jener Büste und dem begeistert flammenden Prophetenkopf Schillers. Der Kopf Voltaires ist von einer harmlos selbstzufriedenen Lebensheiterkeit durchschienen, und wenn diese geistreichen Lippen sich öffnen sollten

[1] „Der verlorene Augenblick." Lenz' Gedichte. S. 129.

und die geheimsten Gedanken des subtilen Kopfes verrieten, so sprächen sie vielleicht mit leisem Spotten: Ein Schäferspiel ist das Leben!

Erst in der Revolution, die recht eigentlich mit dem Leben Ernst machte, verschwindet der vergnügte Zug in den Gesichtern der führenden Geister. Und diese Vergnügtheit hatte ihre Kehrseite. Die Aufklärung machte in aller Stille eine zierliche Reverenz vor dem schöngeistigen Laster, und das Spiel mit Liebe und Sinnlichkeit war Mode unter den Leuten von Verstand. In Deutschland zum mindesten war es nicht schwer, in den klingenden Versen Wielands, hinter den wehenden Schleiern seiner behenden Grazien, den Altar zu erkennen, um den sie tanzten. An der Lebensanschauung, welche diese Verse geboren, galt es die Kräfte zu messen, sollte der Tritt des Dichters wieder, wie einst, den Boden erschüttern und sein Wort die Gemüter bewegen. Es ist ein beschwerliches Geschäft, die Menschen aus dem trägen Schlummer behaglicher Sinnlichkeit emporzurütteln und den Lachenden über die Minderwertigkeit seines Lachens aufzuklären, doch war diese Aufgabe eben groß genug, um Lenz' ganze Seele zu fassen, „denn Nesseln vorweg zu hauen war von Jugend auf sein höchstes Vergnügen gewesen"[1]. Er war bereit den Kampf mit der lasziv harmlosen Weltanschauung aufzunehmen, und sollte dieser Kampf so aussichtslos sein, wie weiland die Riesenkämpfe des Edlen Don Quichotte. Von kälterer Überlegung aber als jener, erkannte er das Mißliche eines Kampfes gegen abstrakte Anschauungen und Windmühlenflügel und wählte sich einen Gegner von Fleisch und Blut. Sein satirisch-literarischer Angriff richtete sich vor allem und zuerst gegen Wieland. In den Briefen an Lavater schreibt Lenz über die Wolken[2]: „Es ist Gegengift, Lavater! Das mir lang auf dem Herzen gelegen und wo ich nur auf Gelegenheit gepaßt, es anzubringen. . ."

„Geradezu läßt das Publikum seiner Sinnesart, seinem Geschmack nicht gern widersprechen, man muß einen Vorwand, eine Leidenschaft brauchen, sonst nimmt es nimmer Anteil. Und meine Kunst, meine Religion, mein Herz und meine Freude, alles

---

[1]) Dorer-Egloff, J. M. R. Lenz u. seine Schriften (Baden 57). Briefe an Lavater. Nr. 4, S. 183.

[2]) Ebenda. Nr. 5, S. 185.

fordert mich jetzt dazu auf — jetzt ausgelassen, auf ewig ausgelassen! Wer ersetzt mir den Schaden? Wer ersetzt ihn euch? . . . Es muß einmal ein Ende haben oder wir arbeiten alle vergeblich und die Toren rufen laut: es ist kein Gott!" . . .

„Ihr wollt die Wolken Wieland zuschicken? Liebe Freunde, wo ist euer Verstand, wo ist eure Freundschaft für mich? Was hab ich mit Wieland zu schaffen? Kennt ihr die süßlächelnde Schlange mit all ihren Krümmungen noch nicht? Und Wieland, der euch allen im Herzen Hohn spricht, die Achseln über euch zuckt und lächelt — mit dem wollt ihr Vertraulichkeiten machen, sobald es wider ihn geht. Liebe, liebe Freunde, überlaßt mich wenigstens mir allein. Unsre Feindschaft ist so ewig alt als die Feindschaft des Wassers und Feuers, des Todes und des Lebens, des Himmels und der Hölle. . . Wieland, der Mensch, wird einst mein Freund werden, aber Wieland, der Schriftsteller, d. h. der Philosoph, der Socrates — nie!" [1] — Lenzs Angriff und Forderung treten uns klar entgegen in der Gegenüberstellung nachstehender Zeilen aus „Menalk und Mopsus" [2] und ihres Widerspiels, der „Poetischen Malerei".

Menalk. Nur Mopschen seid ihr doch ein wenig zu verfleckt.
Mopsus: Das ist das Heiligtum der Kunst. Nur das erweckt
Begierden in dem Bauch, die meine Leser brauchen,
Soll all mein Witz für sie, wie Riechsalz nicht verrauchen.
Da, da steckt das Geheimnis. Nur gewinkt —
Wie kützelt's ihren Stolz, Einbildungskraft, Instinkt,
Sich Sachen, die mein Pinsel nie kann mahlen,
Selbst zu erschaffen, mir dann zu bezahlen.
Ho ha ha ha

Poetische Malerei [3].

Ach, ihr jungen Rosen, du beblühmtes Gras,
Die sein Blick behauchte, seid ihr nun so blaß?
Wessen Aug' und Herz nicht rein,
Kann der euer Maler sein?

Lenz haßte das Laster, noch mehr aber die Beschönigung des Lasters, jene Schilderungsweise, die unsre Triebe als harmlos reizvolles Vergnügen, als Folgen der Unmoral, als wohlgelungene Überraschungen in dem stillen Einerlei des Lebens darstellen will.

[1]) Ebenda. Nr. 7, S. 180.
[2]) „Menalk und Mopsus. Eine Ekloge." (Frankf. u. Lpz. 1775.) S. 19.
[3]) Dorer-Egloff. S. 144.

Er forderte als Grundbedingung des Schaffens die Reinheit des Wollens und die Verschmähung des Lasziven. Der poetische Wert des Lasciven ist gering, sein Schaden aber unberechenbar. Unser Wünschen und Handeln wird zum größten Teil bedingt durch den Standpunkt, welchen wir dem Laster gegenüber einnehmen. Kein Standpunkt aber wirkt ansteckender, als die Verwechslung von Laster und Romantik, denn dieser Standpunkt ist banal. Die Meinung, daß die heiteren Liebesünden der Schmuck des Lebens sind, findet stets Verehrer; stets — und die Toren rufen laut: Es ist kein Gott!

Unter dem verschnörkelten Zierrat einer genußbeflissenen Lebensanschauung verschwimmen Tugend und Laster zur Halbheit, erstickt jedes ganze Wollen, verliert sich das Leben ins Puppenhafte. Am feinfühligen Teetisch wird das Leben zum schalen Roman, bar der Schatten und Schmerzen.

> Ach, so machten's nit unsre Vorfahren,
> Die schwer zu kützeln und glücklicher waren. . . .
> Liebten ewig, haßten schwer,
> Hatten das Herz nie dürftig und leer[1].

Weiter:

> Bei euch wird die Liebe so geistlich betrieben,
> Plato selbst wird konfus bei eurem Lieben,
> Ihr pfeift stets feiner und höher hinaus,
> Und pfeift sie am Ende zum Schornstein raus.
> Der kalte Wohlstand darüber deckt,
> Wie'n Schornsteinfeger mit Ruß bedeckt,
> Denn er weiß sorgsam abzuschaben,
> Und überläßt das Feuer den Knaben . . .[2].

Das Feuer den Knaben; die weisen Leute aber flattern den Schmetterlingen gleich von Blume zu Blume, sie nippen und genießen. Die Verdeutlichung dieses schöngeistigen Epikuräismus zeigt die Figur Rothes im Waldbruder[3]:

„Höre mich, Herz, ich gelte ein wenig bei den Frauenzimmern, und das bloß, weil ich leichtsinnig mit ihnen bin. Sobald ich in die hohen Empfindungen komme, ist's aus mit uns, sie verstehen mich nicht mehr, so wenig als ich sie, unsre Liebesgeschichtgen

---

[1] Flüchtige Aufsätze von Lenz. Hrsg. von Kayser (Zürich 1776.) II „Matz Hocker" S. 78.

[2] Ebenda S. 82.

[3] „Der Waldbruder" I. Teil. 5. u. 7. Brief. Gedr. bei Froitzheim, Lenz und Goethe (Stuttg. 91) im Anhang.

haben ein Ende. Siehst du, so bin ich in einer beständigen Unruhe, die sich endlich in Ruhe und Wollust auflöst und dann mit einer reizenden Untreue wechselt. So wälze ich mich von Vergnügen auf Vergnügen, und da kommen mir deine Briefe eben recht, unsern eingeschrumpften Gesellschaften Stoff zum Lachen zu geben. Es sticht alles so schrecklich mit unsrer Art zu lieben ab. ... Man nötigt mich überall hin und ich bin überall willkommen, weil ich mich überall hinzupassen und aus allem Vorteil zu ziehen weiß. Das letzte muß aber durchaus sein, sonst geht das erste nicht. ...

„Ich war heute in einem kleinen Familienkonzert, das nun vollkommen elend war und in dem du dich sehr übel würdest befunden haben. ... Und weißt du womit ich mich entschädigte? Die Tochter war ein freundlich rosenwangigtes Mädchen, das mich für jede Schmeichelei, für jede herzlich-falsche Lobeserhebung mit einem feurigen Blick bezahlte, mir auch oft dafür die Hand und wohl gar gegen ihr Herz drückte, das hieß doch wahrlich gut gekauft. ... So gut würde dir's auch werden, wenn du mir folgtest; wäre doch besser, unter blühenden und glühenden Mädchen in Scherz und Freude und Liebkosungen sich herumwälzen, als unter deinen glasierten Bäumen auf der gefrorenen Erde."

Eine artige Satire einer artigen Denkweise; aber das Leben ist nicht artig!

„Lauffer: In der ganzen heutigen vernünftigen Welt wird kein Teufel mehr statuiert. ...

Wenzeslaus: Darum wird auch die ganze heutige vernünftige Welt zum Teufel fahren. Tut nicht Böses, tut recht, und dann so braucht ihr die Teufel nicht zu scheuen[1]. .."

Wer aber Böses tut, der soll die Teufel fürchten. Mit zitternder Hand schrieb Lenz die beiden glühenden Dramen des Lasters: den Hofmeister und die Soldaten; Dramen eines Lasters, welches nicht von Papier und Pappe, sondern von Fleisch und Blut, eines Lasters, das sich rächt. In Romanen und in den Köpfen der kleinen Leute mögen Laster und Größe, Laster, Entschlossenheit und Mut nah beieinander wohnen; hier heißt es gemäß dem Ausspruche Rehaars: „Wer Kurage hat, der ist zu

[1] „Der Hofmeister." V. Akt. 9 Szene. Lenz' Gesammelte Schriften Hrsg. von Tieck. Bd. 1.

allen Lastern fähig." In der wirklichen Welt aber ist das Laster nicht groß, sondern niedrig, nicht schön, sondern häßlich, nicht stark, sondern kraftlos. „Wenn der Kopf leer ist, und faul dabei, und niemals ist angestrengt worden"[1], wenn der Bauch satt ist und der Herzschlag träge, ist dem Laster der Boden bereitet. In solchen Sphären spielen die Romane des Lasters, die nur in ihren Folgen erschütternd wirken. Held und Sphäre des Hofmeisters werden verständlich in den wenigen Zeilen (I. Akt, 3. Szene):

„Die Majorin: Sie wissen, daß man heutzutage auf nichts in der Welt so sehr sieht, als ob ein Mensch sich zu führen wisse.

Lauffer (der Hofmeister). Ich hoff', Euer Gnaden werden mit mir zufrieden sein. Wenigstens hab ich in Leipzig keinen Ball ausgelassen, und wohl über die fünfzehn Tanzmeister in meinem Leben gehabt."

Auf dieser Grundlage entwickelt sich die Schuld mit erschreckender Selbstverständlichkeit. Der neue Hauslehrer, der von allen Seiten gestoßen und gequält ist, erweckt das Mitleid der jungen Tochter. Er verführt sie, fast ohne es selbst zu merken, während ihr Herz noch voll ist von der Liebe zu ihrem Vetter. Wie Elend und Schuld gereift sind, flieht der Lehrer, die Tochter verläßt allein das Elternhaus, und ihre Spur geht verloren. Aber die Erinnerung an den Kummer ihres Vaters nimmt sie mit sich; noch matt und erschöpft von den überstandenen Schmerzen, macht sie sich auf, um seine Verzeihung zu erflehen. (V. Akt, 4. und 5. Szene):

Gustchen (liegend, an einem Teich mit Gesträuch umgeben). Soll ich denn hier sterben? — Mein Vater! mein Vater! gib mir die Schuld nicht, daß du nicht Nachricht von mir bekömmst. Ich hab meine letzten Kräfte angewandt — sie sind erschöpft. Sein Bild, o sein Bild steht mir immer vor den Augen! Er ist tot, ja tot, — und vor Gram um mich. — Sein Geist ist mir diese Nacht erschienen, mir Nachricht davon zu geben, mich zur Rechenschaft dafür zu fordern. — Ich komme, ja ich komme.

(Rafft sich auf und wirft sich in den Teich.)

Major (von weitem. Geheimer Rat und Graf Wermuth begleiten ihn) Hey! hoh! da ging's in den Teich. Ein Weibsbild war's, und

---

[1]) Ebenda. IV Akt, 3. Szene.

wenngleich nicht meine Tochter, doch auch ein unglücklich Weibsbild. — Nach, Berg! Das ist der Weg zu Gustchen oder zur Hölle!

(Springt ihr nach.)

Geh. Rat (kommt). Gott im Himmel! was sollen wir anfangen?

Graf Wermut. Ich kann nicht schwimmen.

Geh. Rat. Auf die andre Seite! — Mich deucht, er haschte das Mädchen. . . . Dort — dort hinten im Gebüsch. — Sehen Sie nicht? Nun treibt er den Teich mit ihr hinunter. — Nach!

(Eine andre Seite des Teiches. Hinter der Szene Geschrei.)

„Hülfe! 's ist meine Tochter! Sackerment und all das Wetter! Graf! reicht mir doch die Stange: daß Euch die schwere Not."

(Major Berg trägt Gustchen aufs Theater. Geheimer Rat und Graf folgen.)

Major. Da! (setzt sich nieder. Geheimer Rat und Graf suchen sie zu ermuntern). Verfluchtes Kind! habe ich das an dir erziehen müssen! (Kniet nieder bei ihr.) Gustel! was fehlt dir? Hast Wasser eingeschluckt? Bist noch mein Gustel? — Gottlose Kanaille! Hättst du mir nur ein Wort vorher davon gesagt, ich hätte dem Lausejungen einen Adelsbrief gekauft, da hättet ihr können zusammen kriechen. — Gott behüt! so helft ihr doch; sie ist ja ohnmächtig. (Springt auf, ringt die Hände. Umhergehend.) Wenn ich nur wüßt', wo der maledeite Chirurgus vom Dorf anzutreffen wäre? — Ist sie noch nicht wach?

Gustchen (mit schwacher Stimme). Mein Vater!

Major. Was verlangst du?

Gustchen. Verzeihung.

Major (geht auf sie zu). Ja, verzeih dir's der Teufel, ungeratenes Kind. — Nein, (kniet wieder bei ihr) fall nur nicht hin, mein Gustel — mein Gustel! Ich verzeih dir; ist alles vergeben und vergessen. Gott weiß es: ich verzeih dir. — Verzeih du mir nur: Ja, aber nun ist nichts mehr zu ändern. Ich habe dem Hundsfott eine Kugel durch den Kopf geknallt.

Geh. Rat. Ich denke, wir tragen sie fort.

Major. Laßt stehen! Was geht sie Euch an? Ist sie doch Eure Tochter nicht. Bekümmert Euch um Euer Fleisch und Bein daheim. (Er nimmt sie auf die Arme.) Das Mädchen ich sollte wohl wieder nach dem Teiche mit dir — (schwenkt sie gegen den

Teich zu) aber wir wollen nicht eher schwimmen, als bis wir's Schwimmen gelernt haben, mein' ich. (Drückt sie an sein Herz.) — O du mein einzig teuerster Schatz! Daß ich dich wieder in meinen Armen tragen kann, gottlose Kanaille!" (Trägt sie fort.) — —

Wir sehen: „wer eines Mannes Kind verlüderlicht, der hat ihn an seinem Leben angetastet[1]."

Die Grenze der Lüderlichkeit aber kann nicht scharf genug gedacht werden, es genügt der Wunsch.

„Prinz. Rechenschaft, Rechenschaft, blutige Rechenschaft. Nehmt euren Degen. . . .

Graf. Was habe ich getan? . . .

Prinz. Euch der Glorie der Schönheit unheilig genähert, die Drachen und Ungeheuer in ehrerbietiger Entfernung würde gehalten haben. Ihr seid mehr als ein Raubtier[2]. . . ."

Die Gefahr des Lasters liegt nicht allein in den äußeren Wirkungen, jede unmoralische Handlung beeinflußt zugleich unser Denken. „Wie der erste Schritt zum Laster, so mit Rosen bestreut er auch sein mag, immer andre nach sich zieht, so ging es auch hier. Zerbins hohe Begriffe von der Heiligkeit, aufgesparten Glückseligkeit, von dem Himmel des Ehestandes verschwanden. Die Augen fingen ihm wie unsern Eltern aufzugehen: er ward vernünftig[3]. . . ."

Unter uns gesagt, wir sind alle Kenner. Wenn wir in offenen Stunden einander ins Auge sehen, wissen wir nur zu gut, wie die Entzauberung der Welt vor sich geht. Wie der geschehene Genuß unsre Wertschätzung vergröbert, wie das unterdrückte Wünschen, einen bitteren Nachgeschmack hinterläßt, ein Gefühl der sauren Trauben, welches das grobe Begehren mit der Glorie des Unerreichten verklärt. Jeder Schritt ein Schritt talabwärts: immer kleiner der Maßstab, immer grauer die grünenden Bäume, immer niedriger der Flug der Gedanken, immer enger und selbstverständlicher das Leben, bis wir vernünftig sind und ohne Illusionen; bis der ewige Funke in unsren Augen erloschen ist und unser Lachen breit und behaglich schallt, wie das Lachen der Philister am Biertisch. „Dies Gelächter über edlere und feinere

---

1) „Der neue Menoza." II. Akt, 4. Szene. (Ges. Werke. Bd. I.)
2) Ebenda. 3. Szene.
3) „Zerbin od. die neuere Philosophie." Ges. Werke. Bd. III, S. 159.

Vergnügungen ist der höchste moralische Verderb, und wenn ich so sagen darf, die höchste Verzweiflung. Laßt euch dadurch nicht irre machen, glaubt nicht, daß die Leute vergnügt sind, wenn sie ihr Zwergfell zum Lachen erschüttern, sie fühlen den Abstand eures Glückes von dem ihrigen zu gut[1]. . . ."

Niemals aber werden wir uns über den Pöbel erheben, wenn nicht die Ziele uns von der Masse scheiden. Das Leben ist kein Wettlauf, in welchem die größere Schnellkraft der Beine den Ausschlag gibt, es ist ein Suchen und Tasten auf vielverschlungenen Wegen, und die Richtung des Wollens, die Ziele scheiden die Leute. Wer nicht stillschweigend den Satz unterschreibt, tut nicht Böses, tut recht; wer nicht von vornherein darauf verzichtet, seinen Lebensdurst in den trüben Fluten des sinnlichen Genusses zu löschen, der trete seitab zur Masse. Ihm gilt der Wahlspruch der Menge[2]: „Eßt, trinkt und schlaft, euer Lohn ist sicher!" Und ewig wird ihm zur Antwort eine Stimme aus reineren Regionen schallen: „Euer Lohn ist klein!" Die Stimme des Schicksals ist es, die aus den Wolken tönt, die Stimme des Richters, der ihn richtet nach seinem Werte.

Im Frühling des Lebens gleicht die Seele des Menschen der aufgeworfenen Erde, unaufhaltsam steigen die gährenden Kräfte aus der Tiefe empor, und wie das Feld der Saat, harrt die Seele der Befruchtung. In dieser Zeit der Gärung entsteht der Entschluß, unser Leben ganz zu gestalten, die höchstdenkbare Forderung an das Leben zu stellen, nur nach dem einen vollen Lohn des Lebens die Hand zu erheben, erbebt die Seele unter einer heißen Lebensinbrunst, unter dem starken Wollen, „das Leben nicht zu lassen, es beselige uns denn[3]." Wir fühlen das Geheimnis alles Seienden, wir sehen unser Leben vom Dunkel des Todes rätselhaft beschattet, wir begreifen, daß ein unerklärliches Etwas inmitten des Alltagsgetriebes dem Leben Sinn und Gehalt verleiht. Wir begreifen in gleicher Weise, daß in uns ein Meer von Leben verschlossen liegt, wir wollen den Damm zerreißen und die brausenden Wogen, die in jungfräulicher Gewalt aus dem Herzen

[1]) „Die Kleinen." Ebenda Bd. III, S. 258.
[2]) „Pandaemonium germanicum." Hrsg. v. E. Schmidt. (Berlin 96.) Seite 38.
[3]) „Allwills geistliches Lied." Ges. Werke. Bd. III, S. 257

emporquellen, über unsrem Haupte zusammenschlagen lassen. Wir spüren es[1]:

> Lieben, hassen, fürchten, zittern,
> Hoffen — zagen bis ins Mark,
> Kann das Leben zwar verbittern,
> Aber ohne sie wär's Quark. . . .

Scheuen Auges blicken wir um uns, es geht uns wie Zerbin: „Er stand wie ein Saul unter den Propheten, sobald er in eine Gesellschaft von Damen trat. Er sah lauter überirdische Wesen außer seiner Sphäre in ihnen, für die er, weil er kein einziges ihrer Worte und Handlungen begriff noch einsah, eine so tiefe innerliche Ehrfurcht fühlte, daß er bei jeder Antwort, die er ihnen geben mußte, lieber auf sein Angesicht gefallen wäre und angebetet hätte[2].“

Der Boden ist bereitet, die wache Seele harrt der Befruchtung, die Befruchtung unsrer Seele aber sind Liebe und Leidenschaft. Das Bewußtsein unser Schicksal aus der Hand einer Frau zu empfangen, vertieft das Verhältnis von Mann und Weib. Nicht ein Schmuck des Lebens ist die leidenschaftliche Liebe, sondern sein Inhalt. Die Idealisierung ist die notwendige Folge dieses Glaubens. Zugleich wird die Hoffnung, in reiner Leidenschaft die Erfüllung des Lebens zu finden, die Liebe vorsichtig und prüfend gestalten, denn eine Täuschung im Liebesspiele macht das Leben zur Niete.

„Der Geck weiß sich aus einer solchen Verschiebung sehr geschwind herauszufinden, an dem edlen Manne aber frißt sie wie ein Wurm an der inneren Harmonie seiner Kräfte[3].“

Die Angst, daß sich die Göttin des Herzens zur banalen Sterblichen und das Gold der Liebe zu Stroh und Asche wandeln könnte, zwingt den ernsten Menschen den Trieb zu unterdrücken, aber täglich und stündlich wird er suchen in fiebernder Ungeduld, je weiter der Zeiger des Lebens vorrückt; und doch langsam und vorsichtig, qualvoll vorsichtig, denn er sucht nicht Licht und Wärme, er sucht die Flamme. Seine Kräfte sind gebunden, und einem Nachtwandler gleich geht er durchs Leben, bis der Funke von Mensch zu Mensch herüberspringt:

---

1) „An das Herz.“ Lenz' Gedichte. S. 112
2) „Zerbin.“ A. a. O. S. 151.
3) Ebenda. S. 154.

Und keine hörte meine Bitte,
Verstand mein Sehnen, meine Pein,
Mir liebenswert, mir was du bist zu sein.
Jetzt hab ich dich — und soll dich lassen —
Eh möge mich die Hölle fassen![1]

Diese Liebe entspricht dem Ernst des Suchens, sie ist unwandelbar und unverlierbar:

Und will mein Herz für andern Reiz entbrennen,
Und meine Liebe Freundschaft nennen,
So stürzn die Leidenschaft wie heut die Larv ihr ab
Und stoß mich einen Schritt voraus ins Grab[2].

Die Leidenschaft verzehrt, sie ähnelt in nichts der sanftgleitenden Liebe kühler Naturen. Die tropisch üppigen Gewächse, die sie in phantastischer Fülle hervorbringt, sind anders als Blumen und Früchte, die in den wohlgepflegten Gärten des Besitzes wachsen — glühender, duftender, sinnloser. Die Leidenschaft zerreißt die Fesseln der Gewohnheit, die Bande der Vernunft, die starken Maschen des täglichen Lebens, als wären es Spinngewebe, und die Worte der Leidenschaft klingen wie Töne einer fremden Welt. So klingen die Worte Strephon's, der fern von der Heimat seiner Liebe nachjagt.

Strephon: „Vetter, das stille Land der Toten ist mir so fürchterlich und öde nicht, als mein Vaterland. Sogar im Traum, wenn Wallungen des Blutes mir recht angsthafte Bilder vors Gesicht bringen wollen, so deucht mich's, ich sehe mein Vaterland[3]." Wer liebt, hat nicht Heerd noch Heimat, nicht Sippe noch Freundschaft. Aber die Leidenschaft, die ihm die Außenwelt vernichtet, ersetzt ihm die Freuden der menschlichen Gesellschaft, und was mehr ist, auch die Schmerzen. Sie weckt ihm in der eigenen Brust eine neue Welt, reicher und intensiver, vielgestalteter in allen Empfindungen, als das reale Leben. Sein Gott ist die Geliebte, seine Kirche die Wildnis!

Verzeih den Kranz, den eines Wilden Hand
Um dein geheiligt Bildnis wand;
Hier, wo er unbekannt der Welt,
In dunklen Wäldern, die ihn schützen,

---

[1]) An W. Lenz' Gedichte. S. 190.
[2]) Ebenda. S. 107.
[3]) „Die Freunde machen den Philosophen. Eine Komödie." (1776.) S. 20.

Im Tempel der Natur es heimlich aufgestellt.
Und wenn er davor niederfällt,
Die Götter selbst auf ihren Flammensitzen
Für eifersüchtig hält [1].

Die Kraft der Leidenschaft entspricht der Tiefe der Empfindung und der Höhe des geliebten Gegenstandes. In reiner, vollblütiger Leidenschaft wird der Gegenstand zum unerreichbaren Ideal, die Leidenschaft zum nie gelöschten Durst. Vor der Größe des Gewollten verstummt das Begehren. Nicht der Besitz der Geliebten, sondern das Bewußtsein der Liebe, der bloße Gedanke ist Reichtum und Schicksal des Liebenden. Auf dieser Grundlage erhebt sich die dramatische Phantasie „Der Engländer", ein Stück, das gradlinig und trotzig in den Himmel hineinragt, wie der Turm zu Babel. Es ist eine Monographie der Leidenschaft, die mit Liebesraserei beginnt und sich fortlaufend steigert, der erbitterte verzweifelte Kampf einer großen Leidenschaft gegen die winzige schleichende Vernunft, gegen die erbärmliche Lebensweisheit, gegen Spott und achselzuckende Teilnahme der Verständigen. Wie Feuer und Wasser aufeinander treffen, kämpfen in diesem Stücke Leidenschaft und Alltag. Der Engländer Robert ist ein Rasender, der seine Raserei verteidigt. Die kleinen Vergnügungen sollen seinen Geist zerstreuen, in Wollust und Behagen soll seine Leidenschaft ersticken:

Lord Hamilton: „Wenn nur ein Mittel wäre, ihm den Geschmack an Wollust und Behaglichkeit beizubringen; er hat sie noch nie gekostet, und wenn das so fortstürmt in seiner Seele, kann er sie auch nie kosten lernen [2]."

Aber auch dieses äußerste Mittel, welches Roberts Vater anwendet, um seinen Sohn zur Vernunft zu bringen, zerbricht an der spontanen Kraft der Liebe. Während die schöne Buhlerin Fognna Robert das Bild der Geliebten vom Halse lösen will, entreißt er ihr die Schere und durchsticht sich die Gurgel.

Robert: „Ist's denn so weit! (Breitet die Arme aus.) Ich komme, ich komme! Furchtbarstes aller Wesen, an dessen Dasein ich so lange zweifelte, daß ich zu meinem Trost leugnete, ich fühle dich.

---

[1] „An Henriette." 2. Lenz' Gedichte. S. 204.

[2] „Der Engländer. Eine dramatische Phantasie." (1777.) III. Akt, 1. Szene.

Du, der du meine Seele hierher gesetzt! du, der sie wieder in seine grausame Gewalt nimmt. Nur nicht verbiete, daß ich ihrer nicht mehr denken darf. Eine lange, furchtbare Ewigkeit ohne sie. Sieh, wenn ich gesündigt habe, ich will gern Strafe und Marter dulden, Höllenqualen dulden, wie du sie mir auflegen magst; nur laß das Andenken an sie, sie mir versüßen[1]."

Auch unmittelbar an der Schwelle des Todes weigert er sich das Gedenken seiner Liebe preiszugeben. Der Beichtvater beugt sich über ihn[2]:

Beichtvater: „Unter Bedingungen! — Bedenken Sie, was Sie verlangen — Bedingungen mit Ihrem Schöpfer? (Robert hält ihm die Hand, er reicht ihm das Ohr noch einmal hin.) Daß er Ihnen erlaube, Armiden nicht zu vergessen? - O lieber Lord Robert! in den letzten Augenblicken! Bedenken Sie, daß der Himmel Güter hat, die Ihnen noch unbekannt sind; Güter, die die irdischen so weit übertreffen, als die Sonne das Licht der Kerzen übertrifft. Wollen Sie denen entsagen, um einen Gegenstand, den Sie nicht mehr besitzen können, zu Ihrer Marter auf ewig im Gedächtnis zu behalten.

Robert (hebt das Bild in die Höhe und drückt es ans Gesicht, mit äußerster Anstrengung halb röchelnd): Armida! Armida! — Behaltet euren Himmel für euch." (Er stirbt.)

Die Flamme der Leidenschaft reinigt unser Wesen von den Schlacken des Alltags, Schnörkel und Beiwerk schmelzen in ihrem Tiegel, und der Mensch wird ganz. Ja, eine Flamme ist die Leidenschaft! Eine zitternde Flamme, aus Wille und Sehnen geboren, und auf ihren brennenden Flügeln trägt sie die Seele des Menschen empor zu den Gestirnen.

Je höher der Flug, desto tiefer der Sturz, die Götter dulden keine Genossen[3]. Die Leidenschaft, die uns über Zeit und Raum hinwegsetzt, die uns in stolzer Selbstherrlichkeit an die Seite der Götter stellt, ist zugleich unser Verderben. Das schwache Gefäß vermag die Glut nicht zu ertragen. Darum lachen die Götter der Toren, der sich ihresgleichen dünkt, nur weil er ganz ist und keine Furcht mehr kennt. Sie spotten und vernichten.

---

[1]) Ebenda. V. Akt, 1. Szene.
[2]) Ebenda.
[3]) Vgl. „Tantalus." Lenz' Gedichte. S. 211—13.

Es ist aber besser eine kurze Zeit sich einen Gott zu dünken, als sein lebelang den Kopf zur Erde zu hängen. An unsrer Wiege steht das schreckliche Gericht Gottes. — Mögen wir diesem Gericht verfallen, nicht weil wir zu klein gedacht, sondern weil wir zu groß gewollt. Das entspricht der Würde des Menschen.

Wenn es von Lenz so häufig heißt, daß er sich nicht zu zähmen wußte, so sollten wir des Spruches gedenken: Im Kriege schießt man mit Absicht auf Leute.

Er wollte sich nicht zähmen. Er vergötterte die schrankenlose Leidenschaft. Und tatsächlich war ihm das Leben Leidenschaft, und die Leidenschaft sein Leben. Zugleich mit der Liebe zu Henriette Waldner versank auch sein Dichten in Nacht:

> Wenn die schöne Flamm' erloschet,
> Die das all' gezaubert hat,
> Bleiben Rauch und Brände stehen
> Von der königlichen Stadt[1].

Rauch und Brände! Aber noch glimmen unter der Asche die Kohlen; und wem es kalt und frostig zu Mute ist in unsrer schlaffen Zeit, der möge herantreten und sich wärmen. Sein Blut wird schneller wallen und sein Haupt sich stolzer heben, wie einst Lenz wird er verächtlich herabblicken auf diese grausig spießbürgerliche Welt, er wird . . .

Indessen, dem ist nicht so! Ich lese im Lessing: „Petersens Stimmen sind gar bald verachtet und vergessen worden. Denn Petersen war ein Schwärmer!"

So ist es.

[1]) Lenz' Gedichte. S. 120.



Was du mich gelehrt.

Liebe ist Verstandensein,
Kraft und Stolz in Demut,
Ist ein süß Vorhandensein
Von Unruh, Ruh und Wehmut —

Ist ein wortlos fühlend Sein,
Suchen und stets Finden,
Ist ein Herzschlag tief zu zwei'n,
Ist das Gleichempfinden —

Ist ein leidenschaftlich Glück,
Rein und keusch Erglühen,
Ist ein Vorwärts, ein Zurück,
Ist ein köstlich Mühen —

Ist ein Jauchzen sel'ger Lust,
Ist ein froh Entsagen,
Lächelnd Dulden, still, bewußt,
Hoffnung-freudig Tragen —

Ist ein Stab in bittrer Not,
Immergrün auf Erden,
Ist ein Wachsen bis zum Tod,
Ist ein Reiferwerden —

Ist ein heil'ger Hoffnungsrest
Tränenleicht im Herzen,
Ist ein Glaube felsenfest
Über Grab und Schmerzen.

S. v. S.



Necrologium balticum 1904.*

Aglhe, Edmund Aug. Besuchte das Rig. Polytechnikum. Frat. Balt. War Direktor der Stahlwerke in Ostrowiece, in den letzten Jahren Ingenieur-Chemiker in Riga. † 8. (21.) Mai in Mentone.

Allunan, Heinr., * 35 in Neu-Kalzenau in L., 48/56 Gymn. zu Mitau, stud. Oec. u. Naturwiss. 59/61 in Dorpat (7017), dann in Petersburg u. Moskau. Seit 73 Buchhändler in Mitau. Hat sich als Verleger vieler lett. Bücher, z. T. auch als Übersetzer um die lettische Literatur verdient gemacht. † 14. Dez. in Mitau.

Anders, Friedrich, Dr. med., *69 in L., stud. seit 88 an der Landesuniversität (13,065), seit 95 prakt. Arzt in Riga. † daselbst 23. Nov.

v. Andreae, Nikolai, * 23 in Poltawa, stud. Oec. 43/9 (4456). Seit 54 Besitzer von Mühlenhof in L. † 6. Febr. in D.

Armitstead, John William, ehem. Großkaufmann u. Industrieller. * 20. Nov. 20 in Riga, übernahm mit seinem Bruder James 48 die Firma Mitchell u. Ko., begründete Ende der 30er Jahre mit demselben eine eigene Sägemühle und Parquetfabrik, Mitgründer u. Direktor der A.-G. Rig. Papierfabriken u. der Dünaburg-Witebsker Eisenbahn. Seit 84 Besitzer des Gutes Rindseln in K. † 25. Juli in Dubbeln.

Auning, Otto, stud. jur. Liv., * 28. Sept. 81, † 27. Sept. in D.

Auzeneeks, Andreas, Dr. med., seit einigen Jahren Landarzt in Appriken und Umgegend in K., 28 J. a., † 28. Mai.

v. Bach, Eduard. 73 J. † 18. Jan. in Riga.

Barckmann, Woldemar, Oberlehrer, * 38 zu Cremon-Past. Albanussche Privatschule in Engelhardshof, Birkenruh; stud. Phil. u. Theol. 56/60 (6582. Liv.) Lehrer der deutschen Sprache und seit 81 Inspektorgehülfe an der Petrischule in Petersburg. † 20. Febr.

Baetge, Arthur, Dr. med., * 51 in Reval; Rev. Gymn., stud. 70/5 (8703. Eston.), dann in Wien. Seit 76 prakt. Arzt in Reval. † 26. April in Riga.

Bahder, Joh. Friedr., Stadtsekretär zu Goldingen. † 16. Juli in Riga.

Bakstad, Erik, Goldschmiedemeister in Riga. † 20. Aug.

---

*) Die im Nekrologium angeführten Daten sind in möglichst abgekürzter Gestalt wiedergegeben, soweit sie im Album acad. zugänglich sind. Die in Klammern stehende Zahl ist die betr. Nummer des Alb. acad. Das * bedeutet: geboren. L. = Livland, E. = Estland, K. = Kurland. D. = die Universitätsstadt. Der Sterbeort ist nur bei denen angegeben, die nicht an ihrem letzten Wohnorte starben. Das Jahrhundert ist bei den Jahreszahlen nicht angegeben.

Balzer, Friedrich, ehem. Telegraphenchef. 65 J. † 22. Febr. in Riga.

Baumann, Karl, bekannter lettischer Komponist, * 29. April 35 in Heinrichshof bei Wilkenhof (L.). Lemsalsche Kreisschule, Parochiallehrerseminar in Walk; 56 Hauslehrer; seit 58 Lehrer in Petersburg (Reform Kirchenschule, Smolna-Institut). Lebte nach seiner Pensionierung in Lemsal. Er ist der Komponist des lett Nationalliedes „Dewws swehti Latwiju“ u and sehr populärer Lieder. † 28. Dez in Lemsal.

Baumbach, Nikolai, Dr. med. StR., * 31 in K., stud. 52/57 (5667). Marinearzt, zuletzt in Kronstadt. † 4. Mai in Mitau.

Behrmann, Theodor, * 36 in Riga, stud. 61/8 (7392), Cand. chem. Seit 68 techn Direktor der Zementfabrik in Poderaa bei Riga, der ersten Rußlands. Tätiges Mitglied zahlreicher Vereine, Begründer des Rig Yachtklubs † 17. April.

Berg, Hugo, Dr med., * 65 zu Kerst in K.; Birkenruh und Gymn. zu D.; stud. 86/92 (12,955. Cur) Landarzt in K., stud. dann im Auslande; seit 75 prakt. Arzt in Riga. † 13. April.

Besthorn, Wilhelm Ferdinand, Buchhändler. * 8. (20.) Okt. 23 in Hamburg, erlernte den Buchhandel bei Hoffmann u Campe in seiner Vaterstadt; 47 Gehilfe, dann 50 Associe von Karow in D.; übernahm 57 die Reyhersche Buchhandlung in Mitau, die er endlich nach 45jähriger Tätigkeit seinem Nachfolger J Wassermann übergab. † 6 Febr. in Mitau.

van Benningen, Nikolai, Fähnrich im 8. sibir. Kosakenregiment, fiel 20. Aug. in der Schlacht bei Liaojang während des Rückzuges des Generals Orlow bei Jantai.

Bittenbinder, Karl Johann, Arrendator des Kronsgutes Setzen in K. † 17 Juli.

Blessig, Alexander, * 59 zu Idsel in L., Privatanstalt in Birkenruh, stud. Med. 78/80 (10,352. Liv.); 83/4 Forstakademie zu Tharand, 84/90 Oberförster. Bewirtschaftete seitdem das väterliche Erbgut Ramelshof bei Wenden. † daselbst 8. Sept.

Bluhm, Karl, Dr. med , * 12 in Mitau, Gymn. zu Mitau, stud. 31/5 (2909. Cur.). 37/02 Arzt in Mitau, 40/74 auch Brunnenarzt in Baldohn. 1886 Ehrenmitglied der Kurl. Ges. f. Lit. u Kunst. † 7. Okt in Mitau.

v. Bodisco, — —, Rittmeister des 51. Tschernigow. Drag.-Reg. † am Typhus in der Mandschurei.

Boenke, Ernst, weil. Bevollmächtigter der grfl. Kreutzschen Güter im Gouvern. Kowno. † 12. Aug in Libau.

Boettcher, Bernhard, Dr. med., * 70 in D., Sohn des Prof. Arthur B., Kollmannsches Gymn., stud. 88/94 (13,777. Cur.). Ließ sich nach weiteren Studien in Magdeburg, Leipzig u. Wien als Arzt in der Vaterstadt nieder. Begab sich mit der von Prof. Zoege geleiteten Kolonne der Kaiserin Maria auf den Kriegsschauplatz, von wo er überaus lebendig geschriebene Kriegsbriefe an die „Düna-Ztg.“ sandte, die dann auch in Buchform erschienen. † am Typhus in Imanpo in der Mandschurei.

v. Boetticher, Theodor Phil., seit 59 Besitzer von Spirgen in K. 74 J. a. † 14. Juli in Spirgen.

v. Bock, Wilhelm, Dr WStR., * 24 zu Bornhusen in L., stud. Med. 48/8 (4591). Dr. med. Arzt im Staatsdienst in verschied. Stellungen, 57/80 in Warschau. Nahm 80 seinen Abschied und ließ sich in D. nieder, war hier Präses der städtischen gegenf. Feuerassekuranz-Ges und 81/8 Stadthaupt. † 30. April.

v. Braunschweig, Moritz, Dr. med., * 10. Febr. 70 zu Riga; Stadtgymn.; stud. 91 I/93 I in D., dann an der milit.-med. Akad. in Petersburg. Nahm 99 teil an der Bekämpfung der Typhusepidemie im Gouv. Wjatka. Kurze

Zeit Ordinator eines Dragonerregiments, sodann Marinearzt, zuerst in Kronstadt, dann in Wladiwostok. Fiel auf dem Kreuzer „Rjurik“ 1. Aug. in der Seeschlacht bei Ulsan.

Brieger, Heinr. Adolf. Ält. der Rig. St. Johannisgilde. Begründer der Seifen- und Parfümeriefabrik. Stadtverordneter, 28 J. lang Verwaltungsglied und 96/02 Vizepräses der 2. Ges. gegens. Versicherung gegen Feuer. Glied der Revisionskommission des Rig. Hypothekenvereins. 60 J. a. † 18. Mai.

v. d. Brincken, Max Bn., * 59 in K., stud. Jur. 78/82 (10,368). Cand. 83 6 Sekr. des kurl. Oberhofgerichts. Besitzer von Neuwacken in K., bis 93 Kurator des Stiftsguts Brinck-Pedwahlen. † 19. Mai in Mitau.

v. Budberg, Leonhard Bn., Majoratsherr auf Garßen-Grünhain Baltenfee in K. * 20. Jan. 61. † 23. Juli zu Garßen.

Caroe, Anton Ferd. Axel, Kaufmann. * 40 in Dänemark, kam in den 70er J. nach Riga, seit 82 bei der Firma Helmsing u. Grimm, deren Mitteilhaber seit 96. Direktor der Russ.-balt. Dampfschiffahrts-Ges. u. der Rig. Schnelldampfer-Ges., die auf seine Initiative begründet wurden. Er war auch der weitblickende Schöpfer einer der größten Unternehmungen des Rig. Handels, des Exports sibirischer Butter im Transitverkehr Kurgan-London. † 18. Juni in Riga.

Conradi, Moritz, Pastor emer., * 21 zu Sallgalln in K. Gymn. zu Mitau, stud. 41 5 (4177). Hauslehrer in Petersburg. 47 Pastor-Adj. in Ambotten, Sept. 48 Garde-Div.-Prediger und P. an der Jesuskirche in Petersb., 70/92 lett. Pred. an der Annenkirche in Mitau. † daselbst 27. Mai.

v. Cube, Nikolai, Marineleutnant. * 70. Adjutant des Großfürsten Kirill. † auf dem Panzer „Petropawlowsk“ 31. März vor Port Arthur.

Dacker, Nikolai, ehem. Lehrer an der Rig. städtischen Johannisschule. 63 J. † 25. Mai in Riga.

Dahl, Christian Joh., * 30 in Reval, schwed. Abstammung, Rev. Gymn.; wurde Seemann. Gründer und 30 J. Leiter der Navigationsschule zu Haynasch, seit 93 Direktor der Navig.-Schule in Libau, die unter ihm bedeutenden Aufschwung nahm. Verf. eines Lehrbuchs für Navig.-Schulen, des ersten im russ. Reich. † 27. August in Libau.

Danziger, Alexander, Besitzer einer 66 von ihm begründeten Dampffärberei, in der er zuletzt über 200 Arbeiter beschäftigte. 57 J. † 25. Sept. in Berlin.

v. Dehn, A. W., Kapitän im 2. Dagestanschen Regiment. † 14. Okt. in Charbin.

v. Deutsch, Woldemar, * 37, stud. Med. mit Unterbrechungen 56/66 (6820). Prakt. Arzt in Moskau. † daselbst 29. Nov.

v. Dittmann, Woldemar, Dr. med., * 44 in L., stud. 61 6 (7313). Prakt. Arzt in Petersburg. † daselbst 26. Juli.

Dobbert, Julius, WStR., * 42 in L., stud. Jur. 62/6 (6911), Cand. Sekr. des ev.-luth. Gen.-Konsistoriums, auch des Petri-Kirchenrats in Petersburg. † 31. Mai in Dubbeln.

v. Dunten, Paul Graf, * 33, stud. Kam. 52 5 (5058). Bekleidete verschiedene diplomatische Posten. Gutsbesitzer in Livland, Kurmis, Zoegenhof, Laubenhof (seit 91) und seit 94 Majoratsherr auf Schloß Karkus. † 20. August in Zoegenhof.

Engelmann, Gustav Adolf, ehem. Buchhändler. 65 J. † 20. Okt. in Riga.

Fahrbach, Joh. Georg, * 1. Okt. a. St. 20 in Heidelberg, seit 49 in Riga. 66 Dockmann, seit 68 Ältester Großer Gilde, Generalagent des Russischen Lloyd in Riga. † 28. Jan. in Riga.

Falck, Joh. Eduard, Dr. med. WStR., * 12 in Reval, Rev. Gymn., stud. 34 41 (3002) Eston., war der älteste noch lebende Philister der Est.). Arzt im Staatsdienst im Innern des Reichs, 69 86 estl. Medizinalinspektor in Reval, wo er seitdem als Privatmann lebte. † 8. März.

Fehst, Karl, * 53 in E.; Revaler Gymn., stud. Med. 74/9 (9646). Wurde Geschäftsführer der estl. Gouv.-Regierung, seit 85 einige Jahre stellv. Redakteur der „Estl. Gouv.-Ztg." Lebte dann als Privatmann, literarisch tätig, in Reval. † daselbst 21. Nov.

v. Fersen, Hermann Bn., Oberst. 71 J. † im August in Shitomir.

Fiedler, Alfred, Abteilungschef des kurländ. Kameralhofs. 68 J. † 4. Dez. in Mitau.

v. Fircks, Olga Baronesse, * 46, in weiten Kreisen Kurlands, namentlich in Mitau bekannt durch ihr außerordentliches und hingebendes Wirken auf dem Gebiet der Wohltätigkeit. † 13. Dez. in Mitau.

v. Fircks, Emil Bn., seit 51 Erbherr auf Strasden in Kurl. † 1. April in Strasden.

Fowelin, Karl, * 36 in Ledemannshof (L.); Privatgymn. in Birkenruh; stud. Phil. u. Theol. 57/66 mit mehrjähr. Unterbrechung (6707 Liv.), Hauslehrer in Uhla, 69/75 Lehrer an den Kreisschulen in Wenden und Walk, 75/8 Kreisschulinspektor und 79/93 Leiter einer Privattochterschule in Fellin. Lebte seitdem als Vorsteher einer Knabenpension und Lehrer in Riga. † 26. Juli in Walk.

Frederking, Alexander, StR., * 41 in L., Pharmazeut, stud. 62/4 (7457), 66/92 Besitzer der Schwanapotheke in Riga. Lebte seitdem in Gr. Lichterfelde bei Berlin. † daselbst 2. (15.) Okt.

Fremmert, Hugo, Dr. med., geb. ca. 32 in E., Rev. Gymn., stud. in Moskau, wo er einer längst nicht mehr bestehenden deutschen Studentenkorporation angehörte. Dann prakt. Arzt in Petersburg. † daselbst 1. Juni.

Freymann, Oskar, prakt. Arzt, * 69, stud. seit 88 (13,837). † 2. Nov. in Riga.

Freymuth, Ewald, Ältermann Gr. Gilde, * 5. Apr. 46 in Hapsal, wurde Kaufmann in D., wo er Anfang der 70er J. ein eigenes Manufakturgeschäft begründete; über 20 J. Ältermann Gr. Gilde, Stadtverordneter, viele Jahre Direktor der „Dorpater Bank". Hochverdient durch seine unermüdliche Arbeit auf kommunalem Gebiet. † 8. Sept.

Fromm, Johann Heinr., * 14. Aug. 12 in Thula in E. Kreisschule in Rev. [illegible] 32 Hauslehrer, 38/86 Lehrer der Krons-Elementarschule in Riga. Wurde nach Umwandlung der Anstalt in eine russische Parochialschule mit 100 Rbl. Pension entlassen. In ungewöhnlichem Maße philanthropisch tätig, solange seine Kräfte nur vorhielten. Ehrenmitglied der lit.-prakt. Bürgerverb., des Vereins gegen den Bettel und des Diakonissenvereins. † 8. April.

v. Franck, Georg Bn. † 22. Sept. in Riga.

Gaethgens, Karl, * 62 zu Slomerice in L. Birkenruh, stud. 82/6 (11,470. Liv.), Cand. oec. Landwirt in L., seit 96 Oberverwalter von Adsel und Treppenhof. † 14. April bei Treppenhof. Verunglückte durch einen Sturz mit dem Wagen.

v. Gernet, Nikolai. † 4. Dez. in Reval.

Gaike, Andreas, stud. Math. 80 ff. (11,048), Cand. Mitarbeiter der „Nordlivl. Ztg." 43 J. † 4. Jan. in D.

v. Gersdorff, Ferdinand. † 8. März in Petersburg.

Girgensohn, Wilhelm, Dr. med., WStR., * 19 in D., stud. 38/44 (3770. Liv.). Marinearzt in versch. Stellungen, seit 72 Medizinalchef der Schwarzmeerflotte in Nikolajew. Nahm 81 den Abschied und lebte seitdem in Reval. † 10. April.

Goetz, Hugo, StR., prakt. Arzt, * 30 in Riga; Rig. Gouv.-Gymn., stud. 50/54 (5500. Fr. Rig.). 58/62 Arzt in Moskau, seitdem in Petersburg. † daselbst 31. August.

v. **Gohr,** Oskar Wilh., GehR. 60 J. † 3. August in Reval.

Gräbner, Ferdinand, Dr. med., *54 in Weißenstein; Rev. Domschule, stud. 74/81 (8578 Eston.), dann im Ausland. Arzt in Moskau, Petersburg (85/01), Jalta, Cannes. † 23. Juli in Odessa.

Groß, Aug. Wilhelm Fr., 73/03 Beamter der Rigaschen Steuerverwaltung. Koll.-Ass. 73 J. † 8. Dez. in Riga.

Guericke, Hermann, Dr. phil., ehem. Lehrer an der Stadttöchterschule zu Riga. † daselbst 24. Febr.

v. **Gulhan,** Mag. Chemiker, * in Reval, stud. in Deutschland, war in versch. Fabriken Südrußlands tätig, dann Direktor der Shukowschen Vaselinfabrik in Petersburg; seit 98 auch Direktorkand. der Typographie-Aktienges. „Herold". † 22. August in Reval.

v. **Hahn-Bersemünde,** Eduard Bn., MGtR., *47. Gymn. zu Mitau, stud. Jur. in Moskau; Assessor des Grobinschen Kreisgerichts, dann 30 Jahre lang Friedensrichter des Schaulenschen Kreises. Ehrenfriedensrichter des Mitau-Bauskeschen Kreises. Seit 01 Direktionsrat des kurländischen Kreditvereins. † 15. Nov. in Mitau.

v. **Hahn,** Ernst Leonh. Alex. 59 J. † 20. Juli in Neu-Loewel auf Oesel.

v. **Hahn,** Eugen, Bn., Oberstleutn. der Artillerie a. D. † 30. Nov. in Riga.

v. **Hahn,** Rudolf, Akzisebeamter, ält. Gehilfe des Bezirksinspektors in Riga. 54 J. † 28. Nov. in Riga.

v. **Handtwig,** Rob. Magnus. *27. März 30. † 26. Jan. in Reval.

v. **Harten,** Eduard, Gen.-Major. † 20. April, beerd. in Reval.

Hartmann, Wilhelm Ludwig, *24 in D., stud. Phil. u. Theol. 44/8 (4659). Dorp. Vogteigerichtsarchivar bis 86. Lebte verabschiedet in D. † 25. März.

Hasenbusch, Balthasar, *34 in E., Pharm., stud. 57/9 (6759). Provisor in Reval. † 21. Okt. in Orel.

Hasenjäger, Robert, Pastor emer., *34 zu Kokenhof in L.; Rig. Gouv.-Gymn., Hauslehrer; stud. 55/8 (6394 Fr. Rig.); seit 60 Inspektor, 66/70 Direktor des Wiedemannschen Gymnasiums in Petersburg. Seitdem daselbst Pastor, 75 bis Sept. 1900 an der Katharinenkirche. Blieb auch als Emer. gemeinnützig tätig, so noch zuletzt als Sekr. des evang. Feldlazaretts. Leitete auch die Erziehung der Kinder des 1902 † Prinzen Albert von Sachsen-Altenburg. † 24. Febr.

v. **Helmersen,** Ludwig, *43 in Brest-Litowsk, stud. 65/7 Mineral. u. Pol. Oek. (7070 [Liv.]); seit 78 Direktor der balt. Bahn-Gesellschaft. HofR. † 29. Dez. in Petersburg.

Henrich, Emanuel, *44 in L., Pharm., stud. 68/72, 74/7 (8500). Provisor. Seit 81 Apotheker in Salismünde. † daselbst 2. Juli.

v. **Heyking,** Paul Frhr., Kapitän im 11. Ostsibir. Schützenregiment. 38 J. Fiel in Port Arthur.

v. **Heyking,** Alfred Bn., GehR., *13 in K.; Schulpforta, stud. in Berlin und 34/6 in Petersburg Jur. Ging 37 als Superkargo eines Schiffes der russ.-amerik. Kompagnie an die Nordwestküste Nord-Amerikas, 40 Glied der Kommission zur Überführung der Kronsgüter ins Domänenressort in Mitau, 41 Sekretär der livl. Gouv.-Regierung für die russ. Abteilung; 44 stellvertr. livl. Gouv.-Prokureur; 58/65 Vize-Gouverneur in K. Lebte seitdem in Riga. † 16. Nov.

Hirschhausen, Leonhard, Dr. med., *56 in E., stud. 76/84 (9080). Seit ca. 80 Arzt in Wesenberg. † 7. Febr.

Hirschowitz, Salomon, seit 52 Rabbiner in Goldingen, auch als Gelehrter tätig. 88 J. † 4. Mai in Goldingen.

Hoehlbaum, Konstantin, Professor Dr., * 49 in E; stud. Gesch. 68/9 (8395), dann bis 71 in Göttingen. 71/85 Bearb. des Hansischen Urkundenbuchs. 75/80 Privatdozent in Göttingen. 80 Stadtarchivar in Köln, später Prof. in Gießen. Hervorragender Kenner der hanseatischen Geschichte und vielfach verdient auch um die baltische Geschichtsforschung. † 20. April (3. Mai)

Hoffmann, Hugo, Propst, * 43 bei Kl. St.-Marien in E.; Rev. Gymn.; stud. Theol. 63/8 (7723, Eston.). Seit 70 Pastor zu St. Jakobi in E., seit 91 Propst in Wierland. † 15. Jan., wurde ermordet.

v. Holst, Hermann, Prof. Dr., * 41 in Fellin. Schmidtsche Anstalt, stud. hist. Gesch. 60/3 (7277, Liv.), dann im Ausland. 67/72 Journalist in New-York. 72 Prof. in Straßburg, seit 74 in Freiburg i. B. 89 korresp. Mitglied der preuß. Akad. der Wissensch. Bekannt durch seine Studien über amerik. Geschichte. † 20. (7.) Jan.

v. Holst, Valentin, Dr. med., * 39 in Fellin, Schmidtsche Anstalt, stud. 57/63 (6651, Liv.), dann in Wien und Berlin. Seit 64 prakt. Arzt in Riga, Spezialist für Nervenheilkunde. Leiter der 84 von ihm begründeten Nervenheilanstalt, der ersten im russ. Reich. Überaus rege beteiligt an gemeinnütziger kommunaler Arbeit, lange Jahre Glied des engeren Kreises der liter.-prakt. Bürgerverbindung, endlich deren Ehrenmitglied, Glied der städt. Sanitätskommission und des Direktoriums der Ferienkolonien. War auch an den Arbeiten für die Gründung der livl. Zentralirrenanstalt beteiligt. Literarisch tätig. † 24. Juni (7. Juli) zu Seis in Tirol.

Höpker, Heinrich Eduard, Ält. Gr. Gilde, * [illegible] in Mitau; Petersb. Kommerzschule, begründete 62 in Riga die Firma H. Höpker u. Ko., war 40 J. lang Vorsteher der Johanniskirche, 25 J. Direktor des Rig. Gas- u. Wasserwerks, 12 J. Direktor der Diskontobank. † 24. Sept. in Riga.

v. Husen, August, ehem. (letzter) Bürgermeister von Reval, * 7. Nov. 23 in Reval, Domschule, stud. Jur. in Petersburg. Advokat daselbst, zog in den 60er J. nach Reval, 69 Ratsherr, 78 Stadtrat, dann Bürgermeister, siedelte 85 nach Graz über. † daselbst 4. Juli a. St.

v. Igelstroem, Julie, Gräfin, geb. v. Baumgarten, seit 76 Äbtissin des adligen Fräuleinstifts in Fellin. * 6. Okt. 27, † 3. Dez. zu Fellin.

v. Jung-Stilling, Elise, * 9. August 29 in Riga, Tochter des Gouv.-Postmeisters Friedr. v. J.-St. und Enkelin des bekannten Schriftstellers Heinrich Jung-Stilling. Bildete in Dresden ihr Zeichentalent aus, unterrichtete dann lange an versch. Rig. Mädchenschulen und begründete 73 eine eigene Zeichenschule, daneben unermüdlich im Jungfrauenverein wirkend, wo sie seit 82 dem Vorstande der Gewerbeschule präsidierte. † 10. Juli in Peterskapelle.

Jürgensohn, Bruno, * 58 zu Kohlhausen in L. Dorp. Gymn., stud. Zool. u. Med. 77/83 (10,204, Liv.). Ging 84 nach Amerika; besuchte die Arztschule in Chicago. Seit 87 Arzt in Pittsville, seit 90 in Manawa (Wisconsin). Mitglied versch. wissensch. Vereine. † 10. (6.) Dez.

Kaehlbrandt, Karl Aug. Walter. 22 J. † 22. März in Cholm.

Kahn, Heinrich, ehem. Ältermann des kurländ. Mülleramts. † 28. März in Gr.-Eckau.

Katterfeld, Heinrich, Dr. med. 65 J. † 15. Okt. in Tuckum.

Kerkovius, Ludwig Wilh., dim. Rig. Stadthaupt, * 21. Febr. 31 in Riga. 71 Kaufmann 1. Gilde. 74 Ratsherr, bekleidete als solcher eine große Zahl von Ämtern. 78/90 Stadthauptkollege, seit 19. Juni 90–02 Stadthaupt. † 5. Juli in Riga.

v. Keyserling, Heinrich Graf, Erbherr auf Groesen in K. † 8. Apr. in Groesen.

Klemm, Karl. * 11. April 21 in Reval, in Deutschland erzogen. Begründete 55 mit seinem Bruder Otto in Riga eine Anstalt für Turnen und Heil-

gymnastik, die erste in ihrer Art, die er (bis 70 mit dem Bruder) bis 99 leitete. Mitbegründer der Freiwill. Feuerwehr und des ersten Konsumvereins. † 10. März.

v. Knorring, Ljubim (orth.), Marineleutnant, * 77 zu Uddewa in Estl. 96 Midshipman, 01 Leutnant, seit 03 Artillerieoffizier auf dem Panzer „Petropawlowsk", auf dem er schon seit 99 in See war und an den Kämpfen in China Anteil genommen hatte (gold. Säbel für Tapferkeit). † auf dem „Petropawlowsk" 31. März vor Port Arthur.

Kroepsch, Albert, * 29. August 27 in Mittenwalde, seit 61 Inhaber der altrenommierten Restauration und Konditorei „A. Kroepsch vorm. Casiezel" in Riga. † 19. Jan.

Kruse, Wilhelm Jeannot, Lehrer der Rig. Jakobi-Kirchenschule, 24 J. alt. † 14. Nov. in Bullenhof.

v. Kügelgen, Paul, Redakteur der „St. Petersb. Ztg.", * 43 in Wesenberg, Sohn des Malers Konstantin v. K., Revaler Domschule, Petrischule in Petersburg, Dorpater Gymn., stud. Theol. u. Jur. 63/70, Cand. (7695 Eston.). Journalist, 70 an der „Rev. Ztg.", 72/74 Red. der „Nord. Presse", seit 74 Red. und seit 78 auch Herausgeber der „St. Petersb. Ztg." † 5. Okt. in Petersburg.

Kühn, Oskar, * 45 in Riga, stud. Theol. 63/65 mit mehrjähr. Unterbrechung (6686 Liv.). 65/74 Lehrer und Pastor Adj. im Innern des Reichs, 74/77 Kreisschulinspektor in Wolmar, 77/81 Gymn.-Lehrer in Riga und Pleskau. Seitdem Privatm. in Riga. † 5. Sept.

Kühnert, Heinrich, Oberförster. † 17. Jan. in Reval.

Kurrikoff, Andreas, * 48 bei Fellin, stud. Theol. 69/74 (8615). 75/91 Pastor zu Turgel in E. Lebte seitdem als Privatmann in D. Er war einer der ersten bewußt national gesinnten Esten und gehörte zu den Begründern des Vereins studierender Esten. Machte sich um die estn. Literatur durch eine Übersetzung von Goethes „Hermann und Dorothea" verdient. † 13. Juli in D.

Kuppitz, Johannes, Landwirt, Besitzer von Neu-Ruggen in L. * 11. Dez. 18. † 7. April in Neu-Ruggen.

Kursk, Leonhard, Kapitän des russisch-baltischen Bergungsvereins in Reval. † 14. April in Port Arthur.

Kusmanoff, Theodor, ehem. Dorp. Stadtverordneter, 74 J. † 11. Jan. in D.

Laaland, Johannes, * 34 in L., stud. Med. 58/62 (6495). Akziseamter. † (bereits a. T.) 5. August in Grodno.

Laiming, Nikolai, Oberst, * 47 in L. im Walkschen Kreise, lett. Nationalität. Gymn. zu Reval. Wurde Offizier, nahm teil an der Expedition gegen die Gorzen im Terekgebiet, und die Achaltekinzen. 1900 Oberst, 02 Kommandeur des 11. Ostsibir. Schützenregiments. Fiel 18. April in der Schlacht am Jalu.

Landesen, Robert, Pastor, * 64 in Torma in L., Gymn. zu Dorpat, stud. 84/9 (12.480). Hilfspred. in Kauge, dann in Fellin, seit 91 Pastor zu Turgel. † 3. Mai.

Langer, Robert Herm. Jos., * 35 in L., Pharm., stud. 60/1 (7203). 67/81 Apotheker in Riga. † 1. Dez. in Riga.

Lankenfeldt, Friedrich, * 61 in Kabillen (K.), Gymn. zu Goldingen, stud. Med. u. Chem. 82/9 (11.712 Cur.). Lebte eine Zeitlang in Ligat (L.), nahm 94 an einer Walfischfängerexpedition von Hammerfest aus, 95 an der des Grafen Keyserling im Behringsmeer teil. Lebte seitdem in den ostasiat. Hafenstädten, leitete eine Transiederei auf Sachalin, war zuletzt Inhaber einer Drogerie in Dalny. † daselbst im Januar.

Lichtenstein, Karl Gottl. Ludw., * 27 in K., Pharmazeut, stud. 52/3 (5812). 59/86 Apotheker in Hasenpoth. † 15. April in Goldingen.

Lieven, Constance Fürstin, * 30. Okt. 37, Leiterin der von ihr gegründeten Vorbereitungsschule des Rig. Jungfrauenvereins. † 3. Jan. in Riga.

v. Lischewitsch, Matthias, vereid Rechtsanwalt 51 J. † 3. Nov. in Riga.

v. Loewenthal, Friedr., Journalist; 85 ff. Redakteur der „Land- u forstwirtsch. Ztg.", seit ca. 95 im Ausland, Herausgeber der „Deutschen Warte" in Berlin, Mitarb der „Preuß Jahrb." usw. † 8. Febr (26. Jan) in Nizza.

Loffrenz, Frau Olga, geb. Ascharin, Direktrice in Reval. † 25. Mai.

Lohrens, David Ludw.. Ältester der St. Canuti-Gilde in Reval. † 28. Aug.

Lorch, Friedrich, Kaufmann, Ältester Gr. Gilde, stammte aus Deutschland, kam ca. 60 ins Land und übernahm in Riga die von seinem Bruder begründete Firma C Lorch u. Ko., die er bald durch seinen Unternehmungsgeist zu großer Blüte brachte. † auf einer Reise in Moskau 15. Okt.

v. Lüdinghausen-Wolff, Eugen Bn., Oberst War Zögling des Pagenkorps; begann seine milit. Laufbahn im L.-G.-Reg. zu Pferde, war dann lange Jahre Polizeioffizier in Petersburg. Kommandeur der Warschauer Gendarmeriedivision. † 29. Okt. in Warschau.

v. Luhan, Joh., HofR., Telegraphenbeamter. † 28. Jan. in Riga.

Magawly, John Graf, Dr med., GehR., * 31 in Cummingshof bei Riga; Krümmersche Anstalt und Birkenruh; stud. 49/55 (5340. Lar.). Seit 59 Augenarzt in Petersburg, 61/78 Ordinator, seitdem bis 1000 Direktor des Augenhospitals. Seit 74 ksrl. Leibokulist. 65/95 Sekr. des „Vereins Petersb. Ärzte." Mitbegründer der „Blessigschen" Blindenanstalt 79. Seit 82 Mitglied des Medizinalrats. Siedelte 1900 krankheitshalber nach Lautzsch bei Leipzig über. † 16 (29.) August in Salzungen i. Th.

Markgraf, Michael, Gutsbesitzer in E., Wredenhagen (seit 71) und Pajak (seit 92). † 26. März zu Pajak.

Martens, Gustav, WStR, * 37 in Riga; stud. Jur. 57/61 (6641), Cand. 61/83 im Justizdienst in Riga und Petersburg. 83/01 Glied der Zivilabt. des Bezirksgerichts und seitdem Not. publ in Wilna; war auch 17 Jahre Präses des dortigen ev. Kirchenrats. † 12. Juni.

Maurach, Friedrich, prakt. Arzt, * 59 in Oberpahlen, Schmidtsche Anstalt in Fellin, stud. 76/85 u. 89/93 (10,031 Lar.). Landarzt in Camby. † daselbst 5. Okt

v. Maydell, Alfred Bn † 5. Jan. in Reval.

Meder, Eduard, HofR., * 20. Nov. 30, † 4. April in Reval.

v. Mengden, Karl Bn., * 27 in L., stud. Kam. 46/51 (4087) Gutsverwalter, dann Gutsbesitzer (Rüssel). † 1. März zu Rüssel in L

v. Mercklin, Karl Eugen, Akademiker, GehR. Dr botan., * 21 in L, stud Bot. 40/4 (4030), dann in Paris u. Jena; 47—65 Dozent am Forstinstitut 64—77 Prof der Botanik an der med.-chirurg. Akademie in Petersburg † daselbst 26. Nov

Miram, Friedr. Hermann. † 29. Juli in Petersburg.

Mühlenthal, Alexander, * 55 in L., stud. Oek. 76/79 (8954). Seit 79 Arrendator von Laisholm in L. und Oberverwalter der Manteuffelschen Güter † 5. Mai in D.

Müllverstedt, Wilhelm Orgelbauer. 70 J. † 2. August in D.

Neander, Erwin, Dr. phil. 30 J. † 3. Jan. in Riga.

Nikitin, Alexander, Oberförster † 29 Okt in Wenden.

v. Nolcken, Hermann Bn † 5 April in Riga.

v. Nolcken, Georg Bn. † 12. Sept. in Riga.

Norkin, Konstantin, Dr. med., Kirchspielsarzt in Lais. 30 J. † 28. Nov. in Laisholm.

Nowitzki, Simon, Stadt-Elementarschullehrer. * 52 in Jakobstadt; bes. 69/72 das erste Dorpatsche Lehrerseminar. Lehrer in Jakobstadt, seit 74 Lehrer an versch. Elementarschulen in Riga. Hat sich um das Museum des Rig. lett. Vereins verdient gemacht, dessen Inspektor er seit 91 war, ebenso 96 bei der Veranstaltung der lettischen ethnograph. Ausstellung. † 28. August in Bad Nauheim.

v. Oelsen, Julius Frhr., Arrendator auf Schloß Bürkeln in L. † 14. (27.) Dez. in Königsberg.

Oskus, Karl Eduard. * 52 in L., Pharm., stud. 76/7 (9677). Seit 78 Prov. Zuletzt Inhaber der Löwenapotheke in Riga. † 28. Jan. in Wehrawald (Baden).

Olsen, Jakob Eberh., * 2. Juli 35 in Libau. Erzogen im dortigen Waisenhause, wurde Kaufmann, 60 selbständig, 67 Ältester Gr. Gilde. Stadtverordneter. Seit 93 Stadtwraker in Libau. † 30. Mai.

Oppermann, Georg Hugo, * 31 in Riga. Schule in Pernau; Apotheker; stud. 56/8 (5556). Provisor (bis 76), und Arrendator der Bienertschen, sodann Besitzer der ehem. Hartgeschen Apotheke in Reval. † 13. August.

Orgies von Rutenberg, Konrad Bn., † 31. März in Mitau.

O'Rourke, Eugen Graf, Generalmajor a. D., † 27. Dez. in D.

Pancker, Viktor Hugo, * 42 in Reval, stud. Jur. 62/8 (7547 Eston.). 69/77 Geschäftsführer der estl. Gouv.-Regierung, 77/90 Sekr. der Kriminalabt. des Rev. Rats, dann bis Ende 02 Sekr. der Handelsdeputation, seit 91 auch Gehilfe des Not. publ. Glöckner in Reval. Korresp. der „Düna-Ztg." und Mitarbeiter der „Rev. Ztg." † 11. April.

Pancker, Karl Georg, prakt. Arzt in Simferopol. 48 J. † daselbst 20. Sept.

Pancker, Theodor, 47 J. † 18. Jan. in Petersburg, beerd. in St. Simonis in Estland.

Peterson, Alexej, Stabskapitän, * 3. Mai 67 im Gouv. Tambow, stammte aus Riga. Gymn. zu Riga und Reval, Abitur. 87. Wurde Offizier, verbrachte dann 7 Jahre als Topograph in Riga, wurde 03 ins Wyborgsche Regiment versetzt und fiel 30. Sept. 04 in einer der Schlachten zwischen Jantai und Mukden.

Peterson, Karl, ehem. Parochiallehrer in Rodenpois. 57 J. † 2. Okt. in Riga.

Petzold, Karl August, * 26 in Wesenberg, Gymn. in Dorpat; stud. Kam. und Theol. 46/52 (4949 Eston.). 58/95 Pastor zu Merjama in E., 90/5 auch Propst der Landwiek. † 6. Dez. in Leal.

Pfaff, Julius, ehem. Revaler Ratsherr, * 30. Juni 27 in Reval, Gahlnbäcksche Schule; wurde 44 Kaufmann, übernahm 47 die väterl. Brauerei in Reval. 67/89 Ratsherr, Oberkämmerer, bis 88 Kirchenvorsteher, auch Kirchspielsrichter zu St. Jürgens. Übergab 88 das Geschäft den Söhnen, blieb aber in versch. kommunalen Ämtern tätig. † 20. August.

Pfeiffer, Julius, Architekt, * 47 in Warschau, Gymn. daselbst, Rig. Polytechn., Bauschule des Minist. des Innern. Seit Juli 77 jüngerer Ingenieur, seit Febr. 90 jüngerer Architekt der livl. Gouv.-Regierung. Sein letzter Bau war das neue Postgebäude in Riga. † 9. April.

v. Pfeilitzer-Franck, Rudolf Bn., Majoratsherr auf Franck-Sessau u. Ogley, Erbherr auf Dannenhof in K. † 11. Dez. in Mitau.

v. Pistohlkors, Alexander, * 51, stud. Jur. 72/4 (9200). Landwirt, Erbherr auf Kolzen und Eylasch (seit 87), Besitzer von Idsel (seit 88) in Livland. † 31. Juli in Kolzen.

Pohrt, Eduard, Pastor, * 42 in Pulkowa, Rig. Gouv.-Gymn., stud. Theol. 62/6 (7370 Fr. Rig.). Seit 73 Pastor zu Rodenpois in L. 79/90 geistl. Schulrevident, seit 90 livl. Schulrat. Tätig auch auf dem Gebiet der lett. Volksliteratur. † 10. Sept.

Poorten, Ernst Ludwig. † 15. März in Moskau.

Praetorius, Karl Gabriel, * 30 in Riga; Rig. Gouv.-Gymn., stud. 52/5 (5880. Fr Rig.), Cand. 61/89 Sekr. des kurl. Oberhofgerichts; seit 89 Glied der Direktion der Mitauer Stadtsparkasse; bekleidete daneben auch mancherlei Ehrenämter. † 22 Juni.

Purin-Swikgul, Johann, Oberlehrer am II. Wilnaschen Gymnasium, † 4. Okt. in Pinkenhof bei Riga.

Raabe, Arnold, Mag pharm., * 52 in L., stud. 74/6 (9643). Apotheker in Petersburg. † 8. Okt.

Raeblein, Karl, Zeichenlehrer an der Taubstummenanstalt in Fennern (Livl.), Sohn des seinerzeit als Direktor des Hephata-Vereins verdienten Torgelschen Pastors Karl Raeblein. 28 J. † 26. Okt. in Fennern.

v. Ramm, Ernst, * 5. Dez. 37, Erbherr von Wallküll in Estland. † daselbst 11. August.

v. Rautenfeld, Georg Eug., * 60; Rig Stadtgymn., stud Jur. 81/5 (11,208). Seit 95 Mitbesitzer von Ringmundshof in L. Weltl. Assessor im livländ. Konsistorium. † 20. Juli zu Ringmundshof.

v. d. Recke, Karl Frhr., * 60 in Weiß-Plonian (Gouv Kowno), 74/81 Gymn. zu Mitau, stud. 81/5 Jur., Chem., Oek. (11,338. Cur.) Seit 86 Besitzer von Schafgoty (Gouv. Kowno) † 26 Okt., wurde von einem seiner Knechte ermordet.

v. Rieckhoff, Arnold, Dr. med., * 30. April 79 in Fellin, stud 2 J. an der Landesuniversität (Frat. Rig.). Beendete sein Studium in München 04. Assistent am Rigaschen Stadtkrankenhause † 20. Nov.

Rizzoni, Eduard, Akademiker, Zeichenlehrer an der Rigaschen Stadtrealschule. † 15. Nov.

v. der Ropp, Friedr Frhr., Erbherr auf Radwilan † 29 Jan in Riga.

v. Roscius, Karl, Generalleutn. a. D., * 32 in Schrunden in K. War Brigadekommandeur im Kaukasus und lebte zuletzt als Privatmann in Frauenburg (Kurl.). † 25. Nov. in Riga.

v. Rosen, Woldemar Baron. * 15. Febr. 63, † 7 Febr in Kursk

Rosenberg, Woldemar, Geschäftsführer der Revaler Filiale der Aktiengesellsch. Gerhard u. Hey. † 9. Okt. in Reval.

Rüdiger, Theodor Graf, dim Garde-Rittm., Besitzer von Schloß Aß in E. und Majoratsherr auf Lubin-Dojlidy (Gouv. Grodno). 61 J. a. † 17. Sept. in Dojlidy.

Sallmann, Karl, Dr. phil., ehem. Oberlehrer an der Revaler Domschule. * 20. (8. Jan.) 37 in Hessen-Kassel, stud. Theol. u Philol. in Berlin, Marburg, Göttingen. 60/86 Oberlehrer der Religion und deutschen Sprache an der Domschule. Sodann Religionslehrer in Kassel und seit 91 Stadtpfarrer in Kirchhain bei Kassel. Begründer des „Deutschen Wohltätigkeitsvereins“ in Reval. Vielfach literarisch tätig; korresp. Mitglied der Estl. literar. Gesellsch. † 25. (12.) Juni.

Schabert, Johann Albert, StR., * 4. Juli 32 zu Mitau; Mit. Gymn. Wurde Lehrer, 57/9 an der Fabrikschule in Zintenhof (L.), 60/9 Elementarlehrer in Grobin, 70/3 am Gymn. zu Goldingen; darauf Lehrer, dann Inspektor an der Rig Kreisschule; seit Aufhebung dieser Anstalt Oberlehrer der deutschen Sprache an der Peter-Realschule in Riga. † 11. Juli.

Schepsky, Karl, Küster und Organist zu Frauenburg, bereits seit 44 im Dienst. 78 J. † daselbst 20. Sept.

Scherl, August, Schornsteinfegermeister, * 28 in Riga, seit 61 in Libau; seit 02 Ältermann Kl. Gilde. † 14. April.

v. Schilling, Gneomar Bn., * 14. Aug. 74 in Jürgensberg (E.), seit 02 Beamter der russ.-chines. Bank in Schanghai. † daselbst am Typhus 27. August.

Schmaeling, Adolf, * 43 in L., stud. Jur. 63/72 mit 2jähr. Unterbrechung (7729). Bankbeamter in Riga und Wilna (Priv. Handelsbank), seit 92 Direktor der Börsenbank in Libau. † 18. Febr.

Schmidt, Eduard, Dr. med., WStR., * 32 zu Dickeln-Past., stud. 51/5 (5097. Frat. Rig.). Militärarzt, hauptsächlich im Kaukasus, seit 96 prakt. Arzt in Kischinew. † 22. Jan.

Schmidt, Karl Georg Guido, Prof. emer., * 17 in Petersburg, Petrischule, Dorp. Gymn., stud. bei Chem. in den J. 37/45 (3694. Liv.), dann im Ausland. Direktor des chem. Laboratoriums an der Ingen.-Akad., Chemiker bei den Anstalten der Kaiserin Maria. Lebte pensioniert in Marburg. † 12. Sept. n. St.

v. Schnackenburg, Robert, Ingenieur, StR. † 18. Nov. in Wilna.

Schönfeld, Dav. Wilhelm, ehem. Musiklehrer, * 26 in Chemnitz, seit 45 über 30 J. 2. Violinist im Rigaer Theaterorchester. † 20. Jan. in Riga.

v. Schöpping, Jur. Bn. Reiste, nachdem er eben die Alexander-Militärschule in Moskau absolviert hatte, im August d. J. auf den Kriegsschauplatz, wo er ins 22. Ostsibir. Schützenregiment eintrat, und fiel in den Kämpfen vor Mukden am 2. Okt.

v. Schultz, Konstantin, Kapitän 2. Ranges (* 64, Gymn. zu Reval), wurde bei der Ernennung Admiral Makarows zum Kommandeur des Ostasiat. Geschwaders diesem als Minenoffizier des Stabes unterstellt. † auf dem Panzer „Petropawlowsk" 31. März vor Port Arthur.

Schultzen, Woldemar, Dr. med., * 67, stud. seit 88 (13.769); Chirurg am Nikolai-Komitee Hospital in Petersburg. † daselbst 2. Dez.

Schulow, Ignatius Alex., Kaufmann, Direktor der 3. Ges. gegenseit. Kredits, Herausgeber des „Rishskij Wjestnik", bis vor kurzem auch Stadtverordneter und als solcher einer der Führer der russ. Wählergruppe. 70 J. † 2. Okt. in Riga.

Schwartz, Ernst, * 56 in L., stud. Jur. 75/8 (9641). Archivar am livl. Hofgericht, verwaltete 85/6 das väterl. Gut Hollershof, 86 wieder Hofgerichtsbeamter. Seit 89 Sekr. des Riga-Wolmarschen adl. Vormundschaftsamts, auch Gehilfe des Sekr. des livl. Konsistoriums. † 21. März.

Schwartz, Wilhelm, Oberpastor emer., * 25 in Mitau, Mit. Gymn., stud. 46/50 (4787. Cur.). 55/02 Oberpastor an St. Johannis in Dorpat. Lebte seitdem dort als Emer. † 17. Jan.

Semel, Georg, 98 J. † 24. Jan. in Schloß Mojahn.

Siewert, Alexander, * 42 in Gr. Elley, stud. 61/8 Dipl. u. Jur. (7600. Cur.). Cand. jur. 82—02 Sekr. der Steuerverw. in Mitau. † 21. Dez. in Mitau.

Simon, Eduard, dim. ksl. russ. Kammermusiker, * 13. Dez. 22 in Leipzig; 45/56 erster Violinist am Rigaschen, seit 56 an den ksl. Theatern in Petersburg, zuletzt 2. Dirigent u. Konzertmeister am dortigen deutschen Hoftheater. Pensioniert zog er 87 als Privatmann nach Dorpat. † 5. Okt.

v. Sivers, Aug. Gregor, * 26 zu Morne in Livl. Krümmersche Anstalt in Werro, stud. 46/50 Physik u. Oek. (4973. Liv.), dann im Ausland. Landwirt. Seit 59 Besitzer von Kerjell in Livl., 62/89 Mitglied der Livl. Oek. Sozietät, 90 Ehrenmitglied. Begründer des Werroschen landwirtsch. Vereins. Lebte 88/03 in Graz, seitdem in Riga, wo er auch Präses der Bauerrentenbank war. † 20. Nov. in Riga.

Sponholz, Ernst, prakt. Arzt, * 32 in Edwahlen (K.), Privatgymn. in Hasenpoth, stud. 51/6, 59 (5665. Cur.). Landarzt in K., seit 80 Arzt in Römershof. † daselbst 31. Dez.

v. Stackelberg (a. d. Hause Röal), Kurt Bn., Marineleutnant, fiel auf dem Kreuzer „Rjurik" in der Seeschlacht bei Ulsan 1. August.

v. Stackelberg, Karl Bn., Erbherr auf Lilienbach bei Narva. † 18. Nov. in Lillenbach.

Stamm, Heinr. Theodor, stud. rer. ing. am Rig. Polytechnikum (Rubon.). Fiel 27. Okt. im Pistolenduell.

Stenbock, Hermann Graf, Generalleutn., Kommandeur des Grenadierkorps. 56 J. † 8. Mai in Petersburg.

Stichinsky, Friedrich, Mag. jur., * 26 in Dorpat; Gymn. daselbst, stud. 45/9 (4729. Fr. Rig.). 51 Hofger.-Adv. in Dorpat, seit 54 Protonotar u. 65/89 Sekr. des livl. Hofgerichts, welche Stellung von besonderer Bedeutung war bei der Einführung des zum ersten Mal kodifizierten provinz. Privatrechts. Lebte seitdem als Privatmann in Riga. † 5. April.

Stillmarck, Max, Mag. jur., * 39 in Dorpat; Privatschule in Werro, stud. 57/60 (6534. Eston.). 61 Polizeiassessor, 78/94 Stadtsekretär in Dorpat. † 21. Jan.

Stoll, Karl Friedrich, Pastor emer., * 03 zu Jürgensburg-Pastorat, Rig. Gouv.-Gymn., stud. 24/27 (1913. Fr. Rig.). 27/78 Pastor zu Sissegal-Altenwoga. Lebte seitdem emer. in Riga. † 19. April.

v. Strauch, Max, Dr. med., * 56 in L., stud. 76/81 (9910). Seit 82 prakt. Arzt in Moskau, Dozent an der Mosk. Universität; seit 03 Direktor des evang. Hospitals. † 26. Febr.

Strauke, Hermann, StR., * 12, stud. Gesch. 02/6 (7597), Cand. Lehrer am May'schen und 10. Gymn. in Petersburg. † 20. Juni in Beatental bei Wolmar.

Strupp, Konstantin Louis, Großindustrieller in Libau, Gründer der Maschinenfabrik „Vesuv", langjähr. Stadtverordneter und Glied des Libauer Börsenkomitees, zuletzt auch Präses des Handelsamts. 46 J. † 9. Sept. in Riga.

v. Tallberg, Carlos, StR. 78 J. † 19. Mai in Riga.

Taraszkewicz, Eduard, Dr. med., * 41 zu Riga; Rig. Gouv.-Gymn.; stud. 65/72 (7907). Assistenzarzt an der Univers.-Abt. des Stadthospitals; Marinearzt, seit 86 in Kronstadt. † 12. Sept. in Petersburg. Wurde, obgleich Katholik, auf seinen Wunsch aus der St. Petrikirche auf einem luth. Kirchhofe beerdigt.

Tempel, Karl Friedr., dim. Gymnasiallehrer. † 6. Nov. in Libau.

Thoms, Henry, ehem. brasilian. Konsul. † 20. Mai in Riga.

v. Tobien, Max, * 57 in Dorpat, stud. Jur. 79/84. Cand. (10671). 84/5 Stadt-, dann Landger.-Sekr. in Fellin. Seit 89 Sekretär der Grundbuchabt. des Pernau-Fellinschen Friedensrichterplenums in Fellin. † 16. Okt. zu Emhof bei Fellin.

v. Trentovius, Georg, * 18 in Kurl., lange Jahre als Landwirt, Beamter, Gymn.-Lehrer im Innern des Reiches tätig, lebte schließlich pensioniert in Pensa. In der letzten Zeit reiste er fast jährlich in die Heimat, um hier den Seidenbau zu fördern (Hasenpoth, Goldingen, Arensburg, Gemauert-Poniemon), war Ehrenmitglied der Mosk. Seidenbaugesellschaft u. Präsident der Balt. Seidenraupenzucht-Ges. † 6. Juli in Gemauert-Poniemon.

Treumann, Ferdinand; Arzt, * 67; stud. Med. seit 88 (13,548). Fiel in der Schlacht bei Liaojang (11./20. August).

Uexküll von Güldenband, Fedor Bn. † 31. Jan. in Estland.

Ulstin, Karl, Begründer und Redakteur des „Latweetis" (seit 1882) und Mitbegründer fast sämtlicher lettischen Vereine in Libau. † 18. Jan. in Libau.

v. **Ungern-Sternberg,** Eduard Frhr., Dr. phil., * 38 in Lassila in Estland. Rev. Domschule, stud. Theol. u. Gesch. 55/7 (6368 Eston.), dann im Ausland. Wurde Politiker und Journalist. Seit 83 in Berlin, ständiger Mitarbeiter der „Kreuzzeitung", dazwischen auch der „Konservativen Korresp." u. der „Konservativen Monatsschr." 84/7 deutschkonservat. Reichstagsabgeordneter (Wahlkreis Bielefeld). Verf. der 02 erschienenen „Erinnerungen eines alten Estländers", von denen er nachher noch eine Fortsetzung „Irrjahre" in der „Monatsschr. für Stadt u. Land" veröffentlichte. † 25. Nov. in Berlin.

Vogel, Johann Martin, Ält. der St. Johannis-Gilde in Riga. † 8. Mai.

Volck, Wilhelm, Prof. DDr., * 18. (6.) Nov. 35 in Nürnberg. Stud. Theol. 53/9 in Erlangen, 61 daselbst Privatdozent. 62 Dozent, 63 ao. und 64/98 ord. Prof. für semitische Sprachen u. alttestam. Exegese in Dorpat. Im Juni 98 im Amte nicht wieder bestätigt, wurde er zum außeretatmäßigen ord. Prof. nach Greifswald und 1900 zum ord. Prof. nach Rostock berufen. Er war mit seiner zweiten Heimat auf innigste verwachsen, seit 97 auch Ehrenphilister der Livonia. † 16. (29.) Mai in Rostock.

Vorkampff-Laue, Arthur, Dr. med., * 64 in L., stud. 84/9. † 10. August in Borowitschi.

v. **Wahl,** Oskar, * 64 in Assik in Estl. Gymn. Fellin, stud. Nat.-Oek. 84/8 (12,280). Beamter im Finanzministerium. † 14. März in Petersburg.

v. **Wahl-Pajus,** Nikolai, * 33 zu Pajus in L., Schmidtsche Anstalt in Fellin, stud. Kam. 52/6 (5835 Liv.). Landwirt, Besitzer des väterl. Gutes Pajus. Bekleidete mehrere Landesämter, 62/8 Kirchspielsrichter, 82/7 Kreisdeputierter. † 8. Nov. in Pajus.

v. **Walkenburg,** Paul, StR., * 24. Juni 44, wurde 63 Telegraphist, 87 Chef der Post- u. Telegr.-Stat. in Pensa, 89 in Ufa, 90 in Jurjew (Dorpat), seit 1900 in Reval. † 20. Mai in Reval.

Walther, Julius, Mag. pharm., * 22. Okt. 71 in Kl. Jungfernhof bei Riga, Rig. Stadtgymn., 87 Apothekerlehrling, stud. 93/4; seit 97 Chemiker bei der russ. pharmazeut. Gesellsch. in Petersburg. † 1. Okt. in Oger.

Warrikoff, Max Reno, * 59 in L.; Gymn. zu Dorpat, stud. Med. 80/5 (10,842). Seit 86 Mitarbeiter, dann Redakteur der „Lodzer Ztg." † 19. März.

Weitmann, Martin, Inhaber der ehem. Krauseschen Apotheke in Riga. 38 J. † 7. Okt.

Wenschau, Johann Julius, Kommandeur des Libauer Leuchtschiffes. † 28. Nov.

Werncke, Alexander, Kaufmann und Stadtverordneter in Fellin. † 7. Mai in Riga.

Wiegandt, Emanuel Magnus, HofR., † 4. April in Riga.

Winkler, Oskar, seit 54 Oberverwalter auf Schloß Karkus in L. † 12. Juni.

Wittmann, Karl, StR., * 44 zu Versohn in L. Rig. Gymn., stud. Med. 66/70 (8127 Liv.). Lehrer der deutschen Sprache in Petersburg. † 8. Febr.

Woldemar, Johann Ulrich, Kaufmann, ehem. Ratsherr und langjähr. Direktorkollege der Gemeindebank in Mitau. 75 J. † 25. Nov.

v. **Wolffeldt,** Albert, * 54 in Karlsbad bei Riga, Birkenruh, stud. Jur. 74/82 (11,004 Liv.). 83 Assessor des 7. Wenden-Walkschen Kirchspielsgerichts, 88 Kirchspielsrichter in Gilsen, seit 90 Rendant der livl. Ritterschaftsrentei in Riga. † 13. Febr.

v. **Wolffeldt,** Albert, dim. Landrichter, * 30 in Wenden, Rig. Gymn., stud. Dipl. u. Jur. 50/4 (5511 Liv.), 54/68 Ass. u. Sekr. des Landger., 68/89 Landrichter in Wenden. Seitdem Geschäftsführer der Wenden-Walkschen adel. Vormundschaftsbehörde. † 1. August in Wenden.

v. **Wrangell,** Eduard Bn., * 8. Mai 54 zu Kaick in E. Revaler Domschule. Beamter an der Balt. Bahn. † 30. März in Reval.

v. **Wulf,** Adolf, Erbherr auf Schloß Seßwegen (seit 84), * 57; Gymnas. in Wiesbaden, Birkenruh; stud. Jur. und Nat.-Oekon 79/83 (10,594. Liv.) † 25. März (7. April) in Wien.

v. **Zimmermann,** Karl, Oberst a. D. 87 J. † 9 Nov. in Tuckum.

v. **Zwingmann,** Viktor, * 46, Gymn. zu Riga, stud. Jur. 63/7, Cand. (7724). 68/78 Assessor des Rig. Landvogteigerichts, 78/89 Ratsherr (Vize-Syndikus, Oberwettherr). Verdient um die heimische Rechtsforschung durch die Herausgabe mehrerer Bände Präjudikate des Rats. Seit 89 Chef der Grundbuchabteil des Riga-Wolmarschen Friedensrichterplenums. Dozent für Handelsrecht am Rigaschen Polytechnikum. † 17 Nov. in Riga.



Am Ufer des Lebens.

Am Ufer des Lebens, wandelnder Träume voll,
Steh ich versunken in Lauschen,
Fernher hör ich, fernher und lebenstoll
Die Wellen rauschen . .
Dem Liebenden gleich, still will ich niederknien,
Die Hände erheben:
Willst du mich ewig schlafenden Auges fliehn?
Öffne die Augen mein Leben!
Du sollst mich ansehn, Antwort und Rede stehn,
Dich ganz mir sagen!
Sieh mich an, wie einst du mich angesehn
In träumenden Tagen! . .

K. v. Freymann



Kulturgeschichtliche Miszellen.

Otto Peter von Stackelberg.

Eine merkwürdige Episode hat dieser Stackelberg in seinem Leben zu verzeichnen. Gadebusch sagt von ihm, er sei „ein wunderlich toller Mensch gewesen, von dem man ein Buch schreiben könnte. In Schweden habe er seltsame Händel angegeben und den damaligen französischen Botschafter auf das ärgste beleidigt [1]."

Otto Peter war ein Sohn Karl Adam von Stackelbergs, des schwedischen Generallieutnants, der im nordischen Kriege an den Schlachten von Kaseritz, Rauge und Errestfer teilnahm, des Verteidigers von Dünaburg, Stade und Stralsund, 1714 schwedischer Freiherr, aus dessen dritter Ehe mit Ulrike Eleonore von Albedyll [2].

Früh Kriegsdienste nehmend, war Otto Peter 1735 Volontair bei der kaiserlichen Armee gewesen, 1738 Adjutant des österreichischen Feldmarschalls Prinzen Karl von Lothringen, dann in schwedischen Diensten 1741 Rittmeister in General Riglens Regiment und Adjutant des Grafen Löwenhaupt [3].

Über jene „Händel" mit dem französischen Botschafter gibt uns das „Archiv Woronzow" einigen Aufschluß [4].

Im Dezember 1743 hielt sich Stackelberg in Königsberg auf. Er muß damals etwa 30 Jahre alt gewesen sein, eine hohe, männliche Erscheinung. Hier traf nun Stackelberg im Wirtshause zur „Stadt Riga" mit drei aus Rußland nach Frankreich reisenden Franzosen zusammen. Beim gemeinsamen Abendessen entspann sich ein politisches Gespräch Stackelberg äußerte seine Unzufriedenheit mit den augenblicklichen Zuständen in Schweden, die auf die Dauer unhaltbar seien. Anknüpfend an die Meinung seines ver-

---

[1]) Friedr. Konr. Gadebusch, Handschriftl. Geschichte d. livländ. Adels 1785.
[2]) Archiv der Familie v. Stackelberg. Bd. II, S. 12 ff — [3]) Familien-Archiv. — [4]) Archiv des Fürsten Woronzow (russ.). Bd. I u. IV — G. v. Brevern, Zur Gesch d. Fam. v. Brevern Bd II, S 77, Anm 5.

storbenen Protektors, des Grafen Löwenhaupt, und an vermeintliche Ungerechtigkeiten, die seinem Schwager, dem General Gustav Reinhold von Buddenbrock auf Schujenpahlen widerfahren seien, kam Stackelberg auf Rußland und die auch dort herrschende Unzufriedenheit mit der Regierung zu sprechen. Rußland, — meinte Stackelberg, rühme sich, Schweden einen Thronerben, Adolph Friedrich von Holstein-Gottorp, gegeben zu haben, doch sei dieses nur geschehen, um der Wahl des unliebsamen dänischen Kronprinzen vorzubeugen; der einzig gewünschte sei der Prinz von Zweibrücken-Birkenfeld, — der augenblickliche Thronerbe werde niemals regieren. Er, Stackelberg, kenne die maßgebende Meinung in Schweden sehr gut; die 10,000 Mann russischer Truppen unter dem Feldmarschall Keith würden ihre Heimat nicht wiedersehn, es wäre ein Leichtes, sie unschadlich zu machen, ohne daß Schweden auch nur einen Mann verlöre, er sei überzeugt, daß noch vor Ablauf eines Jahres ein neuer Krieg gegen Rußland ausbrechen werde. In schwedischen Regierungskreisen sei genugsam bekannt, wie groß die Unzufriedenheit in Rußland sei und daß in kurzer Zeit dort eine neue Revolution in Aussicht stände. Stackelberg sei oft in früheren Jahren gegen Rußland gebraucht worden, weshalb seine, in Livland belegenen Güter, die ihm 2000 Rth. eintrugen, konfisziert seien.[1] Die schwedische Regierung habe ihm jedoch für seine ihr geleisteten Dienste eine Pension von 1500 Rth. ausgesetzt. Nun sei er gewillt, anderweitig Kriegsdienst zu suchen, er wisse jedoch noch nicht, wo.

Solche und ähnliche Reden veranlaßten die Franzosen, Stackelberg näher auszuforschen. Eine Aufforderung zum andern Tage zum Kaffee, wies Stackelberg jedoch ab, da er mittlerweile durch den Diener der Franzosen erfahren, daß einer derselben, der im Gespräch stets die Partei der Kaiserin genommen, noch russischer Offizier sei, — man möge ihn entschuldigen, er sei unwohl. Obgleich die Franzosen seinetwegen noch zwei Tage in Königsberg blieben, bekamen Sie Stackelberg nicht mehr zu sehen.

Die Franzosen waren: der Chevalier de Reignac, beurlaubter Kapitän des Ismailowschen Leibgarde-Regiments und seine Reisegefährten der alte Abbé Lefèvre, den der französische Gesandte Marquis de la Chetardie vor 5 Jahren als Beichtvater mit nach Rußland genommen, und der Kaufmann Torin. Der Chevalier de Reignac sah sich veranlaßt, in Berlin den Inhalt seines Gesprächs mit Stackelberg dem russischen Gesandten Grafen Peter Tschernyschew zu berichten, da ihm die Sicherheit der Zarin

[1] Die Albedyllschen Erbgüter seiner Mutter, Woidoma und Alt-Carrol in Livland, hatte Otto Peter v. St. am 23 Febr. 1744 für 31,000 Rtl. dem Ordnungsrichter Moritz Baron Posse verkauft (Stryk I, S. 341.) In Estland soll Stackelberg Ottenküll und Wahast besessen haben.

gefährdet erschiene, auf Tschernyschews Wunsch diesen Bericht schriftlich einzureichen und von seinen Gefährten, dem Abbé Lefèvre und M. Torin mit unterschreiben zu lassen; dann reisten die Franzosen nach Paris weiter. Am 10. Dez. 1743 meldet Graf Tschernyschew die Angelegenheit in Petersburg[1].

Nun beginnt das unvorsichtige Gespräch in Königsberg für Otto Peter von Stackelberg gefährlich zu werden. Am 20. Januar 1744 befahl die Kaiserin, der Gesandte solle die preußische Regierung um Arrest und Auslieferung Stackelbergs ersuchen, was der Minister Podewils dem König unterlegt. Friedrich, dem gerade um gutes Einvernehmen mit Rußland zu tun war, erließ sogleich einen Befehl an den kommandierenden General in Königsberg, und Stackelberg, der Schwede, und nicht russischer Untertan war, wurde inhaftiert, nachdem er vergeblich seinem Hauswirt eine bedeutende Summe geboten, um ihm zur Flucht zu verhelfen. Seine Effekten und alle seine Papiere wurden versiegelt und mit ihm an der Grenze ausgeliefert[2].

Die drei Franzosen sind unterdessen in Paris angelangt und werden sofort in die Bastille abgeführt. Ludwig XV., so wie er durch den russischen Gesandten Fürsten Kantemir von dem Stackelbergschen Geplauder in Königsberg erfahren, wollte auch seinerseits sich Rußland angenehm erweisen. Die Kaiserin befahl jedoch ihrem Gesandten, dem König von Frankreich für seine Liebenswürdigkeit zu danken, mit der Bitte, die drei Gefangenen in Freiheit zu setzen[3]. Am 15. Februar wurden diese noch von Amelot, dem französischen Minister des Aeußeren, und seinem Sekretär M. Flouset vereidigt und einem schriftlichen Verhör unterzogen. Sie sagten aus, was sie in Berlin bereits Tschernyschew berichtet, woraufhin sie freigegeben und ihnen ihre Dokumente zurückerstattet wurden[4].

Otto Peter von Stackelberg wurde durch Vermittlung des preußischen Gesandten Baron Mardefeld, der sich seinerseits direkt brieflich an den General de L'Hôpital in Königsberg wandte, an die russische Grenze geleitet, wo er von einem speziell ihm entgegengeschickten Kommando der Rigaer Garnison empfangen wird.

Nun nimmt Stackelbergs Sache einen diplomatischen Charakter an, denn dies alles geschah auf Anraten des französischen Gesandten Marquis de la Chetardie[5]. Diesem gewandten Weltmann, der damals die Kaiserin ganz beeinflußte und mit Lestocq[6]

[1]) Arch. Wor. VI, S. 50—53. — [2]) Ebenda, S. 24. — [3]) Ebenda, S. 67. — [4]) Chetardie hatte in seinem Schreiben an Amelot 22. März/2. April betont, die betreffenden Aussagen hätten sich unter einander sowohl, als auch mit denen Stackelbergs an den russischen Gesandten in Berlin zu decken. — [5]) Chetardie an Amelot 17/28. Jan 1744. Arch. Wor. I, S. 481. 503. — [6]) Joh. Herm. Graf L., Günstling der Kaiserin, geb. 1692 in Celle im Hannoverschen, 1713 Wundarzt Peter I., leitete die Palastrevolution, durch welche am 6. Dez. 1741 Elisabeth auf den Thron gelangte. † 1767 in Petersburg.

gegen die antifranzösische Partei intriguirte, war die Stackelbergsche Angelegenheit eine willkommene Gelegenheit, die Monarchin gegen die Brüder Grafen Bestushew mißtrauisch zu machen und ihr von Verschwörungen zu sprechen — aber vergeblich, wie er am 24. Mai (4. Juni) 1744 dem Minister Duteil mitteilt [1]. Am 11. (22.) Febr. schreibt Chetardie dem französischen Gesandten am Berliner Hof, Volary, daß Stackelberg nun schon auf dem Wege nach Moskau sei und bald dort glücklich eintreffen werde.

Stackelberg wurde wirklich auf Befehl der Kaiserin am 2. März dem bekannten Inquisitor in politischen Sachen, General Andr. Iw. Uschakow, zur Untersuchung in der geheimen Kanzlei übergeben [2], wo in solchen Dingen die Tortur stets in Anwendung war [3]. La Chetardie berichtet weiter, die zur Untersuchung der Stackelbergschen Sache ernannte Kommission werde diesem nicht gerade wohlgesinnt sein und wenn er, Chetardie, den Tod des Sünders auch nicht erstrebe, so wäre es doch wünschenswert, daß Stackelberg handfest bleibe. Am 1. (12.) März 1744 ist Stackelberg in Moskau angelangt [4]. Chetardie verstand es sogar, sich in die Angelegenheiten der geheimen Kanzlei hineinzumischen, er will den Generalprokureur Fürsten Nikita Trubezkoi dem General Uschakow zur Seite stellen. Er bemüht sich, der Kaiserin darzulegen, daß die gehässigen Aussagen Stackelbergs gegen Rußland nicht der Ausdruck der schwedischen Nation, sondern bloß die Ansicht der königlichen Partei sei [5]. Der eitle und schlaue Gesandte versäumte auch nicht die Gelegenheit, die Gewogenheit und Freundschaft Ludwig XV. der Kaiserin zu unterbreiten [6].

Am 26. Mai (6. Juni) sendet der Marquis Lanmarie aus Stockholm an Chetardie die Kopien der Aussagen des Chevalier de Reignac und seiner Genossen; der Marquis bedauert, daß Stackelbergs Arretierung so fruchtlos geblieben, d. h. keine wirksame Handhabe gegen Bestushew geworden sei [7].

So waren die Worte, die Otto Peter v. Stackelberg — vielleicht in Weinlaune an der Wirtstafel zur „Stadt Riga“ in Königsberg gesprochen, zu einer Affaire geworden, die die Kabinette Europas beschäftigte und ihm selbst übel mitspielte. Seine Untersuchung in Moskau dauerte fort. Im Laufe derselben muß auch die Katastrophe der Regentin Anna zur Sprache gekommen sein.

---

[1]) Korrespondenz der französischen Diplomatie. Arch. Wor. 4, S. 491 bis 591. — [2]) Arch. Wor., S. 49. — [3]) Die geheime Kanzlei für Untersuchungen politischer Verbrechen, von der Kaiserin Anna 6. April 1731 eingerichtet, war unter Uschakows Leitung mit unbeschränkten Befugnissen auch den Reichskollegien gegenüber. Die geheime Kanzlei wurde erst von Peter III. abgeschafft. — [4]) Arch. Wor. I, 525. Chetardie aus Moskau an Volary nach Berlin. — [5]) Arch. Wor. I, S. 543. Chetardie an Amelot 15./26. März 1744. — [6]) Arch. Wor. I, 538, 539, 541. — [7]) Arch. Wor. I, 573. Alexei Petrowitsch Graf Bestushew-Rjumin, geb. 1692, † 1766, unter Elisabeth Reichskanzler.

Am 26. Juli befahl die Kaiserin, es möge der in Mitau anwesende Oberst Wajeikow den früheren Braunschweigischen Gesandten in Petersburg, Kayserlingk, wenn er hinkäme, heimlich aufheben, da seine Befragung von Wichtigkeit[1]. Am 15. Oktober wurde der Kaiserin berichtet, der preußische Gesandte Mardefeld habe erklärt, es seien durchaus alle bei Stackelberg gefundenen Papiere sogleich ausgeliefert worden, während Uschakow noch nach einem Tagebuch Stackelbergs forscht[2]. — Wie der Prozeß endet, bleibt unbekannt, jedenfalls erhielt Otto Peter seine Freiheit wieder und lebte später bei seinem Bruder, dem Landrat Adam Friedrich Freiherrn von Stackelberg zu Merhof. — Geheiratet hat er nicht, war aber einmal mit dem Hoffräulein Maria Aurora von Mengden, der nachmaligen Gemahlin des berühmten Günstlings der Kaiserin, Grafen Lestocq, verlobt; vielleicht war Stackelberg mit ihr verwandt, da seine Großmutter, Elisabeth Eleonore von Albedyll, eine geborene Mengden war. Sein Schicksal, sagt Gadebusch, hat ihn nicht gebessert. Er ist ca. 1770 wohl in Merhof gestorben[3]; uns gewähren aber seine Erlebnisse einen Blick in jene längst vergangene, durch Willkür und Intrigue beherrschten Zeiten.

O. M. v. Stackelberg-Kiwidepäh.



[1]) Arch. Wor. VI, S. 119. — [2]) Ebenda, S. 148. — [3]) Vgl. auch Archiv der Fam. v. Stackelberg II, 25. Was der Herausgeber Herr Gottlieb Olaf Hansen da über Otto Peter v. St. berichtet, kann füglich durchgestrichen werden, wie leider so manches in seiner Ausgabe des II. Bandes des Stackelbergschen Archivs. Es wäre wohl dringend im Interesse genealogisch-historischer Forschung zu wünschen, daß Herr G. O. Hansen sich nie mehr an familiengeschichtliche Arbeiten macht. Der III. Band des v. St.-Archivs soll bald unter Leitung des Herrn Stadtarchivars Otto Greiffenhagen erscheinen; es sei auch an dieser Stelle an die Leser der Baltischen Monatsschrift die Bitte gerichtet, dieses Unternehmen der Familie durch Materialiennachweis zu fördern — jeder Hinweis, jede Notiz wird dankend entgegengenommen durch mich oder durch Herrn Otto Greiffenhagen-Reval, Stadtarchivar.

Sieben Vorträge über Germanisierung der Letten.

Eine Reminiszenz vom J. 1819.

Wenige Jahre nach der Aufhebung der Leibeigenschaft in den Ostseeprovinzen fand in den Sitzungen der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst in Mitau, anknüpfend an eine ganze Reihe von Vorträgen, eine angeregte und lebhafte Erörterung der Frage statt, ob die Herbeiführung einer allmählichen Germanisierung der Letten wünschenswert sei, oder nicht. Die Vorträge, ihrer sieben an der Zahl, sind leider weder in vollem Umfange zum Abdruck gelangt, noch auch haben sie sich handschriftlich erhalten. Wir besitzen nur ziemlich kurze Referate davon, die sich in den „Jahresverhandlungen" der Gesellschaft finden[1]. Aber schon diese Auszüge sind interessant genug, um auch hier einmal vollständig[2] wiedergegeben werden zu dürfen.

Die Diskussion begann am 5. Febr. 1819 mit einem Vortrage des Sallgallnschen Pastors Adam Conradi: „Wäre die Metamorphose der Letten in Deutsche zu beklagen?", in dem er klar und bestimmt, nicht aus politischen, sondern aus kulturellen Gründen, für eine allmähliche Umwandlung der Letten in Deutsche eintrat. Gegen ihn erhoben dann in den folgenden Sitzungen sechs andre Redner ihre Stimmen, die samt und sonders aus vielen Gründen sich ebenso dezidiert für die Erhaltung des lettischen Volkstums aussprachen.

Freilich in der Form, wie es hier geschieht, ist die Frage der nationalen dauernden Forterxistenz des lettischen Volks heutzulage garnicht mehr diskutabel, nur von den großen Gesichtspunkten universalgeschichtlicher Entwicklung aus könnte darüber geredet werden, und mancher Satz sowohl im ersten wie in den übrigen Vorträgen wird heute nicht mehr aufrechterhalten werden können und findet seine Erklärung in den philosophischen oder sonstigen wissenschaftlichen Anschauungen jener Zeit. So begegnet uns gleich in P. Conradis Vortrag die Meinung, es wäre für den Letten besser, wenn ein dichter Nebel ihm die Geschichte verberge, „um keinen Groll zu erzeugen gegen seine Überwältiger" u. ä. Das sind Äußerungen, aus denen uns die Luft der „Auf-

[1]) Bd II (Mitau 1822) S. 15 ff.

[2]) Unlängst hat auch Pastor D Aug. Bielenstein in seiner Selbstbiographie „Ein glückliches Leben" (Riga 1904) an diese Vorträge erinnert.

klärungszeit“ entgegenweht, die nur aus ihr heraus möglich waren, unter dem Einfluß jener Philosophie des 18. Jahrhunderts, die ein so geringes historisches Verständnis hatte, der alles geschichtliche Werden und geschichtlich Gewordene nur etwas „Unwesentliches, Zufälliges, ja sogar Störendes“ war, die in ihrer „Natur- und Vernunftgemäßheit“, wie ein großer Forscher unsrer Tage sagt, „die Geschichte überhaupt nicht mehr nötig hatte.“ Und wenn uns auch heute noch einmal gelegentlich geschichtliche Betrachtungen und Urteile entgegentreten, die von demselben Geiste getragen werden, so sind sie nur möglich bei solchen Schwärmern, für die die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts garnicht zu existieren scheint und seine geistige Arbeit, zu deren größten und bedeutsamsten Errungenschaften eben die historische Denkweise gehört, das Verständnis für die geschichtliche Entwicklung.

Wenn ferner P. Watson in seinem Vortrage das Lettische aus einer Verschmelzung des Gothischen und Slavischen entstehen läßt, so ist das sprachwissenschaftlich eine ganz falsche Anschauung und darnach ist dann wohl auch sein Ausspruch zu beurteilen, daß es am natürlichsten wäre, wenn die Letten schließlich wieder zum Slaventum zurückkehrten. Wir heutigen wissen, daß auch jetzt noch, nach einem Jahrhundert der Entwicklung, die wesentlichsten Fermente lettischer Kultur und Bildung dem geistigen Boden deutscher Kultur und Bildung entstammen. Und wenn derselbe Redner meint, die Neigung der Letten deutsch zu lernen sei „bloßer Hochmut“ 2c., so sind wir natürlich nur erstaunt über den Mangel an Verständnis für soziale Entwicklung, die in dieser Äußerung zutage tritt.

Aber es soll nicht unsre Aufgabe sein, auf alle Einzelheiten einzugehen. Es kommt uns hier darauf an, den Inhalt der Vorträge selbst zur Mitteilung zu bringen. In ihrem Kern sind sie ein interessanter Beweis für eine Humanität, die jedes Volkstum achtet, für die ganz bewußt liberale und wohlwollende Gesinnung, die weite Kreise der deutschen Gesellschaft dem lettischen Volke gegenüber hegten.

* *
*

I. „Wäre die Metamorphose der Letten in Deutsche zu beklagen.“ Vortrag von Pastor Adam Conradi. 5. Februar 1819.

Der Redner stellt das Prognostikon, daß der durch Aufhebung der Leibeigenschaft herbeigeführte Standpunkt der Letten, mächtig auf dessen Nationalität einwirkend, höchst wahrscheinlich den allmählichen Untergang der lettischen Sprache zur Folge haben werde. Denn:

Die Sprache allein scheide den Letten vom Deutschen; sie hindere eine solche soziale Verschmelzung, wie sie Genossen einer Glaubensform und eines Vaterlandes gezieme. Die neue Verfassung führe die Annäherung beider Nationen herbei; man müsse daher nicht den Gang der Natur hemmen. Der Lette, gewohnt, das Deutsche als das Bessere zu schätzen, werde sich gern fügen in das, was ihm das Bessere deuchte; das Deutsche werde sich finden und, das Lettische verdrängend, sich mehren. Dem heutigen Letten könne der Hinblick auf seine Urväter nichts Erhebendes darbieten. Besser für ihn, wenn ein dichter Nebel ihm ihre Geschichte, die wohl keine reiche Ausbeute liefern würde, verberge, um keinen Groll zu erzeugen gegen seine Überwältiger. Auch der Lette würde in den Rang der übrigen zivilisierten Völker Europas versetzt sein, wäre nicht die Selbständigkeit dieser Nation verloren gegangen; diese sei auferweckt, mithin müsse auch das letzte Hindernis gehoben werden, um frisches Leben und rege Tatkraft auf den Schauplatz dieses Volkes zu bringen.

Was berechtigt uns aber, so entgegnet der Verfasser sich selbst, eine Sprache untergehen zu lassen, die so mühsam zu einer Stufe der Kultur gediehen ist? — An der lettischen Sprache sei ihrer Dürftigkeit wegen, da sie bisher unter das Joch der Willkür gezwängt gewesen, nichts verloren. Sie bestehe aus fremdartigen, von Deutschen hineingetragenen Bestandteilen; sie habe keinen nationalen Autor aus früherer Zeit aufzuweisen; nähme man alle Germanismen hinweg, wieviel echt Lettisches bliebe übrig? Die lettische Literatur habe bis jetzt nur mit lettischen Wörtern dem Deutschen, und zwar dem Gelehrten, etwas geboten. Bis jetzt habe noch kein in dieser Absicht gedichtetes Lied, als Volkslied, den gehofften Eingang gefunden. Durch Hinwegräumung der lettischen Sprache würde auch der Nationalität der Letten kein Eindrang geschehen, indem es mit ihr nicht viel auf sich habe, weil sich unter dem bisherigen Druck der Willkür und der Knechtschaft kein Volkscharakter, kein Volksgeist habe bilden können. Auch habe die neue Verfassung nicht den Letten als solchen, sondern nur den Bauernstand im Auge.

Gewonnen wäre durch Hinwegräumung der lettischen Sprache: 1) Der ungehinderte innere Verkehr der Bürger des Landes, zu denen nach der neuen Verfassung auch der Bauernstand werde

gezählt werden können. 2) Ein sicheres Bildungsmittel für denjenigen Letten, der, heller sehend, sich zur geistigen Veredelung erheben wolle; ebenso sicher, wie es die Erlernung der lateinischen Sprache für den Deutschen ist.

Die deutschen Ostseeprovinzen dürften nicht aufhören, deutsche Provinzen zu sein; daher müßte, um dem etwaigen Rausche undeutscher Volkstümlichkeit vorzukommen, zur geistigen Veredelung der deutschen Sprache beigetragen und der Grundsatz sanktioniert werden: Keine Letten mehr!

II. Vortrag von Karl Wilh. Cruse, Oberlehrer am Gymnasium und Pastor an der reformierten Kirche in Mitau, am 5. März:

Bei der durch den Monarchen und die Grundherren herbeigeführten Bauernverfassung sei es jetzt Sache aller Deutschen, den nicht mehr unfreien Undeutschen zu der Stufe der Bildung zu führen, die ihm Bedürfnis sei. Die Sprache des Letten reiche nicht mehr aus für sein Bedürfnis als Freien — sie müsse fortgebildet werden. Was bisher darin geschehen, sei deutscher Geist gewesen, der der Sprache angebildet worden. Das Bedürfnis, aus der Sprache des Sklaven eine Sprache des Freien zu bilden, liege in der neuen Verfassung selbst, da die oberste Verwaltung des Landes, wie des Bauernstandes nächste Appellationsinstanz, deutsche Akten führe. Diesem Bedürfnis könne nur durch Schulen abgeholfen werden, in welchen der Lette zwar lettisch gelehrt würde, aber auch zugleich Gelegenheit fände, Deutsch zu lernen. Ob dadurch die Nationalität oder Volkstümlichkeit des Letten sich anders gestalte, oder gar verloren gehe, und mit ihr auch die lettische Sprache, dies sei nur Sache der Vorsehung, nicht des Menschen, der nur, die Zeichen der Zeit beachtend, mit Gerechtigkeit die Erziehung des Einzelnen übernehmen soll.

III. Vortrag von Dr. Ernst v. Trautvetter, Oberlehrer am Gymnasium zu Mitau, am 5. März:

Um das Verhältnis der lettischen zur deutschen Sprache im deutschen Ostseelande auszumitteln und zu begründen, stellt der Verfasser zwei Grundsätze auf, die den streitenden Teilen einen natur- und vernunftgemäßen Vereinigungspunkt bieten sollen.

1) Jedes Volk muß die Sprache behalten, die ihm von der Natur, von Gott gegeben worden. 2) An einem und demselben Orte können nicht zwei Sprachen zugleich herrschen.

Um den scheinbaren Widerspruch dieser beiden Sätze zu lösen, erklärt sich der Verfasser näher über den Ausdruck Ort. In dem deutschen Ostseelande müsse das Deutsche gelten seines Orts, und das Undeutsche (Lettische und Estnische) seines Orts. Aus der Benennung „deutsche" Ostseelande ergebe sich schon, daß hier die deutsche Sprache die herrschende sein müsse, im natürlichen wie im staatsbürgerlichen Sinne, als Sprache der Gebildeten in der Stadt und auf dem Lande; die lettische, die geduldete, die Bauernsprache. Hierin sei auch das künftige Verhältnis beider Sprachen zu einander enthalten, indem man die Dinge nur ihrem natürlichen Gange zu überlassen brauche. Um dem ersten und zugleich obersten Grundsatz sein volles Licht zu geben, zeigt der Verf., daß der echte Weltbürgersinn mit der Liebe zum Artgemäßen im schönsten Einklange stehen, ja daß die deutsche Sprache nur in Beschützung alles Stammartigen ihr eigenes Dasein verbürgt sehen könne. Alle pro et contra vorgebrachten einseitigen Gründe verfängen daher nichts im Lichte dieses obersten Grundsatzes. Weder die Bequemlichkeit, die die deutsche Sprache, als alleinige, herbeiführen solle, noch die Armut und Unbedeutendheit der lettischen, könne einen rechtlichen Grund zur Vertilgung der letzteren geben. So wie bei Untersuchung einer Mordtat nicht gefragt werde, ob der Ermordete arm oder reich, gebildet oder roh gewesen, sondern nur das Menschenleben in Anschlag gebracht werde, so hier das Stammesleben. Eben dieser Gesichtspunkt gelte auch für die deutsche Sprache: die Heiligkeit des Volksartigen allein entscheide sowohl auf der einen als der andern Seite, nur ziehe dem Deutschen Pflicht der Selbsterhaltung und Selbstverteidigung die natur- und vernunftgemäßen Schranken.

Habe der erste Grundsatz seine notwendige Stelle gefunden, so gehe aus demselben auch die richtige Anwendung des zweiten Grundsatzes hervor, und beiden Teilen müsse daran gelegen sein, – dem Undeutschen, daß die für ihn zum Recht erhobene Duldung nicht verkümmert werde, — dem Deutschen, daß ihm als Schöpfer alles höheren Lebens auch hierin sein erworbenes Recht unbestritten bleibe.

Der Verf., dem, bei aller zu Recht beständigen Feststellung seiner beiden Grundsätze, dennoch die Träne des jetzt nur noch Geduldeten nicht entgeht, führt in seiner Nutzanwendung einige Trostgründe für den Undeutschen auf: den heilenden Balsam der Gewohnheit; das ähnliche Schicksal der deutschen und wendischen Sprache im östlichen Deutschland, das hinsichtlich des herrschenden Teils deutsch, hinsichtlich der Bauern wendisch gewesen sei; den allmählichen Übergang der platten Mundart in die hochdeutsche als Schriftsprache; die Erfahrung, daß ja auch die deutsche nur vermittelst der russischen Sprache in den allgemeinen Kreis des Reiches wirksam treten könne; den ermunternden Umstand, daß wenn nun einer von den besonders ausgezeichneten Köpfen der Undeutschen sich zur höheren Bildung hinaufarbeiten wolle, er (die Universität des Landes habe einen eigenen Lektor der lettischen Sprache) am Ziele eine wissenschaftliche Bildung seiner Muttersprache finde.

Für den deutschen Ostseeländer aber liege in dem Angeführten eine Aufforderung zur Heilighaltung sowohl der allgemein menschlichen als der volksartigen Pflichten und Rechte, damit hier nichts von den schönen Denkmalen deutschen Lebens und deutscher Geistestätigkeit untergehe, sondern damit die geistige Verwandlung, durch welche die deutsche Kirche, als der Vereinigungspunkt aller deutschen Herzen, Selbständigkeit und Artgemäßheit erringt und der Protestantismus zum Ziele gelangt, natur- und vernunftgemäßen Schritt halte.

IV. Vortrag von K a r l F r i e d r. W a t s o n, Pastor zu Lesten[1], am 5. März:

P. Watson erklärt sich bestimmt gegen die Umbildung der Letten zu Deutschen und das Aufgeben der lettischen Sprache. Er sei fest überzeugt, daß ein jedes Volk nur durch seine eigene angeborene, von der Gottheit ihm als Wächterin seiner Nationalität erteilte Sprache gebildet werden könne. Um über diesen Gegenstand richtig zu urteilen, müsse man tiefer in ihn eindringen und

[1]) Pastor Watson hatte den größten Anteil an der lettischen Übersetzung der „Kurländischen Bauerverordnung" gehabt; er hatte auch einen Plan ausgearbeitet „über die Art und Weise, wie auf die Kultivierung des lettischen Landvolks eingewirkt werden könne" (Jahresverhandl. der kurl. Ges. Bd. I) und war nachmals Herausgeber der ersten lettischen Zeitung, der „Latweeschu Awises".

ihn in ethymologischer, historischer und religiöser Hinsicht beleuchten. Die lettische Sprache sowie das Lettenvolk seien „aus der Verschmelzung der Gothen in die Slaven" entstanden; dies gehe deutlich aus der Sprache selbst hervor, deren Wurzelwörter zum größeren Teil slavisch, zum kleineren Teil gothisch wären. Sie vereinige auch wirklich den ganzen Reichtum der slavischen mit der Biegsamkeit und Kraft der deutschen Sprache. Man müsse sie studieren und sich völlig aneignen, um einzusehen, daß sie keineswegs arm und roh, sondern reich und geschmeidig und in kirchlicher Hinsicht bereits gebildet, folglich in juristischer und politischer ebenso bildungsfähig sei. Sie besäße ganz eigentümliche Vorzüge, so z. B. bezeichne sie durch eine bestimmte Form den Unterschied der transitiven und intransitiven Zeitwörter. Von Duldung derselben könne garnicht die Rede sein, da sie die eigentliche Landessprache wäre und da sich die Letten in Kurland zu den übrigen Bewohnern wie 6 zu 1 verhielten. Die Geschichte lehre, daß Ausrottung von Sprachen durch menschliche Anstalten nicht bloß höchst schwierig, sondern auch höchst ungerecht und schädlich sei. Die Wenden in Meklenburg hätten dadurch wahrlich nicht gewonnen, daß sie Deutsche geworden. In Preußen sei nach Ausrottung und Verjagung der lettischen Urbewohner eine ganz neue Population durch Einwanderung entstanden, und der größere Teil von Ostpreußen sei ja noch litauisch, mithin lettisch, weil die Litauer das Hauptvolk der Letten seien. In Kurland spräche das kleine Häufchen Liven am Popen-Donbangenschen Strande seit 800 Jahren seine angestammte Sprache, und ein Blick auf das benachbarte Litauen, wo man, seitdem Jagello König von Polen ward (also seit mehr als 400 Jahren), die Landessprache vernachlässigte und durch das Polnische zu verdrängen suchte, zeige deutlich, was der Erfolg solcher naturwidrigen Bestrebungen sei. Dieses hochherzige und tapfere Lettenvolk, die Litauer, habe zwar noch seine Sprache, wiewohl nicht mehr echt, aber ganz und gar keine Literatur; der Boden sei in Litauen fruchtbarer, die Frohne geringer, und dennoch stehe der Litauer unserm Letten an wahrer geistiger Bildung um ein Jahrhundert nach. — Überhaupt sei das Entstehen und Verschwinden der Völker und ihrer Sprachen Gottes Sache. Er habe die Lettenvölker zwischen die Slaven und Germanen gestellt, und ihre Sprache sei, wie sie selbst, das Verbindungsmittel,

der Übergang. Wohnort, Volk und Sprache bewahrheiteten dies und ständen im Einklange mit dieser höheren Bestimmung. Es sei unmöglich die Lettenvölker, die (wenn man ihr Hauptvolk, die Litauer, mitrechne) noch aus 4—5 Millionen Individuen beständen, zu Deutschen zu machen. Gutes könne also durch eine solche Metamorphose nicht gestiftet werden, wohl aber Schaden, indem diejenigen, welche ihre Talente und ihren Fleiß dem Studium und der Kultivierung der eigentlichen Landes- und Volkssprache widmeten, davon abgeschreckt würden; indem ferner der allerdings sehr sichtbare Hang der Letten, die deutsche Sprache zu lernen, die eigene aber fahren zu lassen, zu ihrem Nachteil befördert und genährt würde. Diese Neigung der Letten gehe übrigens aus nichts weniger als aus Vorliebe für deutsche Sprache und Kultur hervor, sondern sei bei den Wohlhabenden bloßer Hochmut, bei allen andern die Ansicht, daß sie mit Erlernung des Deutschen zum Herrenstande übergehen würden. Schließlich erinnerte P. Watson, daß die natürlichste Metamorphose, wenn ja eine stattfinden sollte, diejenige wäre, daß die Letten gum Slavenstamm zurückkehrten.

V. Ein Wort über das Germanisieren der Letten. Vortrag von Georg Bened. v. Engelhardt, kurl. Oberhofgerichtsrat[1], am 2. April:

Der Redner spricht sich bestimmt gegen alles dasjenige aus, was dazu beitragen könne, der lettischen Sprache Eindrang zu tun. Die Sprache der Eltern sei es, in welcher der Mensch denke und sein eigenes individuelles Leben lebe; sie vorzüglich konstituiere eine Nation und sondere sie von allen andern Nationen. Über den Vorzug der Sprachen lasse sich bloß disputieren; jede werde sich zu verteidigen wissen, denn diese Mannigfaltigkeit liege im Plan der Schöpfung, die immer eine Stufenfolge in ihrer Weltordnung beobachte. Die persönliche Freiheit sei nicht an die Sprache gebunden, sonst müsse den Letten, Esten, Polen und Litauern, sobald sie frei geworden, ihre Sprache genommen werden. Auch zeige die Geschichte, wie nachteilig es sei, einer Nation ihre Eigentümlichkeit nehmen zu wollen. Beim Germanisieren sei nichts gewonnen, denn was ein Bauer wissen müsse, das könne er in seiner Mutter-

[1]) Er war der Hauptredakteur der 1817 entworfenen „Kurländischen Bauerverordnung" gewesen.

sprache erlernen. Der Mensch müsse erst existieren, ehe er sich geistig ausbilden könne. Der Bauer sei von Natur an mechanische Arbeiten gewiesen, man müsse ihm daher nicht seinen Pflug und seine Sense verleiden; das wichtigste, was dem Letten jetzt not tue, sei die Erklärung des ihm gegebenen Gesetzbuches, nicht aber der Unterricht in der deutschen Sprache.

VI. Für die Erhaltung der lettischen Sprache. Vortrag von Dr. Karl Elverfeld, Pastor zu Tuckum[1], am 2. April:

Der Redner geht von dem Gesichtspunkt aus, daß, wer dem Letten seine Art zu reden nehme, ihm auch zugleich seine Art zu sein nehme, was auch nicht schaden würde, insofern diese Art zu sein, durch ihre Schlechtigkeit verwerflich wäre. Da nun aber niemand dem Letten etwas absolut schlechtes zum Vorwurf machen könne, seine Volkstümlichkeit dagegen gut sei und durch die erworbene Freiheit trefflich werden werde, so dürfe und möge niemand einen geistigen Mord gegen ihn intendieren! Dem Einwande, als wolle der Lette selbst sich seine Sprache nehmen, begegnet der Redner, indem er diesen unheiligen Drang nur den vom traurigen Zeitgeist befangenen, den nahe an den Städten wohnenden und daher verdorbenen Letten zuschreibt, die echten Letten aber von dieser Lüsternheit freispricht, deren Befriedigung ihnen so schwer, ja in einem Grade der Vollkommenheit fast unmöglich werde. Auch könne das Bedürfnis die Letten nicht dahin bringen, da alle Gefühle, alle Begriffe, die dem freien Landmann eigen und nötig seien, wenn auch nicht immer in abstracto, doch aber in concreto, nicht bloß lettisch ausgesprochen werden können, sondern auch von dem mit einem schönen, natürlichen Verstande begabten Letten wirklich so gebraucht würden. Das beweise die nicht unbedeutende lettische Literatur, in dieser vorzugsweise die treffliche Bibelübersetzung, die nicht einmal einen Nationalen zum Verfasser habe; das beweisen die oft so schönen, richtigen, cum grano salis geäußerten, oft garnicht deutsch wiederzugebenden Bemerkungen des Letten. Die deutsche Sprache werde ihm gar keinen Ersatz bieten, da er in ihr weder frei noch richtig seine

[1]) Er sowohl wie auch sein Vater, der Pastor in Appriken war, haben mehrere lettische Schriften herausgegeben, der letztere unter andrem die Gedichte des blinden lettischen Naturdichters Indrik (Mitau 1806).

Gedanken auszusprechen imstande sein könne. So verschieden die deutsche Büchersprache von der Alltagssprache im Munde des ungebildeten Mannes, so ganz aus seinem Leben, aus seiner Art zu zu denken und zu sprechen, sei die Schriftsprache der Letten.

Darum bleibe der Lette, dessen Sprache den so mächtigen Unterschied zwischen geistigem und leiblichem Freisein (swabbadiba un brihwiba) zu machen wisse, ein echter Lette und werde ja nicht zu einem Deutschlein (wahzeteelis) verunstaltet.

VII. Würdigung der Frage, ob die Metamorphose der Letten in Deutsche zu beklagen wäre. Vortrag von Dr. jur. Gerhard Chr. G. v. den Brincken, Kreismarschall, am 21. April:

Der Redner tritt in direkte Opposition gegen die Ausführungen des ersten Vortrages und sucht im Eingange, auf zwei Millionen Letten hinweisend, das Interesse für die Erhaltung ihrer Sprache zu eregen, und geht nun, nach Vorausschickung der Hauptmomente jener Frage, in die widerlegende Entwicklung derselben ein.

Nicht die Verschiedenheit der Sprache, sondern die Abstufung und Verschiedenheit der Bildung, Berufsbestimmung, der Sitten, Gebräuche und Beschäftigungen wäre als Hindernis des sozialen Lebens und Wirkens zweier Nationen zu betrachten, wie solches die volkreichsten Städte dartäten. Die Letten, deren Beruf als Landbewohner der Ackerbau sei, hätten und behielten ihre soziale Bestimmung unter Letten und bedürften vielleicht gerade der Sprachverschiedenheit und Subordination in Begriffen und Bedürfnissen, um den hohen Zweck dieses ältesten göttlichen Instituts zu erfüllen. Die Metamorphose der Sprache würde auch eine der Sitten und Gebräuche erzeugen, dem Letten aber keine wahre Entschädigung bieten, sondern dem Charakter und der Eigentümlichkeit dieses Volkes höchst nachteilig sein. Die Verschiedenheit der Sprache störe keineswegs in dem Genuß einer Glaubensform, wie schon die Glaubensgenossen der katholischen Kirche jene Behauptung widerlegten. Dagegen fühle sich eine Nation gemütlicher angezogen und angesprochen für Religionswahrheiten, wenn ihr diese in ihrer angeborenen Sprache mitgeteilt würden. Ebenso wenig käme aber auch das Vater- oder Mutterland dabei in

Gefahr, indem die Weltordnung selbst uns hierin ein Vorbild gebe. Die Nationalität bilde sich nicht durch der Übereinstimmung der Sprache, sondern aus der Übereinstimmung und Einheit der Regierungsverfassung. Aber selbst für die Sicherheit eines kolossalen Staatskörpers ständen mehrere diplomatisch-politische Gründe der Sprachvereinigung entgegen: divide et impera! Den ältesten historischen Beleg stelle dafür der babylonische Turmbau auf.

Die lettische Sprache selbst, die eine verhältnismäßig bedeutende Literatur aufzuweisen habe, dürfte um so weniger verurteilt werden, da die lettische Nation nichts verschuldet, sondern vielmehr in ihrer Sprache, in moralischer wie in politischer Hinsicht bisher alles geleistet habe, was von ihr zu erwarten gewesen wäre. Das Recht auf die Erhaltung der Sprache sei, mit dem Recht auf das Leben, als das erste angeborene Bürgerrecht anzusehen. Der Übertritt einzelner Letten in die deutsche Klasse könne als Schluß a minori ad potiorem ebenso wenig beweisen, als die Majorität der Letten einen Bestimmungsgrund für die Deutschen abgeben könne, ihre Sprache anzunehmen. Denn Sprache und Intelligenz der Landleute könne keine andre sein, als die, in der sie geboren und erzogen worden — für den Letten die Agrikultursprache. Die Aufhebung der Leibeigenschaft habe den Letten keineswegs das Ende ihrer Geschichte herbeigeführt, sondern mit ihr hebe eine neue, höchst wichtige, erfreuliche Periode derselben an. Daher auch der Rückblick in ihre Vorwelt keine bittere Empfindung, sondern nur dankbare Gefühle und herzerhebende Vorsätze für ihren Nationalgeist hervorrufen könne. Die von dem Zeitgeist hiezu aufgeforderten Letten beweisen sich auch durch ihre und in ihrer Sprache wert, für die Aufklärung und Einsicht ihrer Pflichten und Rechte als Untertanen diejenige höhere Bildung und Weihe zu empfangen, welche sie dereinst fähig machen wird, sich die Freiheit einer verfassungsmäßigen Regierung mit Geistesreife anzueignen. Der Redner schließt mit dem liberalen Ausruf: Es lebe die Sprache und in ihr der Geist!



Literarische Rundschau.

Japans Ethik.

Der Kampf um die ostasiatische Vorherrschaft lenkt Aller Augen auf sich. Die voreiligen Stimmen, die den russischen Waffen einen schnellen Sieg verhießen, sind verstummt. Sogar die russische Presse hat im Laufe der zehn Kriegsmonate einsehen gelernt, daß Rußland für die unverantwortliche Unterschätzung seines Gegners blutiges Lehrgeld zahlen mußte. Und in Europa fragt man erstaunt, worin eigentlich diese überraschende Kraft Japans liegt, wie es in kurzer Zeit eine Stufe der Entwicklung erreichen konnte, die es befähigte mit einer Großmacht, wie Rußland, einen nicht aussichtslosen Kampf zu führen?

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß unter sonst fast gleichen äußeren Bedingungen diejenige kriegführende Partei als die ethisch stärkere anzusehen ist, die ihre vitalsten Interessen verteidigt, die in gewissem Sinne um Leben und Existenz kämpft. Japan ist bei diesem Kriege in wirtschaftlicher Hinsicht stärker interessiert als Rußland, das durch die Okkupation der Mandschurei und Besitznahme Port Arthurs Japans Einflußsphäre in China und Korea schwer bedrohte. Ob Rußland diese Erweiterung seiner Machtsphäre dringend nötig hatte, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls handelt es sich von Seiten Rußlands nicht um eine Verteidigung seiner Existenzbedingungen, wie bei Japan, dessen Industrie wohl ihr vornehmstes Absatzgebiet in dem Nachbarreich erblickte. Mag auch der russische Politiker die Frage in umgekehrtem Sinn entscheiden, aus der Tatsache allein, daß der Krieg in Japan wie ein Nationalkrieg geführt wird, läßt sich der Schluß ziehen, daß hier Faktoren mitwirken, die nicht nur die hohen Sphären der Diplomatie berühren, sondern dem Volke selbst die Lebenswurzel bedrohten.

Es ist bekanntlich eine prekäre Sache, in der Politik von Recht und Unrecht zu sprechen: auf diesem Gebiet, das den Staatsegoismus, mag er nun als Eroberer oder Verteidiger seiner Rechte auftreten, recht eigentlich als vornehmstes Prinzip aufstellt, kann von Moral in gewöhnlichem Sinne nicht die Rede sein, wenn man nicht den Vorwurf alberner Sentimentalität oder gar eines lauen Patriotismus auf sich laden will.

Eine andre Frage soll uns hier beschäftigen, eine Frage, die kaum in das politische Gebiet hineingehört, aber doch zur Beurteilung des Volkes, mit dem Rußlands Armeen sich im blutigen Kampfe messen, von wesentlicher Bedeutung ist.

Welches sind die ethischen oder religiösen Elemente, die den Unterbau für Japans Aufstieg bildeten, die Japan zu dem gemacht haben, was es heute ist: zu einem Kulturstaat, der mit seltener Einmütigkeit und bewundernswerter Opferbereitschaft sich seine Unabhängigkeit jedem gegenüber zu verteidigen bereit ist, der sie anzutasten wagt, nicht zu einem Konglomerat heterogenster Elemente, die durch den Willen eines Einzelnen zu widerwilligen Handlungen geführt werden, sondern zu einem organisch gegliederten Ganzen, dem nur das gleiche Streben seiner kleinsten Teile die nötige Energiemenge zuführen konnte, um sie in eine eindeutige Tat umzusetzen.

Wir wollen diese Frage an der Hand eines Werkes zu beantworten suchen, das unter dem Titel „Unser Vaterland Japan" von Japanern auf Initiative des Engländers Stead verfaßt wurde und ein großartiges Sammelwerk darstellt, das uns über das ferne Inselreich die interessantesten Aufschlüsse geben kann. Der Japaner gilt in Europa für eitel und ruhmredig, seine Wahrheitsliebe wird bezweifelt, so daß ein Buch, das offenbar in Europa für Japan Stimmung machen soll, dem Mißtrauen begegnen dürfte, daß es die japanischen Verhältnisse in tendenziöser Färbung schildere. – Wenn nun schon ein so allgemeines Urteil oder Vorurteil, wie das oben genannte, einer ganzen Nation gegenüber nie berechtigt erscheint, so entbehrt in diesem Falle das Mißtrauen wohl jeder Grundlage: die Verfasser der verschiedenen Abschnitte gehören jener liberal-fortschrittlichen Partei an, der Japan seinen heutigen Zustand verdankt, und wenn auch ihr warmer Patriotismus überall durchklingt, wenn auch der Wunsch, kulturell dem Westeuropäer nicht nachzustehen, aus jeder Zeile blickt, so liegt doch wiederum so viel spezifisch Nicht-Europäisches in ihrer Auffassung der tiefsten Fragen, daß es nur ungerecht erscheinen würde, in diesem Werk nur eine politische und insofern unredliche Absicht zu erkennen. Die ruhige und besonnene Kritik der eigenen Verhältnisse, die uns fast in jedem Kapitel entgegentritt, scheint eher den Glauben zu rechtfertigen, daß hier das Wort doch Ausdruck des Gedankens ist und daß die

Wärme der Empfindung die Aussagen deshalb nicht zu unglaubwürdigen stempelt. — Einem zweiten Einwand möchte ich hier begegnen: wenn von Frauenerziehung, von Kunst oder von Moral die Rede ist, so wäre es unbillig zu verlangen, daß der Verfasser sich des eigenen Urteils in dem Sinne enthalten sollte, daß er nur von den realen Erscheinungen dieser Gebiete reden, nicht aber seine eigenen Wünsche äußern dürfte. Tut er das aber, so hängen diese unmittelbar mit der Kulturstufe einer bestimmten Bildungsklasse zusammen, zu welcher der Verfasser gehört. Von diesem Gesichtspunkt aus wird er auch die Erscheinungen werten, die in einem niedrigeren Niveau entstehen, und leicht wird der Wunsch, hier psychologische Motive zu finden, den Verfasser dazu verleiten, aus den Dingen mehr herauszulesen, als sie in Wirklichkeit bieten. Diese Gefahr liegt aber jedem derartigen Thema nahe, und wenn heute jemand eine christliche Ethik schreiben würde, so wird es sich nicht darum handeln, zu schildern, welche Vorbedingungen und Kompromisse sie sich im praktischen Leben gefallen lassen mußte, sondern was sie im Grunde will, was sie von uns fordert. — Wenn also von japanischer Ethik gesprochen wird, so handelt es sich nicht um eine Darstellung des Japaners, wie er ist, sondern wie sein Moralgesetz ihm zu sein vorschreibt, — das bedeutsamste Moment allerdings, um die Lebensquellen eines Volkes kennen zu lernen. Wie wenig man im allgemeinen gewillt ist, den Motiven Japans in diesem Kriege gerecht zu werden, wie man sich dagegen sträubt, den psychologischen Gründen für die unzweifelhafte Tüchtigkeit der japanischen Soldaten nachzugehen, beweist das eine Wort, das heute in jedermanns Munde ist, das Wort, mit dem alles erklärt wird der Fanatismus der japanischen Rasse.

Die Berechtigung dieses Vorwurfs — denn in dem Wort „Fanatismus" liegt ein solcher — zu motivieren, dürfte schwer fallen. Zum Fanatismus gehört in jedem Falle Einseitigkeit, Enge des Urteils und Unduldsamkeit dem Andersartigen gegenüber. Beides trifft für Japan nicht zu, es ist heute vielleicht der toleranteste Staat der Erde, und sein Fortschritt hat uns gezeigt, daß ihm Enge des Urteils nicht vorgeworfen werden darf Positiv ausgedrückt, muß der Fanatismus, um als Rasseneigentümlichkeit bezeichnet zu werden, einen unbeugsamen, gemeinsamen Glauben an irgend etwas zur Grundlage haben, die Rasse muß an gewissen Wertungen unumstößlich festhalten, also zum mindesten eine einheitliche Religion oder ein für die Gesamtheit bindendes Moralgesetz haben — aber beides fehlt den Japanern

Von einem deutschen Gelehrten hörte ich die Ansicht, Japan besitze weder eine Religion noch eine einheitliche Moral, seine Weltanschauung oder die des gebildeten Japaners sei im wesentlichen eine ästhetische.

Was heißt im Gegensatz zu einer ethischen — eine ästhetische Weltanschauung?

Wenn diese Frage beantwortet werden soll, so müssen wir von der heutigen modernen Auffassung absehen, die dazu neigt, die schroffen Gegensätze auszugleichen und beide Systeme mit einander zu verbinden. Die ästhetische Weltanschauung verpflichtet den Einzelnen, eine harmonische Ausgestaltung seiner Persönlichkeit anzustreben, etwa im Sinne Goethes, während die ethische von ihm ein Unterdrücken des Natürlichen, Fleischlichen zu gunsten des Geistigen, Ideellen verlangt. Dieser prägnante Gegensatz tritt uns überall entgegen, wo Kunst und Moral sich berühren. Die Moral will aus einem Naturwesen ein geistiges schaffen, das natürliche Material, in biblischem Sinne das Fleisch, soll ertötet werden, um den Geist lebendig zu machen. Die Kunst, richtig verstanden, schafft aus totem Material lebendige Wesen, Kunstwerke, die nur dann lebensfähig sind, wenn der Schöpfer dem Material Rechnung getragen hat, seine Natur nicht vergewaltigt hat, sondern sie mit seiner Idee zum Ganzen, zum Kunstwerk verschmolzen hat. Eine ästhetische Weltanschauung rechnet mit der Natur des Menschen, sie will diese Eigenart nicht verbiegen, sie will sie zur weitesten, edelsten Entfaltung bringen, aus der Naturanlage des Menschen ein Kunstwerk — die Persönlichkeit schaffen.

So schafft die ästhetische Weltanschauung Individualitäten, während die ethische, wenn sie sich jemals realisieren ließe, gleichförmige Typen hervorbringen müßte, die sich ohne Unterschied einem einzigen Gesetz fügen würden.

Japan hat seine uralte pantheistische Naturreligion nicht vergessen und begegnet dem Naturwesen mit einer gewissen Ehrfurcht - nicht nur der Kirschblüte, sondern auch dem Menschen. Er ist Träger eines göttlichen Funkens, ein Teil der Offenbarung des Göttlichen, das sich in der ganzen Welt manifestiert. Diese Auffassung läßt den Japaner sein Leben als Geschenk, seinen Körper als Gefäß ansehen, für dessen Bestand und Inhalt er verantwortlich ist; Kraft, Gesundheit und Ausdauer, nicht Askese oder Ertötung des Fleisches, sucht er durch stete Übung zu gewinnen. Er ist sich dessen bewußt, daß dem Göttlichen die tierische Natur des Menschen widerstrebt und in diesem Sinne glaubt er an ein Böses in uns, nicht an den Bösen außer uns In diesem Dualismus sieht Prof. **Inazo Nitobe**, der Verfasser des Abschnitts, der unserer Darlegung zugrunde liegt, keinen Widerspruch Nitobe ist Christ und sagt: „Aus der paulinischen Lehre, in der als Gesetz besteht die Sünde zu offenbaren, geht hervor, daß je zwingender und je bindender das Gesetz ist, desto augenscheinlicher die Sünde“, mit andern Worten, die Sünde ist die logische Konsequenz des göttlichen Gesetzes in uns und nur durch diesen Gegensatz ist uns eine Entwicklung

zum Höheren, Besseren gewährleistet. Bestände diese gegenseitige Bedingtheit nicht, so wäre das Böse als ein von außen hinzugekommenes zu betrachten, von dem wir durch eine erlösende Kraft befreit werden könnten oder welches wir aus eigener Kraft völlig überwinden müßten. Beide Möglichkeiten sind unvereinbar mit einer stufenweisen Entwicklung, denn mit der Befreiung vom Bösen wäre das Ziel erreicht und ein Gutsein gäbe es nicht mehr für den Menschen, der nicht mehr die Möglichkeit hat böse zu sein. Wenn Nitobe hier nicht unter dem Einfluß moderner westeuropäischer Denkweise steht und wirklich die japanische Auffassung der Doppelnatur des Menschen mit diesem Ausspruch vertritt, so dürfen wir um so mehr darüber erstaunt sein, als diese einzige Grundlage für die Möglichkeit einer steten Entwicklung zum Guten nicht auf dem Wege des Christentums, sondern selbständig auf Grund der japanischen Weltanschauung gefunden wurde.

Wenn der Japaner sein Leben und seine Fähigkeiten als ihm verliehenes Geschenk betrachtet, so ist konsequenter Weise die Dankbarkeit denen gegenüber für ihn Pflicht, die ihm das Leben geschenkt haben. Den Eltern und Voreltern in erster Linie fühlt er sich verpflichtet, und nächst ihnen dem Vaterlande, das ihm die Möglichkeit gab, seine Fähigkeiten in Taten umzusetzen. In diesen Momenten, der Verehrung der Natur und dem Ahnenkult, die beide dem Shintoismus entstammen, ist noch heute die Grundlage der japanischen Moral oder der Bushido zu suchen. Dieses Wort bedeutet eigentlich „Kämpfender Ritter Art“ und erweiterte sich zum Begriff der Ritterlichkeit überhaupt, zu einer Art ungeschriebenen Ehrenkodex für den Samurai, den Ritter, von dem in erster Linie Mannhaftigkeit, Männlichkeit verlangt wurde. Da das Bushido nicht in gleichem Maße für den Kaufmann oder Arbeiter galt, so dürfen wir in ihm eine Art Klassenmoral erblicken, in der ein aristokratisches Element zum Ausdruck gelangte, das die stufenweise Entwicklung der Moral bei allen Völkern begleitet hat. Ihr fehlt der höhere Ursprung im Sinne einer Offenbarung, sie erhebt nicht den Anspruch absolut zu sein, daher ist sie entwicklungsfähig. Und wie sehr sie das war, beweist die Tatsache, daß das Bushido Elemente der christlichen Moral in sich aufnahm, ohne seinen Charakter dabei einzubüßen

In feinsinniger Weise zeichnet Nitobe die Gegensätze zwischen Bushido und christlicher Moral, und obgleich selbst Christ, hängt er voller Pietät am Bushido, und es kostet ihm sichtlich einen Entschluß, dem Christentum uneingeschränkt den Vorrang einzuräumen. „Ich bekenne, daß ich, ohne fähig zu sein es zu erklären, einen Unterschied empfinde zwischen der Liebe, die Christus lehrt, und dem Wohlwollen, der Güte, die Bushido nie aufhört zu verlangen. Liegt es in ihrem inneren Charakter? Liegt es in dem Grad

ihrer Stärke? Liegt es darin, daß der eine demokratisch, der andre aristokratisch ist? Liegt es an der Art der Offenbarung? Ist es, weil das eine ewig weiblich, das andre ewig männlich ist? Oder liegt es daran, daß es vom Himmel stammend göttlich ist, und das andre von der Erde irdisch ist? Ich weiß nicht, wie ich diese und andre Fragen beantworten soll, die in schneller Aufeinanderfolge aufsteigen, während meine Feder über diese Blätter gleitet, aber das glaube ich, daß *die Bushido-Lehre, durchdrungen von dem Licht, welches jeden Menschen bei seinem Eintritt in die Welt empfängt, eine herrlichere Offenbarung der Liebe voraussah*." Und in den Schlußworten entscheidet sich Prof. Nitobe noch unzweideutiger für das Christentum: „Aber der Samurai ist nicht mehr und Bushido wird dahinschwinden; und wie sein Stolz verschwunden ist in dem leuchtenden Glanz einer aufgeklärten Bevölkerung, so wird die Lehre, die wir Bushido nennen, aufgehen in einem größeren, höheren Moralgesetz." Diese sinnvolle Gegenüberstellung läßt den Unterschied der christlichen und japanischen Moral deutlich hervortreten: die letztere ist eine durch und durch national gefärbte und aristokratisch begrenzte Vorschrift für Gesinnung und Handeln des Japaners, während unsre christliche Moral mit ihrem esoterischen Element nur ein fernes Ziel darstellt, das unsrem Denken und Tun die Richtung geben soll und deshalb nie auf eine einzelne Klasse oder auf ein einzelnes Volk beschränkt sein kann. Wenn wir die einzelnen Forderungen prüfen, so dürfte die Berechtigung des so formulierten Gegensatzes nicht bezweifelt werden.

Christus fordert Liebe dem Nächsten gegenüber, das Bushido — Wohlwollen und Mitleid. Eine gleiche Liebe für Alle gibt es nicht und wird es nie geben: es ist eine andre Art Liebe, die uns mit dem kulturell Gleichstehenden verbindet, als die, welche wir dem niedriger Stehenden zollen, sie wird hier mehr den Charakter des Wohlwollens annehmen, während sie im ersten Falle auch schon das Gepräge des Forderns tragen darf. Versucht man das Gebot Christi ohne jede Einschränkung in die Tat umzusetzen, so ist die Konsequenz eine Tolstojsche Lehre, die von dem klaffenden Widerspruch zwischen dem christlichen Gebot und unsern irdischen Lebensformen erfüllt, die letzteren von Grund aus verurteilt. Mag er damit auch Recht haben, er ist über die Kritik noch nicht hinausgekommen und seine „Auferstehung" bedeutet noch nicht ein Reformprogramm, auf Grundlage dessen das Christentum ohne Bruch in einer neuen Gesellschaftsordnung aufgehen könnte. Hier rechnet der Japaner mit realen Verhältnissen, seine Forderung entspricht der Gliederung der Gesellschaft in ein Oben und ein Unten und noch versteht er sich nicht zu der Idee der Gleichheit Aller und zu ideellen, unerfüllbaren Forderungen. Dem Bushido fehlt jedes

esoterische Element, die praktische und zugleich aristokratische Begrenzung seiner Moral verlangt vom Japaner nie Unmögliches, sondern gerade das, was im Rahmen seiner Stellung, seiner Familie und seines Vaterlandes möglich und erwünscht ist: äußerste Aufopferung seiner Persönlichkeit im Dienst der Pflicht, Anspannung aller seiner Kräfte im Dienste seines Monarchen - und das alles, um sich in letzter Linie seiner Vorfahren würdig zu erweisen und seine Ehre, die zugleich die des Vaterlandes ist, rein und unbefleckt zu erhalten. Man sieht, wie begrenzt das ganze Gebiet ist, es beschränkt sich auf Japan, auf das Vaterland und die Heimatgenossen und wird zu einem Hebel von unvergleichlich starker Wirkung. Ein Naumann wäre in Japan nicht denkbar: wenn seine ehrliche Religiosität von ihm verlangte, sein ganzes Leben mit dem Geist des Christentums zu durchtränken und er als warmfühlender Patriot, als heißblütiger Politiker beständig mit der moralischen Forderung desselben in Konflikt geriet, weil dort kein Raum vorhanden war für Nationalitätenfrage, für politische Interessensphären, für Flottenvermehrung und ähnliches, so müssen wir ihm Recht geben. Er zog ehrlicher als viele andre die Konsequenz und erklärte rundweg: Christentum und Politik, oder christliche Ethik und die Pflicht des Staatsbürgers haben wenig mit einander gemein, die Praxis des Staats und Parteilebens fordert andre Gesetze, als die der christlichen Ethik. Japan kennt diesen Gegensatz garnicht: Patriotismus und alles, was dazu gehört, ist ethisch, ist moralisch, denn der Japaner hat seinem Monarchen und seinem Vaterlande zu dienen. Man mag theoretisch aus diesen Verhältnissen die Konsequenz ziehen, daß das Bushido in seiner eng nationalen Fassung jedem Fortschritt hinderlich sein mußte und nur eine konservativ-pietätvolle Stellung zu Thron und Staatsidee von dem wohlgesinnten Untertan verlangte; aber die letzten dreißig Jahre haben uns darüber belehrt, daß es Männern, wie Marquis Ito und andern gelang, den Begriff des wahren Patriotismus in dem Sinne zu vertiefen und zu erweitern, daß nicht der Stillstand, sondern der Fortschritt nach westeuropäischem Muster Japan allein die Zukunft sichern konnte. Wie jede Abkehr vom eng nationalen zum weiten kosmopolitischen Standpunkt mit Gefahren verknüpft ist, zugleich aber die einzige Gewähr für eine Entwicklung zu freiem Menschentum bietet, so mußte auch für Japan der Schritt zur parlamentarischen Verfassung nach westeuropäischem Muster ein gewagter genannt werden. Wurde nicht durch die in das Staatsleben eingreifende Volksvertretung der Glaube an das unumschränkte, durch die Götter geheiligte Recht des Herrschers untergraben, wurde nicht in jedem einzelnen, der zu politischer Betätigung berufen wurde, das Bewußtsein rege, nach eigenem Urteil, nach eigenem Interesse das Ruder des Staates zu lenken? Das tief eingewurzelte Pflicht

bewußtsein des Japaners scheint ihn davor bewahrt zu haben, die Ehrfurcht vor der im Monarchen verkörperten Staatsidee ließ ihn das eigene oder Parteiinteresse vergessen und im Dienst für Kaiser und Reich seine vornehmste Aufgabe erblicken. Dieses Pflichtbewußtsein ist sogar stark genug, um den Stützen von seiten einer Staatskirche zu entbehren, die von jeher in Europa als Fundament jedes Thrones gegolten hat. Der Gehorsam gegen die Obrigkeit, gegen das Staatsoberhaupt ist bei uns zu einem integrierenden Bestandteil der Staatsreligion geworden, und überall, wo sich dieser Zusammenhang zu lockern droht, erscheint das Herrschertum von Gottes Gnaden gefährdet.

Nach dieser Abschweifung auf das politische Gebiet, die geboten erschien, um zu zeigen, welche lebendigen Kräfte das Bushido hier ins Leben gerufen hat und wie sehr es dazu beitrug und wohl noch beiträgt, den unbedenklichen Patriotismus als wahrhaft moralischen Wert anzusehen, also jeden Zwiespalt aus dem Wege räumt, kehren wir zu den von Prof. Nitobe erwähnten Widersprüchen zwischen christlicher Ethik und Bushido zurück. Wenn die christliche Moral eine geoffenbarte, absolute, in gewissem Sinne himmlische ist, so muß das Vergehen gegen dieselbe einen völlig andern Charakter tragen, als ein Verstoß gegen das Bushido. Der Christ begeht ein Unrecht Gott gegenüber, er sündigt, und keine Macht der Erde kann ihn von diesem Makel befreien. Hier greift das Dogma von der Erlösung, der Rechtfertigung direkt religiös wirksam ein, um das feste Band zwischen dem Wollen und Handeln einerseits und dem Glauben zu knüpfen. An Stelle des Begriffs „Sünde“ tritt die „Schande“ beim Japaner: er ist seinen Mitmenschen, seinem Vaterlande und vor allem sich selbst Rechenschaft schuldig für das, was er tut. Ihm liegt der Gedanke an eine Erlösungsbedürftigkeit völlig fern, und so scheint auch das Christentum, soweit das aus dem Abschnitt hervorgeht, seinen dogmatischen Charakter in Japan verloren zu haben, es ist mehr Moralprinzip, ein vertieftes Bushido geworden.

Kaftan unterscheidet in einem geistvollen Aufsatz über das Wesen des Christentums zwei Typen von Religionen: der eine geht von der Idee der Erlösungsbedürftigkeit der Welt aus, der andre von ihrer Fähigkeit besser zu werden, und betont daher die moralische Forderung. Ein Beispiel für die reine Form des ersten Typus ist der Buddhismus, für die zweite die Lehre des Kon fu tse. Das Christentum steht auf dem Kreuzungspunkt der beiden Entwicklungslinien dieser Typen und will beiden gerecht werden. Je nach den Strömungen innerhalb der Christen prävaliert bald die eine, bald die andre Idee, und mit Recht macht Kaftan darauf aufmerksam, daß das Christentum in der Auffassung Harnacks seinen Charakter als Erlösungsreligion stark eingebüßt habe, die

ethische Forderung aber um so mehr in den Vordergrund gerückt sei. Sobald Christus Vorbild, nicht mehr Erlöser sei, höre das Christentum auf, seinem Doppelcharakter gerecht zu werden. Man braucht nur an die Phasen der Entwicklung zu denken, die das Christentum in Askese, Weltflucht und ähnlichen Erscheinungen durchgemacht hat, um auch die Gefahr, die in der einseitigen Betonung des Erlösungscharakters liegt, nicht zu übersehen. Als spezifisches Element der Erlösungsreligion muß der Begriff „Sünde“ angesehen werden; sie ist das Attribut der unerlösten Welt, im Gegensatz zur Gerechtigkeit der erlösten, d. h des Reiches Gottes. Von Sünde kann daher nicht im Zusammenhang mit einer Morallehre gesprochen werden und dem Japaner scheint dieser Begriff fremd geblieben zu sein.

Der Japaner hat von Indien den Buddhismus übernommen, aber die religiösen Elemente sind nicht vollständig sein Eigentum geworden, nur die „Methode der Betrachtung“ hat der Buddhismus ihn gelehrt, das metaphysische Element entsprach zu wenig seiner optimistischen Lebensbejahung, das Kontemplative lag seiner Natur fern. „Der wohltätige Einfluß dieses Lichtes Asiens, das unsre Zivilisation erhellte, war die Einführung der metaphysischen Elemente, die uns teilweise die Lösung des Geheimnisses unsrer Natur lehrte, Gutes und Böses, über Leben und Tod, Dinge, mit denen der praktische Sinn unsrer Krieger sich wenig beschäftigte, aber auf die jeder normale Mensch von Zeit zu Zeit, wenn er in beschaulicher Stimmung ist, seinen Blick wendet. Wir können sagen, daß diese arische Religion unsern Sinn mehr zur Betrachtung anleitet, während Shintoismus trotz seiner Anbetung der Natur uns mehr zum Denken veranlaßt Was wir also vornehmlich in moralischer Richtung gewonnen haben, ist die Methode der Betrachtung, ein modus operandi geistiger Reise, und nicht so sehr seine Philosophie oder sein Dogma.“ Dagegen mußte die von esoterischen Elementen gänzlich freie Lehre des Kon-fu-tse dem auf das Praktische gerichteten Sinn des Japaners entsprechen, und auf dieser Grundlage baute sich die Bushidolehre auf. Dennoch müssen wir vermuten, daß die Morallehre des Christentums in Japan einen geeigneteren Boden finden dürfte, als das Dogma von der Erlösung, und die kurzen, oben angeführten Vergleiche zwischen Bushido und Christentum, die Nitobe angestellt, rechtfertigen diese Vermutung. Das Bushido wird sich eher dem modernen Christentum assimilieren können im Sinne einer allgemeinen, nicht mehr auf eine Kaste beschränkten Moral, und wird sich vielleicht davor hüten, in den Fehler zu verfallen, absolute Begriffe aufzustellen, die jeder Entwicklung der Moral hinderlich werden könnten. Es ist ungemein lehrreich, daß ein Volk, dessen jüngste Vergangenheit sich in einer Periode rapiden inneren und

äußeren Wachstums abspielte, auch in den tiefsten Grundlagen seines Wesens, in seiner Weltanschauung und in seiner Moral diesen aktiven Trieb zur Geltung gebracht hat. Seine Weltanschauung ist Dank für sein eigenes Dasein, als Grundlage jeder Tätigkeit, ist freudige Lebensbejahung, und seine Moral fordert von ihm, seine Kräfte in den Dienst des Allgemeinwohls, des Staates zu stellen: Beides hat die sinnvolle Betätigung zum Ziel, nicht den eigenen Vorteil, wohl aber die eigene Ehre, den guten Namen und Ruf.

In engem Zusammenhang mit dem ausgesprochen diesseitigen Charakter der japanischen Moral steht der Selbstmord. Das Harakiri erscheint als eine Art Selbsthinrichtung eines Menschen, der seinen Mitmenschen etwas schuldig geblieben ist; er hat sich durch irgend ein Vergehen entehrt und vollzieht nun selbst die Strafe an sich, oder er will mit dem Tode seine Unschuld beweisen: „ich will euch meine Seele zeigen, auf daß ihr selbst urteilen möget." Nitobe sagt sehr fein zu diesem für unser Verständnis so schwierigen Punkt japanischen Ehrgefühls: „Es ist die Geschichte, die den blassen Tod verklärt, es ist das Leben, das der Verblichene überstanden hat und das dem Tode die Pein und Schmach nimmt. Wenn es nicht so wäre, wer wollte den Schierlingsbecher mit Philosophie zusammenreimen, oder das Kreuz mit dem Evangelium? . . . Wir können über Leibaufschlitzen sagen, was Carlyle über religiöse Bettelei gesagt hat, ‚daß es weder eine schöne Beschäftigung war, noch eine ehrenvolle, bis der Edelmut derer, die sie übten, sie zu einer ehrenvollen machte.'" Die eigentümliche Art des Selbstmordes beruht auf der Vorstellung des Japaners, daß der Sitz der Seele in der Hara, der vorderen Rumpffläche, zu suchen sei. Diese Anschauung hat eine gewisse Verwandtschaft mit der griechischen Vorstellung von dem Sitz der Seele im Zwerchfell, und die Physiologie hat uns gelehrt, daß die großen sympathischen Nervengeflechte, die in der Tiefe des Leibes sitzen, zu unserem ganzen Gemütsleben in nächster Beziehung stehen. Die Art des Selbstmordes erfordert, da sie im höchsten Grade schmerzhaft ist, Mut und kühle Überlegung und ist daher nicht so leicht zu vollziehen, wie sein Leben durch einen Pistolenschuß zu enden. Nitobe verteidigt den Selbstmord nicht, aber er erklärt, „daß der Tag ein trauriger für Japan werden wird, an dem seine Söhne die Wertschätzung der Ehre einbüßen sollten (ich meine damit nicht Seppuku (oder Harakiri) selbst), die dieses furchtbare Verfahren in sich schließt."

„Ehre ist das einzige Band, das den Japaner mit der sittlichen Welt verknüpft." Das Wort erscheint auf den ersten Blick dürftig, aber wenn die Ehre nicht nur ein nach außen hin sauber gehaltenes Gewand bedeutet, sondern sich auch auf die Gesinnung

erstreckt, so liegt darin viel beschlossen. Und die Bushidolehre verlangte vom Samurai, daß er sich über sich selbst Rechenschaft zu geben habe. „Das Gewissen, bei uns verständlich unter der Bezeichnung Kokoro (was Sinn, Geist und ebenso gut Herz bedeutet), war der alleinige Maßstab für Recht und Unrecht. Aber wir wissen, daß das Gewissen eine Macht des Bewußtseins ist, und da das ganze Wesen von Bushido Tätigkeit bedeutet, so ist uns . . gelehrt worden, daß Gedanke und Tat ein und dasselbe ist." „Es war die Ursache, nicht der Ausgang, die dem Verhalten Gerechtigkeit angedeihen ließ" — das sind Worte, die dem tiefsten Sinn jeder Moral gerecht werden, daß nicht die Handlung als solche schlechtweg, sondern nur in Bezug auf ihre Motive sittlich oder unsittlich genannt werden kann.

Durch welche Kluft ist diese Auffassung von der äußerlichen Gesetzeserfüllung des wahren Semiten, des Juden, getrennt, der in einem flachen Pharisäertum seine Befriedigung fand. Dem Arier wird aber auch die japanische Moral dürftig und äußerlich erscheinen, weil er gewohnt ist den Wert der sittlichen Forderung an der höchsten nur denkbaren Stufe des Moralgesetzes zu messen. Diese Stufe ist dem Japaner erreichbar, und weil sie erreichbar ist, hat er nicht, wie wir, die Versuchung zu Kompromissen zwischen sittlicher Pflicht und Handlung. Mir erscheint es unwahrscheinlich, daß ein Volk, dessen ethische Forderung so ganz dem praktischen Bedürfnis, so ganz dem kulturellen Wachstum Rechnung trägt, innerlich verlogen sein soll, ein Volk, dessen Moral den Stempel der Ehrlichkeit an der Stirn trägt. Man braucht doch nur an den christlichen Engländer zu denken, dem es so ungemein leicht gelingt das, was ihm politisch unzweckmäßig erscheint, als unchristlich und unmoralisch zu stempeln! Auf wessen Seite liegt mehr Verlogenheit? Aber der Ruf des Japaners ist in Bezug auf Wahrheitsliebe kein guter, und mir scheint der Grund dafür nicht fern zu liegen: Jedes Volk, das sich in jahrhundertelanger Abgeschlossenheit entwickelte, dessen oberster Grundsatz der Aufbau und die Erhaltung des eigenen Staates war, wird bei der Berührung mit andern Völkern sich eines gewissen Mißtrauens nicht erwehren können, das zugleich mit jenem Hochmut gepaart sein mag, der im Andersartigen das Minderwertige erblickt. Erst spät lernte der Japaner fremde Kulturen mit lernbegierigen Augen ansehen, und das Gelernte sorgsam für eigene Zwecke ausgestalten. Diese ganze Situation verlangte eine gewisse Vorsicht und diese Vorsicht scheint von dem Europäer mißdeutet zu werden. Sie erscheint ihm als Verstecktheit, als Falschheit, während sie doch nur die moderne Form für die politische List, für den eigenen Selbsterhaltungstrieb ist, den der hochkultivierte Staat ebenso nötig hat, wie der aufstrebende. Ein anderes Moment liegt dagegen in der Reserve, die

der Japaner in Bezug auf sein Gefühlsleben überhaupt beobachtet. Man spricht von dem stets lächelnden, lustigen Völkchen, und diese Epitheta haben dem Japaner den Ruf der Oberflächlichkeit eingetragen. Nitobe weist diesen Vorwurf als unberechtigt zurück es sei ein wesentlicher Zug der Bushidolehre, daß sie völlige Selbstbeherrschung verlange, einen Stoizismus, der nicht nur eine nach außen zur Schau getragene Ruhe, sondern auch ein inneres Bewältigen der Leidenschaften verlangt. Diese Forderung ist dem Japaner so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er sich nicht dazu entschließen wird, dem Fremden einen Blick in sein Inneres zu gestatten, er wird mit dem Lächeln der Höflichkeit den eigenen Schmerz zu maskieren suchen. Das wird für Mangel an Wahrheitsliebe gehalten und doch liegt in dieser Verschlossenheit ein starker männlicher Zug, den flüchtige Beobachter nur falsch gedeutet haben.

Aus allen diesen Einzelheiten ist ersichtlich, welche Schwierigkeiten sich dem Europäer beim Studium des Japanertums entgegenstellen. Es wird ihm nur selten gelingen, in den Kern seines Wesens einzudringen, und die Beschreibung des Gesehenen und Gehörten wird häufig das wahre Bild fälschen und dem Wesen des Japaners nicht gerecht werden. Ebenso energisch verwahrt sich Prof. Nitobe gegen das in Europa herrschende Vorurteil, das die japanische Frau vorzugsweise als Geishatypus kennt. Sehr überzeugend sagt er: „Es gibt wohl kaum eine irrigere Auffassung, als den Charakter der Samurai Frauen mit dem Typ der Geisha zu vergleichen, es war tatsächlich der Gegensatz zwischen beiden, der den Geishas die Daseinsberechtigung verschaffte, denn die Samurai-Frau war ein gesetztes, ernstes, ja selbst strenges „hausbackenes Geschöpf“ mit sehr wenig Geschmack für Unterhaltung und noch weniger für Vergnügungen, besser bewandert in der Poesie des Altertums rc.“ Und es erscheint auch im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß die Frauen, in deren Hand doch vor allem die erste Erziehung der Kinder lag, so tüchtige Männer ihrem Vaterlande erzogen haben sollten, wenn sie nicht auch die völlige ethische Qualifikation für diese Aufgabe besessen haben sollten. Allerdings scheint das Verhältnis der Ehegatten zu einander nicht jene grundlegende Bedeutung gewonnen zu haben, wie in Europa, wo dieses Verhältnis in ideellem Sinn den Wertmesser für die Höhe der erreichten Kulturstufe bestimmt. „Das Christentum“, sagt Nitobe, „lehrte, daß der Kernpunkt wohlgeordneter Gesellschaft auf dem ehelichen Zusammenleben der ersten Eltern beruhte und daß folgerichtig ein Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen soll; eine Lehre, die an und für sich nicht leicht verständlich und, wie schon Paulus zugibt, sehr zweifelhaft in ihrer Anwendung ist und einem unreifen Jüngling gestattet, den Willen

seiner Eltern mit Füßen zu treten, wenn er sich in ein leichtfertiges Mädchen verliebt. Christus hat selbstverständlich diese Auslegung nie befürwortet, auch enthalten die zehn Gebote nicht den Wortlaut ‚Du sollst dein Weib mehr lieben, als du deinen Vater und deine Mutter ehrst.'" Nach der Bushidolehre bestand „die kindliche Liebe als die erste aller Tugenden", und wieder berührt sich hier diese Anschauung mit den Ideen des Ahnenkults. Es ist die Dankbarkeit für das Dasein, die das Kind seinen Eltern schuldet und auch die Gattenliebe darf nicht in Konflikt mit der kindlichen Ehrfurcht geraten. Es ist nur eine Konsequenz dieser Auffassung, die offenbar allen orientalischen Volksstämmen gemeinsam ist, daß die Gattin erst die ihr gebührende Stellung einnimmt, wenn sie Mutter geworden ist, wie denn auch Unfruchtbarkeit der Frau in Japan als anerkannter Scheidungsgrund gilt. Aber auch auf diesem Gebiet hat der westeuropäische Einfluß schon vieles geändert und bei der ungemein starken Assimilationsfähigkeit des Japaners wird es nicht lange dauern und die Emanzipation der Frau wird dort bereits jene maßvolle Grenze erreicht haben, welche die übers Ziel hinausschießenden Bestrebungen in Europa erst nach längerem Hin- und Herschwanken feststellen werden.

In Europa hat man die Nachahmungskunst Japans oft verspottet, aber wenn diese Kunst oder Anlage mit Kritik und dem Vermögen, richtig auszuwählen, verbunden ist, so muß man sie wohl als die Grundbedingung jeder Selbsterziehung ansehen. „Welche vorwärtsschreitende Nation hätte sie nicht besessen und benutzt? Man braucht nur zu bedenken, wie wenig griechische Kultur auf hellenischem Boden entstand. . . Mir scheint, daß das originellste, d. h. das wenigst nachahmungsfähige Volk die Chinesen waren, und wir sehen, wohin ihre Originalität sie geführt hat. . . Wir schaudern bei dem Gedanken an unser Schicksal in diesem kannibalischen Zeitalter der Nationen, wären wir immer das gleiche Original geblieben." (Nitobe.)

Vor nicht langer Zeit blätterte ich in Burkhardts „Kulturgeschichte der Griechen" und von Seite zu Seite steigerte sich mein Interesse für die eigenartige Darstellung, ja die fast neue Beleuchtung der griechischen Geschichte, die durch H. St. Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" auch in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Aber zugleich fiel mir eine überraschende Parallele auf: unwillkürlich riefen Burkhardts Schilderungen des griechischen Lebens Erinnerungen an die Verhältnisse in Japan wach. Diese Frage sollte wohl von berufener Seite eine sorgfältigere Bearbeitung erfahren, denn es gibt eine Reihe interessanter Vergleichspunkte.

Wenn wir vom Shintoismus ausgehen, so finden wir in Griechenland ebenso eine Naturreligion, eine Verehrung personi-

fizierter Naturgewalten, die später — vielleicht schon zu Euripides' Zeiten — einem weitverbreiteten Skeptizismus der Götterwelt gegenüber weicht und in dem sokratischen „Erkenne dich selbst" und seinem Daimonion bereits die Grundzüge der Buddhalehre enthält. Die Kalokagathia, die vornehmste Tugend der Griechen, war ein ethisches Schönheitsgesetz, das seinen Ausdruck in einer harmonischen Lebensführung fand. Männlichkeit, Tapferkeit durften nicht den Charakter der Leidenschaft annehmen, sie mußten durch die Sophrosyne (das weise Maßhalten) gedämpft werden. Die erste Pflicht galt dem Staate, der Polis. Ihr Wohl sollte sein vornehmstes Streben sein und der Jüngling wurde in erster Linie zum Patrioten erzogen. Burkhardt betont es besonders stark, wie wenig die Idee der Polis dem einzelnen, der zu ihr gehörte, seine Freiheit ließ, er wurde unfrei durch die Verpflichtungen, die ihm Staat und Gemeinde auferlegte, und das schlimmste, was den Griechen treffen konnte, war die Verbannung, das hieß mit andern Worten moralischer Tod, denn nur in der Vaterstadt durfte er seinen religiösen Kult verrichten, dort stand das Heiligtum der Hausgötter und mit dem Verlassen jener wurde auch das Band zerrissen, das ihn mit seinen Vorfahren verknüpfte. Das war derselbe Patriotismus, derselbe Ahnen- und Heroenkult, den Japan noch heute besitzt.

Ebensowenig wie der Japaner kannte der Grieche den Begriff „Sünde" und konnte ihn in unsrem Sinne nicht kennen, wohl aber war ihm „das Bewußtsein der Schande" ebenso geläufig wie jenem. Schon die homerischen Helden weinten vor Scham, und die erschütternde Verzweiflung, die Ajax in den Tod treibt, ist uns allen von der Schulbank her bekannt. Dieses ausgeprägte Ehrgefühl läßt ihn den Tod aufsuchen, ja den Selbstmord, wenn sein Name, sein Ruf befleckt war. Merkwürdige Beispiele erzählt uns Burkhardt, wie ältere Menschen sich das Leben nehmen, weil sie fürchten, durch Alter und Gebrechlichkeit lästig zu werden. Da spielt ein ästhetisches Moment hinein, was vielleicht auch dem japanischen Harakiri nicht fehlt, wenn Schuldlose, um ihre Unschuld zu beweisen, sich den Tod geben.

Die Parallele dürfte noch interessante Vergleichspunkte aufdecken: so das Hetärenwesen in Athen, das im Perikleischen Zeitalter einem ähnlichen Bedürfnis entsprach, wie das Geishatum heute in Japan. Die gesellschaftlich enge Stellung der Ehefrau schuf eine Mittelstellung des Weibes, der der freiere geistige Verkehr mit Männern nicht allein gestattet, sondern zur Pflicht gemacht wurde.

Als listig und verschlagen galt der Grieche bei fremden Völkern, besonders bei seinen diplomatischen Missionen, und Burkhardt bezweifelt seine Wahrheitsliebe auch dort, wo er vaterländische Geschichte schrieb. Die Tatsachen seien von Legendenbildung und

Ruhmredigkeit durchwebt, so daß es schwer sei, Tatsache und Darstellung zu sichten. Das erinnert an die europäischen Urteile über Japan.

Zum Schluß möchte ich noch auf einen wesentlichen Unterschied hinweisen, der sich auf dem Gebiet der Kunst geltend macht. Die antike griechische Kunst sah ihre tiefsten Ideen verkörpert in ruhenden Gestalten, sie fand in dem harmonischen Gleichgewicht der Linien und Formen den schönsten Ausdruck. Das Ornamentale gab auch der Darstellung der Menschen, nicht nur der Götter, jenen tiefen, stillen Wohllaut, der uns noch heute vor den großen Werken jener seltenen Zeit stille stehen läßt. Erst später, wohl beeinflußt durch die Kunstbewegung in den jonischen Städten Kleinasiens, wandte sie sich einer realistischeren Auffassung zu und prägte anstatt der Typen Charaktere. Wer vor einem Praxiteles'schen Kopf oder der Milonischen Venus steht, wird vergeblich nach irgendwelchen Anhaltspunkten für den Charakter der betreffenden Gestalten suchen — sie sind Schönheitsideale. Ganz anders stellte sich der Japaner diesem Problem gegenüber: der Mensch, den er darstellt, das Tier, der Vogel, die Pflanze, jedes einzelne charakterisiert er scharf, er gibt ihnen Stellungen und Ausdruck, die nie vollkommener Ruhe entlehnt sind, sondern immer ein Bewegungsmotiv enthalten. Der Vogel, der auf dem Aste sitzt, streckt den Hals, um nach einem Insekt auszuschauen oder er läßt seinen Kopf tief im Federkleid einsinken, um sich zum Schlaf zu rüsten. Leben bedeutet dem Japaner Bewegung, Tätigkeit und er sieht die Natur als eine beständig bewegte, und er begreift den Sinn dieser Bewegung, wenn er in seidenen Stickereien oder Elfenbeinschnitzereien Ästchen an Ästchen und Blüte an Blüte fügt, nie einen Fehlstrich, nie einen Mißgriff tut, sondern überall das gesetzmäßige Walten innerer Naturgesetze durchschaut und die Erscheinung in ihrem Sinn, d. h. in ihrem Charakter verstanden hat. Als die ersten japanischen Arbeiten nach Europa kamen, da hielt man die sonderbar verkürzten Gestalten, die eigenartige Flugstellung der Vögel für unnatürlich, bis die Momentphotographie uns darüber belehrte, daß der Japaner richtiger und schneller gesehen hatte, als der Europäer, der sich die Antworten auf diese künstlerischen Fragen bisher „nur aus der Tiefe seines Gemütes konstruiert" hatte. Und wie schnell überholte der Japaner seinen chinesischen Lehrmeister in der Anwendung der Farbe, die bleichen Broncetöne des Herbstes so fein abstufen kann nur ein Japaner, seine Netzhaut muß nicht allein auf Linien, sondern ebenso auf Farben feiner reagieren, als die unsrige. Interessant wäre es zu erfahren, ob in der Musik Japans auch die Tonintervalle geringer sind, als bei uns und der Japaner beim Anhören einer europäischen Secunde vielleicht den Wohllaut einer Terze zu hören glaubt.

Wie in der Bushidolehre die Moral den Gesetzen des Lebens entnommen und seinen Bedürfnissen angepaßt war, so entsprach auch die Kunst dem eigentlichsten Lebensnerv des Japaners, sie war Charakteristik sinnvoller Bewegung, d. h. der gesetzmäßigen Tätigkeit, die das Bushido auch vom Menschen verlangte. Das höchste Ideal war dem Japaner die Leistung, die Arbeit, dem Griechen die götterähnliche Ruhe, — jenem das Tun, diesem das Sein. Nur der Gott selbst, Buddha, sitzt sinnend und bewegungslos auf seinem Thron, ihm genügt das Sein — er kennt kein Tun — und so hat Japan ihn dargestellt.

So gehen scheinbar friedlich Moral und Kunst in Japan nebeneinander her, ohne in unfruchtbarer Zwietracht, wie bei uns in Europa, einander zu befehden, und erst die Zukunft kann uns zeigen, ob diese beiden Gegensätze im letzten Grunde eins sind, wie ein seltenes Geschick uns die Vereinigung beider im Genie zeigt. Das Genie ist individuell schöpferisch, im weitesten Sinne des Wortes Künstler, aber es erfüllt das höchste Gesetz der Moral, wenn auch „jenseits von Gut und Böse", indem es sich selbst bejaht und dem Gesetze seines zur Welt erweiterten Ichs gehorsam ist.

Der Weg dahin — wer weiß ob er gelehrt werden kann — dahin, wo der Mensch das Recht hat, wieder Herr zu sein, sein selbsteigener, führt durch Dienst und Hingabe des eigenen Selbst. Es scheint richtiger, diesen Weg zu wählen, wenn auch manches „Selbst" darüber zugrunde geht, als den umgekehrten und mit dem „Herr sein" anzufangen. Vor bald tausend Jahren sang ein japanischer Dichter die Strophe.

> Bezwinge du zuerst dein eignes Selbst,
> Dann deine Freunde, endlich deine Feinde.
> Das sind drei Siege, und vereint so stark,
> Daß sie des Siegers Namen Glanz verleihn.

und vor hundert Jahren hörte Europa aus dem Munde seines größten Dichters die Worte:

> Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
> Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
> Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen,
> Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen.

Dr. R. v. Engelhardt.

Chabarowsk, Nov. 1904.

Literarische Schwestern.

Wir leben in einem Zeitalter, das der Kunst wieder eine herrschende Stellung eingeräumt hat. Nachdem mehrere Jahrzehnte lang das Interesse für die Naturwissenschaft im Vordergrunde gestanden hat, ist nun die Kunst in den Mittelpunkt getreten. Es ist, als ob sich der Gebildete erholen wolle von all dem Zergliedern, Trennen und Klassifizieren, das ein entwickelter Betrieb mit sich bringt. Er will in eins fassen, zusammenschauen, intuitiv den Sinn des Ganzen ergreifen, am Gleichnis, am Bilde, am Symbol genug haben — kurz, sich ein wenig vom Denken erquicken im Gefühl.

Der lebhaft erwachte ästhetische Trieb tritt mannigfach in die Erscheinung. Es ist nicht zu verkennen, daß er mit einem andern, heute aufs Neue angeregten Triebe zusammentrifft, mit dem sozialen. Der Strom, zu dem sich diese beiden vereinigen, ist durch ein Schlagwort unsrer Zeit gekennzeichnet: Kunst und Volk. Wo sich ästhetische und soziale Interessen so vermählen, da liegt die Gefahr einer einseitigen Ueberschätzung und Ueberspannung des Aesthetischen nicht vor. Anders liegt die Sache, wo das Aesthetische ohne diesen Zusammenhang mit den Interessen der Gesamtheit gepflegt wird. Hier tritt das l'art pour l'art auf. Gewiß, man kann auch dieses Wort so deuten, daß es uns berechtigt erscheint: die Kunst um ihrer selbst willen! Aber es läßt sich doch nicht leugnen, daß wir es hier mit einer ganzen nicht unbedeutenden Richtung unsrer Zeit zu tun haben, deren Tendenz wir am besten bezeichnen mit dem Worte: Aesthetisierung des Lebens. Also nicht bloß: mehr Kunst ins Leben, mehr Leben in die Kunst, sondern das ganze Leben zum Kunstwerk! Es werden so schließlich alle Lebenswerte umgewandelt zu ästhetischen. Der ästhetische Gesichtspunkt ist der einzige, von dem aus das Leben zu betrachten ist. Es bringt das nicht nur eine Vernachlässigung der Wissenschaft, sondern vor allem eine völlige Verachtung der Moral mit sich. Daß der eigentliche Vater dieser Richtung Nietzsche ist, scheint mir kaum zweifelhaft. Die Schlagwörter hat er nicht geprägt vom Leben als Kunstwerk, von der Aesthetisierung usw. Aber seine Verachtung der herrschenden Wissenschaft und der christlichen Moral, sein Eintreten für die Herrenmoral, für die „blonde Bestie“ und den Uebermenschen bedeutet doch nichts anderes als die Inthronisierung des ästhetischen

Urteils. Der gewaltige Künstler Nietzsche — denn das ist er doch vor allem gewesen — stellt die Genialität, die Kraft, die Herrschergewalt als das Höchste hin, weil sie ihm gefällt, weil sie so wunderschön ist. Er reißt - fast könnte man sagen — eine junge Generation mit sich, die schon angedeuteten Zeiteinflüsse treten hinzu, und es entsteht jene rein ästhetische Weltanschauung, die Aesthetisierung des Lebens.

Es dürfte nicht schwer sein, in der Literatur diese Gesamtstimmung nachzuweisen und sie braucht nicht immer ausgesprochen zu sein, sie kann auch als Duft über den Werken ausgebreitet sein, wie das z. B. bei den Dichtungen des feinsinnigen Hugo v. Hofmannsthal und der talentvollen Ricarda Huch der Fall ist. In andern Fällen verdichtet sich die Stimmung zum Gedanken. Sudermanns „Heimat", vor allem aber Hauptmanns „Versunkene Glocke" bietet ein gutes Beispiel.

Um seine Mission erfüllen zu können, muß Heinrich mit Gesetz und Sittlichkeit in Konflikt geraten, sein Weib verlassen und Rautendelein freien. Was der Staatsbürger und Ehemann verliert, gewinnt der Künstler. Heinrich hat freilich nicht die Kraft, den beschrittenen Weg bis zu Ende zu gehn, er geht unter, aber sterbend hört er Sonnenglockenklang. Es gibt eine Möglichkeit, sein Leben ganz zum Kunstwerk zu machen, unbeirrt um das Dazwischenfahren einer hindernden Moral, ganz ästhetisch, ganz Künstler zu werden.

Eins freilich ist dazu nötig, die volle ungeschwächte Entwicklung des Gefühlslebens. Weg mit den Klügeleien des Verstandes, mit der Dressur des Willens in einer aufgezwungenen Moral! Heinrichs Gefühlsleben kann sich nur frei entfalten an der Brust der Natur. Daher die Vereinigung mit dem Naturwesen Rautendelein. Dieser Punkt führt uns auf das zweite Charakteristikum der literarischen Richtung, von der wir reden. Der reine Aesthetiker muß das Gefühlsleben vor allem betonen (aisthesis = Empfindung). Schauen, farbenfroh, gesunde Sinnlichkeit und Aehnliches sind heute Schlagwörter. Von der bildenden Kunst her wirkt ein Genie wie Böcklin kräftig in dieser Richtung. Und so wird denn verständlicherweise die Natur beseelende, Gestalten schaffende, Auge und Ohr, kurz die Sinne erfreuende Phantasie verherrlicht. Gegenüber der Betonung des Verstandes und des Gewissens die freie herrliche Phantasie. Von hier ist nur ein Schritt zur Anerkennung des Phantastischen, Abenteuerlichen, Geheimnisvollen, ja Wunderbaren und Zauberhaften. Märchendichtungen, wie die „Versunkene Glocke" und „Die drei Reiherfedern" weisen in diese Richtung. Und ebenso die dunkle Lyrik des Symbolismus und Impressionismus. Dehmel, Bierbaum, Schaukal, Schlaf, Holz und viele andere haben unter diesem

Zeichen geschrieben. Und man irrt wohl nicht, wenn man annimmt, daß die erfreuliche Betonung der Volksmärchen und Volkslieder, wie sie in andern literarischen Kreisen, z. B. denen des Kunstwarts, so heiter erblüht ist, auf einem ähnlichen Boden erwachsen ist. Die Schätzung des Gefühlslebens bringt auch die Märchen- und Wunderlust des Volkes mit sich.

Wo aber die ästhetischen Werte A und O sind, wo man sich im Dämmerlicht des Symbolismus bewegt, da ist es selbstverständlich, daß eine Dichtung, die im hellen Mittagslicht daliegt, die zugleich von einem starken sittlichen Pathos getragen ist, ein heftiges Unbehagen erregt. Es ist einfach naturwidrig, daß ein Dichter wie Schiller auf die ganze literarische Gruppe, von der wir reden, wo nicht abstoßend, so doch erkältend und ernüchternd wirkt. Er ist ihr geistiger Antipode. Im hellsten Sonnenschein stehen seine Gestalten da, sie behalten nichts Schwankendes, nichts Dämmerhaftes, sind in großen Linien gezeichnet und so hell beleuchtet, daß die zarten, verwöhnten Augen des modernsten Aesthetikers regelmäßig zu schmerzen anfangen, wenn sie sie betrachten. Sie vermissen den „Duft“, die interessante Linie. Und dann das sittliche Pathos! Das ist nun schon einfach unerlaubt. Statt der fein nuancierten Stimmung, statt der interessanten, geheimnisvollen Fragezeichen große und so unendlich einfache Wahrheiten! Wozu die Selbstverständlichkeit?

Wir wollen hier nicht darüber urteilen. Die Abneigung gegen Schiller sollte hier nur angeführt werden als Symptom einer Richtung, die das Aesthetische zur Alleinherrschaft erheben, das Gefühlsleben vor allem entwickeln, in geheimnisvoller, phantastischer Dämmerpracht sich ergehen will

Die Entwicklung des Gefühlslebens, das Bewußtmachen des Unbewußten, jene oft besprochene Differenzierung und intime Nuancierung der Empfindungen hat eine wichtige Konsequenz, die Betonung des Subjektiven. Es ist bekannt, welche Rolle in unsrer Zeit die „Individualität“ spielt. Sehr begreiflich. Der Intellekt muß nach objektiven, allgemein gültigen Regeln operieren, der sittlich gerichtete Wille fügt sich objektiven Normen und handelt nach ihnen. Das Gefühl läßt sich nicht kommandieren. Es ist oder ist nicht, unbekümmert um die Forderungen der Außenwelt. „Mir ist so“ -- daran läßt sich durch die ganze objektive Welt mit ihren Gesetzen und Forderungen nichts ändern. Es ist verständlich, daß eine Kunst, deren Ziel vor allem in der äußersten Verfeinerung des Gefühlslebens besteht, subjektivistisch wird. Stimmungspoesie.

Diese literarische Richtung ist nicht etwas ganz neues. Vielmehr erinnert sie in vielen wesentlichen Zügen an die vorige Jahrhundertwende, 1900 an 1800. Auch der Ausdruck für die

gegenwärtige Richtung ist im Hinblick auf die ältere Schwester geprägt worden: Neuromantik. Denn es liegt in der Tat eine frappante, wenn auch eigenartig schattierte Aehnlichkeit vor mit jener berühmten Romantik, die durch die Schlegel Tieck ins Leben trat. Die eigentümliche Betonung und Entwicklung des Gefühlslebens, das Bestreben, immer „aus dem Innersten zu reden", das Betasten und Zerfasern der eigenen Gefühle — das Unbewußte soll ja bewußt werden — alles das sind Dinge, die wir in der älteren Romantik ausgeprägt wiederfinden. Wie sehr die Romantiker eine Poetisierung des ganzen Lebens angestrebt haben, ist bekannt. Friedrich Schlegels „Lucinde" stellt uns den freilich mißglückten Versuch einer solchen Gestaltung des Lebens zum Kunstwerk dar. Die Moral wird verachtet, während die Wissenschaft für den Romantiker eine ganz eigentümliche Verbindung mit der Kunst eingeht. Heißt es doch: „Alle Kunst soll Wissenschaft und alle Wissenschaft soll Kunst werden." Endlich der Subjektivismus der Romantiker. Es ist viel über ihn geredet worden. Daher genüge hier die Erinnerung daran, daß nach Friedr. Schlegel „das oberste Gesetz der Poesie ist, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich erkennt."

So die Hauptzüge. Im einzelnen kann man sich mannigfach darüber orientieren. Richard M. Meyer gibt im ersten Kapitel seiner „Deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts" mit ein paar Strichen einen hübschen Beitrag zu der besprochenen Parallele. Ricarda Huch blickt in ihrem wundervollen romantisch kongenialen Buche „Blütezeit der Romantik" (2. Aufl. 1901) immer wieder auch auf unsre Zeit hin. Georg Tantzscher hat diesem Thema eine besondere Studie gewidmet: „Friedrich Nietzsche und die Neuromantik" (1900). Freilich könnte man sagen, daß wir schon manche Schritte getan haben, diese neue Romantik zu überwinden. Symbolismus und Impressionismus machen bereits weniger von sich reden, ein Frenssen erzielt die größten Erfolge, und der wandelt nicht in der Dämmerung, sondern im hellen Sonnenlicht.

Gleichwohl ist es vielleicht nicht überflüssig gewesen, daß ich auf diese Parallele eingegangen bin. Sie drängt sich einem auf bei der Lektüre moderner Schriftsteller, auch ohne daß man die betreffenden literaturgeschichtlichen Bücher und Studien kennt. Auch ist es mir nicht auf eine Verfolgung der Parallele in alle Einzelheiten angekommen. Wer da mehr Belege haben will für unsre Zeit, dem sei Tantzschers Büchlein warm empfohlen, wer sich über die alte Romantik orientieren will, sei besonders auf Ricarda Huch verwiesen, die ihrem schon erwähnten Buche ein zweites über „Ausbreitung und Verfall der Romantik" (1902) hat folgen lassen.

Man könnte hier in der Tat auf wichtige und geradezu erstaunliche Einzelheiten eingehn, die die Aehnlichkeit zwischen neuer und alter Romantik dartun. Was ließe sich nicht allein sagen über die weiblich romantische Empfänglichkeit und Anschmiegungsfähigkeit, wie sie sich sowohl jetzt als vor hundert Jahren in der Stellung zur Volkspoesie und zu fremdländischer Kunstpoesie gezeigt hat. Es würde uns an dieser Stelle doch zu weit führen. Denn die Aufgabe dieser Zeilen ist nicht gewesen, die Entwicklung der beiden Schwestern um 1800 und 1900 zu verfolgen, sondern nur darauf hinzuweisen, wie sie der inneren Anlage dieser Schwestern entsprechend so ähnlich hat ausfallen müssen. Die verführerisch prächtige und doch so gefährliche Erhöhung und beständige Beachtung des subjektiven Gefühlslebens bildet den gemeinsamen Ausgangspunkt.

Sodann aber galt es, darauf hinzuweisen, wie lehrreich solch eine Wiederholung einer literarischen Richtung werden kann. Sie lenkt unsern Blick auf den notwendigen Kreislauf in der ästhetischen Entwicklung der Menschheit hin. Es treten dieselben Ursachen auf und erzeugen dieselben Wirkungen. Man kann die Romantik mit ihrem Gefühlsleben, ihrem Subjektivismus, ihrer Phantastik, ihrer Anpassungsfähigkeit und der Sucht zu verbinden, zu verschmelzen, wohl dem weiblichen Prinzip vergleichen. Von dem Feminismus der neuesten Zeit ist häufig die Rede gewesen. Aber liegt nicht gerade in solcher Charakterisierung auch der Hinweis auf das berechtigte Moment in alter sowie neuer Romantik? Muß nicht gerade die Lyrik aus dem Ewig Weiblichen Nahrung gewinnen? Und zeigen uns nicht die Lieder Uhlands, Eichendorffs, Heines, Mörikes, wie fruchtbar solche romantische Anregung gewesen ist? Mir scheint, bei Erwägung dieses Umstandes, wird unser Urteil über die romantische Richtung milder ausfallen müssen, als wie es Otto Harnack z. B. in seinem Essai „Klassiker und Romantiker“ gefällt hat (Essais u. Studien 1899).

Anderseits freilich hätten die Uebertreibungen und die Irrwege der alten Romantiker unsrer Zeit rechtzeitig ein warnender Spiegel sein sollen. Interessant sind in der Richtung die mancherlei Charakterisierungen, Hinweise und Proben, die Tantzscher zur neuen Romantik bringt. Das sind die Bahnen des schrankenlosen Subjektivismus, die Gefahren des Schwelgens im Rausche des Gefühls, die Extravaganzen des Schönheitskultus. Tantzscher legt im Schlußwort mit Recht darauf noch besonders den Finger, doch nimmt sich m. E. daneben sein Schlußurteil über die Berechtigung und die Verdienste der Neuromantik ein wenig zu günstig und optimistisch aus.

Endlich verdient die Stellung, die die Romantik zu Schiller einnimmt, besondere Beachtung. Es ist oben mit ein paar Strichen

gezeichnet worden, wie sich die Moderne zu Schiller gestellt hat, ja ihrem ganzen Wesen nach hat stellen müssen. Ist diese Stellungnahme neu? Ganz und gar nicht. Unser Publikum lebt vielfach des Glaubens, daß Schiller unbestritten ein Jahrhundert lang geherrscht habe, daß er aber der verfeinerten Psychologie, den gesteigerten Kunstansprüchen unsrer Zeit nicht mehr genüge. Wer auch nur ein wenig näher zusieht, findet eine ganz andre Sachlage. Es ist geradezu amüsant, wie die abfälligen Urteile über Schiller, die um 1900 gefällt worden sind, übereinstimmen mit den ablehnenden Stimmen um 1800. Höchstens unterscheidet sich dieser neue Tadel von dem alten dadurch, daß er doch mit etwas mehr Respekt ausgesprochen wird. Es ist also nicht modernste Psychologie, der Schiller nicht genügt, sondern es ist eine bestimmte Richtung, die sich an ihn stoßen muß. Sein sittlicher Ernst, sein ideales Pathos, sein rednerischer Schwung, die Mittaghelle seiner Zeichnung, die Einfachheit seiner Probleme seine klar und schlicht geschilderten Charaktere können den Romantiker alten und neuen Schlages nicht befriedigen. Aber es ist doch eine sehr bemerkenswerte Tatsache, daß Schiller nicht etwa als Anfänger oder während des Xenienkampfes (1796), sondern auf der Höhe seines Ruhmes, nach Vollendung seiner dramatischen Meisterwerke, als er tatsächlich schon der erste deutsche Dramatiker war, von der herrschenden literarischen Richtung grenzenlos verachtet wurde. Man bedenke, was das heißt: es waren nicht Dutzendmenschen, inferiore Leute, die sich an Iffland und Kotzebue erfreuten und Schiller ablehnten, sondern es waren führende Geister, die eigentlich Schöngeistigen Deutschlands, Männer, die große literarische Verdienste hatten. Wie die Geschichte darüber geurteilt hat, ist bekannt. Trotz des romantischen Verdikts wuchs sich Schiller aus zum Lieblingsdichter, ja zum eigentlichen Erzieher des deutschen Volkes. Die Dichtungen der Romantiker wurden vergessen Und so scheint auch das Wölklein der Neuromantik, das Schiller verdunkelte, im Vorübergehen zu sein. Schillers Denkmal aber ist unverändert, und wenn wir's anblicken, meinen wir die Worte eines alten Dichters zu hören:

> Nun stehet es da
> Und spottet der Zeit und spottet
> Ewig gewähnter Male
> Welche schon jetzt dem Auge, das sieht, Trümmer sind

Damit sei der flüchtige Hinweis auf die Stellung der Romantik zu Schiller geschlossen. Wen aber speziell diese Frage interessiert, der sei nachdrücklich verwiesen auf das unlängst erschienene Buch unsres Landsmannes, des Privatdozenten an der Technischen Hochschule zu Darmstadt Dr. Karl Alt: Schiller

und die Brüder Schlegel. (Weimar, H. Böhlaus Nachfolger. 1904. Mk. 2,80.) Diese wissenschaftlich gehaltene, aber dabei gut lesbare Schrift kann über den Entwicklungsgang der Schlegels, ihre wachsende Abneigung gegen Schiller und zugleich über die Grundgedanken der Romantik gut orientieren*).

* * *

Die obigen Aufzeichnungen sind so kurz gehalten, daß sie eine ausführlichere Begründung nicht bieten konnten. Daher ist es vielleicht nicht wertlos, wenn nun als Nachwort die Besprechung des Romans erscheint, der wohl beanspruchen dürfte, der bedeutendste der neuromantischen Richtung zu sein. Ich meine Ricarda Huch, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren (13. Aufl. 1901). Ich habe diese Besprechung bereits vor einigen Jahren unter dem unmittelbaren Eindruck der Lektüre des Romans geschrieben, zunächst ohne die Absicht der Veröffentlichung. Meine Kenntnis der einschlägigen Literatur war damals noch lückenhafter als heute. Dennoch glaube ich mit der versuchten Parallele im wesentlichen das Richtige getroffen zu haben. Deshalb mögen die Gedanken, die unter dem frischen Eindruck der Lektüre entstanden, hier eine Stätte finden, zugleich eine Begründung bietend für die obigen Erörterungen und eine Aufforderung an den Leser, zu forschen, ob es sich also verhielte. Ich würde heute vielleicht manches anders anfassen, lasse aber, weil ich im ganzen übereinstimme, alles unverändert.

*) Bereits nachdem ich meinen Artikel völlig abgeschlossen, fällt mir ein jüngst erschienenes Buch in die Hand, das ich doch wenigstens erwähnen möchte, weil es sich mit dem von mir behandelten Thema berührt: Oskar Ewald, Die Probleme der Romantik als Grundfragen der Gegenwart. (Berlin 1904. Mk. 1,50.) Das Buch erscheint als 1. Band eines Werkes Romantik und Gegenwart. Ewald hält unsre Zeit für eine Zeit der Unselbständigkeit: „Abhängig sind wir und abhängig sind unsre Probleme von denen der Romantik.“ Als Grundproblem erscheint ihm der Individualismus. Diesen findet er in jedem einzelnen der vier Probleme wieder, die er in seinem Buche behandelt und die ihm ebenso für die Romantik wie für die Gegenwart charakteristisch zu sein scheinen: im Problem des Staates, der Kunst, der Religion und der Erotik. Jedes dieser Probleme behandelt er zusammen mit einem Repräsentanten. Das Staatsproblem wird angeschlossen an Friedr. Gentz, das der Kunst an Grabbe, das der Religion an Lenau, das der Erotik an Kleist. Diese Methode ist höchst bedenklich. Denn erstlich sind diese vier Männer garnicht charakteristische Vertreter der Romantik, sondern haben nur Beziehungen zu ihr. Sodann aber ist es irreführend, sie von einem so einseitigen Gesichtspunkt aus zu betrachten. Endlich aber bringt der Gedanke, Fragen der Vergangenheit als Fragen der Gegenwart zu behandeln, eine solche Unruhe in die Arbeit, — man schaukelt immer von 1800 zu 1900, — daß die Lektüre wenig Befriedigung bietet. Der Verf. mag gute Absichten haben, er weist auf so manchen Schaden der Moderne hin. Aber er leidet selber an einem Gebrechen unserer Lage: er hat keine Zeit. Wieviel fruchtbarer wäre eine zusammenhängende und in die Tiefe gehende Darstellung der Probleme der Romantik gewesen. Die hätte dann auch einen besser bearbeiteten Boden abgegeben für die Probleme der Gegenwart.

Ricarda Huchs „Ludolf Ursleu".

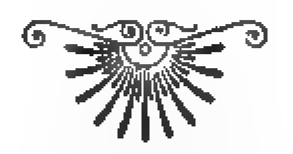
Dies ist eine neue Romantik. Freilich keine Wunder, keine Zauberer und Feen kommen darin vor, nicht in eine ferne Vergangenheit werden wir versetzt, und das geheimnisvolle Gebiet des Religiösen scheint der Verfasserin ein fremdes zu sein. Nicht die Requisiten der Romantik wird man hier finden, aber ihre Stimmung, nicht romantische Manier, aber romantischen Duft. Schönheitgetränkt ist die Dichtung, allein mit dieser romantischen Schönheit hängt ein anderes zusammen. So klar die Gestalten angeschaut, so deutlich sie gezeichnet sind, sie behalten schließlich doch etwas Ausgedachtes, und so lebendig die Ereignisse vor unser Auge treten, bisweilen haftet ihnen etwas an, was uns nicht recht überzeugen will. So hoch im „Ludolf Ursleu" seine dichterische Schönheit, so edel sein Stil, so blendend seine Gleichnisse, so großartig und schlicht seine Komposition ist, es fehlt ihm ein Etwas, das ich letzte innere Wahrheit nennen möchte. Es bleibt hier doch zu vieles nach, was nicht frei gewachsen und geworden, sondern was gemacht ist. Gewiß, kunstvoll gemacht, fein und geschmackvoll, aber doch gemacht. Daher das Abenteuerliche auch in der Psychologie, jenes Abenteuerliche, das von den ersten Liebesaffären Ludolfs über die unwahrscheinliche Episode mit Flora bis zu der Verheirung Gelindens durch Gaspard und zu ihrem freiwilligen Sturz aus dem Fenster immer wieder auftaucht.

Um solcher Vorzüge und um solcher Sprache willen, die die Dichtung hat, entsteht die eigentümliche Stellung, die wir zu ihren Gestalten einnehmen: diese klugen, schönen, unglücklichen, teils schwachen, teils frevelhaften Menschen haben es auch uns angetan. Wenn wir das Buch ausgelesen, sehnen wir uns zurück nach den Gestalten, die unsre Teilnahme gewonnen. Man will noch mehr von ihnen hören, und das will was sagen. Aber die Liebe, die wir zu ihnen gefaßt, hat doch etwas von der Liebe für Märchengestalten und wir haben auch die entsetzlichsten Ereignisse, die sie betroffen, leicht ertragen können, weil ein fein stilisierender Schleier sie gemildert und uns gleichsam entrückt hat

Daher das Wort von der neuen Romantik. Ich lege kein Gewicht darauf, daß prachtvoll geschilderte Träume auch in „Ludolf Ursleu" eine Rolle spielen und daß der Held schließlich katholisch wird. Das sind Einzelheiten, die ans Romantische anklingen, aber noch keine Romantik machen. Nicht an Einzelheiten denke man, sondern an das Ganze, an die Sehnsucht nach Leben und und die Flucht aus dem Leben, an die starke Stimmung und die unheimliche Schwüle, die auf allem lastet. Auch das dürfte man als romantisch ansprechen, daß bei so viel und so starkem Gefühl doch das eigentlich fehlt, was wir Gemüt nennen.

„Ludolf Ursleu" ist interessant als das echte Kind seiner Eltern, wie es gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstehen konnte: die Moderne hat es geboren, nachdem sie von dem Geist der Romantik befruchtet war. Hieraus erklärt sich, was die Dichtung hat und was sie nicht hat. Alle die Formschönheit, der Stimmungszauber, die Feinfühligkeit und gleichsam der Duft einer wunderbar schimmernden tropischen Pflanze. Aber auch der Mangel an einfältigem Vertrauen, an Frömmigkeit und innerer Gesundheit Man wird sich nicht darüber wundern, daß Romantik und Moderne ein so schönes und so kränkliches Kind erzeugt haben. Und deshalb wird das Kind auch sterben müssen. Lieben werden es viele, besonders die feinen und aristokratischen Seelen. Als Denkmal einer Epoche bleibt es interessant und verdient mehr Teilnahme, als ihm entgegengebracht worden. Freilich, zu den großen und glücklichen Kindern der Kunst, denen dauernde Jugend o dem Auge leuchtet, gehört es nicht, dazu ist es nicht stark genug. Und deshalb ist es doppelt notwendig, daß ihm eine innere Gesundheit entgegengebracht werde, die nicht in Gefahr steht, selbst anzukränkeln.

E. v. Schrenck.



Hermann Freiherr von Egloffstein, Kaiser Wilhelm I und Leopold von Orlich. Brln., Gebr. Paetel, 1904. 93 S. mit 2 Bild. Preis M 3

In den Rahmen einer kurzen Biographie Leopolds von Orlich gefaßt, werden hier einige Briefe (im ganzen 24) des Prinzen Wilhelm von Preußen, späteren Kaisers Wilhelm I., an diesen mitgeteilt Leopold von Orlich, geboren 1804, gestorben 1860 in London, erfreute sich seiner Zeit als wissenschaftlicher Schriftsteller eines gewissen Rufes. Er gehörte zu jenen preußischen Militärs, die, wie auch sein Zeitgenosse Roon, durch Karl Ritter zum wissenschaftlichen Studium der Geographie angeregt wurden; die Resultate einer Reise nach Britisch-Indien hat er in einer wiederholt aufgelegten Reisebeschreibung und einem systematisch darstellenden Werke „Indien und seine Regierung" niedergelegt. Dem Prinzen Wilhelm ist er wohl schon früher nahegetreten; seit dem Jahre 1848 bis zu seinem Tode stand er mit ihm in einem regen Briefwechsel, in dem politische und persönliche Verhältnisse mit freundschaftlicher Offenheit besprochen wurden. Die Briefe Orlichs sind nicht erhalten, wie aus den Antworten des Prinzen zu ersehen, enthielten sie politische Stimmungsberichte aus den von ihm bereisten Ländern, aber auch Meinungsäußerungen und Ratschläge, die innere

Politik Preußens betreffend. Die in vollem Umfang mitgeteilten Briefe des Prinzen bilden den wertvollsten Bestandteil des Buches, denn sie gewähren mannigfachen Einblick in die Zeit von der Rückkehr des Prinzen aus England bis in die ersten Jahre seiner Regentschaft und schätzbares Material zur Beurteilung seiner Persönlichkeit und politischen Tätigkeit. Das Urteil über den alten Kaiser Wilhelm wird ja noch immer durch zwei einander entgegenwirkende Tendenzen beirrt, einerseits und vor allem dadurch, daß seine Regierung mit der staatsmännischen Laufbahn Bismarcks zusammenfällt und selbstverständlich niemals isoliert von dieser betrachtet werden kann, es wird darum hergebrachterweise an ihn von vornherein ein Maßstab gelegt, der fast jeden Herrscher klein erscheinen ließe. Anderseits wird aber auch eine gerechte Würdigung seines Verdienstes abgestumpft durch den byzantinischen Kultus, der neuerdings mit seinem Namen getrieben wird und der in kritikloser Apotheose alle Attribute auf ihn häuft, die höfische Rhetorik und Kunst zur Verherrlichung von Fürsten erfunden hat. Ist es doch eine Verunglimpfung des schlicht ehrenwerten Mannes, der noch so vielen lebendig vor Augen steht, wenn er uns jetzt immer wieder in so bombastisch aufgeblasener Gestalt vor Augen gestellt wird! Das beste Korrektiv solcher nach oben und unten schwankenden Beurteilung bildet die Veröffentlichung unmittelbar zu uns sprechender Dokumente, wie es auch diese Briefe an Leopold von Orlich sind. Hier tritt er uns wieder einmal entgegen mit den Eigenschaften, die ihn stets verehrungswürdig machen, dem gesunden, freilich so gar nicht genialen, aber auch von keiner Doktrin verblendeten Sinn für die Tatsachen und Forderungen des Lebens, der anspruchslosen Herzensgüte und makellos vornehmen Gesinnung. Wem jene Zeiten fern gerückt sind, dem wird das kleine Buch nicht viel sonderlich Interessantes bieten, wer ihnen eine treue Erinnerung bewahrt hat, wird sich auch an den kleinen Zügen erfreuen, durch die ihr Bild hier bereichert wird.

K. G.

Günther Jansen, Nordwestdeutsche Studien. Berlin, Gebr. Paetel, 1904. 366 S. Preis M. 5.

Unter diesem Titel ist eine Reihe von historischen Aufsätzen vereinigt, deren Mittelpunkt das Großherzogtum Oldenburg bildet, die aber bei den wechselnden Schicksalen dieses Landes und den weitverzweigten Beziehungen seiner Dynastie einen recht ausgedehnten Umkreis umfassen. Sie führen nach Dänemark und Rußland hinüber, mit denen Oldenburg zeitweilig vereinigt war, nach Griechenland, dessen erste Königin eine oldenburgische Prinzessin war. Zum Teil beruhen sie auf Forschungen, zum Teil auf persönlichen Erinnerungen des Verfassers, wie z. B. das unterhaltende Stück Autobiographie: „Das Jahr 1848 aus der Schülerspektive.“ Jansen ist Staatsminister seines Heimatlandes gewesen und durch Familientraditionen mit seiner Geschichte im letzten Jahrhundert genau vertraut. Er tritt uns als ein feingebildeter Mann von nicht gerade sehr ausgeprägter, aber sympathischer schriftstellerischer Individualität entgegen. Sein Buch beweist wieder einmal, welche Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens Deutschland dem politisch verhängnisvollen Kleinstaatenleben verdankt. Auch das abgelegene, stille Oldenburg ist teils vorübergehend, teils dauernd die Wohnstätte manches bedeutenden Mannes geworden; im 18. Jahrhundert lebte hier der jetzt von den Literarhistorikern wiederentdeckte Helfrich Peter Sturz, einer der geistvollsten Prosaisten seiner Zeit, im 19. Jahrhundert Julius Mosen und Adolf Stahr. Noch berühmtere Männer sind gelegentlich in Beziehungen zu Oldenburg

getreten, so Graf Reinhard, der französische Diplomat und Freund Goethes, Wilhelm von Humboldt, Herder u. a. Ein umfangreiches Register ermöglicht schnelle und genaue Orientierung, tut aber des Guten etwas zu viel, wenn wir z. B. eine ganze Reihe griechischer Namen aufgezählt finden, bloß weil Athen einmal die Stadt genannt wird, in der Perikles usw. gelebt hätten.

K. G.

Paul Heyse, Moralische Unmöglichkeiten. 8. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Es gibt Leute, die Paul Heyse schon jetzt zu den Toten geworfen haben und über den noch in blühender Kraft unter uns wirkenden Künstler mit einem leichten Achselzucken hinwegzugehen und hinwegzusehen sich berechtigt glauben. Damit geschieht dem Dichter schweres Unrecht. Wenn auch der Dramatiker Heyse voraussichtlich einmal vergessen werden wird und dem Romanschriftsteller kein hervorragender Platz gebührt, — der Novellist Heyse ist einer unserer Besten. Das beweist auch seine letzte bereits 1901 und 1902 entstandene Novellensammlung „Moralische Unmöglichkeiten". Scharf arbeitet er, wie die Novelle es verlangt, „starke Silhuetten heraus, Grundrisse, die sich mit irgend einer auffälligen Einzelheit dem Gedächtnis einprägen." Freilich, seine Vorliebe für ungewöhnliche Gestalten und Probleme beweist er auch hier. Es ist, als ob es dem erfahrenen Menschenbeobachter und „Menschenforscher" (S. 241) geradezu Freude macht, seltene Ausnahmefälle zum Vorwurf zu wählen und seine Meisterschaft darin zu zeigen, daß er auch diese glaubhaft macht. Und das gelingt ihm in vollem Maße, denn wer sich durch das Gesuchte mancher Situation, das gelegentlich eingreifende „tückische Spiel der Verhältnisse" (S. 188) nicht verstimmen läßt, der wird die Feinheit der Linienführung, die zwingende Kraft, mit der selbst ungewöhnliche Gestalten wahrscheinlich gemacht werden, bewundern müssen. Dabei verleugnet der schönheitsdurstige Dichter seine natürliche Scheu vor allem Häßlichen auch hier nicht, und auch auf diesen Band seiner Novellen paßt das Wort Adolf Sterns: „Fast alle seine Charaktere tragen eine unveräußerliche Selbstachtung in ihrem Busen, die nicht vor Irrungen und Kämpfen, aber vor dem Gemeinen bewahrt."

K. M.

Charlotte Niese, Die Klabunkerstraße. Lpz., Grunow. 1904.

Die feinsinnige Darstellerin holsteinischer Intimität, Charlotte Niese, hat sich längst einen so rühmlichen Namen unter den deutschen Schriftstellerinnen erworben, daß man ein jedes neue Buch von ihr mit Freude in die Hand nimmt. Auch in ihrem letzten Roman „Die Klabunkerstraße" wird man vieles finden, was an das Beste gemahnt, was wir dieser liebenswürdigen Dichterin verdanken. Wie lebendig wird vor uns die alte Klabunkerstraße in Hamburg mit ihren winkligen Giebelhäusern und ihren derben und doch so warmherzigen Menschen geschildert, wie scharf versteht es die Verfasserin, die charakteristischen Züge ihrer Personen zu erfassen, daß diese vor uns Fleisch und Blut werden, wie beweist so manche treffende Bemerkung, daß sie tief ins Menschenherz zu blicken gelernt hat, wie blitzt dazwischen jener goldige, fast an Fritz Reuter gemahnende Humor hindurch, der uns das Leben zeigt, wie es lacht und weint. Und dann endlich die Kinderszenen! Diese prächtigen, gelegentlich eingestreuten Genrebildchen sind so wunderbar treu der Wirklichkeit abgelauscht und dabei mit

so scharfem Griffel gezeichnet, daß sie vielleicht das künstlichste sind, was uns das Buch bietet. In all diesen kleinen und kleinsten Zügen ist Charlotte Niese Meisterin, für den Roman großen Stils freilich fehlt ihr die Kraft. Nicht nur daß das Problem, die allmähliche Entfremdung zweier Ehegatten und das Sichwiederfinden der beiden, trotz erfolgter Scheidung, nicht scharf genug herausgearbeitet und bis in die kleinsten Details glaubhaft dargestellt ist, es verschwindet fast unter dem üppigen Rankenwerk all der Kleinmalerei, wie ein Bild, das man neben der reichen Ornamentik des Rahmens kaum noch bemerkt. Auch ist zu rügen, daß die Verfasserin doch allzuviel aus der Rumpelkammer verstaubter Romantik hervorgeholt hat und den Gott „Zufall" arg herumrumoren läßt. Oder sollte eine Niese ohne den abgenutzten Romanapparat von unerwartet beglückenden Erbschaften, hinter zerbrochenen Bildern zum Vorschein kommenden Testamenten u. ä. nicht auskommen können? — Trotz dieser Ausstellungen wünschen wir dem Büchlein recht viele Leser. Sie werden über all dem Schönen und Herzerfrischenden die gerügten Mängel vergessen und den Gesamteindruck empfangen, daß ihnen hier mehr als bloße Unterhaltungslektüre geboten wird.

R. M.

Neuerschienene Bücher.

Jeremias, Dr. A., Babylonisches im Neuen Testament. Lpz. 132 S. M. 3.

Mayer, Prof. DDr. E. W., Christentum und Kultur. E. Beitrag zur christl. Ethik. Brln. 63 S. M. 1,40.

Braasch, Superint. D. A. H., Die religiösen Strömungen der Gegenwart. (= Aus Natur- u. Geisteswelt. Bd 66.) Lpz. 146 S. M. 1.

Kalb, E., Kirchen und Sekten der Gegenwart. Unter Mitarbeit verschiedener evang. Theologen hrsg. Stuttg. 576 S. M. 4.

Baumgarten, Prof. D. O., Predigtprobleme. Hauptfragen der heutigen Evangeliumsverkündigung. 155 S. Tübingen. M. 1,80.

v. Bismarck, des Fürsten Otto, Politische Reden. Hist.-krit. Gesamtausgabe besorgt von Horst Kohl. Bd. 13 (Reden u. Ansprachen 1890—97) u. Bd. 14 (Nachträge und Gesamtregister). Stuttg. 484 u. 232 S. M. 8 u. 4,60.

v. Bismarck's, Fürst Herbert, Politische Reden. Hrsg. von J. Penzler. Mit e. Bildn. Stuttg. 426 S. M. 7.

Ehrenberg, R., Grosse Vermögen, ihre Entstehung und Bedeutung. 2. Bd. Das Haus Parish in Hamburg. Jena. 160 S. mit 5 Abbild. M. 3.

Gumplowicz, L., Geschichte der Staatstheorien. Innsbruck. 592 S. M. 12.

Deutscher Universitätskalender, begründet von Prof. Dr. Ascherson, nach des Verf. Tod mit amtlicher Unterstützung hrsg. von Dr. Th. Scheffer und Dr. G. Zieglér. 1. Bd. Die reichsdeutschen Universitäten. M. 1,50. 2. Bd. Die ausländischen Universitäten. M. 1,20. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

Wolynski, Der moderne Idealismus in Russland. E. Studie. Übers. von L. Melnik. Frankf. 125 S. M. 3,50.

Stein, Prof. Dr. L., Der soziale Optimismus. Jena. 267 S. M. 5.

Baumgarten, Prof. D. O., Herders Lebenswerk und die relig. Frage der Gegenwart. Tübingen 105 S. M 1,80.

Fontane's, Theod., Briefe an seine Familie 2 Bde. 316 u. 342 S. Brln. Fontane. M. 2.

Harder, Chr., Homer Ein Wegweiser zur ersten Einführung in die Ilias und Odyssee. Mit 96 Abbild und 3 Karten. 282 S. Lpz. und Wien. M. 4.60

Langmesser, Aug., Conrad Ferd Meyer. Sein Leben, seine Werke und sein Nachlaß. 536 S m. Bildn Brln., Wiegandt u Grieben. M. 6,50.

Lothar, Rud., Das deutsche Drama der Gegenwart. Mit 25 Bildn und 117 Textillustrat. Buchschmuck von Joh Sattler 535 S. München. M. 10.

Schillerbuch, Marbacher Zur 100. Wiederkehr von Schillers Todestag hrsg vom schwäb. Schillerverein 480 S. Stuttg. M. 7,50.

Wahl, Adalb., Vorgeschichte der französischen Revolution. Ein Versuch 1. Bd 370 S. Tübingen M. 7.

Hirschfeld, Dr. M., Berlins drittes Geschlecht (= Großstadt-Dokumente. Hrsg. von Hans Ostwald Bd 3) 77 S. Brln. M 1

v Horsetzky, Feldzeugmstr Gen Ad Kriegsgeschicht Übersicht der wichtigsten Feldzüge in Europa seit 1792 Mit Atlas von 38 Taf. 6. neubearb Aufl. 718 S. Wien M. 20.



Der Salon des Rigaschen Kunstvereins.

Ein Rückblick

von

Woldemar Freiherrn v Mengden.

Der Salon des Rigaschen Kunstvereins, der am 5. Dezember 1898 feierlich eröffnet und am 21. Dezember 1904 still geschlossen wurde, hat sein Dasein in einer Mietwohnung im Erdgeschoß des Engelmannschen Hauses, Basteiboulevard Nr. 9 a, sechs Jahre lang still gefristet und ist gewiß nur einem verhältnismäßig geringen Teil der 300,000 Bewohner Rigas bekannt geworden. Daß er aber für den gebildeten, bildungsfähigen und bildungsbedürftigen Teil eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt hat, ja noch mehr, daß er ein Kulturfaktor geworden, das zu erweisen soll die Aufgabe dieses Rückblicks sein. Wehmütig, wie einen lieben Freund, haben viele, und nicht die Schlechtesten, den Salon aus ihrem Leben ausscheiden sehen, — einem bewährten, lieben Freunde will auch dieser Nachruf gerecht werden.

Die Betrachtung der Lebensumstände des Rigaer Kunstsalons führt unsern Blick zurück zu seiner Entstehung.

Der am 22. Mai 1870 auf Initiative der Literärisch-praktischen Bürgerverbindung ins Leben gerufene Kunstverein in Riga bezweckt laut seinem am 14. Januar 1870 erstmalig und am 26. Januar 1872 modifiziert bestätigten Statut: „die Förderung der Kunst sowie die Belebung und Verbreitung des Kunstsinnes in Riga", und veranstaltet zur Erreichung seines Zweckes:

a) eine permanente Ausstellung der dem Verein angehörigen Sammlungen, sowie neuester Kunsterzeugnisse;

b) temporäre Ausstellungen von Erzeugnissen der Künstler aller Nationen;
c) periodisch wiederkehrende öffentliche Hauptausstellungen von dergl. Kunstwerken;
d) Vorträge über Kunstgeschichte und Ästhetik.

§ 5 besagt ferner: „Die Wirksamkeit des Vereins wird durch keinerlei Rücksichtnahme auf Malerschulen oder Nationen beschränkt, und soll dieser Grundsatz, wenngleich den Werken vaterländischer Künstler Rußlands eine besondere Beachtung vorbehalten bleibt, namentlich bei der Auswahl der für die Vereinssammlung zu erwerbenden Kunstwerke maßgebend sein."

Wie schwer es dem Kunstverein wurde, diesen Aufgaben zu genügen, erhellt aus der Geschichte der ersten 25 Jahre seines Bestehens, über die im Jubiläumsjahr der damalige schriftführende Direktor Herr dim. Ratsherr Nikolai Röpenack in einer fesselnden und verdienstvollen Festschrift berichtet[1].

Die größte Schwierigkeit, die dem Kunstverein bei seinem Bestreben begegnete, den ihm vorgezeichneten Zielen entsprechend zu wirken, fand die Direktion in der Lokalfrage. Der dem Verein zu Beginn bewilligte Raum im Realgymnasium, woselbst die permanente Ausstellung untergebracht wurde, genügte nur für eine ganz kurze Zeit. Schon die zu Beginn des zweiten Geschäftsjahres 1871 veranstaltete große Gemäldeausstellung fand in der Aula des Baltischen Polytechnikums statt, die dank dem Entgegenkommen des darin heimischen Technischen Vereins sowohl als namentlich des Verwaltungsrates des Polytechnikums dem Kunstverein dauernd ein Asyl bot. Als sich dann im J. 1878 erwies, daß der der städtischen Gemäldegallerie und den Sammlungen des Kunstvereins im Polytechnikum zur Verfügung gestellte Raum absolut nicht mehr genügte, auch andre Unzuträglichkeiten immer dringender das Bedürfnis nach einem eigenen Lokal erwiesen, dabei aber die seit Jahrzehnten immer wieder angeregte Frage der Erbauung eines eigenen städtischen Kunstmuseums abermals vertagt wurde, wurde endlich am 1. Januar 1879 zur Unterbringung der gemeinsamen Sammlungen das Lokal im Kerkoviusschen Hause, Todleben-

[1]) Beitrag zur Geschichte des Kunstvereins in Riga, zur Feier des 22. Mai 1895 dem Kunstverein gewidmet von Nikolai Röpenack. Riga, W. Scheffers. 77 Seiten.

boulevard Nr. 4, gemietet. Mußte in jenem Zeitpunkt eine solche Lösung der Lokalfrage mit größter Genugtuung begrüßt werden, mit den steigenden Ansprüchen, namentlich aber mit den stetig wachsenden Sammlungen von Kunstwerken, mußten auch die damals hinreichenden Raumverhältnisse dieser Lokalität weit hinter den bescheidensten Ansprüchen zurückbleiben, die billigerweise an die Darbietungen des Kunstvereins gestellt werden konnten und gestellt wurden. Die permanente Ausstellung verblieb während der ganzen Zeit von 1879 bis 1905 in diesem Lokal, wogegen der Veranstaltung periodischer, stärker besuchter Ausstellungen sowohl seitens der Gallerieverwaltung, als namentlich des Hausbesitzers stets die größten Schwierigkeiten entgegengesetzt wurden. Von den größeren wurden die umfangreicheren in der jedes Mal wieder in liebenswürdigster Weise zur Disposition gestellten Aula des Polytechnikums veranstaltet, so die von ca. 10,000 Personen besuchte Ausstellung des Kunstvereins Ao. 1871, die im J. 1875 veranstaltete Ausstellung von Kunstwerken im Privatbesitz, — ebenso fanden zwei Ausstellungen des Petersburger Vereins für künstlerische Wanderausstellungen Ao. 1873 und 1875 im Polytechnikum statt. In der Folgezeit hat der Kunstverein sich fast zwanzig Jahre lang mit den ganz unzureichenden Räumen des Gallerielokals begnügt, in denen außer der permanenten etwa zwölf von ihm und eine von der städtischen Gallerieverwaltung (1888 russische Künstler) veranstaltete Ausstellungen stattfanden.

Das frische Leben, das mit einer Reorganisation der Direktion im J. 1893 in den Kunstverein einzog, machte sich auch in seinen Ausstellungsveranstaltungen geltend. In den Jahren 1894 und 1895 fanden vier, größtenteils der Initiative des schriftführenden Direktors Dr. med. Baron Engelhardt entsprungene größere Ausstellungen statt, eine von „Petersburger Künstlern und Aquarellisten" und Herrn Paul v. Transehe in Riga zusammengebrachte, zwei von Gurlitt aus Berlin bezogen und eine von russischen, polnischen, schwedischen und baltischen Künstlern zusammengestellte. Die drei ersten, von denen die letztgenannte als Jubiläumsausstellung das 25. Jahr des Bestehens des Kunstvereins feiern wollte, fanden abermals im Politechnikum statt. Aber bei allem Entgegenkommen seitens des Verwaltungsrats mußte der Kunstverein sich stets mit den Weihnachts- oder Osterferien begnügen, da eine Überlassung

der Aula während des Semesters der Verwaltung des Polytechnikums allzu große Schwierigkeiten bereitet hätte.

Unerträglich wurde die Situation, als im September 1896 für die zweite von Gurlitt zusammengestellte Kollektion kein Lokal ausfindig zu machen war. Trotz der peinlichen Lage des Kunstvereins verweigerte die Verwaltung der städtischen Gallerie strikt, ihre Genehmigung, die Ausstellung im Galleriesaal aufzustellen, zu erteilen, die Aula des Polytechnikums war nicht zu haben, und wäre nicht die Kompagnie der Schwarzhäupter, wenn auch widerwillig, in letzter Stunde eingesprungen, der Kunstverein wäre in die beschämende Lage geraten, mit der schönen Kollektion „auf der Straße" zu bleiben. Da mußte Wandel geschafft werden und wurde geschafft. Einer verdienstvollen Anregung der „Kunstecke"[1] entsprungen, mehrfach in kleinen Versammlungen erwogen und besprochen, trat der Plan der Anmietung eines eigenen Ausstellungslokals für den Kunstverein auf der Generalversammlung am 23. Oktober 1898 als Direktionsantrag an die Öffentlichkeit.

Der Antrag, „eine Lokalität in Riga als „Salon" zu permanenten Ausstellungszwecken zu mieten, und zur Ausführung dieses Kommissums einen erforderlichen Kredit bis zum Betrage von 2000 Rbl. pro Jahr der Direktion zur Verfügung zu stellen", von Baron Engelhardt und vom Staatsrat Johannes Eckardt warm befürwortet, wurde von der Generalversammlung mit großer Majorität angenommen. Dieser Beschluß wurde rasch in die Tat umgesetzt, und am 6. Dezember 1898 der Salon mit einer großen baltischen Ausstellung dem Publikum geöffnet. Schon auf der folgenden Generalversammlung des Kunstvereins, am 8. November 1899, konnte die Direktion berichten: „Unser Salon hat freilich noch nicht Zeit gefunden, uns finanziell Freude zu machen, im Gegenteil, er ist uns ein rechtes Sorgenkind gewesen und wird es voraussichtlich noch einige Zeit bleiben. Der Kassabericht wird Ihnen in Zahlen sagen, wieviel der Salon uns eingebracht und wieviel er uns gekostet hat. Aber wenn auch die letztere Summe die erstere bedeutend übertrifft, so braucht das doch nicht allzu sehr uns zu bekümmern. Die Tatsache, daß der Kunstverein der uner-

[1]) Der Rigasche Verein „Kunstecke", eine gesellige Vereinigung von Künstlern und Kunstfreunden, die schon seit mehr als 10 Jahren in Riga besteht, hat am 11. Mai 1904 die ministerielle Bestätigung erlangt.

träglich gewordenen Zwangslage in der Gemäldegallerie entwachsen, sich frei und auf eigenen Füßen hat entwickeln und betätigen können, diese Tatsache ist erfreulich genug. Und daß unser Kunstleben, dank diesen so günstig veränderten Verhältnissen, einen regen Aufschwung genommen hat, daß es uns möglich gewesen ist, im Laufe eines Jahres sieben Ausstellungen zu veranstalten, das verdanken wir in erster Linie dem Kunstsalon. Seit dem Bestehen des Vereins hat die Direktion noch kein Mal über ein so ereignisreiches Jahr berichten können. Dafür werden am Schluß meiner Rechnungsablage Zahlen sprechen."

Jawohl, Zahlen sprechen. Auch hier können wir der Statistik nicht entraten, und nichts ist besser geeignet, uns ein deutliches Bild der Leistungen des Salons zu vermitteln, als ein Rückblick auf seine Darbietungen, seine Besuchsfrequenz von Mitgliedern und zahlendem Publikum, seine Einnahmen aus Eintrittsgeldern und aus der Verkaufsprovision, die Beeinflussung des Jahresbudgets durch die Saloneinnahmen und -Ausgaben, die Mitgliederfrequenz seit seiner Eröffnung usw.

Aber ehe wir, freundliches Wohlwollen für den Salon bei allen unsren Lesern voraussetzend, auf seine Darbietungen im einzelnen eingehen, wobei es im Wesen der Sache und in unsrer Absicht liegt, „gutes von von ihm zu reden und alles zum besten zu kehren", erscheint es als ein Gebot der Unparteilichkeit, auch das anzuführen, was sich gegen den Salon sagen läßt und was auch — wir kennen unsre Feinde — gesagt worden ist.

Unser Salon, nunmehr seligen Andenkens, war alles andre eher, als ein Ausstellungslokal. Seine für eine bescheidenste Familienwohnung allenfalls ausreichenden Räume mit vier Zimmern mit je 1, 2, 2 und 1 Fenster zur Straße und einem ganz finsteren, nur künstlich zu erleuchtenden größeren Hinterzimmer konnten keinem gerechten Anspruch genügen, sowohl was die Licht-, als was die Raumverhältnisse betraf. Nur wenige Wandflächen ließen ein Anschauen ohne störende Lichtreflexwirkung zu, der zum Ansehen eines größeren Bildes notwendige Abstand war bei der Kleinheit der Zimmer unmöglich, endlich waren die Wandflächen und namentlich die Türöffnungen für größere Bilder total unzureichend. Die trübe Witterung, die bei uns fast den ganzen Herbst anhält, bot in der Hochparterrewohnung oft nicht das nötige Licht, obgleich diese,

am Stadtkanal belegen, immer noch mehr Licht hatte, als es in den Straßen der inneren Stadt der Fall ist, wo die gegenüber befindliche Hausmauer das Erdgeschoß erheblich des Lichtes beraubt. Bei der in Riga üblichen Lebensweise, die die Städter für zwei, auch drei Monate, besser Situierte oft für noch längere Zeit aus der Stadt entführt, kann nur eine verhältnismäßig kurze Zeit als Ausstellungssaison gelten, und um den Mietzins für das ganze Jahr einzubringen, müssen sich die Darbietungen mehr oder weniger drängen, was mehrfach als Mangel empfunden und gerügt worden ist. Aber trotz all diesen Mängeln war der bescheidene Salon doch besser als garnichts.

Bei den im Salon veranstalteten Ausstellungen wurde es als Grundsatz beobachtet, einesteils einzelne Kollektionen geschlossen in vorherbestimmten Terminen auszustellen, anderenteils einzelne Kunstwerke, wenn dies aus irgend welchen Gründen notwendig oder wünschenswert erschien, auch außerhalb der Gruppe zuzulassen. An geschlossenen Ausstellungen haben im Salon während der sechsjährigen Dauer seines Bestehens 47 stattgefunden [1].

Betrachten wir sie nach den Ausstellungsgegenständen, so finden wir, daß neben den selbstverständlich bei weitem vorherrschenden ca. 35 reinen Gemälde-Ausstellungen, 4 Ausstellungen kunstgewerblicher Arbeiten stattgefunden haben, und ferner 1 Ausstellung von Exlibris und Plakaten, 1 Ausstellung von graphischen Kunstwerken, darunter namentlich Exlibris, 1 Ausstellung von orientalischen Teppichen, mehrere Darbietungen künstlerischer Photographien (Präraphaeliten, Rembrandt, Amateurphotographie), 1 Ausstellung von Gypskopien nach Skulpturen von Baron Clodt, 1 Ausstellung von dekorativer Malerei, 1 Ausstellung verschiedenartiger Reproduktionen von Werken Andrea del Sartos, 1 Ausstellung südamerikanischer Landschaftsbilder, 1 Ausstellung von Reproduktionen nach Handzeichnungen alter Meister, 1 Ausstellung von Kopien und Reproduktionen von Meisterwerken der italienischen und spanischen Renaissance, endlich 1 Ausstellung künstlerischer Arbeiten früherer Schülerinnen von Frl. Elise von

[1]) Drei dieser Darbietungen verdankt der Kunstverein der Vermittlung des am 8. Oktober 1899 ministeriell bestätigten baltischen „Vereins zur Förderung der Kunstinteressen durch Wanderausstellungen": die Petersburger und Baltische Kollektion, die Ausstellung der Münchener Luitpold-Gruppe und die zweite Holländische Ausstellung.

Jung-Stilling. Die Gemäldeausstellungen waren meist Gruppenkollektionen, hier oder auswärts zusammengestellt, teils, in 18 Fällen, Sonderausstellungen eines oder zweier Künstler, in denen 20 Künstler ausstellten.

Was die Herkunft der Exponate betrifft, so war es stets das Bestreben der Direktion des Kunstvereins, im Salon Mannigfaltiges zu bieten. Betreffend die Frage, ob der Rigasche Kunstverein insbesondere die Aufgabe hat, das Publikum auch mit Kunstwerken nicht einheimischen Ursprungs bekannt zu machen, ist es von besonderem Interesse, an der Hand des oben zitierten Köpenackschen Beitrages zur Geschichte des Kunstvereins sich dessen zu erinnern, wie der ursprüngliche, im J. 1845 entstandene Plan der Begründung eines Kunstvereins in Riga einen solchen für Liv-, Est- und Kurland ins Auge fassen und „nur einheimische, in den Baltischen Provinzen geborene oder lebende Künstler berücksichtigen" sollte. Die bis zur Bestätigung des heutigen Kunstvereins vorgenommenen Abänderungen: einesteils die Beschränkung des Vereins für Liv-, Est- und Kurland auf einen Rigaschen Verein, anderenteils die statutenmäßige Feststellung, daß „keinerlei Rücksichtnahme auf Malerschulen oder Nationalität des Künstlers" gelten solle, waren also wohl überlegt und vorbedacht. Die Zeiten und Gesichtspunkte sind hoffentlich längst überwunden, die im J. 1845 der Direktion des in der Bildung befindlichen Kunstvereins die Hand führten, als sie auf eine Münchener Ausstellungsofferte zu antworten beliebte: „selbst wenn die Bestätigung der Statuten erfolgte, würde sich die Wirksamkeit des Vereins statutenmäßig nur auf Leistungen solcher Künstler ausdehnen, die in den Ostseeprovinzen geboren sind oder in denselben leben, mithin würde die Direktion des Kunstvereins als solche auf die Vorschläge der Münchener Herren Maler wahrscheinlich nicht eingehen. Solch rückständige Ansichten und Geschmacksrichtungen sind hoffentlich jetzt, ein halbes Jahrhundert später, nicht mehr anzutreffen.

Es ist natürlich, daß die Beschaffung einheimischer Ausstellungen in allen Fällen bedeutend leichter fiel. Nicht allein der Fortfall der Transport- und Versicherungskosten, oder doch deren geringere Höhe, vor allem die persönliche Bekanntschaft mit den einheimischen Künstlern und ihren Werken, spricht für deren Bevorzugung, — insbesondere die Schwierigkeit, ohne Vertrauenspersonen

schöne und wertvolle Exponate von auswärts zu erhalten, erschweren die Beschaffung ausländischer Kollektionen; so hat auch die Direktion des Kunstvereins nicht immer eine glückliche Hand gehabt. Wiederholt sind auswärtige Kollektionen, die hohe Transportkosten erheischten, eingetroffen, die die Erwartungen bitter enttäuschten. Da galt es immer wieder zu versuchen, alle privaten Beziehungen auszunutzen, um der vornehmsten Aufgabe eines Kunstvereins in der Lage des Rigaschen zu genügen: das Publikum über das auf dem Laufenden zu erhalten, was in den Kulturländern, wo reges Kunstleben pulsiert, die Geister bewegt, die Kunstfreunde erfreut.

Trotzdem haben neben 10 einheimischen Gruppen-Ausstellungen auch 11 auswärtige stattgefunden, davon 7 ausländische. Die einheimischen waren:

I. Große Baltische (136 Werke von 15 Künstlern, vorherrschend Wilhelm Purwit). II. (Wiemer, Richard Müller, Alexandra v. Sivers, Else Rudolff, Otto Lindenberg.) III. (73 Werke von Johann Walter, Johann Lieberg, Julius Maderneek, Richard Sarring.) IV. (114 Werke von Eva Margarethe Schweinfurth, Martha und Anna Hellmann, Frida Neumann, Thekla Stahl, Hildegard Haken.) V. (75 Werke von 60 teils Petersburger, teils Baltischen Künstlern), 4 kunstgewerbliche Ausstellungen und eine Ausstellung früherer Schülerinnen von Frl. Elise v. Jung.

Die auswärtigen waren:

I. Internationale Kollektion aus Petersburg (Maljawin, Cionglinsky, Alexander Bénois, Levitan, Nesterow, Purwit, Järnefelt, Rustschitz, Repin, Lagarde, Aman Jean, Ménard, Hans Hermann, Dill, Bartels). II. eine von Gurlitt bezogene Kollektion (Leibl, Hoffmann, Ury, Klinger, Kunz, Thoma, Wengel, Maras, Leistikow, Harburger, Langhammer, Brandenburg, Dettmann, Schweminski, Crane, Skarbina, Schoebel, Exter, Hartmann, Riethe, Sperl, Horodam, Feuerbach, Hermann, Thiem, Liljefors, Keller, Reutlingen, Uhde, Baer, Bürgel, Hendrik, Brancaccio, Hellen, Zimmermann, Rabes, Ankarkrona, Alvarez, Kaiser, Engel). III. eine Petersburger und Moskauer Kollektion (Sarring, Purwit, Levitan, Pasternack, Wasnezow, Winogradow, Jwanow, Maljutin, Marie Dücker, Repin, Serow, Perepletschikow, Moritz). IV. eine Petersburger Kollektion (Acker, Bakat, Alexander Bénois, Alexander Bénois Konsky, Albert Bénois, Bras, Levitan, Serow, Lanceray,

Stepanow, Somow, Baron Rosen). V. eine finnländische, von Professor Tikkanen zusammengebrachte Kollektion (31 Werke von 15 Künstlern). VI. eine holländische Gruppe (71 Werke von 51 Künstlern). VII. eine von Keller und Reiner besorgte Kollektion (19 Werke von 13 Künstlern, darunter Lesser, Ury, Slevogt, Liebermann, Hendrich, Leistikow, Mackensen, Vogeler, Hofmann). VIII. eine zweite finnländische Gruppe, zusammengestellt mit Hilfe von Axel Gallén (56 Werke von 13 Künstlern, darunter Blomstedt, Albert Edelfelt, Axel Gallén, Eemil und Pekka Halonen, Järnefelt, Westerholm). IX. eine von der Münchener Luitpoldgruppe hergesandte Kollektion (95 Werke von 40 Künstlern). X. eine von Keller und Reiner besorgte Kollektion (19 Werke von 17 Künstlern). XI. eine zweite holländische Kollektion (54 Werke verschiedener Künstler).

Die Sonderausstellungen verteilen sich folgendermaßen: 13 einheimische: Siegfried Bielenstein 2 Mal, Wilhelm Purwit 2 Mal, Bernhard Borcherdt 2 Mal, Jan Rosenthal, Johann Walter, Siecke, Baranowsky, Gerhard Baron Rosen, Friedrich Moritz, Martha Unverhau, Karl Kahl, Max Wulfahrt, Eva Margarethe Borcherdt-Schweinfurth, — und 7 auswärtige: Sascha Schneider, Ludwig Scheuermann, Ludwig v. Hofmann (nebst einigen Werken von Walter Leistikow), Axel Gallén, Ludwig Dettmann, Arnold Böcklin, Hans Thoma.

Daß die Ausstellungen nicht immer den Absichten der veranstaltenden Vereinsdirektion entsprachen, ist nur zu begreiflich. Der hier zur Verfügung stehende Raum dürfte nicht genügen, um alle vergeblichen Versuche, alle gescheiterten Vorverhandlungen und enttäuschten Hoffnungen zu erwähnen. An dieser Stelle sei aber nicht verschwiegen, wie schwer dem Rigaschen Kunstverein die Beschaffung russischer Kunsterzeugnisse gemacht wird. Wieder und wieder hat die Direktion sich an die verschiedenen Kunstvereinigungen in Petersburg und Moskau, an die Akademie der Künste, an russische Museen, an einzelne ihr persönlich bekannte kunstfreundliche Würdenträger in der Residenz gewandt. Die finanziellen Mißerfolge, die erfahrungsmäßig stets der Erschließung eines neuen Bildermarkts vorausgehen, haben die russischen Vereinsleitungen so gründlich abgeschreckt, daß der Schaden in absehbarer Zeit nicht wieder gut zu machen ist. Namentlich verhält sich die Leitung des

Russischen Wanderausstellungsvereins, dem wir einige sehr schöne Ausstellungen in Riga zu verdanken gehabt haben, seit Jahren, und neuerdings auch der „Bund russischer Künstler“ in Moskau, auf alle Einladungen des Rigaschen Kunstvereins ablehnend. Es sei daher hier festgestellt, daß der auffallende Mangel an Darbietungen der in schönster Entwicklung begriffenen nationalrussischen Kunst in den letzten Jahren nicht dem Kunstverein und nicht der hiesigen deutschen Gesellschaft aufs Schuldkonto zu setzen ist. An redlichen, häufigen Versuchen hat es nicht gefehlt. Auch sind auf den drei vorbenannten Petersburger und Moskauer Ausstellungen im Salon Bilder für im ganzen ca. 1100 Rbl. verkauft worden. Das mag für Petersburg wenig sein, für Riga ist es viel.

Ziehen wir noch die im Galleriesaal veranstalteten Aiwasowsky-Ausstellungen, die daselbst vom österreichischen Kunsthändler Galvagni ausgestellten italienischen und spanischen Gemälde, den Napoleon-Cyclus von Rex, die südamerikanischen Landschaftsbilder von Augusto Ballerini in Betracht, so läßt sich eine noch kosmopolitischere Auswahl der Exponate kaum denken. Vermißt werden darin nur die nordischen Länder, namentlich die hochstehende skandinavische Kunst, ein Mangel, dem, nun da er erkannt ist, hoffentlich in Zukunft abgeholfen werden wird.

Gehen wir nun auf die Besuchsfrequenz ein. Der Salon wurde im Ganzen[1] von 12,000 Mitgliedern des Kunstvereins[2] und 34,000 zahlenden Personen, also im Ganzen von 46,000 Personen besucht. Die Eintrittsgelder ergaben brutto ca. 11,000 Rubel. Die Tagesfrequenz beträgt ungefähr 8 Mitglieder und 22 zahlende Besucher, zusammen 30 Personen täglich, die Bruttoeinnahme 7 Rbl. Viel weniger günstig stellt sich das scheinbar glänzende statistische Ergebnis aber bei der Untersuchung der Frage nach der Frequenz der einzelnen Ausstellungen, wobei es niemanden Wunder nehmen wird, daß auch die besten einheimischen Ausstellungen, gegenüber den ausländischen, recht schlecht abschneiden. Das Bestreben, bei auswärtigen Kollektionen, deren Beschaffung stets kostspieliger ist, nur Erstklassiges kommen zu lassen, während

[1]) Ich gebe hier und im Folgenden stets möglichst abgerundete Zahlen.

[2]) Diese Zahl ist insofern etwas zu verändern, als nach einer bestehenden Vereinbarung die Mitglieder des Wanderausstellungsvereins für die von diesem Verein beschafften Ausstellungen dieselben Vorzüge genießen, wie Mitglieder des Kunstvereins.

bei einheimischen Künstlern der Wunsch, den Künstler zu fördern, auch bei geringerer Qualität seiner Produktion mitbestimmend ist, bietet kaum eine genügende Erklärung für die Erscheinung, daß die auswärtigen Ausstellungen so sehr viel besser besucht wurden, als die einheimischen. Vielmehr beweist diese Tatsache überzeugend den in unsrem Publikum vorherrschenden Wunsch, die Werke der in auch in Riga vielfach gehaltenen ausländischen Kunstzeitschriften oft genannten und allgemein bekannten Künstler durch eigene Anschauung kennen zu lernen.

Am besten besucht waren die Purwit-Ausstellungen, sowohl die von diesem großen baltischen Künstler gelieferten Sonderausstellungen, als auch die Kollektionen, an denen er hervorragenden Anteil hatte. Die Purwit-Ausstellung vom 3. Dezember 1900 bis 8. Januar 1901 wurde an 36 Tagen von 2217, also täglich von durchschnittlich 60 Personen besucht, die vom 16. Januar bis 26. Februar 1904 an 42 Tagen von 3240, also täglich durchschnittlich von 81 Personen, die große Baltische Ausstellung vom 6. Dezember 1898 bis 17. Januar 1899 an 43 Tagen von 2688 Personen, also täglich durchschnittlich von 62 Personen; bei dieser letzteren, der Salon-Eröffnungsausstellung, deren überwiegender Teil aus Purwit-Werken bestand, fiel auch die Zugkraft des neuen Salonunternehmens ins Gewicht. Auf die besonderen Gründe des hervorragend starken Besuchs Purwitscher Ausstellungen kommen wir an andrer Stelle noch zurück.

Es folgen in der Besuchsfrequenz, wobei wir nach der Tagesfrequenz ordnen, weil die allgemeine Frequenzziffer durch ungünstigen Zeitpunkt (Sommer) oder allzu kurze oder allzu lange Dauer der Ausstellung beeinflußt sein kann.

Ludwig v. Hofmann	im Ganzen		2077,	täglich	73	Pers.
Arnold Böcklin (nur bisher unverkauft gebliebene, unvollendete und Jugendwerke)	„	„	1355	„	68	„
Sascha Schneider (7 Kartons) .	„	„	912	„	65	„
Hans Thoma	„	„	1700	„	63	„
Petersburger Internationale Ausstellung	„	„	1442	„	44	„
Ludwig Dettmann	„	„	1734	„	43	„
Axel Gallén	„	„	253	„	42	„

Dann erst folgen:

Bernh. Borcherdt u. Frau B. Schweinfurth	i. G.	1114,	tägl.	40	Perf.
Münchener Luitpoldgruppe	„	1208	„	36	„
Holländer (I. bessere Sendung, April 1901)	„	1061	„	36	„
Baron Rosen und Friedrich Moritz . .	„	1068	„	33	„
Petersburger und baltische Künstler . .	„	991	„	33	„
Bernhard Borcherdt und Jan Rosenthal .	„	1116	„	32	„
Holländer (II. Sendung, März 1904) .	„	1082	„	32	„
Keller und Reiner (II. Koll. Febr. 1902)	„	704	„	29	„
Finnländer (I. schlechtere Koll. März 1901)	„	821	„	27	„
Martha Unverhau	„	673	„	27	„
Keller und Reiner (II. Koll. Nov. 1903)	„	690	„	26	„
Walter Sarring, Lieberg, Maderneek, Rosenthal	„	568	„	25	„
Frau Schweinfurth, Hellmann I. u. II., Stahl, Haken Neumann	„	831	„	23	„
Siegfried Bielenstein allein	„	575	„	23	„
Finnländer (II. bessere Koll.[1] Sommer 1902)	„	1619	„	22	„
Müller, Wiemer, Fr. v. Sivers	„	568	„	22	„
Johann Walter	„	929	„	21	„
Gurlitt Kollektion	„	1268	„	18	„
Petersburger und Moskauer Maler . .	„	1135	„	18	„
Ludwig Scheuermann, München	„	627	„	17	„
Siegfried Bielenstein und Karl Winkler .	„	625	„	14	„
Karl Kahl	„	393	„	17	„
Bénois-Koll. aus Petersb. (Sommer 1900)	„	1200	„	8	„
Max Wulfahrt	„	83	„	8	„
Siecke und Baranowsky	„	115	„	2	„

Suchen wir aus diesen Zahlen einen allgemeinen Überblick zu gewinnen, so finden wir, daß das Publikum den auswärtigen Darbietungen mit einer allgemeinen Frequenz von 1172 Personen und einer Tagesfrequenz von 40 Personen, gegenüber den einheimischen mit 1074 Personen und einer Tagesfrequenz von 31 Personen, unzweifelhaft den Vorzug gibt, ebenso den Sonderausstellungen mit 1126 Personen, täglich 41 Personen, gegenüber den

[1] Diese Kollektion, eine der hervorragendsten Darbietungen des Salons, kam allmählich zur Ausstellung, und zu ungünstiger Zeit, daher ihre bedauerlich und unerwartet schwache Besuchsfrequenz.

Gruppenkollektionen mit 1120 Personen, täglich 30 Personen. Der Durchschnittsbesuch der vier kunstgewerblichen Ausstellungen betrug 855 Personen, täglich 31 Personen.

Werfen wir zum Schluß dieser Betrachtung noch einen Blick auf die Schwankungen der Besuchsfrequenz im Salon in den 6 Jahren seines Bestehens:

1899:	1468	Mitgl.	4895	Nichtmitgl.	Summa:	6363
1900:	1458	„	3540	„	„	4998
1901:	1920	„	4554	„	„	6474
1902:	2115	„	5239	„	„	7354
1903:	2817	„	8194	„	„	11,010
1904:	1679	„	5099	„	„	6778

Täglich:

1899:	7	Mitgl.	22	Nichtmitgl.	Summa:	29
1900:	7	„	17	„	„	24
1901:	11	„	25	„	„	36
1902:	9	„	17	„	„	26
1903:	9	„	27	„	„	36
1904:	7	„	17	„	„	24

Zieht man die besondere Zugkraft der den Rigensern noch ganz neuen Einrichtung einer ständigen, häufig wechselnden Gemäldeausstellung im ersten Salonjahr in Betracht und würdigt man die Schwierigkeiten, die sich im Kriegsjahr 1904 der Beschaffung hervorragender Kunstwerke aus dem Auslande entgegenstellten, die es auch bedingten, daß in diesem letzten Salonjahr nur eine ausländische Bilderkollektion, die minderwertige holländische, zur Ausstellung gelangte, so ergibt die Übersicht der allgemeinen Besuchsfrequenz eine stetige Steigerung. Findet diese auch hinsichtlich der Mitglieder eine Erklärung in dem Anwachsen der absoluten Mitgliederzahl des Kunstvereins - vor Eröffnung des Salons ca. 300, im letzten Salonjahr ca. 500 —, so beweist die Zunahme der Zahl der zahlenden Besucher um so mehr die Verbreitung des Interesses an den Darbietungen des Salons.

Wenden wir uns nun dem finanziellen Resultat zu, das das Salonunternehmen dem Kunstverein gebracht hat. Das Vermögen des Kunstvereins betrug bei Begründung des Salons 4591 Rbl. und betrug zum 1. Oktober 1904 — 1883 Rbl. Es hat sich somit in dieser Zeit freilich um ca. 2700 Rbl. gemindert; es haben also

die warnenden Stimmen, die auf der Generalversammlung am 23. Oktober 1898 aus der Anmietung des Salonlokals erwachsende pekuniäre Verluste befürchteten, Recht behalten. Aber gewiß hat auch die andre Auffassung nicht minder Recht behalten, die die Aufgabe des Kunstvereins nicht in der Ansammlung und Vergrößerung seines Kapitalvermögens, sondern in der Vermittlung künstlerischer Anregung, in der Darbietung von Kunstausstellungen, unbehindert durch äußere, die Selbständigkeit des Vereins beengende Fesseln erblickte.

Die Salonmiete betrug 1100 Rbl. jährlich.

Wir finden in den Jahreskassaberichten folgende Posten, die sich, was zu beachten ist, nur auf den Salon beziehen:

	Einnahmen:	Ausgaben:	Verlust:
1898 1899	2148 R. 60 K.	3336 R. 40 K.	1187 R. 80 K.
1899/1900	1170 „ 20 „	2483 „ 97 „	1313 „ 77 „
1900,1901	2197 „ 43 „	3244 „ 23 „	1046 „ 80 „
1901/1902	1735 „ 51 „	2219 „ 98 „	484 „ 47 „
1902/1903	2783 „ 68 „	3970 „ 30 „	1186 „ 32 „
1903/1904	2368 „ 24 „	2860 „ 59 „	492 „ 35 „

Während aber die Gesamtverlustsumme aus dem Salon für 6 Jahre . . . . 5911 R. 50 K. betragen sollte, beträgt die Kapitaleinbuße also weniger als die Hälfte, ein Beweis dafür, daß die Kassenverwaltung des Kunstvereins imstande gewesen ist, auf andrem Wege, d. h. durch anderweitige wachsende Einnahmen, den Schaden zum Teil einzubringen.

Eine abermalige Vergleichung der Zahlenergebnisse bei Berechnung der Bruttoeinnahmen aus den einzelnen Ausstellungen würde wieder recht interessante Resultate ergeben. Wir wollen indessen unsre Leser nicht ermüden und begnügen uns hier mit einigen Durchschnittszahlen: 17 baltische Ausstellungen ergaben eine Durchschnittstageseinnahme von 6 Rbl. 17 auswärtige Ausstellungen ergaben eine durchschnittliche Tageseinnahme von 8 Rbl. 82 Kop. Korrigieren wir diese Statistik, indem wir bei den baltischen Ausstellungen die zwei Purwit-Ausstellungen, deren größere Besucherzahl zum Teil auf andre, als auf künstlerische Interessen zurückzuführen ist, und bei den auswärtigen Ausstellungen die ganz mißglückte und wertlose Scheuermann-Ausstellung und die

den ganzen Sommer (1900) über, in der saison morte ausgestellte Bénois-Kollektion aus Petersburg fortlassen, so ergibt sich folgendes Resultat: 15 baltische Ausstellungen brachten eine Durchschnittstageseinnahme von 4 Rbl. 18 Kop., 15 auswärtige Ausstellungen brachten eine Durchschnittstageseinnahme von 9 Rbl. 73 Kop., also fast 2½ mal so viel. Kann angesichts dieser Zahlen dem Kunstverein der Vorwurf gemacht werden, er vernachlässige die einheimischen Künstler gegenüber den auswärtigen?

Nach dem Beispiel ausländischer Kunstvereine erhebt auch der Rigasche beim Verkauf von Kunstwerken aus seinen Ausstellungen eine Provision, und zwar in der in Deutschland meist üblichen Höhe von 10 pCt. Die Statistik dieser Vereinseinnahme unterliegt den größten Schwankungen, und ist nicht geeignet, bestimmte Schlußfolgerungen zuzulassen. Bei der Schätzung, die unsre einheimischen Künstler bei uns genießen, einem ausgesprochenen baltischen Lokalpatriotismus einerseits, — dem Umstande anderseits, daß die Preise ohnehin anspruchsvoller ausländischer Künstler durch die Verkaufsprovision des vermittelnden Kunsthändlers meist noch erhöht werden, und dem meist ganz unbegründeten Mißtrauen gegenüber ausländischen Ausstellungspreisen überhaupt, fällt die Verkaufsstatistik für unsre einheimischen Künstler ungleich günstiger aus, als für die auswärtigen.

Geben wir nun einige wenige Zahlen zur Illustration der Frage, ob die Ausstellungen im Salon nur dem Kunstverein zugute gekommen sind, oder ob auch die ausstellenden Künstler ihren Vorteil dabei gefunden haben. Auf der zur Eröffnung des Kunstsalons veranstalteten Ausstellung baltischer Künstler, die dem Kunstverein eine Bruttoeinnahme von 805 Rbl. brachte, wurde für 1547 Rbl. verkauft, also fast für den doppelten Betrag; davon entfielen auf Herrn Wilhelm Purwit, dem das Hauptverdienst am Erfolge der Ausstellung gebührt, 840 Rbl., also mehr als die Gesamteinnahme des Kunstvereins. Im Ganzen hat Purwit auf dieser und auf seinen zwei Sonderausstellungen (seine Beteiligung an der Internationalen, an der Petersburger und Moskauer und an der Petersburger und Baltischen Ausstellung zählen hier nicht mit), die zusammen dem Kunstverein eine Bruttoeinnahme von 2250 Rbl. brachten, für 2750 Rbl. verkauft. Von andern einheimischen Malern verkauften:

Baron Gerhard Rosen: für 680 Rbl. (die gesamte Bruttoeinnahme aus der von B. R. und Moritz im November 1902 veranstalteten Ausstellung betrug 267 Rbl.).

Karl Kahl: für 550 Rbl. (Bruttoeinnahme seiner Ausstellung: 80 Rbl.)

Bielenstein: für 510 Rbl. (Bruttoeinnahme seiner 2 Ausstellungen: 250 Rbl.)

Bernhard Borcherdt: für 330 Rbl. (Bruttoeinnahme seiner mit Jan Rosenthal und mit Frau B. Schweinfurth veranstalteten Ausstellungen: 405 Rbl.)

Frau Borcherdt-Schweinfurth. für 225 Rbl. (Bruttoeinnahme der von ihr mit Herrn B. B. veranstalteten Ausstellung: 250 Rbl.)

Frl. Martha Unverhau: für 325 Rbl. (Bruttoeinnahme ihrer Ausstellung: 152 Rbl.)

Johann Walter: für 290 Rbl. (Davon 118 Rbl. auf seiner Sonderausstellung, die dem Kunstverein 220 Rbl. brutto einbrachte.)

Karl Winckler: für 280 Rbl.

Richard Sarring: für 83 Rbl.

Um den den Ausstellern erwachsenden Vorteil zu würdigen, ist ferner zu beachten, daß eine große Anzahl von Verkäufen sich nicht auf der Ausstellung, sondern erst später realisiert, ein Vorzug, der in Riga ausschließlich den einheimischen Künstlern zugute kommt. Es ist nicht selten vorgekommen, daß Verkäufe unmittelbar nach Schluß der Ausstellung perfekt wurden, — solche sind hier natürlich nicht berücksichtigt, — es ist freilich auch oft vorgekommen, daß die Künstler bereits verkaufte Bilder ausstellten, also nicht zum Verkauf, sondern zur Ansicht oder Reklame.

Ehe wir weiter gehen, seien hier noch zum Vergleich die von einigen Sonderausstellungen auswärtigen Ursprungs erzielten Verkäufe registriert. Es verkauften:

Ludwig v. Hofmann für 1225 Rbl. bei einer Bruttoeinnahme von 508 Rbl.

Ludwig Dettmann für 400 Rbl. bei einer Bruttoeinnahme von 435 Rbl.

Hans Thoma für 360 Rbl. bei einer Bruttoeinnahme von 485 Rbl.

Levitan für 250 Rbl.

Diesen Zahlen gegenüber hat es nicht viel auf sich, wenn einzelnen weniger glücklichen Ausstellern keine nennenswerten Verkäufe gelangen, wie Moritz, Rosenthal, Siecke, Baranowsky.

Denselben Zahlen gegenüber kann aber wohl auch die Auffassung nicht aufrecht erhalten werden, als hätte der Rigasche Kunstverein der selbstlosen Hilfe der ausstellenden baltischen Maler seine Fortexistenz zu danken. Im Gegenteil, es ist nur gerecht anzuerkennen, daß die Künstler Rigas ebensosehr dem Kunstverein für die Möglichkeit, unentgeltlich dessen Ausstellungslokal zu benutzen, zu Dank verpflichtet sind, wie dieser ihnen für die Beteiligung an den von ihm veranstalteten Ausstellungen.

Es erübrigt an dieser Stelle auf die vom Kunstverein durch Beschaffung auswärtiger Kunstwerke den Künstlern gebotene Anregung, auf die den ausstellenden Porträtmalern zugeführten Bestellungen seitens des Salonpublikums, auf die von der Leitung des Kunstsalons' gegebene Anregung zu Atelierstunden der Künstler, die manche Bestellung veranlaßt, manchen Bilderkauf eingeleitet haben, hinzuweisen; es sei auch z. B. an Folgendes erinnert: Nach einer besonders erfolgreichen Ausstellung Purwitscher Arbeiten im Salon berichtete die Schriftleitung des Vereins darüber nach Berlin, und Purwit, welcher gerade damals über die Miete eines Privatlokals in Berlin zu Ausstellungszwecken verhandelte, wurde durch eine Einladung der Kunsthandlung Keller und Reiner überrascht. Die von ihm daraufhin nach Berlin gesandte Kollektion bahnte ihm dann den Weg zu den bedeutendsten Kunststädten und Ausstellungen Deutschlands und Frankreichs, auf denen er seitdem zu den bekanntesten Ausstellern gehört. Dies sei hier nicht als Verdienst angeführt, sondern nur erwähnt, um zu zeigen, daß die Leitung des Kunstvereins stets bereit ist, ihre Pflicht zu erfüllen, den einheimischen Künstlern jede in ihrer Macht liegende Forderung zuteil werden zu lassen.

Hat der Salon insofern den an ihn billigerweise zu stellenden Erwartungen genügt, als er an seinem Teil dazu beigetragen hat, die Bekanntschaft zwischen Maler und Publikum anzubahnen und zu entwickeln und Verkaufsgelegenheiten zu vermitteln, so hat seine Leitung diese Verpflichtung noch weiter fassen zu müssen geglaubt. Außer den geschlossenen Gemäldeausstellungen haben im Salon immer wieder auch andre Gegenstände Aufstellung und Beachtung

gefunden: plastische Werke, Keramiken, Kupferstiche, Photogravüren, die erste künstlerisch veranstaltete Ausstellung von Teppichen, 2 Exlibris-Ausstellungen, die Lehrausstellung für die Jugend, mehrere Ausstellungen künstlerischer Photographien, endlich die 4 kunstgewerblichen Ausstellungen, die dem aufmerksamen Beobachter einen deutlichen Aufschwung des lokalen Kunstgewerbes zeigten, der sich auch in der steigenden Verkaufsstatistik darstellt. Es wurde im Jahre 1899 (März) für 90 Rbl. verkauft, 1902 (Dezember) für 591 Rbl., 1903 (Dezember) für 659 Rbl., 1904 (Dezember) für 500 Rbl. Hier sei auch an die schönen im J. 1900 ausgestellten Goldplakettarbeiten französischer und deutscher Künstler erinnert.

Endlich ist es dem Salon als Verdienst anzurechnen, daß er oft jungen, aufstrebenden Dilettanten die erste Möglichkeit bot, wenn auch in äußerlich kenntlicher, bescheidener Form, öffentlich auszustellen; namentlich haben einige junge Maler lettischer Nationalität hieraus Nutzen gezogen und hoffentlich eine moralische Stütze und Ermunterung zu fleißigem Weiterarbeiten gefunden, so Johann Sehkiller, Alexander Strahls, Johann Selling.

Wir kommen hiermit zu einer Frage, die in unsrem Lande und unsrer Stadt als eine brennende, auch hier nicht umgangen werden kann, — zur nationalen. Daß hier in Riga nationale Gegensätze bestehen, wird niemand leugnen, ja, ihre Aktualität ist zur Zeit die allergrößte. Die Leitung des Kunstvereins, dessen Statut ihr ausdrücklich die Bevorzugung irgend einer Malerschule oder Nation untersagt, hat sich hinsichtlich ihrer Ausstellungen stets auf den Standpunkt zu stellen bemüht, daß die Kunst international ist. Auch ist sie sich hinsichtlich ihres Publikums ihrer Verpflichtung voll bewußt, als Vertreterin des einzigen bestehenden Kunstvereins und Inhaberin des einzigen Ausstellungslokals allen vorhandenen, wahrhaft künstlerischen Bedürfnissen entgegenzukommen, und den Bewohnern Rigas, ohne Rücksicht auf ihre Nationalität, künstlerische Anregung zu bieten. Wohl seiner Zusammensetzung wegen — denn über 90 pCt. der Vereinsglieder sind deutscher Nationalität — gilt der Kunstverein aber den andern mit Recht als deutscher Verein. Mit welchen Kalamitäten die Direktion des Kunstvereins bei Beschaffung wertvoller russischer Kunsterzeugnisse zu kämpfen hat, ist oben gezeigt worden. Vereinsglieder russischer Nationalität

sind kaum vorhanden, die russischen Kataloge müssen zu jeder Ausstellung gedruckt werden, aber eigentlich unnützer Weise, da sie fast garnicht verlangt werden. — Etwas anders liegt die Sache mit den Letten. Der Salon hat bei der häufigen Veranstaltung von Gemäldeausstellungen lettischer Maler meist viel Publikum lettischer Nationalität angelockt. Jedoch die Haltung dieses Publikums im Salon, noch mehr aber die Tatsache, daß die Besucher und angeblichen Bewunderer z. B. Purwitscher Exponate geflissentlich dem Salon fern blieben, sobald ein Künstler andrer Nationalität, und wäre es ein Böcklin oder Thoma, zu Worte kam, liefern den betrübenden Beweis, daß ihre Besuche des Salons keineswegs ihrem Kunstinteresse, sondern nationalen Velleitäten und landsmännischer Eitelkeit entsprangen.

Die Direktion des Kunstvereins, zu der jahrelang Wilhelm Purwit gehörte, die eine große Anzahl lettischer Künstler wiederholt zu Ausstellungen eingeladen hat, den Verein, dessen lettische Mitgliederzahl aber nicht 5 pCt. erreicht, kann der eventuelle Vorwurf der Vernachlässigung lettischer Interessen nicht treffen. Solange die örtliche russische und lettische Presse ihre kulturfeindliche und verständnislose Behandlung dieser Frage nicht ändern, ist eine Änderung des z. Z. bestehenden Zustandes trotz aller Versuche seitens des Kunstvereins freilich nicht zu erwarten.

Wenn es ein oft zutreffendes Urteil ist, von einem Manne zu sagen, er sei mehr wert, als die Summe seiner Leistungen, so kann das mit noch höherem Recht von einem Institut gesagt werden, das ein lebendiger Faktor im Leben einer Gesellschaft geworden. Die Leistungen lassen sich eben nicht aufzählen. Bei der feierlichen Eröffnung des Salons äußerte der hiezu geladene damalige livländische Gouverneur Surowzew zum Schreiber dieser Zeilen, es sei nicht das erste Mal, daß er eine Gemäldeausstellung sehe, schon ein Mal in seinem Leben, in Tiflis, habe er das Vergnügen gehabt, eine solche zu besichtigen. Da erscheint die Annahme wohl nicht allzu unwahrscheinlich, das unter den 46,000 Besuchern des Salons eine nicht geringe Anzahl nicht einmal in der glücklichen Lage des Gouverneurs Surowzew gewesen ist, sich ein zweites Mal im Leben in einer Gemäldeausstellung zu befinden. Und wenn auch nur eine kleine Anzahl von wirklichen Kunstfreunden, dank dem Salon, der Kunst zugeführt worden ist

und in ihm Genuß und Belehrung gefunden hat, so ist damit viel gewonnen.

Die mittelbare Einwirkung des Kunstsalons auf das große Publikum läßt sich an mancherlei Zeichen erweisen. Sehen wir von dem Aufschwung ab, den das innere Vereinsleben gewonnen, von der zunehmenden Mitgliederzahl, in welches Verdienst der Salon sich zudem wohl mit der Einrichtung der Vortragsabende zu teilen hat, von der dank den Darbietungen des Salons ermöglichten, nach vielen vergeblichen Versuchen in früherer Zeit im J. 1901 einstimmig beschlossenen Erhöhung des Mitgliedsbeitrages von 3 auf 5 Rubel, von der wiederholten Weitersendung hiesiger Salonausstellungen nach Mitau, einmal auch nach Helsingfors, — dank seinen erfolgreicheren und häufigeren Veranstaltungen hat das allgemeine Interesse am Rigaschen Kunstverein in Stadt und Land in breiteren Schichten Boden gefunden. Der vormals nur einem beschränkten Kreise bekannte Verein findet nun gebührende Erwähnung in unsrer Presse sowohl, als gelegentlich auch in der ausländischen; dem Verein ist ferner im J. 1903 die Gnade einer kaiserlichen Schenkung durch Allerhöchsten Befehl vom 19. Dezember 1902 zuteil geworden.

Dem erstarkten Kunstverständnis und Kunstbedürfnis ist es wohl auch zu verdanken, wenn die Rigasche Stadtverordnetenversammlung im J. 1904 zwei für das Kulturleben der Stadt überaus wichtige Beschlüsse gefaßt hat:

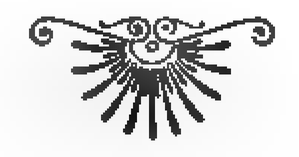
Die im J. 1871 aus dem Schoß des Kunstvereins erstmalig ergangene Anregung zur Begründung einer Zeichenschule, die in der Folge immer wieder und wieder zur Sprache gebracht worden war, ist endlich einer gedeihlichen Lösung zugeführt worden, indem die Stadt nunmehr die am 15. Januar 1873 von Frl. Elise von Jung-Stilling begründete, durch den Tod ihrer Gründerin verwaiste Zeichenschule als städtische Kunstschule übernahm.

Wenige Wochen später, am 22. November 1904, beschloß die Stadtverordnetenversammlung mit der ausdrücklichen, in der Versammlung ausgesprochenen und veröffentlichten Motivierung, daß der Kunstverein ein solches Vertrauen sich durch seine bisherige Tätigkeit verdient habe, ihm die Ausstellungssäle im neuerbauten städtischen Museumsgebäude nebst einigen erforderlichen Vereins-

räumen zu überlassen, und übertrug ihm damit die Führung im Kunstleben der Stadt.

So hat der Salon als Vorläufer des Kunstmuseums auch in höherem Sinne gewirkt und den künftigen, größeren Darbietungen des Ausstellungslokals im Museum den Boden bereitet. Der kleine bescheidene Salon am Basteiboulevard wird nach wenigen Jahren vergessen sein, aber was er gewirkt, wird nicht verloren gehen. Man kann dank ihm in Riga nicht mehr ohne ein Ausstellungslokal leben. Und je höher unsre Kulturansprüche werden, um so reicher wird unser Leben.

Anmerkung des Verfassers. Eine künstlerische Würdigung der Ausstellungsobjekte habe ich mir mit Absicht versagt. Wem die hier gebotenen Angaben nicht genügen, der findet in den aufbewahrten Katalogen weitere Anhaltspunkte. Eine Sammlung dieser Kataloge werde ich in der Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen niederlegen.



Am Kamin.

Was du mir, Flamme, doch alles erzählst!
Wie du mich selig machst, wie du mich quälst!

Was ich in Asche gesunken vermeint,
Fachst du an — und es jubelt und weint!

Lachenden Mundes, mit trübem Blick
Grüßt meiner Jugend Weh und Glück . . .

Langsam verlodert Scheit auf Scheit —
Zieh' mit den Schatten, alte Zeit!

Eduard Fehre.

Ein Sangesleben.

Von

Helene von Engelhardt-Pabst*.

I.

Über eines Kindes Wiege
War auf silberweißen Schwingen
Einst ein Engel hingeflogen
Unter hellem Harfenklingen.

Kinderaugen Seheraugen!
Von dem Himmelsglanz umwoben,
Hat das Kind die Blicke staunend
Zu der Lichtgestalt erhoben.

Und am güld'nen Saitenspiele
Blieb entzückt sein Auge hangen,
Jauchzend reckt's die kleinen Ärmchen,
Nach der Harf' empor zu langen!

Und mit ew'ger Lieb' im Antlitz
Neigte sich gar hold und linde
Gottes sel'ger Himmelsbote
Zu dem armen Erdenkinde;

Breitet über'm kleinen Köpfchen
Segnend aus die Silberschwingen,
Haucht, die Lippen ihm berührend:
„Was du lebst, das sollst du singen!“

---

*) Es sind just 35 Jahre her, seit Helene von Engelhardts Name zum ersten Mal in der heimischen Presse erwähnt wurde, im Februar 1870: kurz vorher, zu Weihnachten, war ihr erstes Büchlein „Morgenrot“ erschienen. Heut' ist ihr Name allerwärts bei uns gekannt und man weiß ihre Lieder zu schätzen. — Wenn wir gerade jetzt unsren Lesern diese neuen Verse unsrer Dichterin bringen dürfen, so ist uns das eine besondere Freude. Sie sind wie eine poetische Konfession, die der rückschauende Blick an diesem Lebensmeilenstein ihr auf die Lippen gedrängt. Die Red.

II.

Tausend Abendröten sanken,
Tausend Morgensonnen lohten, —
Schlafend in der jungen Seele
Lag das Wort des Himmelsboten.

Doch allmählich fliehn die Nebel
Vor dem Hauch des Morgenwindes,
Und wie dämmerndes Erwachen
Regt sich's in der Brust des Kindes.

Fremde, unverstand'ne Kräfte
Fühlt es nach Entfaltung ringen . . .
Ahnungsvoll begehrt's nach Worten: —
Was es lebte, wollt' es singen!

Seine Träume wurden Lieder —
Seine Wonnen — seine Tränen —
Seiner Kindheit Lust und Schmerzen —
Seiner Jugend Glück und Sehnen — —

Schönheitstrunk'ne Schaffensfreude — —
Wanderfahrt in Wind und Sonne . . .
Sturm und Kampf und Heldengröße — —
Licht und Glanz und Liebeswonne. . . .

Was sein glühend Herz begeistert,
Mußt' im Liede wiederklingen:
Denn ob seiner Wiege rauschten
Harfenschlag und Engelsschwingen!

III.

Sinnend mit gebleichten Locken
Über herbstlichwelke Blätter
Schritt ein greiser Sangesmeister,
Wild umtobt von Sturm und Wetter.

Schritt dahin — auf wunden Füßen,
Schritt dahin — auf dunkeln Wegen . . .
Sehnend hob er seine Blicke,
Sang ein Lied dem Licht entgegen. — —

„Greiser Tor!“ so riefen Stimmen,
„Träumst du noch mit weißen Haaren?
Willst du heut noch Lieder singen,
Siech, und wund, und schmerzerfahren?!“

Und es wandte sich der Alte,
Wandte lächelnd sich zur Menge,
Und empor, wie heimlich Jauchzen,
Stiegen seiner Harfe Klänge:

„Ob des Lebens beste Kräfte
Ich auch kämpfend aufgerieben:
Alle Kämpfe überdauernd
Ist mir eine Kraft geblieben!

Fordert nicht, daß mir im Busen
Meiner Lieder Born versiege: —
Engelsharfen, Silberschwingen
Rauschten über meiner Wiege!

Ob mein Auge Tränen weinet,
Ob ich's froh zum Licht erhebe — —
Bis die Sonne mich bescheinet,
Muß ich singen, was ich lebe!

Bis ich selbst auf Silberschwingen
Einst entrückt der armen Erde,
Anders leben, anders singen,
Andre Sonnen grüßen werde!“



In welcher Weise könnten die riesengroßen Gemeinden Livlands geteilt werden?

Von

P. Franz Rechtlich-Gudmannsbach.

Am Reformationsfeste 1901 wurde ein Flugblatt in der deutschen Gemeinde verteilt, welches in seinem letzten Abschnitte von „unerträglichen Zuständen" handelte. Dort wurden 5000 Seelen als Norm für die Größe eines Kirchspiels angesetzt und an dieser Norm die bestehenden kirchlichen Verhältnisse gemessen. In Ansehung letzterer müsse man — heißt es im Flugblatt — „das Angesicht vor Schmerz verhüllen, weil es bei uns noch viele Kirchspiele mit 8, 10, 12, 15, ja sogar 20 Tausend Seelen gibt, die von einem einzigen Pastor bedient werden. Diese Pfarren müßten unbedingt geteilt werden, und zwar ist jedes Jahr Verzögerung — Verschlimmerung. Wenn der Staat verlangt, daß ein Lehrer nicht mehr als 60 Kinder unterrichte — eine sehr gerechte Forderung —, wie kann die Kirche zulassen, daß ein Pastor 300 Konfirmanden unterrichtet. Ich würde mein Kind auch nicht eine einzige Stunde einer solchen Lehre beiwohnen lassen." Diese Worte des Flugblattes beziehen sich auf sämtliche 5 Konsistorialbezirke Rußlands. Seitdem uns nun die „Mitteilungen unsres Generalsuperintendenten über das Kirchenwesen 1902" nebst dem Verzeichnis sämtlicher Gemeinden zugegangen sind, ist ein jeder von uns in der Lage, die kirchlichen Verhältnisse Livlands daraufhin zu untersuchen. Das Resultat dieser Untersuchung ist aber ein erschütterndes: Unter den 145 Gemeinden Livlands finden sich 57 Gemeinden, die über 8000

oder volle 8000 Seelen enthalten, das sind fast 40 pCt., die nach den Worten des Flugblattes unbedingt geteilt werden müßten Dann gibt es weitere 30 Gemeinden, deren Seelenzahl bereits über 5000 gestiegen ist und die somit auch bereits über die Norm hinausgegangen sind. Wenn wir endlich die Normalgemeinden zählen, die 5000 volle und unter 5000 Seelen enthalten, so hat Livland deren bereits 58, das sind genau 40 pCt. Es sind mithin nur ²/₅ der Gemeinden Livlands normale, übersehbare Gemeinden, ebenfalls ²/₅ sind Riesengemeinden und ¹/₅ befinden sich auf der Grenze beider. Bei den auf der Grenze befindlichen ist natürlich die Frage diskutabel, ob sie alle unbedingt geteilt werden müßten oder nicht. Die Einen werden es nicht einsehen, daß Gemeinden von 6000 Seelen geteilt werden müßten, während die Andern bereits Gemeinden von 7000 und 6000 Seelen für teilungsbedürftig erklären werden. Ich glaube aber, daß man mir ohne Widerspruch zugeben wird, daß 10,000 Seelen für einen Pastor zuviel sind, als daß er an ihnen in ausreichender Weise Seelsorge treiben und Zucht üben könnte. Ich habe es jedes Mal wie eine Ironie empfunden, wenn in den Zeitungen vom „Seelsorger" der Raugeschen Gemeinde oder der Marienburger Gemeinde geschrieben stand. Sehen wir uns nur die Sprengel einzeln an. Da steht der Rigasche Stadtsprengel voran, da er die abnormsten Verhältnisse aufweist: die 14 Kirchengemeinden Rigas enthalten 228,000 lutherische Seelen, d. h. die Durchschnittsgröße der Rigaschen Stadtgemeinden beträgt 16,000. Dieses Resultat wird durch das unheimliche Anwachsen der lettischen Gemeinden hervorgerufen, unter denen St. Gertrud mit 52,000 und St. Johannis mit 42,000 Seelen obenanstehen. Da es sich hier um eine Großstadt handelt, deren Verhältnisse mir fremd sind, so enthalte ich mich eines Urteils darüber, wie man diesem Riesennotstand wirksam begegnen könnte. Nur meine ich, daß es durchaus noch nicht genügt, daß an St. Gertrud 5 und an St. Johannis 3 Pastoren angestellt sind, da in den lettischen Gemeinden dieser Kirchen 13—14,000 Seelen auf einen Pastor kommen.

Wir wenden uns jetzt zu den 9 Landsprengeln, als zu unsrem eigentlichen Thema. Unter diesen ist der Dörptsche Sprengel der schwärzeste, denn hier beträgt die Durchschnittsgröße der Gemeinden fast 9500, obschon sich darunter eine Universitätsgemeinde mit

1000 Seelen befindet. Allerdings ist hier die hohe Zahl durch das ungesunde Wachsen zweier Stadtgemeinden hervorgerufen: St. Marien mit 20,000 Seelen und St. Petri mit 17,500 Seelen. Außerdem enthält der Dörptsche Sprengel noch 3 Riesengemeinden: Torma-Lohusu mit 16,000, Koddafer mit 10,600 und Marien-Magdalenen mit 10,400 Seelen, sämtlich Pfarren mit Filialen, bei denen die Pfarrteilung leichter zu bewerkstelligen wäre.

Danach ist der Fellinsche Sprengel ein sehr schwarzer Sprengel, da seine Durchschnittsziffer fast ebenso hoch ist, wie im Dörptschen: 9400 Seelen pro Gemeinde. Er enthält 6 Gemeinden, die einer Teilung dringend bedürftig sind: Fellin-Land ohne Köppo 15,300, Helmet 14,000, Pillistfer 12,400, Groß-Johannis 12,000, Oberpahlen 12,000 und Tarwast über 9000 Seelen.

Ferner ist der Werrosche Sprengel ein sehr schwarzer Sprengel, da die Durchschnittsziffer 9000 Seelen beträgt. Hier sind 9 Gemeinden teilungsbedürftig: Rauge mit 20,100 Seelen, daraus müßten 4 Gemeinden gebildet werden; dann Pölwe mit 16,100, daraus müßten 3 Gemeinden entstehen; ähnlich Wendau mit 14,000 und Neuhausen mit 13,000, dann Rappin 11,400, Anzen 11,000, Kanapäh 10,100, Kamby 10,000 und Odenpäh mit 9200 Seelen.

Endlich ist der Walksche Sprengel ein sehr schwarzer Sprengel, denn die Durchschnittsgröße der Gemeinden beträgt 9000, und er enthält 7 Riesengemeinden, von denen eine in 5 Gemeinden zerschlagen werden müßte: Marien-Magdalenen ohne Seltinghof 25,000, Schwaneburg 16,000, Smilten 11,500, Tirsen 10,500, Trikaten 9300, Palzmar 9100, Oppekaln 9100 Seelen.

Im Wolmarschen Sprengel finden sich schon etwas normalere Gemeinden, da sie im Durchschnitt 7000 Seelen groß sind, immerhin sind auch hier 3 Riesengemeinden: Süd-Rujen 12,000, Salisburg 11,800, Nord-Rujen 10,000 Seelen.

Im Wendenschen Sprengel beträgt die durchschnittliche Größe der Gemeinden 6300 Seelen, immerhin sind auch hier 5 Riesengemeinden: Ronneburg 10,400, Wenden-Land 10,300, Neu-Pebalg 9400, Seßwegen 9000, Lubahn 9000 Seelen.

Im Rigaschen Landsprengel ist die Durchschnittsziffer der Gemeinden 5600, und es findet sich hier nur eine Riesengemeinde: Schlock mit 12,600 Seelen.

Im Pernauschen Sprengel haben die Gemeinden im Durchschnitt 5400 Seelen, doch sind in meinem Sprengel noch 3 schwarze Punkte erkennbar: Pernau-St. Elisabeth 17,000, Hallist 11,700 und Saara 10,000 Seelen. Die Elisabeth-Gemeinde sollte schon längst geteilt werden, allein man ist dort erst soweit gekommen, daß dem Adjunkten die Landgemeinde als selbständiges Arbeitsfeld zugeteilt ist.

Der idealste Sprengel Livlands ist der Oeselsche, in welchem nur eine Gemeinde, Kielkond, mit 7800 Seelen als das normale Maß von 5000 überschreitend erscheint.

Nachdem wir so einen Überblick gewonnen haben, treten wir an die historische Frage heran, wie es denn zu diesem unerquicklichen Zustande gekommen ist, daß die lutherische Kirche Livlands ihren weiteren Ausbau hat zum Stillstand kommen lassen, nachdem sie einmal gegründet war. Dieses erklärt sich vor allem aus ihrer Verfassung als Landeskirche. Die Fundierung der Pfarren mit Land und die Sicherstellung der Pfarreinnahmen durch die obrigkeitlich bestätigten Regulative haben in älterer Zeit nach Gottes Vorsehung der livländischen Kirche eine feste Rechtsgrundlage verliehen. Dank und Ehre gebührt allen den Gliedern der livländischen Ritterschaft, die in den Gründungsjahren einen bedeutenden Landbesitz der Kirche gestiftet haben; ebenso den Männern, die alles Land als der lutherischen Kirche steuerpflichtig erklärt und dadurch die lutherische Kirche zur Landeskirche gemacht haben. Ja, damals sind große Opfer der Kirche dargebracht worden, während in der Folgezeit diese Form der Opferwilligkeit ganz aufhörte.

Die ersten Schwierigkeiten erwuchsen dem Landeskirchentum im J. 1845; von Bedeutung war sodann auch die Bestimmung, daß orthodoxe Landinhaber zu keinerlei Abgaben für die lutherische Kirche herangezogen werden dürften. Vor allem aber wurde die lutherische Kirche an ihrem weiteren Ausbau dadurch gehindert, daß Neubauten oder größere Umbauten lutherischer Kirchen von der Zustimmung des orthodoxen Bischofs abhängig gemacht wurden. Ein weiteres Moment bildete die Inhibierung der städtischen Kommunen, zum Unterhalt der lutherischen Kirchen beizusteuern. Die Gouvernementsregierung wiederum hat durch den Modus und die Handhabung der Repartition bei Kirchspielsbauten manchen formalistischen Hemmschuh geschaffen. So haben mancherlei gesetz-

liche Bestimmungen die lutherische Kirche an der Entfaltung ihrer Kräfte gehindert.

Abgesehen von äußeren Gründen haben noch viel schwererwiegende innere Gründe diese Unbeholfenheit der livländischen Kirche hervorgerufen. Da ist vor allem die Tatsache zu konstatieren, daß die Lutheraner Livlands sich dessen nicht bewußt sind, daß es ihre Christenpflicht sei, ihre Pastoren und das ganze Kirchenwesen zu erhalten. Man hört ganz allgemein die Redensart: „der Bauer will nicht zahlen." Ja, das ist leider bisher auf der ganzen Linie der Fall gewesen und der Dualismus der Höfe und der Bauerschaft hat es mit sich gebracht, daß die Bauerschaft nach Möglichkeit neue Anforderungen von sich auf die Höfe abzuwälzen gesucht hat, und umgekehrt. In einer estnischen Zeitung habe ich freilich gelesen, daß das Volk deshalb berechtigt sei, mancherlei Anforderungen an seine Pastoren zu stellen, weil es sie ja bezahlt. Aber mit dieser Bezahlung ist es so traurig bestellt, daß die meisten Pastoren Hungers sterben würden, wenn sie nur auf die freiwilligen Leistungen der Bauergemeinden angewiesen wären. Es wäre wohl sehr erwünscht, wenn die nationale Presse die Losung ausgeben würde, daß der Bauernstand in erster Linie die Erhaltung seines Kirchenwesens auf sich zu nehmen verpflichtet sei, denn das Verlangen nach größeren Rechten würde auf diese Weise gewiß seine Befriedigung finden, wenn man zuerst die Pflichten erfüllt, aus denen jene Rechte fließen. Wenn es also nach der Lehre Jesu und seiner Apostel unbestreitbare Pflicht der Gemeinden ist, ihre Prediger materiell zu erhalten, so fragt es sich, warum der baltische Bauer so unlustig ist, diese Pflicht zu erfüllen. Von alters her war aber der soziale Unterschied zwischen dem Bauer und seinem Prediger ein klaffender. Während der letztere vielfach gesellschaftlich mit dem Gutsherrn rangierte, stand der Bauer in unterwürfiger Stellung entblößten Hauptes vor dem Kirchenherrn, wie sie den Pastor, entsprechend der Bezeichnung Gutsherr, titulierten. Darum war der Pastor in den Augen des Bauern der reiche Mann, so daß der Bauer mehr auf die Unterstützung des Pastors angewiesen zu sein glaubte, als umgekehrt, wie das normale Verhältnis gewesen wäre. Dieses Verhältnis besteht leider vielfach auch heute noch, wo der Pastor als Inhaber des Pastoratsgutes vielen Gemeindegliedern als Pachtherr gegenübersteht. —

Das sind keine gesunden kirchlichen Verhältnisse: die livländischen Pastoren haben sich dadurch von der Nachfolge des armen Lebens Jesu weit entfernt. Das ist zwar historisch geworden, hat auch manches Gute mit sich gebracht und den Pastorenstand sozial gehoben, aber ein geistlicher Segen ist es nicht, weder für die Pastoren noch für ihre Gemeinden. Die Apostel des Herrn erklärten dem Lahmen (Act. 3), der ihre materielle Hilfe beanspruchte: „Gold und Silber haben wir nicht." Da war es natürlich eine selbstverständliche Pflicht der christlichen Gemeinde, ihnen Speise, (Matth. 10, 10) und Lohn (Luc. 10, 7) darzureichen. Ja, in der apostolischen Gemeinde hatten sie alle Dinge gemein. Es ist gut, wenn wir uns dessen bewußt werden, wie weit wir vom apostolischen Vorbilde abgekommen sind. Es ist ja einerseits nicht schriftwidrig, wenn die Diener am Worte so gestellt sind, daß sie sich nicht in Händel der Nahrung zu flechten brauchen, allein andererseits ist es ein Verderb, wenn die Kirche und ihre Diener reich sind. Es ist nicht gut, daß wir einige Landpfarren mit Jahreseinnahmen besitzen, wovon bei mäßigen Ansprüchen wohl auch zwei Familien existieren könnten. Solche Pastoren sollten mit Freuden auf eine Pfarrteilung eingehen und sich dessen getrösten, daß Gott ihren Ausfall mit geistlichem Segen decken wird. Ja, es ist ein schreiendes Mißverhältnis, wenn der Hirte leiblich alles vollauf hat und die Herde geistlich darbt und verkümmert. Nur dann darf der Hirte sein Einkommen mit gutem Gewissen verzehren, wenn er seiner Gemeinde sein kann, was er soll, nämlich Hirte und Seelsorger. Wenn er sich aber sagen muß, daß sein geistlicher Einfluß durch die abnormen Größenverhältnisse ganz unterbunden ist, so dürfte er wegen der schweren Verantwortung in einer solchen Situation nicht verbleiben und die Pfarreinkünfte ruhig weiter beziehen. Was ist das für ein Knecht, der sich für die Bearbeitung einer verabredeten Ackerfläche seinen vollen Jahreslohn zahlen läßt, diese Ackerfläche aber nur zum Teil und schlecht bearbeitet. Ja, wir müssen Mittel und Wege suchen, unser Arbeitsfeld so einzurichten, daß wir es auch bearbeiten können. Ich bin überzeugt, daß bei gutem Willen manche Pfarrteilungen durch uns Pastoren vorgenommen werden könnten.

Wir müssen also konstatieren, daß es gerade die reichdotierten Pfarren sind, die den Bauer unwillig machen, das Kirchenwesen

zu erhalten. Ferner aber liegt auf unsrer Seite die Versäumnis vor, daß wir vielfach die Bauern nicht zum Beisteuern für kirchliche Zwecke erzogen haben. Ja, das kann nicht geleugnet werden, daß für alle möglichen wohltätigen Zwecke Kollekten veranstaltet worden sind, aber die Initiative zur Selbsthilfe ist ganz abhanden gekommen. Wenn irgend etwas gebaut oder neue Schulen gegründet oder neue Arbeitskräfte angestellt werden sollten, so schrie die Gemeinde zuerst nach der Unterstützungskasse und dann nach der Landes- und Ritterkasse. Unsre großen Gemeinden müssen für ihre häuslichen geistlichen Bedürfnisse voll und ganz aufkommen, und dazu soll jedes konfirmierte Gemeindeglied angehalten und erzogen werden, die kirchlichen Lasten zu tragen. Diese Forderung *kann* gestellt werden, denn der Bauernstand ist nicht mehr so arm, wie etwa vor 40 Jahren, als er noch um seine Existenz kämpfte. Durch Gottes Gnade haben wir hier in Livland einen arbeitsamen und zum Teil recht wohlhabenden Bauernstand, der knechtische Sinn ist vielfach einem überspannten Selbstbewußtsein gewichen, wie es stets bei jungen Völkern in ihrer Sturm und Drangperiode zutage tritt. Dieses erwachende Selbstbewußtsein sollte von der lutherischen Kirche klug benutzt werden, um die neuen Kräfte dem Evangelium dienstbar zu machen. Hier ist für die strebsamen Gebildeten, die aus dem Bauernstande hervorgehen, ein Feld der Tätigkeit dargeboten, wie es nicht schöner und begeisternder gedacht werden kann, nämlich die Neuorganisation der livländischen Kirchen nach gesund evangelischen Grundsätzen. Zu dieser Arbeit möchte ich alle Stände Livlands aufgerufen sehen, Hoch und Niedrig, Reich und Arm, Deutscher, Este und Lette, sie alle sollen bei dieser Arbeit in den Wettbewerb eintreten, und denen, die die größere Selbstverleugnung und die größere Opferwilligkeit betätigen, soll der Siegespreis zuteil werden, ja diese werden die Krone der Gerechtigkeit erlangen, die der Herr, der gerechte Richter, am Tage seiner Erscheinung geben wird.

Es sind aber auch äußere Nötigungen vorhanden, die uns zur Pfarrteilung drängen, das ist die Schwierigkeit der Pfarrbesetzung in den Riesengemeinden. Die Skandale, die bei dieser Gelegenheit vorgekommen sind und die lutherische Kirche mit Schmach bedeckt haben, sollten uns doch veranlassen, die Ursachen derselben zu erforschen. Bei der Besetzung kleiner und armer Pfarren sind keine Skandale vorgekommen, und können keine vor-

kommen. Es handelte sich jedes Mal um Riesengemeinden, und zwar um guldotierte Riesengemeinden. Wie kommt es, daß die Zahl der Bewerber um solche Pfarren eine so große ist? Wie kommt es, daß sich viele bereit finden, das große und schwere Kreuz einer Riesengemeinde auf sich zu nehmen, wo man sich als gewissenhafter Mensch zu Schanden arbeiten müßte? Ich kann es mir nur erklären durch den Wunsch, materiell sichergestellt zu werden. Wir leben in einer Zeit, wo die Bauergemeinden Pastoren ihrer Nationalität bevorzugen und die Kandidaten deutschen Blutes nach Möglichkeit fern zu halten suchen. Dies ist ein Zeichen gesteigerten nationalen Selbstbewußtseins, und wir können solches begreifen, aber wir beklagen den Schaden, den die nationalen Instinkte der Kirche zufügen. Wer trägt nun Verlangen, in eine national gespaltene Gemeinde hineinzukommen, wo der Pastor deutschen Blutes beim Gros seiner Gemeinde verschlossene Herzen vorfindet und wo der Pastor estnischen oder lettischen Blutes gerade bei den einflußreichsten Leuten des Kirchspiels verschlossene Herzen vorfindet. Ich behaupte, wer das Herz auf dem rechten Fleck hat, wird sich auf solche ungemütliche Pfarre überhaupt nicht berufen lassen, so daß solche Kirchspiele von ihrem hohen Pferde herabsteigen und den Glauben aufgeben müßten, als ob es das größte Glück wäre, dort Pastor zu werden.

Hier wende ich mich besonders an meine jungen Brüder, Vikare, Adjunkten und Kandidaten, und fordere sie auf, sich für solidarisch zu erklären, daß sie sich nicht auf vakant werdende Riesengemeinden berufen lassen, es sei denn, daß sie einmütig von beiden Parteien gewählt werden und daß ihr Arbeitsfeld derartig abgegrenzt würde, daß sie den geistlichen Anforderungen genügen können. Wenn wir die schweren Schäden unsrer Kirche empfinden, und die Gottesgerichte, die über sie ergehen, zu Herzen nehmen, so müssen wir den Ruf nach einer neuen Art von Kandidaten ertönen lassen, die da genügsam sind und mit kleinen Pfarreinnahmen sich begnügen, die da arm sein wollen, damit die Gemeinden geistlich reich würden, denn sie sind leider furchtbar arm an geistlicher Erkenntnis. Das zeigen uns heute noch die vielen Mischehen und der herrschende Materialismus, der sich durch diese Fälle symptomatisch kund tut. Ja, hier rufe ich Euch auf zum Konkurrenzkampf, Ihr deutschen, estnischen und lettischen

Amtsbrüder: „Laßt uns konkurrieren in der Anspruchslosigkeit des Lebens, in der Willigkeit, schwach dotierte Pfarren zu übernehmen, dann ist die Schwierigkeit der Pfarrteilungen zum größten Teil überwunden. Wie groß ist dafür die innere Befriedigung, an einer kleinen Gemeinde arbeiten zu können, wo man einigermaßen das Gefühl hat, geistlicher Leiter und Berater seiner Gemeinde zu sein. Ja, ich kann nur Gottes Freundlichkeit gegen mich rühmen, daß er mir eine kleine und arme Gemeinde anvertraut hat, hat er mich doch überaus gesegnet auf meiner sogenannten Hungerpfarre. Darum rate ich meinen jungen Brüdern, die noch keine Pfarre haben: Bittet den Herrn, daß er euch gnädig sei und euch eine kleine Gemeinde anvertrauen möchte, wo ihr wirklich als Geistliche arbeiten könnt und nicht als bloße Kultusbeamte den schweren Kirchenwagen in den alten Geleisen weiterschiebt.

Wir sind uns über die Gründe klar geworden, warum es in Livland schwierig ist, Pfarren zu teilen; dennoch aber könnten Mittel und Wege gefunden werden, die uns einen weiteren Ausbau der livländischen Kirchen ermöglichen. Offiziell anerkannte Pfarrteilungen werden wir möglicherweise nicht zustande bringen, darüber wollen wir uns von vornherein klar sein. Aber etwas ähnliches, was in Nordlivland, beispielsweise bei Fellin und Köppo, oder in Südlivland, beispielsweise bei Lemsal und Katharinen, geschehen ist, kann in hundert andern Fällen ebenso geschehen. Nur sollen wir nicht wähnen, daß wir mit den bisherigen Hilfsmitteln diese große kirchliche Reform verwirklichen werden, denn nach den bisherigen Anschauungen wollte die Einzelgemeinde ihre Neuorganisation immer nur auf Kosten der Gesamtkirche vornehmen und wagte sich nicht früher an die Pfarrteilung heran, als das nötige Fundationskapital vorhanden war. Wollten wir nach dieser alten Methode diesen Riesennotstand beseitigen, so hätten wir allein für Livland 10 Unterstützungskassen nötig. Ich berechne, daß gegenwärtig, abgesehen vom Rigaschen Stadtsprengel, also in den neun Landsprengeln, auf einmal 50 neue Kirchspiele gegründet werden müßten: im Werroschen zwölf, im Walkschen elf, im Dörptschen neun, im Fellinschen sieben, im Wendenschen fünf, im Pernauschen vier, im Wolmarschen drei, im Rigaschen Landsprengel eins; in Oesel wäre keins nötig. Zur Fundation von 50 Land-

Kirchspielen wäre aber bei den mäßigsten Ansprüchen ein Kapital von ca. 2 Mill. Rbl. erforderlich. Und innerhalb der nächsten 20 Jahre müßten weitere 50 Neugründungen von Kirchspielen stattfinden, wenn wir auf normale Verhältnisse herauskommen wollen. Soll aber auf dem Wege solider Kapitalisierung das Kirchenwesen reorganisiert werden, so werden wir im Schneckenschritt vorwärts kommen, während der Notstand uns mit Riesenschritten über den Kopf wachsen würde. Daraus ziehe ich nun die Folgerung, daß der bisherige Modus bei Pfarrteilungen radikal verlassen werden muß, wenn wir aus dem Notstande heraus und nicht immer tiefer hineinkommen wollen. Die neuen Mittel aber, die uns zum Ziele führen könnten, wären: der Grundsatz der Selbsthilfe und die freiwillige Selbstbesteuerung. Unter dem Grundsatz der Selbsthilfe verstehe ich dies, daß eine Riesengemeinde, die eine Teilung unter Beihilfe der Gesamtkirche vornehmen möchte, energisch angehalten werden soll, sich selbst zu helfen. Ich habe Veranlassung gehabt, auf der Generalversammlung des Nordlivländischen Bezirkskomitees darauf hinzuweisen, daß die Unterstützungskassen-Kollekten beim Volke unbeliebt geworden sind, weil das gesammelte Geld im Lande selbst verwandt wird. Die Landgemeinden geben gern, wenn ihnen die geistliche Not der Glaubensbrüder im fernen Rußland geschildert wird, aber wenn sie erfahren, daß sie zum Unterhalt einer Nachbargemeinde zahlen sollen, die vielleicht wohlhabender ist, als sie selbst, so wollen sie von der Unterstützungskasse nichts mehr wissen. Und was speziell Nordlivland anlangt, so hat es z. B. im Jahre 1900 2225 Rbl. mehr verausgabt, als es kollektiert hat. Das ist ein ungesunder Zustand, denn unsre kompakten lutherischen Gemeinden sollen doch die lutherische Diaspora im weiten Rußland unterstützen und nicht noch dazu die Überschüsse andrer Bezirkskomitees aufbrauchen. Wenn also die Unterstützungskasse hier im Lande ihre Kollekten nicht ganz unmöglich machen will, so soll sie wohlhabenden Gemeinden die Unterstützung verweigern, sie dadurch zwingen, sich selbst zu helfen. Den Gemeinden aber, die sie bisher unterstützt hat, sollte sie nach jedem Triennium die Subvention verringern, je nach Berücksichtigung der konkreten Verhältnisse. Die Leiter der Bezirkskomitees der Unterstützungskasse würden bei der Erziehung der Gemeinden zur Selbsthilfe eine wesentliche Rolle spielen, denn

solange eine Gemeinde ganz gemütlich auf fremde Kosten leben kann, wozu soll sie sich selbst anstrengen. Ja, wir werden es auch nicht vom betreffenden Amtsbruder erwarten können, daß er eine Verminderung seiner Subvention selbst beantragt, denn wenn die eigene Gemeinde solches erfährt, so wird sie über ihren Pastor erbittert sein, daß er neue Lasten seiner Gemeinde auferlegen möchte. Ich kann in dieser Sache aus Erfahrung sprechen, da ich nach Möglichkeit mich bemüht habe, meine Gudmannsbachsche Gemeinde zur Selbsthilfe anzuleiten, damit sie für den Fall, daß die Unterstützungskasse ihr einst die bisherige Subvention entzieht, durch die freiwillige Selbstbesteuerung den Ausfall selbst zu decken imstande sei. Es sind aber viele in meiner Gemeinde, die es mir nicht glauben, daß die Unterstützungskasse einmal aufhören könnte, uns zu subventionieren. Diese können von ihrer schädlichen Meinung nur dadurch geheilt werden, daß ein Vertreter der Unterstützungskasse es ihnen durch eine Tat klar macht, nämlich durch Verringerung der Subvention und durch die Ankündigung, daß wieder nach einer Reihe von Jahren eine weitere Verringerung stattfinden werde. Wenn auf solche Weise Summen freiwerden sollten, dann wäre ich nicht dagegen, daß sie bei der Teilung der Riesengemeinden mithelfen. Denn wenn auch der Grundsatz festgehalten werden muß, daß die Riesengemeinden mit ihren Riesenkräften sich selbst helfen, so wollen wir uns doch nicht verhehlen, daß solches nicht gleich zu Beginn der Pfarrteilung geschehen wird, da sie noch garnicht zur Selbstbetätigung erzogen sind. Zu Beginn der Pfarrteilung also möge immerhin die Unterstützungskasse angerufen werden, damit Kirche und Pastorat schneller aufgebaut werden. Nach den Gründungsjahren aber sollten die Leiter der Unterstützungskasse durch Versagen der Subvention die Gemeinden zur Selbstbetätigung zwingen. Das Hauptmittel aber zur Reorganisation unsres Kirchenwesens wäre die Erziehung der Bauergemeinden zur freiwilligen Selbstbesteuerung. Letztere ist ja in den Städten keine neue Sache mehr, und sie bewährt sich an manchen Orten ausgezeichnet. Will nun etwa jemand behaupten, daß eine solche Selbstbesteuerung höchstens bei Gebildeten denkbar, bei Bauern aber eine Unmöglichkeit sei, so muß ich dem entschieden widersprechen. In Zintenhof und in Gudmannsbach ist sie eingeführt worden und berechtigt zu der Hoffnung, daß sie sich ein-

bürgern werde. Natürlich muß das Bedürfnis von der Bauergemeinde klar erkannt werden, dann werden sie schon zahlen. Aber in einer Gemeinde, wo der Pastor eine große Pfründe hat, wäre es natürlich aussichtslos, die freiwillige Selbstbesteuerung einzuführen. Erst mit dem Moment, wo eine Gemeinde einer bisherigen Einnahmequelle plötzlich beraubt wird, oder wo eine neue geistliche Hilfskraft angestellt werden soll, oder namentlich, wo ein Teil der Gemeinde sich als selbständiges Kirchspiel konstituiert, wird mit dieser Selbstbesteuerung einzusetzen sein, wobei das Sprüchwort „Aller Anfang ist schwer" sich oft in unangenehmer Weise geltend machen wird. Nehmen wir beispielsweise eine Normalgemeinde von 5000 Seelen, die gegründet werden soll, und suchen wir uns anschaulich zu machen, wie diese 5000 Seelen für ihre kirchlichen Bedürfnisse aufkommen sollen. Da erhebt sich zuerst die Frage, wie man den Hauptposten der Jahreseinnahmen des Pastors zusammenbekommen könnte. In der Gudmannsbachschen Gemeinde sind wir vom Grundsatz ausgegangen, daß die männliche konfirmierte Bevölkerung das Kirchenwesen zu erhalten verpflichtet sei. Es ließe sich aber auch dagegen nichts einwenden, wenn sämtliche mündige Gemeindeglieder, sei es männlichen, sei es weiblichen Geschlechts, zu einer jährlichen Kirchensteuer herangezogen würden. Doch da die männlichen Seelen die leistungsfähigeren sind, so läßt sich auf dieser Basis leichter eine Berechnung aufstellen. Es kommen nämlich nach meiner Berechnung auf 100 Gemeindeglieder 30 konfirmierte männliche Seelen, es macht bei einer Gemeinde von 5000 Seelen 1500 Steuerzahler aus. Wenn wir nun soweit kämen, daß jedes männliche konfirmierte Gemeindeglied durchschnittlich 1 Rbl. jährlich beiträgt, dann wäre das Problem gelöst. Ich sage durchschnittlich, denn wenn die Selbstbesteuerung wirklich eine freiwillige sein soll, so werden wir es nie erreichen, daß jeder einzelne zahlt, sondern nur ein Bruchteil derselben wird seine Christenpflicht erfüllen und zahlen. Wenn wir uns die Verhältnisse der schottischen Freikirche daraufhin ansehen, so werden wir sogar dort, bei den geradezu idealen Verhältnissen, die Beobachtung machen, daß nur $^1/_8$ der Kommunikanten für die Erhaltung der Kirche Opfer bringt. Aber dieser Bruchteil tut es so reichlich, daß nicht nur alle Bedürfnisse befriedigt, sondern auch die Mission — äußere wie innere — kraftvoll betrieben

werden können. — In meiner Gemeinde, wo die freiwillige Selbstbesteuerung erst seit zwei Jahren besteht, sind Gaben von 1 Rbl. und 50 Kop. die häufigsten, es kommen aber auch Gaben von 5 und 10 Rbl. und anderseits Gaben von 10 und 15 Kop. vor. Wen es interessiert, der möge erfahren, daß die Gudmannsbachsche Gemeinde in zwei Jahren 270 Rbl. an freiwilliger Selbstbesteuerung aufgebracht hat. Sie ist aber nur halb so groß wie eine Normalgemeinde und hat zwei schwere Jahre hinter sich. Vor allem aber hoffe ich, daß sich das Gesetz senfkornartigen Wachstums in dieser Sache herausstellen wird, wenn anders die Sache richtig angefaßt und gesund organisiert ist. Denn man kann auch durch einen gewissen moralischen Zwang gleich von vornherein eine ziemliche Höhe der Kirchenabgaben erzielen, doch wird sich in dem Falle kein senfkornartiges Wachstum herausstellen. Wenn wir in dieser Sache von der Erfahrung andrer lernen wollen, so stellt uns die Mission hier reichliches Material zur Verfügung. Systematisch zusammengefaßt finden wir es im 5. Bande der Warneckschen Missionslehre, wo im 46. Kap. die finanzielle Selbstunterhaltung der heidenchristlichen Kirchen behandelt wird. Auch hier konstatiert Warneck, ganz wie bei uns, daß das Hindernis zur Erreichung kirchlicher Selbständigkeit zuerst in einer Verschuldung der Mission selbst besteht, die es in den Anfängen verabsäumt hat, die eingeborenen Christen an eine geordnete finanzielle Selbstleistung zu gewöhnen. Die Frage ist eben brennend auf allen älteren Missionsgebieten, denn es ist nicht möglich, wenn Volkskirchen entstehen sollen, daß sie nach wie vor durch die Liebesgaben der sendenden Christenheit aufrecht erhalten werden. Darum erteilt der ergraute Missionskenner Warneck in Bezug auf die Erziehung zur kirchlichen Selbstunterhaltung den Missionaren drei Ratschläge, die mutatis mutandis auf uns ihre volle Anwendung finden: 1) versucht sie, 2) versucht sie sofort von Anfang an, und 3) versucht sie mit festem Willen.

Ich bin der Ansicht, daß gerade an dieser Frage die Zukunft der Kirche Livlands hängt, denn wenn der livländische Bauer es nicht einsehen sollte, daß er verpflichtet sei, das Kirchenwesen zu erhalten, und wenn wir es nicht zustande bringen, normale geistliche Arbeitsgebiete zu schaffen, so wird die Erkaltung der Volksmassen stetig zunehmen und zu einem Abfall führen, der einst den

Hirten der Kirche die Augen öffnen wird, — aber dann wird es zu spät sein. Über den Modus der Pfarrteilung ließen sich noch mancherlei Ratschläge erteilen. Den Anfang mit der Teilung einer Riesengemeinde könnte man am besten bei einer Neubesetzung der Pfarre machen. Wenn der Kirchenvorstand noch nicht die Einsicht von der Notwendigkeit der Teilung besitzen sollte, so müßten die vozierten Kandidaten der Reihe nach die Annahme der Vokation von der Zusage der Teilung abhängig machen und so auf das Kirchspiel einen Druck ausüben. Der vozierte Pastor könnte dann sofort beim Antritt einen oder zwei Adjunkten zu Hilfe nehmen, mit diesen seine Pfarreinnahmen teilen und mit der Erziehung der Gemeinde zur Selbstbesteuerung sofort einsetzen. Ich habe vor der Generalversammlung des Nordlivländischen Bezirkskomitees über diese Sache folgende These aufgestellt: Bei der Besetzung von Riesengemeinden sollten diejenigen Bewerber bevorzugt werden, die zu einer Pfarrteilung bereit und mit geringeren Einnahmen zufrieden sind. Gerade die letzten Worte wurden von den Amtsbrüdern damals stark belacht. Jetzt, seit dem Erscheinen des 5. Bandes der Missionslehre, bin ich in der Lage, obige These durch ein Zitat aus Warneck zu stützen: „Soll die Selbstunterhaltung durchgesetzt werden, so ist ein solcher Lehrstand unentbehrlich, der mit dem Verständnis für die Notwendigkeit derselben die großherzige Genügsamkeit verbindet, mit einem Gehalt zufrieden zu sein, das im Verhältnis zur finanziellen Leistungskraft der von ihm bedienten Kirchen steht, eine Forderung, die zu dem allgemeinen finanzökonomischen Grundsatz der Proportionalität der verlangten Leistung zur vorhandenen Leistungsfähigkeit erhoben werden muß.“ Der livländische Pastor muß also von seinem hohen Pferde herabsteigen, um ein volkstümlicher Mann zu werden, damit die geschilderten Normalgemeinden seinen Unterhalt bestreiten können und wollen. Wenn also der Pastor einer Riesengemeinde sich mit der nötigen Anzahl von Adjunkten versehen hat, so soll er sie in der Peripherie seines Kirchspiels zu postieren versuchen. Bei Filialen und bei bereits vorhandenen Bethäusern ist das leicht zu bewerkstelligen, da dann nur ein Quartier für den Adjunkten zu beschaffen wäre. Hat sich nun die um die Filialkirche herumwohnende Bevölkerung mit dem jungen Pastor eingelebt und ihn womöglich liebgewonnen, so versuche der Ortspastor seinen Adjunkten zeitweilig

zurückzuziehen. Die Folge davon wird in der Regel ein um so stärkeres Begehren dieser Bevölkerung nach dem Adjunkten sein. Den Leuten wird man dann erklären, daß sie den Adjunkten nur dann ständig für sich haben können, wenn sie die Verpflichtung übernehmen, den Unterhalt desselben wenigstens teilweise zu bestreiten. Ich proponiere dieses Verfahren nicht im Sinne eines Scheinmanövers, um etwa nur auf den Geldbeutel zu drücken, bin vielmehr der Ansicht, daß man denen, die hartnäckig am Alten festhalten wollen, die reichlichere Wortverkündigung entziehen, ja event. Kirchspiele eingehen lassen soll, wo die Leute nicht Vernunft annehmen. Denn warum soll etwa die Unterstützungs- oder Pfarrteilungskasse bleibend gewissen gleichgültigen Gemeinden das Kirchenwesen unterhalten, damit ein Freischluckertum großgezogen werde zum Schaden armer Gemeinden, die die Unterstützung mit Recht beanspruchen können. Indessen die Zurückziehung einer pastoralen Arbeitskraft von einem bereits besetzten Posten darf nicht kurzerhand geschehen, solch ein folgenschwerer Entschluß darf nur nach einer langen Geduldszeit und reiflichster Erwägung gefaßt werden, denn auf dem neuzubesetzenden Posten wird zuerst das Bedürfnis nach dem Worte Gottes wenig vorhanden sein. Wenn aber die Leute das Wort Gottes liebgewinnen, dann wird ihnen kein Opfer zu schwer sein, um den Segen des reinen Evangeliums sich zu erhalten. Mit Geduld also und mit einer freundlichen Behandlung des Volkes dürfte man wohl in den meisten Fällen zum Ziele kommen, da uns die Verheißung gegeben ist, daß Gottes Wort nicht leer zurückkommen soll. Wo aber eine ganze Gemeinde fortgesetzt und hartnäckig Gottes Wort geringschätzt und sich somit nicht des ewigen Lebens wert achtet, da soll schließlich der Prediger des Evangeliums den Staub von seinen Füßen schütteln zu einem Zeugnis über sie. Hat nun der Ortspastor seinen Adjunkten von einem Punkte seines Kirchspiels zurückgezogen, so soll er ihn anderswo zu postieren versuchen, wo die Leute dankbarer sind und die auf sie verwandten Kosten durch erhöhte Selbstbetätigung zurückerstatten. So werden hier und da neue Kirchspiele entstehen und neue Herdfeuer geistlichen Lebens die Glaubenswärme wieder anfachen. Dann wird die geistliche Not ein Ende haben, daß Kranke es nicht wagen, ihren mit Amtsgeschäften überhäuften Pastor zu sich rufen zu lassen, und daß junge Leute wie eine Herde

Schafe, ja manchesmal wie eine Räuberbande konfirmiert werden, ohne daß eine eingehende individuelle Behandlung derselben möglich gewesen wäre. Sind doch schon Stimmen laut geworden, die die Konfirmandenlehre in den Riesengemeinden abschaffen möchten, da der Satan unter einer so großen Schar geschäftiger ist, seinen bösen Samen auszusäen, als der Pastor guten Samen. Diese Zustände enthalten den stärksten Ansporn, diese monströsen Riesengemeinden zu teilen. Der Segen normaler geistlicher Arbeitsfelder wird sich dann in jeder Richtung geltend machen, wir werden nicht mehr über fehlendes Gemeindebewußtsein zu klagen brauchen, der Pastor wird den Mittelpunkt seiner Herde bilden und es wird jedes Glied seinem Einfluß erreichbar sein, ja ein Steigen der Glaubenswärme im ganzen Lande wird die unausbleibliche Folge sein.

Gudmannsbach, Juli 1903.



Inmitten.

Hoch ist der Himmel, aber höher noch,
Viel höher steigt des Menschenherzens Wonne.
Tief ist der Abgrund, aber tiefer noch,
Viel tiefer klafft des Menschenherzens Qual.
Himmel und Abgrund! Unter, über dir
Zieht sich ein schmaler Bergpfad hin: — das Leben.

Eduard Fehre.

Im Rigaer Gymnasium
und auf der Dorpater Universität 1859—62.

Von
Th. Pezold.

Familienverhältnisse, durch den Tod meines Vaters bedingt, führten mich 1859 nach Riga, wo ich, der Obhut meines Oheims anvertraut, im Gymnasium, dem einzigen, das damals dort vorhanden, meine Schulbildung vollenden sollte. Die Stadt hatte zu jener Zeit noch durchaus ihr altes schlichtes Gepräge, die monumentalen Baulichkeiten von heute, wie das Theater, die Gildenhäuser, die ständige Dünabrücke fehlten, dagegen stand die alte städtische Autonomie noch in vollem Flor und gab es eine Gesellschaft scharf ausgeprägten örtlichen Charakters, deren männliche Jugend, von wenigen Polen, Litauern, Juden abgesehen, — in der Secunda des Gymnasiums, wo ich eintrat gab es sonderbarerweise keinen einzigen Russen, — die Gymnasialklassen füllte, dem Schulganzen ein durchaus deutsch-bürgerliches Gepräge aufdrückend. Der Kontrast Rigas mit Petersburg war selbstverständlicherweise damals noch unendlich größer als heute und mußte hier das baltische Stillleben dem zur Zeit so erregten Residenztreiben gegenüber auch dem jungen und unreifen Ankömmling in hohem Grade auffallen. Was die Schule betrifft, so kann ich nicht sagen, daß das Rigaer Lehrerkollegium von damals, wenn man die einzelnen Persönlichkeiten in Betracht zieht, besondere Vorzüge vor dem der Petersburger Petrischule aufzuweisen gehabt hätte, — die Pädagogen beispielsweise, denen der deutsche und Geschichtsunterricht anvertraut war, standen in Petersburg ungleich höher, in der Mathematik und im Religionsunterricht mochte kein wesentlicher Güteunterschied zu verzeichnen sein, in den alten Sprachen war

Riga allerdings in mancher Hinsicht überlegen. Bei alledem war wohl an letzterem Orte ganz ungleich mehr sittlicher Schulernst vorhanden, und dieser resultierte, wie mich dünkt, in höherem Grade noch aus der Beschaffenheit der Schüler, als aus der der Lehrer. Die Jugend wird immer ein treues Abbild dessen sein, was die Eltern sind, wie das Werden die streng bedingte Folgeerscheinung des Gewordenseins, und die Mehrheit der Petersburger Schuljugend war eben, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht sowohl geworden, als gemacht. Die Sage kleidet die sittlichen Mächte, die den Menschen durchs Leben begleiten und seine Schritte lenken, gern in die Gestalt von Feen und Schutzengeln, in Wirklichkeit sind es die festgefügten Traditionen des Elternhauses, die nicht sowohl bewußtermaßen den Menschen machen, als sein Werden behüten, und Riga hatte in dieser Hinsicht seine großen Vorzüge. Der deutsche Petersburger Handwerker, nachdem er die Heimat verlassen und sich zuvörderst weidlich in der fremden russischen Welt herumgetummelt, konnte sich schwerlich nach eigenem Gesetz entwickeln, mit andern Worten, konnte schwerlich werden, und mußte sich, wohl oder übel, von den tausenderlei Dingen machen lassen, die zufällig an ihn herantraten. Und wenn er dann zu Geld gekommen und behufs künftigen Universitätsstudiums sein Söhnchen in die Petrischule schickte, so gab er ihm wohl nur in seltenen Fällen die Fähigkeit des Werdens mit, und das Söhnchen war eben genötigt, sich wohl oder übel damit zu begnügen, daß er weiter gemacht wurde, eine Mühwaltung, deren sich am Vormittag die Schaufenster des Newski-Prospekts, am Nachmittag vielleicht irgend ein Balagan, am Abend das Ballet gern und mit einer gewissen Gewissenhaftigkeit unterzogen. Jeder Mensch *wird* zum Teil, zum Teil wird er *gemacht*, mir aber will es scheinen, als hätte der alte Rigenser, wenn er jung war, mehr Anwartschaft für das Werden, der Petersburger mehr für das Gemachtwerden besessen, und daß in ersterem, sofern es, wie unstreitig in dem damaligen Riga, auf im ganzen gesunder Basis erwuchs, eine bessere Vorbedingung für das Gedeihen der Schule vorlag, wäre wohl kaum zu bezweifeln.

Den Posten eines Oberlehrers der Geschichte und Geographie am Rigaer Gymnasium hatte damals der schon sehr betagte K. inne, ein herzensguter Mann, der aber, wie man mir schon vor meinem Eintritt in die Schule erzählt, die Marotte hatte, immer wieder, mochte es nun passen oder nicht, auf das Marburger Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli zurückzukommen,

ein Umstand, der geradezu etwas krankhaftes an sich hatte und bei dem, wie ich glaube, Riga selbst entstammenden K. auf gewisse einer älteren Zeit angehörige Konflikte zwischen den beiden vorherrschenden Konfessionen der Stadt hätte hindeuten können, wenn dieser Deutung nicht die Herrschaft des, konfessionellen Reibungen so wenig zuneigenden Rationalismus in dem älteren Riga zu widersprechen schien. Die Schüler hatten sich bei derartigen Wiederholungen daran gewöhnt, der Sache eine praktische Seite abzugewinnen, man nahm in aller Ruhe seine mathematische Aufgabe, seinen deutschen Aufsatz vor und der arme K., der in seinem Eifer über Luther und Zwingli nichts davon merkte, dozierte in gutem Glauben, daß man ihn wirklich anhöre, den vier nackten Wänden. K. wurde sehr bald nach meinem Eintritt in die Schule pensioniert, ihm folgte als Lehrer der Geschichte und Geographie ein junger Kandidat der Historie T., seiner Herkunft nach Estländer und daher kraft des damals ungemein regen Antagonismus der Provinzialgeister von den Schülern anfangs nicht ohne ein gewisses Mißtrauen und Übelwollen aufgenommen. Soweit ich T. kennen lernte, glaube ich nicht, daß ihm gerade eine hervorragende Lehrbefähigung zu eigen war, dennoch wirkte er durch den Kontrast mit seinem Vorgänger und durch das Interesse, das sein Gegenstand bei der Mehrheit der Schüler naturgemäß wachrufen mußte. Man fing an mit gespannter Aufmerksamkeit seinem Vortrage zu folgen, und wer in überlieferter Weise es nicht lassen konnte, während T's Unterrichtsstunden sich nach wie vor mit Präparationen für den deutschen oder Mathematiklehrer zu befassen, der hatte es ganz sicherlich mit der Majorität seiner Mitschüler zu tun, denn das baltische Selfgovernment wurde in solchem Falle auch in der Schule gewissenhaft exekutiert, da wo guter Ton und schulgemäßes Verhalten durch die Situation selbst gefordert schienen. Ein stämmiger Pastorensohn vom Lande, K., so etwa siebzehn- oder achtzehnjährig, erhebt sich in aller Gemächlichkeit von seinem Platz und geht gelassen, als ob es eben garnicht anders sein könne, durch den ganzen Klassenraum auf einen von der alten, üblen Gewohnheit auch jetzt nicht lassenden Mitschüler zu, bemächtigt sich, ohne irgend Widerstand zu finden, seiner nicht hingehörigen Hefte und Bücher und stapelt sie, mit gleicher Ruhe wieder zurückgekehrt, vor seinem eigenen Pult auf. Als er dem verblüfften Blick T's begegnet und eine Motivierung unumgänglich, folgt diese denn auch in K's phegmatisch gelassener Weise: „Entschuldigen Sie, Herr T., die kleine Störung, es ist das eine alte schlechte Gewohn-

heit, die wir selbst bald abstellen werden." T. war klug genug, mit bloßem Stillschweigen zu antworten, und dem reuigen Sünder wurden in der nächstfolgenden Unterrichtspause gegen das ausdrückliche Versprechen, daß er sich künftig in der Geschichtsstunde nicht hingehöriger Beschäftigung enthalten werde, seine Hefte und Bücher wieder zugestellt.

Wie K., so zählte auch unser Lateinlehrer W., von den Schülern gemeiniglich „der alte Spieß" genannt, zu den recht bejahrten Herren, was übrigens seinem gewissenhaften und gründlichen Unterricht kaum anzumerken war. Eine Observanz indeß, die wohl kaum von W. selbst herrühren mochte und die mir seine Unterrichtsstunden in hohem Grade verleidet hat, möchte ich hier als auf notorischem Unverstande beruhend hervorheben, die nämlich, daß die zwei Abteilungen, in welche die Klasse zerfiel, insofern verschiedene Berücksichtigung zu finden pflegten, als der aus den vorgerückteren Schülern zusammengesetzten ersten Sektion ausschließlich das Recht der erstmaligen mündlichen Übersetzung des lateinischen Autors zustand, während die zweite sich auf möglichst getreue Wiedergabe des so Vorübersetzten und von W. selbst Korrigierten zu beschränken hatte. Ob eine derartige, dem mechanischen Wiederkauen in verhängnisvoller Weise Rechnung tragende Anordnung sich damals auf das Rigaer Gouvernementsgymnasium beschränkte oder überhaupt in den Staatsgymnasien üblich war, weiß ich nicht, auf jeden Fall mußte sie dem Kopfe eines erklärten Jugend- und Bildungsfeindes entsprungen sein, denn sie lähmte ganz offenbar bei den weniger Vorgerückten den guten Willen und die Lust am alt-klassischen Unterricht. Die so häufig bemäkelte Bedeutung des Latein als Bildungsmittel dürfte gerade darauf beruhen, daß seine stilistischen Schwierigkeiten bei Wahl des adäquaten Ausdrucks in der Muttersprache dem Willen und der Phantasie eine ähnliche Triebkraft verleihen müssen, wie etwa der mechanische Druck sie dem als Fontaine aufwirbelnden Quell verleiht. Auf diesen insbesondere gerade dem willens- und gedankenstarken Latein innehaftenden Segen mußte nun der Schüler während seiner sich mindestens auf ein Semester erstreckenden Zugehörigkeit zur zweiten Abteilung verzichten, er gewöhnte sich daran, ausschließlich mit dem Gedächtnis zu arbeiten, und hatte, wenn er in die erste versetzt wurde, ein gut Teil jener Lust sich in spontaner Weise quasi sprachbildnerisch zu betätigen eingebüßt.

Dem Individuellen bei weitem mehr Rechnung tragend war der Unterricht unsres Religionslehrers, des wackeren Pastor-Diakonus

J., einer stattlichen Erscheinung mit einem Gesichtstypus, der dem des Doktor Martinus in seinen späteren Lebensjahren, als Frau Katharinas Küche und Keller von Kurfürst, Ritter und Bürgersmann reichlich versehen war, etwas ähnlich sehen mochte. J's Lehrbuch war die damals approbierte Christliche Religionslehre von Kurz, ein wenig scholastisch und mit mancherlei philosophischem Aufputz, wie das ja dem Zeitgeschmack entsprach und deren nicht immer gleich einleuchtende Sätze seitens der ja allzeit rationalistisch angehauchten Schuljugend manchen Widerspruch wachriefen, welchen sich der gute J., der eigenen dialektischen Überlegenheit wohl bewußt, auch recht gern gefallen ließ und in geziemender Rede und Gegenrede mit den reiferen Schülern sieghaft zu widerlegen verstand.

Wohl die bedeutendste Persönlichkeit im gesamten Lehrerkolleg des damaligen Rigaer Gymnasiums war der Lehrer der russischen Sprache und Literatur Sch., und doch glaube ich, daß bei allem Glauben an die unifizierende Mission Rußlands und einer nicht unbeträchtlichen Lehrbefähigung dieser Pädagoge, was den Effekt seiner Mühwaltung anbetrifft, ganz wesentlich in Richtung der Steigerung des baltischen Sonderbewußtseins gewirkt hat. Es machte sich eben die Parabel vom Mantel des Wanderers und vom Winde in seiner Art zu verfahren besonders geltend. Sch. gab unstreitig vortrefflichen russischen Unterricht, wenn er aber, wie beispielsweise hier erwähnt sei, auf sein Steckenpferd: die Konfrontation des russischen und deutschen Sprichworts kam und anläßlich der Kritik dieser naiven Schöpfungen der Volksmoral und des Volksverstandes die schlichte Folgerichtigkeit russischer Denkweise deutschem Halb- und Unverstand gegenüber hervorhob, so war die Wirkung der von ihm selbst angestrebten gerade entgegengesetzt. Sch., der noch dazu in Moskau, der Hochburg für das Streben nach genuin-organischer Entwicklung Rußlands studiert hatte, hätte aus der damals schon zu nicht unbeträchtlichem Umfang angewachsenen russischen Literatur, die nach Grimm's und Savigny's Vorgang den Begriff des Organischen auf das Volksleben anzuwenden gelernt, wissen müssen, welche Rolle das anthropomorphisierende Element von jeher und überall in Mythologie, Volksgesang und Sprichwort gespielt; dennoch konnte er dem Kitzel nicht widerstehen, diesem Element, sofern es im deutschen Sprichwort sich geltend macht, mit ziemlich billigem Spott zu begegnen und z. B. der deutschen Morgenstunde, die ja bekanntlich Gold im Munde tragen soll, allen Ernstes den Prozeß zu machen. „Aber, erbarmen

Sie sich, seit wann hat denn die Morgenstunde einen Mund?“ und was dergleichen Dinge mehr waren.

Beruhte Wesen und Charakter der deutschen Schuljugend Petersburgs, soweit ich sie aus der Petrischule kennen gelernt hatte, auf ganz ungemein disparaten Einflüssen, so trat, mindestens was die oberen Klassen betrifft, bei den Schülern des Rigaer Gymnasiums eine gewisse Einheitlichkeit des Sinnesweise zutage, die, dem bedeutendsten städtischen Zentrum baltischen Lebens entsprechend, als die spezifisch bürgerlich-baltische zu bezeichnen wäre. Im großen Ganzen glaube ich nicht zu viel zu sagen mit der Behauptung, daß hier neben einer gewissen, dem Baltentum nun einmal tief einwurzelnden Neigung zu derbem Lebensgenuß, doch ein gesunder sittlicher Geist vorwaltete, welchen aufrecht zu erhalten sich namentlich die Söhne des Rigaer Literatentums und Patriziats angelegen sein ließen, was angesichts der zahlreichen Gelegenheiten zur Verführung, die gerade das damalige Riga bot, schwer genug ins Gewicht fiel. Der Geist kameradschaftlicher Kontrolle, dessen hinsichtlich der eigentlichen Schule bereits Erwähnung geschehen, beschränkte sich eben nicht auf diese letztere, und war auch, was das Verhalten der Schüler außerhalb derselben betrifft, nicht ohne segensreichen Einfluß, den Eltern, Vormündern und der Schulobrigkeit, die doch nicht überall ihr wachsames Auge haben konnten, gar manche Sorge abnehmend. Diesen kameradschaftlichen Geist zu fördern bezweckte u. a. auch eine Verbindung unter den Schülern der oberen Klassen, die freilich nach Schülerart sich allzusehr in Nachäffung studentischen Wesens gefiel, doch aber meines Glaubens mehr Gutes als Schlimmes gezeitigt hat. Ein wohlwollender geistlicher Herr, zu den Spitzen der damaligen Rigaer Pastorenschaft zählend, hatte uns, wohl der eigenen Jugendjahre in jovialer Weise gedenkend, aus freien Stücken eine recht stattliche Räumlichkeit zu gebote gestellt, die im alten romantischen Riga unweit des Herderplatzes am Domesgang gelegen, eine ganze Waffenkammer studentischen Rüstzeugs in sich schloß, über was alles wir, ohne jede Einmischung in unser Tun und Treiben, nach freiem Ermessen verfügen konnten. Sich hier in den Freistunden, die nicht gerade der häuslichen Arbeit gewidmet waren, nach Herzenslust auszutummeln, war ein Hochgenuß, freilich nur denjenigen Schülern zugänglich, die von den eigentlichen Stiftern in den harmlosen Bund aufgenommen waren. Es versteht sich wohl von selbst und war durchaus der baltischen Art jener Tage entsprechend, daß das Politische bei unsern Gesprächen so gut wie gar keine

Rolle spielte. Von den großen Dingen, die sich im Innern des Reichs vorbereiteten und von denen auch die deutsche Schuljugend Petersburgs nicht ganz unberührt geblieben war, wußten wir damals in Riga so gut wie garnichts; es wurde wohl bisweilen mit Sympathie oder Antipathie, wie eben die Beschaffenheit des Elternhauses derartiges bedingte, der Italiener und ihrer Einheitsbestrebungen gedacht, doch waren das Ausnahmen und stand nächst den Burschenidealen des uns allen ja nahe bevorstehenden Dorpat, das Literarische an erster Stelle, welches durch das eben damals auch von den Schülern festlich begangene Schillerfest wie durch einen Leseabend mit verteilten Rollen, an dem viele der jungen Genossen sich beteiligten, sich eines ziemlich eifrigen Kultus erfreute. Ans Ungesunde grenzend, aber freilich tief in den damaligen baltischen Verhältnissen begründet, war der Feuereifer, mit dem alles, was das Dorpater studentische Korporationsleben betraf, von dieser Rigaer Jugend als das A und O menschlicher Glückseligkeit gepriesen, ja angebetet wurde, lauter Dinge, deren Herrlichkeit ihre Antizipation in allmonatlich wiederkehrenden Symposien fanden, welche in irgend einem der Stadt benachbarten Etablissement von besonderen Festordnern arrangiert, uns in Tabaksdampf, Burschenlied und Bierseidel schon die unsägliche Seligkeit des künftigen Dorpater Treibens wie eine Fata Morgana vors Auge zauberten. Derartige Genüsse waren im Grunde ziemlich bescheidener Art, wie sie denn nie mehr als etwa einen Rubel pro Kopf zu stehen kamen. Einer gefestigteren Natur mögen sie nichts geschadet haben, verhängnisvoll aber dürften sie für den allzu Impressionabeln und den Exaltierten allerdings gewesen sein, wie mir denn ein Fall in trauriger Erinnerung geblieben ist, wo ein reichbegabter Jüngling, dessen Verhalten im übrigen auf der Schule schon einen bedenklichen Defekt inneren Gleichgewichts verriet, als er nach seiner Übersiedlung nach Dorpat seine Hoffnungen, in Bälde den rot-blau-weißen Deckel tragen zu dürfen, enttäuscht sah, notorischem Irrsinn verfiel.

* * *

Der wohlwollend patriarchalische Charakter des damaligen Dorpater Universitätsregiments machte sich schon vor der eigentlichen Immatrikulation in den warmen Worten geltend, mit denen der Syndikus Beise uns das Resultat der Prüfung mitteilte und in denen der wohlwollende alte Herr es nicht unterließ, einiges an gutem Trost und Aufmunterung an die Adresse derjenigen mit

einfließen zu lassen, denen das Mißgeschick begegnet war, im Examen einfach durchgefallen zu sein. Weniger sagte mir trotz der achtunggebietenden Erscheinung des damaligen Rektors Bidder die eigentliche Immatrikulation zu; es war kurz vorher noch am Kneiptisch der älteren Studenten allzuviel von der bei diesem Anlaß herkömmlichen Wendung: „Sie treten jetzt aus dem Leben der Schule in die Schule des Lebens“ die Rede gewesen, als daß, da der Passus wirklich den Lippen des würdigen Mannes entschlüpfte, sich meiner nicht ein gewisses Unbehagen hätte bemächtigen sollen.

Aber zum Denken kam Schreiber dieses in jenen ersten Tagen nach glücklich überstandenem Aufnahmeexamen fast garnicht, dergestalt dicht hatte die Phantasie das Schlingpflanzengewirr ihrer Vorstellungen aufschießen lassen, welche das Gestern und Morgen verbargen, um einzig und allein das Heute oder besser noch den Augenblick in strahlendes Hoffnungsgrün zu kleiden. Derartige Stimmungen sind weder vernünftig noch sittlich, sie sind einfach jugendlich, und wohl dem, der sie bei Zeiten zu überwinden versteht, ihr Gegengewicht aber sollten sie, zumal für den, welchem in der ungebundenen Studentenzeit kein sittlichendes Heim, kein wirklich bildendes und respekteinflößendes Philisterium an Stell und Ort schützend zur Seite steht, in einem von vornherein streng geregelten und konsequent fortgesetzten Besuch der Hörsäle finden.

In gewisser Hinsicht wäre ich zum Theologen nicht ganz ungeschickt gewesen, denn ethische und metaphysisch-theosophische Probleme begleiteten mich auf Schritt und Tritt, aber die eigentliche Frömmigkeit, so gut ich sie auch vom lieben Elternhause her kannte, war nicht meine Sache. Die sog. Allgemeine Weltgeschichte hatte mich auf der Schule am meisten angezogen, aber sie kam mir zu grenzen- und gesetzlos vor, ein Urwald von Baumriesen und niederem Gesträuch, wovon letzterem vielleicht, trotz seines bescheidenen Wuchses, eine noch wichtigere Rolle in der Ökonomie des Ganzen zufallen mochte, als jenen Riesen, in deren Wipfeln der Sturmwind des Herrn sauste. Auch Schopenhauers häßliches Wort über das Geschichtliche, welches man in den Parerga nachlesen mag, imponierte dem halben Knaben weit über Gebühr. Ein Zufall hatte mir Roscher's vielgerühmtes Buch in die Hände gespielt; hier schien der Mensch in seiner Eigenschaft als politisches Wesen doch quasi dem Gesetz unterworfen und obendrein noch dem historischen, und Geschichte war ja immer mein Steckenpferd gewesen. Im Text über dem Strich das Gesetz, und sei es auch zuvörderst nur das wirtschaftliche, in den Anmerkungen unter dem

Strich, wie ein organisch dem Leiter verbundenes Feuilleton, die historischen Belege, oder wenn ein Bild gestattet ist: dort der architektonisch vollendete Aufbau, hier das rohe Gestein, aber farbenprächtig und in seiner Mannigfaltigkeit unsäglich anziehend. So ungefähr urteilte das Knabenverständnis. Zudem war die politische Ökonomie ja das A und O der Zeit, man konnte an ihrer Hand mitreden, ja vielleicht gar dereinst mittun in Gestaltung der großen Dinge, von denen mich während meines Petersburger Aufenthalts ein leises Ahnen überkommen. Wie oft hatte ich den Satz gelesen, die Jurisprudenz lehre lediglich das Wie, die politische Ökonomie erst das Warum, und der jugendliche Hochmut will nun einmal nichts vom Technischen um seiner selbst willen wissen, denn hinter diesem Technischen steckt doch immer noch etwas anderes, das wissenswerter und gewichtiger ist, wie hinter dem Maschinenbau die Mechanik und hinter dieser wiederum Physik und Mathematik. Kurzum, ich war in der Wahl meines Studiums allmählich schlüssig geworden und ließ mich als Studiosus der politischen Ökonomie, wie es in der Matrikel hieß, oder der Kameralia, wie das Publikum die Sache zu nennen beliebte, inskribieren, späterer Entscheidung vorbehaltend, ob ich denn nicht doch zum Studium der Geschichte übergehen solle. Die Professur für den einstweilen von mir gewählten Wissenszweig befand sich damals in den Händen von Theodor Graß, einer sehr achtbaren und sehr beachtenswerten Persönlichkeit, die, wie mich dünkt, lange nicht nach Gebühr von unsrer heimischen Presse gewürdigt worden ist und auf die deshalb gestattet sei, hier etwas ausführlicher einzugehen.

Dieser außerordentliche Professor der Kameral-, Finanz- und Handelswissenschaft, wie die etwas zopfige Bezeichnung im akademischen Kalender lautete, hatte mit nichten eine im engeren Sinne akademische Karriere hinter sich und war erst in reiferem Lebensalter zum akademischen Lehramt gelangt; ob er etwas nennenswertes, oder überhaupt etwas geschrieben, weiß ich nicht, und dennoch glaube ich, daß er das Zeug zu einem ganz vortrefflichen akademischen Lehrer in sich trug und unter günstigeren Verhältnissen, namentlich bei größerer Anerkennung seitens der Studenten auch trotz seiner vorgerückten Jahre ein solcher geworden wäre. Einer angesehenen Rigaer Familie entstammend und nicht ohne Glücksgüter hatte sich Graß nach Vollendung seiner Studien und langandauerndem Aufenthalt im europäischen Westen, zumal auch in England, praktischen Lebensaufgaben, wie namentlich der Bewirtschaftung größerer Landgüter zugewendet, wobei Mißerfolge, die

wohl zu großem Teil ihren Grund in dem bei ihm ganz ungemein entwickelten philanthropischen Sinn und der Hinneigung für einschlägige Experimente gehabt haben mochten, ihn schließlich veranlaßten, diesem Tätigkeitsgebiet Valet zu sagen und es mit dem eines akademischen Lehrers zu vertauschen, dessen wissenschaftlicher Aufgabe Graß eine stark ausgesprochen sittliche beigesellte. Schon der breitkrämpige Hut und der einfache Schnitt der Kleidung gaben ihm etwas vom Quäker, welcher Eindruck durch ein gewisses Sichbescheiden im Verkehr, das bisweilen an Befangenheit grenzen mochte, noch gesteigert wurde. Die Studenten erzählten sich, Graß habe einmal im Kolleg als die eigentliche Aufgabe der politischen Ökonomie die Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden bezeichnet, und es ist wohl möglich, daß er etwas ähnliches gesagt hat, denn die Richtung, die er in seiner Wissenschaft vertrat, war etwa die, welche heutzutage als die katheder-sozialistische oder besser noch als die christlich-soziale bezeichnet wird, eine Richtung, die damals unter der breiten Menge, zumal aber unter der so sehr vom Schlagwort bestimmten Jugend, um so weniger Adepten finden konnte, als die Politik des zweiten napoleonischen Kaiserreichs den der alten englischen Schule entnommenen Grundsatz des laissez faire, laissez aller weit über Deutschland und Rußland hin verbreitet hatte. Das damals ganz in Vergessenheit geratene, seit den achtziger Jahren des vorigen Säkulums wiederum mit so großem Eifer gelesene und befolgte Buch von Friedrich List über das nationale System in der politischen Ökonomie bildete recht eigentlich den Ausgangspunkt von Graß' politisch-ökonomischer Anschauungsweise, und er bemühte sich, wie mir scheint meistens vergebens, seine Schüler zum Studium gerade dieses Buches anzuleiten. Was Graß in zweiter Linie anstrebte, war tunlichste Gegenständlichkeit, das Bestreben seine Zuhörer quasi zum Sehen der wirtschaftlichen Prozesse und Verwaltungsakte zu bringen. Systematik, wie sie nach Adolph Wagners Vorgange heute noch so sehr im Schwange ist, eine Methode, die sicherlich auch die Fehler ihrer Tugenden hat, war nicht nach Graß' Geschmack und entsprach durchaus nicht seiner Geistesanlage, die dem Schematisieren und dem Kunstwort in Art des kartativen Systems usw. durchaus abhold war. Dieser Abneigung gegen das Systematisieren und Schematisieren mochte es zum Teil zuzuschreiben sein, daß es Graß nur selten fertig kriegte, den zu behandelnden Stoff selbst in einer recht auskömmlich zugemessenen Zeit auch wirklich zu erledigen. In der Finanzwissenschaft gelangte man etwa nur bis zur Steuer-

lehre inklusive und bekam vom Staatsschuldenwesen, das der überaus gewissenhafte Graß aller Wahrscheinlichkeit nach besonderer Betrachtung vorbehalten hatte, nichts zu hören, dafür aber waren die ungemein detaillierten Exkurse über die verschiedensten Verwaltungsmaterien, zu denen das Kapitel von den Staatsausgaben Anlaß gab, nicht nur in des Wortes üblicher Bedeutung ganz ungemein belehrend, sie zeigten einem die Dinge auch in einer Weise, wie das sonst vom Katheder aus nicht eben zu geschehen pflegt; und wenn Graß u. a. über das Gefängniswesen, das er in vieler Herren Länder durch eigene Anschauung genau kennen gelernt und dessen ganze Literatur er beherrschte, sprach, so mochte es dem Zuhörer wohl zu Mute sein, als werde er von einem edel und human gesinnten Führer von Zelle zu Zelle geführt und über die psychische Beschaffenheit jedes einzelnen Verbrechers wie über die etwaigen Mittel zu seiner Besserung unterrichtet. Was der Wirkung jener so außerordentlich gewissenhaften und einem warmen Herzen entquellenden Lehrtätigkeit von Graß ganz wesentlich hindernd im Wege stand, war ein in dem Grade wohl selten anzutreffender Mangel an Redegewandtheit, der zum Teil auf seine natürliche Schüchternheit zurückzuführen war, zum Teil aber auch aus einer übertriebenen Gewissenhaftigkeit resultierte, die allzu ängstlich darauf bedacht war, daß jedes Wort den Begriff auch vollständig decke und zugleich dem Verständnis der Zuhörer angepaßt sei. Man konnte von diesem Professor wie von keinem andern voraussetzen, daß er sich gründlich für seine Vorträge präpariere, und dennoch verging selten einer ohne den peinlichen Moment, wo er inmitten einer langen Periode innehielt, um sie mit der stereotypen Wendung: „Meine Herren, ich habe den Faden verloren und muß von neuem anheben", auch wirklich aufs neue zu beginnen. Es war das wohl der wesentliche Grund, weshalb sein Kolleg von vielen gemieden und belacht wurde, die ungleich leichterer Belehrung, wenn sie nur fließend und ohne Stocken dem Munde des Professors entquoll, das höchste Lob zu zollen nicht unterließen. Anläßlich des soeben berührten Defekts von Theodor Graß sei hier einer Szene gedacht, die ein wenig an das vorerwähnte Beispiel schülerhaften Selfgovernments im Rigaer Gymnasium erinnert und dazu das Pikante hat, daß der hier die Lokalpolizei im öffentlichen Interesse Ausübende jenes resoluten Gymnasiasten jüngerer Bruder war, der sich, wie hier hinzugefügt sei, im späteren Leben durch ein hervorragendes Buch über die bäuerlichen Verhältnisse Rußlands bekannt gemacht hat. Auf der

ersten Bank von Graß' Auditorium pflegte ein junger Pole oder Russe Platz zu nehmen, wir wußten selbst nicht welcher Nationalität er eigentlich sei, denn er sprach nur französisch, eine Sprache, die, nebenbei bemerkt, in dem alten Dorpat nur von wenigen verstanden, geschweige denn gesprochen wurde. Diesem jungen, elegant gekleideten Herrchen, von dem es hieß, daß er ein brillanter Pistolenschütze sei, schienen nun des guten alten Graß' Wiederholungen von bereits Gesagtem sehr auf die Nerven zu gehen und er bediente sich, um seinem Unwillen darüber Ausdruck zu geben, eines nicht eben sehr rücksichtsvollen Mittels, welches darin bestand, daß er das Gummiband seiner für die Kollegenhefte bestimmten Mappe in gewissen Intervallen stramm an sich zog, um es dann wieder auf den harten Deckel zurückschnellen zu lassen, ein Zeitvertreib, der, wie sich leicht denken läßt, unser aller Mißbilligung und dann und wann einen verlegenen, strafenden Blick des guten Professors zur Folge hatte. Aber die Nemesis sollte zum Glück den Frevler sofort ereilen. Kaum hatte Graß den Hörsaal verlassen, als auch schon der kleine K. mit energischem Schritt auf den übermütigen Gecken zuging und ihm in derber deutscher Rede laut und allen vernehmbar das Flegelhafte seiner Handlungsweise vorhielt. Eine Forderung auf Pistolen war natürlich die Folge, ob sie wirklich zum Duell geführt, erinnere ich mich nicht mehr, auf jeden Fall war der Übeltäter seitdem aus Graß' Auditorium spurlos verschwunden und zugleich ein warnendes Beispiel statuiert für alle, die, mit den Dorpater Bräuchen unbekannt, sich künftig ähnliches hätten herausnehmen können.

Es muß für den guten Graß eine überaus betrübende Wahrnehmung gewesen sein, trotz redlichsten Bemühens keine irgend nennenswerte Zahl von Schülern um sich versammeln zu können, denn — und das war der eigentliche Kern und Stern dieses hochachtbaren Mannes — er glaubte wirklich an seine Sache, eine Sache, die leider Gottes so oft lediglich Gedankenequilibristik oder Mittel in der Hand des Parteistrebertums ist. Graß war durch und durch Balte, die große Politik zog ihn wenig an und mag für seine wesentlich innerliche Natur und zu Gewissensskrupeln neigende Reflexion etwas beängstigendes gehabt haben. Desto fester haftete er am Kreise derjenigen gemeinnützigen Aufgaben, die das Selfgovernment in Provinz, Landschaft, Gemeinde zu erfüllen vermag und nicht nur technisch wohl ausgerüstete, sondern vor allem auch human gesinnte Selbstverwaltungsmänner für die lokalen Aufgaben in Stadt und Land heranzubilden, mochte ihm für die

baltischen Lande als eine um so gewichtigere Mission erscheinen, als es hier die mannigfaltigen Antagonismen zu überwinden galt, die der damals noch im großen Ganzen ziemlich latente Rassengegensatz bedingte. Es lag im Wesen der Sache, daß einem derartigen Streben persönliche Fühlungsnahme zwischen Lehrer und Schüler in erster Linie als wünschenswert erscheinen mußte, und Graß unterließ nicht, eine solche nach Kräften anzubahnen. In seinem kameralistischen Praktikum, wo es sich vorzugsweise um volkswirtschaftliche Fragen der baltischen Heimat handelte, fand er Gelegenheit, am gemütlichen Teetisch seinen Studenten auch innerlich näher zu treten, und manchen von ihnen hat er nicht selten auf seiner studentischen Burg selbst aufgesucht. Es war viel Lebensernst, viel Liebe und Treue in diesem Mann, der doch nur selten Anerkennung fand und an dem ein großer Teil derjenigen, denen er mit so großem Wohlwollen begegnete, doch mit einem wenngleich gutmütigen Lächeln zur Tagesordnung überzugehen pflegte. So weit ich ermessen kann, waren es nur sehr wenige und unter ihnen vor allem der obenerwähnte K., die Graß im späteren Leben die schuldige Dankbarkeit bewahrt haben.

Es gab eine Zeit, wo man dem alten Dorpat nachsagte, eine vortreffliche kameralistische Schule gemacht zu haben, und neben Philologen und Medizinern waren es vorzugsweise Kameralisten, die, von russischen Universitäten dahin geschickt, dort ihre Ausbildung vollendeten. Theodor Graß aber kann als der letzte eigentliche Kameralist Dorpats gelten, denn diese Richtung mit ihrer ins einzelnste gehenden Betrachtung der konkreten Erscheinungswelt war doch sehr verschieden von der Behandlungsweise späterer Dorpater Ökonomisten. Ein wesentliches Bindeglied, das Graß mit manchen unter den letzteren verband und ihn von den älteren Kameralisten unterschied, war das lebendige Verständnis für den geschichtlichen Entwicklungsgang der Dinge, ein Verständnis, das ihn, bei aller sonstigen Verschiedenheit, Roscher und seiner Schule in gewissem Sinne näherte.

Eine Unterredung mit K. P. Pobjedonoszew im J. 1885.

Im Jahre 1885 hatte ein baltischer Edelmann eine Unterredung mit K. P. Pobjedonoszew, dem Prokureur des Heil. Synods, über eine Frage der Gewissensfreiheit. Den Ausgangspunkt bildete die Lage der Konvertiten, doch wurden im Laufe des Gespräches auch allerlei andre Materien berührt. Die Unterredung wurde unmittelbar danach schriftlich in russischer Sprache fixiert und ist dann natürlich auch andren an der Frage interessierten Kreisen in Abschriften zugänglich geworden. Wir teilen sie nachstehend in einer wortgetreuen Übersetzung mit.

* * *

Z. Ich habe die Ehre mich Ew. hohen Exzellenz vorzustellen und Sie zu bitten, Ihre Aufmerksamkeit geneigtest auf unser bedrängtes Gebiet zu richten. Durch die Aufhebung des Allerhöchsten Befehls vom 19. März 1865 ist eine schwierige Lage geschaffen, vornehmlich für unsre Bevölkerung, die in den letzten 20 Jahren sich gewöhnt hat an den Besitz der Gewissensfreiheit, die seit altersher auf der Insel Oesel wie in allen Baltischen Gouvernements bestand. Wir sind bereits einmal in einer ähnlichen bedrängten Lage gewesen, haben die Sittenlosigkeit gesehen, die wilden Ehen, den Unglauben, die eine unausbleibliche Folge der Knechtung der Gewissen sind. Alles das haben wir in den fünfziger Jahren unsres Jahrhunderts durchlebt, bis dem zuletzt durch den Allerhöchsten Befehl vom 19. März 1865 ein Ende gemacht wurde, und darum wende ich mich an Ew hohe Excellenz mit der ergebensten Bitte, uns Ihre einflußreiche Mitwirkung zu gewähren zur Beseitigung des Gewissenszwanges, der durch die Aufhebung des Allerhöchsten Befehls vom 19. März 1865 wieder eingeführt ist.

P. In dieser Hinsicht kann ich Ihnen keinerlei Hoffnungen machen, weil durch die Aufhebung des Allerhöchsten Befehls vom 19. März 1865 nur das allgemeine Reichsgesetz wiederhergestellt ist, das für ganz Rußland die Einforderung von Reversalen bei Schließung gemischter Ehen festsetzt, und weil deshalb für die Baltischen Gouvernements keine Ausnahme gemacht werden kann. Endlich ist dieses Gesetz ein kirchliches, das auf dem Beschluß eines oekumenischen Konzils beruht, so daß die weltliche Gewalt es aufzuheben oder abzuändern kein Recht hat.

Z. Aber schwerlich hat doch das oekumenische Konzil eine Bestimmung über Reversale bei Schließung gemischter Ehen getroffen?

P. Nun, nicht über Reversale, aber es hat die Ehen mit Andersgläubigen verboten, wie ja auch die katholische Kirche solche Ehen nicht zuläßt.

Z. Dann verbieten Sie doch die Schließung gemischter Ehen, wenn ihre Zulassung, sei es auch mit Reversalen, eine tatsächliche Verletzung der Bestimmungen des oekumenischen Konzils bedeutet.

P. Nun, das kann man doch in unsrer Zeit nicht mehr tun, aber mögen doch die Lutheraner keine Rechtgläubigen mehr heiraten. Überhaupt liegt gar kein Grund vor, sich so aufzuregen, die Bewegung zur Orthodoxie ist eine temporäre Bewegung, sie wird von selbst wieder nachlassen. Die Leute aus dem einfachen Volk gehen ja nicht deshalb von einem Glauben zum andern über, weil sie die Dogmen der einen oder der andern Lehre höher schätzen. Es ist eine kulturelle Erscheinung, hier wirken psychische Einflüsse mit, der Reiz in der protestantischen Kirche Hymnen zu singen u. dgl.

Z. Da ich keine religiösen Fragen berühren möchte, so will ich nicht darüber rechten, was etwa vorzuziehen wäre, Hymnen zu singen, wie Sie sich auszudrücken geruhten, oder – aber ich erlaube mir noch einmal auf die bestehende Tatsache hinzuweisen, daß die zur Orthodoxie Übergetretenen ihrem Wunsche Ausdruck gegeben haben und noch geben, wieder zur evangelischen Kirche zurückzukehren, und daß die Unmöglichkeit ihren Wunsch zu befriedigen jenen traurigen Zustand der bedrängten Gewissen und des zerrütteten Familienlebens erzeugt, der in jeder Hinsicht verderblich ist. Zudem ist das Recht der Gewissensfreiheit ein altes Recht des Baltischen Gebiets, es bestand schon vor seiner Vereinigung mit Rußland, und wenn ich auch weiß, daß man uns jeden Hin-

weis auf die Konditionen, unter denen die Einverleibung Oesels stattfand, zum Vorwurf macht, so ist es doch unzweifelhaft, daß wir nicht irgendwie von ungefähr russische Untertanen geworden sind, sondern daß dieses auf Grund des Nystädter Friedesvertrages geschehen ist, und daher berufe ich mich auf jene durch eidliches Versprechen Kaiser Peters d. Gr. bekräftigten Bestimmungen, die schon vor 160 Jahren dem Baltischen Gebiet das Recht der Gewissensfreiheit gewährleisteten, ein Recht, das sie auch während der verflossenen Regierung genossen haben. Wenn in einem wohlgeordneten Staate die Gesetze durch geheime Befehle nicht aufgehoben werden können, so liegt nunmehr, wo dieser Befehl beseitigt ist, keinerlei Hindernis vor, jenes alte Recht der Gewissensfreiheit wiederherzustellen, sonst erscheint die letzte Aufhebung als eine ebenso verderbliche Maßregel, wie das einst die Aufhebung des Edikts von Nantes war.

P. Was war nicht alles vor 160 Jahren! In den letzten 35 Jahren ist vieles Unzuträgliche geschehen; man kann das nicht alles erhalten, sondern muß es im Gegenteil beseitigen. Der Allerhöchste Befehl vom 19. März 1865 war eine Kränkung für ganz Rußland. Sie müssen sich daran erinnern, daß Sie unauflöslich zu Rußland gehören, und daß in Rußland die orthodoxe Kirche die herrschende ist. Der Adel und die Pastoren verteidigen den lutherischen Glauben mit Fanatismus, treiben aus politischen Gründen Propaganda und verfolgen fanatisch den orthodoxen Glauben. Ich erinnere mich, daß, als ich vor einigen Jahren in Hapsal war, der dortige Pastor, ein Idiot, ein totaler Idiot, vom orthodoxen Glauben als einem Hundeglauben sprach.

B. Es scheint mir nicht glaublich, daß irgend ein Lutheraner, geschweige denn ein Pastor, sich derartig über einen christlichen Glauben hat äußern können, weil das dem ganzen Geiste des Protestantismus widerspricht, der sich durch Glaubensduldung auszeichnet. Aber selbst wenn auch irgend ein Pastor, wie Sie selbst sagen, ein totaler Idiot, sich einen solchen Ausfall erlaubt haben sollte, so kann man doch aus der Handlung eines Einzelnen nicht die Schlußfolgerung ziehen, daß Fanatismus und Verfolgung der Orthodoxen in den Baltischen Gouvernements für den Adel charakteristisch sind. Ich kann Ihnen versichern, daß in den letzten 20 Jahren auf der Insel Oesel in kirchlicher Hinsicht vollständige Ruhe geherrscht hat. Beim Abschluß der Arrendekontrakte auf den der Ritterschaft gehörigen Gütern ist es z. B. niemand in den Sinn gekommen, danach zu fragen, welchen

Glaubens die Pächter seien. Würde der Adel mit Fanatismus und aus politischen Gründen das Luthertum verteidigen, so würde er sicherlich einen Unterschied zwischen orthodoxen und lutherischen Pächtern machen. Indessen kann ich Ihnen versichern, daß ich positiv nicht weiß, wie viele von den bäuerlichen Arrendatoren zum einen oder zum andern Bekenntnis gehören; und auch auf den Privatgütern verhält man sich ebenso. Auch von meinem eigenen Gute weiß ich nicht, wie viele von den 48 Pächtern Lutheraner und wie viele Orthodoxe sind.

P. Sie sprechen von sich und ich glaube Ihnen vollkommen; aber nicht alle verhalten sich so. Mir sind auch aus Oesel Fälle von Verfolgung zur Orthodoxie übergetretener Personen bekannt.

Z. Ich bin nicht besser als andre, und wenn ich in meinem Namen sprach, so geschah das deshalb, weil ich der Verwaltung der ritterschaftlichen Güter nahe stehe und mir also, wenn die Ritterschaft einen Unterschied zwischen den bäuerlichen Pächtern nach ihrem Glaubensbekenntnis machte, solches bekannt sein müßte. Was aber die Fälle von Verfolgung Rechtgläubiger anlangt, so kann ich Ihnen kühnlich versichern, daß das eine abscheuliche Verläumdung ist. Zeigen Sie mir einen Fall. Ich wiederhole Ew. Exc., es ist eine Verläumdung, wenn man Ihnen von solchen Fällen berichtet. Ich weiß, daß Klagen vorgekommen sind, aber diese Klagen sind ebenso unbegründet wie z. B. die Klage des orthodoxen Priesters, der 3 Werst von mir wohnt, daß angeblich der Pastor des Kirchspiels, in dem mein Gut liegt, zwei zur orthodoxen Kirche gehörige Personen getraut habe. Der Bräutigam wie die Braut hatten dem Pastor schriftliche Zeugnisse von zwei verschiedenen Pastoren vorgestellt, daß sie Lutheraner seien, und deshalb hat er sie auch getraut; folglich ist dieser Pastor ganz im Recht. Ich begreife aber, daß gerade dieser Fall dem orthodoxen Priester äußerst unangenehm war, weil der Bräutigam vor seinem Übertritt zum Luthertum Lehrer an der orthodoxen Schule war. Wenn wir uns so fanatisch mit der Propaganda beschäftigten, so müßte dieser Lehrer belohnt werden. Indessen weiß ich positiv nicht, wo dieser zum Luthertum übergetretene Lehrer geblieben ist.

P. Nun ja, auch zur Orthodoxie treten Lutheraner aus innerer Überzeugung, aber verlangen, daß dort eine 6monatliche Frist zur Vorbereitung eingeführt werde, das ist unnütz. Ich habe auch Tiesenhausen und Schultz — Sie haben doch dort bei sich so einen Superintendenten, nicht? — davon gesprochen. Würde

man uns beide jetzt über die Dogmen examinieren, weiß Gott, welche Nummer man uns stellen müßte. Es genügt, daß sie ihren Wunsch zum Übertritt kundgeben, nun, so hindert sie nicht. Wenn jemand von der Orthodoxie zum Luthertum übergeht, so verfolgen wir ihn ja auch nicht. Wen verfolgen wir denn? Niemand verfolgen wir dafür, daß er übertritt.

Z. Aber Sie verfolgen die Pastoren, die solche zum Abendmahl annehmen oder ihre Kinder taufen.

P. Ja, die Pastoren muß man verfolgen, weil sie damit eine gesetzwidrige Handlung begehen.

Z. Wie können sie denn von der Orthodoxie zum Luthertum übertreten, wenn Sie dafür den Pastor verfolgen, wenn Sie ihnen die Möglichkeit nehmen zum Abendmahl zu gehen. Darin liegt ja das ganze Elend.

P. Ja, das weiß ich nun nicht, wie sie da übertreten sollen. Mögen sie in die lutherische Kirche gehen, wenn ihnen das gefällt; aber ihnen den Übertritt gestatten, das können wir nicht. Da hat der General Richter mir zwei Bittschriften aus dem Wendenschen Kreise übergeben wegen Erlaubnis zur lutherischen Kirche zurückzukehren. Gott weiß, wer die dort geschrieben hat; forscht man nach, so erweist es sich, daß die Bittsteller von einer Eingabe ihrer Bitte nichts wissen. Aber einerlei, selbst wenn es wirkliche Bitten wären, so ist es durchaus unmöglich, ihnen den Übertritt vor ganz Rußland zu gestatten. Erbarmen Sie sich, was wäre das für ein Beispiel, da würdet ihr alle übertreten wollen. Wenn Sie aber dort Unglauben befürchten, so haben Sie ja auch Sekten, die Baptisten usw. Das beweist, daß die lutherische Kirche die religiösen Bedürfnisse nicht befriedigt.

Z. Auf Oesel gibt es Gott sei Dank weder Baptisten noch andre Sekten; daß aber die Sektenbildung ein Beweis für die Nichtbefriedigung der religiösen Bedürfnisse sei, läßt sich doch nicht so unbedingt behaupten; auch in der orthodoxen Kirche gibt es ja den Raskol und verschiedene Sekten, wie die Skopzen, die Springer usw.

P. Für mich ist es vollkommen verständlich, weshalb der Adel den lutherischen Glauben so hartnäckig verteidigt, er bildet für Sie ein Kulturelement, Sie wünschen die Bevölkerung als ein Ganzes, unzerteilt zu erhalten. In Ihnen ist viel Gutes, das muß man anerkennen; Sie sitzen alle auf Ihrer Scholle und Sie verteidigen Ihre Rechte und Sitten, das verdient alle Achtung. Aber immerhin bilden Sie einen Teil Rußlands und deshalb

müssen bei Ihnen dieselben Einrichtungen sein wie im übrigen Rußland. Die Baltischen Provinzen bilden ja eine vollständige Anomalie, wie sie in Europa nirgends existiert. Sehen Sie, was Frankreich, was Preußen mit den einverleibten Teilen gemacht haben, sie haben alle Sondergesetze vernichtet und alle Provinzen unter dem ganzen Staate gemeinsamen Gesetzen vereinigt. Bei Ihnen aber gelten unendlich verschiedene Sekten, jede Stadt hat ihr besonderes Gesetz. Der Staat darf solch ein Amalgam von Gesetzen nicht dulden, es ist notwendig das zu beseitigen. Ein Gesetz muß für ganz Rußland gelten und für alle seine Gebiete.

Z. Preußen hat den Staat in der Tat durch allgemeine staatliche Gesetze geeinigt, aber das hat ja schon längst Geltung auch bezüglich des Baltischen Gebiets. Die Gesetze von staatlicher Bedeutung, wie über die Steuern, die Wehrpflicht, die Gouvernementsregierungen usw., sind in den Baltischen Provinzen dieselben, wie in den übrigen Gouvernements. Nur die Gesetze, die eine rein lokale Bedeutung haben und die Selbstverwaltung betreffen, unterscheiden sich ein wenig, gemäß der geschichtlichen Entwicklung der einzelnen Orte, sowohl von einander wie von denen der inneren Gouvernements. Und solche Unterschiede finden sich auch in Preußen, auf das Sie sich berufen. Die Kreis- und Provinzialinstitutionen in Ostpreußen sind ganz andere als die in Hannover, und von beiden unterscheiden sich wiederum die in der Rheinprovinz und in Hessen-Nassau. Indem wir die in lokalen Verhältnissen und in der geschichtlichen Entwicklung begründeten Besonderheiten der Gesetze, die nur eine lokale Bedeutung ohne jeden Schaden für den Staat besitzen, zu erhalten wünschen, erkennen wir vollkommen an die Untrennbarkeit vom Reiche. Und diese Verbindung wurde auch ganz richtig gestärkt, als unter Kaiser Nikolai Pawlowitsch die besten Kräfte der Baltischen Provinzen in den Staatsdienst gezogen wurden. Wenn diese Personen dann in die Heimat zurückkehrten, so hielten sie die Verbindung mit den Staatsinstitutionen aufrecht, sie vereinigten uns mit dem Staat, indem sie dessen gedachten, daß sie mit ihrem Blut und ihrer Arbeit im Dienste des Herrschers und des Staates gestanden hatten. Jetzt existiert solch eine vereinigende Verbindung nicht — sie ist geschwunden. Das hat J. Samarin bewirkt, indem er einen durch nichts gerechtfertigten Antagonismus hervorrief.

P. Je nun, Samarin, — wenn nicht er, dann hätte eben ein andrer die Frage angeregt, weil sie auf einmal eine zeitgemäße geworden war. Sie wissen selbst, daß die Nationalitätsfrage in

ganz Europa plötzlich ein andres Aussehen erhielt, so hat sie sich auch im Baltischen Gebiet zugespitzt. Sie sprechen von der Politik des Kaisers Nikolai Pawlowitsch — sie ist heute nicht anwendbar. Nehmen Sie z. B. die Bauernfrage, sie hat ja alles im Staate verändert; bei Ihnen jedoch, da sitzt sie allein noch mit dem feudalen Recht und man tut mit den Bauern, was man will. Überhaupt herrschen bei Ihnen vollständig der Adel und die Pastoren.

Z. Der Adel herrscht nicht, aber er hat tatsächlich den vorwiegenden Einfluß in allen Fragen der Selbstverwaltung des Gebiets, und mir scheint in einem konservativen Staate soll es auch so sein. Nehmen Sie dem Adel diesen vorwiegenden Einfluß, wem werden Sie. ihn denn einräumen? Bürger in weiterem Sinne gibt es da nicht, mit Ausnahme der „Bürger" in den Städten Riga und Reval, teils auch in Mitau und Dorpat. Wollen Sie denen den vorwiegenden Einfluß geben?

P. Ach was „Bürger", der vorwiegende Einfluß soll beim Adel bleiben, jedoch nicht die Herrschaft. Bei Ihnen herrscht der Adel, das ist die Herrschaft eines Standes über alle andren. Gewählte Richter, Administration, Polizei, alles ist in den Händen des Adels, und so erhält eine ständische Einmütigkeit die Herrschaft der ständischen Interessen überall aufrecht, und dies eben muß unbedingt vernichtet werden. Alles das muß in die Hände der Regierung übergehen.

Z. Wenn Sie es für notwendig halten, den vorwiegenden Einfluß des Adels aufrecht zu erhalten, so wird es unumgänglich sein, ihm die erste Stimme bei allen Wahlen zu sichern; die Anwendung des Wahlprinzips bei allen Institutionen ist aber mit ihnen allen so verwachsen, daß man es schwerlich wird aufgeben können. Die Vernichtung alles Bestehenden wird der allgemeinen Verfolgung entsprechen, die man jetzt über die Eingeborenen des Baltischen Gebiets ergehen läßt.

P. Wo ist die Verfolgung, ich bitte Sie? Da hat der eine dies, der andre das getan – ich würde sie entlassen, aber sie bleiben im Dienst, niemand verfolgt sie. Um jedoch zu der Frage zurückzukehren, von der wir ausgingen, so wiederhole ich, daß es nicht möglich ist, das Gesetz von dem Reversal vor der Trauung aufzuheben, das wäre eine Beleidigung für ganz Rußland. Es sollte doch leicht erscheinen den Kalender abzuändern, den alten Stil durch den neuen zu ersetzen, aber wissen Sie, das könnte eine allgemeine Revolution hervorrufen. So kann auch die Verletzung dieses Gesetzes ebensolche Folgen haben. Es beruht

auf der Bestimmung eines oekumenischen Konzils und muß seine volle Geltung haben, da auch überhaupt alle Gesetze für alle Gebiete Rußlands die gleichen sein müssen.

Z. Also, Excellenz, Sie einverleiben die Oase Merw, versprechen ihr Wahrung der Bekenntnisfreiheit und bringen sie dann zur Orthodoxie mit Hilfe des Strafgesetzbuchs.

P. Wie können Sie sich mit der Oase Merw vergleichen?

Z. Ganz im Einklang mit der von Ihnen geäußerten Ansicht von der Gleichheit der Gesetze für alle Gebiete Rußlands; das Normalreglement der politischen Entwicklung, das Normalreglement für das Gewissen und die Religion ist das gleiche für die Oase Merw wie für das Baltische Gebiet.

P. Sie haben keinen Grund, haben keinen Grund, sich mit der Oase Merw zu vergleichen.

Z. Ew. hohe Excellenz, ich habe mir nicht mit der Hoffnung geschmeichelt, daß ich die herrschenden Vorurteile werde zerstreuen können; ich habe meine Pflicht erfüllt, indem ich Sie in Anspruch genommen habe. Wir haben auch das schon erlebt, daß man uns sagte: Man hätte rechtzeitig damit einkommen sollen. Und deshalb habe ich es für meine Pflicht gehalten, Sie von den unvermeidlichen Kalamitäten in Kenntnis zu setzen; für die Folgen aber können wir keine Verantwortlichkeit auf uns nehmen.



Literarische Rundschau.



Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie.

Was ist Tragik? Eine vielumstrittene Frage, anders beantwortet zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Individuen, anders auch häufig von derselben Persönlichkeit in ihren verschiedenen Entwicklungsstadien und in ihrer künstlerischen Theorie und Praxis. So verschieden aber auch die Antworten ausfallen mögen, in dem einen, wonach gefragt wird, scheinen alle einig zu sein. Die Frage nach der Tragik ist eine Frage nach der Weltanschauung. Eben deshalb fällt ihre Beantwortung so verschieden aus, anders bei den Griechen, anders bei Shakespeare, bei Goethe, bei Schiller; denn die Weltanschauung ändert sich mit den Zeiten und Verhältnissen, ja jedes einzelne Individuum hat im Grunde genommen seine eigene und ganz besondere, die sich kaum mit der irgend eines andern in allen Punkten deckt. Gilt es also festzustellen, welche Auffassung ein Dichter vom Tragischen hat, so gilt es, seine Weltanschauung festzustellen — seine Weltanschauung in einem wesentlichen Punkt, nämlich in dem, in welchem Verhältnis das Individuum zum Universum, der Einzelwille zum Weltwillen steht, wie weit der Einzelwille frei oder im Weltwillen gebunden ist, denn darum handelt es sich am letzten Ende in jeder echten Tragödie. Solch eine Feststellung ist in keinem Falle leicht, und sie wird um so schwerer, je reicher und vielgestaltiger die Dichternatur ist, die in Frage kommt. Erschwert wird sie auch in dem Falle, wo wir die Weltanschauung des Dichters nur im Bilde, d. h. im Spiegel seiner Dichtung, nicht aus theoretischen Ausführungen kennen lernen können. Liegen letztere vor, so gelingt es sicherer, selbst wenn Theorie und Praxis sich nicht immer decken. So sind wir über die Weltanschauung Schillers und seine Auffassung des Tragischen vollkommen orientiert. Anders liegt es schon bei Goethe, der eine viel kompliziertere Natur ist und seine theoretischen Anschauungen mehr gelegentlich, nicht systematisch zusammengefaßt gibt.

Noch schwieriger gestaltet sich die Untersuchung bei Shakespeare, da er uns keinen Buchstaben Theorie, an dichterischen Erzeugnissen aber eine solche Mannigfaltigkeit hinterlassen hat, daß aus dieser Vielheit und Vielgestaltigkeit mit Sicherheit die Einheit zu gewinnen kaum möglich erscheint. Daher gehen denn auch die Ansichten über die Weltanschauung Shakespeares weit auseinander. Die einen sehen in ihm den Dichter protestantischer Willensfreiheit [illegible] die andern – so z. B. Max Martersteig in seinem jüngst erschienenen großen Werk „Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert" – halten ihn für den größten und strengsten Verkünder menschlicher Willensunfreiheit. Ebenso weit abweichende Meinungen sind hinsichtlich der griechischen Tragiker zu konstatieren.

Ein Dichter, der neuerdings wieder zu besonderen Ehren kommt, ist Friedrich Hebbel. Seine Dramen gewinnen auf der deutschen Bühne immer mehr an Boden, und die gelehrte Kritik hat sich daran gemacht, ihn zu ergründen. Sein Geistesverwandter und Nachfolger, Ibsen, hat ihm die Bahn gebrochen. Ein Fremder mußte kommen, um den Deutschen über einen der ihrigen die Augen allmählich zu öffnen. Der Prophet gilt nichts im eigenen Vaterlande, namentlich wenn dieses Vaterland ein deutsches ist.

Von Hebbel gilt wie von keinem andern deutschen Dichter das Wort: Wer zum Verständnis seiner Dichtung kommen will, muß sich mit seiner Weltanschauung vertraut machen. Denn erstens ist seine Weltanschauung eine scharf ausgeprägte und eigenartige, und zweitens ist alle Hebbelsche Dichtung der bewußte und oft zum Schaden des Kunstwerks gewaltsame Versuch, diese seine Weltanschauung zu versinnbildlichen und dadurch zu veranschaulichen. Dennoch war Hebbel keineswegs in erster Linie Philosoph und erst in zweiter Dichter. Im Gegenteil, der Dichter ist es, der in ihm den Philosophen, soweit er überhaupt diesen Namen verdient, weckt. Wohl sucht er sich systematisch mit Philosophie zu beschäftigen, aber es bleibt bei den Versuchen und Anläufen, sie bringen sein Gehirn gar bald, wie er selbst erzählt, „in einen Zustand, der mit der Drehkrankheit der Schafe die bedauerlichste Aehnlichkeit hat", und er schleudert seinen Hegel und Schelling zu Boden und tritt sie ergrimmt buchstäblich mit Füßen. Die wissenschaftliche Philosophie bleibt ihm ein verschlossenes Buch, „ein blinder Gaul". Seine Weltanschauung ist Erlebnis, das Produkt seiner Beanlagung und Erfahrung, und sie kommt ihm plötzlich und intuitiv zum Bewußtsein. Dann baut er sie aus, modelt an ihr umher und preßt mit starrer Konsequenz sich und die Welt in sie hinein, um dann mit derselben starren Konsequenz sein ganzes Dichten ihr dienstbar zu machen, indem er immer neue Spiegelbilder von ihr zu entwerfen sucht.

Und wie sieht nun diese Hebbelsche Weltanschauung aus?

Obgleich er sich sein ganzes Leben lang abmüht, ihr dichterische Gestaltung zu geben, gewinnen wir ein sicheres Bild von ihr nicht sowohl aus seinen Dichtungen, sondern aus seinen Vorreden, Tagebüchern und Briefen, in denen er unablässig bestrebt ist, sie theoretisch auseinanderzusetzen. Freilich, auch hier muß man zu lesen verstehen, muß man Entwicklung, Wandel und vorübergehende Stimmung unterscheiden. Immerhin aber gelingt es, zu festen Resultaten zu kommen. In der Dichtung selbst bleibt in diesem Punkt das Können hinter dem Wollen zurück Wir glauben dem Dichter nicht, so eifrig er uns auch durch Dichtung und Kommentar zu überreden sucht. Die Probe auf das Exempel ergibt uns ein andres Resultat als ihm selbst.

Ein junger Philologe, Franz Zinkernagel, hat neuerdings in einem Werk „Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie"*) mit Verständnis und viel Sorgfalt den Versuch gemacht, die Weltanschauung Hebbels in ihrem Entstehen und ihrer Entwicklung bis zu ihrer Spitze festzustellen, um dann zu prüfen, wie weit es dem Dichter gelungen ist, ihr überzeugenden Ausdruck in seiner dramatischen Produktion zu geben. Das Werk Zinkernagels gibt uns die Anregung zu folgenden Ausführungen.

Schon früh empfindet Hebbel sein eigenes Leben und das der Menschheit als eine große Dissonanz, und diese von ihm überall wahrgenommene Dissonanz zeitigt in ihm die Idee des Dualismus. Der Dualismus ist ihm die letzte, höchste, die Grundidee. Nun fehlt Hebbel gänzlich das Verantwortlichkeitsgefühl und damit das Bewußtsein der Sündhaftigkeit. Und dieses Manko in seiner Natur führt ihn bei seiner dualistischen Auffassung der Welt, im Gegensatz zu der gleichfalls dualistischen christlichen Anschauung, notwendig und geraden Weges zum Pessimismus. Kampf, endloser Kampf ist alles Leben. Und in welchem Verhältnis steht in diesem Kampf der Einzelne zum Ganzen, das Individuum zum Universum? Aus dichterischer Intuition heraus empfängt Hebbel plötzlich und entwirft er sein Weltanschauungsbild. Der Weltprozeß entsteht dadurch, daß sich das Individuum, seines Ursprungs vergessend, in unbegreiflicher Freiheit vom Universum losreißt und nun in unablässigem, fruchtlosem Kampf gegen das Universum steht, bis es endlich von diesem wieder verschlungen wird und zurücksinkt in das allumfassende Element, aus dem es kam. Dieser Prozeß ist ohne Anfang und ohne Ende, er ist, wie Hebbel sagt, „die Kontinuation des Schöpfungsaktes, eine ewig werdende, nie fertige Schöpfung, die den Abschluß der Welt, ihre Erstarrung und Verstockung verhindert." Der Weltwille bedarf dieses Prozesses, um sich zu verwirklichen und zum Bewußtsein zu kommen,

*) Berlin, Georg Reimer. 1904. 184 S. M. 3.

und sucht doch unablässig, was er schuf, zu zerstören. Anderseits strebt das Geschaffene, das Individuum, rastlos in das All zurück, und sucht sich doch wiederum, getrieben von seinem Individualegoismus, der ihm als Erbteil des Universalegoismus wurde, als es sich vom All losriß, in unablässigem Kampfe als Individuum zu behaupten. Es unterliegt aber ununterbrochen in diesem Kampfe, da seine Freiheit nur eine scheinbare ist, da es im Grunde genommen immer opponierend, immer doch nur den Weltwillen vollzieht, bis es seine Mission erfüllt hat und ins Universum zurückkehrt. Der Mensch also ist unfrei im weitesten Sinne, und das, was wir Geschichte nennen, ist ein Produkt von Naturgesetzen. Es ist klar, daß bei einer solchen Weltanschauung kein Raum für Ideen wie Gott und Sittlichkeit ist. Und doch operiert Hebbel fortwährend mit ihnen, indem er einfach Universum, Notwendigkeit, Weltwillen, Gott, sittliche Idee identifiziert, und dann ohne Bedenken den öden Himmel seiner Naturnotwendigkeitslehre mit allen Sternen einer theistischen und ethischen Weltbetrachtung schmückt. So gelingt es ihm auch in sein System eine Schuld hineinzubringen, die doch wieder eigentlich keine ist. Sie beruht in der Maßlosigkeit, mit der sich das Individuum gegen den Weltwillen durchzusetzen sucht Aber da der Egoismus, sich zu behapten, wie gesagt, ein Erbteil ist, das das Individuum als Bedingung seines individuellen Seins aus dem Universum mitbekam, so kann es dafür nichts, daß es ihn zur Geltung bringt ja, je stärker es ihn betätigt, um so deutlicher bekundet es seinen Ursprung, um so vorzüglicher ist es also im Grunde genommen. Und so kommen wir schließlich dahin, daß wir sagen: Je gottwidriger, um so gottähnlicher. Das wäre Lucifer in Hebbelscher Auffassung. Und in der Tat sagt Hebbel, daß „sich das Göttliche gegen Gott auflehnt, w e i l es seinesgleichen ist."

Aber befriedigt den Dichter diese Art der Weltbetrachtung? Keineswegs. An einer Stelle heißt es: „Ich frage: wozu die Ueberhebung? wozu dieser Fluch der Kraft? Nur wenn sie dadurch gesteigert, wahrhaft veredelt würde, würde ich mich damit ausgesöhnt fühlen. Und doch könnte man selbst dann noch fragen: wozu ist diese Gradation nötig? Warum diese aufsteigende Linie, die jeden höheren Grad mit so unsäglichen Schmerzen erkaufen muß?" Das Bedürfnis nach Erlösung macht sich geltend, und die glaubt Hebbel schließlich in der Resignation gefunden zu haben: „Wenn der Mensch sein individuelles Verhältnis zum Universum in seiner Notwendigkeit begreift, so hat er seine Bildung vollendet und eigentlich auch schon aufgehört Individuum zu sein, denn der Begriff dieser Notwendigkeit, die Fähigkeit, sich bis zu ihm durchzuarbeiten, und die Kraft, ihn festzuhalten, löscht allen unberechtigten Egoismus aus und befreit den Geist vom Tode, indem er

diesen im wesentlichen antizipiert.“ Dieser Gedanke gewinnt immer größere Macht über Hebbel und wird von ihm in sein System gebracht, obgleich er da nicht hineingehört, nicht hineinpaßt. Hier ist die Inkongruenz in dem Hebbelschen Weltanschauungsbilde. Wenn der Mensch, aus der Naturnotwendigkeit entsprungen und selbst ein Stück von ihr, naturnotwendig gegen den Weltwillen ankämpfen muß, wie soll er dahin gelangen, von diesem Kampfe aus eigenem Antrieb abzulassen? Ja, wie kann er, wenn Opposition gegen den Weltwillen die Bedingung seines Daseins als Individuum ist, wie kann er dann auch nur, solange er als Individuum noch existiert, den Gedanken fassen, vom Kampfe abzustehen? Heißt das nicht, die Willensunfreiheit in das Gegenteil umbiegen und damit das aufgeführte Gebäude mit eigener Hand wieder zerstören?

Ich vermisse in den Ausführungen Zinkernagels den deutlichen Nachweis, daß der Kreis des Hebbelschen Weltanschauungsbildes nicht geschlossen ist. Er gewönne aber diese Geschlossenheit, wenn Hebbel nicht über der einen Eigenschaft des Individuums die andre vergäße. Das Individuum hat als Erbteil aus dem Universum nicht nur die Eigenschaft erhalten, sich behaupten zu wollen, sondern auch die andre, zum Universum zurückzustreben, und seine Aufgabe ist es, in diesem Widerstreit den Ausgleich zu finden, so zu finden, daß der Universalegoismus in ihm den Individualegoismus überwindet. Hebbel sieht den Dualismus nur in dem Verhältnis des Individuums zum Universum, er ist aber ebenso wirksam im Individuum selbst, ja er hört dort in demselben Augenblick auf, sobald er hier überwunden ist. Es ist jenes Manko in Hebbels Natur, das Fehlen des Schuldbewußtseins, das ihn behindert, dies zu erkennen und dem andern Ich in dem Individuum, das dem Universum zustrebt, in seinem System die gebührende Geltung zu geben. Hier und da blitzt bei Hebbel diese Erkenntnis wohl auf, aber sie ist nicht stark genug, um ihn von seinem Pessimismus loszureißen, und anderseits vermag er doch auch wieder nicht, sich auf seiner aussichtslosen pessimistischen Höhe zu halten. So kommt das Fremde in sein System, die Verbindung von starrer Naturnotwendigkeit, die jeden freien Willen ausschließt, und Selbsterlösung, die auf freiem Willen beruht, und unter dieser Inkongruenz seiner Weltanschauung leidet auch seine dramatische Produktion.

Denn alle seine Dramen sind, wie schon betont wurde, Versuche, seine Weltanschauung zu versinnbildlichen. Er will in seinen Dramen zeigen, wie das Leben die Schuld mit Notwendigkeit aus sich erzeugt, wie also die Schuld in Wirklichkeit keine Schuld ist, und wie der Mensch, frei scheinend, doch unfrei ist. Sein Freund Bamberg schreibt an ihn, als er „Herodes und Marianne“ gelesen:

„Ich glaube, je länger Sie dichten werden, desto mehr werden Sie die Unschuld in der Schuld darstellen.“ Das ist durchaus zutreffend für Hebbels Art. Er geht meist genau den umgekehrten Weg wie die Griechen. Diese versetzen den Helden in eine Zwangssituation. Er muß die schwere Tat vollführen, die ihn ins Verderben reißt (Orest, Oedipus, Antigone), und weil er muß, erscheint er schuldlos. Die Kunst des antiken Dichters aber besteht nun darin, die Handlung so zu führen, daß dem Zuschauer doch zur Gewißheit wird, der Held stürzte letzten Endes trotz der Zwangssituation nicht durch diese ins Verderben, sondern durch sich selbst, seinen Charakter. Der antike Dichter sucht also in der Unschuld die Schuld zu erweisen. Hebbel dagegen geht in den meisten Fällen von dem „scheinbar schuldig“ aus und sucht durch den Verlauf der Handlung ein „doch nicht schuldig“ darzutun. — Zinkernagel weist an mehreren seiner Dichtungen nach, wie ihm das keineswegs immer — ich möchte sagen, eigentlich nie — überzeugend gelingt, wie der unbefangene Leser das Gegenteil von dem heraushört, was Hebbel in Dichtung und beigegebenem Kommentar oft schierend zu beweisen sucht. So heißt es bei Zinkernagel u. a. über „Maria Magdalena“ „Ihn (Hebbel) trieb sein innerstes Bedürfnis, jede sittliche Schuld in dem Fehltritt Klaras auszumerzen. Er wollte nachweisen, wie das Leben ohne inneren Anteil des Individuums die Schuld mit Notwendigkeit aus sich selbst erzeuge, und glaubte seine Absicht dadurch zu erweisen, daß er einem tatsächlichen Fehltritt berechtigte sittliche Motive unterschob. Wir aber mögen uns noch so sehr quälen, dem Dichter auf diesem Wege zu folgen, es wird uns schwerlich gelingen. Wir werden nie aufhören, in Klara eine Schuldige zu sehen, alle Verwirrung der Motive wird uns über ihren Fehltritt nicht hinwegtäuschen. Derselbe Mangel an sittlichem Gefühl, der uns in der Konzeption der „Genoveva“ überraschte, fällt auch hier wieder unangenehm auf. Wie ihm dort Siegfried als der schuldigste erschien, so hier Meister Anton. Aber seltsam genug: all dies Sonderbare offenbart uns nur der Kommentar, den uns der Dichter gibt. Nichts in der Dichtung selbst verrät uns eine Spur von des Dichters Intentionen. Ein Bild göttlicher Gerechtigkeit entrollt sich uns. Wir sehen die einzelnen Gestalten Schuld auf sich laden und sie büßen. Kein Schicksal kann trotz aller Furchtbarkeit gerechter sein als das, welches über diese Menschen hereinbricht. Kein Dichter hat mit wuchtigerer Kraft in den Gestalten seiner Kunst die Welt zurechtgerückt, als gerade Hebbel in seiner „Maria Magdalena“.“

In seiner Schlußbetrachtung stellt Zinkernagel den Theoritiker Hebbel über den Dichter. Er meint, Hebbel habe — theoretisch — „eine Kunstform geschaffen, die völlig in der Richtung unsrer modernen, die Schranken des menschlichen Willens resigniert aner-

kennenden Weltanschauung liegt", und er habe — wieder theoretisch — „den Weg gewiesen, auf dem das Drama unsrer modernen Zeit sich einzig und allein entwickeln kann."

Ich möchte im Gegensatz zu Zinkernagel glauben, Hebbels dramatische Theorie ist anfechtbar, weil sein Weltanschauungsbild nicht geschlossen ist. Der Dichter in Hebbel war soviel stärker als der Theoretiker, daß er häufig instinktiv gegen die so eifrig verfochtene Theorie und Weltanschauung das Richtige traf. Hebbel sagt selbst, das Drama sei Darstellung des Lebensprozesses; der Lebensprozeß aber ist ein sehr komplizierter, für den Menschen niemals klar zu erschauender. Niemals ist geleugnet worden, daß der Wille des Menschen Schranken hat, ebenso wird nie geleugnet werden, daß der Mensch innerhalb gewisser Grenzen frei ist und deshalb der Verantwortlichkeit unterliegt. Die Grenzen zwischen „frei" und „unfrei" auf kleinen Gebieten können durch wissenschaftliche Forschung verschoben werden, niemals aber wird die Wissenschaft die Frage von „frei" und „unfrei" restlos lösen, denn das wäre gleichbedeutend mit der Lösung des Lebensrätsels. Diese Lösung gibt so oder so allein der Glaube, wo aber der Glaube anfängt, da hört die Wissenschaft auf. Das Drama ist die Darstellung des Lebensprozesses, nicht, wie ihn die Wissenschaft analytisch zergliedert, sondern wie und soweit ihn die Seele des Künstlers synthetisch in seiner Ganzheit erschaut — erschaut ganz ohne Wissenschaft in der Lebenserfahrung und im Glauben. Lebenserfahrung lehrt beides, das „frei" und das „unfrei", der Glaube entscheidet sich für das eine oder andre. Der wirkliche Dichter, der das ganze reiche Leben gibt und nicht nur ein mageres Exempel zu einer Theorie, wird in seiner Dichtung auch immer das „frei" und „unfrei" zugleich darstellen und seinen Glauben über den Zusammenhang von Freiheit und Unfreiheit nur wie durch einen Schleier durchschimmern lassen.

K. Stavenhagen.



Idealismus und Realismus in den geistigen Strömungen der Gegenwart.

Unter den deutschen Philosophen der Gegenwart nimmt Eucken eine ganz besondere Stellung ein. Geht das Hauptstreben der ersteren vor allem dahin, die in den positiven Wissenschaften bewährte exakte Methode auch auf die philosophische Forschung anzuwenden, mit ihrer Hülfe die einzelnen Erkenntnisgebiete genauer durchzubilden und einem streng wissenschaftlichen Betriebe zuzuführen, so betont Eucken im Gegensatz dazu als vornehmste und dringendste Aufgabe einer Philosophie der Gegenwart, die neue Grundlegung einer Weltanschauung, in der Ueberzeugung, daß unser Kulturleben nicht nur einzelne Probleme in Hülle und Fülle enthalte, sondern daß es auch, und ganz besonders als Ganzes, einer energischen Revision und einer gründlichen Erneuerung bedürfe. Die Voranstellung dieses allgemeinen Problems findet sich in fast allen bisher veröffentlichten Arbeiten Euckens. Der Erweis und Ausbau eines neuen Lebenssystems, eines selbständigen, weltumspannenden Geisteslebens bleibt der stete Mittel- und Zielpunkt seiner Forschung. In kraftvoller, energischer Weise bringt er die Notwendigkeit eines solchen immer wieder dem modernen Menschen zum Bewußtsein und fordert ihn auf, den Kampf um seine geistige Selbsterhaltung aufzunehmen und eine Entscheidung für oder wider zu treffen. Nicht abstrakte Ideen und ausschließlich theoretische Gesichtspunkte dienen ihm dabei als Ausgangspunkt und bestimmende Faktoren, sondern auf das Ganze des Lebens selbst und die in ihm hervortretenden geistigen Tendenzen ist vielmehr sein Hauptaugenmerk gerichtet. Hier klärend zu wirken, einen allumfassenden Zusammenhang aufzufinden und damit den Grund zu einer charakteristischen Weltanschauung zu legen, läßt er sich wie in seinen früheren Werken (besonders: „Die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und Tat der Menschheit“ und „Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt“), so ganz besonders in seiner neuesten Veröffentlichung: „Geistige Strömungen der Gegenwart“ [1] angelegen sein.

[1]) Leipzig 1904. Veit u. Co. 3. umgearbeitete Aufl. 398 S. Preis M 6

Auch dieses Buch wendet sich wie seine früheren (außer den genannten sind hier noch zu erwähnen: „Die Lebensanschauungen der großen Denker“ und „Wahrheitsgehalt der Religion“) an alle Gebildeten und verdient im besten Sinne des Wortes zeitgemäß genannt zu werden. In wahrhaft universaler, historisch-kritischer Weise werden wir hier über die tiefsten Bestrebungen der Zeit und über die sie bewegenden Fragen auf allen Gebieten orientiert. Alle Probleme, die in irgend einer Form unser Leben beherrschen, zieht er in den Kreis seiner tiefgründigen Untersuchung; überall tritt aus dem Streit widersprechender Meinungen, aus dem Schwanken zwischen entgegengesetzten Bestrebungen das eine Grundproblem zutage, ob das Leben und Streben des Menschen lediglich die Bewegung der Natur fortführt, oder ob in ihm eine neue Stufe der Wirklichkeit aufsteigt.

Von der eminent praktischen Bedeutung dieses Buches für jeden ernst Strebenden ist der Schreiber dieser Zeilen aufs tiefste durchdrungen. „Tua res agitur“, heißt es auch hier. Hoffentlich gelingt es, auch den Leser davon zu überzeugen, ihn zu einer näheren Beschäftigung mit der Philosophie Euckens anzuregen, wenn wir nun im folgenden versuchen, ihm den Gedankengehalt eines so bedeutenden Buches zu übermitteln, oder vielmehr nur einen Teil seines Gedankenreichtums, der sich in einem kurzen Referate nicht erschöpfen läßt: Euckens Ausführungen über Stellung und Bedeutung des Idealismus und Realismus in den geistigen Strömungen der Gegenwart.

Eine große Verworrenheit, eine starke Unsicherheit über letzte und gemeinsame Ziele, sagt Eucken in der Einleitung, ist ein Merkmal unsrer Zeit. Diese verworrene, unsichere Lage erscheint zwar zunächst als Wirkung der geschichtlichen Ueberlieferung, die uns mit grundverschiedenen, ja entgegengesetzten Strömungen umfängt. Besonders hat das 19. Jahrhundert die eingreifendsten Wandlungen durchgemacht, die bei aller äußeren Zurückdrängung uns innerlich noch festhalten und nach widerstreitenden Richtungen ziehen. Aber die Schuld an dieser Verworrenheit trägt deshalb nicht die Geschichte, sondern unsre Unselbständigkeit ihr gegenüber, unser Mangel an Konzentration und geistiger Ueberlegenheit. Dabei ist, bei aller Zerrissenheit und Zwiespaltigkeit das Bewußtsein von der Unhaltbarkeit der älteren anthropistischen Denkweise, die den Menschen als den Mittelpunkt des Alls und die Wirklichkeit als ein Reich menschenähnlicher Größen ansah, in der modernen Menschheit lebendig geworden und damit ist zugleich ein glühendes Verlangen nach einem weiteren, gehaltvolleren Sein, ein heißer Durst nach einem Leben mit der Unendlichkeit und Wahrheit des Alls erwacht. In dieser Lage eröffnen sich zwei Möglichkeiten, die uns ein einziges Entweder — Oder vorhalten:

Führt die Bewegung gegen das Beharren beim Bloßmenschlichen dazu, den Menschen als ein bloßes Naturwesen zu begreifen und all sein Tun dem Rahmen der Natur einzufügen, und damit alles auszeichnend Menschliche als einen verderblichen Wahn auszutreiben? Oder besagt jene Bewegung das Aufsteigen einer neuen geistigen Welt, eine neue Stufe der Wirklichkeit, deren Aneignung und Ausbildung von innen her beim Menschen erfolgen muß? Trotz der Unerläßlichkeit der Entscheidung für dieses oder jenes, zeigt die Zeit infolge jener Schwäche des Einheitsstrebens ein Schwanken bald hierher, bald dorthin und einen Mangel energischer Gegenwirkung gegen das Kleinmenschliche, ein Sinken des Lebens ins Profane, Ordinäre, eine innere Verarmung inmitten überströmenden Reichtums an der Peripherie des Lebens. So befinden wir uns in einer schweren geistigen Krise, die Folge und Ausdruck einer weltgeschichtlichen Lage ist. An Versuchen, dieser chaotischen Lage eine einheitliche Gestaltung des Lebens und der Wirklichkeit entgegenzusetzen, fehlt es nicht. Aber das Streben zur Einheit gestaltet sich meistens so, daß die einzelnen Gebiete die Sache an sich reißen und das Bild vom Ganzen lediglich nach ihren besonderen Erfahrungen entwerfen; ihr Gebiet wird ihnen zum beherrschenden Mittelpunkt der Wirklichkeit. So bildet sich die Religion, die Kunst, so erzeugt die soziale Bewegung eine besondere Weltanschauung; namentlich erweitern sich die Naturwissenschaften oft zu einer umfassenden Philosophie. Die dadurch entstehenden eigentümlichen Durchblicke können jedoch immer nur zeitweilig befriedigen, da ihr viel zu knappes Maß der Wahrheit der Dinge gegenüber nur zu bald erkannt wird. Dabei verkehren sich oft die Teilwahrheiten mit ihrer Ueberspannung zur Gesamtwahrheit in Unwahrheit. Und so zeigen uns jene Partialbewegungen in ihrem Widerstreit mit einander, daß sich von den einzelnen Punkten her nichts ausrichten läßt, daß es eine der Verwirrung überlegene Einheit zu suchen gilt. Das läßt sich jedoch nicht erhaffen ohne eine Erhebung über das Ganze der Zeitlage und ein Ergreifen neuer Anfänge. Es gilt daher eine Berufung von der bloßen Zeit an das Ewige, was die Zeit trägt, vom bloßen Menschen an die überlegenen Gewalten, die den Menschen über sich selbst hinausheben, indem sie ihm ein geistiges Sein verleihen. Für dieses Ziel der Vertiefung des Lebens und der Erneuerung der Kultur hat jeder nach dem Maße seines Könnens zu wirken.

Um seiner Aufgabe allseitig gerecht zu werden, will der Verf. so vorgehn, daß er die der Zeit charakteristischen Haupttendenzen, soweit dahinter Lebensbewegungen aus dem Ganzen stehen, heraushebt, um uns zu einem Bilde der Zeit jenseit der Gegensätze zu verhelfen. Dabei wird die Untersuchung zeigen, daß ein und dasselbe Hauptproblem durch alle Mannigfaltigkeit wirkt und überall

um das Ganze gekämpft wird. Die einzelnen Strömungen und der in ihnen ermittelte Lebensprozeß sollen hierbei stets an der Frage geprüft werden, ob sie ein selbständiges Geistesleben überhaupt ermöglichen und was sie dafür leisten. Gerade hier dürfte zugleich mit der Einsicht in die Eigentümlichkeit der Zeit eine Befreiung von den Irrwegen der Zeit erreichbar sein. Um die geistige Art der Gegenwart heller zu beleuchten und abzugrenzen, soll die geschichtliche Betrachtung herangezogen werden. Dabei leitet die hellere Beleuchtung des Tatbestandes an der Hand der Geschichte schon eine kritische und absolute Behandlung ein. Nicht nur die Behandlung der Gegenwart, sondern auch die Geschichte als Ganzes verwandelt sich bei Aufdeckung des in ihr wirksamen Lebensprozesses in ein Problem und unterliegt der Frage nach ihrer Wahrheit. Erst diese Verwandlung der Geschichte in die Entfaltung eines zeitlosen Seins ermöglicht es, ihrem Ganzen irgend welchen Sinn abzugewinnen. So soll die Behauptung der Zeit an dem weltgeschichtlichen Stande der geistigen Evolution geprüft werden. Hat die Geschichte mehr Tiefe und Geist erschlossen, als jene, so wird das Streben notwendig über sie hinausgetrieben. Auf diese Weise ist die historische Kritik nicht bloß zurückschauend, sondern auch produktiv, und vermag die Weiterbewegung, die sie fordert, selbst zu fördern. Wohl ist sich der Verfasser der Gefahren und Schranken des von ihm eingeschlagenen Verfahrens voll bewußt; insbesondere empfindet er aufs stärkste die Unfertigkeit der hier dargebotenen Gedankenwelt, wie es ja nicht anders sein kann, wo wir mitten im Streben und Suchen stehen und es neue Ausblicke zu gewinnen gilt. Aber die Ueberzeugung, daß der Kreis der Möglichkeiten noch nicht erschöpft ist, und wir nicht zu bloßem Epigonentum verdammt sind, läßt ihn trotz aller Unfertigkeit getrost ans Werk gehn.

Der Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus liegt an der Frage, ob der Mensch mit seinem ganzen Leben und Streben ein bloßes Stück der natürlichen Welt, oder ob er dieser Welt innerlich überlegen ist und ihr gegenüber ein neues Reich aufzubauen vermag. Je nachdem die Antwort so oder so ausfällt, gestaltet sich das Leben vom Größten bis zum Kleinsten, im Denken wie im Handeln, grundverschieden und schließt alle Vermittlung aus. Erst das 19. Jahrhundert hat dem Idealismus, der bis dahin fast ausschließlich das Kulturleben beherrschte, ein eigenes Lebenssystem des Realismus entgegengesetzt. Solches Unternehmen schöpft seine Hauptkraft aus der Tatsache, daß die unmittelbare Welt in ihrem natürlichen Dasein der Menschheit unendlich mehr geworden ist, daß sie einen viel reicheren Inhalt entwickelt hat, als je zuvor. Zur Steigerung der nächsten Wirklichkeit verbinden sich im 19. Jahrh. die mannigfachsten Bewegungen und Erfolge

auf allen Gebieten des Lebens. Nun zuerst gelangt besonders die Macht der materiellen Lebensbedingungen zu deutlicher Anschauung und voller Anerkennung In solchen Leistungen wächst auch der Träger der Arbeit, die Menschheit, und zwar die Menschheit, wie sie leibt und lebt, nicht wie sie in der Verklärung durch eine Gedankenwelt erschien. Und da sie alle praktische und ethische Beteiligung des Menschen an sich zieht, so ist es kein Wunder, wenn sie zum Gegenstand der Verehrung und des Glaubens wird. So ist es ein Verlangen nach Wahrheit, ein Dursten nach echter Wirklichkeit, das hier alle Lebensbewegung trägt und treibt, wobei alle älteren idealistischen Lebensgestaltungen für immer zu versinken scheinen.

Aber die ganze Wirklichkeit des Menschen könnte das realistische System nur werden, wenn alle selbständige Innerlichkeit mehr und mehr vernichtet, und der Mensch gänzlich in ein Werkzeug der Arbeit verwandelt wäre. Statt dessen hat der Fortgang der Arbeit deutlich genug gezeigt, daß der Mensch nicht in die bloße Arbeit aufgeht. Schon die Leidenschaften des Kampfes ums Dasein zeigen deutlich genug, daß hinter der Arbeit empfindende und wollende Wesen voller Glücksdurst stehen. Außerdem entwickelt die Arbeit immer nur einen Teil der menschlichen Kräfte und zwar einen um so kleineren, je mehr sie sich differenziert. Solcher Verzicht auf den ganzen Menschen muß dem Realismus gleichgültig sein, denn ihm entspringt alles Leben ja erst aus der Berührung mit der Umgebung; der wirkliche Mensch aber empfindet ihn als einen schmerzlichen Verlust. Also ist in ihm mehr wirksam, als ihm der Realismus zuerkannt.

Weiter richtet die Arbeit den Menschen auf die Leistung und damit alles Sinnen nach außen. Das Streben nach Wirkung und Anerkennung muß immer mehr den ganzen Menschen absorbieren und alles selbständige Seelenleben unterdrücken. Doch wir empfinden die tatsächliche Zurückdrängung des Innenlebens als peinliche Leere, die uns die Befriedigung an der Arbeit raubt und alle ihre Erfolge seelisch in die Ferne rückt. Überblicken wir dabei das Menschenleben als Ganzes, so entspricht jener fortschreitenden Verwandlung des Daseins in Arbeit ein Zurücktreten eines geistigen Lebensinhaltes und einer gemeinsamen Geisteswelt. Damit aber geht ein Stück Leben verloren, und zwar dasjenige, das aller übrigen Betätigung erst den rechten Wert zu verleihen scheint, das unentbehrlich ist zu einem Selbstwerte, einer Seele alles Lebens. So erweist sich nicht nur der einzelne Mensch, sondern auch die Menschheit mehr, denn ihre Arbeit.

Daß das alles nicht Erwägungen grüblerischer Reflexion, sondern vielmehr Erlebnisse, Erfahrungen der Menschheit sind, zeigt sich in dem Aufkommen und Umsichgreifen einer tiefen Un-

zufriedenheit, einer pessimistischen Lebensstimmung trotz aller glänzenden Triumphe der Arbeit. Der Fehler in der Rechnung des Realismus besteht eben darin, daß er die Seele eliminieren wollte, diese sich aber nicht eliminieren läßt, die Verneinung selbst hat die Seele wieder stark hervorgetrieben. Daß aber das Verlangen nach voller Wirklichkeit des Lebens eine solche Macht im Realismus erlangt hat, lag daran, daß die überkommenen idealistischen Lebensformen eine solche Wirklichkeit vermissen ließen und keinen sicheren Boden mehr im Gesamtwesen des Menschen hatten. Es waren solcher vornehmlich zwei, eine religiöse, die zu uns vom Christentum, und eine künstlerische, die vom Griechentum her wirkt.

Die religiöse Lebensgestaltung mit ihrer Erhebung von der Zeit zur Ewigkeit, von allem Außenleben zu einer reinen Innerlichkeit, behauptet trotz aller Verdunklung eine große Wirkung und bleibt selbst bei direkter Ablehnung die unentbehrliche Voraussetzung der modernen Kulturarbeit. Ihre unmittelbare Nähe und sichere Überzeugungskraft aber hat sie für den modernen Menschen verloren, schon deshalb, weil zwischen der überkommenen Gestalt der Religion und der modernen Gedankenwelt eine tiefe Kluft entstanden ist; mehr aber noch deshalb, weil sie dem modernen Menschen nicht mehr in derselben Weise aus eigenen Erfahrungen hervorgeht, wie dem Christen der alten Zeit. Ihr entsprang die Wendung zur Religion aus stärkster Empfindung menschlicher Ohnmacht und aus einer Erfahrung unüberwindlicher Schranken und Widersprüche. Der Neuzeit hingegen ist ein jugendliches Kraftgefühl, ein starker Lebenstrieb eigentümlich, ihr verwandelt sich die Welt in eine unermeßliche Aufgabe, in deren Bearbeitung der Mensch selbst wächst. Vielleicht mag aus der Kraftentfaltung selbst schließlich eine Erfahrung der Ohnmacht hervorgehen, aber einstweilen herrscht das Bewußtsein der Stärke, und es fehlt zugleich ein eigener, unmittelbarer Antrieb zur Religion. Damit droht sie ihre zwingende Kraft und Wahrhaftigkeit zu verlieren.

Noch stärker ist die Gefahr eines Unwahrwerdens beim künstlerischen Idealismus. Er suchte die Welt nicht von einem überlegenen Standort her, sondern durch ein in ihr gelegenes Wirken zu vollenden. Die in der Berührung von Seele und Welt erfolgende Gestaltung schien mit ihrer Formgebung alles zu harmonischem Ebenmaß zu verbinden. In der Tat hat die künstlerische Lebensform mit solcher Leistung das menschliche Dasein gehoben und ihre Unentbehrlichkeit zur geistigen Durchbildung des Lebens vollauf erwiesen. Aber bedarf es nicht einer besonderen Naturbegabung, um hier den Schwerpunkt des Lebens finden zu können? Muß ferner nicht ein Mensch, ein Volk, eine Zeit eine Tiefe der Seele besitzen, um sie in jene Gestaltung hineinzulegen? Wer sie nicht besitzt, dem sinkt jenes künstlerische Leben leicht zu einer Tändelei,

einem unwahren Scheinleben. Wird endlich die Kunst den Anspruch behaupten können, die schweren Verwicklungen und die unheimlichen Abgründe des menschlichen Daseins von sich aus zu heben und in Licht und Freude zu verwandeln? Und wenn sie es nicht kann, so wird leicht die Neigung entstehen, das Dasein nach Kräften ins Schöne zu malen, zu idealisieren. Das erweckt den Widerspruch des Wahrheitssinnes, dessen Dolmetsch der Realismus wird. Noch augenscheinlicher ist sein Recht, gegen den landläufigen Idealismus, der das Allgemeine der Richtung festhält, ohne es irgend näher zu bestimmen und zu begründen. Er begeistert sich für alles „Höhere" und preist das „Gute", „Wahre", „Schöne", ohne sich über ihren Inhalt Rechenschaft zu geben.

So ist es verständlich, daß die überkommenen idealistischen Lebensformen dem neuerwachten Wahrheitsdrange nicht genügen. Ob freilich der Realismus ihn ebenso glücklich befriedigt, wie er ihn energisch vertritt, das ist eine andre Frage. Die Verkettung des Tuns mit der sichtbaren Umgebung, in der dem Realismus die Wirklichkeit des Lebens besteht, ergibt zwar Leistungen, nicht aber damit Erlebnisse, und um solche kann es sich doch nur handeln, wo Wirklichkeit für den Menschen entstehen soll. Zum Erlebnis wird die Leistung erst, wenn sie auf eine Einheit zurückbezogen und von einem Ganzen des Seelenlebens umspannt wird. Ein solches Seelenleben aber kann der Realismus aus seinen Mitteln unmöglich aufbringen und doch bedarf er desselben für seine eigene Lebensgestaltung aufs dringendste; denn erst unter der Voraussetzung eines Subjekts der Erfahrung, das zu den Dingen in Beziehung tritt, läßt sich dartun, daß die Weltumgebung für den Menschen weit mehr bedeutet, als der Durchschnittsidealismus zugestand. Dann aber wird tatsächlich der Realismus von einer Gedankenwelt des Idealismus umspannt. Auch in anderer Beziehung zeigt sich das, so sehen wir z. B. bei Comte, dem größten Philosophen des Realismus, daß er die Schäden der Zeit durchaus im Sinne des Idealismus empfindet und sie so tief faßt, daß ohne eine Möglichkeit durchgängiger Erneuerung alle Gegenwirkung verloren scheint. Was er aber im Sinne des Realismus als Heilmittel bringt ist höchst dürftig, von zusammenfassenden Formeln und Veränderungen in der äußeren Organisation des Menschen wird jene Umwälzung erwartet. Der Widerspruch zwischen der Größe der Aufgabe und der Kleinheit der Mittel ist dabei doch zu handgreiflich.

Sollte nun eine derartige zwiespältige Welt die Bedürfnisse des Geisteslebens samt dem Verlangen nach Wahrheit voll befriedigen können? Das läßt sich nur erwarten von einem neuen Idealismus, der den Wahrheitsgehalt des Realismus besonders in zwei Punkten anerkennt. Einmal wird er im Gegensatz

zu den älteren Formen des Idealismus die nächste Welt mit ihren Verwicklungen nicht von sich schieben, sondern mit voller Mannhaftigkeit in den Kampf mit der Unvernunft des Daseins eintreten. Denn daß der Lebensprozeß sich nie von der Welt zurückziehen darf, das hat der Realismus mit Recht zur Anerkennung gebracht.

Dieses mutigere Eintreten in den Weltkampf ist aber ohne eine durchgehende Kräftigung nach innen nicht möglich. Die vollere Wirklichkeit und Wahrheit des Lebens, die der Realismus mit Recht fordert, kann nicht von draußen zufallen, sondern verlangt vor allem eine Weiterbewegung im Innern. Die Geistigkeit darf nicht einen bloßen Zuwachs, eine Bereicherung eines vorhandenen Seins bilden, sondern das Sein selbst muß in volles Leben verwandelt werden. Das aber kann nur geschehen, wenn unter Abhebung von aller besonderen Tätigkeit eine allumfassende, in sich selbst ruhende Tätigkeit entsteht und eine eigene Wirklichkeit entwickelt. Ohne eine solche Vertiefung der Tätigkeit bis zum letzten Grunde wird immer eine starke Kluft zwischen einem dunkeln Sein und einer abgelösten Tätigkeit bleiben, die das Leben unwahr macht, indem sie das Eingehen des ganzen Wesens in das Wirken verhindert. Zum Aufbau einer neuen Welt gegenüber der sichtbaren kann alle geistige Tätigkeit nie gelangen, wenn sie nicht mehr bedeutet, als eine Eigenschaft, ein Streben des bloßen Menschen. Denn dann könnte sie sich der Abhängigkeit und der Widersprüche der menschlichen Lage nie entwinden.

Ohne eine dem bloßen Menschen überlegene Geisteswelt fehlt daher dem Idealismus aller Halt. Ein Aufbau einer Welt von innen her ist nicht möglich ohne eine Teilnahme an einer übermenschlichen Ordnung der Dinge, einer neuen Stufe der Wirklichkeit. Damit erst wird die Forderung Platos erfüllt, daß die Größen und Güter der neuen Welt unabhängig von allem Mögen und Meinen der Menschen gelten, daß nicht sie ihre Wahrheit vom Menschen erhalten, sondern daß sich die Wahrheit seines Lebens nach der Teilnahme an ihnen bemißt. Mit der Preisgebung dieser Überzeugung mußte selbst das Streben nach Wahrheit zusammenbrechen.

Auch der Begriff des Guten ist undenkbar ohne eine Überlegenheit gegen alle menschlichen Zustände. Damit tritt zugleich der Hauptgegensatz deutlicher hervor, der durch alles menschliche Handeln geht und keinerlei Abschwächung duldet. Entweder findet die geistige Entwicklung nur der menschlichen Wohlfahrt halber statt, oder das menschliche Leben gewinnt nur einen rechten Sinn, wenn es der Verwirklichung einer in sich selbst gegründeten Geisteswelt dient, entsprechend der Überzeugung Kants: „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Wert mehr, daß

Menschen auf Erden leben". Jene Denkweise richtet alles Streben nach außen, macht es abhängig und unsicher; bei dieser allein kann innere Freiheit und Festigkeit bestehen. Bei solcher Gegenwart einer neuen Welt im Menschen bildet sich ein weiter Abstand zwischen seinem unmittelbaren Befinden und den geistigen Möglichkeiten seines Wesens, den zu verhüllen nicht im mindesten zur Aufgabe werden kann, wo das Geistesleben die Anerkennung seiner Selbständigkeit gegenüber dem bloßen Menschen gefunden hat. Solange jenes allein auf den Menschen gestellt schien, lag die Versuchung nahe, diesen in möglichst günstigem Lichte erscheinen zu lassen, ihn künstlich zu heben, um die „Ideale" zu retten.

Gegenüber einem solchen unwahren Idealismus hat der Realismus mit der unverblümten Hervorkehrung aller Schwäche des Menschen und der Unvernunft der menschlichen Lage vollkommen recht. Nur dann gerät er ins Unrecht, wenn er das zur Leugnung alles echten Geisteslebens wendet. So geschieht es heute besonders oft bei der Erklärung geschichtlicher Vorgänge. Man zeigt, wie wenig auch große Umwälzungen, selbst religiöse Schöpfungen, wie das Christentum und die Reformation aus rein geistigen Beweggründen hervorgegangen, wie allezeit kleinmenschliche Interessen, selbstisches Glückverlangen bei der Menschheit ausschlaggebend waren. Diese realistische Seite der Bewegung ist durchaus anzuerkennen, aber gerade dadurch erscheint die in jenen Schöpfungen wirksame geistige Macht nur noch größer. Die Menschen wollten jene nicht, und doch mußten sie schließlich ihnen huldigen. Sie wollten ihren eigenen Vorteil, aber warum mußten sie sich immer den Schein geben, jenes Große seiner selbst wegen zu wollen? Je kleiner in dem allen der bloße Mensch sich zeigt, desto größer erscheint die Macht des Geistes, die trotz aller Widerstände der Geschichte einen geistigen Inhalt und den einzelnen Epochen einen unterscheidenden Charakter verleiht.

So gewährt die Anerkennung eines selbständigen Geisteslebens dem Idealismus eine Befestigung gegen den Realismus. Es handelt sich bei ihm um den Aufbau einer neuen, allein echten Wirklichkeit, insofern muß er *substantieller* Idealismus sein. Dieser Aufbau erfolgt zwar im Bereich des menschlichen Daseins unter besonderen Bedingungen und Erfahrungen, nur muß das Besondere der einzelnen Erfahrungen in ein Ganzes der Erfahrung eingetragen und von da aus berichtigt werden. Insofern muß der Idealismus *universaler* Art sein. So gewiß endlich das Geistesleben als tiefster Kern unseres eigenen Wesens in unserm Sein angelegt sein muß, zu vollem Besitz gelangt es erst durch die Aufnahme in unser Wollen. Dazu bedarf es einer unablässigen Tat. Insofern muß der Idealismus einen *ethischen* Charakter tragen.

Natürlich können solche Begriffe und Erörterungen nie ein lebendiges Sein erzeugen oder auch nur entwerfen. Nur durch neue Entfaltungen, die den Talbestand erhöhen, sind Stockungen des Lebens, wie wir sie heute erfahren, zu überwinden. Erst dann wird, für den Menschen schwerlich ohne schmerzliche Erschütterungen, wieder ein lebendiger und konkreter Idealismus erstehen, den wir heute nur tastend suchen.

Cl. v. Henke.



Hans Prutz, Bismarcks Bildung, ihre Quellen und ihre Äußerungen. Berlin, G. Reimer. 1904. M. 3.

„Bismarcks Bildung“ — ein vielverheißender und verlockender Titel, denn wenn uns auch Bismarck vor allem als Mann der Tat, als virtuoser Beherrscher realer Mächte bewundernswert ist, der Zauber der genialen Persönlichkeit drängt uns doch immer wieder die Frage nach der Gedankenwelt auf, der diese Taten entsprungen sind.

Den Beitrag, den Prutz in seinem Buche zur Lösung dieser Frage gibt, bezeichnet er selbst als einen Versuch: „Es ist ein Versuch und will und kann zur Zeit nicht mehr sein, als ein solcher. Denn noch liegt für die Beantwortung der damit gestellten Frage das nötige Material nicht entfernt vollständig vor, das aber, was vorliegt, ist in seinen einzelnen Bestandteilen sehr ungleichwertig.“ Diese Gründe beweisen doch wohl zu wenig oder zu viel. Daß ein Historiker, der sich eine einigermaßen komplizierte Aufgabe gestellt hat, mit ungleichwertigem Material arbeiten muß, ist nur selbstverständlich; und ebenso wird ja auch jeder Historiker, der sich mit jüngst verflossenen Zeiten beschäftigt, mit der Wahrscheinlichkeit rechnen müssen, daß sein Material weiterhin noch vervollständigt wird. Aber die Schwierigkeiten, mit denen Prutz es zu tun hat, können doch weder in der Dürftigkeit noch in dem geringen Wert der Quellen liegen. Über welche geschichtliche Persönlichkeit haben wir denn ein reicheres und ein wertvolleres Quellenmaterial, als das in Bismarcks Reden und Briefen, in den „Gedanken und Erinnerungen“ und der Masse von Berichten ihm Nahestehender enthaltene? Wenn wir auch auf viele und wichtige Ergänzungen hoffen dürfen, daran kann man doch nicht zweifeln, daß an seinem Charakterbilde, wie es jetzt vor uns steht, im wesentlichen sich dadurch nichts verändern wird. Aber andererseits kann gern zugestanden werden, daß die inneren Schwierigkeiten einer solchen Aufgabe bedeutende sind, die nicht bloß die Sammlung eines umfassenden, weit zerstreuten Materials erfordert, sondern vor allem auch eine kongeniale Fähigkeit des Nachempfindens, und wir können es daher niemand verargen, wenn er sich hier mit einem bloßen Versuch begnügen will. Sehen wir also zu, was hier im Rahmen einer solchen Skizze geboten wird, welches Ziel der Verfasser sich gesteckt und wie weit er es erreicht hat.

Das Wort „Bildung" faßt Prutz in dem landläufigen Sinne als einen „eisernen Bestand" von Kenntnissen und Anschauungen, der in den Lehrjahren im Haus und Schule, auf der Universität und in der Versuchszeit der Berufstätigkeit erworben wird und der dann in den Jahren der Reife einen in der Hauptsache abgeschlossenen Besitz bildet. Die Bildung Bismarcks soll nun in ihrem Umfang und ihrer Eigenart „durch die Zusammenstellung der von Bismarck gebrauchten Zitate, Bilder und Anspielungen" charakterisiert werden. Wir sehen also, daß der Begriff der Bildung sowohl als der Umkreis dessen, was der Titel „ihre Äußerungen" nennt, von vornherein etwas eng genommen ist. In der Hauptsache liefert uns Prutz denn auch einen Zitatenschatz aus Bismarck, nach Quellen geordnet, zum Teil im Anschluß an Büchmanns „Geflügelte Worte" und Hoffmanns von Fallersleben „Unsre volkstümlichen Lieder". Wo ihn diese Gewährsmänner im Stich lassen, tut er unsichere Tritte, und gelegentlich zitiert er auch sie ungenau, so wenn er z. B. (S. 56) als Dichter des Liedes „Morgen, morgen, nur nicht heute" Christian Weise anstatt Christian Felix Weiße nennt, wie der Literaturkundige weiß, zwei wohl zu unterscheidende Personen. Häufiger sind die Irrtümer, die Prutz auf eigene Hand begeht. Unter den Vergleichen, die Bismarck dem Sagenkreise der Herakles entlehnt habe, zählt er auch den Ausdruck „Prokrustesbett" auf (S. 70 f.). Eine Anspielung auf die „Raben vom Kyffhäuser" führt Prutz (S. 114 f.) auf das „Uhlandsche" Gedicht „von dem im Kyffhäuser schlafenden Kaiser Friedrich" zurück, gemeint ist natürlich das Rückertsche „Der alte Barbarossa". Die Worte „Gefährlich ist es deshalb, den Schankwirt zu reizen" bezeichnet Prutz (S. 143) als die Parodie einer Stelle aus dem „Handschuh"! Eine gelegentliche Äußerung Bismarcks „Le roi s'amuse" nennt Prutz (S. 174) eine Anspielung auf das bekannte Scribesche Drama; statt „Scribe" lies „Victor Hugo"! Manch andere Zuweisungen von Zitaten sind mindestens zweifelhaft. Der Ausdruck „materia peccans", der als technischer philosophischer Ausdruck angeführt wird (S. 23), gehört heute doch wohl dem medizinischen Sprachgebrauch an, „pretium affectionis", das unter den „Wendungen, die keinem besonderen Wissensgebiet eigentümlich zugehören", genannt wird (S. 86), hätte seine Stelle unter den technischen juristischen Ausdrücken erhalten sollen.

Die Zusammenstellungen der Zitate werden durch Betrachtungen des Autors über den Bildungsgang und Umfang und Richtung der Bildung Bismarcks verbunden, Betrachtungen, die sich im allgemeinen auf der Gedankenhöhe der Feuilletons bewegen, die Adolf Kohut und Genossen zu 100jährigen Geburts- und Todestagen usw. unseren Tageblättern liefern. Durch zweierlei indessen unterscheiden sie sich von jenen Feuilletons, und nicht zu ihrem Vorteil.

Das ist zunächst eine oft zutage tretende Philiströsität, die gelegentlich gar an den Ton von Biedermeyers großer Literaturballade streift. So zitiert Prutz (S. 100) einen Brief vom 8. Juni 1850, in dem Bismarck von seinen Kalif Omarischen Gelüsten zur Zerstörung der Bücher außer dem christlichen „Koran" spricht und die Buchdruckerkunst „des Antichrists auserlesenes Rüstzeug" nennt, und fügt ängstlich begütigend hinzu: „Wie so manche ihm damals entfahrene Äußerung darf man auch diese, zumal sie halb scherzend getan ist, nicht zu ernst nehmen." Wen glaubt Prutz belehren zu müssen, daß man eine „halb scherzend" getane Äußerung „nicht ernst" nehmen müsse, und wer möchte sich solche Kraftsprüche, die Bismarck „mit der ihm eigenen überstürzten Offenherzigkeit" (Prutz) ausgesprochen, gern verwässern lassen! Ein andermal zeigt sich Prutz um Bismarcks sittliche Reputation besorgt. Er sagt: „Von modernen

französischen Dichtern scheint ihm Beranger besonders zugesagt zu haben", äußert aber sogleich auch die Vermutung oder Hoffnung, daß er „an einzelnen seiner Lieder Anstoß" genommen habe (S 172) Was gehen uns denn hier, bei den höchst harmlosen Berangerzitaten Bismarcks, seine „lockeren Lieder" an?

Das zweite Unterscheidungszeichen der Prutzichen Prosa bildet der Stil. Ich bin weit davon entfernt, die Sprache der Journalistik mit ihrer oft liederlichen und oft affektierten Nachahmung der bequemen Umgangssprache als Muster aufzustellen, aber immerhin hat sie den Vorzug, daß sie für Auge und Ohr leicht verständlich ist. Ein so papiergeborner Stil dagegen, wie ihn Prutz schreibt, ist jetzt glücklicherweise auch in der wissenschaftlichen Literatur selten geworden. Sätze von der Länge und dem verzwickten anatomischen Bau eines Ichthyosaurus kommen bei ihm häufig vor; das Auge vermag ja wohl vor- und zurückgreifend die Satzglieder zusammenzulesen, am Ohr würden sie unverstanden vorüberrauschen.

Durch ein tieferes Eindringen in die Sache zeichnet sich das letzte Kapitel „Bismarcks historische Anschauungen" aus, in dem Prutz sich auf dem Boden seines Spezialfaches bewegt. Nicht ganz überzeugend aber ist hier das, was über die Gleichgültigkeit Bismarcks gegen die alte Geschichte gesagt ist Prutz meint, daß Bismarck der römischen Geschichte nur „historische Anekdoten" entnommen habe, doch schon seine eigenen Anführungen stimmen nicht ganz zu dieser Behauptung vor allem aber ist auffallenderweise unerwähnt geblieben, daß Bismarck mehrfach sich in Parlamentsreden auf Mommsens römische Geschichte berufen hat. Mommsen zitiert er als Kronzeugen gegen die Freihandelspolitik seiner freisinnigen Parteigenossen, so am 8 Jan. 1885, wo er von der Schilderung spricht, die ein Mommsen nach 2000 Jahren vom Niedergang der deutschen Landwirtschaft machen würde, und am 14. Febr. 1885, wo er sich für die Behauptung, daß die Latifundienbildung durch den Ruin der Landwirtschaft, durch zu wohlfeile Preise begünstigt werde, auf Mommsen beruft

K Girgensohn



Die Minimal- und Maximal-Bestimmungen über den bäuerlichen Grundbesitz in Livland.

Von

Alexander Tobien[1].

Unter allen Produktionsmitteln, die dem Menschen zur Betätigung seiner Arbeitskraft verliehen sind, ist der Boden der wichtigste. Weil der Boden ein Produktionsfaktor monopolistischer Art, d. h. nur in beschränktem Maße verfügbar ist, gestaltet sich das Problem seiner Verteilung um so schwieriger, je mehr die Zahl derer wächst, die auf die Nutzanwendung dieses wichtigsten Produktionsmittels angewiesen sind, oder aber Anspruch erheben. In Zeiten fortschreitender Entwicklung eines Volkes gewinnt das Agrarrecht, das die Bodenverteilung regelt, immer höhere Bedeutung, zumal die politische Verfassung der Staaten im wesentlichen auf ihrer Agrarverfassung beruht. Je schärfer die Wechselbeziehungen zutage treten, die zwischen dem Agrarrecht und allen übrigen, die Volkswohlfahrt bedingenden bürgerlichen Rechtsverhältnissen bestehen, um so gefährlicher sind Eingriffe der Gesetzgebung in historisch ausgebildete Besitzverhältnisse[2].

Seitdem die französische Nationalversammlung in der Nachtsitzung vom 4. August 1789 den Grundsatz des unbeschränkten Grundeigentums proklamiert und die Napoleonische Gesetzgebung dieses Prinzip weit über die damaligen Grenzen Frankreichs zur

---

[1]) Ein Teil dieses Aufsatzes wurde vom Verfasser der Kaiserlichen Livl. Gemeinnützigen und Ökonomischen Sozietät in ihrer öffentlichen Sitzung vom 21. Januar (5. Febr.) 1905 vorgetragen.

[2]) Dr. A. Lette, „Die Verteilung des Grundeigentums im Zusammenhang mit der Geschichte der Gesetzgebung und den Volkszuständen.“ Berlin 1858, S 1 ff.

Geltung gebracht hatte, ist die Frage, ob und wieweit die Veräußerlichkeit und Teilbarkeit des Grundeigentums zu beschränken oder aber zu fördern seien, eine der wichtigsten sozialpolitischen Probleme geblieben[1]. Am lebhaftesten wurde hierüber um die Mitte des 19. Jahrhunderts gestritten[2], und als Ergebnis der vielen Erörterungen kann nach Roscher die Ansicht als die damals vorherrschende betrachtet werden, daß eine Mischung von großen, mittleren und kleinen Gütern, wobei die mittleren überwiegen, das national und wirtschaftlich heilsamste Verhältnis sei[3]. Diese Größenbegriffe sind freilich keineswegs feststehende, denn zweifellos vermag die geometrische Flächenausdehnung an sich kein Kriterium für die Einteilung der Güter nach Größenklassen abzugeben.

Im allgemeinen darf jedoch gesagt werden, daß als große Güter solche zu gelten haben, deren Wirtschafter schon mit der bloßen Direktion des Betriebes vollauf beschäftigt ist, während als Güter mittlerer Größe diejenigen bezeichnet werden können, bei denen der Besitzer nicht ausschließlich durch die Leitung des Betriebes in Anspruch genommen wird, sondern an den auszuführenden Arbeiten sich unmittelbar selbst beteiligt. Von kleinen Gütern dagegen spricht man gewöhnlich dann, wenn sie der Regel nach ausschließlich von dem Wirt selber und dessen Angehörigen bearbeitet werden und gerade hinreichen, um dem Eigentümer einen auskömmlichen Unterhalt zu sichern. An diese reiht sich der Parzellenbesitz, auf denen landwirtschaftliche Tagelöhner, Kleinhandwerker 2c. zu sitzen pflegen, deren Unterhalt durch den Ertrag des Grundstückes nicht sichergestellt ist.

Je nach Klima, Bodenbeschaffenheit und Lage sind natürlich die als große, mittlere und kleine Güter geltenden Grundstücke ganz verschiedenen Umfanges, und die Maßregeln, die in einzelnen Staaten im Sinne einer zweckmäßigen Bodenverteilung getroffen wurden, differieren daher erheblich in ihren Größenbestimmungen. Zwar sind in den meisten Staaten Europas alle Teilbarkeitsbeschränkungen beseitigt, seitdem die französische Revolution das Prinzip der Freiheit des Grundeigentums zur Herrschaft brachte, allein vereinzelt gibt es doch noch Vorschriften aus älterer Zeit, die gegen die Mobilisierungsfreiheit gerichtet sind. Zu diesen

---

[1] Bruno Hildebrand, „Die soziale Frage der Verteilung des Grundeigentums im klassischen Altertum." Jahrbücher für Nationalök. und Statistik 17. Jahrg. 1869. S. 1 ff.

[2] Roscher, „Nationalökonomik des Ackerbaues." 13. Aufl., bearbeitet von Heinrich Dade. Stuttgart 1903, S. 221. Dr. Karl Hey, „Die Parzellenwirtschaften im Königreich Sachsen." Tübingen 1903, S. 3 ff.

[3] Roscher-Dade a. a. O. S. 238.

gehören die Bestimmungen, welche die Verkleinerung der einzelnen Grundstückparzellen unter ein gewisses Maß verbieten, nicht etwa um eine Besitzzersplitterung zu verhüten, sondern um zu verhindern, daß die landwirtschaftlich genutzten Parzellen unter eine Arealgröße sinken, die eine rationelle Bestellung erschweren[1].

Solche Vorschriften über Parzellenminima haben ihren Wert dort, wo Streubesitz vorherrscht, d. h. wo nicht geschlossene Höfe die Regel bilden, sondern wo die ein Besitztum bildenden Grundstücke zerstreut und im Gemenge mit Parzellen liegen, die verschiedenen Eigentümern gehören.

Von weit größerem Interesse für uns sind diejenigen westeuropäischen Vorschriften, die darauf abzielen, durch Bestimmung eines Besitzminimums mittlere Güter, in der Hauptsache Bauergüter, vor einer unwirtschaftlichen Zerstückelung zu bewahren. Bestimmungen dieser Art sind am schärfsten in Baden ausgebildet, wo gegen 5000 Bauerhöfe des Schwarzwaldes im J. 1888 schlechtweg als geschlossen erklärt worden sind. Der Hof darf nur in seinem ungeteilten Bestande von einem Inhaber auf den andern übergehen, und Abtrennungen von Parzellen sind nur in besonderen, vom Gesetz vorgesehenen Fällen gestattet[2].

Im Königreich Sachsen, in Sachsen-Altenburg, Schaumburg-Lippe und Lippe-Detmold, in Reuß ä. L., Schwarzburg-Sondershausen und in Mecklenburg finden sich Verordnungen, die das Zerstückeln von Landgütern unter ein gewisses Mindestmaß verbieten[3].

Unter all diesen, die freie Teilbarkeit einschränkenden Bestimmungen ist für uns von besonderem Interesse das für das Königreich Sachsen erlassene Gesetz vom 6. November 1843. Ebenso wie bei uns bilden dort Rittergüter, d. h. mit besonderen Vorrechten ausgestattete Landgüter, und geschlossene Bauergüter das Fundament der politischen Verfassung. Trotzdem in Sachsen

---

[1] Dr A v Miaskowsky, „Das Erbrecht und die Grundeigentumsverhältnisse im Deutschen Reich." 1. Abt., Leipzig 1882, S. 115 (Band XX der Schriften des Vereins für Sozialpolitik)

[2] Adolf Buchenberger, „Agrarwesen und Agrarpolitik", 1 Band, Leipzig 1882, S. 454, Miaskowski a. a. O. II, S. 156, 167; Buchenberger, „Das Verwaltungsrecht der Landwirtschaft und die Pflege der Landwirtschaft im Großherzogtum Baden", S. 606 ff. 1887. Georg Koch, „Die gesetzlich geschlossenen Hofgüter des badischen Schwarzwaldes" 4. Band 1. Heft der Volkswirtsch. Abhandlungen Badischer Hochschulen Tübingen 1900.

[3] Buchenberger a. a. O. S 455; Dr Karl Mamroth, „Die Beschränkungen der Parzellierungsfreiheit in Sachsen, Sachsen-Altenburg und Württemberg." Jahrbücher für Nationalökon. und Statistik, 3. Folge, 8. Bd., 1894 S. 72 ff

Industrie und Handel vorherrschen und der Ackerbau nach der Zahl der Personen, denen er Beschäftigung gewährt, weit in den Hintergrund tritt[1], so ist man doch beflissen, den Bauerstand vor Zerbröckelung zu bewahren und die Rittergüter, „den Herd der Kultur für das platte Land“[2], in ihrem Bestande und in ihren Vorrechten[3] zu schützen.

Wie in Livland, nahm auch in Sachsen zu Beginn der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts eine Periode agrarischer Reformen ihren Anfang, die dort jedoch, im Gegensatz zu Livland, eine durchgreifende Regulierung der Grundsteuerverhältnisse zur unmittelbaren Folge hatte. Als die Reform der Grundsteuer Sachsens vor 60 Jahren ins Auge gefaßt worden war, mußte sich die sächsische Regierung mit der Frage beschäftigen, ob die bisher in Geltung gewesenen Verbote zu weitgehender Teilung der Landgüter aufrecht zu erhalten seien oder nicht[4]. Der sächsische Landtag entschied sich für die Aufrechterhaltung, jedoch zeitgemäße Ausgestaltung der alten Teilungsverbote, nicht etwa weil vorhandene schlechte Zustände zu beseitigen waren, sondern weil für die Zukunft einer gesunden Grundbesitzverteilung die Wege geebnet werden sollten. Das in diesem Sinne ausgearbeitete, am 30. November 1843 erlassene Gesetz unterscheidet „Rittergüter“ und „übrige Grundstücke“. Von einem Rittergut darf auf einmal oder nach und nach nur soviel abgetrennt werden, daß $^2/_3$ des Steuerwertes, nach Ausschluß des Wertes der Gebäude, beim Stammgut verbleiben. Dieser Beschränkung sind auch die „übrigen Grundstücke“ unterworfen, soweit sie als geschlossene gelten, denn neben den geschlossenen gibt es sog. „walzende“ Grundstücke, die dem Gesetz vom J. 1843 nicht unterliegen. Für die Rittergüter sind keinerlei Ausnahmen von dieser Regel zugelassen, während für die „übrigen Grundstücke“, d. h. den Kleingrundbesitz, dann weitergehende Teilungen eingeräumt werden dürfen, wenn es gilt zum Zwecke des Betriebes einer Handelsgärtnerei, zur Erbauung neuer Wohnungen, zur Anlage von Fabriken kleinere Parzellen abzuzweigen. Über die Zulässigkeit der Ausnahmen haben die Verwaltungsbehörden zu entscheiden.

In Livland ist der land- und forstwirtschaftlich genutzte Boden dem freien Verkehr in einem Maße entzogen, wie abgesehen von unsrer Nachbarprovinz Estland und der Insel Oesel in keinem Lande der Welt.

---

[1]) Hey a. a. O. S. 35 ff. [2]) Mamroth a. a. O. S. 76.
[3]) Dr. H. L. Hofmann, „Die Rittergüter des Königreichs Sachsen.“ Dresden-Blasewitz 1901. [4]) Mamroth a. a. O. S. 74 ff.

Der beliebigen Veräußerung des Hofslandes steht die provinzialrechtlich bestimmte Minimalgröße der Rittergüter entgegen[1], und wenn diese auch für unsre Verhältnisse niedrig, d. h. auf nur 900 Lofstellen = 335,44 Hektar Gesamtareal bemessen ist[2], so gibt es doch unter den 701 Rittergütern 53, die das zulässige Mindestmaß bereits erreicht und daher als geschlossene Güter zu gelten haben. Rechtlich gebunden, d. h. unverkäuflich, sind ferner die Hofs- und Quotenländereien der Ritterschaftsgüter, der Fideikommisse und aller Pastoratsländereien[3].

Vor einem Jahrzehnt durfte über die Quotenländereien derjenigen privaten Rittergüter, die nicht fideikommissarisch gebunden sind, frei verfügt werden. Das provisorische Quotengesetz vom 18. Februar 1893 beschränkt jedoch die freie Verfügung auch über diese Ländereien, indem es den Verkauf von Stücken der Quote nur dann erlaubt, wenn die zu veräußernde Parzelle die Größe von 10 Talern nicht übersteigt und der Käufer weder Eigentümer noch Pächter eines Bauerlandgesindes ist[4].

Die strengen Schutzmittel, die das große Gebiet des Bauerlandes dem freien Verkehr entrücken, verbieten dem Gutsherrn das Bauerland anders zu nutzen, als durch Verpachtung oder

---

[1] Art. 602 des Provinzialrechts III. Teil.

[2] In Estland muß jedes Rittergut mindestens 150 Dessätinen Hofes-Ackerland nebst den entsprechenden Wiesen und Weiden umfassen, auf der Insel Oesel ist das Mindestmaß eines Rittergutes auf 120 Lofstellen Acker in den Hofsfeldern festgesetzt, wozu noch 4 Oeselsche Haken Bauerlandes gehören müssen, in Kurland dürfen Rittergüter nur soweit geteilt werden, daß in jedem Falle das dem Hauptgut verbleibende Stammland für eine Aussaat von mindestens 30 Tschetwert = 62,[illegible] Hektoliter Roggen hinreiche. Art 601, 603 und 616 des Provinzialrechts III. Teil.

[3] Die Bauerländereien der Ritterschaftsgüter durften bis zum Erlaß des Allerhöchsten Befehls vom 3. März 1886, der den Verkauf vorläufig inhibierte, verkauft werden (vgl. A. v. Kieseritzky, „Die Livl Bauerverordnung", I Hälfte, Petersburg 1900, S 18, und E v. Bodisco, „Die Estl Bauerverordnung", Reval 1904, S 60, Anmerk 31. Die Bauerländereien der Fideikommißgüter dürfen verkauft werden, wenn die Allerhöchste Erlaubnis hierzu erlangt ist (Art. 887 des Provinzialrechts III Teil, vgl Bodisco a a O. S. 60; ferner: Patent der livl. Gouvernementsreg. Nr 141 vom J. 1868 und Nr 3 vom J. 1870 u. a.). Die Bauerländereien der Pastorate sind zur Zeit unverkäuflich (Gesetz für die evang.-lutherische Kirche in Rußland, Sammlung der Reichsgesetze Band XI Teil I, Ausg. v 1896, Art. 715 und Art. 887 des Provinzialrechts III Teil), doch hat der livl Landtag vom J 1899 ihren Verkauf beschlossen, infolge wessen ein Entwurf von Regeln für den Verkauf dieser Ländereien am 15. Febr 1900 dem livl Gouverneur zur Erwirkung staatlicher Genehmigung übergeben wurde, bis hierzu ist die Erlaubnis zum Verkauf noch nicht erteilt worden (Akte des Livl. Landratskolleg. Nr 274,P)

[4] Kieseritzky a. a O S. 74 Für Estland und die Insel Oesel sind ähnliche Bestimmungen erlassen, die das Verfügungsrecht über die Quote, dort „Schättel" genannt, wesentlich beschränken; vgl. Bodisco a. a. O. S. 14.

Verkauf[1], wobei das Vertragsobjekt nicht unter eine Mindestgröße geteilt werden darf (Minimumgesetz)[2] und Pächter wie Käufer Glieder einer Landgemeinde sein müssen[3]. Der bäuerliche Eigentümer hingegen ist weit weniger behindert, denn er darf sein Grundstück selbst bewirtschaften, natürlich auch verpachten und verkaufen, und ist beim Verkauf, nicht aber bei der Verpachtung an das Teilungsverbot des Minimumgesetzes gebunden[4].

An diesen Einschränkungen des freien Verkehrs findet das geltende Gesetz noch kein Genüge, denn es setzt dem bäuerlichen Grundeigentum auch eine obere Grenze, indem es vorschreibt[5], daß niemand innerhalb eines Gemeindebezirkes mehr als einen Haken Bauerlandes zu eigen haben dürfe. Alle diese rechtlichen Qualifikationen, Beschränkungen und Verbote entziehen fast $^2/_5$ des Bestandes der livländischen Rittergüter und Pastorate dem freien Verkehr[6].

In Livland gibt es 701 Rittergüter, von denen 7 der livländischen Ritterschaft, 18 livländischen Städten gehören und 79 fideikommissarisch gebunden sind. Sonach haben wir 104 rechtlich gebundene Rittergüter, zu denen noch 100 Pastoratswidmen zu zählen sind, und 597 ungebundene Rittergüter. Alle Rittergüter und Pastorate umfassen 9,399,312 Lofstellen = 3,492,786 Hektar Gesamtareal. Hiervon sind, dank den vielfachen Rechtsbeschränkungen, denen einerseits die 25 Güter der Korporationen und die 79 Fideikommißgüter, anderseits die 3 rechtlich geschiedenen Bodenkategorien: Hofsland, Quote und Bauerland aller Rittergüter und Pastorate unterliegen:

1. unverkäuflich:	1,728,804	Lofst. =	641,682	Hektar	od.	18,37 %
2. zur Zeit noch unverkäuflich:	77,868	„ =	28,936	„	„	0,83 %
3. bedingt verkäuflich:	4,037,875	„ =	1,500,474	„	„	42,96 %
4. frei verkäuflich:	3,554,765	„ =	1,321,694	„	„	37,84 %
(Vgl. die Beilage)	9,399,312	Lofst. =	3,492,786	Hektar	od.	100,00 %

---

[1]) Livl. Bauerverordnung vom 13. November 1860, § 3 und 101.

[2]) B. V. § 114. — [3]) B. V. § 3, 101 und 112.

[4]) B. V. § 223, siehe weiter unten. — [5]) B. V. § 221.

[6]) Wir behandeln hier nur die rechtlichen Verhältnisse der livländischen Rittergüter und Pastorate, nicht aber auch die der Domänengüter. Über Umfang und Gliederung des Bestandes der etwa 123 Domänengüter Livlands, die annähernd 628,247 Dessätinen = 685,850 Hektar groß sind, lassen sich zuverlässige Angaben schlechterdings nicht beschaffen. Diese Tatsache findet wohl darin ihre Erklärung, daß die Agrarordnung auf den Domänengütern nicht durch die für die Rittergüter geltenden Gesetze, sondern durch zahlreiche Spezialverordnungen geregelt ist, die einen häufigen Wechsel in der Nutzungsweise der domanialen Ländereien zuwege gebracht haben. Die recht verworrenen Gesetze und Verordnungen über die Agrarordnung auf den Domänengütern findet man, leider in wenig übersichtlicher Darstellung, bei Kieseritzky, „Die Livländische Bauerverordnung" ꝛc. S. XXXIII ff. (Nachträge) und S. 2 ff.

Wenngleich das Gefüge der rechtlichen Hemmnisse, die den Bodenverkehr einengen, tief in das Wirtschaftsleben Livlands eingreift und einen bureaukratischen Kontrollapparat notwendig macht, dessen Instanzenzug kennen zu lernen allein schon schwierig genug ist, wird wohl kaum jemand in Livland für die Beseitigung aller dieser Schranken eintreten wollen.

Das Mindestmaß der Rittergüter ist notwendige Voraussetzung der staats- und privatrechtlichen Vorrechte, die den Rittergütern eigen sind. Zu den Vorzügen staatsrechtlicher Natur gehört das Recht der Landstandschaft, d. h. die Landtagsfähigkeit, während das ausschließliche Recht des Branntweinbrandes und der Bierbrauerei, sowie das Recht der Anlage von Krügen und das Abhalten von Märkten auf dem Gebiete des Rittergutes[1] die privatrechtlichen Vorrechte ausmachen. Wiewohl sonach die noch heute bestehenden Vorrechte der Rittergüter, namentlich im Vergleich mit der Vergangenheit[2], nicht erhebliche sind, ist die Minimalgröße der Rittergüter doch, und zwar im Interesse der Landstandschaft, unbedingt aufrecht zu erhalten.

Die strengen Schutzmittel, die das große Gebiet des Bauerlandes seit 50 Jahren umgeben und die Eigentumsrechte der Gutsherren so sehr beschränken, daß im Grunde nur noch von einem gutsherrlichen Obereigentum am Bauerlande die Rede sein kann, — diese Schutzmittel bilden so sehr das Wesen unsrer Agrarverfassung, daß ihre Aufhebung eine radikale Änderung bedeuten würde Freilich, der „rote Strich", wie wir sagen, der „Leihezwang", wie man in Deutschland die Verpflichtung der Gutsherren nannte, den als Bauerland ausgeschiedenen Teil der Rittergüter lediglich bäuerlicher Nutznießung zu überweisen, dieses eigenartige Rechtsverhältnis ist in Westeuropa längst beseitigt[3] und besteht im Osten von uns, im Innern Rußlands, nicht in der ausschließlichen Strenge wie in Liv- und Estland und auf der Insel Oesel[4].

---

[1]) Provinzialrecht Teil III, Art 884. Die Jagd ist ein Recht jedes Grundeigentümers, mit Ausnahme des Eigentümers von Bauerlandstellen. Vgl. Prof. Dr Karl Erdmann, „System des Privatrechts der Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland", 2 Band, Riga 1891, S. 24 ff., R. Stillmark, „Beitrag zur Lehre vom Jagdrecht", Balt Monatsschrift 45. Band, 1898, S 486 ff

[2]) Alex. Tobien, „Die Agrargesetzgebung Livlands im 19. Jahrhundert", 1 Band, Berlin 1899 S 4 ff

[3]) Fuchs, „Bauernbefreiung" im Wörterbuch der Volkswirtschaft, hrsg. von Prof. Dr L Elster, I Bd., Jena 1898, S 297 ff., Heinrich Brunner, „Der Leihezwang in der deutschen Agrarpolitik", Rede zur Gedächtnisfeier König Friedrich Wilhelm III Berlin 1897.

[4]) Der Art. 165 des Ablösungsgesetzes vom 19. Febr 1861 ließ die rechtliche Möglichkeit zu, daß Bauern nach Tilgung des auf ihrem Landanteil

Und dennoch werden wir, die wir für die Kontinuität der Entwicklung einzustehen gewohnt sind, nicht gewillt sein, den „roten Strich“, weil er einschränkend wirkt, zu verwischen.

Ganz anders jedoch als mit den gesetzlichen Bestimmungen über die Unantastbarkeit des Bauerlandes würden wir mit dem Quotengesetz von 1893 verfahren, wenn uns die Macht zustünde; denn dieses Gesetz, das unvermittelt in das Gefüge unsrer selbstgeschaffenen Agrargesetze hineingezwängt worden ist, entbehrt der Berechtigung völlig[1]. Die Staatsregierung beschäftigt sich daher zur Zeit mit einer Umwandlung dieser fruchtlosen und zugleich störenden Bestimmungen, die wir am liebsten spurlos verschwinden sehen würden.

Eine mittlere Stellung ist dem Minimumgesetz zuzuweisen, dessen geschichtliche Berechtigung ebensowenig wie seine Reformbedürftigkeit bezweifelt werden kann.

Vorschriften, die darauf abzielen, die Bauerhöfe vor einer zu weit gehenden Teilung zu schützen, sind mehr als 200 Jahre alt. Schon die schwedischen Agrargesetze bestimmten, daß kein Gesinde weniger als 1/8 Haken zähle[2]. Da nun der Haken in schwedischer Zeit in 60 Taler geteilt wurde[3], war 1/8 Haken 7 1/2 Talern gleich. Auch im berühmten Ascheraden-Römershofschen Bauerrecht, das Karl Friedrich Baron Schoultz im J. 1764 zur

---

ruhenden Betrages der Ablösungskapitalschuld, die Ausscheidung der von ihnen erworbenen Landparzelle aus dem Verbande des Gemeindebesitzes erzwingen konnten, das ausgeschiedene Landstück durften auch Personen erwerben, die der Bauerngemeinde nicht angehörten. Das Gesetz vom 14 Dezember 1893 verbietet zwar im allgemeinen den Verkauf von Teilen des Bauerlandes an Personen, die nicht Glieder der Bauergemeinde sind, läßt jedoch die Ausnahme zu, daß mit Genehmigung des Ministers des Innern Stücke des Bauerlandes zu gewerblichen Zwecken jedermann verkauft werden dürfen. Dr. Johannes v. Keußler, „Zur Geschichte und Kritik des bäuerlichen Gemeindebesitzes in Rußland“, 3. Teil. Petersburg 1887, S. 207. Derselbe „Die ersten Schritte zur Sicherung des bäuerlichen Grundbesitzes und insbesondere zur Organisation des Gemeindebesitzes.“ Balt. Wochenschrift 1894, S. 501 ff. Wladimir Gr. Simkhowitsch, „Die Feldgemeinschaft in Rußland.“ Jena 1898, S. 346 ff. Derselbe: „Die Bauernbefreiung in Rußland.“ Handwörterbuch der Staatswissenschaften 2. Bd., Jena 1899, S. 399 ff.

[1] Alex. Tobien, „Memorial über die Quotenfrage“, Balt. Monatsschrift 45. Bd., 1898, S. 358 ff. H. v. Broecker, „Zur Quotenfrage in Livland“, Riga 1898.

[2] Königl. Revisions-Instruktion vom 7 Febr. 1687, § 7 u. 8; Revisionsmemorial vom 30. Jan 1688, § 16 u. 18 in Gustav Johann v. Buddenbrocks „Sammlung der Gesetze, welche das heutige livl. Landrecht enthalten“, Riga 1821, II Teil, S. 1244, und siehe auch Astaf v. Transehe-Roseneck, „Gutsherr und Bauer in Livland im 17. u. 18. Jahrh.“ Straßburg 1890, S. 61.

[3] Alex. Tobien, „Die Agrargesetzgebung Livlands im 19. Jahrhundert.“ S. 60.

Hebung der wirtschaftlichen und rechtlichen Lage seinen Bauern verlieh, finden wir die Bestimmung, daß bei Teilung des Gesindes im Erbgange unter die Nutznießer die Erbportion nicht weniger als 1/8 Haken oder 7 1/2 Taler groß sein dürfe[1]. Die Bauerverordnung vom J. 1804 setzte die Minimalgröße eines Bauerlandgesindes auf 6 Taler fest[2], während die mit den alten Polizeiverboten brechende liberale Bauerverordnung vom J. 1819 lediglich vorschrieb, daß bei Teilung eines Grundstückes unter Erben jedem wenigstens 12 Lofstellen Acker zufallen müssen[3]. Das in vielen Beziehungen zu den beschränkenden Normen der Bauerverordnung vom J. 1804 zurückkehrende Agrargesetz vom J. 1849 verbot jegliche Teilung unter das Mindestmaß von 1/12 Haken oder 6 2/3 Taler, gleichviel ob es sich um Hofs- oder Bauerland, um Verpachtung oder eigentümliche Übertragung handele[4]. Als zeitweilige Ausnahme von dieser Bestimmung wurde die Bildung von sog. Lostreiberstellen in der Minimalgröße von 5 Lofstellen ackerbaren Landes zugelassen[5].

In der heute noch geltenden Bauerverordnung vom J. 1860 finden wir die 1849 geschaffenen Vorschriften mit eingen Abänderungen wieder. Die Minimalgröße ist auf 1/8 Haken oder 10 Taler erhöht[6], gilt jedoch nur für Bauer-, nicht aber auch für Hofsland. Das Gesetz begründet das Verbot weiterer Teilung damit, daß 1/8 Haken das Minimum für das selbständige Bestehen einer auf Land sitzenden Familie bilde[7], verfährt jedoch in dieser Hinsicht nicht konsequent, denn das Verbot, daß das Bauerland niemals, weder zum Zweck der Verpachtung noch zu dem der eigentümlichen Übertragung in Grundstücke, die kleiner als 1/8 Haken sind, parzelliert werden dürfe, richtet sich nur gegen den Gutsherrn als Eigentümer des Bauerlandes. Ist aber nicht ein Gutsherr, sondern ein andrer Eigentümer des Bauerlandes, so gilt das Minimum-

---

[1]) „Ascheradensches und Römershoffsches Bauerrecht, gegeben von Karl Friedrich Schoultz im J. 1764 nach Christi Geburt", in deutscher Übersetzung abgedruckt in Reinhold Johann Ludwig Samson v. Himmelstierns „Historischer Versuch über die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Ostseeprovinzen in besonderer Beziehung auf das Herzogtum Livland". Beilage zur Wochenschrift „Das Inland", Jahrg. 1838, Spalte 153, Punkt 5.

[2]) Bauerverordnung vom 20. Febr. 1804, § 58, Punkt 1.

[3]) Bauerverordnung vom 26. März 1819, § 418.

[4]) Livl. Agrar- und Bauerverordnung vom 9. Juli 1849, §§ 139 u. 255.

[5]) §§ 140 und 616–618.

[6]) Diese Erhöhung ist einer direkten Einwirkung des Generalgouverneurs Fürsten Suworow zuzuschreiben, vgl. Alex. Tobien, „Beiträge zur Geschichte der livl. Agrargesetzgebung", Balt. Monatsschr. Bd. 29, Jahrg. 1882, S. 397.

[7]) B.V. v. 1849 § 139, B.V. v. 1860 § 114.

gesetz nur für den Fall des Verkaufs, nicht aber für den der Verpachtung[1]. Das Gesetz gestattet also auf bereits durch Verkauf abgelösten Bauerhöfen die Bildung von Pachtstellen, die weniger als 1/8 Haken groß sind, wiewohl es ausdrücklich hervorhebt, daß Grundstücke dieser Art die Selbständigkeit einer Landwirtschaft treibenden Familie nicht sichern[2]. Ausnahmen von der Hauptregel läßt das Gesetz dann zu, wenn ein Bauerlandstück zur Errichtung städtischer Wohnhäuser verkauft wird und wenn es sich um die Ansiedlung von Lostreibern handelt. Solchen Leuten darf auch der Gutsherr von dem Bauerlande Parzellen zuweisen, deren Umfang gesetzlich nicht normiert ist[3], die daher kleiner als 1/8 Haken sein können. Hervorgehoben mag noch werden, daß zur Errichtung kommunaler Baulichkeiten, wie Schulen, Grundstücke ohne Rücksicht auf das Minimum ausgeschieden werden dürfen[4] und daß, da das Teilungsverbot nur freiwillige Veräußerungen trifft, unfreiwillige Veräußerungen, wie z. B. Expropriationen von Bauerland, giltig sind, auch wenn das Objekt weniger als 1/8 Haken wert ist[5].

Diese den freien Grundstückverkehr wesentlich hemmenden Vorschriften wurden bald nachdem die Bauerverordnung vom J. 1860 in kraft getreten war, heftig angegriffen. Damals regte es sich bei uns allenthalben auf wirtschaftlichem, wie auf geistigem Gebiet. Die alte Frohne hatte 1865 aufgehört zu existieren, die Freigebung des Rechts zum Erwerbe der Rittergüter war auf die Tagesordnung gesetzt, die Landgemeindeordnung in Angriff genommen worden; Stadt und Land hatten allen Grund auf eine unseren Bedürfnissen entsprechende Justizreform hoffen zu dürfen. Die geistig lebhafte Strömung jener Zeit trat namentlich in der erweiterten Publizistik zutage. Der 1859 begründeten „Baltischen Monatsschrift“ waren 1863 das meisterhaft vom heute noch leben-

[1] B.-V. v. 1849 § 258, B.-V. v. 1860 § 223. Der maßgebende § 223 der B.-V. v. 1860 lautet: „Dem Eigentümer eines Bauergrundstückes steht die freie Disposition über dasselbe zu und kann er es nach belieben ganz oder teilweise verkaufen oder verpachten, insofern nur der alienierte Teil nicht kleiner als das für ein Bauergrundstück überhaupt vorgeschriebene Minimum von 1/8 Haken ist.“ Otto Müller, „Die livländ. Agrargesetzgebung“, Riga 1892 S. 60 u. 62 nimmt irrtümlich an, daß auch dem bäuerlichen Eigentümer verboten sei, sein Grundstück in Stücken, die kleiner als 1/8 Haken sind, zu verpachten.

[2] B.-V. v. 1860 § 114.

[3] B.-V. v. 1860 § 114, Anmerk. u. §§ 559 ff.

[4] Patent vom 4. Juni 1865 Nr. 118.

[5] Müller a. a. O. S. 66.

[6] Publiziert ist die livl. Bauerverordnung vom 13. November 1860 am 10. Januar 1861, aber in kraft trat sie erst am 24. Juni 1865, nachdem die deutsche, lettische und estnische Übersetzung von der livl. Gouvernementsregierung veröffentlicht worden war (Patent 1864 Nr. 68).

den Professor Karl Schirren geleitete „Dorpater Tageblatt“ und die von Professor August v. Bulmerincq begründete „Baltische Wochenschrift“ gefolgt[1].

Das in jenen Tagen vielumstrittene Thema des Personen bürgerlichen Standes zu gewährenden Besitzrechtes an Rittergütern gab Veranlassung zur Behandlung der Frage, ob die durch das Parzellierungsverbot beschränkte Nutzungsweise der Bauergüter noch zeitgemäß sei. Man war um so geneigter sich Zweifeln über den Wert dieser Fessel hinzugeben, als zu Beginn der 60er Jahre eine bedenkliche Auswanderungslust das Landvolk erfaßt hatte[2]. — Als Erster griff der heute noch unter uns lebende Hermann v. Samson-Himmelstiern das Minimumgesetz in der Baltischen Monatsschrift an[3], indem er nachzuweisen suchte, daß die Freigebung des Grundstückverkehrs an sich nur Vorteile bringe und keinerlei Nachteile mit sich führe. Das Minimumgesetz wolle verhindern, daß den Eigentümern zu kleiner Grundstücke aus ihrem unzulänglichen Besitztum Schaden erwachse. Wiewohl im einzelnen Fall Mißgriffe geschehen könnten, sei es doch im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß die bäuerliche Bevölkerung sich massenhaft auf die Parzellierung des Bodens verlegen würde, wenn diese nicht Vorteil brächte, ebenso unwahrscheinlich, wie daß die Gewerbtreibenden eines Landes sich anhaltend einer nicht lohnenden Fabrikation hingeben würden. Anderseits begünstige der völlig freie Bodenverkehr die Herausbildung eines seßhaften Tagelöhnerstandes, dessen Existenz für die Landwirtschaft immer notwendiger werde. — Ähnlich äußerte sich zur selben Zeit der später als Professor des Baltischen Polytechnikums verstorbene Jegór von Sivers-Raudenhof[4].

Nachdem Samson und Sivers die Aufhebung des Minimumgesetzes zur öffentlichen Diskussion gebracht hatten, blieb diese Frage mehrere Jahre hindurch ein oft behandeltes Thema. Mit dem Frühling 1868 sollten die letzten Überbleibsel der Frohnpacht aufhören rechtlich zu bestehen[5] und hierdurch wurde ein erhöhtes

---

[1] Siehe Näheres in Julius Eckardt, „Livländische Frühlingsgedanken“ und Alex Tobien, „Rückblick auf die 60er Jahre“, Baltische Monatsschrift 13. Band, 1866, S. 260 ff und 39. Band, 1892, S. 121 ff.

[2] Akte des livl. Landratskollegiums Lit. A, Nr. 4.

[3] H. v. Samson, „Ad deliberandum 42 des livländischen Landtags von 1864“, Baltische Monatsschrift 11. Band, 1865, S. 356 ff., und „Über die Freiheit des Verkehrs mit Grundstücken“ ebenda 12. Band, 1865, S. 33 ff.

[4] Jegór v. Sivers, „Die Teilung des bäuerlichen Grundbesitzes. Ein Wort zum Nachdenken.“ Riga 1865.

[5] Patent vom 14. Mai 1865 Nr. 54.

Bedürfnis nach freien Knechten und Tagelöhnern wachgerufen. Dieses Bedürfnis glaubt man am besten durch Ansiedlung von Arbeiterfamilien befriedigen zu können, und verlangte, die Gesetzgebung solle den Weg hierzu durch Beseitigung des Minimumgesetzes anbahnen. In solchem Sinne sprach sich die Livländische Gemeinnützige und Ökonomische Sozietät in ihrer Sitzung vom 17. Januar 1868 einstimmig aus[1] und das Organ der Sozietät, die Baltische Wochenschrift, trat in einer Reihe von Artikeln aus der Feder ihres damaligen Redakteurs Hermann v. Samson lebhaft für den Sozietätsbeschluß ein[2].

Um zum Ziele zu gelangen, bedurfte es aber vor allen Dingen der Mitwirkung des Landtages. Schon im J. 1865 hatte Jegór v. Sivers-Raudenhof der Ritter- und Landschaft die Aufhebung des Minimumgesetzes vorgeschlagen[3] und vier Jahre später waren Hermann v. Samson-Urbs und Peter v. Sivers-Rappin mit Anträgen gleichen Inhalts hervorgetreten[4]. Allein der Landtag lehnte alle diese Vorschläge mit der Motivierung ab, daß die im Gesetz vorgesehene Schranke der Parzellierung sich nur auf das Bauerland beziehe, die freier Teilbarkeit offen stehenden Hofsländereien aber hinreichen, um Landarbeiter in genügender Zahl anzusiedeln, und praktisch-politische Erwägungen eine Abänderung der kürzlich herausgegebenen Bauerverordnung verböten[5]. Der unterdeß sich immer mehr geltend machende Arbeitermangel, den die Auswanderungslust der Landbevölkerung steigerte, vermehrte jedoch ansehnlich die Gegner des Minimumgesetzes, und als im J. 1872 Guido v. Samson-Kawershof den völlig freien Bodenverkehr abermals im Landtage zur Sprache brachte[6], ging der Landtag auf den Antrag insofern ein, als er eine Kommission aus 3 Personen bildete, die alle aus der Beseitigung des Minimumgesetzes folgenden Konsequenzen, sowohl in Bezug auf die hypothekarische Belastung, wie auch auf die Sicherstellung der Reallasten und Grundsteuern ins Auge fassen sollte. Die aus den Kreisdeputierten Edward von la Trobe Pajusby, Guido v. Samson-Kawershof

---

[1]) Balt. Wochenschrift 1868 Nr 14, Sp. 200; „Zur Tagelöhnerfrage" ebenda Nr. 2

[2]) „Über die Freiheit des Bodenverkehrs", Balt Wochenschr. 1869 Nr 1, „Qualifikation des Bodens", 1870 Nr. 33/34, Sp. 424; „Nochmals über das Minimum", 1872 Nr 6/7, Sp. 43; „Immer noch über Minimum" a. a. O. Sp. 124.

[3]) Akte des livl Landratskollegiums, Band Litt. B, 258, Vol I, S. 40.

[4]) a. a. O S. 187 und 294.

[5]) Landtagsrezeß vom 11 Sept 1865 und vom 24. März 1869, a. a. O. S. 127 und S 302.

[6]) Antrag vom 12. Mai 1872, Akte Litt. B, 258, Vol. II, S. 11 ff.

und Alfred Baron Engelhardt bestehende Kommission stattete einen eingehenden Bericht ab[1], der dem Februar-Landtage des Jahres 1877 vorgelegt wurde. Die Kommission befürwortete die Aufhebung des Minimumgesetzes warm, da sie in ihr eine für das wirtschaftliche und sittliche Leben der Landbevölkerung segensreiche Maßregel erblickte. Um jedoch soweit als möglich den Befürchtungen über ungünstige Folgen völliger Parzellierungsfreiheit zu begegnen, beantragte sie eine beschränkte Teilungsbefugnis in dem Sinne, daß entweder die von einem Bauerhof abgeteilte oder die in der Hand des Veräußerers zurückbleibende Parzelle die Größe von mindestens 10 Talern aufweisen müsse[2]. Unüberwindliche Schwierigkeiten rechtlicher oder kreditwirtschaftlicher Natur, die der Reform etwa entgegenstünden, erkannte die Kommission nicht an und schlug vor: die durch Beseitigung des Minimumgesetzes hinfällig werdenden Bestimmungen der Bauerverordnung über die Ansiedlung sog. „Lostreiber"[3] aufzuheben.

Die Kommissionsvorschläge riefen im Landtage eine sehr lebhafte Meinungsverschiedenheit hervor, wobei Glieder der Kreisdeputiertenkammer für die Kommissionsvorschläge, Glieder der Landratskammer gegen sie eintraten. Die Mehrzahl der Kreisdeputierten hatte eine Änderung der Kommissionsvorschläge in dem Sinne beantragt, daß auf je 10 Taler Landwert die Abtrennung nur einer Parzelle bis zum Maximum von 4 Lofstellen gestattet sei, wobei jedoch das nachbleibende Stammgrundstück mindestens 10 Taler groß bleiben müsse[4]. Hiergegen war wohl mit Recht eingewandt worden, daß diese Beschränkung eine mechanische sei, die weder nach wirtschaftlichen Gesetzen zweckmäßig bemessen, noch den örtlichen Bedürfnissen angepaßt werden könne und daher leicht dahin führen werde, die von der Aufhebung des Minimumgesetzes erwarteten Vorteile zu vereiteln[5].

Gegen die Kommissionsvorschläge hatte sich die Kammer der Landräte einmütig erklärt, und zwar namentlich deshalb, weil die Erleichterung der Parzellierung die Ableistung der kirchlichen Reallasten in Frage stelle und die Aufbringung der öffentlichen Grundlasten und Grundsteuern erschwere. Für diesen Gesichts-

---

[1]) Als Manuskript im Juli 1875 gedruckt, der genannten Akte S. 114a einverleibt.

[2]) Kommissionsbericht betreffend Aufhebung des Maximum und Minimum der Größe bäuerlicher Grundstücke S. 8 und S. 20.

[3]) §§ 551—586 der Bauerverordnung von 1860.

[4]) Landtagsrezeß vom J. 1877, S. 402.

[5]) Sentiment des Kassadeputierten H. Baron Tiesenhausen-Inzeem und des Kreisdeputierten L. Baron Meyendorff-Ramkau.

punkt war namentlich die Bestimmung des Provinzialrechts[1] maßgebend, daß bei Teilung eines reallastpflichtigen Grundstücks die Reallast dann auf allen Teilen haften zu bleiben habe, wenn der Berechtigte nicht in die Teilung der auf dem Grundstück ruhenden Last willige. Eine solche Einwilligung von seiten der Kirche zu erlangen hielt das Landratskollegium für unwahrscheinlich, weil die Teilung der pflichtigen Grundstücke die regelrechte Ableistung der Reallasten gefährde, die solidarische Verhaftung der Parzelleneigentümer für die ganze Reallast aber in vielen Fällen undurchführbar sei, da griechisch-orthodoxe Grundstückbesitzer von ihr ausgenommen werden müßten[2].

Dem Bedenken der Landräte schloß sich der Landtag an und lehnte die Anträge auf Modifizierung des Minimumgesetzes mit 96 gegen 61 Stimmen mit der Begründung ab[3], daß die Umwandlung der kirchlichen Reallasten noch nicht entschieden sei und möglicherweise durch die Aufhebung des Minimumgesetzes präjudiziert werden könnte; daß ferner die Frage wegen Ableistung der auf dem Boden ruhenden öffentlichen Lasten seitens der Parzellenbesitzer noch keine Lösung gefunden habe, daß anderseits aber die umfangreichen Hofsländereien groß genug seien, um zur Zeit dem Bedürfnis nach Ansiedlung von Landarbeitern zu genügen.

Seitdem ist ein Menschenalter dahingegangen und der Landtag hat sich nicht veranlaßt gesehen, auf die vor fast 40 Jahren aufgeworfene Frage der Freiheit des Bodenverkehrs zurückzukommen. — Das nächste Jahrzehnt war eine Periode landwirtschaftlichen Gedeihens, der Bauerlandverkauf nahm, dank den förderlichen Maßnahmen der Kreditsozietät, einen erfreulichen Aufschwung[4], die Preise landwirtschaftlicher Erzeugnisse standen relativ hoch[5], an Arbeitskräften mangelte es nicht, so daß weder die Gutsbesitzer noch die Großbauern ein Bedürfnis empfanden, Landarbeiter durch außerordentliche Mittel an sich zu fesseln. Überdies waren die Bauerhöfe erst kürzlich in erheblichem Maße durch Verkauf abgelöst worden, oder im Begriff, in bäuerliches Eigentum überzugehen, weshalb der heute zutage tretende begünstigende Einfluß des bäuerlichen Erbrechts auf die Realteilung der Bauerhöfe sich noch nicht

[1] Provinzialrecht III. Teil, Art 1804.

[2] Kommissionsbericht S. 13 und 14.

[3] Landtagsrezeß v. 11 Febr 1877, Akte Litt. R, 258, Vol II, S 153.

[4] Baron Hermann Engelhardt, „Zur Geschichte der Livl adeligen Güterkreditsozietät", Riga 1902, S. 210 ff.

[5] K. v Blaese, „Die Landwirtschaft in Kurland", Mitau 1890, S. 64, E Baron Campenhausen-Loddiger, „Ein Rückblick auf die Getreidepreise". Balt. Wochenschrift 1904, Nr. 52.

in nennenswerter Weise geltend gemacht hatte. Diese Verhältnisse haben sich im letzten Jahrzehnt wesentlich verändert und scheinen zu einer Revision des Minimumgesetzes zu drängen. In jedem Fall wird eine formale Ergänzung der bezüglichen Bestimmung erfolgen müssen, denn die Grenze, bis zu der ein Bauerhof geteilt werden darf, ist bekanntlich in einem Bruchteil des Wertbegriffes „Haken“ ausgedrückt und dieser veraltete Maßstab für die Belastungsfähigkeit des Bodens mit kommunalen und staatlichen Auflagen[1] wird durch die im Gange befindliche Neuschätzung der Liegenschaften beseitigt werden müssen[2].

Ebenso wie das Königreich Sachsen vor 60 Jahren[3] ist also Livland gezwungen infolge einer Grundsteuerreform seine gesetzlichen Teilungsverbote wenigstens einer formalen Prüfung zu unterziehen. Es liegt jedoch der Gedanke nahe, in diesem Anlaß zu erwägen, ob diejenigen Voraussetzungen, die vor fast 50 Jahren zur Formulierung des heute geltenden Minimumgesetzes führten, noch zutreffen und die Erhaltung dieses Kindes der Frohnzeit und der Unselbständigkeit des Bauerstandes noch weiter wünschenswert erscheinen lassen, oder ob nicht vielmehr die rechtlichen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen unsres Landvolks und die Bedürfnisse der auf Heranziehung von Landarbeitern angewiesenen Guts- und Bauerwirtschaften auch eine materielle Revision des Minimumgesetzes erheischen.

Zunächst gilt es ein Bild von der Gliederung unsres bäuerlichen Grundbesitzes zu gewinnen.

Eine genaue Gruppierung aller 24,887 Bauerlandgesinde ist zuletzt im J. 1892 durchgeführt worden, wobei sich ergab, daß:

1274	oder	5,12 %	weniger als 10 Taler umfaßten[4],
12,213	„	49,07 %	10—20 Taler groß waren, und
11,400	„	45,81 %	mehr als 20 Taler aufwiesen.
24,887	oder	100,00 %	

[1]) Tobien. „Die Agrargesetzgebung Livlands“ rc. S. 60 ff.

[2]) Derselbe. „Die Notwendigkeit einer Reform der livl. Grundsteuern und das Gesetz vom 1. Juni 1901“, Balt. Wochenschr. 1902, Nr. 8.

[3]) Siehe oben S. 181.

[4]) Die verschwindend geringe Anzahl Bauerhöfe, die das gesetzliche Minimum nicht erreichen, entstammt der Zeit vor der Geltung des heute maßgebenden Gesetzes. Die Bauerverordnung vom 13. November 1860 wurde vom Senat am 10. Juni 1861 veröffentlicht, trat jedoch laut Patent vom 7. Juni 1863 Nr. 53 erst am 24. Juni 1863 in kraft. Alle bis dahin vorhandenen Bauerhöfe, die das Minimum von 10 Talern nicht einhielten, durften weiter bestehen, § 114 der B.-V. 1860.

Fassen wir die Gliederung unsres bäuerlichen Grundbesitzes näher ins Auge, so wäre von den allgemein giltigen Erfahrungssätzen auszugehen, daß als große Bauergüter solche zu gelten haben, deren Wirtschafter schon mit der bloßen Leitung des Betriebes vollauf beschäftigt ist, während als mittlere Bauergüter diejenigen bezeichnet werden können, bei denen der Besitzer sich an den auszuführenden Arbeiten selbst beteiligt, als kleine Bauergüter dagegen diejenigen, die in der Regel ausschließlich von dem Wirt selber und dessen Angehörigen bearbeitet werden und gerade hinreichen, um durch ihren Ertrag dem Eigentümer einen auskömmlichen Unterhalt zu gewähren.

Es liegt auf der Hand, daß die kleinen Bauergüter, also diejenigen Gesinde, die einer bäuerlichen Familie die Führung ihrer Existenz sichern, für das Landvolk die wichtigsten sind und die Grundlage einer gesunden Agrarordnung bilden.

Wie groß muß nun ein solcher Bauerhof bei uns in Livland sein?

Ein Gutachten[1], das der ehemalige Präsident der Ökonomischen Sozietät, Landrat Eduard v. Oettingen-Jensel, dem Gouverneur von Livland General Sinowjew auf dessen Bitte im Mai 1895 überreichte, führt den Nachweis, daß die Selbständigkeit und das wirtschaftliche Gedeihen einer bäuerlichen Familie, bestehend aus dem Wirt, seiner Frau und 4 Kindern verschiedenen Alters, bei unseren klimatischen und ökonomischen Verhältnissen durch einen Hof gewährleistet wird, der die Kraft zweier Pferde in Anspruch nimmt und daher etwa 40 Lofstellen Acker[2], 24 Lofstellen Wiese und 50 Lofstellen Weide, im ganzen 114 Lofstellen im Landwert von ca 20—21 Talern umfassen muß[3].

Jenem Gutachten zufolge, dessen Beweisführung kaum bezweifelt werden dürfte, ist ein halb so großer Bauerhof, der also dem Landwert von 10 bis 12 Talern gleichkäme, nur dann ökonomisch ausreichend, wenn sich dem Wirt die Möglichkeit des Nebenverdienstes, etwa durch Fuhrenleistung, darbietet. An sich gewährleistet also ein Gesinde im Landwert von 10 Talern die landwirtschaftliche Selbständigkeit ihrer Nutznießer nicht, und die Schöpfer unsres Minimumgesetzes, die den Zweck verfolgten, die bäuerliche Familie durch Bodenbesitz allein sicher zu stellen, taten von diesem Gesichtspunkt aus wohl daran, die Größe

[1] Akte des Landratskollegiums Lit. B, Nr. 14, Vol. XII, Fol. 144—149.
[2] Eine livländische Lofstelle = $0{,}_{37160}$ Hektar.
[3] Das Gutachten des Landrats E. v. Oettingen ist im Auszuge abgedruckt in H. v. Broecker, „Zur Quotenfrage in Livland", S. 63 ff.

von 10 Talern als das Mindestmaß eines bäuerlichen Grundstücks zu fixieren. Die naturgemäße Folge dieser Bestimmung ist nämlich die, daß Bauerhöfe, die weniger als 20 Taler umfassen, nicht geteilt werden dürfen, weil sonst der eine Teil kleiner werden würde, als 10 Taler, was eben gesetzlich unstatthaft ist. Da nun von allen Bauerlandgesinden 13,487 kleiner als 20 Taler sind (siehe oben), müssen alle diese als geschlossene Bauerhöfe gelten, deren Zerstückelung verboten ist, es sei denn, daß die von ihnen abgetrennten Parzellen mit andern Bauerhöfen vereinigt werden. Von diesen 13,487 Gesinden erreichen, wie wir sahen, 1274 das Minimum von 10 Talern nicht, während 12,213 einen Landwert von 10—20 Talern haben. In Wirklichkeit wird der Reinertrag dieser 12,213 Gesinde ein erheblich höherer sein, als er nach dem registrierten veralteten Talerwert erscheint, und wir werden in der Annahme nicht fehl gehen, daß diese Höfe, welche die fast genaue Hälfte aller Bauerlandgesinde ausmachen, die wichtige Kategorie der kleinen Bauergüter bilden, bei denen das Gedeihen ihrer Wirtschaft durch den Bodenertrag allein sichergestellt ist. Die andre Hälfte aller unsrer Bauerlandgesinde, nämlich 11,400, gehört der Klasse der mittleren und großen Bauergüter an, und zwar dürfen 8342 Gesinde, die 20—30 Taler groß sind, den mittleren und 3058, die mehr als 30 Taler landwirtschaftlich genutzten Landes umfassen, den großen Bauergütern beigezählt werden.

Als Ideal der Eigentumsverteilung wird jener Zustand bezeichnet, wo Besitzgrößen der verschiedensten Abstufungen vertreten sind, und zwar so, daß die landwirtschaftlichen Anwesen, die eine auskömmliche wirtschaftliche Lebensweise und dementsprechend eine feste soziale Stellung sichern, vorherrschen[1], jedoch kleinste Landstellen reichlich vorhanden sind, damit die Landarbeiter, deren die größeren Betriebe neben dem Hausgesinde unbedingt bedürfen, nicht landlos seien.

Eine Eigentumsverteilung dagegen, die nur selbständige Grundeigentümer aufweist, kleinste Landstellen jedoch vermissen läßt, entspricht, nach dem Urteil Sachverständiger, selbst den Interessen der größeren Besitzer keineswegs, sondern überträgt die sozialen Gegensätze, die das städtische Leben so häufig vergiften, auch auf das flache Land. Es ist in Westeuropa immer mehr der Erfahrungssatz zur Anerkennung gelangt, daß es unbedingt notwendig sei, den auf Arbeit in fremden Diensten angewiesenen

[1]) Vgl. hierüber Buchenberger, „Agrarwesen und Agrarpolitik", S. 420; Frh. v. d. Goltz, „Agrarwesen und Agrarpolitik", 2. Aufl. Jena 1904. S. 154 ff.

ärmeren Elementen auf dem Lande die Möglichkeit des Grundbesitzerwerbes zu gewähren, um den Landarbeitern in arbeitsloser Zeit einen Rückhalt zu bieten, in guten Jahren in ihnen die Hoffnung auf weiteres Vorwärtskommen zu beleben und damit ein wahrhaft konservatives Selbstgefühl in den Kreisen des ländlichen Proletariats wachzurufen[1].

Auch in Livland hat sich diese Notwendigkeit in den letzten Dezennien immer mehr geltend gemacht. Der Zug der Landbevölkerung zur Stadt, unter dem Westeuropa so schwer leidet, hat auch bei uns einen, namentlich in den Jahren 1898 und 1899 lebhaft empfundenen Mangel an Landarbeitern hervorgerufen, der ebenso dort wie hier vielfach öffentlich behandelt worden ist[2].

Wenn nun auch in Livland neuerdings die Landflucht der Arbeiter nicht mehr so stark wie früher zutage tritt, weil die Industriekrisis, in der wir uns befinden, die Städte weniger anziehend erscheinen läßt, wie vor 5 Jahren, so kann doch der Arbeitermangel in der Landwirtschaft bei erneutem Aufblühen städtischen Gewerbebetriebes sich wieder fühlbar machen.

Es würde den Rahmen meines Themas überschreiten, wollte ich hier die vielbehandelte Landarbeiterfrage, ihrer Bedeutung entsprechend, eingehend erörtern. Unbestritten ist, daß der Fortzug der Landarbeiter nach den Städten, wie in Westeuropa[3] so auch bei uns, zeitweilig einen epidemischen Charakter angenommen hatte und wiedergewinnen kann. Wird auch diese Bewegung oft durch reale Motive geleitet, so liegt ihr doch gewiß vielfach der Geist der Unruhe und Unbefriedigung zugrunde, der ebenso wie in andre Volksklassen auch unter die Landarbeiter gefahren ist. Um mit den Worten eines der auf diesem Gebiet erfahrensten Männer Deutschlands, des Freiherrn v. d. Goltz zu reden, ist diese soziale Epidemie in der Geschichte der Völker nichts neues[4]. „Wie sie gekommen ist, so pflegt sie auch allmählich zu verschwinden; um so rascher, je schneller und gründlicher den tatsächlichen Mißständen, die bei ihrer Entstehung mitgewirkt haben, Abhilfe geschafft wird."

Zu den Maßregeln, die geeignet erscheinen, die Landarbeiter ihrem Beruf zu erhalten, ist an erster Stelle die Schaffung der Möglichkeit des Erwerbes einer kleinen Landstelle zum Eigentum zu rechnen. Gehört die Mehrzahl der Landarbeiter zu den Grundbesitzern, dann stehen ihre Interessen denen der Großbauern und

---

[1]) Goltz a. a. O. S. 155.
[2]) Balt. Wochenschr. 1898, Sp. 517 u. 537; 1899, Sp. 240 u. 370.
[3]) Goltz a. a. O. S. 155. — [4]) Goltz a. a. O. S. 156.

Großgrundbesitzer viel näher, als den Interessen aller übrigen Erwerbs- und Berufsklassen, und sie sind alsdann weit unzugänglicher den trügerischen Lockungen städtischen Wohllebens und den gefährlichen Verheißungen sozialpolitischer Propagandisten[1].

Man wird nun vielleicht der Meinung sein, daß wenigstens die rechtliche Möglichkeit des Erwerbes kleiner Landstellen in Livland genügend gesichert sei, weil das fälschlich immer noch schatzfrei genannte Hofsland und die Quote zur freien Verfügung stünden, da auf diese beiden Bodenkategorien, im Gegensatz zum Bauerlande, das Minimumgesetz keine Anwendung findet. In der Tat sind auf denjenigen Rittergütern, deren Umfang die provinzialrechtlich vorgesehene Mindestgröße von 90 Lofstellen überschreitet, — und das ist bei weitaus den meisten Rittergütern der Fall, — Hofsländereien wohl genügend vorhanden, um Landarbeiter dauernd anzustellen, und auch die Quote, wiewohl vielfach an Großbauern verkauft oder verpachtet, bildet ebenfalls einen namhaften Landfonds, der zur Ansiedlung von Landarbeitern dort verwandt werden kann, wo solches wirtschaftlich begründet ist. Allein diese Tatsachen sind keineswegs so beruhigend, daß die Frage überflüssig wäre, ob nicht auch das Bauerland durch Einschränkung oder Beseitigung des Minimumgesetzes der dauernden Ansiedlung von Landarbeitern mehr und vor allem besser, als bisher, dienstbar gemacht werden müsse?

Vor allem sei daran erinnert, daß nicht nur der Rittergutsbesitzer, sondern auch der Großbauer Landarbeiter für seinen häufig recht umfangreichen Betrieb in erheblicher Zahl braucht. Diese bäuerlichen Landarbeiter aber auf dem Hofslande oder auf der Quote anzusiedeln ist vielfach um so weniger angezeigt, als die topographisch entfernte Lage der Bauerhöfe vom Hofskomplex den wirtschaftlichen Nutzen einer solchen Ansiedlung auf Hofsland für die Großbauern illusorisch machen würde. Bisher ist man meist beflissen gewesen das Problem der Beschaffung genügender Arbeitskräfte für die Landwirtschaft lediglich vom Standpunkt der Rittergutsbesitzer aus zu behandeln. Mit Unrecht jedoch, denn der Bedarf der 25,000 auf Bauerland errichteten Wirtschaften an Landarbeitern ist gewiß in Summa nicht kleiner, sondern wohl größer als der Bedarf unsrer 900 Rittergüter, Domänengüter und Pastorate zusammengenommen.

Von diesem allgemeinen Standpunkt aus kann aber die Landarbeiterfrage nicht durch den Hinweis auf das verfügbare

[1] Goltz a. a. O. S. 163.

Hofsland, wie es früher oft geschehen, kurzerhand erledigt werden. Es muß vielmehr mit besonderer Schärfe das Problem ins Auge gefaßt werden, wie die dem Großbauern notwendige Knechtsbevölkerung zu konsolidieren wäre.

Rechtlich steht der Ansiedlung von Landarbeitern auf dem Bauerlande als Pächter nichts im Wege, da das Gesetz die Verpachtung von Parzellen des Bauerlandes, die weniger als 10 Taler groß sind, zwar dem Rittergutsbesitzer, nicht aber dem bäuerlichen Eigentümer verbietet[1]. Wer nun der Ansicht ist, daß in der rechtlichen Möglichkeit, Pächter auf Bauerland werden zu können, den Landarbeitern alles das geboten ist, was vernünftigerweise von der Gesetzgebung zu ihren Gunsten verlangt werden darf, der wird an unsrem Minimumgesetz Genüge finden, das zwar nicht das Parzelleneigentum, wohl aber die Parzellenpacht auf Bauerland zuläßt. Allein es muß doch die Frage geprüft werden, ob nicht der Parzelleneigentümer auf Bauerland eine größere Sicherheit für die Stabilität unsrer Landarbeiterverhältnisse bietet, als der Parzellenpächter.

Die Ansichten darüber, ob die in West- und Ost-Europa gleichermaßen brennende Arbeiterfrage zweckmäßig durch Verkauf von Grundstücken oder durch bloße Verpachtung an Arbeiter zu lösen sei, sind noch sehr geteilt.

Roscher hält die Zwergpächter, d. h. die Pächter kleiner Landparzellen, für weit schlimmer als Zwergeigentümer, weil sie viel heimatloser, viel eher durch einen Unfall ins Elend gestürzt werden, als jene[2]. Auch die bekannten Agrarpolitiker Buchenberger und v. d. Goltz geben dem Grundeigentum unbedingt den Vorzug[3] vor der Pacht. Andre vertreten dagegen die Meinung, daß der Eigentumsbesitz in Gegenden, wo es an Nebenverdienst fehlt, den Arbeiter zu sehr an die Scholle binde und, statt ihn selbständig zu machen, nur mehr in eine Abhängigkeit von dem Arbeitgeber bringe, die beiden Teilen gleich lästig werden könne[4]. Daher sei die zweckmäßigste Lösung der Arbeiterfrage in der Arbeiterpacht zu suchen[5], weil sie dem Arbeiter die freiere

---

[1]) Bauerverordnung von 1860 § 223.

[2]) Roscher, „Nationalökonomik des Ackerbaues", S. 669.

[3]) Buchenberger a. a. O. S. 568, Goltz a. a. O. S. 157.

[4]) Dr. Otto Raabe, „Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Pacht", Berlin 1891, S. 76 und 91.

[5]) Georg Stieger, „Zur Landarbeiterfrage", Jena 1898, S. 24 ff.; Prof. Dr. Otto Gerlach, „Die Landarbeiterfrage in den östlichen Provinzen Preußens", in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft 3. Jahrg., Heft 7/8, 1900, S. 544.

Bewegung sichere und ein nicht gebundener Arbeiter dem widerwilligen und deshalb unzufriedenen vorzuziehen sei[1].

Wie verschieden nun auch die zahlreichen deutschen Agrarpolitiker, die sich über die Landarbeiterfrage und deren Lösung vernehmen ließen, das wichtige Problem der Seßhaftmachung der Arbeiter beurteilen mögen, in 3 Punkten sind sie fast alle einig:

1. Innerhalb des Guts- — oder, wie wir sagen würden, Hofbezirks, — ist die Verleihung von Grundeigentum nicht zweckmäßig, weil sich das Kleineigentum nur im engsten Zusammenhang mit dem bäuerlichen Grundeigentum und der Bauergemeinde als lebensfähig erwiesen hat[2]. Daher ist auf dem Hofskomplex die Pacht dem Grundeigentum im Interesse beider Teile vorzuziehen.

2. Innerhalb des Gebiets der Landgemeinden soll der Kern aus selbständigen kleineren oder größeren Bauerhöfen bestehen, an den sich Arbeiterstellen anlehnen, die im Eigentum der Nutznießer befindlich sind.

3. Eine zweckmäßigere Änderung der hinderlichen Gesetze hat innerhalb der Bauergemeinde einer Stufenfolge von Grundeigentümern den Weg zu ebnen, die es ermöglicht, daß der Knecht zum Häusler, der Häusler zum Kleinbauern und dieser zum Vollbauern aufzusteigen imstande sei. Und diesen Kategorien der Landbevölkerung muß die Möglichkeit gewährt werden, ihre Stellen zum vollen Eigentum erwerben zu können[3].

Ausdrücklich sei jedoch betont, daß die in Deutschland auf dem Gebiet der Agrarpolitik zutage getretenen Bestrebungen nicht darauf abzielen, daß ein jeder Landbewohner sein eigenes Heim auch wirklich habe, sondern darauf, daß jedem die rechtliche Möglichkeit geboten werde, sich Grundeigentum zu erwerben[4].

Denn wenn auch heute vielfach die Behauptung aufgestellt wird, daß der den Landarbeitern eigentümliche Hunger nach Grundeigentum vollkommen gestillt werden müsse, so ist, abgesehen von der Unmöglichkeit alle Landarbeiter zu Grundeigentümern zu machen, nicht zu verstehen, weshalb gerade nur der Landarbeiter

---

[1] Professor Dr. Max Sering, „Die innere Kolonisation im östlichen Deutschland“, Leipzig 1893, Band LVI der Schriften des Vereins für Sozialpolitik, S. 146 und 148.

[2] Sering a. a. O. S. 137 u. 140; Goltz, Agrarwesen, S. 157.

[3] Buchenberger a. a. O. S. 139. Goltz, „Die Landarbeiterfrage im nordöstlichen Deutschland“, in Sohnrey's „Zukunft der Landbevölkerung“, Göttingen 1896, S. 257. Sering a. a. O. S. 148. Dr. Ulrich Hintze, „Die Lage der ländlichen Arbeiter in Mecklenburg“, Rostock 1894, S. 95 ff.

[4] Hintze a. a. O. S. 92. Goltz, „Die ländliche Arbeiterklasse und der preußische Staat“, Jena 1893, S. 215.

und nicht auch jeder andre Mensch Anspruch auf diese angebliche Grundbedingung des Lebensglückes erheben dürfe[1].

In Westeuropa sucht der Staat die Ansiedlung der Landarbeiter zu fördern; man ist jedoch weit entfernt davon, zu wünschen, daß irgend ein Zwang ausgeübt werde, und alle staatlichen Versuche, die auch nur dem Scheine nach darauf hinausliefen, in die Grundbesitzordnung Momente des Zwanges hineinzubringen, würden zweifellos scheitern[2]. Nur das Zusammenwirken der Arbeitgeber mit den staatlichen Organen wird ins Auge gefaßt, jedes einseitige Vorgehen aber als unheilvoll unbedingt verworfen[3].

Ähnlich wie in Westeuropa, namentlich in Deutschland, drängt auch in Livland die Entwicklung der Landarbeiterfrage dazu, die rechtlichen Hindernisse, die dem Erwerbe von Grundeigentum entgegenstehen, zu beseitigen oder einzuschränken. Nehmen wir die Erfahrung Deutschlands zur Richtschnur, so müßte bei uns die Ansiedlung von Pächtern auf dem Hofslande und die Ansäßigmachung von kleinen Grundeigentümern auf dem Bauerlande gefördert werden. Da der Verpachtung des Hofslandes keinerlei Hindernisse rechtlicher Natur entgegenstehen, bliebe nur zu erwägen, ob das den Erwerb von Grundeigentum am Bauerlande einschränkende Minimumgesetz aufzuheben oder abzuändern wäre? Wollte man das Minimumgesetz gänzlich beseitigen und den Grundstückverkehr völlig freigeben, wie es in Kurland der Fall ist, so würde die Gefahr, daß unsre Bauerlandgesinde zu Zwerggütern herabsänken, um so mehr entstehen, als das bäuerliche Erbrecht eine Gleichteilung des Wertes der Grundstücke unter die Miterben gestattet. Aber selbst wenn das sehr mangelhafte Bauererbrecht Livlands reformiert würde, worauf später zurückzukommen sein wird, dürfte die Beseitigung des seit 200 Jahren eingebürgerten Minimumgesetzes nicht rätlich erscheinen. Die „Mobilisierungsfreiheit" ist, wie Buchenberger richtig sagt, „wie alle Freiheiten eine zweischneidige Waffe und kann von der Bevölkerung nur dann ohne Nachteil ertragen werden, wenn der allgemeine Zustand der Bildung auf dem flachen Lande jene Tugenden der wirtschaftlichen Vorsicht, der Bedachtnahme auf die Zukunft, der Vorsorge auch für die kommenden Generationen zur Reife bringt, welche lehren, von der Freiheit einen maßvollen Gebrauch zu machen[4]." Ob unser Landvolk schon die Tugenden der wirtschaftlichen Vorsicht

[1]) Stieger, „Zur Landarbeiterfrage" S. 22.
[2]) Sering a. a. O. S. 144.
[3]) Goltz, „Die ländliche Arbeiterklasse" rc., S. 200.
[4]) Buchenberger a. a. O. S. 440.

erworben habe, dürfte doch füglich zu bezweifeln sein, und die besonnenen Elemente im Bauerstande würden die radikale Fortschaffung des Minimumgesetzes sicherlich nicht gutheißen. Es kann sich sonach meines Erachtens nur um eine zeitgemäße Reform dieser gesetzlichen Bestimmung handeln, wobei an die kommissarischen Vorschläge anzuknüpfen wäre, die dem Landtage vom J. 1877 eingereicht wurden. Jene Vorschläge befürworteten eine beschränkte Teilungsbefugnis in dem Sinne, daß entweder die von einem Bauerhof abgeteilte, oder die in der Hand des Veräußerers zurückbleibende Parzelle die Größe von mindestens 10 Talern aufweisen müsse. Der Landtag trug damals Bedenken, auf diesen Vorschlag einzugehen, weil die Erleichterung der Parzellierung das Aufbringen der öffentlichen Grundlasten und Grundsteuern erschweren würde — und es blieb beim Alten. Heute jedoch dürften diese Einwände nicht mehr ins Gewicht fallen, da die in Angriff genommene Grundsteuerreform, die ja den äußeren Anlaß zur Revision des Minimumgesetzes gibt, auch dazu nötigt, die bisher übliche Erfüllung der Reallastenpflicht neu zu regeln.

Dem Vorschlage vom Jahre 1877 möchte ich mich grundsätzlich anschließen, der darauf hinausläuft, das Minimumgesetz nicht zu beseitigen, aber doch im Interesse eines erleichterten Grundstückverkehrs umzuformen, und zwar dergestalt, daß ein unantastbares Stammgrundstück, groß genug, um an sich die Existenz einer Bauerfamilie zu gewährleisten, stets erhalten bleibe, daß die Größe dieses Stammgrundstücks übersteigende Plus aber beliebig geteilt werden dürfe.

Zunächst wäre zu bestimmen, wie groß das Stammgrundstück sein muß. Die Kommissionsvorschläge vom J. 1877 bemaßen den Landwert des Stammgrundstücks, in Anlehnung an den Wortlaut des geltenden Gesetzes, auf 10 Taler. Ich glaube jedoch, gestützt auf das mitgeteilte Gutachten des Landrats v. Oettingen-Jensel, befürworten zu sollen, daß nicht 10, sondern 20 Taler die Grenze zu bilden hätten, vor der die Teilungsbefugnis Halt zu machen habe. Die Folge einer solchen Bestimmung wäre heute die, daß etwa die Hälfte aller unsrer Bauerlandgesinde als geschlossene, d. h. als solche zu gelten hätten, von denen keine Parzelle abgezweigt werden dürfte. Voraussichtlich wird jedoch die Zahl derjenigen Bauerhöfe, die lediglich die Größe des Stammgrundstücks erreichen, also als geschlossene behandelt werden müßten, nach Beendigung der Grundsteuerreform geringer werden, da der Landwert der Bauerhöfe zweifellos gestiegen ist, mithin die mittleren

und großen Bauerhöfe, die Parzellen abzugeben vermögen, ansehnlich zugenommen haben, während die Zahl derjenigen Bauerhöfe, die in die Kategorie der geschlossenen neu einzureihen wären, kaum sehr groß sein dürfte.

Ich empfehle also: nach wie vor einen Typus kleiner Bauergüter durch ein Teilungsverbot vor Atomisierung zu schützen, diesen Typus aber so zu gestalten, daß er zweifellos im landwirtschaftlichen Betriebe allein die Grundlage seiner Lebensfähigkeit finde. Das Größenmaß wird daher, nach unsren heutigen Wortbegriffen, kaum unter 20 Taler zu fixieren sein, in Zukunft jedoch in Steuerrubeln ausgedrückt werden müssen, da der Begriff Taler dem Aussterben überantwortet ist. Nach den bisherigen Ergebnissen der im Gange befindlichen Bodenbonitierung wird voraussichtlich 1 Taler 6 Steuerrubeln sein. Der Landwert des Stammgrundstücks wäre mithin für die Zukunft auf etwa 120 Steuerrubel zu bemessen, d. h. auf eine Wertgröße, die sicherlich die landwirtschaftliche Lebensfähigkeit garantiert, da die in Angriff genommene Schätzung der Liegenschaften vorsichtig zu Werke geht und den Reinertrag der Grundstücke eher zu niedrig als zu hoch bemißt.

Ist in dieser Weise für die Erhaltung des kleinen bäuerlichen Grundbesitzes gesorgt, so darf meines Erachtens unbedenklich die freie Parzellierung des außerhalb der Grenze des Stammgrundstücks verfügbaren Bodens zugestanden werden. In dieser Beziehung dem freien Verkehr Schranken auferlegen zu wollen, halte ich nicht für empfehlenswert. Etwa vorzuschreiben, daß von jedem Stammgrundstück nur so und so viele Parzellen abgezweigt werden dürfen, käme einer öden Schematisierung gleich, die sich das ökonomische Leben schlechterdings nicht gefallen läßt. Die Bestimmung über Zahl und Größe der Parzellen aber etwa in jedem einzelnen Fall von administrativer Einsicht abhängig zu machen, wäre gänzlich verfehlt, weil eine solche Maßnahme bedeuten würde, daß die Verwaltung besser wisse, als der Landwirt selbst, wie zweckmäßig im einzelnen mit seinem Grundstück zu verfahren sei[1]. Das durch den Ausbau unsres Eisenbahnnetzes und unsrer Chausseen im Fluß befindliche Verkehrswesen ruft hier und dort eine Nachfrage nach kleinen Parzellen hervor, die von der Administration schwerlich vorausgesehen, überwacht und geregelt werden kann. Daher ist meines Erachtens der ungehinderten Parzellierungsfreiheit in den vorgeschlagenen Grenzen unbedingt der Vorzug

[1] Buchenberger a. a. O. S. 449.

vor einer administrativen Regelung des Parzellenabverkaufs einzuräumen.

So empfehlenswert nun auch diese Maßnahmen im Interesse eines erleichterten Grundstückverkehrs sind, so wäre mit dem Schutz der Stammgrundstücke durch ein polizeiliches Teilungsverbot noch nicht das erreicht, was zur Sicherstellung unsres Bauerstandes notwendig ist. Mehr als durch merkantile Spekulation wird der Zerteilungsprozeß, dem der Grund und Boden nach und nach anheimfällt, durch das Erbrecht gefördert, und es ist daher das Zusammenhalten der Besitzeinheiten im Erbgang erstrebenswert. Teilungsverbote allein sichern diesen Zusammenhalt nicht, es muß als Korrelat ein Intestaterbrecht geschaffen werden, das die ungeteilte Vererbung der Bauergüter an einen Erben herbeizuführen trachtet. Eine gesetzliche Maßnahme dieser Art ist für Livland um so wünschenswerter, als unsre Bauerverordnung zwar den männlichen Erben ein Vorzugsrecht am Naturalbesitz der Immobilien gewährt, leider aber nur eine Gleichteilung des Wertes der Grundstücke zwischen Brüdern und Schwestern kennt[1]. Besteht nun eine bäuerliche Familie aus vielen Köpfen, so wird der Hof durch Erbforderungen über seinen Ertragswert verschuldet, oder die Erben teilen sich in ihn ideell, weil das Minimumgesetz die Realteilung verbietet. Da nun aber der Bauer das Rechtsinstitut des Eigentums zu ideellen Teilen oder das Miteigentum meist nicht versteht, werden in Wirklichkeit die ideellen Anteile in reale umgewandelt und damit Zustände geschaffen, die durch das Minimumgesetz verhütet werden sollten[2]. Zwar steht das Minimumgesetz der Ausscheidung der einzelnen Teile aus der Hypothekeneinheit entgegen und nur das ideale Eigentum der Parzelle darf korroboriert werden, allein die Realteilung wird tatsächlich doch vollzogen, und es entstehen wirtschaftlich getrennte Teilstücke verschiedener Besitzer, die nur zwangsweise hypothekarisch vereinigt bleiben. Die Sachlage führt, abgesehen von wirtschaftlichen Unzuträglichkeiten, zu rechtlichen Wirrnissen mancherlei Art, namentlich auf dem kreditwirtschaftlichen und dem steuerrechtlichen Gebiet, weil der für die Zahlung der Hypothekenzinsen und Grundsteuern haftende Eigentümer sich, dank der mitunter großen Zahl von Miteigentümern, häufig nicht feststellen läßt.

---

[1]) Bauerverordnung von 1860, § 1000.

[2]) Robert Schöler, „Aus dem Gebiet des baltischen Privatrechts und des Zivilprozesses". Balt. Monatsschr. 39. Band, 1892, S. 665. Derselbe: „Über das livländische Bauerprivatrecht", ebenda 54. Band, 1902, S. 1 ff.

Um die hieraus hervorgehenden Mißstände zu heben, müßte das bäuerliche Erbrecht selbst zweckmäßig abgeändert werden, wobei vielleicht die in Estland geltenden Bestimmungen vorbildlich sein könnten. Dort sind die männlichen Erben weit begünstigter als in Livland, weil sie zwei Teile aus dem Nachlaß an unbeweglichem Vermögen erhalten, die weiblichen Erben dagegen nur einen Teil, und zwar in Geld, nicht aber in natura[1].

Eine systematische materielle Abänderung des bäuerlichen Erbrechts wird aber jetzt kaum durchführbar und wohl auch nicht empfehlenswert sein, da unser bäuerliches Privatrecht überhaupt so viele Mängel aufweist, daß es von Grund aus reformbedürftig erscheint[2].

Und wenn an die Revision des bäuerlichen Privatrechts gegangen werden soll, dann läge es nahe, die ganze livländische Bauerverordnung zu revidieren, denn auch ihre agrarrechtlichen Bestimmungen, die in der Hauptsache den Schutz des Bauerlandpächters bezwecken, sind von der Entwicklung unsrer Agrarverhältnisse längst überholt und genügen heute, wo fast 90 pCt. des Bauerlandes verkauft sind, nicht mehr. So sehr aber auch die in vielen Stücken veraltete, von neueren Bestimmungen durchlöcherte Bauerverordnung einer gründlichen Durchsicht und Ergänzung bedürftig ist, so darf doch kaum gehofft werden, daß ein neues Gesetz bald an die Stelle treten werde. Unterdeß aber machen sich die üblen Wirkungen des bäuerlichen Erbrechts immehr mehr geltend, und es ist tief zu bedauern, daß die Bemühungen des livländischen Landtages um die Einführung eines bäuerlichen Anerbenrechts in Livland bisher resultatlos geblieben sind. Bereits im J. 1893 beantragte Alexander v. Stryk-Palla in einer eingehenden, der Ritterschaftsrepräsentation übergebenen Denkschrift[3], dem Vorbilde Deutschlands zu folgen und das dort zur Anwendung gelangte sog. bäuerliche Anerbenrecht[4] auch bei uns zur Geltung zu bringen. Dieses Sonderrecht bezweckt die ungeteilte Vererbung der Bauergüter an einen Erben, den Anerben, durch ein entsprechend gestaltetes Intestat-Erbrecht, d. h. durch ein Erbrecht, das dann einzutreten hat, wenn der Eigentümer eines bäuerlichen Grundstücks ohne Hinterlassung eines

---

[1] E. v. Bodisco, „Die estländische Bauerverordnung vom 5 Juli 1856 und die die Bauerverordnung abändernden und ergänzenden Gesetze und Verordnungen", Reval 1904, S. 202, Art. 1153, vgl. Axel v. Gernet, „Geschichte und System des bäuerlichen Agrarrechts in Estland", Reval 1901, S. 178.

[2] Schöler a. a. O.

[3] Akte des Livl Landratskollegiums Archiv 421, Lit. B, Vol. I, Fol 80 ff.

[4] Vgl. M. Sering, „Ländliches Erbrecht" im Wörterbuch der Volkswirtschaft, hrsg. von Elster, I. Band, S. 650 ff.

giltigen Testaments stirbt. Das Anerbenrecht will das Bauergut in der Familie ungeteilt erhalten, weil es aus wirtschaftlichen und politischen Gründen wünschenswert ist, daß ein innerlich gesunder, leistungsfähiger und nicht hochverschuldeter Bauerstand bestehe und gedeihe. Auf das Wesen des Anerbenrechts hier näher einzugehen gebricht es uns an Zeit. Es sei nur hervorgehoben, daß der von einer ritterschaftlichen Kommission ausgearbeitete Entwurf eines gesetzlichen bäuerlichen Anerbenrechts für Livland, dem Gouverneur im Dezember 1895 behufs Erwirkung staatlicher Bestätigung übersandt, bisher aber leider von den staatlichen Organen noch immer nicht erledigt worden ist.

Wird das Minimumgesetz in dem von mir befürworteten Sinne reformiert und der Entwurf des Anerbenrechts bestätigt, so gewinnen wir kräftig wirkende Schutzmittel, die das Stammgrundstück, den kleinbäuerlichen Besitzstand, das Rückgrat einer gesunden Agrarordnung vor unheilvoller Zersplitterung schützen. Auf der andern Seite gewährt die unbeschränkte Teilbarkeit des außerhalb der Stammgrundstücke frei verfügbaren Bodens die Möglichkeit, daß die aus verschiedenen Berufsklassen zusammengesetzte, unbesitzliche Landbevölkerung leichter als bisher in den Eigentumsbesitz eines kleinen Grundstücks gelangen kann. Hierdurch wird die Entstehung einer, für die Gestaltung gesunder sozialer Verhältnisse wichtigen, Stufenleiter von dem kleineren Grundbesitzer bis zum Großbauer gefördert, die Zahl der in ihrer wirtschaftlichen Existenz Geschützten, mit ihrer Lage Zufriedenen erhöht, dadurch die Menge der zu propagandistischen Bewegungen Geneigten vermindert[1] und endlich die Zunahme der Bevölkerung des flachen Landes belebt und der verhängnisvolle Zug zur Stadt unterbunden.

Es erübrigt noch kurz die Frage zu erörtern, ob auch unsre Bestimmung über die Maximalgröße des Bauerlandbesitzes einer materiellen Änderung bedarf. Die Festsetzung einer oberen Grenze für das bäuerliche Grundeigentum in der Gestalt „eines Hakens" ist weit jünger als das Minimumgesetz, denn wir finden das Verbot, daß das bäuerliche Grundeigentum eines Einzelnen innerhalb einer Gemeinde die Größe von einem Haken überschreite, zum ersten Mal in der Agrarordnung vom Jahre 1849[2]. Diese Bestimmung wurde damals im Zusammenhang mit der Regelung des Bauerlandverkaufs getroffen, weil der Landtag befürchtete, daß

---

[1]) Goltz, „Agrarwesen und Agrarpolitik", S. 114 ff.

[2]) §§ 236 u. 237 der Livl. Agrar- und Bauerverordnung v. 9. Juli 1849.

städtische Kapitalisten sich auf den Erwerb von Bauerland legen und den Bauerstand, den die Agrarverordnung mit allen Mitteln zu erhalten sich bestrebte, depossedieren könnte[1]. Diese Befürchtungen haben sich bisher als grundlos erwiesen und werden wohl auch sobald keinen Nährboden finden, denn städtische Kapitalisten werden aus sozialen Gründen dem Erwerb von Rittergütern den Vorzug vor dem Ankauf von Bauerhöfen geben, und bis die Industrie darauf ausgeht, dermaßen auf dem flachen Lande Fuß zu fassen, daß die Anhäufung von Bauerland in gewerblichen Händen zu besorgen wäre, dürften viele Jahrzehnte vergehen. Überdies steht der Aufsaugung des kleinen Grundeigentums durch das große, die in Großbritannien, in Mecklenburg und in Ostpreußen zur Latifundienbildung geführt hat[2], bei uns der „rote Strich“ entgegen, der das Bauerland zu einem bäuerlichen Gesamtfideikommiß gestaltet hat und die Verschmelzung von Bauerland mit Hofsland verbietet. Bauerland aber etwa allein aufzukaufen und daraus ein Rittergut zu bilden, auch das verhüten die Gesetze, denn zum Begriff eines Rittergutes gehört in erster Linie ein Minimalbestand von Hofsländereien[3]. Somit wäre also die Maximalbestimmung über das bäuerliche Grundeigentum eigentlich entbehrlich, allein für ihre Beseitigung sprechen anderseits keine zwingenden Gründe, und ein Antrag, der die Aufhebung dieser immerhin mehr als ein halbes Jahrhundert bestehenden Schranke in Vorschlag brächte, würde den Verdacht erregen, als sollte die Schutzwand, mit der unser Bauerland umgeben ist, in kapitalistischem Interesse durchlöchert werden. So erscheint denn lediglich die formale Revision des Maximumgesetzes in Anlaß der Grundsteuerreform rätlich, und es wäre an die Stelle der obsolet werdenden Größenbestimmung „ein Haken“ ein entsprechendes Wertmaß, in Steuerrubeln ausgedrückt, zu setzen. Da, wie wir sahen, ein Taler wahrscheinlich 6 Steuerrubeln gleich sein wird, so hätte man das Maximum statt auf 1 Haken oder 80 Taler, etwa auf 480 oder 500 Steuerrubel zu fixieren.

Ich bin am Schluß.

Wird, meinem Vorschlage entsprechend, das Minimumgesetz materiell geändert, so haben wir der Freiheit im Bodenverkehr, die von vielen als der staatsökonomisch und privatwirtschaftlich

---

[1] H. v. Samson, „Ad deliberandum des livl. Landtags von 1864“ a. a. O. S. 354. — [2] Dr. Hermann Levy, „Entstehung und Rückgang des landwirtsch. Großbetriebes in England“, Berlin 1904. Miaskowski, „Das Erbrecht und die Grundeigentumsverteilung“ 2c., I. Band, S. 9 ff. und 34.

[3] Art. 600 des Provinzialrechts III. Teil.

beste Zustand gepriesen wird, nur ein sehr geringes Opfer gebracht. Mit Neid werden die Anhänger des entfesselten Grundbesitzes auch ferner auf das uns benachbarte Kurland blicken, wo nach erfolgter Ablösung des Bauerlandes durch Verkauf, der Grundstückverkehr sich ungebunden entwickeln kann. Kurland kennt nur eine gesetzliche Minimalgröße der Rittergüter[1], aber weder ein obligatorisches Minimum, noch ein Maximum für Bauergüter, vor allem aber nicht einen „roten Strich“, der über den Zeitpunkt der vollzogenen Ablösung des Bauerlandes hinaus wirksam bleibt. Ist das Bauerland einmal abgelöst, so darf es vom Gutsherrn zurückerworben und mit dem Hofslande beliebig verschmolzen werden. — Ganz anders in Livland. Hier ist der Bauer im Grundstückverkehr weit unbehinderter als der Gutsherr, denn er darf wohl vom Gutsherrn Hofsland erwerben und in jeder Beziehung frei nutzen, aber umgekehrt darf der Gutsherr von dem ihm gehörigen Bauerland auch selbst dann nicht beliebigen Gebrauch machen, wenn es bereits den Ablösungsprozeß durchgemacht hat und aus dritter oder vierter Hand zurückerworben wird.

Wollten wir jedoch den Versuch wagen, die kurländische Freiheit im Bodenverkehr auf Livland zu übertragen, so würde es einen Sturm der Entrüstung unter jenen irregeleiteten Agrarpolitikern der Tagespresse und der Flugschriften geben, die ihre Angriffe merkwürdigerweise mit Vorliebe gegen Livland richten, wiewohl hier den Bauern ein Agrarschutz gewährt wird, wie, mit Ausnahme Estlands und Oesels, nirgendwo. Angriffe dieser Art werden wir jedoch um so eher, nach wie vor, mit Gleichmut ertragen, als in neuester Zeit russische Gelehrte, die sich der kritisch-vergleichenden Methode bedienen, nicht aber beflissen sind, einseitig die Mängel unsrer Agrarverfassung herauszufinden, zu dem Ergebnis gelangt sind, daß das Gedeihen des livländischen Bauerstandes offensichtlich und in erster Reihe den Agrargesetzen zu danken ist. Eine solche objektiv wahre Ansicht finden wir in einem kürzlich erschienenen umfangreichen Druckwerk vertreten, das alle jene Untersuchungen kritisch beleuchtet, die auf kaiserlichen Befehl im ganzen Reich 1902 veranstaltet wurden, um die Gründe des Notstandes der russischen Landwirtschaft klarzulegen[2].

[1] Provinzialrecht Teil III. Art. 616. Die noch heute in Kurland geltende Bauerverordnung vom J. 1817 verbietet im Art. 123 nur, Bauerhöfe bei Erbteilungen unter ein bestimmtes Mindestmaß zu parzellieren, untersagt aber nicht beliebige Teilungen in andrer Veranlassung.

[2] (П. Лющенъ) „Русская интеллигенція и крестьянство. Критическій анализъ трудовъ мѣстныхъ комитетовъ о нуждахъ сельско-хозяйственной промышленности“, Москва 1904, S. 64 ff.

Wie sich aber auch immer die Beurteiler unsrer Agrarverfassung vernehmen lassen mögen, wir sind dessen gewiß, daß die Livländische Ritter- und Landschaft, die Schöpferin unsres Agrarrechts, unbeirrt durch Lob oder Tadel und ungeachtet der Schwierigkeiten, die ihr eine eifersüchtige Bureaukratie in den Weg legt, die livländische Agrarverfassung, die, wie jedes menschliche Werk, ihre Schwächen hat, weiter ausbauen wird, stets eingedenk des Wahlspruchs unsres bedeutendsten Agrarpolitikers, Hamilkars von Fölkersahm:

„Nicht die Rechte, welche jemand ausübt, sondern die Pflichten, die er sich auferlegt, geben ihm den Wert.“

Beilage.

Von dem Gesamtareal (9,399,312 Lofstellen = 3,492,786 Hektar) der Rittergüter und der Pastorale in Livland sind:

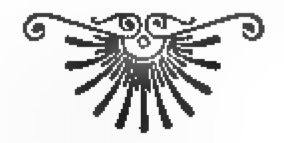
I. unverkäuflich:

		Lofst. Gesamtareal		Hektar
1. die Hofsländereien:				
a. der 48 allodialen Privat-Rittergüter, deren Umfang das provinzialrechtlich vorgeschriebene Mindestmaß von 900 Lofstellen nicht erreicht	=	29,689	=	11,032
b. der Teil der Hofsländereien von 549 allodialen Privat-Rittergütern, der durch das Mindestmaß von 900 Lofst. begrenzt wird (900 Lst. mal 549)	=	494,100	=	183,608
2. die Hofs- und Quotenländereien				
a. der der livl. Ritterschaft gehörigen 7 Güter	=	67,862	=	25,218
b. der den livl. Städten gehörigen 18 Güter .	=	156,207	=	58,047
c. der livl. evangel.-luther. 100 Pastorale . .	=	64,671	=	24,032
d. der livl. evangel.-luther. Schulen &c. . .	=	11,448	=	4,254
e. der 79 Fideikommißgüter	=	902,827	=	335,491
		1,726,804	=	641,682

II. zur Zeit noch unverkäuflich:

a. die bisher noch nicht verkauften Bauerländereien der 7 Ritterschaftsgüter	=	12,266	=	4,558
b. die Bauerländereien der Pastorate, Schulen &c.	=	65,602	=	24,378
		77,868	=	28,936

	Lofst. Gesamtareal	Hektar
III. bedingt verkäuflich:		
1. die bisher noch unverkauften Quotenländereien der 597 allodialen Privat-Rittergüter	= 425,220 =	158,012
2. das gesamte abgelöste, oder noch nicht abgelöste Bauerland der 676 privaten Rittergüter (die 79 Fideikommißgüter eingeschlossen) und der 18 Stadtgüter	= 3,581,661 =	1,330,945
3. die vor dem Jahre 1886 verkauften Bauerländereien der der Ritterschaft gehörigen 7 Güter	= 30,994 =	11,517
	4,037,875 =	1,500,474
IV. unbedingt verkäuflich.		
1. das unverkaufte Hofsland der allodialen 549 Privat-Rittergüter, das das Mindestmaß der Rittergüter (900 Lofst.) übersteigt, und zwar: 3,648,541 Lofst. minus 494,100 Lofst . . . . . . (Siehe oben I b.)	= 3,154,441 =	1,172,190
2. die verkauften Hofsländereien aller 701 Rittergüter	= 193,621 =	71,950
3. die verkauften Quotenländereien aller 701 Rittergüter	= 208,703 =	77,584
	3,556,765 =	1,321,694
I—IV zusammen:	9,300,312 =	3,492,766



Aus Tiefen zu Tiefen.

Nur das, was aus den Tiefen ward geboren,
In Tiefen steigt es wieder. Was der Künstler
Aus schmerzzerrissnen, lichtverklärten Stunden
Geschaffen aus dem Urgrund seines Wesens:
Nur das wird dir ein bleibend Eigentum.
In tiefgeheime Schwingung setzt es stets
Die Seele dir, und traumhaft zittert's nach;
Unwiderstehlich zwingt's dich mehr und mehr
In seinen Bann, — bis du zuletzt es spürst,
Daß es ein Stück geworden von dir selbst.

Eduard Fehre.

Die Ursachen des Verfalls der Reformation in Polen*.

Von

Dr. K. v. Kurnatowski.

Die Behandlung kirchengeschichtlicher Stoffe hat meist Prekäres an sich. Die Stellungnahme des Kirchenhistorikers zur Konfession, oder christlichen Religion überhaupt, seine nationale, oft durch eine gewisse konfessionelle Kirchlichkeit in die Erscheinung tretende Eigenart dürfte mehr oder minder die Objektivität der Darstellung beeinflussen. Während die Geschichtswissenschaft, gestützt auf soziale, lebendige Hilfsmittel, heute in hohem Ansehen steht, wird der „Kirchengeschichte“, die als wichtiger Zweig des gesamten „Geschichtswissens“ einen erhöhten Platz einnehmen sollte, noch immer nicht das gebührende Interesse geschenkt.

Doppelt undankbar wird die Aufgabe des Kirchenhistorikers sein, wenn er die Geschichte einer konfessionellen Partei schildert, die einst im Staatsleben seines Volkes eine Rolle gespielt, die gleichsam als Angelpunkt der Frage des Seins oder Nichtseins des nationalen Staatsgedankens angesehen werden darf, — die heute auf den Aussterbeetat gesetzt, dahinvegetiert, ein Stein des Anstoßes und des Ärgernisses für die noch immer Vielen, über deren geistigen Horizont es geht, Nationales von Konfessionellem zu unterscheiden, — dann steigt der vom Egoismus diktierte Gedanke in ihm auf, ob es nicht besser wäre quieta non movere.

Dieser, jeglicher freien Forschung und aller Wahrheit todfeinde Grundsatz hat, ich sage leider, tiefe Wurzeln geschlagen in der polnisch-evangelischen Gesellschaft, die nur ganz vereinzelt

*) Vorgelegt einer evangelisch-reformierten Pastorenkonferenz zu Riga am 25. August 1904.

Männer hervorbrachte, die mit Liebe und mit Objektivität sich mit der Vergangenheit ihrer konfessionellen Kirche beschäftigten, — sonst waren es Ausländer und Angehörige fremder Kirchengemeinschaften, die das brachliegende Feld polnisch-evangelischer Kirchengeschichte nach ihrer Eigenart und nach ihrem speziellen Bedürfnis bearbeiteten und verarbeiteten. — Erst in jüngster Zeit erwachte innerhalb der polnisch-evangelischen Kirche das Bedürfnis, die Geschichte ihrer Vergangenheit kennen zu lernen, und ich glaube das Erwachen dieses Bedürfnisses als schönes und verheißungsvolles Zeichen eines Erwachens von einer hundertjährigen Lethargie begrüßen zu dürfen, denn sobald die Frage „Was waren und bedeuteten wir einst?“ laut wird, darf man auch erwarten, daß dieselbe Gesellschaft selbstbewußt sich wird zu sagen wissen, was sie jetzt ist und einst zu bedeuten haben wird inmitten ihres Landes.

In keinem Lande Europas, vielleicht mit Ausnahme Spaniens, wo die Inquisition das ihre getan, ist die Reformation des 16. Jahrhunderts so spurlos und völlig zugrunde gegangen, wie in den Ländern, welche einst die „Republik Polen“ ausmachten. Höchstens 10 bis 15, durch katholische Mischehen in ihrer evangelischen Existenz gefährdete polnische Adelsfamilien und 12 15 Tausend litauische Bauern sind alles, was von der einst so mächtige Wellen schlagenden Reformation in Polen übrig geblieben. Das Übrige, was sich heute „polnisch-evangelisch“ nennt, sind polonisierte ausländische Elemente, vor allem deutscher Provenienz, die sich nach der bekannten deutschen Eigenart der neuen Heimat schnell assimilierten und in der zweiten Generation schon national polnisch fühlten.

Fragen wir uns jetzt, wie kam es, daß die reformatorische Idee, die im 16. Jahrhundert dreiviertel des polnischen Gesamtadels umfaßte (reformiert) und in den Städten zu hoher Blüte gelangte (lutherisch), die befruchtend auf Schrift und Druck wirkte und die erste Glanzperiode der polnischen Literaturgeschichte inaugurierte, wie kam es, fragen wir, daß diese Bewegung so völlig dahinschwand? Könnten wir nicht vielleicht schon in der Entstehung Keime des Verfalls finden? Diese Frage führt uns zu der nach der Art der Ausbreitung der Reformation in Polen.

Polen, „das zu allen (scil. religiösen) Neuheiten geneigteste Land“, wie ein alter Chronist sich ausdrückte, war von jeher ein Tummelplatz schwärmgeisterischer und sektirerischer Gemeinschaften. Fratricellen und Flagellanten fanden neben Waldensern und den überall ausgestoßenen Juden gastliche Aufnahme. Das Polen der Piasten und Jagellonen war tolerant, „die hochentwickelte ständische Freiheit fand auf religiösem und kirchlichem Gebiet so ihr Gegenbild.“

Als in Böhmen das Verlangen nach einer nationalen und Volkskirche die große Bewegung des Hussitismus zeitigte, griff diese auch nach Polen herüber, und obgleich die nationalen Gegensätze hier nicht vorhanden waren, gewann doch der Hussitismus viele Anhänger. 1435 taten sich einige Magnaten, Abraham Zbaski, Spytek von Melsztyn und Johannes Strasz zu einer politisch-religiösen Konföderation zusammen, die verschiedene Mißstände der königlichen und vor allem hierarchischen Gewalt beseitigen wollte. Der König Wladislaus Jagiello soll selbst einen Hang zur Lehre des Hus gehabt haben, was wir jedoch wollen dahingestellt sein lassen. Das Bedürfnis einer staatlichen und kirchlichen Reform wurde auch in Polen, wenn auch nicht in dem Maße wie im Westen, empfunden. Der liber baro Johannes Ostrorog stellte dem Reichstage von 1459 eine Reformschrift vor, in der er unter andrem für die völlige Unabhängigkeit der königlichen von der päpstlichen Gewalt eintrat, ja letzterer sogar jegliches Recht, sich in staatliche Angelegenheiten zu mischen, absprach. Und wie Ostrorog so empfanden fast alle maßgebenden Elemente Polens. Die Unabhängigkeit des Staates von der Kirche und die Bildung einer nationalen Kirche waren die leitenden Ideen des seinem Ende entgegengehenden 15. Jahrhunderts.

Die Reformation des 16. Jahrhunderts fand in Polen einen vorbereiteten Boden. Ihr wandten sich vor allem die Magnaten und der großgrundbesitzliche Adel Kleinpolens und Litauens zu. Es war hier die Lehre der schweizerischen Reformatoren, die stark und schnell um sich griff, während in Großpolen und Preußen vorwiegend die lutherische Lehre Wurzel faßte.

Die Motive, die wir bei der Ausbreitung der Reformation in Polen zu suchen haben, sind leider nicht immer religiöse gewesen; religiöse Momente spielen in der ersten Generation, die

sich der neuen Lehre zugewandt, beinahe eine untergeordnete Rolle, obgleich damit nicht gesagt sein will, daß viele sich aus wirklicher, tiefer Überzeugung der evangelischen Kirche zugewandt hatten. Modesache wird es vor allem gewesen sein, die der Reformation den Eintritt in Polen erleichterte.

Der rege geistige Austausch zwischen Polen und dem Westen, die zahlreich auf ausländischen Universitäten Studierenden brachten es mit sich, daß die Reformation in Polen „modern" wurde, ein Umstand, der beweist, daß gerade die Kreise, die die Mode mitmachen können, Großgrundbesitzer und Stadtpatrizier, sich derselben zuwandten. In Masovien, wo der Großgrundbesitz fehlte und nur der kleine, ungebildete Landadel zahlreich ausgebreitet lebte, blieb der Katholizismus in voller Kraft.

Dogmatische Streitfragen beschäftigten im 16. Jahrhundert die Gemüter, und wie im 3. Jahrh. n. Chr. auf den Märkten Griechenlands die Lehre vom Logos auch von verhältnismäßig einfachen Leuten ventiliert wurde, so dachte jetzt auch der polnische Landedelmann über Ubiquität und Personenlehre nach, sich in einschlägigen Büchern seiner Zeit Aufschluß holend. Das lag so in der Zeit.

Die reformatorische Idee konnte nach alledem in Polen nicht allzu tiefe Wurzeln geschlagen haben, was auch beweist, daß die polnischen Magnaten von dem Grundsatz. cujus regio ejus religio nur äußerst vereinzelt Gebrauch machten.

Die evangelische Kirche Polens war im Werden begriffen, und noch hatte sie nicht Zeit gehabt in der neuen Heimat warm zu werden, als ein gefährlicher Feind in ihrem eigenen Lager erstand, der Socinianismus, oder wie er in Polen genannt wurde – der Arianismus.

Bedeutende Socinianer, wie Stancarus, Blandrata, Petrus Gonesius machten (vor allem) der reformierten Kirche großen Abbruch. In Wilna, diesem Zentrum der polnisch-reformierten Kirche, trat der Prediger der Gemeinde Czechowicz nebst mehreren vornehmen Gemeindegliedern zum Socinianismus über. Viele reformierte Kirchen, wie in Biala, Brzesc Litewski, Mordy, Zasl u. v. a. wurden in socinianische umgewandelt, viele Magnatenfamilien hatten sich der Lehre des Socinus zugewandt. Anstatt sich innerlich zu festigen und der römischen Kirche Trotz zu bieten,

beschäftigten sich evangelische Synoden mit Angelegenheiten der Arianer, polemisierten gegen sie, zersplitterten auch ihre Kräfte in gegenseitiger Bekämpfung. Freilich hatte das im 16. Jahrh. noch nicht so traurige Folgen: das Magnatengeschlecht der Radziwills, vor allem der Wilnasche Wojewode Nikolaus Radziwill, genannt der Schwarze, hielt seine mächtige Hand über der reformierten Kirche, alle Über- und Eingriffe des Katholizismus erfolgreich abwehrend.

Dem durch mehrere sich befehdende Denominationen geschwächten Protestantismus in Polen entstand bald ein neuer Feind in dem nach Polen eingeführten Jesuitenorden, der 1570 seine erste Schule in Wilna gründete und durch seine bekannte Propaganda bald das Erziehungswesen, zuerst das öffentliche, in seine Hand bekam.

„Geleitet von der Erkenntnis, wie wichtig für die römische Kirche ein sicheres Herrschaftsgebiet zwischen dem protestantischen Deutschland und dem schismatischen Rußland sei", einheitlich und vorzüglich organisiert, fand dieser, nur zum Kampf gegen den Protestantismus ins Leben gerufene Orden, letzteren zersplittert und uneinig vor, ein Umstand, der ihm sein Wirken wesentlich erleichterte. Wenn also die Tätigkeit der Jesuiten in erster Reihe daran schuld war, daß die Reformation in Verfall geriet, so muß anderseits der polnische Protestantismus reumütig an die eigene Brust schlagen und bekennen: die eigene Schwäche und Zersplitterung habe den Jesuiten die Arbeit erleichtert.

Als der letzte Jagellone auf polnischem Thron, Sigismund August, 1572 seine Augen schloß, war die protestantische Partei (oder wie sie in Polen genannt wurde „die Dissidenten") noch so mächtig, daß sie beim nun folgenden Wahlkönig Heinrich Valois eine Bestätigung aller ihrer religiösen Freiheiten und Privilegien durchsetzen konnte. Nach dem nur wenige Monate regierenden Valois, wurde der Fürst von Siebenbürgen Stefan Batory, für den Thron Polens gewählt, ein Mann, dem die Republik ihre letzte Glanzperiode verdankte, der glücklich in seinen Kriegen, auch für die Volksbildung Sorge trug, sich hier leider vollständig der Jesuiten bedienend. Er gründete Jesuitenkollegien in Riga, Polotzk, Grodno u. v. a., freilich nicht ohne auf Widerstand bei den Dissidenten zu stoßen.

Intolerant darf man Batory nicht nennen; einen Blandrata neben anderen Dissidenten bei sich habend, hielt er den ihn zu religiöser Intoleranz anspornenden Jesuiten das Wort entgegen, „nicht über die Gewissen, sondern über sein Volk wolle er herrschen". Seine Vorliebe für die Jesuiten läßt sich daraus erklären, daß dieser Orden ihm durch seine ausgezeichnete Organisation und Ordnung Achtung einflößte und er durch ihn auch seinem Volke den Geist der Ordnung und der Gesetzesachtung einzuflößen gedachte. Die Brüder von der societas Jesu verstanden es auch ausgezeichnet, durch schöne Vorträge, die sie vor dem König hielten, wie z. B. „de potestate et dignitate regia", in ihm den Irrtum, als seien sie die Träger des monarchistischen Gedanken und Zerstörer der Anarchie, aufrecht zu erhalten. Gestützt durch die Huld des Königs, waren die Jesuiten imstande, mit den gelehrtesten Männern ihres Jahrhunderts ihre Kollegien zu besetzen, ich nenne nur Namen wie Skarga, Brand, Fabricius, den Portugisen Vega u. v. a., die den Kampf mit den Dissidenten aufnahmen, die nicht mehr über solche bedeutende Prediger wie zur Jagellonenzeit verfügten. — Der mühsam zustandegekommene „Consensus Sendomiriensis 1570", der gleichsam eine Union der Evangelischen in Polen war, worin sie sich gegenseitig Schutz und Unterstützung sicherten, also politisch und religiös, bestand nur dem Namen nach. Der geistige Urheber des „Consensus" Johannes a Lasco war schon längst tot, ohne die Vereinigung erlebt zu haben; ihm folgte bald, 1565 der mächtigste Protektor der evangelischen Sache, der wilnasche Wojewode Nikolaus Radziwill, der Schwarze. Trotz der Ermahnungen, die der Vater auf seinem Sterbebette an seine Söhne gerichtet, treu ihrem Glauben zu bleiben, traten dieselben in die katholische Kirche zurück, und wenn der Vater viel Mühe und Kosten verwandt, die erste polnische Bibel übersetzen und drucken zu lassen, so scheute der Sohn keine noch größeren, sie zu verbrennen und zu vernichten. Komplete Exemplare der „Brester Bibel" sind heute eine bibliographische Seltenheit.

Wenn während der Regierung Batorys auch hin und wieder Verfolgungen der Dissidenten vorkamen, so wurden sie jedesmal mehr oder minder vom Könige geahndet und 1581 den 26. Sept. erließ der König aus seinem Feldlager bei Pskow ein Edikt, welches jegliche Verfolgung der Dissidenten aufs strengste unter-

sagte. — Es war dies das letzte Toleranzedikt eines polnischen Königs.

Trotz heftigem Wiederstande der protestantischen Parteigenossen, an deren Spitze Zborowski stand, wurde im August 1587 der „Jesuitenkönig“, wie er sich mit Vorliebe nennen ließ, Sigismund III. Wasa zum König von Polen gewählt. — Die Regierung dieses Königs kann als eklatantes Beispiel dafür dienen, wie weit herunter die Jesuitenherrschaft ein blühendes Land bringen kann. Polen, eine freie Adelsrepublik, nahm jetzt in sich papistisch-jesuitische, und dadurch absolutistische Elemente auf, trat also in einen Gegensatz zu seiner eigenen Idee, und wurde so ein Widerspruch in sich selbst; und das rächte sich, rächte sich so furchtbar, daß das ganze polnische Staatswesen mit Naturnotwendigkeit zugrunde gehen mußte, denn die Weltgeschichte duldet keine Staatengebilde, die in sich ein Widerspruch, ihrer Bestimmung nicht entsprechen.

Als Sigismund III. während des berühmten Aufruhrs des Zebrzydowski 1605, der ein Protest gegen das herrschende politische und religiöse System war, den Protestanten die Hand zu Versöhnung reichen wollte, — er hat es damals nicht aus Neigung für die Protestanten, vielmehr von ihnen in die Enge getrieben getan, — da hielt ihm sein Beichtvater, der Jesuit P. Skarga das Wort entgegen: er solle es nicht tun, wenn auch das Vaterland darob zugrunde ginge, das himmlische Vaterland würde ihnen doch erhalten bleiben. — Sigismund III. schlug damals den Aufstand nieder; auch das irdische Vaterland war gerettet, — doch nur scheinbar: wir stehen am Anfang des Endes der Geschichte Polens und inmitten des Niederganges der reformatorischen Idee.

Hierauf begannen religiöse Verfolgungen. Wir können an dieser Stelle auf die Einzelheiten nicht weiter eingehen. Die Verfolgungen sind immer gleichartige gewesen und unterscheiden sich auch wenig von den in anderen Ländern; wir konstatieren hier nur: große und häufige Verfolgungen fanden statt, die in Polen deshalb um so schwerer getragen wurden, als anderswo, weil hier der polnische dissidentische Edelmann von dem ihm ganz gleichstehenden katholischen Standesgenossen Verfolgungen erlitt, und dies in einem Lande, das sich stolz Republik nannte.

Die Zahl der Evangelischen schmolz gewaltig zusammen, wiederum ein Beweis, daß die Reformation nur lose Wurzeln in Polen gefaßt und die Volksseele unberührt gelassen hat. Innerlich schwache fielen ab, die Einen verlockte hohe Karriere, die von jetzt ab Dissidenten verschlossen blieb, Andere wurden infolge von Mischehen dem väterlichen Bekenntnis untreu. Jesuitenkollegien, jesuitische und socinianische Hauslehrer trugen das Ihrige bei, die Reihen der Evangelischen stark zu lichten. Voller Sorge beschäftigte sich eine Synode zu Wilna 1611 mit der Frage: woher nehmen wir Prediger? Die schwere, ja gefahrvolle Lage des Protestantismus in Polen schreckte die jungen Kandidaten von dem damals mit Selbstaufopferung verbundenen Predigerberufe zurück. Dieser Mangel brachte es auch mit sich, daß jeder erste Beste, der sich zu diesem „dornenvollen Amte“ meldete, aufgenommen wurde, oft ungebildete, untaugliche Menschen, die vom evangelischen Bekenntnis keine blasse Ahnung hatten, — zum großen Nachteile der protestantischen Kirche.

Eine bis jetzt entschieden zu wenig gewürdigte Tatsache, die aber für den Niedergang der Reformation in Polen von allergrößter Bedeutung war, finden wir in der Verlegung der Regierung und der Residenz von Krakau (Kleinpolen) nach Warschau (Masovien).

Der Jesuitenkönig fühlte sich wohler unter seinem masovischen, rein katholischen Landadel, als in dem von dissidentischen Großgrundbesitzern bewohnten Kleinpolen. Masovien wurde jetzt Stütze und Zentrum der Regierung Sigismund III., wodurch die Dissidenten geschwächt wurden.

1622 starb Sigismund III., bis zuletzt mit der Bekehrung der Dissidenten beschäftigt, taub für ihre Klagen und Beschwerden. Obgleich sich vieles unter seiner Regierung in Lande gelockert hatte, obgleich er die Anwartschaft auf die Throne mächtiger Nachbarreiche (Schweden und Rußland), dank seinem religiösen Fanatismus, verscherzt hatte, — er ging ruhig zu Grabe, es war ihm gelungen die Reformation aufzuhalten, ja noch mehr, mindestens die Hälfte des dissidentischen Adels der römischen Kirche wiederzugewinnen.

Nicht einen kontinuierlichen Bericht über den Verfall der Reformation in Polen will ich hier geben, ich schreite darum zur nächsten Ursache ihres Falls.

Sigismund III. folgte sein Sohn Wladislaus IV., unter dessen Regierung die Lage der Evangelischen die gleiche blieb. („Colloquium Charitativum Thoruniense 1644".)

1648 folgte diesem sein Bruder, der Kardinal Johann Kasimir. Unter dessen Regierung müssen wir ein neues Moment des Verfalls der polnischen Reformation hervorheben. 1655 brach der polnisch-schwedische Krieg aus; ein Teil der litauisch-polnischen Magnaten, darunter der reformierte Janusz Radziwill, schloß sich den Schweden an, hauptsächlich aus dem Grunde, um Schutz vor der vordringenden moskowitischen Macht zu suchen, denn von der durch kriegerische Mißerfolge geschwächten Republik war nichts mehr zu erwarten. Zu den auf schwedische Seite Übergetretenen gehörten keineswegs bloß Protestanten, sondern auch Katholiken, auch hatten die Evangelischen sich absolut keiner besonderen Protektion der Schweden zu erfreuen, die gleichermaßen katholische wie evangelische Besitzungen zerstörten. Der Krieg endete für Polen glücklich; weniger glücklich jedoch für die polnischen Protestanten, die als Urheber des Krieges angesehen, den Sündenbock stellen mußten. Der Friede zu Oliva 1660 brachte ihnen nichts. Die „pax dissidentium" war in Vergessenheit geraten. 1668 wurde ein Edikt erlassen, worin der Übertritt zur evangelischen Kirche verboten, ja mit der Verbannung bestraft wurde.

Man beschuldigt oft die polnischen Protestanten, mit ausländischen Mächten landesverräterische Beziehungen gehabt zu haben. Doch ist dies ungerecht. Im Zeitalter der Gegenreformation, wo politische und religiöse Motive eng verbunden, über den nationalen standen, wo Philipp II. seine Armada aussandte, und die englischen Katholiken deshalb noch keineswegs als Landesverräter bezeichnet wurden, in diesem Zeitalter muß auch der polnische Protestantismus mit demselben Maße, wie die im Westen, in der Minorität sich befindenden religiösen Parteien — seien es Katholiken oder Protestanten — gemessen werden. Von ihren offiziellen Regierungen im Stich gelassen, waren die polnischen Evangelischen auf fremden Beistand angewiesen. Vielen Nutzen hatten sie von auswärtigen Interventionen nie gehabt. „Der übermächtige Zwang der politischen Verhältnisse hinderte jedes wirksame Eingreifen". (Wolf).

Soviel über die Hauptursachen des Verfalls der Reformation in Polen. Die sächsische Zeit bringt keine neuen Momente, der Niedergang dauert fort, unaufhaltsam verringerten sich die Gemeinden und die einst so mächtige Reformation mußte es erleben, daß in manchen Gemeinden „der Pastor am Grabe des letzten seiner Gemeindeglieder stand“. Was von der gemeinen Reformation in Polen übrig geblieben, wird in althergebrachter Art und Weise von der Wilnaschen Synode, der Repräsentantin dieses großen Erbes der Reformation, verwaltet. Ob sie diesen Rest, der die Feuerprobe der Verfolgungenüberstanden, zu erhalten wissen wird, muß die Zukunft beweisen.

Zum Schluß fasse ich das Gesagte in drei kurze Thesen:

1. Die reformatorische Idee hatte in Polen nur oberflächliche Verbreitung gefunden, die Volksseele blieb unberührt.
2. Die Zersplitterung der polnischen evangelischen Kirche in sich befehdende Denominationen, schwächte die Einheit derselben und erleichterte dem Jesuitismus den Sieg.
3. Unglückliche politische Konstellationen versetzten der Reformation in Polen den letzten Schlag.



Mein Lied.

Als ich grübelnd meines Weges ging,
Stand ein Fenster offen an dem Wege,
Hört' ich eine weiche Mädchenstimme,
Die mein Lied hinaussang in den Abend.
Leise lauschend stand ich still am Fenster,
War es doch, als wär ich längst gestorben
Und als zöge meines Lebens Seele
Mit der Stimme, die mein Lied hinaussang.

K. v. Freymann.

Literarische Rundschau.



Zur Geschichte des Lehnswesens in Livland.

Als erstes Heft des achtzehnten Bandes der von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen herausgegebenen „Mitteilungen aus der livländischen Geschichte" erschien zu Ende des Jahres 1903 der erste Teil einer groß angelegten rechtsgeschichtlichen Arbeit, die „Zur Geschichte des Lehnswesens in Livland" betitelt ist und Astaf v. Transehe-Roseneck zum Verfasser hat.

Wenn wir es als befremdlich bezeichnen, daß die baltische Presse von einer so bedeutenden wissenschaftlichen Leistung bisher keine Notiz genommen hat, so wird voraussichtlich eingewandt werden, daß die Besprechung fachwissenschaftlicher Arbeiten füglich den Fachzeitschriften überlassen bleiben muß. Diesen Einwand können wir jedoch nur insofern gelten lassen, als dabei die eigentliche wissenschaftliche Kritik in Frage kommt und dem dergestalt eingeschränkten Zugeständnis folgt der Selbstvorwurf auf dem Fuße, daß wir unsre einzige Fachzeitschrift, die Dorpater „Zeitschrift für Rechtswissenschaft" und deren Fortsetzung, die „Dorpater juristischen Studien", dem bekannten großen „Grab der Wissenschaft" haben verfallen lassen. Unter solchen Umständen ist es wohl erst recht Sache der Presse, ihre Leser auf die Früchte baltischer Wissenschaft aufmerksam zu machen. Solcher Früchte gibt es ja nur noch wenige, und daß uns solche überhaupt noch beschert werden, ist doch wahrhaft herzerfreulich.

Die vorliegende Arbeit führt uns freilich weit ab von alledem, was heute die Geister bewegt und vielfach verwirrt. Das aber ist sicherlich kein Schade, vielmehr dürfte es sich in Zeiten der Unrast und politischer Erregung vorzüglich empfehlen, dem Gemüt zeitweilig in wissenschaftlicher Einkehr einen Ruhepunkt zu bieten. Weltflucht bedeutet das noch lange nicht! Seltsamerweise jedoch will „der Parteien Gunst und Haß" speziell den Gegenstand,

der uns hier beschäftigen soll, nicht unbedingt als einen solchen Ruhepunkt anerkennen. Denn wo vollkommene Unwissenheit oder das noch gefährlichere Halbwissen ihrer instinktiven Abneigung gegen alle mittelalterlichen Gebilde Ausdruck geben wollen, da lautet das Wort, das für die fehlenden Begriffe zur rechten Zeit sich einstellt, wohl unfehlbar „feudal“. Ebenso muß das arme Wort herhalten, wo irgend ein Protz dem Gegenstande seines stumpfsinnigen Behagens gern den Anstrich der Vornehmheit geben möchte. Auch hier berühren sich die Gegensätze.

Die uns nunmehr gebotene Untersuchung der geschichtlichen Entwicklung des Lehnswesens in Livland ist so breit und tief angelegt, daß sie in dem vorliegenden Hefte nicht wohl zum Abschluß gebracht werden konnte, sie erschöpft aber doch, indem sie die Geschichte des „Mannlehens“ oder Ritterlehens bis zum Untergang der politischen Selbständigkeit des Landes erledigt, den wichtigsten Teil, ja im Grunde alles, was man, wenn von Lehnrecht die Rede ist, gemeiniglich ins Auge zu fassen pflegt. Von dem in Aussicht gestellten zweiten Teil, der sich mit dem Lehen zu minderem Recht, ohne Mannschaft, beschäftigen soll, dürfen wir uns die Aufhellung eines bisher völlig vernachlässigten Gebiets unsrer Rechtsgeschichte versprechen. Das gilt auch vom dritten, abschließenden Teile, der aus der Geschichte des Lehnswesens die polnische, schwedische und russische Periode behandeln wird, und zwar, wie es in der Natur der Sache liegt, hauptsächlich in öffentlich rechtlicher Beziehung. Meist begnügt man sich mit einer oberflächlichen Kenntnis des scheinbar episodenhaften Wiederauflebens der Lehnrechtsfrage zur Zeit der berüchtigten Güterreduktion Karls XI., auch weiß man sich allenfalls des Ukases oder Manifests vom 3. Mai 1783, als des Abschlusses dieser mehrhundertjährigen Geschichte, zu erinnern. Ein Ukas mußte es natürlich sein, denn ein solcher bezeichnete nunmehr im Rechtsleben Anfang oder Ende aller Dinge.

An dem jetzt vollendeten Teile sei zunächst die in logischer Folgerichtigkeit gegliederte Disposition, auf die bei der Darstellung von Rechtsverhältnissen natürlich besonders Gewicht zu legen ist, rühmend hervorgehoben. Dieser Vorzug würde durch Seitenüberschriften noch mehr zur Geltung gelangt sein. Sie halten dem Leser das spezielle Beweisthema, auf das man sich bei vielfacher Gliederung des Stoffes andernfalls erst besinnen muß, erwünschtermaßen beständig vor Augen.

Von überkommenen Lehrmeinungen hat sich der Verfasser vollkommen frei zu halten gewußt und demgemäß seine Arbeit durchweg auf eigene Quellenforschungen gegründet. Die Polemik gegen frühere Anschauungen war unter solchen Umständen in vielen Einzelfragen unvermeidlich, aber dem Leser wird durch gewissenhaftes Anführen der Quellen, deren Wortlaut in wichtigen Fällen

eingeschaltet ist, regelmäßig die Möglichkeit geboten, selbst zu prüfen. Die meisten Schriftsteller pflegen der Polemik ein sanftes Hinweggleiten über wissenschaftliche Gegensätze vorzuziehen und sich mit der Begründung der eigenen Anschauung zu begnügen, nicht selten jedoch zum Schaden der Sache, indem der Leser sich gelegentlich garnicht so recht dessen bewußt wird, hier oder dort an einem wissenschaftlichen Scheidewege angelangt zu sein. Dem wird durch Gegenüberstellung von These und Antithese am wirksamsten vorgebeugt, daraus folgt die Notwendigkeit der Polemik von selbst.

Nächst dem sorgfältigen Quellenstudium und der ausgiebigen Benutzung der neueren rechtsgeschichtlichen Literatur Deutschlands, erscheint als Vorzug der Arbeit der überall beobachtete enge Zusammenhang der politischen und vor allem sozialpolitischen Geschichte des Landes mit den zu behandelnden Gebieten der Rechtsgeschichte. Gleich die im Abschnitt „Allgemeines" gebotene Übersicht, für die der auswärtige Leser besonders dankbar sein wird, stellt die Arbeit unter diesen Gesichtspunkt. Wie ganz anders entwickelt sich nicht gegenwärtig die Entstehung der sogenannten Jungingenschen Gnade von 1397, jenes für die weitere Ausgestaltung des Lehnrechts so bedeutungsvollen Privilegs, seitdem sie, wie gehörig, aus den politischen Vorgängen ihrer bewegten Zeit abgeleitet worden ist.

Dasselbe gilt von dem bekannten Silvesterschen Gnadenrecht von 1457 und vollends von den letzten, unter dem Druck der für die Machtstellung der geistlichen Landesherren verhängnisvollen konfessionellen Wandlungen, den Prälaten von ihren Vasallen abgerungenen Zugeständnissen.

Vorzüglich diese Abschnitte wird auch der Nichtfachmann mit Vergnügen und Vorteil lesen. Unter den Rechtsinstituten, die durch v. Transehe eine wesentliche Klärung erfahren haben, sei das Gesamthandrecht besonders hervorgehoben. Es beansprucht in der Geschichte des Lehnrechts insofern erhöhtes Interesse, als in der gegen die Gesamthandfamilien innerhalb der Ritterschaft des Erzstifts Riga 1523 in Lemsal zustande gekommenen Einigung u. a. ein „Protest gegen die Bedrohung durch die, einen plutokratischen Charakter annehmenden Gesamthandfamilien, also gegen die Adhäsionskraft des Kapitals und gegen die Gefahr einer materiellen und sozialen Differenzierung der Ritterschaft" erblickt werden kann. Während sonst regelmäßig die Vasallenschaft durch gemeinsames Interesse ihrem Lehns- und Landesherrn gegenüber solidarisch verbunden erscheint, erblicken wir hier eine bedeutende Gruppe der Ritterschaft in doppelter Frontstellung. Durch ein andres Rechtsinstitut, die Weiterverlehnung oder Afterleihe, war, wie man von vornherein meinen sollte, die Gefahr einer „Differenzierung" erst recht nahe gelegt. Die Klasse der Aftervasallen war

wenig bekannt und beachtet. Sie ist eigentlich erst durch v. Transehes Studie „Die Afterlehen in Livland“ (im „Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik“ 1896 und 1899) in unsre Rechtsgeschichte eingeführt worden. Obgleich nun das Rechtsverhältnis zwischen Vasall und Aftervasall in jeder Hinsicht dem zwischen dem oberen Lehnsherrn und Vasall analog war, hat gleichwohl, wie v. Transehe konstatiert, ein sozialer Niederschlag so wenig stattgefunden, daß uns nicht wenige Glieder der angesehensten und mächtigsten Adelsgeschlechter unter den Aftervasallen begegnen. Wer die Geschichte der ständischen Entwicklung der baltischen Ritterschaften bis in die neuere Zeit hinein sorgfältig verfolgt, der wird sich kaum dem Eindruck verschließen können, daß die glückliche Vermeidung einer Differenzierung innerhalb der korporativen Verbände in uraltem Rechtsboden wurzelt, an den ja wohl auch unser landtägliches „Virilstimmrecht“ erinnert. Keinen geringen Anteil am einheitlichen Charakter des livländischen Lehnrechts und der damit zusammenhängenden festen Fügung der vasallitischen Verbände wird man der Abwehr des Eindringens dienstrechtlicher Normen beizumessen haben. Im Gegensatz zu der von C. Schilling in seiner bekannten Studie „Die lehn- und erbrechtlichen Satzungen des Waldemar-Erichschen Rechts“ vertretenen Anschauung hat von Transehe, wie uns scheint, überzeugend nachgewiesen, daß eine Verquickung lehn- und dienstrechtlicher Normen hier keineswegs stattgefunden hat, daß vielmehr das altlivländische Lehnrecht durchaus auf sächsischem Lehnrecht beruht, wobei in dessen Ausgestaltung schon früh die Neigung zu landrechtlichen Normen hervortritt.

Entsprechend dem Arbeitsplane mußte sich v. Transehe im wesentlichen auf die eigentliche lehnrechtliche Entwicklung beschränken. Und doch ist durch die vorliegende Studie unsre Kenntnis auch darüber hinaus in mehrfacher Beziehung erweitert worden, u. a. in betreff der Behördenverfassung und des Instanzenzuges. Den Landtag in der Eigenschaft einer höchsten Instanz binnen Landes lernen wir jetzt erst als einen Ausschuß von 21 Richtern kennen. Damit läßt sich schon etwas anfangen, zumal da wir erfahren, daß diese Oberinstanz in landtagsloser Zeit mindestens alle drei Jahre zusammentreten sollte. Den älteren Rechtshistorikern war auch das unbekannt.

Möge es v. Transehe gelingen, seine schöne Arbeit so durchzuführen, wie sie geplant ist. Wer die livländische rechtsgeschichtliche Literatur kennt, wird gern anerkennen, daß in ihr das uns jetzt gebotene Buch als die weitaus bedeutendste wissenschaftliche Leistung an erster Stelle steht.

H. v. Bruiningk.

Über Wolynskis „Der moderne Idealismus und Rußland.

Worte — Worte — Worte — ein Meer von Worten! Und hin und wieder wie tanzende Kähne auf wogenden Wellen — hier ein Gedanke — dort ein Gedanke! Aber immer wilder entbrennt das Meer — die Kähne schlagen um — und der Leser, der dem schwanken Gedankenkahn vertraute, greift ins Leere. Dennoch wird das Buch Wolynski's* Aufsehen erregen, denn die etwas verschwommene, indessen keineswegs seichte Mystik wird der Moderne zusagen. Es lohnt daher der Mühe, den Gedankengang Wolynskis darzulegen. Es ist nicht leicht, denn was Wolynski gibt, ist Offenbarungsphilosophie, angewandt auf bildende und dichtende Kunst, modernen Idealismus und Rußland. Hören wir: Körper und Seele des Menschen bilden in unteilbarer Vereinigung die menschliche Persönlichkeit. Im Zwiespalt mit diesen beiden Elementen trägt der Mensch ein drittes in sich — den Geist. Dieser Geist entspricht dem sokratischen Dämon, seine Äußerungen (z. B. das Gewissen) sind dem persönlich egoistischen Element entgegengesetzt. Die Persönlichkeit ist subjektiv, der Geist objektiv. Dem Unterschied zwischen Seele und Geist entspricht in der Kantischen Philosophie der Unterschied zwischen Vernunft und Verstand (sic!). Auch Körper und Seele stehen im Gegensatz zu einander. Beide aber sind beherrscht vom egoistischen Willen. In seiner körperlichen Ausdrucksform strebt der Wille nach Befriedigung seiner unersättlichen Gelüste, er ist grob und gewaltsam, in seiner seelischen Ausdrucksform unterdrückt der Wille den Körper, er verachtet die Realität, ist aber nicht weniger egoistisch. Der Wille in Seele und Körper hängt am „Ich", auch die Seele mit allen ihren Feinheiten gehört der sinnlichen Welt an. Der Geist indessen entstammt der maß- und grenzenlosen Welt und vermittelt uns ihr Verständnis, er ist unpersönlich, universell und ideal, wie die Welt, aus der er kommt. Die Berührung des Menschen mit der übersinnlichen Welt durch den Geist wirkt auf seine körperlich-seelische Individualität, indem es sein Denken umgestaltet. Aus dem empirischen wird ein ideales Denken, den realen Bildern der Gegenstände stellt der Mensch die idealen Urbilder gegenüber.

*) A. L. Wolynski, Der moderne Idealismus und Rußland. Frankf. a. M. Lit. Anst. 1905.

Das Verständnis der Welt vollzieht sich nun in zwei Phasen. In der ersten Phase sieht der Mensch den Zwiespalt der realen Bilder und des Urbildes, dieser Zwiespalt erscheint tragisch und ist die Wurzel des Pessimismus. In der zweiten Phase sieht der Mensch die Bewegung des Bildes zum Urbilde, der Zwiespalt schwindet und in der Extase des Geistes sieht er die Bewegung als vollzogen, das Bild zum Urbilde geworden. Solch eine ekstatische Durchgeistigung des Menschen zeigen z. B. die Märtyrer, nicht allein die christlichen, sondern auch die der Wissenschaft. In den idealen Urbildern alles real Existierenden denken, bedeutet — idealistisch denken, sein eigenes ideales Urbild verwirklichen, und zur Verwirklichung der idealen Urbilder des Lebens überhaupt beitragen, bedeutet - idealistisch sein.

Die ganze menschliche Tätigkeit kann in eine theoretische und praktische eingeteilt werden, künstlerisches Schaffen und solide Arbeit, wissenschaftliches, philosophisches und religiöses Denken. Wissenschaftliches Denken ist die Erforschung der körperlich seelischen Welt, philosophisches Denken ist das Denken des menschlichen Verstandes über den Geist und die Welt durch metaphysische Ideen des Geistes, das einheitliche Denken über Mensch und Welt ist das religiöse Denken, welches von dem unmittelbaren Empfinden der Gottheit ausgeht. Durch das Prisma der Gottheit betrachtet, zeigen sich die Erscheinungen des Lebens in konkreter Deutlichkeit auf mystisch grenzenlosem Hintergrunde, die sinnliche und übersinnliche Welt, welche das profane Denken scheidet, erscheinen im religiösen Denken verschmolzen. Diese Kraft gewinnt das mystisch-religiöse Denken hauptsächlich durch den Begriff Golgathas, durch „die Idee der freiwilligen Kreuzigung des persönlichen „Ich" im Namen des Geistes, der Berauschung an der Gottheit, der Metaphysik, der himmlischen Wahrheit, die in die nüchterne Welt der Lebensbeziehungen durch das Blut Golgathas hinabsteigt." Doch unterliegt das mystische Denken der Kontrolle der Vernunft. Dieses nun, das mystische, religiöse Denken, das Erfassen der Welt aus der Empfindung der Gottheit heraus ist das Ziel und wird das Resultat der modernen idealistischen Woge sein. Obwohl nun Rußland hinter den beständigen wissenschaftlich philosophischen Errungenschaften Europas bedeutend zurückgeblieben ist, „ist es unmöglich nicht zu sehen und zu fühlen, daß gerade in der idealistischen Bewegung Rußland eine wichtige Rolle spielen wird. Bei der Abwesenheit alter kultureller Aufschichtungen kann der russische Mensch in vieler Hinsicht in einer günstigeren Lage sein" (sic!). In der Kunst treten die großen Kontraste der empirischen und der mystischen Welt noch greller als im Leben selbst hervor. Die Kunst an und für sich unterstreicht diesen Zwiespalt, die höchste, geistige Kunst aber versöhnt ihn, sie schreitet von dem

Empirischen zum Realen fort, „von den realen, körperlich-seelischen Bildern der umgebenden Welt zu den flammenden Urbildern der Wirklichkeit in ihren neuen, frischen, edlen Verkörperungen.“

Die Darstellung der Dinge in ihren Urbildern durch die bildende Kunst bezeichnet Wolynski als Ikonographie, welche das Wesen der Dinge darstellt. Diesen Anforderungen entsprechen die Kunst der italienischen Renaissance und die östlich-byzantinische Ikonographie „mit der herrlichen Variante des griechisch byzantinischen Schaffens auf dem Gebiete der russischen Heiligenmalerei“. Beide haben den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht. In der metaphysischen Darstellung der Welt erscheint indessen die byzantinische Ikonographie vollendeter und tiefer. Doch ist auch sie in ihren Formen beschränkt. Die neue Kunst, die neue moderne Ikonographie wird die ganze Welt vergöttlichen, eine Synthese der realistischen Malerei und der Ikonographie im engen Sinne des Wortes. Diese Synthese ist das Streben der modernen Malerei mit all ihrem Impressionismus und ihrer Dekadenz. Sie leidet noch unter dem Subjektivismus, sie steht in der ersten Phase, dem Zwiespalt zwischen Bild und Urbild, aber all dies ist heilig – ist die Konvulsion des entstehenden künstlerischen Idealismus. Wenn die idealistische Malerei zur Ikonographie hinneigt, „so muß und soll die künstlerische Literatur zu einem gewissen neuen, göttlichen Worte werden, in dem alle Wahrheiten, die irdischen und die himlischen, alle Widersprüche der menschlichen Geschichte, alle ihre tragischen Zwiespälte mit ihren lyrischen Lösungen gegeben sind“. Das Bestreben der Literatur zum göttlichen Worte zu werden fällt besonders beim Studium der modernen Literatur auf. „Sie sucht den neuen Menschen unter dem Wesen des neuen Geistes“. Ihre Krankheitserscheinungen rühren daher, daß sie den Individualismus, die Herrschaft des seelisch körperlichen noch nicht überwunden hat, auch sie ist noch in der ersten Phase, aber sie wird den Individualismus abstreifen. In ihrer Selbstanalyse begegnet die Dekadenz dem Empfinden der Gottheit, daher die Umkehr zum Idealismus. Es folgen Beispiele, zuerst Nietzsche. „Wirklich, was ist die ganze Philosophie Nitzsches anders, als ein flammender Traum vom Uebermenschen, vom neuen Menschen“. Er sucht ihn indeß fehlerhaft in der Richtung eines Ultraindividualismus. „Aber dieses Suchen selbst, dieser krankhafte Ekel gegen das Alte, Abgelebte, gegen den alten Körper und die alte Seele, die Grundpfeiler einer jeden Rechtgläubigkeit im Leben, macht ihn zum echten Philosophen der neuen Geschichte.

Auch die russische Literatur ist mit dem Suchen der neuen Menschen, der neuen Schönheit beschäftigt. Von den folgenden, zum Teil recht feinsinnigen, Besprechungen will ich nur einen Satz herausheben: „Unwillkürlich sagt man sich, daß Tolstoj ein

russischer Luther sei, vielleicht noch ein größerer und tieferer, als der deutsche Luther &c." Wolynski schließt mit der Aussicht auf ein neues freies Gottesreich, in welchem es keine Beleidigten und Beleidiger mehr geben wird. „Es weht ein neuer, neuer Geist, und auch Rußland, ein lebendiger Teil des lebendigen Europas, eilt . . mit verheißendem Blick voran". —

Genug! Uebergenug von diesem umgekehrten Nietzsche! Genug von einer Philosophie, die im kreißenden Wirbel ungezählter Systeme geboren, nur allzusehr den Eindruck eines Findelkindes hervorruft! Die Auflösung des Dualismus durch einen Trealismus ist mir allerdings neu, übrigens wäre es mit dem Willen ein Quartualismus. Welch eine Unterschätzung des alten Dualismus, der ein Dualismus nicht etwa der Wolynskischen Seele und des Körpers, sondern des Geistes und des Körpers ist! Und die Seele selbst, wenn sie nicht dem grenzenlosen Reiche, nicht dem Geiste entstammt ist, woher ist sie und welche Bedeutung hat sie? Ist sie nicht mehr als der Begriff des Egoismus, der Geist aber des Altruismus? Ist diese Philosophie, welche die Kernfragen umgeht, nicht mehr als eine Paraphrase des Wortes: Und Gott schuf den Menschen sich zum Bilde? Ist die körperlich-seelische Individualität sinnlich und vergänglich? Ist auch die Seele Körper? Wie, wenn sie nicht Geist, sondern Körper ist, wenn sie der sinnlichen Welt angehört, wie kann der Geist auf sie wirken? Wenn aber in uns der Geist das ewige Element ist, die Seele aber sinnlich und vergänglich, ist die Seele in diesem Falle nicht nur Attribut des Körpers und der Geist die eigentliche Seele? Alles dieses und tausendmal mehr werden wir wissen, wenn die neue Erde und der neue Mensch entstanden sind. Dann werden wir auch wissen, woher wir kommen und wohin wir gehen, was Wolynski zu erörtern nicht für nötig befunden hat. — Und die Künstler werden sie uns schaffen, diese neue Welt! Sie werden so lange die Welt durch das Prisma der Gottheit betrachten, bis die Welt ganz und gar vergöttlicht ist! Jawohl — das werden sie tun, die heiligen Künstler der Moderne! — Wenn mir die Gottheit die Wahrheit böte in der einen Hand und in der anderen das ewige Suchen der Wahrheit, ich würde das Suchen wählen, so etwa sagt Lessing. Das ist Wolynskis Geschmack nicht!

Der Gefährte der Unklarheit ist die blinde Ueberhebung, die Ueberschätzung des menschlichen Geistes im allgemeinen, des Volksgeistes im besonderen. Blinde Ueberhebung und maßlose Uebertreibung! Jeder Größenunterschied verschwimmt vor diesen prophetischen Augen! Aus welchem Grunde sollte Tolstoj ein russischer Luther sein? Weiß Wolynski nicht was Luther getan hat? — Er hat das Mittelalter aus den Angeln gehoben!

Aber mir ist, als wäre ich dieser Art des Philisophierens und diesem Idealismus schon einmal begegnet, eine stockende, aber unendlich beharrliche Stimme klingt mir in den Ohren. Ich erinnere mich des Vorfalles, es war in Dorpat im Restaurant Kudrawzew. Ein junger schmächtiger Mann, im grauen Studentenrock hielt einen älteren beleibten Herren am Knopfloch und redete heftig auf ihn ein: „Das Princip", sagte er, „verstehen sie, das Prinzip — das Prinzip ist das Grundlegende — verstehen sie — das Grundlegende!"

„Warum regen sie sich auf Akaki Porfiritsch", sagte der dicke Herr „wir wollen lieber einen Schnaps trinken!"

„Das Princip", wiederholte der Student „das Princip ist das Grundlegende — verstehen sie, das Grundlegende!"

Sollten **wir** diese Idealisten nicht kennen und ihre neue Erde, diese Idealisten, die in einem Atemzuge von Menschenrechten und Fremdstämmigen reden? Ich breche ab — den Rest des Artikels streicht den Fremdsprachigen sowieso der Zensor.

Karl v. Freymann.

Wolynski's „Buch vom großen Zorn".

„Die Haarfarbe scheint bei Dostojewski dem Grade der Intensität des persönlichen menschlichen Elements zu entsprechen, und sozusagen dem Grade seiner Offenheit für regenerierende, gnadenvolle Einwirkungen des Himmels. . ." Ich las anfangs in aller Ruhe über diesen Satz hinweg. Nach einigen Minuten verspürte ich ein Unbehagen, ich stand auf und ging ein wenig hin und her, dann setzte ich mich wieder und versuchte zu lesen, aber die Buchstaben blickten mich so sonderbar schwarz und gleichförmig an und sie schienen mir keinen Sinn zu geben. Ich sah auf und überlegte. Sollte wirklich Dostojewski — . . . — Der Stachel des Satzes saß mir im Fleische. Doch versuchte ich wider den Stachel zu löken. Ach was, dachte ich in rationalistischem Leichtsinn, aus welchem Grunde sollte wohl dieses der Fall sein? Nach einer halben Stunde begriff ich, daß ich den Satz von der Haarfarbe nicht ungestraft gelesen hatte. Er saß tief im Fleisch und bohrte, er bohrte still aber schmerzhaft. Die Frage, ob bei Dostojewski die Haarfarbe dem Grade der Intensität des

persönlich-menschlichen Elements entspräche, begann für mich brennend zu werden. Die Lösung der Frage aber erwies sich so schwierig, daß ich mit Satz, Stachel und ungelöster Frage zu Bett ging. Mir träumte, mein Haar wäre schwarz und ein boshafter schwarzer Teufel stieße mich mit einer langen, langen Ofengabel in den schwärzesten Pfuhl der Hölle. Haarfarbe, Haarfarbe, Haarfarbe! rief er höhnisch und beugte sich schadenfroh über den Rand des Höllenpfuhls. Dieser Traum stimmte mich doch bedenklich. Ich äußerte meine Zweifel einem guten Freunde, den ich zufällig auf der Straße traf. „Blödsinn", sagte er kurz und betrachtete mich mißtrauisch von der Seite. Abwarten, dachte ich. Und ich hatte recht. Als ich ihm nach einigen Tagen abermals begegnete, kam er hastig auf mich zu. „Weißt du", sagte er, „ich habe mir deine Bemerkung von vorhin überlegt; es ist doch sehr wohl möglich, daß bei Dostojewski die Haarfarbe" — „Siehst du", entgegnete ich triumphierend. Es war wie mit Mark Twains Liede vom grünen und roten Schein; seit ich den Satz weiter gegeben, war mir die Bedeutung der Haarfarbe gleichgültig geworden. Aber Wolynskis Satz wandert nun wohl auf meine Rechnung.

Wer sich über diesen Satz näher orientieren will, findet ihn in Wolynskis „Buch vom großen Zorn"*. Dieses Werk enthält die kritische Untersuchung dreier Dostojewskischer Romane (Teufel, Idiot, Schuld und Sühne) und gibt an der Hand dieser Romane eine Kritik der Kunst Dostojewskis. Ein weiterer Band über das Reich der Karamasows wird demnächst gleichfalls in deutscher Übersetzung erscheinen. (Literarische Anstalt, Frankfurt a. M.) Die Geschichte des Satzes habe ich nicht zum Scherz erzählt.

Die kritische Analyse Wolynskis ist reich an ähnlich qualvollen Sätzen und Behauptungen, sie ist scharf, aber von der Art der Schärfe, die leicht schartig wird. Wolynski faßt die Darstellungsweise Dostojewskis als symbolisch-mystische. Dostojewski zeichnet „nicht mit einfach künstlerischen, sondern mit künstlerisch symbolischen Zügen." Um Dostojewski zu verstehen, bedürfen wir eines Erforschens seiner Gedanken, „sozusagen vermittels des Fleisches seiner Helden, weil dieser Künstler selbst, bei der erstaunlichen Höhe seiner Aufschwünge, in die Abgründe des Lebens durch die beweglichen Linien und Formen des Fleisches in ihren launenhaften Verknüpfungen und ihrem mystisch-sinnlichen Spiel schaut. Eine solche ist die symbolische, man kann wohl sagen, apokalyptische Schreibart Dostojewskis. . . ." Wolynski will den Begriff des Symbolischen nicht in der Bedeutung der Erhebung des Besonderen zum Allgemein-menschlichen verstanden wissen, sondern als eine Art konventioneller Zeichen, die einen gewissen Gedanken des

*) A. L. Wolynski, Das Buch vom großen Zorn. Frankf. a. M. Liter. Anstalt. 1905.

Künstlers symbolisieren. Die Schreibart Dostojewskis ist — „nicht die echt künstlerische Schreibart, die die Ideen in bildlichen und plastischen Formen wiedergibt, in natürlichen, nicht angespannten, die von dem Künstler nicht förmlich erfunden sind und geradezu das Leben selbst abbilden, sondern eine wissenschaftlich-philosophische Chiffre, die man erraten, in die Sprache der gewöhnlichen Vorstellungen und Begriffe mit Hülfe der logischen Analyse übersetzen muß." — Von diesem Gedanken ausgehend, dechiffriert Wolynski Zug um Zug die Dostojewskische Darstellung. Er verfällt dabei, wie leicht erklärlich, im einzelnen der Uebertreibung. Er faßt Einzelheiten als symbolisch, die nicht symbolisch sind. Er sucht der Darstellung eine symbolisch-mystische Deutung zu geben, auch dort, wo sie nicht mystisch-symbolische Offenbarung, nicht Zeichensprache, sondern naturgemäße Psychologie ist. Ein Beispiel für viele: wenn Stawrogin, aus tiefen Gedanken erwachend, beharrlich und neugierig nach einem in der Ecke des Zimmers ihn verblüffenden Gegenstande hinschaut, so bezeichnet Wolynski diese gedankenvolle Zerstreutheit als Verstandeshypnose, und benutzt diesen Vorgang als Beleg dafür, daß Stawrogin ein Verstandeshypnotiker sei, ein Mensch, der ausschließlich unter dem Einfluß des abstrakt formellen Denkens steht und keiner Beeinflussung durch Gefühl und Geist zugänglich ist. Es ist aber kein Beleg, denn dergleichen kann jedem passieren. Die Definition der Dostojewskischen Darstellungsweise, wie sie Wolynski gibt, ist zwar geistreich und treffend, indessen nicht so erschöpfend und in allem zutreffend, daß sich auf ihrer Grundlage eine in allen Einzelheiten fehlerlose Untersuchung aufbauen ließe. Allerdings ist Dostojewskis Kunst symbolisch. Von der Idee ausgehend schafft Dostojewski die Welten seiner Romane, und die Figuren dieser Romane sind vor allem Ideenträger. Doch ist die gestaltende Kraft Dostojewskis so groß, so sehr selbst seine Verstandestätigkeit überragend, daß die Ideenträger unter seiner Hand zu lebendigen Menschen werden, die von Fleisch und Blut sind, und keine Chiffern. Ihre symbolische Bedeutung erhalten sie erst durch ihr Zusammenwirken, dadurch, daß sie sich allesamt nach den Gesetzen einer Welt bewegen, deren Gesetze der Idee entsprechen, die diese Welt aus dem Nichts hervorbrachte. Es ist daher fehlerhaft, sie einzeln genommen als Chiffern zu betrachten, in ihrer Welt sind es Menschen. Die Auffassung Wolynskis wäre demnach zu eng. — Dieselbe Enge erzeugt einen weiteren Fehler: die einzelnen Personen, sogar die einzelnen Aussprüche der Personen überschatten in Wolynskis Auffassung das Gesamtbild. Er sieht Erleuchtungen, Offenbarungen mystisch-symbolischer Natur in Einzelaussprüchen, die nicht so und nicht einmal so beabsichtigt erscheinen, und er wirkt durch diese Uebertreibung geheimnisvoller als der Text, den er kommentiert.

Er sucht die Vorstellung zu erwecken, als berge sich hinter den geheimnisschwangeren Gedanken Dostojewskis, außer dem Geheimnisvollen, das wir ahnen, noch ein weit tieferes, weit unergründlicheres Geheimnis, welches wir auch nicht ahnen. Aber dieser Supperlativ des Geheimnisses gehört Wolynski allein, und er zerrinnt ihm unter den Händen. Wie vorauszusehen, denn in der Kunst Dostojewskis birgt sich das ewige Geheimnis des Lebens, und dieses ist eines, keiner Steigerung fähig und gerade geheimnisvoll genug.

In der kritischen Analyse des Dostojewskischen Dichtens bis zu seinen geheimsten Triebfedern fortschreitend, gelangt Wolynski dazu, als den innersten Kern dieser Dichtungsweise den Gegensatz zwischen Gut und Böse, zwischen Himmel und Hölle zu bezeichnen. Und das ist in der Tat sehr richtig. Dostojewski ist Dualist. Er ist so sehr Dualist, daß er keinen Anstand nimmt den Gegensatz zwischen Gut und Böse, den er in der Brust des Menschen vorfindet, zum Ausgangspunkt seines gesamten Denkens zu machen. In genialer Logik ergänzt er diesen Gegensatz durch Himmel und Hölle, denn der Widerstreit zwischen Gut und Böse ergibt nur dann einen klaren Sinn, wenn ihm ein wirklicher realer Himmel und eine tatsächliche Hölle entsprechen. Dostojewski glaubte an Himmel und Hölle in Sinne der heiligen Schrift, und dieser Glaube gibt seiner Tragik die furchtbare Wucht, die Hölle seiner Schriften, die nicht von dieser Welt ist, ist das packende Geheimnis Dostojewskischer Kunst. Wolynski dagegen glaubt nicht an Himmel und Hölle, zum mindesten nicht an die Hölle, sondern an den Gegensatz des geistigen und persönlichen seelischen Elementes im Menschen, was etwas wesentlich anderes ist. Der auf der Basis einer realen Hölle und eines realen Himmels geschaffene Gegensatz Dostojewskis erscheint ihm daher verzerrt, die Auffassung selbst — dogmatisch, starr, in byzantinischen Vorurteilen befangen. Er teilt die Auffassung Dostojewskis nicht, er will und kann sie nicht teilen, auch nicht einen Augenblick lang, auf dem Boden der Kritik. Wolynski sieht daher die Gestalten Dostojewskis nur von einer Seite und sie erscheinen ihm unproportioniert. Die Dostojewskische Dichtung endigt ihm gegen die Regeln aller Kunst in Disharmonie und entbehrt der künstlerischen Einheit. Dies ist aber nicht der Fall, sobald wir den Widerspruch gegen die Anschauung, aus der diese Kunst entstanden ist, aufgeben. Das Umgekehrte ist sodann der Fall. Wenn die Welt aus Himmel und Hölle besteht und dem Zwischenreich der Erde, so ist der Gegensatz zwischen Gut und Böse real und unlösbar, und die irdische Harmonie würde die Harmonie des Ganzen zerstören. Wolynski aber ist trotz seines Idealismus, trotz Symbolismus und Mystik ein Optimist und Rationalist und ein ernsthafter Höllenglaube erscheint ihm absurd

und kindisch. Da er an Dostojewskis Verstand und Genie nicht zweifelt, so bleibt ihm nur ein Ausweg die Auffassung Dostojewskis zu Dostojewskis größerer Ehre zu korrigieren. Und obgleich von diesem Gesichtspunkte betrachtet die Gestalten Dostojewskis zwar übermenschlich groß, aber proportioniert erscheinen, obgleich aus dieser Auffassung her der Geist des Grenzenlosen in die Werke Dostojewskis gedrungen ist, vollzieht Wolynski die Korrektur, mit sachter Hand, doch er vollzieht sie. In einem Falle ist die Korektur sehr sichtbar. Dostojewski sagt über Stawrogins Erziehung: „Stephan Trofimowitsch verstand es, in dem Herzen seines Freundes (Stawrogins) die tiefsten Saiten zu berühren und ihm die erste noch unbestimmte Empfindung einer ewigen heiligen Sehnsucht hervorzurufen“ . . . Hierzu bemerkt Wolynski: „Das ist es eben, daß diese „ewige, heilige Sehnsucht“ Stawrogin fremd ist diese Stimme des Geistes, die Stimme des Himmels im Menschen selbst“.

Wolynski kann die ewige Sehnsucht in einem durchweg Gottlosen nicht zulassen, Dostojewski der an Himmel und Hölle glaubt, kann den Gottverlassenen, trotz dieser ewigen Sehnsucht, vom Bösen übermannt zu Grunde gehen lassen. So trägt zum großen Gegensatz des Guten und Bösen der Kommentator noch seinen eigenen, geringeren Gegensatz in den Text.

Ich bin den Beleg für Wolynskis optimistisch gefärbten Nationalismus schuldig Nach Wolynskis Ansicht kann kein Mensch, in dem noch das Streben nach dem ewigen lebendig ist, durch Selbstmord endigen und große Menschen bejahen stets das Leben. – Wir denken dabei an Kleists stillfeierliches Grab in ungeweihter Erde. Mit dem Maßstabe, den ein durch mystische Begeisterung emporgehobener, im Grunde aber rationalistischer Optimismus erzeugt, kann Dostojewski nicht gemessen werden, denn er ist tiefer.

Ich möchte nicht den Eindruck hervorrufen, als dächte ich gering von Wolynskis Können Dostojewski ist der König eines weiten Reiches; was zwischen Himmel und Erde ist, und ein wenig mehr gehört seinem Schaffen. In diesem Reiche weilen der Sonnenschein und das Grausen nahe bei einander, in Schlucht und Abgrund waltet ein beklemmendes Dunkel so wollen wir an der Hand Wolynskis in dieses Dunkel hinabsteigen Keine Sonne trägt unser Führer in seiner Rechten, sondern eine schwählende Fackel, bisweilen wenn der Wind den Rauch zur Seite treibt, sehen wir klar, bisweilen schlagen uns Rauch und Qualm seiner mystischen Philosophie ins Gesicht und wir erkennen nichts mehr. — Aber es ist eine Fackel, die er trägt, und kein Stearinlicht.

Karl v. Freymann.

Über Ursprung und Entwicklung des Dramas.

„Im Material und in der Art der Nachahmung unterscheiden sie sich, das Ziel aber ist beiden gemeinsam."

Obiges Wort stammt von Plutarch, und bekanntlich hat Lessing den Vordersatz als Motto für seinen Laokoon gewählt. Er läßt den Nachsatz fort, weil es sich bei seinen berühmten Untersuchungen im Laokoon in der Tat zunächst nur um den Unterschied zwischen den beiden Kunstreihen, der räumlichen (Plastik, Malerei, Architektonik) und zeitlichen (Tanz, Poesie, Musik) nach Material und Art der Nachahmung handelt. Aus diesem Unterschied des Materials und der Art der Nachahmung sucht Lessing die unterscheidenden Merkmale und die verschiedenen Aufgaben der beiden Kunstgruppen nachzuweisen. Dabei akzeptiert er ohne weiteres die Meinung der Alten, daß alle Kunst Nachahmung ist, ohne sich auf eine Untersuchung darüber einzulassen, was unter solcher Nachahmung eigentlich zu verstehen sei. Diese Unterlassung führt ihn zu einem Endresultat, das wir heute als ein zu äußerliches doch nicht mehr ganz gelten lassen wollen. Er sagt: die eine Kunstreihe ahme Körper, die andre Handlungen nach.

Käme es auf die bloß äußerliche Nachahmung, auf die möglichst deutliche äußere Aehnlichkeit an, so müßte die Photographie das vollendetste unter allen malerischen Kunstwerken sein. Und doch ziehen wir die wirklich künstlerische Darstellung aus freier Hand der Photographie vor. Unzweifelhaft ist, daß das Moment der rein äußerlichen Aehnlichkeit auf der primitivsten Kunststufe keine geringe Rolle spielt. Schon die Erkenntnis „dies ist das" löst hier ästhetische Freude aus. Aber bald macht sich ein Anderes geltend. Man beobachtet ebenso bei den Kunstübungen von Naturvölkern wie von Kindern, daß Nachahmungen abweichendster Art den wohlgelungensten nicht selten vorgezogen werden. Es ist oft nur ein Zug an dem sonst ganz unähnlichen Gebilde, der an das Original erinnert, dieser Zug ist aber ein besonders charakteristischer. Es ist der, an dem die Seele des Beschauers den Gegenstand erfaßte, der ihr gewissermaßen sein eigentlichstes Wesen offenbarte und den sie in der Nachahmung festzuhalten sucht, um die Erinnerung an das Wesen des Gegenstandes bei sich und andern zu wecken. Die ästhetische Freude beruht also auch hier auf der Aehnlichkeit, aber nicht mehr auf der äußeren, körperlichen, sondern der inneren, seelischen. Und je weiter und höher sich die Kunst

entwickelt, um so mehr spielt dieses Moment des charakteristisch Seelischen eine Rolle. Alle Kunst ist daher im letzten Grunde nicht Nachahmung von Körpern und Handlungen, sondern von Seelenleben durch Körper und Handlungen. Damit wird der zweite Teil des oben zitierten griechischen Wortes, den Lessing fortließ, akzeptabel: „Das Ziel aber ist beiden (Kunstgruppen, der räumlichen und zeitlichen) gemeinsam", denn das Ziel bedeutet: Darstellung von seelischem Leben.

Jedes Kunstwerk hat nach dieser Auffassung von dem Wesen der Kunst ein doppeltes Element, ein objektives und ein subjektives. Der Künstler sucht das Wesen seines Gegenstandes zu ergründen und darzustellen, er schöpft aus ihm heraus, und soweit ist er objektiv; anderseits aber trägt er doch auch wieder sein Wesen, seine Auffassung in den Gegenstand hinein, und stellt dann dieses sein Wesen in dem Kunstwerk dar; soweit ist er subjektiv. Es ist Seele des Gegenstandes und Seele des Künstlers, die uns jedesmal im Kunstwerk geboten wird. Ebenso tritt auch der Laie mit objektiv subjektivem Erkenntnisvermögen dem Kunstwerk gegenüber, und je mehr sich dieses mit dem des Künstlers deckt, um so mehr Verständnis findet das Kunstwerk. Der Künstler hat aber meist viel schärfere seelische Augen als der Laie, und so wird das Kunstwerk auch in seinem rein objektiven Element häufig vom Laien nicht erkannt und verworfen, bis nach Jahr und Tag – es hat zuweilen schon Jahrhunderte gedauert — ein Sehender kommt, der dann auch den Blinden die Augen auftut. „Das Wort fasset nicht jedermann, sondern nur die, denen es gegeben ist." Das Wort kann auch ein Kunstwerk sein.

Der Reiz der Außenwelt wirkt als ein Seelisches auf die Seele des Menschen, und das Kunstwerk ist das Echo, in dem sie diesen Reiz auslöst und zurückgibt. Das Ziel aller Kunst ist dasselbe, und auch der Ausgangspunkt aller Kunst ist derselbe. Aber auch die Darstellungsmittel scheinen – so verschieden sie im Lauf einer schier endlosen Entwicklung geworden – ursprünglich dieselben gewesen zu sein. Die Gebärdensprache, Pantomime, ist, wie Wilhelm Wundt in seiner „Völkerpsychologie" dartut, nicht nur als die Urform der Sprache das älteste Darstellungs- und Verständigungsmittel und deshalb die Grundlage aller Kultur, sondern auch die gemeinsame Mutter aller Künste. In ihr schlummern wie im Keim alle künstlerischen Anfänge, und aus ihr lösen sich allmählich die einzelnen Künste los und wandeln ihre gesonderten Bahnen. Das merkwürdige aber ist, daß sie auf ihrem Höhepunkt sich wieder nähern und zur Einheit, aus der sie hervorgingen, zusammenzuschließen scheinen, so in der griechischen Tragödie, wo zur Erzielung der Gesamtwirkung die poetischen, musikalischen, orchestischen, bildnerischen, malerischen und architek-

tonischen Elemente harmonisch zusammenklingen, so als Ideal erstrebt, wenn auch nicht vollkommen erreicht, in dem „Worttondrama" von Richard Wagner.

Dramatischen Charakter also haben die Anfänge aller Kunst und auf eine dramatische Spitze läuft wieder alle Entwickelung der Kunst heraus. Die Anlässe aber, die die Pantomime als Verständigungs- und Kunstmittel erst verständlich machten, waren sozialer Art. Das, was alle gemeinsam und gleichartig in Lust und Schmerzen empfinden, kam durch die Pantomime zum Ausdruck und wurde verstanden, weil es eben gemeinsam und gleichartig empfunden wurde. Und so zeigt die dramatische Kunst schon in ihren ersten Anfängen ein soziales Gesicht. Sie beruht schon hier auf dem Gemeingefühl, sie wird durch dasselbe, und sie wächst mit ihm aus kleinem Keim zu einem gewaltigen Baum, sie ändert sich mit ihm, und sie schrumpft zusammen und wird nur künstlich über Wasser gehalten, wo dieses Sozialempfinden undeutlich wird.

Das dramatische Agens aber, das die theatralische Schaustellung erst zum dramatischen Spiel, zum Drama macht, erscheint erst in dem Augenblick, wo in diesem alle beherrschenden Gemeingefühl eine Spaltung der Art eintritt, daß sich einzelne Personen, Gruppen oder ganze Stände gegen das bisher Giltige aus Leidenschaft, oder um einer neuen, höheren, aus einer tieferen Ethik herausgeborenen Gerechtigkeit willen auflehnen. Jetzt wird die Szene zum Tribunal, in dem das pro und contra erörtert und das Verdikt von den zuschauenden Volksgenossen gefällt wird. Das Publikum also ist der Richter, es wirkt als solcher mit, daß die Veranstaltung ihren Zweck erreiche. Es beseitigt durch seinen Wahrspruch den Zwiespalt. Man hat immer wieder gesagt, Kunst habe mit der Moral nichts zu tun, und das trifft sicher zu, soweit es sich dabei um die philiströse Alltagsmoral handelt. Aber wie das Geimeingefühl im Wesentlichen auf der Uebereinstimmung in ethischen Fragen beruht, so ist gerade die Erörterung ethischer Fragen im höchsten Sinne das Lebenselement der dramatischen Volkskunst. Diese dramatische Volkskunst lebt und stirbt mit dem Interesse der Menge für solche Fragen. Sie hängt an der sittlichen Produktionskraft des Volkes und wird durch sie erst Weltanschauungs- und damit Ewigkeitskunst Freilich gehören auf die Bühne der Volkskunst nur solche sittliche Fragen, die die ganze Masse bewegen; sonst hört der Kontakt zwischen Bühne und Publikum auf. Ferner erhellt, daß trotz des sich geltend machenden Neuen das Gemeingefühl so stark sein muß, daß in Bezug auf die Entscheidung über die erörterten Fragen bei der großen Mehrheit kein Zweifel aufkommen kann; im andern Fall würde der Spruch kein Volksspruch sein.

Selten und immer nur vorübergehend werden in der Entwicklung der Völker diese Bedingungen, die für eine Volksbühne im wahren Sinn des Wortes notwendig sind, eintreten. Die sich widerstreitenden sittlichen Tendenzen, die der Lebensodem des nationalen Dramas sind, solange das Volk national d. h. aus dem Gemeingefühl heraus entscheidet, führen nur zu bald eine dauernde Spaltung und Zerklüftung herbei, die Skepsis und Gleichgültigkeit für sittliche Probleme zeitigen, und damit ist dem nationalen Drama der Todesstoß gegeben.

An Stelle der Volkskunst tritt Gesellschaftskunst oder gar die Kunst litterarischer Cliquen und kaufmännischen Spekulantentums, die dem Volk fremd und gleichgiltig ist. Das Drama, das auf seiner Höhe als Volkskunst Ewigkeitsprobleme behandelte und Weltanschauungskunst war, wird der Tummelplatz für Kuriositäten, Tagesfragen, klingende Phrasen oder der Diener des Sinnenkitzels.

So läuft die Geschichte der dramatischen Kunst der Geschichte der Völker parallel, und wer sie darstellen will, nach Ursache und Wirkung darstellen will, der muß sie aus dem Gang der ganzen weitverzweigten sozial-ethischen Entwickelung darzustellen suchen.

In diesem Sinne hat Max Martersteig eine Geschichte des deutschen Theaters im 19. Jahrhunderts geschrieben*. Es ist das ein hervorragendes Buch, ein monumentales Werk, in dem ein geradezu ungeheurer Stoff in bewundrungswürdiger Weise gesammelt, gesichtet, gruppiert und mit Meisterschaft darstellend verarbeitet worden ist.

Mit einer gewissen Wehmut gedenkt man beim lesen dieses Buches daran, daß der Verfasser, eine künstlerische Kapizität allerersten Ranges, einmal der Leiter unserer baltischen Bühne war und hier — dem Ansturm einer kurzsichtigen Kotterie, deren Bestrebungen mit Kunst nichts gemein hatte, weichen mußte. Vielleicht wird eine Geschichte des rigischen Stadttheaters dereinst konstatieren, daß mit diesem Moment der Verfall des rigischen Theaterwesens begann.

K. Stavenhagen.

---

*) Max Martersteig, Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert. Eine kulturgeschichtliche Darstellung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1904. 735 S. Preis M. 15.

Vom Tage.

Briefe vom Embach.

I.

Februar 1905.

Die Arbeiterbewegung, die in Riga weitere Dimensionen annahm und noch immer nicht ganz zur Ruhe kommen will, hat sich bei uns in Nordlivland auf ziemlich enge Grenzen beschränkt. Weder die Masse der Streikenden, noch Umfang und From der Exzesse haben die in einigen Kreisen gehegten schweren Befürchtungen gerechtfertigt. Die Teilnehmer am Ausstand oder an der ohne Arbeitseinstellung versuchten Überrumpelung der Arbeitgeber zwecks Erzwingung günstiger Arbeits- und Lohnbedigungen sind zu trennen von jener durch auswärtige Emissäre haranguierten Menge in der Mehrzahl halbwüchsiger Rowdies, welche die dramatische Ausgestaltung der Situation durch Skandalmachen, Fenster- und Laterneneinwerfen ꝛc. sich angelegen sein ließen. Polizei und Kosaken waren zum Schutz der öffentlichen Ordnung auf dem Platz. Zu Zusammenstößen ist es nicht gekommen Selbst diejenigen Elemente unter den Arbeitern, denen es nicht um Inszenierung von Kravallen zu tun war, die vielmehr lediglich ihre Unzufriedenheit zum Ausdruck zu bringen suchten, spielten mehr oder weniger die Rolle von Marionetten in einem Stück, das sie nichts anging und dessen Fäden von fremden Händen regiert wurden. Die Verquickung mit sozialistischen und anarchistischen Tendenzen spricht für die Mache außerhalb des Landes und außerhalb der Kreise der arbeitenden estnischen Bevölkerung. Zwar würde der Umstand, daß die Saat nicht einheimischer Provenienz, sondern Import ist, an der Tatsache, daß sie nun einmal mitten unter uns ist, nichts ändern. Aber, soviel man sehen kann, hat sie keinen Boden gefunden und ist garnicht aufgegangen. Es besteht ein Unterschied zwischen dem gelegentlichen Operieren mit halbverstandenen sozia-

listischen Schlagwörtern und dem bewußten Betätigen einer sozialistischen Gesinnung. Ersteres hat gelegentlich des Streiks hier und da sich geltend gemacht; letzteres ist entschieden als ganz verschwindende Ausnahme unter unsrer Arbeiterbevölkerung zu betrachten. Immerhin hat der Gedanke der Solidarität zwischen den Arbeitern Livlands und denjenigen im inneren Rußland bei diesem Anlaß Triumphe gefeiert, die in mehrfacher Rücksicht sehr nachdenklich stimmen müssen. Man vergegenwärtige sich den Zustand, der eintreten würde, wenn zur Zeit der dringendsten landwirtschaftlichen Arbeiten die Landarbeiter einen allgemeinen Ausstand organisierten. Die Folgen wären garnicht zu ermessen. In Südwestrußland, in Polen rc. wird mit dieser Möglichkeit für das laufende Jahr gerechnet. Daß die Bewegung dann die Grenzen der Ostseeprovinzen überspringen würde, ist sehr wahrscheinlich.

Doch dies ist Zukunftsmusik, wenn auch keine anmutige. Mitten in die augenblickliche Situation führt uns die Betrachtung der Vorgänge an der hiesigen Universität. Schon längst geben ja nicht-baltische Studenten den „akademischen" Ton an, der die Musik macht. Ob er dadurch gewonnen, steht dahin. Tatsache ist, daß die eingeborenen Elemente, die auf ein Viertel der gesamten Studentenschaft reduziert sind, in jeder Hinsicht gänzlich in den Hintergrund gedrängt worden sind, einen Staat im akademischen Staat formiert haben und, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, froh sein müssen, wenn sie ungeschoren bleiben und in ihrer schon stark verkümmerten Freiheit nicht noch mehr beschränkt werden. Diese Reserve gegenüber den eingewanderten Kommilitonen ist ihnen jüngst von russischer Seite tadelnd vorgehalten worden. Allein, abgesehen von der Erwägung, daß die Verschiedenheit der beiden Gruppen denn doch zu groß ist, um eine intime Annäherung denkbar zu machen, — wäre eine solche überhaupt wünschenswert? Die Masse drückt, und es ist nicht anzunehmen, daß die ruhigen, loyalen Anschauungen der baltischen Studenten sänftigend auf den wilden Fanatismus der Übrigen einwirken könnten. Es läge im Gegenteil die Gefahr vor, daß die zersetzenden Ansichten der russischen Intellektuellen auch unsre Jugend ergriffen. Mit einer Angliederung in dieser Richtung dürfte auch der begeistertste Uniformist kaum sympathisieren. Was unsre Studenten im übrigen von ihren Kommilitonen lernen sollten, ist nicht abzusehen. Vielleicht die Fähigkeit, für eine Idee bis zur Siedehitze sich zu begeistern. . . . Das wäre schon etwas. Eine kleine Anwärmung

der in den Konventsquartieren herrschenden Temperatur kühler Blasiertheit und Langweiligkeit könnte nicht vom Übel sein.

Ein eigentümliches Bild bot die große, von den nichtkorporellen Studenten berufene Versammlung, die zur Frage der eventuellen Schließung der Kollegia Stellung nahm. In der alten Universitätsaula, wo einst ein erlesenes Publikum den musikalischen Offenbarungen gottbegnadeter Künstler lauschte; wo eine Atmosphäre der Würde und Wohlanständigkeit herrschte, die jede stilwidrige Störung als Profanierung empfinden ließ; wo gefeierte Universitätslehrer in gefälliger Form die Resultate ihrer Forschungen einem weiteren Kreise von Gebildeten vermittelten und die Achtung vor dem Redner die leiseste Beifallsäußerung verbot — in denselben Räumen drängte sich jetzt eine turbulente, aufs äußerste erregte Menge junger Leute, schwirrten in leidenschaftlicher Rede, die vor dem stärksten Ausdruck nicht zurückschrak, die Dialekte von ganz Rußland durcheinander. Der äußere Verlauf der Versammlung ist in allgemeinen Umrissen aus den Zeitungen bekannt. Das Typische und Interessante an dieser Versammlung, oder, wie die russische Bezeichnung lautet, „Sochodka“ war die Glut der Begeisterung, die völlige Hingabe an die Idee der schrankenlosesten politischen und persönlichen Freiheit. Man hatte die Empfindung, diese jungen Männer würden imstande sein, für ihre Überzeugung gegebenenfalls ihr Leben zu lassen. Mit akademischen Fragen freilich hatten die heftigen Reden nichts zu tun, die den hohen Saal durchbrausten. Nur äußerlich und lose blieb der Zusammenhang mit dem einzigen Punkt der Tagesordnung, der eventuellen Schließung der Kollegia gewahrt. In diesen Rahmen ließ sich eben alles pressen. Mit rein akademischen Angelegenheiten hatte eigentlich auch die Frage selbst nichts zu schaffen: die allgemeinen öffentlichen Verhältnisse hatten den Ausschlag zu geben, und sie waren es, die den Gegenstand der Erörterungen bildeten. Eine politische Versammlung unter akademischer Aegide. Es ist bekannt, daß die Studenten zu dem gleichen Resultat gelangten, wie einige Tage vorher ihre Lehrer in der Sitzung des Universitätskonseils: daß es ihnen nämlich angesichts der Aufregung, die das ganze öffentliche Leben beherrsche, nicht möglich sein würde, sich mit den Wissenschaften zu befassen.

Auf der Studentenversammlung war eine Schrift der im Chargirtenkonvent vertretenen studentischen Verbindungen verlesen worden, die also damit aus ihrer sog. Reserve heraustraten. Der Text ist ja auch in die Presse gelangt und dadurch für die Dis-

kussion freigegeben worden. Das Schriftstück nimmt notgedrungen Stellung zu Verhältnissen, denen seine Absender innerlich völlig fern stehn. Die akademische Freiheit, die sie meinen und die in vergangenen Zeiten hin und wieder bei uns zu finden gewesen, ist eine andre als diejenige, welche die heutigen Wortführer des hiesigen Studententums auf ihre Fahne geschrieben haben. Mit solchen Bestrebungen hat das baltische Studententum nichts zu schaffen und will es nichts zu schaffen haben. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Schrift einerseits nicht alles aussprechen konnte, was zu bemerken gewesen wäre, und daß anderseits das Wenige, was sie enthielt, dem Mißverständnis ausgesetzt war. Das ist denn auch nicht ausgeblieben. Es ist behauptet worden, die korporellen Studenten hätten sich bereit erklärt, die Kollegia zu besuchen, wenn sie die Sicherheit hätten, daß sie gegen eventuelle Angriffe ihrer streikenden Kommilitonen geschützt werden würden – im praktischen Fall etwa durch Militär. Das ist ihnen natürlich garnicht eingefallen Sie haben im Gegenteil erklärt, daß sie bereit sein würden, die Vorlesungen zu besuchen, wenn dies ohne Zusammenstöße nach irgend einer Richtung hin möglich sein würde. Von einem Schutz durch Kosaken oder etwas Ähnlichem ist nirgends die Rede. Eine derartige unkollegiale Stellungnahme und Erklärung ist dem Chargiertenkonvent selbstverständlich garnicht in den Sinn gekommen. Es ist vielleicht nicht nur Böswilligkeit, die diesen Passus in dem betr. Schriftstück so falsch interpretiert hat. Die Fassung desselben ist in der Tat recht unglücklich. Die bei uns beliebte Manier, diejenigen Ausdrücke ängstlich zu umgehen, welche die Sache mitleidslos auf den Kopf treffen würden, hat bei der Redaktion der Kundgebung mitgespielt und ihrer Klarheit und Verständlichkeit geschadet. Der fragliche Satz ist so allgemein und andeutend gehalten, daß – wie naturgemäß sofort geschehen – Alles und Jedes herausgelesen werden konnte. Die Zeiten, da eine geheimnisvolle Vieldeutigkeit der Akten als der politischen Weisheit letzter Schluß bewundert wurde, sollten auch bei uns doch endlich einmal überwunden sein.

Was die in der Kundgebung aufgestellte Behauptung anlangt, daß es lediglich die Wissenschaft sei, die den Studenten am Herzen liege, so richtet sie sich selbst Wenn dem wirklich so wäre, dann hätten die studentischen Verbindungen nicht den leisesten Schimmer von Existenzberechtigung. Denn mit der Wissenschaft haben diese weniger als nichts gemein. Es sind vielmehr Vereinigungen, deren Mitglieder der Pflege der Geselligkeit und

Kameradschaftlichkeit, der Hütung des guten Tones, der legalen Erledigung von Ehrenhändeln und der Betätigung verwandter Interessen leben. Dies sind die Formen, in denen studentischer Geist, ohne in das politische Fahrwasser, der Domäne der russischen Studenten, geraten zu müssen, auch außerhalb der Fachstudien zur Geltung gelangt.

Vielleicht wäre es am besten gewesen, die ganze Kundgebung zu unterlassen, zumal keine zwingende Notwendigkeit zu ihr hindrängte. Einen entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der Dinge kann diese Erklärung einer verschwindenden Minderheit unter keinen Umständen haben. Die einzige Folge sind Mißverständnisse gewesen. Zwar werden wir unter ihnen nicht zusammenbrechen, denn das Herumtappen in einem Nebelmeer von Mißverständnissen hüben und drüben ist uns allgemach zur zweiten Natur geworden. Immerhin ist ein unfreundliches Echo unerfreulich für den, der es gut gemeint hat.

Im Zusammenhang mit der in Rede stehenden Angelegenheit ist russischerseits darauf hingewiesen worden, daß dank der Erlaubnis des Farbentragens die korporellen Studenten geneigt seien, mit der Regierung durch Dick und Dünn zu gehen, und schon aus diesem Grunde ein Sympathisieren mit freiheitlichen, oppositionellen Bestrebungen perhorreszieren müßten. In Wirklichkeit besteht zwischen dem einen und dem andern schlechterdings kein Zusammenhang. Die Erlaubnis des öffentlichen Farbentragens ist den Korporationen entzogen worden, ohne daß sie irgend eine Veranlassung zu dieser Maßregelung gegeben hätten. Sie ist ihnen wiedergegeben worden, ohne daß sie sich irgend welcher Verdienste in dieser Richtung bewußt gewesen wären. Die Entziehung ihrer Rechte beruht auf einem Willkür-, ihre Restituierung auf einem Gnadenakt. Weder in dem einen, noch im andern Fall haben unsere Studenten das Geringste dazu getan. Ihre prinzipielle Stellung konnte hierdurch keineswegs erschüttert werden, und diese verbietet eben eine öffentliche Beteiligung an der Erörterung politischer Tagesfragen. Daß die Wiederherstellung des Farbentragens in den betreffenden Kreisen lebhafte Freude erregte, wird jeder verstehen, der als Jüngling eine farbige Mütze getragen. In dieser Stimmung nüchtern zu erwägen, ob in Anbetracht all' dessen, was hinter und vor uns liegt, der Festjubel eine innere Berechtigung habe, kann einem aktiven Studenten nur derjenige zumuten, der selbst nie jung gewesen. Wohl aber dürfen wir die Verordnung hinnehmen, wie sie gemeint war — als einen freund-

lichen Schein in dunkler Zeit. Durch hämische Randbemerkungen brauchen wir uns unsere Freude hierüber nicht verkümmern zu lassen. . . .

Es ist viel von Studenten und studentischen Angelegenheiten die Rede gewesen. Warum auch nicht? Sind sie doch ein Teil von uns. Und besser ist es wahrhaftig, diese Dinge offen zu besprechen, als sie der Sphäre des Klatsches zu überlassen. Rein studentische Angelegenheiten gehören gewiß nicht vor das Forum der Öffentlichkeit. Sie sollen dort erledigt werden, wo sie hingehören. Hier handelte es sich aber um eine nur scheinbar akademische Frage.

F.



Ihm nach!

Geknickt — zerbrochen — in den Blütenjahren,
Zur Maienzeit dem Siechtum preisgegeben —
Was war für ihn, für ihn das Leben?
Ein Wink hinab zu finstern Todesscharen.

*

Er aber ringt sich auf in mächt'gem Willen,
Durchmißt die Weiten bis zur fernsten Ferne
Und holt herab sich alle Sterne;
Ihr Licht muß seines Herzens Sehnsucht stillen.

*

Ein Riese wächst er, und es sinkt die Schwere,
Das Siechtum weicht — ihm winket ew'ger Friede;
Sein Leben wird zum Siegesliede,
Und was er sang, ist tiefste Menschheitslehre.

*

Mir nach! ruft er, verklärt von Morgenstrahlen,
Mir nach, mein deutsches Volk, willst du gesunden!
Ich habe deinen Grund gefunden
Und leite dich zu deinen Idealen.

K. Stavenhagen.





Schiller im Spiegel der Zeiten.

Festspiel

zu Schillers hundertjährigem Todestage 9. Mai (26. April) 1905.

Von

Erich von Schrenck.

(Gelangt am Rigaer Stadttheater zur Aufführung.)

Personen.

I.

Gregorio, Gymnasialprofessor a. D.
Anselmo, Maler.
Die Zeit.

II.

Goethe.
Heinrich Meyer, Professor an der Zeichenakademie in Weimar.
Christiane Vulpius.

III.

Harry, Erich, Arved, } Quartaner.
Andere Quartaner als Darsteller der Rütliszene (Melchthal, Baumgarten, Winkelried, Meier von Sarnen, am Bühel, Sewa, von der Flüe, Stauffacher, Reding, auf der Mauer, im Hofe, Konrad Hunn, Ulrich der Schmied, Weiler, Walter Fürst, Rösselmann, der Sigrist, Kuoni, Werni, Ruodi u. a.).
Einige Sekundaner.

IV.

Heinrich, Bürgermeister einer größeren Stadt.
Der Genius der Poesie, }
Die Ordnung, } Traumgestalten.
Die Kunst, }
Die Religion, }

V.

Heinrich.
Gregorio.
Anselmo.
Die Zeit.
Männer, Frauen und Kinder.

Die Zeit der Handlung ist der 9. Mai (26. April) 1905.

Verwertet sind außer Dichtungen Schillers:
Goethe, Epilog zu Schillers „Glocke".
Goethe, Fragment aus der „Achilleis".
Goethes Gespräche mit Eckermann.
H. Voß jun., Erinnerungen an Goethe und Schiller.
Mörike, Kantate zur Enthüllung des Schillerdenkmals („Dem heitern Himmel . . .").
C. F. Meyer, Schillers Bestattung („Ein ärmlich düster brennend . . .")

Die verwerteten, größtenteils wörtlich angeführten Dichterworte sind so zahlreich und so eng mit dem Text verbunden, daß von Anführungszeichen stets Abstand genommen ist.

Erste Szene.

Die Bühne ist geteilt. Ein vorderer schmaler Raum ist dem Publikum gegenüber offen. Er ist wie eine altertümliche Wirtsstube hergerichtet. Ganz rechts ein Tisch mit Stühlen. Eine Kanne Wein mit Gläsern steht darauf. Den Hintergrund bildet ein Vorhang. Es treten auf **Gregorio**, ein etwa siebzigjähriger Gymnasialprofessor emeritus, und **Anselmo**, ein Künstler, etwa 47 Jahre alt. Sie setzen sich an den Tisch und schenken sich Wein ein, sind in lebhaftem Gespräch begriffen.

Gregorio. Daß ich das erleben sollte, ich hätte es nimmer geglaubt. Er war der erklärte Liebling, nicht eines Standes, nicht einer Gruppe, einer Klasse, — der Liebling des Volkes. Was wir alle empfanden, stärker oder schwächer, bewußt oder unbewußt, er hatte es auszusprechen verstanden, und unser tiefstes Sehnen war nicht stumm mehr. Das Volk hatte seinen Sprecher. Unsre verborgensten Schätze hatte er aus dem Schachte gehoben. Wir meinten für immer. Aber es sind nicht mehr viele, die noch so empfinden.

Anselmo. Es ist eine andere Zeit.

Gregorio. Das ist's, was mich kränkt. Wer von uns hätte gedacht, daß Schiller ein Mann einiger Jahrzehnte sein sollte. Er hatte große Worte gerufen wie in die Ewigkeit hinein, man hat kaum angefangen, sie in Leben und Tat umzusetzen, und man ist sein schon müde. Man glaubt über ihn hinaus zu sein. Das ist die neueste Errungenschaft. O wie anders war es, als wir seinen hundertsten Geburtstag feierten! Wie anders 1859 als 1905!

Anselmo. An Feiern fehlt es auch heute nicht. Kaum eine Anstalt, kaum ein Verein will zurückbleiben. Es sind Unternehmungen ins Werk gesetzt, so zahlreich und glänzend wie noch nie. Und die Flut der Festschriften ist eine Sturmflut.

Gregorio. Und doch ist's was anderes als 1859. Du kannst dich dessen nicht erinnern, du warst damals ein unmündiges Kind. Ich lebte meine frischesten, meine besten Jahre. Es war damals nicht eine Sache des Anstandes, Schillerfeste zu veranstalten, es kam aus der tiefsten Seele. Es wurden nicht hergebrachte Schlagworte wiederholt, an die nur die Hälfte glaubt, sondern der Mund ging über, wes das Herz voll war. Nicht

fremde Worte wurden nachgesprochen, es gab jeder sein Eigenstes. Und alles strömte zusammen in einen Grundakkord: die Nation feiert ihren Dichter. Das ist's heute nicht.

Anselmo. Was ihr Schillerenthusiasten auch haben wollt! Freilich, es sind andre Gedanken, andre Ideale, andre Stimmungen aufgekommen und haben viele ergriffen. Aber ein gut Teil hat ja noch die alte Begeisterung.

Gregorio. Das ist's, was ich sage: ein Teil. Es bröckelt ab. Immer mehr und mehr, was kann schließlich nachbleiben? Unsre Jugend ist angekränkelt, sie hat keinen Schwung, kein Feuer. Sie streckt sich nach einer neuen Kunst, und es ist eine Scheinkunst. Was können wir von der Zukunft hoffen?

Anselmo. So solltest du nicht reden. Und du würdest es nicht, wenn du noch mit der Jugend lebtest. Du hast dich zu früh zurückgezogen, hättest noch Schulmeister bleiben sollen. Ich seh's in meinem Fach, in den bildenden Künsten: da gibt's Kampf um eine neue Schönheit und neue Kunst. Wir wachsen über die Alten hinaus. Und doch — ein Dürer, ein Rembrandt, solche Meister sterben nicht.

Gregorio. Du gehst mit vollen Segeln, ich bin nicht zuversichtlich gestimmt. Mir will's oft scheinen, als wirkten unsre größten Dichter nicht recht mehr. Die Jugend will andre Nahrung. Und so fristen wir Schillers Dasein kümmerlich in den Schulen, aber was tun unsre Jungen und Mädchen selber, ihn kennen zu lernen? Was geschieht aus eigenem Antrieb? Was ist Schiller unsern Gebildeten? Eine Reihe von Bänden, im Bücherschrank aufgestellt. Hübsch eingebunden, aber verstaubt.

Anselmo. Und wenn es so wäre, wie du schilderst, wir dürften nicht klagen. Hat nicht jede Zeit ihre eigenen Gedanken, muß sie also nicht ihre eigenen Worte finden, ihren eigenen Sprecher haben? Wenn Schiller nicht mehr recht wirkt, nun so ist er eben nicht mehr für unsre Zeit. Er hat eine große Mission erfüllt, und wir danken's ihm alle. Er erfüllt sie noch weiter, aber in kleineren Kreisen als früher. Es gibt zunehmende Lichter und abnehmende. Das ist auch der Größeren Schicksal. Das ist die natürliche Entwicklung.

Gregorio (heftig). Nein, das ist sie nicht. Was ist natürlicher, als daß das Große bleibt? Und was ist unnatürlicher, als daß man sich vom Großen abkehrt und dem Kleinen zuwendet?

Anselmo. Vergiß nicht, daß auch das Bedeutende verbraucht werden kann.

Gregorio (immer heftiger werdend). Das ist eben der Grundirrtum. Nicht Schiller ist verbraucht, aber wir sind verbraucht. Ein frühzeitig alterndes Geschlecht kann seinen jugendlichen Idealismus nicht mehr aufnehmen.

Anselmo (ist aufgestanden, hat beiden Wein eingeschenkt. Er klopft Gregorio auf die Schulter und lächelt) Ich fühle mich so alt nicht, und ein „Tell“, ein „Wallenstein“ packen mich noch heute. Vielen geht's anders, und die meisten brauchen eine andre Sprache. Man soll seine Zeit nicht schelten, man soll auf sie achten und sie kennen lernen. (Er setzt sich wieder.)

Gregorio. Ich glaube sie wohl zu kennen. Ich habe die Zeichen der Zeit verfolgt, und sie sind trübe. Ich hoffe wenig.

(Pause.)

Anselmo. So lebst du wohl stark in der Vergangenheit?

Gregorio (lebhaft). Das tue ich. Und welcher Tag wäre dazu mehr angetan, als der heutige. Ich bin ganz in Weimar und ganz in der alten Zeit. Heute vor hundert Jahren. Ich sehe mich in Weimars engen Gassen, ich trete in Schillers Haus, die teuren Züge noch einmal zu sehen, ehe der Tod sie entstellt. Die bescheidenen Dachstübchen! Da das Sopha, wo Schiller und Goethe häufig zusammengesessen, ins Gespräch versunken. Nun öffne ich die Tür zum Schreibzimmer, sachte, sachte, denn das Krankenbett ist ja da hineingetragen aus der Schlafkammer. Da liegt er, noch atmend, noch fühlend für die Seinen, ein letzter Abschied. Auch das Schöne muß sterben! O wie habe ich heute diese Augenblicke mit dem geliebten Dichter durchlebt!

Anselmo. Solche Tage verbinden uns fester mit unsern großen Toten.

Gregorio. Das erlebe ich heute. Es ist ein dunkles Band, das solch ein Todestag knüpft, aber ein festes. Mir ist's, als wäre ich bei Schillers Begräbnis. Eine kalte Mainacht. Mitternacht ist vorüber, da tönt die Totenglocke, und der kleine Zug naht. Der schmucklose Sarg, von den paar Freunden getragen. Nachtigallen singen den Abschiedsgesang, und der duftende Flieder sendet seine letzten Grüße. Kalt und unfreundlich legt sich den Trauernden der nächtliche Wind um die Glieder. Das war Schillers Bestattung.

Anselmo. Fand keine kirchliche Feier statt?

Gregorio. Doch, aber erst am Tage nach dem Begräbnis. Es war eine große Versammlung, und der Generalsuperintendent

sprach. Aber die Tränen der größeren Kinder Schillers und das heitere Lächeln seiner Kleinsten, der kaum Einjährigen, rührten die Anwesenden mehr als die Worte des Predigers. Mir ist es fast, als ob ich dabei gewesen.

Anselmo. Sich so lebhaft in die Vergangenheit versetzen zu können, das ist auch ein Glück.

Gregorio. Aber kein volles. Ich wollte, ich könnte die großen Augenblicke einer fernen Zeit nicht nur denken, nicht nur empfinden, sondern schauen, schauen. Wir helfen nach mit unsrer Phantasie, aber wir sind nicht wirklich drin. Und mancher unter uns gehörte doch mehr in eine entschwundene Zeit hinein. Was gäbe ich drum, könnte ich nur einmal in Goethes Stube treten und ihn sehen und reden hören. Er spräche über Schiller, wie alle in Weimar vor hundert Jahren. Aber er war doch der Einzige, der ihn ganz zu würdigen verstand. Weniges spricht so für die Größe Schillers, als der Eindruck seines Todes auf den gewaltigen Freund. Goethe unter diesem Eindruck, er war wie ein Himmel nach Sonnenuntergang. Diesen Himmel möchte ich nur einmal schauen.

Anselmo. Es ist uns versagt.

Gregorio. So unerbittlich, wie den Schleier der Zukunft zu lüften. Wir können nur ahnen, und ich ahne nichts Gutes. Wir können uns nur zurücksehnen, und ich bin nicht befriedigt. Der Augenblick aber entschwindet, wir fühlen ihn kaum, wir kennen ihn nicht.

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.
Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt,
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt.
Keine Reu, kein Zaubersegen
Kann die Stehende bewegen.
Keine Reu, kein Zaubersegen
Kann die Stehende bewegen.

(Es tritt ein kurzes Stillschweigen ein. Beide greifen gedankenvoll nach ihren Gläsern. Es ist dunkel geworden. Plötzlich erscheint die **Zeit**, eine Frauengestalt in weitem wallendem Gewande. Sie ist mit einer Sanduhr geschmückt und hat in der Rechten einen goldenen Stab.)

Die Zeit. Und doch, wenn sich in dieser Hand der Stab,
Höchst königlich regiert, beginnt zu regen,
Quillt neues Leben aus der Zeiten Grab,
Ja auch die Stehende muß sich bewegen.
Und was mit Windesflügeln von uns geht,
Der Augenblick, das Jetzt, es muß verweilen.
Was sich nur zögernd naht, im Nahen steht,
Die scheue Zukunft, mir muß sie sich eilen.
Vernehmt, ich bin die Zeit, und meinem Wink
Erscheint was war und wird, entschleiert jedes Ding.
Und dieses Szepters schnelle Wundermacht,
Ihr sollt sie heut mit frohen Augen merken,
Die Fülle der Gestalten soll heut sacht
Des Zweiflers schwachen Glauben freudig stärken.
Was groß und mächtig war, von neuem treibt
In jugendlicher Kraft es frische Sprossen,
Vorbei! ein dummes Wort; was lebt, das bleibt,
Und was da stirbt, hat Leben nie genossen.
Ist auch ein ewig Fluten um uns her,
Die Großen stehn wie Felsen in dem Meer.
(Zu Gregorio.) Du schautest trüb in die Vergangenheit,
Die sich dem Sehnsuchtsblick nicht will entrollen,
Glaubst nicht an deine, nicht an künft'ge Zeit,
Vermißt ein kräftig Fühlen, festes Wollen.
Du kennst mich nun, darum so folge mir,
Zu hellen Bildern will ich dich geleiten,
Was war und ist und wird, das zeig ich dir:
Den großen Mann im Spiegel der drei Zeiten.
Und bist du recht gestimmt, dich lehrt der Geist,
Was wirkungskräftig, was lebendig heißt.
Drum auf nach Weimar! Es sind hundert Jahr,
Daß dort ein Großer aus der Welt gegangen,
Was er den Freunden, was dem Freund er war,
Ihr dachtet dran mit sehnendem Verlangen.
Ihn schaut ihr nicht, er geht zu früh hinab
Ins dunkle Reich, wo Schatte wohnt bei Schatten,
Doch was er ist, sinkt nicht mit ihm ins Grab,
Sein Geist wirkt, wie er lebte, ohn' Ermatten.
Ein großer Zeuge dessen bleibt nicht aus:
Auf, folget mir in unsres Goethe Haus!

(Sie bewegt ihren Stab und verschwindet.)

Zweite Szene.

Der Vorhang geht auf. Man sieht **Goethe** in seinem Arbeitszimmer in einem Lehnstuhl sitzen. Das Zimmer hat rechts ein Fenster. Diesem gegenüber an der Wand ein Bild Schillers. Das Zimmer ist einfach, nur mit einigen Antiken geschmückt. Goethe besieht Kupferstiche.

Goethe (nachdenklich). Das ist heute der achte Tag, daß sein Übel so schlimm geworden. Wie heiter begegnete er mir noch am ersten Mai auf dem Wege zum Theater. Aber da brach auch die Krankheit so plötzlich und gewalttätig herein, wie es niemand erwartet hatte. (Pause.) Und ich bin auch ans Zimmer gefesselt. Es sind böse Tage. Dazu quält mich der Gedanke, daß man sich scheut, mir die volle Wahrheit über Schillern zu sagen. Heute sähe ich gern einen Freund, dem ich voll vertraute, und mit dem ich mich ganz aussprechen könnte. (Goethe greift wieder nach den Kupfern und beginnt sie zu besehen. Nach kurzer Zeit legt er sie beiseite.) Es fehlt mir heute das ruhige Gemüt, diese Schönheiten aufzunehmen. (Es klopft.) Herein!

(Professor **Heinrich Meyer** tritt auf.)

Meyer. Guten Abend, Herr Geheimer Rat.

Goethe. Der liebe Freund Meyer! (Steht auf, drückt Meyer sehr herzlich beide Hände.) Guten Abend, mein lieber Professor. Es ist eine Freude, Sie zu sehen. (Plötzlich sehr ernst.) Bringen Sie Nachrichten von unserm Freunde? Lebt Schiller?

Meyer. Noch lebt er.

Goethe. Wir müssen auf alles gefaßt sein. Erzählen Sie mehr. (Sie setzen sich.)

Meyer. Schiller hat gestern viel phantasiert. Gegen Abend wacht er von seinen Fieberphantasien auf, er fühlt ein lebhaftes Bedürfnis, die Sonne zu sehen, man öffnet den Vorhang und gewährt ihm den Anblick der untergehenden Sonne. Da tritt seine Schwägerin herzu und fragt, wie es gehe. Er antwortet freundlich: „Immer besser, immer heiterer.“

Goethe. Es ist wie ein Lichtblick aus glücklicher Zeit. Wie hat er die Nacht zugebracht?

Meyer. Er hat viel phantasiert, namentlich über den Demetrius. Und dann hörte man ihn ausrufen: „Du von oben herab, bewahre mich vor langen Leiden!“ Gegen Morgen hat er die Besinnung verloren und unzusammenhängend gesprochen, meistens Latein. Als die Schillern seinen Kopf in eine bequemere Lage bringen will, da erkennt er sie, lächelt sie an und küßt sie.

Goethe. Das ist immer noch der alte Schiller. Sein Körper mag dahinkranken, sein Geist nicht.

Meyer. Weil seine Liebe so stark ist, ist das Scheiden so schwer. Vor ein paar Tagen ließ er sich sein jüngstes Kind bringen. Er wandte sich mit dem Kopfe um, nach dem Kinde zu, faßte es an der Hand und sah ihm mit unaussprechlicher Wehmut ins Gesicht. Die Schillern erzählte, es wäre gewesen, als ob er das Kind habe segnen wollen. Dann fing er an bitterlich zu weinen und steckte den Kopf ins Kissen und winkte, daß man das Kind wegbringen möchte. Da mag er gefühlt haben, daß er eigentlich noch nicht aufhören müßte, diesem Kinde Vater zu sein.

Goethe. Es ist hart, sehr hart. Leiden ist die Bestimmung aller. Wo aber eine Natur besonders zart organisiert ist, damit sie seltener Empfindungen fähig sei und die Stimme der Himmlischen vernehme, da ist sie im Konflikt mit der Welt und den Elementen nur allzuleicht verletzt, wo nicht zerstört. Das ist Schillers Schicksal. Ich kenne ihn nicht anders als leidend.

Meyer. Erinnern Sie sich, Herr Geheimer Rat, des Besuches, den wir Schillern im Oktober 1791 in Jena machten?

Goethe. Unser Freund war damals überaus elend. Ich glaubte, er lebte keine vier Wochen mehr.

Meyer. Sein Gesicht glich dem Bilde des Gekreuzigten. Es prägte sich mir tief ein, denn ich sah es damals zum ersten Mal. Wer hätte zu jener Zeit hoffen dürfen, daß ihm die Jahre seines bedeutendsten Schaffens noch bevorständen! Und doch war es so.

Goethe. Ja, auch Schillers Natur hat eine gewisse Zäheit. Aber es ist hier noch etwas anderes im Spiele. Schiller hätte bei seiner Kränklichkeit nimmer so viel hervorbringen können, wenn er nicht ganz und gar von einer Idee beherrscht wäre, es ist die Idee der Freiheit des Geistes. Sie gab ihm auch die Kraft, den schwächlichen Körper zu beherrschen und sich zu erneuten, immer großartigeren Leistungen anzuspannen. Ich fürchte nur, es wird die Idee der Freiheit ihn schließlich getötet haben.

Meyer. Wie ist das zu verstehen?

Goethe. Es ist diese Idee, die ihn zu übermenschlichen Anstrengungen getrieben hat. Der Körper sollte ihm nichts anhaben können. So zwang er sich auch an solchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen. Es ist das ein Hauptunterschied seiner Arbeitsweise von der meinigen. Ich dichtete nur, wenn mir danach zu Mute war, er tat sich Gewalt an.

Meyer. Liegt in seiner Natur nicht überhaupt etwas Gewaltsames?

Goethe. Durchaus. Wie überhaupt bei den Menschen, die nach einer vorgefaßten Idee handeln. Daher ist auch ein sorgfältiges Motivieren bis ins Einzelne der Dichtung nicht seine Sache. Er greift in einen großen Gegenstand kühn hinein, er sieht auf das Ganze, auf die Gesamtwirkung, und da geht er denn freilich sicher vorwärts, von der Idee getrieben. Schillers eigentliche Produktivität liegt im Idealen, und es läßt sich sagen, daß er so wenig in der deutschen als einer andern Literatur seinesgleichen hat.

Meyer. Ja, und die große Wirkung seiner Werke hängt zusammen mit seinem großartigen Charakter.

Goethe. Ohne Zweifel. Schiller erscheint eben immer, ob er handelt oder dichtet, im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das ist ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein. (Während dieser Worte sind die Strahlen der untergehenden Sonne auf das Bild Schillers gefallen und haben es vergoldet. Der Sonnenschein dauert an.) Was habe ich doch diesem Freunde alles zu danken! Denn so verschieden unsre beiderseitigen Naturen auch sind, so gehen unsre Richtungen doch auf eins; welches denn unser Verhältnis so innig gemacht hat, daß im Grunde keiner ohne den andern leben kann. Das ist jetzt mehr als ein Jahrzehnt, daß wir all unsre dichterischen Pläne und Gedanken austauschen. Ich fühlte mich von neuem jung und frisch werden, als er mein Freund wurde, und er erlebte etwas Ähnliches. Was die poetische Kultur der Deutschen dadurch gewonnen, das läßt sich noch nicht abschätzen. Aber, will's Gott, so gibt's eine Ernte, deren Früchte nie ausgehn. Daher hat auch der alte Streit keinen Zweck, wer größer sei, Schiller oder ich: die Leute sollten sich freuen, daß überhaupt ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können.

Meyer. O, es will einem das Herz abdrücken, daß ein so herrliches Band so früh zerschnitten werden soll.

Goethe. Das Schicksal ist unerbittlich und der Mensch wenig. (Nach einem kleinen Stillschweigen.) Aber das Band wird nicht zerschnitten, es kann gar nicht zerschnitten werden.

(**Christiane** erscheint an der Tür.)

Christiane (ohne Goethe anzusehen). Darf ich Herrn Hofrat Meyern auf einen Augenblick herausbitten.

Meyer (mit einer Verbeugung gegen Goethe). Ich kehre zurück. (Ab.)

(Goethe allein. Er bleibt einen Augenblick sitzen. Dann steht er auf und geht ein paarmal auf und ab. Vor Schillers Bild bleibt er stehen. Im selben Augenblick verschwindet der Sonnenstrahl plötzlich. Das Zimmer wird dämmerig.)

Goethe (gedankenvoll). „Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne." Das ist ein großes Wort der Alten, wie gemahnt mich's an Schillern. Mir ist heute so eigen zu Mute. Ich habe nicht leicht einen Tag gedrückter verbracht, als gerade diesen. Aber es liegt doch ein starker Trost im Gedanken an den menschlichen Geist, der fortleuchten muß wie die Sonne. Wenn ich das erwäge, wie anders erscheint mir der Tod. Er läßt mich in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur, es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.

(Goethe hat sich wieder in seinen Lehnstuhl gesetzt. **Christiane** tritt ein. Sie ist verwirrt und hat ein unruhiges, verstörtes Wesen, meidet es, Goethe anzusehen. Sie macht sich an einem Schrank zu schaffen. Goethe sieht fortwährend nach ihr hin. Im Zimmer ist es inzwischen dunkel geworden.)

Goethe. Es ist finster, wir müssen Licht haben.

(Christiane geht zu einem Arbeitstisch und zündet eine Lampe an. Sie steht mit dem Rücken zu Goethe. Darauf stellt sie die brennende Lampe auf den Tisch, ohne Goethe anzusehen.)

Goethe. Sie meidet meinen Blick, es will mir nicht recht gefallen. (Pause.) Wo doch der Meyer sein mag? Er wollte zu mir zurückkehren, und nun ist Christiane allein hier. Er ist fortgegangen, ohne ein Lebewohl zu sagen. Ich merke es, Schiller muß sehr krank sein. (Pause.) Es hat mich lange nichts so erregt, wie dieses Verschwinden Meyers.

(Es tritt wieder eine Pause ein, während welcher Goethe die Christiane scharf ansieht. Darauf redet er sie mit Entschiedenheit an.)

Nicht wahr, Schiller ist heute sehr krank?

(Christiane wirft sich auf einen Stuhl, stützt das Gesicht in die Hände und schluchzt laut auf.)

Goethe (fest). Er ist tot?

Christiane. Sie haben es selber ausgesprochen.

Goethe (langsam). Er ist tot.

(Er wendet sich ab, bedeckt sich die Augen mit den Händen und weint. Bald hat er sich gefaßt und spricht wieder ruhig und fest.)

Als mich im letzten Winter die Krankheit so heftig gepackt hatte, da dachte ich mich selber zu verlieren, und nun verliere ich einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins. Er hinterläßt ein großes Vermächtnis. (Pause.) Wann hat er ausgelebt?

Christiane. Schon vor einigen Stunden, es war um fünf Uhr. Nun ist es schon bekannt in der Stadt. Ich war auf der Straße, da war's den Leuten anzusehen, daß was geschehen ist in Weimar. Ich habe selbst geringe Leute weinen sehen, den Friseur und Barbier und den Logenschließer im Theater.

Goethe. Es werden viele weinen. Ja,

Wehmut ergreift mich, und die Seele blutet,
Daß Irdisches nicht fester steht, das Schicksal
Der Menschheit, das entsetzliche, so nahe
An meinem eignen Haupt vorüberzieht.

Es sind Schillers Worte, ich hatte nicht geglaubt, daß ich sie auf ihn würde anwenden müssen. Aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will.

(Pause. Goethe ergreift einen Band Schillerscher Gedichte, der auf dem Tisch liegt, blättert darin und liest für sich.)

Da lese ich wieder seine Nänie. Es hat doch niemand eine so ergreifende Klage über den Tod des Schönen gesprochen, wie Schiller selber. „Auch das Schöne muß sterben" — —

(Die Rührung überwältigt ihn, so daß er abbricht und Christiane das Buch gibt. Diese liest mit fester Stimme.)

Christiane. Auch das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter bezwinget,
Nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein Geschenk.
Nicht stillt Aphrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wenn er, am skäischen Tor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Goethe. Ja, so weit nur der Tag und die Nacht reicht, siehe verbreitet
Sich dein herrlicher Ruhm, und alle Völker verehren
Deine treffende Wahl des kurzen rühmlichen Lebens.
Köstliches hast du erwählt. Wer jung die Erde verlassen,
Wandelt auch ewig jung im Reiche Persephoneias,
Ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig ersehnet.
Stirbt mein Vater dereinst, der graue, reisige Nestor,
Wer beklagt ihn alsdann? und selbst von dem Auge des Sohnes
Wälzet die Träne sich kaum, die gelinde. Völlig vollendet
Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.
Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnsucht
Allen Künftigen auf, und jedem stirbt er aufs neue,
Der die rühmliche Tat mit rühmlichen Taten gekrönt wünscht.

(Es entsteht eine Pause. Goethe reicht Christiane die Hand, sie beugt sich teilnehmend zu ihm, er streichelt ihr Haar und sagt:) Geh, mein gutes Kind, sorge fürs Hauswesen. Ich will ein Stündchen allein sein.

(Christiane ab. Goethe versinkt in Nachdenken. Man hört aus der Ferne ein dumpfes Glockengeläute. Goethe fährt zuerst auf, sinnt noch einen Augenblick und spricht dann das Folgende langsam, wie gerade dichtend, mit kleinen Pausen. Das Läuten verhallt allmählich, während er spricht.)

Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen?

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns im sichern Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Es glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,

Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.
Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn, was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.

(Vorhang.)

(Sobald der Vorhang gefallen, ertönt Glockengeläute, etwa wie bei einem Begräbnis aus einer Dorfkirche. Die vordere Bühne bleibt noch dunkel. Sobald das Geläut verstummt, wird es heller, und es erscheint die **Zeit.**)

Die Zeit. Ein ärmlich düster brennend Fackelpaar, das Sturm
Und Regen jeden Augenblick zu löschen droht.
Ein flatternd Bahrtuch. Ein gemeiner Tannensarg
Mit keinem Kranz, dem kärgsten nicht, und kein Geleit,
Als brächte eilig einen Frevel man zu Grab.
Die Träger hasteten. Ein Unbekannter nur,
Von eines weiten Mantels kühnem Schwung umweht,
Schritt dieser Bahre nach. Der Menschheit Genius war's.

(Pause.)

Und es verging die Zeit. Der Trauer Stunden,
Wie stark sie schmerzten, wurden überwunden.
Der gute Genius aber, der geschritten
An Schillers Sarge, blieb in eurer Mitten,
Er führt euch stets aufs neue zu dem Meister,
Veredelt und erhebt in ihm die Geister.
Starb Schiller gleich, so ward gegeben
Im deutschen Hause ihm ein neues Leben:
Der Tell, die Jungfrau und der Wallenstein,
Als Hausgenossen ziehen sie da ein.
Wie Brunhild und Kriemhild in alten Zeiten,
Sieht man Britanniens Königinnen streiten.
Don Carlos, der Marquis, der Brüder Braut,
Gestalten sind es, jedem so vertraut.
All seine Lieder leben stets aufs neue
Von Freiheit, Frömmigkeit und Freundestreue,

Von mut'gem Ritterkampf, von zartem Lieben,
Balladen sind's, die ewig jung geblieben.
Und mit der Glocke ahnungsvollem Läuten
Durchs ganze Leben mag er euch begleiten.
Ja, seines Geistes Kraft läßt Herzen flammen
Und schmiedet wie zur Kette sie zusammen,
Und zu des Himmels ewig heller Wahrheit
Erhebt er sie mit seines Geistes Klarheit,
Läßt sie das Schöne, Wahre, Gute sehen,
Und auch die Jugend kann ihn schon verstehen.
Und es bewährt sich so durch hundert Jahr,
Wie echt die Perle seiner Dichtung war.
Drum wendet nun von der Vergangenheit,
Die ich euch wies, den Blick auf eure Zeit.
Führt ich euch ein in Weimars hohe Welt,
So seid zu unsern Kleinen nun gestellt.
Hab des Vergangnen Tor ich euch entriegelt,
Seht, wie er sich in Knabenherzen spiegelt,
In heitern Knaben aus der Gegenwart,
Die sorglos blicken auf des Lebens Fahrt.
Und wer die jungen Herzen höher schwellt,
Zum Spielen anzieht und im Spiel gefällt,
Wer Mut und Liebe nährt, wer Sehnsucht weckt,
Daß kühn der Knabe sich nach Taten streckt,
Wer still verborgen lebenskräft'ge Saat
Zum Wachstum in die jungen Herzen tat,
Wer stets aufs neu dem Guten Jünger wirbt,
Der tat ein Werk, das nie und nimmer stirbt.
(Die Zeit tut einen Schwung mit ihrem Stabe und verschwindet.)

Dritte Szene.

Einen Augenblick ist alles still. Darauf Unruhe, es ertönt aus dem Hintergrunde folgender Gesang:

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frisch auf, eh' der Geist noch verdüftet!
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

(Der Refrain wird vom Chor erst laut, dann leiser, endlich aus der Ferne gesungen. Sobald die Töne verhallt sind, geht der Vorhang auf. Lebhaft stürmen drei Quartaner herein: **Harry, Erich, Arved.**)

Harry. So, die Tertianer sind glücklich fort.
Erich. Und wir Quartaner haben das Wort.
Arved. Was für ein Liedchen sangen sie vor?
Erich. Weißt du nicht, 's war der Soldatenchor
 Aus dem Lager des Wallenstein,
 Übten sich das zu morgen ein.
Arved. Möchte bei uns nur alles gut gehn
 Und wir morgen das Rütli verstehn.
 Daß wir's uns selber ausgewählt,
 Mir dabei doch am besten gefällt.
Harry. Und wenn die Jungens sich morgen blamieren,
 Heißt es, den Ordnern sie schlecht parieren.
Erich. Ja, wir sind dann an allem schuld!
Harry. Und wir übten mit vieler Geduld,
 Da doch an Schillers Todestag
 Niemand gerne zurückstehn mag.
 Wollten es auch nicht schlechter machen,
 Als die Quintaner ihre Sachen.
Erich. Denkt doch, was die sich ausgedacht.
 Führen die Glocke auf mit Macht,
 Selber sah ich, wie sie die proben.
Harry. Nun, das scheint mir doch sehr zu loben.
Erich. Hielt mir beinah den Bauch vor Lachen.
Arved. Glaub nicht, daß sie's so übel machen
Erich. Solche Knirpse, drei Käse hoch,
 Preisen der Liebe Glück und Joch,
 Hoffen, daß ewig grünen bliebe
 Ihnen die Zeit der ersten Liebe.

(Erich und Harry lachen laut auf, Arved bleibt ernst.)

Arved. Ach, um sich an Schiller zu freun,
 Braucht man noch gar nicht groß zu sein.
Harry. Wahr ist's, als Onkel die Räuber gelesen,
 Bin ich auch mal dabei gewesen,
 Hab so hinten im Dunkeln gesessen
 Und die Welt um mich rings vergessen.
 Und als ich Franzens Traum vernommen,
 Da hab ich Gänsehaut bekommen.
Erich. Will's kaum glauben, ist das so schaurig?

Arved. Weißt du, die „Jungfrau“ machte mich traurig,
Hab im Theater sie mal gesehen,
Konnte alles famos verstehen.
Und was so seltsam, ich bild' mir's nicht ein,
Daß es so schön war, traurig zu sein.
Denn da war mir das Herz so voll,
Wußt' nicht, wo ich mich lassen soll,
Tät alle Menschen noch einmal so lieben,
Weiß nicht, was mich dazu getrieben.
Erich, wir hatten doch oft gestritten,
Hatt' es noch ungern jüngst gelitten,
Daß du mir Schillers Gedichte genommen,
Die ich damals zu Weihnacht bekommen.
Aber nun hat mich's nicht mehr gekränkt.
Erich. Und dann hast du sie mir ja geschenkt.
Arved. Ja, nun war mir's am liebsten so.
's kam nur deshalb, ich war so froh,
Hätte dich damals umarmen können.
Erich. Ach, Hans Wunderlich bist du zu nennen.
Harry. Doch was schwatzt ihr, verliert die Zeit,
Die Sekundaner sind gar nicht weit,
Um halb acht sie schon aufmarschieren
Und die Braut von Messina probieren.
Seht, daß die Zeit nicht nutzlos vergeht
Und uns morgen das Rütli mißrät.
(Ruft nach hinten:) Ist nun beisammen die ganze Schar?
Stimme von hinten. Nein, es fehlen noch immer ein paar.
Harry. Weiß nicht wer da so trödelig.
Erich (zu Harry). Find'st du nicht, Arved ist wunderlich.
Arved. Was soll ich machen, es rührte mich.
Nur wenn ich Schiller gesehn und gelesen,
Ist mir so seltsam zu Mut gewesen.
Erich. Feiner Dichter, das ist ja wahr,
Solche gibt's alle paar hundert Jahr.
Gab man neulich den Wallenstein,
Wollt' für mein Leben gern da hinein,
Hätte mein Taschengeld gern gelassen,
Aber den Eltern wollt' es nicht passen.
Immer noch es mich kränken tut.
Harry. Schad't nichts, der Tell ist ebenso gut.
Und nun spielen wir selber den Tell.

Stimme von hinten. Nun fehlt niemand.
Harry. Heran denn schnell!
Jungens, fangt an mit dem Probieren!
Und wir — wollen sie kontrollieren.

(Er zieht sich mit den beiden andern Jungen hinter eine Kulisse zurück. Die Bühne bleibt einen Augenblick leer. Darauf beginnt das Spiel. Die Spieler sind einfach kostümiert. Sie führen aus Schillers „Wilhelm Tell" die 2. Szene des 2. Aktes auf.)

Melchthal, Baumgarten, Winkelried, Meier von Sarnen, Burkhart am Bühel, Arnold von Sewa, Klaus von der Flüe und noch vier andre **Landleute,** alle bewaffnet

Melchthal (noch hinter der Szene).
Der Bergweg öffnet sich, nur frisch mir nach.
Den Fels erkenn' ich und das Kreuzlein drauf;
Wir sind am Ziel, hier ist das Rütli. (Treten auf mit Windlichtern.)
Winkelried. Horch!
Sewa. Ganz leer.
Meier. 's ist noch kein Landmann da. Wir sind
Die Ersten auf dem Platz, wir Unterwaldner.
Melchthal. Wie weit ist's in der Nacht?
Baumgarten. Der Feuerwächter
Vom Selisberg hat eben zwei gerufen. (Man hört in der Ferne läuten.)
Meier. Still! Horch!
Am Bühel. Das Mettenglöcklein in der Waldkapelle
Klingt hell herüber aus dem Schwyzerland.
Von der Flüe. Die Luft ist rein und trägt den Schall so weit.
Melchthal. Gehn einige und zünden Reisholz an,
Daß es loh brenne, wenn die Männer kommen. (Zwei Landleute gehen.)
Sewa. 's ist eine schöne Mondennacht. Der See
Liegt ruhig da, als wie ein ebner Spiegel.
Am Bühel. Sie haben eine leichte Fahrt.
Winkelried (zeigt nach dem See). Ha, seht!
Seht dorthin! Seht ihr nichts?
Meier. Was denn? — Ja, wahrlich!
Ein Regenbogen mitten in der Nacht!
Melchthal. Es ist das Licht des Mondes, das ihn bildet.
Von der Flüe. Das ist ein seltsam wunderbares Zeichen!
Es leben viele, die das nicht gesehn.
Sewa. Er ist doppelt; seht, ein blässerer steht drüber.
Baumgarten. Ein Nachen fährt soeben drunter weg.
Melchthal. Das ist der Stauffacher mit seinem Kahn.
Der Biedermann läßt sich nicht lang erwarten.
(Geht mit Baumgarten nach dem Ufer.)
Meier. Die Urner sind es, die am längsten säumen.
Am Bühel. Sie müssen weit umgehen durchs Gebirg,
Daß sie des Landvogts Kundschaft hintergehen.
(Unterdessen haben die zwei Landleute in der Mitte des Platzes ein Feuer angezündet.)
Melchthal (am Ufer). Wer ist da? Gebt das Wort!
Stauffacher (von unten). Freunde des Landes.

Alle gehen nach der Tiefe, den Kommenden entgegen. Aus dem Kahn steigen **Stauffacher, Itel Reding, Hans auf der Mauer, Jörg im Hofe, Konrad Hunn, Ulrich der Schmied, Jost von Weiler** und noch drei andre Landleute, gleichfalls bewaffnet.

Alle (rufen). Willkommen!

(Indem die übrigen in der Tiefe verweilen und sich begrüßen, kommt Melchthal mit Stauffacher vorwärts.)

Melchthal. O Herr Stauffacher! Ich hab' ihn
Gesehn, der mich nicht wiedersehen konnte!
Die Hand hab' ich gelegt auf seine Augen,
Und glühend Rachgefühl hab' ich gesogen
Aus der erloschnen Sonne seines Blicks.

Stauffacher. Sprecht nicht von Rache. Nicht Geschehnes rächen,
Gedrohtem Übel wollen wir begegnen.
— Jetzt sagt, was Ihr im Unterwaldner Land
Geschafft und für gemeine Sach' geworben,
Wie die Landleute denken, wie Ihr selbst
Den Stricken des Verrats entgangen seid.

Melchthal. Durch der Surennen furchtbares Gebirg,
Auf weit verbreitet öden Eisesfeldern,
Wo nur der heisre Lämmergeier krächzt,
Gelangt' ich zu der Alpentrift, wo sich
Aus Uri und vom Engelberg die Hirten
Anrufend grüßen und gemeinsam weiden,
Den Durst mir stillend mit der Gletscher Milch,
Die in den Runsen schäumend niederquillt.
In den einsamen Sennhütten kehrt' ich ein,
Mein eigner Wirt und Gast, bis daß ich kam
Zu Wohnungen gesellig lebender Menschen.
— Erschollen war in diesen Tälern schon
Der Ruf des neuen Greuels, der geschehn,
Und fromme Ehrfurcht schaffte mir mein Unglück
Vor jeder Pforte, wo ich wandernd klopfte.
Entrüstet fand ich diese graden Seelen
Ob dem gewaltsam neuen Regiment,
Denn so wie ihre Alpen fort und fort
Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fort bestanden.
Nicht tragen sie verwegne Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens.
— Die harten Hände reichten sie mir dar,
Von den Wänden langten sie die rost'gen Schwerter,
Und aus den Augen blitzte freudiges
Gefühl des Muts, als ich die Namen nannte,
Die im Gebirg dem Landmann heilig sind,
Den eurigen und Walter Fürsts. Was euch
Recht würde dünken, schwuren sie zu tun,
Euch schwuren sie bis in den Tod zu folgen.
— So eilt ich sicher unterm heil'gen Schirm
Des Gastrechts von Gehöfte zu Gehöfte. —
Und als ich kam ins heimatliche Tal,
Wo mir die Vettern viel verbreitet wohnen —
Als ich den Vater fand, beraubt und blind,

Auf fremdem Stroh, von der Barmherzigkeit
Mildtät'ger Menschen lebend —

Stauffacher. Herr im Himmel!

Melchthal. Da weint' ich nicht! Nicht in ohnmächt'gen Tränen
Goß ich die Kraft des heißen Schmerzes aus,
In tiefer Brust, wie einen teuren Schatz,
Verschloß ich ihn und dachte nur auf Taten.
Ich kroch durch alle Krümmen des Gebirgs,
Kein Tal war so versteckt, ich späht' es aus,
Bis an der Gletscher eisbedeckten Fuß
Erwartet' ich und fand bewohnte Hütten,
Und überall, wohin mein Fuß mich trug,
Fand ich den gleichen Haß der Tyrannei,
Denn bis an diese letzte Grenze selbst
Belebter Schöpfung, wo der starre Boden
Aufhört zu geben, raubt der Vogte Geiz —
Die Herzen alle dieses biedern Volks
Erregt' ich mit dem Stachel meiner Worte,
Und unser sind sie all mit Herz und Mund.

Stauffacher. Großes habt ihr in kurzer Frist geleistet.

Melchthal. Ich tat noch mehr. Die beiden Festen sind's,
Roßberg und Sarnen, die der Landmann fürchtet,
Denn hinter ihren Felsenwällen schirmt
Der Feind sich leicht und schädiget das Land.
Mit eignen Augen wollt' ich es erkunden;
Ich war zu Sarnen und besah die Burg.

Stauffacher. Ihr waget euch bis in des Tigers Höhle?

Melchthal. Ich war verkleidet dort in Pilgerstracht,
Ich sah den Landvogt an der Tafel schwelgen —
Urteilt, ob ich mein Herz bezwingen kann;
Ich sah den Feind, und ich erschlug ihn nicht.

Stauffacher. Fürwahr, das Glück war eurer Kühnheit hold.

(Unterdessen sind die andern Landleute vorwärts gekommen und nähern sich den beiden.)

Doch jetzo sagt mir, wer die Freunde sind
Und die gerechten Männer, die euch folgten?
Macht mich bekannt mit ihnen, daß wir uns
Zutraulich nahen und die Herzen öffnen.

Meier. Wer kennte euch nicht, Herr, in den drei Landen?
Ich bin der Meier von Sarnen, dies hier ist
Mein Schwestersohn, der Struth von Winkelried.

Stauffacher. Ihr nennt mir keinen unbekannten Namen.
Ein Winkelried war's, der den Drachen schlug
Im Sumpf bei Weiler und sein Leben ließ
In diesem Strauß.

Winkelried. Das war mein Ahn, Herr Werner.

Melchthal (zeigt auf zwei Landleute)
Die wohnen hinterm Wald, und Klosterleute
Vom Engelsberg. — Ihr werdet sie drum nicht
Verachten, weil sie eigne Leute sind
Und nicht, wie wir, frei sitzen auf dem Erbe —
Sie lieben's Land, und sonst auch wohl berufen.

Stauffacher (zu den beiden). Gebt mir die Hand. Es preise sich, wer keinem
Mit seinem Leibe pflichtig ist auf Erden;
Doch Redlichkeit gedeiht in jedem Stande

Konrad Hunn. Das ist Herr Reding, unser Altlandammann.
Meier. Ich kenn' ihn wohl, er ist mein Widerpart,
Der um ein altes Erbstück mit mir rechtet.
— Herr Reding, wir sind Feinde vor Gericht;
Hier sind wir einig. (Schüttelt ihm die Hand.)
Stauffacher. Das ist brav gesprochen.
Winkelried. Hört ihr? Sie kommen. Hört das Horn von Uri!
(Rechts und links sieht man bewaffnete Männer mit Windlichtern die Felsen herabsteigen.)
Auf der Mauer. Seht! Steigt nicht selbst der fromme Diener Gottes,
Der würd'ge Pfarrer mit herab? Nicht scheut er
Des Weges Mühen und das Graun der Nacht,
Ein treuer Hirte für das Volk zu sorgen.
Baumgarten. Der Sigrist folgt ihm und Herr Walter Fürst;
Doch nicht den Tell erblick' ich in der Menge.

Walter Fürst, Rösselmann, der Pfarrer, **Petermann,** der Sigrist, **Kuoni,** der Hirt, **Werni,** der Jäger, **Ruodi,** der Fischer und noch fünf andere **Landleute.** Alle zusammen, dreiunddreißig an der Zahl, treten vorwärts und stellen sich um das Feuer.
Walter Fürst. So müssen wir auf unserm eignen Erb'
Und väterlichen Boden uns verstohlen
Zusammenschleichen, wie die Mörder tun,
Und bei der Nacht, die ihren schwarzen Mantel
Nur dem Verbrechen und der sonnenscheuen
Verschwörung leihet, unser gutes Recht
Uns holen, das doch lauter ist und klar,
Gleichwie der glanzvoll offne Schoß des Tages.
Melchthal. Laßt's gut sein. Was die dunkle Nacht gesponnen,
Soll frei und fröhlich an das Licht der Sonnen.
Rösselmann. Hört, was mir Gott ins Herz gibt, Eidgenossen!
Wir stehen hier statt einer Landsgemeinde
Und können gelten für ein ganzes Volk
So laßt uns tagen nach den alten Bräuchen
Des Lands, wie wir's in ruh'gen Zeiten pflegen,
Was ungesetzlich ist in der Versammlung,
Entschuldige die Not der Zeit Doch Gott
Ist überall, wo man das Recht verwaltet,
Und unter seinem Himmel stehen wir.
Stauffacher. Wohl, laßt uns tagen nach der alten Sitte;
Ist es gleich Nacht, so leuchtet unser Recht
Melchthal. Ist gleich die Zahl nicht voll, das Herz ist hier
Des ganzen Volks, die Besten sind zugegen.
Konrad Hunn. Sind auch die alten Bücher nicht zur Hand,
Sie sind in unsre Herzen eingeschrieben
Rösselmann. Wohlan, so sei der Ring sogleich gebildet.
Man pflanze auf die Schwerter der Gewalt!
Auf der Mauer. Der Landesammann nehme seinen Platz,
Und seine Waibel stehen ihm zur Seite!
Sigrist. Es sind der Völker dreie Welchem nun
Gebührt's, das Haupt zu geben der Gemeinde?
Meier. Um diese Ehr' mag Schwyz mit Uri streiten,
Wir Unterwaldner stehen frei zurück
Melchthal. Wir stehn zurück, wir sind die Flehenden,
Die Hilfe heischen von den mächt'gen Freunden

Stauffacher. So nehme Uri denn das Schwert, sein Banner
Zieht bei den Römerzügen uns voran
Walter Fürst. Des Schwertes Ehre werde Schwytz zuteil,
Denn seines Stammes rühmen wir uns alle.
Rösselmann. Den edeln Wettstreit laßt mich freundlich schlichten:
Schwytz soll im Rat, Uri im Felde führen.
Walter Fürst (reicht dem Stauffacher die Schwerter). So nehmt!
Stauffacher. Nicht mir, dem Alter sei die Ehre.
Im Hofe. Die meisten Jahre zählt Ulrich der Schmied.
Auf der Mauer. Der Mann ist wacker, doch nicht freien Standes,
Kein eigner Mann kann Richter sein in Schwytz.
Stauffacher. Steht nicht Herr Reding hier, der Altlandammann?
Was suchen wir noch einen Würdigern?
Walter Fürst. Er sei der Ammann und des Tages Haupt!
Wer dazu stimmt, erhebe seine Hände.
(Alle heben die rechte Hand auf.)
Reding (tritt in die Mitte). Ich kann die Hand nicht auf die Bücher legen,
So schwör' ich droben bei den ew'gen Sternen,
Daß ich mich nimmer will vom Recht entfernen.

(Man richtet die zwei Schwerter vor ihm auf, der Ring bildet sich um ihn her, Schwytz hält die Mitte, rechts stellt sich Uri und links Unterwalden. Er steht auf sein Schlachtschwert gestützt.)

Was ist's, das die drei Völker des Gebirgs
Hier an des Sees unwirtlichem Gestade
Zusammenführte in der Geisterstunde?
Was soll der Inhalt sein des neuen Bunds,
Den wir hier unterm Sternenhimmel stiften?
Stauffacher (tritt in den Ring). Wir stiften keinen neuen Bund, es ist
Ein uralt Bündnis nur von Väter Zeit.
Das wir erneuern! Wisset, Eidgenossen!
Ob uns der See, ob uns die Berge scheiden,
Und jedes Volk sich für sich selbst regiert,
So sind wir *eines* Stammes doch und Bluts,
Und *eine* Heimat ist's, aus der wir zogen
Winkelried. So ist es wahr, wie's in den Liedern lautet,
Daß wir von fern her in das Land gewallt?
O, teilt's uns mit, was euch davon bekannt,
Daß sich der neue Bund am alten stärke.
Stauffacher. Hört, was die alten Hirten sich erzählen.
— Es war ein großes Volk, hinten im Lande
Nach Mitternacht, das litt von schwerer Teurung
In dieser Not beschloß die Landsgemeinde,
Daß je der zehnte Bürger nach dem Los
Der Väter Land verlasse. — Das geschah!
Und zogen aus, wehklagend, Männer und Weiber,
Ein großer Heerzug, nach der Mittagssonne,
Mit dem Schwert sich schlagend durch das deutsche Land,
Bis an das Hochland dieser Waldgebirge,
Und eher nicht ermüdete der Zug,
Bis daß sie kamen in das wilde Tal,
Wo jetzt die Muotta zwischen Wiesen rinnt —
Nicht Menschenspuren waren hier zu sehen,
Nur eine Hütte stand am Ufer einsam,
Da saß ein Mann und wartete der Fähre —
Doch heftig wogete der See und war
Nicht fahrbar, da besahen sie das Land

Sich näher und gewahrten schöne Fülle
Des Holzes und entdeckten gute Brunnen
Und meinten, sich im lieben Vaterland
Zu finden. – Da beschlossen sie zu bleiben,
Erbaueten den alten Flecken Schwytz,
Und hatten manchen sauren Tag, den Wald,
Mit weit verschlungnen Wurzeln auszuroden. –
Drauf, als der Boden nicht mehr Gnügen tat
Der Zahl des Volks, da zogen sie hinüber
Zum schwarzen Berg, ja, bis ans Weißland hin,
Wo, hinter ew'gem Eiseswall verborgen,
Ein andres Volk in andern Zungen spricht.
Den Flecken Stanz erbauten sie am Kernwald,
Den Flecken Altorf in dem Tal der Reuß –
Doch blieben sie des Ursprungs stets gedenk,
Aus all den fremden Stämmen, die seitdem
In Mitte ihres Lands sich angesiedelt,
Finden die Schwytzer Männer sich heraus,
Es gibt das Herz, das Blut sich zu erkennen
(Reicht links und rechts die Hand hin)

Auf der Mauer. Ja, wir sind eines Herzens, eines Bluts!

Alle (sich die Hände reichend).
Wir sind ein Volk, und einig woll'n wir handeln

Stauffacher. Die andern Völker tragen fremdes Joch,
Sie haben sich dem Sieger unterworfen.
Es leben selbst in unsern Landesmarken
Der Sassen viel, die fremde Pflichten tragen,
Und ihre Knechtschaft erbt auf ihre Kinder.
Doch wir, der alten Schweizer echter Stamm,
Wir haben stets die Freiheit uns bewahrt.
Nicht unter Fürsten bogen wir das Knie,
Freiwillig wählten wir den Schirm der Kaiser

Rösselmann. Frei wählten wir des Reiches Schutz und Schirm,
So steht's bemerkt in Kaiser Friedrichs Brief.

Stauffacher. Denn herrenlos ist auch der Freiste nicht.
Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit.
Drum haben unsre Väter für den Boden,
Den sie der alten Wildnis abgewonnen,
Die Ehr' gegönnt dem Kaiser, der den Herrn
Sich nennt der deutschen und der welschen Erde,
Und, wie die andern Freien seines Reichs,
Sich ihm zu edelm Waffendienst gelobt;
Denn dieses ist der Freien einz'ge Pflicht,
Das Reich zu schirmen, das sie selbst beschirmt

Melchthal. Was drüber ist, ist Merkmal eines Knechts.

Stauffacher. Sie folgten, wenn der Heribann erging,
Dem Reichspanier und schlugen seine Schlachten
Nach Welschland zogen sie gewappnet mit,
Die Römerkron' ihm auf das Haupt zu setzen
Daheim regierten sie sich fröhlich selbst
Nach altem Brauch und eigenem Gesetz,
Der höchste Blutbann war allein des Kaisers
Und dazu ward bestellt ein großer Graf,
Der hatte seinen Sitz nicht in dem Lande.
Wenn Blutschuld kam, so rief man ihn herein.

Und unter offnem Himmel, schlicht und klar,
Sprach er das Recht und ohne Furcht der Menschen.
Wo sind hier Spuren, daß wir Knechte sind?
Ist einer, der es anders weiß, der rede!

Im Hofe. Nein, so verhält sich alles, wie ihr sprecht,
Gewaltherrschaft ward nie bei uns geduldet.

Stauffacher. Dem Kaiser selbst versagten wir Gehorsam,
Da er das Recht zu Gunst der Pfaffen bog.
Denn als die Leute von dem Gotteshaus
Einsiedeln uns die Alp in Anspruch nahmen,
Die wir beweidet seit der Väter Zeit,
Der Abt herfürzog einen alten Brief,
Der ihm die herrenlose Wüste schenkte —
Denn unser Dasein hatte man verhehlt
Da sprachen wir „Erschlichen ist der Brief!
Kein Kaiser kann, was unser ist, verschenken;
Und wird uns Recht versagt vom Reich, wir können
In unsern Bergen auch des Reichs entbehren."
— So sprachen unsre Väter! Sollen wir
Des neuen Joches Schändlichkeit erdulden,
Erleiden von dem fremden Knecht, was uns
In seiner Macht kein Kaiser durfte bieten?
Wir haben diesen Boden uns erschaffen
Durch unsrer Hände Fleiß, den alten Wald,
Der sonst der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt,
Die Brut des Drachen haben wir getötet,
Der aus den Sümpfen giftgeschwollen stieg,
Die Nebeldecke haben wir zerrissen,
Die ewig grau um diese Wildnis hing,
Den harten Fels gesprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den sichern Steg geleitet;
Unser ist durch tausendjährigen Besitz
Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden
Und Schmach antun auf unsrer eignen Erde?
Ist keine Hilfe gegen solchen Drang?

(Eine große Bewegung unter den Landleuten.)

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben
Der Güter höchstes dürfen wir verteid'gen
Gegen Gewalt. — Wir stehn für unser Land,
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!

Alle (an ihre Schwerter schlagend). Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!

Rösselmann (tritt in den Ring).
Eh' ihr zum Schwerte greift, bedenkt es wohl!
Ihr könnt es friedlich mit dem Kaiser schlichten

Es kostet euch ein Wort, und die Tyrannen,
Die euch jetzt schwer bedrängen, schmeicheln euch.
— Ergreift, was man euch oft geboten hat,
Trennt euch vom Reich, erkennet Östreichs Hoheit —

Auf der Mauer. Was sagt der Pfarrer? Wir zu Östreich schwören!
Am Bühel. Hört ihn nicht an!
Winkelried. Das rät uns ein Verräter,
Ein Feind des Landes!
Reding. Ruhig, Eidgenossen!
Sewa. Wir Östreich huldigen, nach solcher Schmach!
Von der Flüe. Wir uns abtrotzen lassen durch Gewalt,
Was wir der Güte weigerten!
Meier. Dann wären
Wir Sklaven und verdienten es zu sein!
Auf der Mauer. Der sei gestoßen aus dem Recht der Schweizer,
Wer von Ergebung spricht an Österreich!
— Landammann, ich bestehe drauf, dies sei
Das erste Landsgesetz, das wir hier geben.
Melchthal. So sei's! Wer von Ergebung spricht an Östreich,
Soll rechtlos sein und aller Ehren bar,
Kein Landmann nehm' ihn auf an seinem Feuer.
Alle (heben die rechte Hand auf). Wir wollen es, das sei Gesetz!
Reding (nach einer Pause). Es ist's.
Rösselmann. Jetzt seid ihr frei, ihr seid's durch dies Gesetz.
Nicht durch Gewalt soll Österreich ertrotzen,
Was es durch freundlich Werben nicht erhielt —
Jost von Weiler. Zur Tagesordnung weiter!
Reding. Eidgenossen!
Sind alle sanften Mittel auch versucht?
Vielleicht weiß es der König nicht, es ist
Wohl gar sein Wille nicht, was wir erdulden.
Auch dieses Letzte sollten wir versuchen,
Erst unsre Klage bringen vor sein Ohr,
Eh' wir zum Schwerte greifen. Schrecklich immer,
Auch in gerechter Sache, ist Gewalt.
Gott hilft nur dann, wenn Menschen nicht mehr helfen.
Stauffacher (zu Konrad Hunn). Nun ist's an euch, Bericht zu geben. Redet!
Konrad Hunn. Ich war zu Rheinfeld an des Kaisers Pfalz,
Wider der Vögte harten Druck zu klagen,
Den Brief zu holen unsrer alten Freiheit,
Den jeder neue König sonst bestätigt.
Die Boten vieler Städte fand ich dort,
Vom schwäb'schen Lande und vom Lauf des Rheins,
Die all' erhielten ihre Pergamente
Und kehrten freudig wieder in ihr Land.
Mich, euren Boten, wies man an die Räte,
Und die entließen mich mit leerem Trost:
„Der Kaiser habe diesmal keine Zeit;
„Er würde sonst einmal wohl an uns denken."
— Und als ich traurig durch die Säle ging
Der Königsburg, da sah ich Herzog Hansen
In einem Erker weinend stehn, um ihn
Die edeln Herrn von Wart und Tegerfeld.
Die riefen mir und sagten: „Helft euch selbst!
„Gerechtigkeit erwartet nicht vom König.
„Beraubt er nicht des eignen Bruders Kind,

„Und hinterhält ihm sein gerechtes Erbe?
„Der Herzog fleht' ihn um sein Mütterliches,
„Er habe seine Jahre voll, es wäre
„Nun Zeit, auch Land und Leute zu regieren.
„Was ward ihm zum Bescheid? Ein Kränzlein setzt' ihm
„Der Kaiser auf, das sei die Zier der Jugend."

Auf der Mauer. Ihr habt's gehört. Recht und Gerechtigkeit
Erwartet nicht vom Kaiser! Helft euch selbst!

Reding. Nichts anders bleibt uns übrig. Nun gebt Rat,
Wie wir es klug zum frohen Ende leiten.

Walter Fürst (tritt in den Ring). Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang.
Die alten Rechte, wie wir sie ererbt
Von unsern Vätern, wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen.
Dem Kaiser bleibe, was des Kaisers ist,
Wer einen Herren hat, dien' ihm pflichtgemäß.

Meier. Ich trage Gut von Österreich zu Lehen.

Walter Fürst. Ihr fahret fort, Östreich die Pflicht zu leisten.

Jost von Weiler. Ich steure an die Herrn von Rappersweil.

Walter Fürst. Ihr fahret fort, zu zinsen und zu steuern.

Rösselmann. Der großen Frau zu Zürich bin ich vereidet.

Walter Fürst. Ihr gebt dem Kloster, was des Klosters ist.

Stauffacher. Ich trage keine Lehen, als des Reichs.

Walter Fürst. Was sein muß, das geschehe, doch nicht drüber.
Die Vögte wollen wir mit ihren Knechten
Verjagen und die festen Schlösser brechen;
Doch, wenn es sein mag, ohne Blut. Es sehe
Der Kaiser, daß wir notgedrungen nur
Der Ehrfurcht fromme Pflichten abgeworfen.
Und sieht er uns in unsern Schranken bleiben,
Vielleicht besiegt er staatsklug seinen Zorn!
Denn bill'ge Furcht erwecket sich ein Volk,
Das mit dem Schwerte in der Faust sich mäßigt.

Reding. Doch lasset hören, wie vollenden wir's?
Es hat der Feind die Waffen in der Hand,
Und nicht fürwahr in Frieden wird er weichen.

Stauffacher. Er wird's, wenn er in Waffen uns erblickt;
Wir überraschen ihn, eh' er sich rüstet.

Meier. Ist bald gesprochen, aber schwer getan.
Uns ragen in dem Land zwei feste Schlösser,
Die geben Schirm dem Feind und werden furchtbar,
Wenn uns der König in das Land sollt' fallen.
Roßberg und Sarnen muß bezwungen sein,
Eh' man ein Schwert erhebt in den drei Landen.

Stauffacher. Säumt man so lang, so wird der Feind gewarnt,
Zu viele sind's, die das Geheimnis teilen.

Meier. In den Waldstätten find't sich kein Verräter.

Rösselmann. Der Eifer auch, der gute, kann verraten.

Walter Fürst. Schiebt man es auf, so wird der Twing vollendet
In Altorf, und der Vogt befestigt sich.

Meier. Ihr denkt an euch.

Sigrist. Und ihr seid ungerecht.

Meier (auffahrend). Wir ungerecht! Das darf uns Uri bieten!

Reding. Bei eurem Eide, Ruh!

Meier. Ja, wenn sich Schwyz
Versteht mit Uri, müssen wir wohl schweigen.

Reding. Ich muß euch weisen vor der Landsgemeinde,
Daß ihr mit heft'gem Sinn den Frieden stört!
Stehn wir nicht alle für dieselbe Sache?
Winkelried. Wenn wir's verschieben bis zum Fest des Herrn,
Dann bringt's die Sitte mit, daß alle Sassen
Dem Vogt Geschenke bringen auf das Schloß.
So können zehen Männer oder zwölf
Sich unverdächtig in der Burg versammeln,
Die führen heimlich spitz'ge Eisen mit,
Die man geschwind kann an die Stäbe stecken,
Denn niemand kommt mit Waffen in die Burg.
Zunächst im Wald hält dann der große Haufe,
Und, wenn die andern glücklich sich des Tors
Ermächtiget, so wird ein Horn geblasen,
Und jene brechen aus dem Hinterhalt.
So wird das Schloß mit leichter Arbeit unser.
Melchthal. Den Roßberg übernehm' ich zu ersteigen,
Denn eine Dirn' des Schlosses ist mir hold,
Und leicht betör' ich sie, zum nächtlichen
Besuch die schwanke Leiter mir zu reichen,
Bin ich droben erst, zieh' ich die Freunde nach.
Reding. Ist's aller Wille, daß verschoben werde?

(Die Mehrheit erhebt die Hand.)

Stauffacher (zählt die Stimmen). Es ist ein Mehr von zwanzig gegen zwölf!
Walter Fürst. Wenn am bestimmten Tag die Burgen fallen,
So geben wir von einem Berg zum andern
Das Zeichen mit dem Rauch! Der Landsturm wird
Aufgeboten, schnell, im Hauptort jedes Landes!
Wenn dann die Vögte sehn der Waffen Ernst,
Glaubt mir, sie werden sich des Streits begeben
Und gern ergreifen friedliches Geleit,
Aus unsern Landesmarken zu entweichen.
Stauffacher. Nur mit dem Geßler fürcht' ich schweren Stand,
Furchtbar ist er mit Reisigen umgeben,
Nicht ohne Blut räumt er das Feld, ja, selbst
Vertrieben bleibt er furchtbar noch dem Land.
Schwer ist's und fast gefährlich, ihn zu schonen.
Baumgarten. Wo's halsgefährlich ist, da stellt mich hin!
Dem Tell verdankt' ich mein gerettet Leben.
Gern schlag' ich's in die Schanze für das Land,
Mein Ehr' hab ich beschützt, mein Herz befriedigt.
Reding. Die Zeit bringt Rat. Erwartet's in Geduld,
Man muß dem Augenblick auch was vertrauen.
— Doch seht, indes wir nächtlich hier noch tagen,
Stellt auf den höchsten Bergen schon der Morgen
Die glüh'nde Hochwacht aus. — Kommt, laßt uns scheiden,
Eh' uns des Tages Leuchten überrascht.
Walter Fürst. Sorgt nicht, die Nacht weicht langsam aus den Tälern.

(Alle haben unwillkürlich die Hüte abgenommen und betrachten mit stiller Sammlung die Morgenröte.)

Rösselmann. Bei diesem Licht, das uns zuerst begrüßt,
Von allen Völkern, die tief unter uns
Schwer atmend wohnen in dem Qualm der Städte,
Laßt uns den Eid des neuen Bundes schwören.

— Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr
(Alle sprechen es nach mit erhobenen drei Fingern.)
— Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod' als in der Knechtschaft leben. (Wie oben.)
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen
(Wie oben. Die Landleute umarmen einander.)

Stauffacher. Jetzt gehe jeder seines Weges still
Zu seiner Freundschaft und Genoßsame.
Wer Hirt ist, wintre ruhig seine Herde
Und werb' im Stillen Freunde für den Bund.
— Was noch bis dahin muß erduldet werden,
Erduldet's! Laßt die Rechnung der Tyrannen
Anwachsen, bis ein Tag die allgemeine
Und die besondre Schuld auf einmal zahlt
Bezähme jeder die gerechte Wut
Und spare für das Ganze seine Rache;
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache.

(Während die Spieler in der größten Ordnung abziehen, stürzen die drei **Quartaner** und mit ihnen schon **Sekundaner** hinein. Alle klatschen und rufen laut: Bravo!)

Erich (zu Arved). Brav war's, gefiel's dir ebenso?
Arved. Herrlich, herrlich! Ich bin so froh!

(Während Arved den Erich umarmt, immer neue Sekundaner auf die Bühne strömen, und das Orchester mit einem prachtvollen Schwunge einsetzt, fällt der Vorhang.)

Die Zeit (tritt auf).

Aus junger Knaben frohbewegtem Munde
Vernahmt ihr schwerer Dinge leichtes Spiel,
Und heiter zeigten sie zu guter Stunde
Euch eines starken Volkes ernstes Ziel.
Doch auch von unsrer Jugend gab es Kunde.
Und was darin von Herzen kam, gefiel,
Daß an das Schöne ihren festen Glauben
Des Zweifels spitze Hämmer nicht zerklauben.

Die Jugend hat den Glauben, doch es laden
Sie tausend Stimmen lockend in die Welt,
Sie gaukeln blauen Dunst und bringen Schaden,
Wo ihr Betrug dem Herzen, ach, gefällt.
Drum gilt's im Meer des Schönen neu zu baden,
Damit die Seele sich gesund erhält,
Und auch den Mann die Dichtung noch beglückte,
Die einst den Knaben aus der Welt entrückte.

Was wird die Zukunft bringen? Bange Frage,
Die in manch frommes Herze traurig klingt.

Statt froher Hoffnung ist es herbe Klage,
Die aus des Zweiflers Munde zu uns dringt.
Drum dieser Stab aus eurer Zeit euch trage
Hin zu der Zukunft Pforte, die da springt,
Sobald mein mächtig Zauberwort ergangen:
Da mögt ihr Offenbarung selbst empfangen.

(Die Zeit bewegt ihren Stab und verschwindet.)

Vierte Szene.

Der Vorhang geht auf. Man sieht ein geschmackvoll eingerichtetes Zimmer. An den Wänden Gemälde. Rechts ein Fenster, das verhangt ist. Links ein Tisch mit Büchern und Schreibutensilien. Daneben ein hoher Lehnstuhl. Auf dem Tisch brennen zwei heruntergebrannte Kerzen. Auf dem Lehnstuhl sitzt der Bürgermeister **Heinrich.** Er hat auffallende Ähnlichkeit von Gregorio, ist aber viel jünger und schöner. Er ist einfach, aber mit Geschmack gekleidet.

Es ist Nacht.

Heinrich. Wie habe ich mich auf diesen Tag gefreut, und nun er anbricht, bangt mir. Was hat es für Arbeit und Sorge gegeben, bis dieser Augenblick erreicht ist und wir unser Volkshaus eröffnen. Es hat lange gedauert, daß die Saat gereift ist. Das war doch schon am Anfang unsres Jahrhunderts, daß die Ideen aufkamen von Kunst und Volk. Man ist Schritt vor Schritt vorwärts gegangen, und der Weg war weit. Nun neigt sich das zwanzigste Jahrhundert dem Ende zu, und der bescheidene Anfang hat einen herrlichen Fortgang genommen. Wie haben sich die Stätten gemehrt, da die Künste ein Heim gefunden auch fürs Volk. Nun sind es nicht mehr einzelne Museen und Theater in den großen Städten, es sprießt und wächst allenthalben. Ja, Kampf und Arbeit hat's freilich gegeben, bis auch wir so weit gekommen. Aber es ist gelungen, die Willigkeit der Menge ist nicht erlahmt, das Haus steht errichtet, und jede edle Kunst soll dort Pflege finden. Schon höre ich die Oratorien, die dort vor Tausenden von Arbeitern gegeben werden, ich sehe die Volksschauspiele, ich wandle in der Halle großer Meister.

Und auch ich hab nicht gefeiert. Ich bin rüstig dabei gewesen, manch schlaflose Nacht hat's mich gekostet. Aber es ist doch was dabei herausgekommen, und das Vertrauen des Volkes ist mir ein schöner Lohn. Ich darf es mir gestehen nicht mein Amt, meine Stellung, sondern dieses Vertrauen hat mich zum Redner des festlichen Tages bestimmt. Stolz darf ich es sagen.

Und dennoch bangt dir? Dennoch bangt mir.
Wohl steht das Haus gezimmert und gefügt,
Doch ach — es wankt der Grund, auf dem wir bauten.

Ein andres ist's, der Kunst ein Haus zu bauen, ein andres, still und stetig der Kunst zu dienen, der großen und echten. Wird die Menge das können? Und wenn nicht, was nützt all unsre Mühe? Ich bin, weiß Gott, mein Tage kein Kopfhänger gewesen, aber das Gespenst unsrer Zeit hat auch mich geschreckt. Mir ist's manchmal, als sähe ich's leibhaft mit diesen meinen Augen: eine gleißende Frauengestalt mit stolzem Gang, üppigen Lippen und verführerischen Augen. Aber mit frecher Stirne und lästernder Zunge. Sie trägt eine Fackel, die erregt einen Brand von der Erde bis in den Himmel, und sterben soll daran alle göttliche und menschliche Autorität, nur das Ich soll bleiben und der Genuß. Und will man das Heer dieses Weibes zählen, so ist's Legion. O, es gibt Stunden, da will's mich dünken, daß die guten, friedlichen Mächte entflohn sind auf immer und der alte Gott gestorben. Wird auf solchem Boden nicht auch die Kunst ersticken müssen? Fortschritt, Fortschritt, wie weit hast du uns gebracht! Was gäbe ich um die feste Zuversicht, daß du uns die alten Ideale der heiligen Ordnung, der hohen Kunst, der ewigen Religion nicht rauben kannst! Um ein Zeichen, daß sie noch walten in unsrer Mitte. O daß ich sie heraufbeschwören könnte und sie nimmer von uns wichen!

Ja, wer das erlösende Wort fände für unsre Zeit, wer die Macht hätte, fortzureißen und zu erheben! Es müßte gewaltig geredet werden zu diesem Geschlecht, sie würden's vernehmen. An einem Festtag wie morgen, ach, da drückt's mich, daß kein Größerer sprechen kann als ich. Wie wird mein armer Mund ein Wort der Kraft finden, Funken sprühend, die in Tausenden zur Flamme werden.

(Er springt auf und geht zum Vordergrunde.)

(Sehr lebhaft.) O wär uns ein Prophetenmund verliehn,
Daß seine Zunge, dröhnend Erz geworden,
Das Volk zur großen Wahrheit machtvoll rief!
Wir brauchen Wahrheit.
Jetzt gib uns einen Menschen, gute Vorsicht —
Du hast uns viel gegeben. Schenke uns
Den selt'nen Mann mit reinem, offnem Herzen,
Mit hellem Geist und unbefangnen Augen,
Der uns sie finden helfen kann — ich schütte

Die Lose auf; laß unter Tausenden
Den Einzigen mich finden!
(Er hält inne. Darauf in ganz verändertem Tone.)
Doch still, mein Herz, die Großen sind entflohn. (Er setzt sich.)
Bescheide dich und horche auf den Wink,
Den dir ein guter Geist, das Volk zu weisen,
Zur rechten Stunde häufig hat gegeben. — —
Doch nun genug der einsam stillen Zwiesprach,
Der müde Leib verlangt ein Stündchen Ruhe!

(Er schläft ein. Aus dem Hintergrunde ertönt eine sanfte, einschmeichelnde Musik. Hierauf erscheint der **Genius der Poesie**, im Arm eine Leier.)

Genius. Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing ich mich durch alle Räume fort.
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
Muß mir entschleiert und entsiegelt werden,
Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft,
Doch Schön'res find' ich nichts, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele.

(Der Genius tritt zum Schlafenden und berührt seine Lippen. Während dessen spricht er:)

Du stehst in des größeren Herren Pflicht,
Du gehorchst der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.
(Er geht ab. Aus dem Hintergrunde ertönt ein Gesang:)
Beschwichtigend naht euch, ihr guten Gewalten
Und stärket dem Guten die Zuversicht;
Ob mächtige Kräfte die Feinde entfalten,
Ihr bleibt, ihr seid da, ihr entschwindet ihm nicht!

(Eine Frauengestalt mit einem Palmenzweige tritt auf, die friedliche **Ordnung** darstellend.)

Die Ordnung. Sieh mich hier, die Segenreiche,
Sieh die Ordnung, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,

Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande.
Meinen Pfad begleitet Segen,
Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz;
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis:
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

(Sie neigt ihren Palmenzweig gegen den Schlafenden und geht in den Hintergrund. Hierauf tritt eine Frauengestalt auf, die **Kunst** darstellend. Sie hat ein buntes und schönes Gewand. In der Hand eine Statuette.)

Die Kunst. Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
In edler stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloßnem Sinn, mit Geistesfülle
Voll milden Ernsts, in tatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit.
Berauscht von dem errungnen Sieg,
Verlerne nicht, die Hand zu preisen,
Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden verlaßnen Waisen,
Des wilden Zufalls Beute, fand,
Die frühe schon der künft'gen Geisterwürde
Dein junges Herz im Stillen zugekehrt
Und die befleckende Begierde
Von deinem zarten Busen abgewehrt,
Die Gütige, die deine Jugend
In hohen Pflichten spielend unterwies
Und das Geheimnis der erhabnen Tugend
In leichten Rätseln dich erraten ließ.

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen teilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.
Nur durch das Morgentor des Schönen
Drangst du in der Erkenntnis Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Übt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.
Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.

(Sie geht in den Hintergrund. Eine Frauengestalt tritt auf, die **Religion** darstellend. Sie ist äußerst schlicht gekleidet, nur mit einem Stern geschmückt, den sie auf dem Haupte trägt.)

Die Religion. Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde;
Doch stammen sie nicht von außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.
Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren,
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Toren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!
Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.
Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,

Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.
Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Innres gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
Solang er noch an die drei Worte glaubt.

(Sie reicht den beiden andern Gestalten die Hände, und sie gehen, wie grüßend, einmal um Heinrich herum und dann ab, während aus dem Hintergrunde folgender Gesang ertönt.)

So halte den Glauben an gute Gewalten,
Es wachse dem Guten die Zuversicht;
Ob mächtige Kräfte die Feinde entfalten,
Wir bleiben, wir sind, wir entschwinden dir nicht!

Heinrich (erwacht). Wie herrlich hat der Sorgenlöser Schlaf
Die kummervolle Seele leis beschwichtigt
Und von der Stirn des Unmuts schwere Falten
Mit sanften Händen freundlich mir geglättet.
Ein Genius hat die Lippen mir berührt,
Der Glaube ist ins Herz zurückgekehrt,
Daß uns die guten Mächte nicht verlassen,
Die Friede bringend uns zum Höchsten leiten.
Ich bin bereit zu jedem großen Werke,
Das Aug' ist hell, der Mund ist aufgetan,
Das Ohr vernahm die Botschaft, die zu bringen.
Lösch aus das Licht der Nacht, der Tag ist da.

(Er löscht die Lichter aus, geht zum Fenster, schlägt den Vorhang zurück und öffnet das Fenster. Ein Strom von Licht flutet herein.)

Sei mir gegrüßt, du glänzend Taggestirn,
Das Licht und Lust zu neuen Taten gibt,
Wie jubelnd schlägt mein Herze dir entgegen!
Ein Strom von Glück quillt frisch mir durch die Adern,
Und wo ich eben noch im Dunkeln zagte,
Da stellt sich mir so duft- und lichtumflossen
Nun eine Welt von Wundern vor das Auge.
Mit Freuden blick ich auf das Volkshaus drüben
Und ahne drin, gleichwie in blauer Ferne,
Erfüllung meiner Hoffnungen und Wünsche.

(Er lehnt sich aus dem Fenster.)

Doch seh ich richtig, wo noch jüngst die Säule
Der Büste aus des Volkes Hand erharrte,

Da ist der Platz besetzt.

(Er sieht genauer hin und fährt lebhaft fort.)

Ich täusch mich nicht.

Sie sind es, unsres Schillers traute Züge,
Das Volk hat ihn zum Helden selbst erwählt,
In ihm ehrt es die alten großen Güter.

(Man hört aus der Ferne Stimmengewirr.)

Und wogenartig hör ich's näher brausen,
Da nahn sie selbst in buntem Festgedränge,
Mit Kränzen und mit Zweigen ausgerüstet.
Wie heiter jung und alt zusammenströmen,
Die frohe Stunde würdig zu begehn.
Schon sind sie da, sie haben mich erblickt,
Sie schwenken schon die Mützen, wehn die Tücher,
Sie mahnen mich, die Feier zu eröffnen,
Schon drängen sie sich um den teuren Dichter.
Und Festesklänge höre ich von fern.

(Er lehnt sich aus dem Fenster und spricht laut zur Menge. Diese verstummt völlig.)

Mitbürger, Freunde, Dank euch, tausend Dank!
Wie macht mich eure Freude doppelt froh,
Wie bin ich stark und glücklich, euch verbunden,
Wie treibt's mich, an des treuen Volkes Spitze,
Den großen Zielen jugendlich entgegen!

(Er tritt vom Fenster zurück, in die Mitte der Bühne. Das Folgende spricht er freudig bewegt, anfangs sinnend, zum Schluß lebhaft.)

Die Zeichen der Zeit bedenke,
Wem Kummer das Herze plagt,
Gen Morgen die Blicke er lenke,
Woher es noch immer getagt.
Und schöpfe neues Vertrauen
Zu mut'gem Vorwärtsgehn,
Wer nur versteht zu schauen,
Der wird auch Wunder sehn.
Und wo ihm Alter geschwanet,
Da sprießen die Knospen aufs neu,
Wo Wankelmut er geahnet,
Da schlagen die Herzen treu.
So ward der Zweifel beschworen,
Er war nicht wohlgetan,
Was echte Kunst geboren,
Zieht ewig die Herzen an.

Drum auf zum festlichen Kreise,
Wo man Großes und Schönes genießt,
Da sei denn in festlicher Weise
Der Große noch einmal begrüßt!

(Während er rasch abgeht, fällt der Vorhang. Aus dem Hintergrunde erlönt Musik, die feierlich anschwillt. Darauf hört man folgenden Gesang.)

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.
Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling locket ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er – die Hoffnung auf.
Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Toren.
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren;
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Fünfte Szene.

Der Vorhang geht auf. Man sieht von Lorbeerbäumen umgeben Schillers Büste. **Männer, Frauen** und **Kinder** stehen in dichter Schar herum. Die Männer halten Lorbeerzweige, die Frauen und Kinder Blumen. Hart an der Büste steht **Heinrich**, einen Lorbeerkranz in der Hand.

Heinrich (zur Büste gewandt)
Dem heitern Himmel ew'ger Kunst entstiegen,
Die Jüngerschar begrüßest du,
Und aller Augen, alle Herzen fliegen,
O Herrlicher, dir zu!

Frauen (singen). Des Lenzes frischen Segen,
O Meister bringen wir,
Betraute Kränze legen
Wir fromm zu Füßen dir.

Männer (singen) Der in die deutsche Leier
Mit Engelstimmen sang,

Ein überirdisch Feuer
In alle Seelen schwang;
Der aus der Muse Blicken
Selige Wahrheit las,
In ew'gen Weltgeschicken
Das eigne Weh vergaß;

Frauen (singen). Ach, der an Herz und Sitte
Ein Sohn der Heimat war,
Stellt sich in unsrer Mitte
Ein hoher Fremdling dar.

(Der Gesang bricht plötzlich ab.)

Heinrich. Doch stille! Horch! Zu feierlichem Lauschen
Verstummt mit eins der Festgesang: — —
Wir hörten deines Adlerfittichs Rauschen
Und deines Bogens starken Klang!

(Einen Augenblick ist alles still. Darauf nähert sich Heinrich der Büste Schillers und spricht.)

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!

(Bei den letzten Worten bekränzt Heinrich die Büste. Im selben Augenblick werfen alle ihre Zweige und Blumen vor die Büste. Lautes Rufen erschallt.)

Alle. Heil! Heil! Schillers Andenken! Heil! Heil!

(**Gregorio** und **Anselmo** sind aufgestanden, Gregorio, sichtlich gerührt, hat Anselmo die Hand gedrückt, sie haben sich der Büste genähert. Wenn alle sich beruhigt haben, ruft Gregorio laut:)

Gregorio. Er lebt fort, unzerstört —
Anselmo. Unvergessen!

(Während der letzten Worte ist die **Zeit**, aus dem Hintergrunde kommend, durch die Menge geschritten. Sie stellt sich ganz vorn hin, neben die Büste gegenüber Heinrich, und spricht die Schlußworte, zum Publikum gerichtet.)

Die Zeit. So bleibt er uns, der vor so vielen Jahren —
Schon hundert sind's! — von uns sich weggekehrt!
Wir haben alle segenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

(Während der Vorhang fällt, setzt das Orchester prachtvoll ein.)

Die Kunst als Evangelium bei Schiller.

Ein Essay
von
Oberlehrer cand. theol. E. Kröger.

Motto. Ernst ist das Leben,
heiter ist die Kunst.

Daß hoher sittlicher Ernst und reinste Freude einander nicht ausschließen, zeigt uns ein Blick auf die Religion. Hier tritt uns, wie ein Regenbogen auf dunkeln Wolken, das Evangelium als eine beglückende Macht entgegen, als die „frohe Botschaft" von dem Anbruch eines neuen Tages nach langer Nacht. Wie aber einem Paulus und Luther, so ist es allen großen Befreiern — auch Schiller — heiliger Ernst damit gewesen, den Menschen zum wahren Glück zu verhelfen. Da nun Glück ohne Freiheit nicht recht denkbar ist, so steht bei Paulus, Luther, Schiller auch die Idee der Freiheit im Mittelpunkte ihrer Lebensanschauung, und wie bei Luther von der „Freiheit eines Christenmenschen", so darf bei Schiller, wie wir sehen werden, von der Freiheit eines Musenjüngers geredet werden. Denn es wäre eine äußerst einseitige Beurteilung, wollten wir den Begriff der Freiheit bei Schiller vorzugsweise politisch fassen, wozu uns der Don Carlos mit der Gestalt eines Marquis Posa oder Wilhelm Tell ein Recht zu geben schiene. Wie Luther ist Schiller vielmehr tief davon durchdrungen, daß Glück und Freiheit etwas rein Innerliches bedeuten:

Es ist nicht draußen, dort sucht es der Tor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor

„Der Glückseligkeitstrieb ist der Trieb der Triebe", sagt Feuerbach, und Schopenhauer meint offenbar dasselbe, wenn er

von dem „Willen zum Leben" spricht. Diesem Triebe nach Glück und Leben entsprechend sehen wir den Menschen wie jedes andre Lebewesen die Freude dem Schmerz, die Lust der Unlust, die Freiheit der Gebundenheit, die Heiterkeit dem Ernst, kurz — das Glück dem Unglück vorziehen. Was ist nun aber Glück? Offenbar in erster Linie Freiheit, Unabhängigkeit von Zwang und Bedürfnis sinnlicher und geistiger Art, also Wunschlosigkeit, ein Zustand, in dem wir weder körperlich noch geistig zu etwas genötigt werden und doch auf beide Arten tätig sind, um uns als volle, ganze Menschen zu fühlen.

Diesem Glückstrieb kommt das wirkliche Menschenleben nur unvollkommen entgegen.

> Des Lebens ungemischte Freude
> Ward keinem Irdischen zu teil.

Dazu ist es mit seinen schwierigen Aufgaben und unberechenbaren Wechselfällen zu ernst. Den Einzelzwecken des Daseins entsprechen auch nur Einzelkräfte im Menschen, die, einseitig angespannt, andre Kräfte ungenutzt, brach liegen und verkümmern lassen. Diese Einseitigkeit wird vom Menschen als Druck und Einengung empfunden, die ihn düster stimmt und kein rechtes Glücksgefühl aufkommen läßt.

> Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
> Reißt das Leben euch in seine Fluten,
> Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.

Dazu kommt die Abhängigkeit des Menschen von Schicksal und Natur; auch die Kluft zwischen Neigung und Pflicht scheint oft unüberbrückbar:

> Kein Erschaffner hat das Ziel erflogen;
> Über diesen grauenvollen Schlund
> Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
> Und kein Anker findet Grund.

Es ist aber oft nicht etwa ein Mangel an Erkenntnis, was den Menschen hindert, seine sittliche Bestimmung zu erreichen, — denn „es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist", sondern vor allem eine Verkehrung des Willens, wodurch die Kraft zum Guten gelähmt und der Weg zum wahren Glück versperrt scheint. Der Mensch fühlt sich ohnmächtig, als ein Sklave und Knecht seiner Triebe, wie soll er frei werden? Ist der Zwiespalt ein so tiefer, dann reicht die bloße Kenntnis des Gesetzes nicht mehr aus; unsre

Gesinnung wird damit noch nicht umgewandelt. Dazu bedarf es einer Erneuerung unsres Wesens, der Kern unsrer Persönlichkeit, Herz und Gemüt, muß für das Gute gewonnen werden. Dem bloß gebietenden starren Gesetz als solchem wohnt aber keine gewinnende, erwärmende Kraft inne. Unser Herz bleibt verschlossen und kalt. Persönliches Leben kann sich auch nur an persönlichem Leben entzünden, und das geschieht durch das Evangelium. Damit betreten wir den Boden der Religion.

Sowohl bei Paulus wie bei Luther bedeutet das Evangelium mehr, als der unmittelbare Wortsinn „frohe Botschaft“ zu besagen scheint: es ist nicht bloß die Verkündigung eines neuen Lebens, sondern dieses neue Leben selbst, das Hereinbrechen einer andern Welt mit Beweisen des Geistes und der Kraft, die den Menschen zu sich emporhebt, beglückt und dadurch frei macht. Diese Freiheit des Evangeliums erscheint aber als Aufhebung des Gesetzes durch Verwandlung seines Inhalts in Geist und Leben, d. h. in persönliche Kraft, wie sie in Christus sich offenbart

Das Gesetz vermag das widerstrebende Menschenherz von sich aus nicht zu gewinnen. Von Moses bis Kant hat die Verkündigung des Gesetzes mit seinem starren „du sollst!“ wohl Unruhe, aber keinen Seelenfrieden gebracht.

> Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
> Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl,

heißt es zu allen Zeiten für den unter dem Gesetz Stehenden. Er empfindet dieses als eine strenge Fessel, wo nicht als eine richtende Macht. Denn das Gesetz fordert ja nicht bloß Leistungen und Werke, sondern Gesinnungen, wie sie dem gewöhnlichen Menschen durchaus fern liegen. Auch berghoch aufeinandergehäufte Leistungen machen noch keinen guten Menschen. „Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts“. So durchhaut ein Luther, wie einst vor ihm ein Paulus, den unlösbaren Knoten der Gesetzesreligion, indem er den Satz umkehrt und sagt: der Mensch brauche keine Werke, um selig zu werden, er müsse vielmehr erst selig sein, damit die Werke aus ihm hervorgingen, wie gute Früchte aus einem guten Baum.

Was hindert den Menschen nun mehr oder weniger zu allen Zeiten, dem von Vernunft und Gewissen vielleicht selbst

gebilligten Gesetze Folge zu leisten? Wohl der dem Menschen mit jedem Lebewesen gemeinsame „Wille zum Leben“ und der damit verbundene Durst nach Glück, den wir oben mit Feuerbach den Trieb der Triebe nannten. Wäre die Sinnenwelt die einzige, so bliebe dem Menschen kaum etwas übrig, als dieser alle seine Affekte zur Verfügung zu stellen und mit Faust zu rufen:

Aus dieser Erde quillen meine Freuden
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden!

Um nun die Allgewalt der natürlichen Lebenstriebe mit den ausschließlich auf die Sinnenwelt gerichteten Affekten zu brechen, heißt es noch stärkere und nachhaltiger wirkende Affekte ins Feld zu führen: Glaube, Liebe, Hoffnung. Dieses geschieht durch das Evangelium, durch die Eröffnung einer anderen Welt, durch das Aufsteigen einer neuen Wirklichkeit persönlichen Lebens aus ungeahnten Lebenstiefen. Die Sinnenwelt mit den dazugehörigen Affekten verschwindet keineswegs vor jener, aber sie tritt in deren Dienst und liefert bloß Farben und Bilder zu Stimmungen, die auf die neue Welt bezogen, sich ihrerseits zu Gesinnungen erweitern und vertiefen. Diese haben ihr eigentliches Heim in jenen Seelentiefen, die wir als den Sitz der innigsten, allem sinnlichen Interesse enthobenen Affekte: Glaube, Liebe, Hoffnung, mit dem Ausdruck Gemüt bezeichnen. Dieses bedeutet den Kern des persönlichen Lebens und den einzigen Durchbruchspunkt für jene neu aufsteigende Welt, die das Evangelium verkündigt: „Mache dich auf, werde Licht! Denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir!“ Dieses Licht, von den tiefsten Geistern der Vorzeit bereits geahnt und aus der Ferne geschaut, offenbart sich erst in voller Klarheit in der Erscheinung Christi, die unter der Knechtschaft des Gesetzes finster und kalt gebliebenen Herzen erleuchtend und erwärmend, wie die Sonne die sie umkreisenden, an sich lichtlosen Himmelskörper. Und bei Paulus heißt es im 2. Korintherbrief: „Der Gott, welcher sprach: Aus der Finsternis soll leuchten das Licht! ist es, der es in unsern Herzen tagen ließ zum strahlenden Aufgang der Erkenntnis von der Herrlichkeit Gottes im Antlitze Christi.“ „Wir alle aber, die wir uns von der Herrlichkeit des Herrn bespiegeln lassen, werden in dasselbige Bild verwandelt von einer Klarheit zur andern, als von dem Herrn des Geistes aus.“ „Der Herr ist der Geist, und wo Geist

des Herrn ist, da ist Freiheit!“ Es ist, als wenn der Apostel erst dem Bilde Christi in Wahrheit die Wirkung zugesteht, welche die Hellenen von dem berühmten Zeusbild des Phidias zu Olympia aussagten: es vereinige in seinem Ausdruck die höchste Macht mit der höchsten Güte, und niemand könne mehr unglücklich werden, der dieses Bild geschaut. In echt hellenischer Weise faßt hier Paulus das Schauen als ein Bespiegeltwerden, ein mystisches Einswerden des Schauenden mit dem Geschauten.

Damit hat der unstillbare Trieb des Menschen nach Glück und Leben einen überschwänglichen Inhalt gewonnen, in einer allem sinnlichen Sein enthobenen Welt des Gemüts, in einem Reich Gottes, einem Wandel im Geist. Die Unruhe der an die Sinnenwelt gebannten animalischen Affekte ist aufgehoben in den Frieden, höher als alle Vernunft; das selbstische Glücksverlangen ist verschlungen von jener Seligkeit, die den Sieg in allen Kämpfen behalten muß. Erweist sich so das Evangelium als eine beglückende, ja beseligende Macht, so ist der tote Buchstabe zu lebendigem Geist geworden. Der im Gesetz bloß verkündete Wille, das „Wort“, ist Fleisch, d. h. persönliches Leben geworden in Christus, dem „Erstgeborenen unter vielen Brüdern.“ In seinem Herzen ist das Gesetz zuerst aufgehoben, und zwar in doppeltem Sinne, d. h. einerseits als toter Buchstabe vernichtet, anderseits seinem Inhalte nach erhalten und bewahrt als lebenspendende Macht. Göttlicher und menschlicher Wille sind in Christus eins geworden, wie seine Jünger eins werden sollen mit ihm durch Glaube, Liebe, Hoffnung, indem sie sein Bild in ihr Herz aufnehmen oder, wie Paulus sagt, sich von seinem Bilde bespiegeln lassen, um in dasselbe Bild verwandelt zu werden von einer Klarheit zur andern. Dadurch werden sie aus Knechten Freie: das Gesetz wird verschlungen vom Evangelium. Denn das Evangelium ist ja nichts anders als das in der Person Christi erfüllte, d. h. Geist und Leben gewordene Gesetz der Freiheit. Der freie Wille aber giebt sich selbst das Gesetz.

Um nun jene im Evangelium sich erschließende neue Welt dem Menschen seelisch nahe zu bringen, sein ganzes Wesen davon zu erfüllen, bedarf es intuitiver Anschauungen, wesenerhöhender Stimmungen, die ja mehr als alle bloßen Begriffe auch gesinnungveredelnd zu wirken vermögen. Diese Stimmungen schafft jene

Religion und Kunst gemeinsame Seelenkraft, die wir Phantasie nennen. In den Propheten und Psalmen, in den Reden Christi wie bei Paulus waltet eine machtvolle, weltumspannende Phantasie, welche in den stimmungsvollsten Bildern jene unsichtbare Welt wie in einem Spiegel erschauen läßt. Das kein Auge geschaut, das ewige Licht, im farbigen Abglanz zu veranschaulichen, haben zu allen Zeiten Maler und Dichter — was kein Ohr gehört, Tonkünstler zu erahnen gewetteifert.

Sind wir nun aber berechtigt, von einem „Evangelium" auch dort zu reden, wo es sich, wie in dem weiten Reiche der Kunst, keineswegs nur um die phantasievolle Gestaltung rein religiöser Ideen und Stimmungen handelt? Vielleicht doch.

Der Kunst die ihr gebührende Stellung als einer selbständigen Lebensmacht für die Folgezeit erobert zu haben — in Kunstwerk und Kunstlehre — ist in erster Linie das Verdienst unserer Klassiker, insbesondere Schillers, so daß seine eignen Worte für ihn selbst wie für Goethe gelten: „Die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Tälern liegt."

Danach hat die Kunst nicht die Aufgabe, „die Menschen zu bessern und zu bekehren"; auch läßt sie uns nicht „erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält." Ihr Zweck liegt vielmehr in ihr selber: die Menschen zu beglücken und dadurch frei zu machen.

Wenn Goethe sagt: Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, sei vom Übel — so kann man ebenso gut sagen: Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu rauben, ist ein hohes Gut, ein Glück, ein Evangelium. Sollte sich die Kunst auch wie die Religion als eine beglückende und befreiende Macht erweisen durch Eröffnung einer andern Welt, so wäre der Ausdruck „Evangelium" wohl nicht zu hoch gegriffen, obwohl es in der Kunst nicht wie in der Religion unmittelbar auf eine Veredlung der Gesinnung, eine Läuterung des Willens, sondern bloß auf Beglückung abgesehen ist. So nennt Schiller selbst das Schöne und die Kunst einen Gegenstand, „der mit dem besten Teil unsrer Glückseligkeit in einer unmittelbaren und mit dem moralischen Adel der menschlichen Natur in keiner sehr entfernten Verbindung steht." Das soll heißen: Trachtet vor allem nach der wahren Schönheit, so wird euch auch anderes von selbst zufallen!

Die Kunst ein Evangelium zu nennen, berechtigt uns folgender Ausspruch Goethes: „Die wahre Dichtung (Kunst!) kündet sich dadurch an, daß sie als ein weltliches Evangelium durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns ruhen; daß sie uns in höhere Regionen erhebt und die Irrgänge des Lebens zurückläßt". Freude und Freiheit sind hier für Goethe die echten Gaben der Dichtung, wofür wir ohne weiteres auch „Kunst" setzen dürfen. Damit stimmen folgende Worte Schillers sachlich im Wesentlichen überein, obwohl er das Wort „Evangelium" nicht direkt nennt: „Alle Kunst ist der Freude gewidmet, und es giebt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe, als die Menschen zu beglücken. Die rechte Kunst ist nur diese, welche den höchsten Genuß verschafft. Der höchste Genuß aber ist die Freiheit des Gemüts (der Seele!) in dem lebendigen Spiel aller seiner Kräfte." Also kein Zweifel: die Kunst ist sowohl für Goethe als auch für Schiller eine beglückende und befreiende Macht, ein Evangelium, und dieses damit ein Grundbegriff der ganzen Ästhetik Schillers. Und zwar steht auch hier die Idee der Freiheit im Mittelpunkt des Ganzen, wie bei Paulus und Luther. Der wahren Kunst ist es „Ernst damit, den Menschen nicht bloß in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich und in der Tat frei zu machen." Ob in ähnlicher oder aber in ganz anderer Weise, wie die Religion, soll die weitere Untersuchung ergeben.

Auch Schiller fragt sich, wodurch wird unsere Freiheit innerhalb der gegebenen Wirklichkeit auf Schritt und Tritt bedroht? Wodurch anders, als daß unsere Wünsche und Neigungen entweder auf etwas für uns Unerreichbares gerichtet sind, oder aber mit unsern Pflichten in Widerstreit geraten Daher klagen wir mit Faust: „Entbehren sollst du, sollst entbehren!" Es sind die zwei Seelen in unserer Brust, „die eine will sich von der andern trennen!" Wie ist dieser Zwiespalt zu beseitigen? Im Sinne Schillers zunächst dadurch, daß in der Seele des Menschen „eine Kraft erweckt, geübt und ausgebildet" wird, die ihn befähigt die „sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freies Werk unseres Geistes zu verwandeln". Indem so die ganze sinnliche Erscheinungswelt mit ihrer massiven

Greifbarkeit in bloßen Schein, in ein bloßes Bild verwandelt wird, soll zugleich damit allem stofflichen Begehren der Boden entzogen werden. Dieses geschieht tatsächlich allemal dort, wo die künstlerische Phantasie tätig ist, sei es nun in der wirklichen oder in einer bloß vorgestellten Welt. Denn die Phantasie besitzt die Fähigkeit das Sinnliche, Körperliche zu beseelen, und wiederum das Seelische, Geistige zu versinnlichen und zu verkörpern. Damit leiht sie dem Toten Leben, dem Unbewegten Bewegung, dem Gebundenen, Gedrückten Freiheit. „Freiheit in der Erscheinung" ist denn auch für Schiller das Kennzeichen aller Schönheit und Kunst. Danach ist das Kunstwerk lebende Gestalt oder gestaltetes Leben, wobei von der stofflichen Existenz irgend welcher Art vollständig abgesehen wird. Schon Kant definiert als schön alles das, was durch seine bloße Form gefällt, d. h. als reiner Schein auf uns wirkt.

Wenn wir uns z. B. an einem Flammenbilde weiden, so kommt die Frage nach dem Stoffe, der da brennt, für den fesselnden Eindruck des Schauspiels als solchen garnicht in betracht. Wie etwa beim Sonnenuntergang oder einem Nordlicht handelt es sich um etwas in keinem Sinne des Wortes Greifbares. Ebenso ist jedes Kunstwerk etwa einem Regenbogen, einer Fata Morgana oder einer Vision, einem Traumbild vergleichbar.

Einige Beispiele mögen noch die Eigenart der künstlerischen Phantasie veranschaulichen, deren Wesen das deutsche Wort Einbildungskraft am besten dartut. Denn jede Kunst mutet uns zu, uns etwas einzubilden, d. h. so zu machen, als ob . . . . In der Architektur bilden wir uns ein, die Säulen hielten freiwillig das Dach, die Pfeiler strebten wirklich empor u. a. In der Plastik schauen wir den Marmor an, als ob er lebte; in der Malerei die Fläche, als wäre sie perspektivisch. In der Dichtung bilden wir uns oft ein, die Scheidewand zwischen Natur und Geist sei nicht mehr vorhanden, sodaß wir jene gleichsam in Mitleidenschaft ziehen mit unseren menschlichen Affekten. Im Drama sehen wir die einzelnen Künste zu reicher Gesamtwirkung vereinigt. Die Kulissen erscheinen uns als massive Bauten, mögen sie auch noch so sehr zittern. Herrn so und so stellen wir uns als Wallenstein, Frl. so und so als Maria Stuart vor usw. Die dargestellten Erlebnisse empfinden wir mit wie wirkliche, ob-

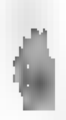
wohl alles nur „gespielt“ und im Bilde erscheint. In der Musik tritt dasselbe ein, nur daß wir statt zu schauen zu hören glauben. Die einzelnen Töne als solche hört der Unmusikalische ebenso wie der Musikalische. Aber nur dieser verbindet das Einzelne zu einem Ganzen und leiht den Tönen eine Seele, daß sie zu jauchzen und zu klagen scheinen, was sie an sich doch nicht tun.

Indem die künstlerische Einbildungskraft uns befähigt, etwas als reine Form d. h. ohne Rücksicht auf seine Existenz auf uns wirken zu lassen, erregt sie in uns, nach dem Worte Kants, ein uninteressiertes Wohlgefallen. Natürlich soll uns das Kunstgebilde „interessieren“, aber wir sollen dabei nicht „interessiert“ sein. Dieses sind wir immer dort, wo wir irgend etwas um seiner Existenz willen wünschen oder begehren. Die künstlerische Phantasie aber entrückt uns, wie Schiller sagt, in jene „heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen“, wo alle Affekte zwar in reger Tätigkeit sein können, jedoch ohne etwas wirklich zu wünschen oder zu begehren, weder etwas Sinnliches noch etwas Sittliches. In der Kunst verhalten wir uns nur schauend,

> Wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut,
> Sich an ihnen erfreut und innen im ruhigen Busen
> Nicht der entfernteste Wunsch sie zu besitzen sich regt. (Goethe).

Ein deutlicher Beweis, wie sehr das Künstlerische bloß in der Form liegt, ist die schrankenlose Bewunderung der poetischen Schönheiten der Bibel auch von solchen, für die der Inhalt mit seinem ganzen religiösen Hintergrunde kaum vorhanden. Ich erinnere nur an Heinrich Heine.

In wiefern erweist sich nun aber die Kunst als ein Evangelium in einer der Religion auch nur ähnlichen Weise? Wir können antworten: durch Aufhebung des Gesetzes, d. h. durch Freiheit, wobei wir allerdings im Auge behalten müssen, daß diese in ganz anderer Weise zustande kommt, als in der Religion. Hier war der Inhalt des Gesetzes durch die Kraft des Evangeliums zum Gegenstand einer „freien Neigung“ geworden, die aus nicht Willigen Willige macht; damit war das Gesetz selbst als toter Buchstabe aufgehoben. So sagt auch Schiller: „Hält man sich an den eigentlichen Charakter des Christentums, so liegt er in nichts anderem als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantschen Imperativs (du sollst!), an dessen Stelle das Christentum eine



freie Neigung gesetzt haben will." In der Kunst ist das Gesetz auch aufgehoben, nur in anderer Weise, und zwar dadurch, daß alle wirklichen Objekte, sowohl sinnlicher als geistiger Art, als Stoff in Fortfall geraten. Denn wo es keine Welt mehr gibt, auf die wir schädigend oder fördernd einwirken können, ist auch nicht mehr von Übertretung die Rede; wo aber keine Übertretung möglich, da ist auch kein Gesetz. Dieses ist also mit dem Stoff zugleich aufgehoben.

> Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
> In der Anmut freiem Bund vereint,
> Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe
> Und verschwunden ist der Feind.

Nicht im Leben, wohl aber in der Kunst sind wir daher berechtigt von einem „Jenseits von Gut und Böse" zu reden, sofern beides nicht inhaltlich, stofflich, sondern nur als Form, d. h. als Schein in Frage kommt.

Im Reiche des Schönen verhalten wir uns also weder begehrend noch wollend, sondern nur schauend und schaffend. Letzteres, sofern wir vermittelst unsrer Phantasie die vom Künstler ins Leben gerufene formvollendete Gestaltenwelt unsrerseits nachschaffen. Denn wir empfangen dabei so, wie wir selbst hervorgebracht hätten, während der Künstler so hervorbringt, wie unser Sinn zu empfangen trachtet (Schiller). Dieses Nachschaffen geschieht dadurch, daß wir mit dem Künstler den Stoff überall nur soweit gelten lassen, als er bereits reine Form geworden, d. h. als schönen Schein, unabhängig von seiner mehr oder weniger sinnlich oder geistig greifbaren Existenz. Damit verschwindet der Stoff allerdings nicht tatsächlich, aber er scheint in seiner Erdenschwere aufgehoben und ist dadurch in einer Welt, wo der Schein alles bedeutet, auch tatsächlich aufgehoben. Diese Aufhebung des Stoffes durch die Form veranschaulicht Schillers anmutiges Gedicht „der Tanz", wo es u. a. heißt:

> Seh ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
> Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reihn?

Schönheit war ja nach Schiller „Freiheit in der Erscheinung". Indem nun die Einbildungskraft dem an sich Massiven, Schweren, Gebundenen Freiheit und Leichtigkeit leiht und damit den Stoff nicht nur formt, sondern zu einem lebenden Gebilde verwandelt,

ist jener durch die „siegende Form“ scheinbar vertilgt, d. h. jeder Selbständigkeit beraubt.

> Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
> Und im Staube bleibt die Schwere
> Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
> Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
> Schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen,
> Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
> Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
> In des Sieges hoher Sicherheit;
> Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
> Menschlicher Bedürftigkeit.

Indem die Phantasie das Körperliche beseelt oder das Seelische verkörpert, versetzt sie Sinne und Geist zugleich in Wirksamkeit und erzeugt dadurch jene harmonische Stimmung, die wir als Freiheit empfinden.

Beim Genuß des Schönen verhalten wir uns zwar schaffend, doch zugleich auch betrachtend: beides fällt hier zusammen. Denn indem wir nachschaffen, schauen wir und freuen uns am Spiel unsrer Einbildungskraft, so daß alle Stimmungen und Affekte, welche wir selbst unsern Gestalten geliehen, auf uns wieder zurückwirken und dabei jenes an sich so zwecklose und doch so wohltuende Ab- und Aufwallen der Gefühle, jenes Gleichgewicht der Stimmung erzeugen, die jedem Spiel eigentümlich ist. Wir weiden uns mit ganzer Seele an einem Reich der Schatten und Träume, das wir unter Leitung des schaffenden Künstlers selbst hervorgezaubert haben. Denn

> Der allein besitzt die Musen,
> Der sie trägt im warmen Busen;
> Dem Vandalen sind sie Stein.

Damit genießen wir in vollen Zügen jene Freiheit, von der Schiller sagt, sie wohne nur im Reiche der Träume.

Wenn Schiller die in der Kunst herrschende freie Stimmung eine spielende nennt, so muß man sich vergegenwärtigen, was das Spiel im gewöhnlichen Leben bedeutet. Allen Spielen, die diesen Namen verdienen, ist mit dem Kunstgenuß ein uninteressiertes Wohlgefallen an zweckloser Kraftentfaltung gemeinsam, und wie das Kunstwerk so besteht auch jedes Spiel bloß für die Phantasie, für die Einbildungskraft. Die meisten Spiele bedeuten Scheinkämpfe: man bildet sich nämlich absichtlich ein, es sei wirklich etwas

daran gelegen, daß der eine Teil den andern besiegt — etwa den Ball weiter wirft, mit seinem Pferde schneller rennt als der andere usw. — um dann alle Kräfte auf dieses bloß eingebildete Ziel hin in Bewegung zu setzen. Den äußern Scheinkämpfen entsprechen die innern der Affekte und Gefühle, die wir im Kunstgenuß frei spielen lassen, wobei oft die Lustgefühle erst durch Unlustgefühle hindurch die Oberhand gewinnen, d. h. sich durchkämpfen müssen. Den Scheinkämpfen im Tanz, im Drama und in der Musik entspricht auf seiten des Zuschauers oder Hörers die ganze Stufenleiter der Affekte, mit denen er jene Kampfbewegungen mitempfindend begleitet.

Wenn die Kunst nach Schiller die Aufgabe hat, der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu verleihen, so bedeutet das zugleich, daß wir im Kunstgenuß dazu berechtigt sind, alles das nachzuerleben, was ein Faust in titanischem Übermenschentum im wirklichen Leben erstrebt, wenn er ausruft:

> Was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
> Will ich mit meinem innern Selbst genießen!
> Mit meinem Geist das Höchste und Tiefste greifen,
> Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
> Und so mein Selbst zu ihrem Selbst erweitern. —

Seit Aristoteles spricht man bekanntlich von einer Reinigung der Affekte im Drama. Es scheint aber, daß in jeder Kunst überhaupt von einer Reinigung der Stimmungen und Gefühle geredet werden kann, indem das Schöne „den Strom der stockenden Empfindung flutend macht" (Geibel).

> Lieben, Hassen, Fürchten, Zittern,
> Hoffen, Zagen bis ins Mark
> Kann das Leben zwar verbittern,
> Aber ohne sie wär's Quark!

ruft der Dichter Lenz in der Sturm- und Drangperiode aus. Im wirklichen Leben sollen wir allerdings haushalten mit allen Gefühlen und Leidenschaften, weil sie uns leicht unfrei machen. In der Kunst hingegen können wir allen menschlichen Stimmungen und Affekten freien Lauf lassen, unbeschadet unsrer Freiheit, weil diese dann ja kein wirkliches Begehren, Wollen, Fürchten zc. in sich schließen, sondern als „Scheingefühle" bloß zum Spiel in Bewegung gesetzt und damit auf eine Scheinwelt bezogen werden, die wir selbst hervorbringen halfen.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande.

Wo die reinen Formen wohnen, da ist auch die ganze Stimmung eine reine, weil völlig freie.

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr. . . .
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Tau
Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau

Durch die reine Form des Kunstwerks ist die Seele selbst reine Form geworden und hat teilgenomen an jenem Ideenreiche Platos, welches Schiller in seinem schon mehrfach angeführten Gedichte „das Ideal und das Leben" (früher „das Reich der Schatten", „das Reich der Formen" betitelt) poetisch im Auge hat, wenn er sagt:

Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielen seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt, (d. h. die reine Form)
Jugendlich von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
— — Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage (dem Körper)
Die Unsterblichkeit herunterstieg.

Diese reine Form soll der Mensch auch im wirklichen Leben zu wahren suchen:

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden. .

Doch betont Schiller: es erfordere noch einen ungleich höheren Grad der schönen Kultur, in dem Lebendigen (Wirklichen) selbst nur den schönen Schein zu empfinden.

Die bisher versuchte Charakteristik sollte dartun, daß bei aller formalen Übereinstimmung, wie sie sich in den Begriffen: Freude, Freiheit (Aufhebung des Gesetzes!), Eröffnung einer andern

Welt kundgibt, das religiöse Evangelium eines Luther und das künstlerische Schillers zwei ganz verschiedene Welten bedeutet, die sich nicht einfach ineinander schieben oder für einander setzen lassen. Schon deswegen nicht, weil die Welt der Religion eine im Glauben erfaßbare wesenhafte Wirklichkeit (objektives Leben), die Kunst dagegen nur eine von der Phantasie geschaffene Scheinwelt (subjektives Leben) offenbart. Und wenn auch die Religion eine hochgradige Beteiligung der Phantasie nicht entbehren kann, so verhält sich diese, die doch in der Kunst unumschränkt herrscht, hier mehr dienend. Die religiöse Phantasie schafft ihre Bilder in erster Linie zur Verdeutlichung und Veranschaulichung übersinnlicher Wahrheiten, wobei der Gesichtspunkt der Schönheit zurücktritt.

In der Kunst ist die Freude, die Beglückung mehr eine Bestimmtheit des sittlich indifferenten Gefühls, ein bloßes Gleichgewicht der Stimmung, ein „heiteres Behagen". In der Religion dagegen vertieft sich die Innerlichkeit des Gefühls zur Innigkeit des Gemüts — Glaube, Liebe, Hoffnung! — die Stimmung zur Gesinnung, die bloße Betrachtung zum energischen Wollen, das heitere Behagen zum Seelenfrieden, „höher als alle Vernunft". Der Befreiung von der Alltagsprosa entspricht hier die Errettung des Selbst, der Persönlichkeit, durch die Erlösung von dem Übel, von Sünde, Schuld und Tod. Der Begriff des unmittelbaren zeitlichen Glücks wandelt und vertieft sich zu dem des ewigen Heils, der Wonne und Seligkeit.

Wenn Schiller sagt: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst", so steigert sich jener Ernst in der Religion um so mehr, als es sich dabei um ein wirkliches, nicht bloß gespieltes Leben mit Berücksichtigung aller wirklichen Leiden, Schmerzen und Kämpfe des Daseins handelt. Denn obwohl das religiöse Evangelium als eine beglückende, ja beseligende Macht empfunden wird, so ist die damit gewonnene Freiheit doch nur eine sittliche, ohne Rücksicht auf sinnliches Behagen, zumal in der Religion auch Gestalt und Schöne nur sinnbildliche Bedeutung haben. Ich sagte „n u r sittliche" mit Anschluß an Schiller, wenn er schreibt „Mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen (Religiösen) ist es dem Menschen n u r ernst, aber mit der Schönheit spielt er." Und weiter: „Der Mensch soll mit der Schönheit nur

spielen, und er soll nur mit der Schönheit spielen." Also nicht mit dem Sittlich-Religiösen.

Wir würden aber fehlgehen, wollten wir in den bisher skizzierten hellenischen Stimmungen, für welche die „reine Form" das Entscheidende, den ganzen Schiller wiederfinden. Das Hellenentum Schillers wird vielmehr in deutlicher Weise von andersartigen, mehr oder weniger romantischen Stimmungen durchkreuzt, die wir mit Heinrich Heine „nazarenische" nennen können, wodurch das „Evangelium" des großen Kunstapostels etwas Schwebendes erhält.

In seiner Schrift über Börne äußert Heine, daß sich die Menschen aller Zeitalter nach der Grundrichtung ihres Wesens in zwei Gruppen scheiden ließen: in sogenannte Nazarener und Hellenen. Zu den ersten rechnet Heine alle diejenigen, welchen eine mehr oder weniger weltflüchtige, sinnenfeindliche, tiefernste, „vergeistigungssüchtige" Betrachtungsweise eigen; zu den Hellenen dagegen alle weltfreudigen, lebensheitern, „entfaltungsstolzen" Naturen. Damit treten die Bezeichnungen Nazarener und Hellenen weit über den Rahmen hinaus, wie er geschichtlich betrachtet die semitisch-christliche Geistesart einerseits, das Griechentum andrerseits umfaßt. Es handelt sich vielmehr um immer wiederkehrende Geistestypen gegensätzlicher Art. So sehen wir auf hellenischem Boden einen Plato mit seiner grundsätzlichen Abwendung von der ihn umgebenden Wirklichkeit und seinem Aufschwung zu einer unsichtbaren Ideenwelt nazarenische Stimmungen nicht verleugnen. Dagegen verkörpert Aristoteles mit seinem ganz auf das Diesseits gerichteten Forschergeist das spezifisch „hellenische" Naturell.

Der mehr oder weniger weltflüchtige Ernst der nazarenischen Stimmung findet sich naturgemäß am meisten ausgeprägt bei den religiösen Gemütern, vor allen bei den führenden Geistern der Religion: so bei den alttestamentlichen Propheten und Psalmisten, so im christlichen Zeitalter bei einem Paulus, Augustin, Luther.

Dagegen erscheint die sinnenfreudige, auf eine harmonische Gestaltung der gegebenen Welt gerichtete hellenische Grundstimmung als die eigentlich künstlerische.

Dem Nazarener erscheint eine Welt des Geistes, womöglich — wie bei Plato und allen Vertretern des Idealismus — ein Ideenreich als die wahre Heimat der Seele, der Leib dagegen mit

seiner Bannung an die Sinnenwelt ein Kerker aus welchem jene Erlösung ersehnt.

Diese Zwiespältigkeit ist nun dem Hellenen von Haus aus fremd; ihn kennzeichnet vielmehr jene reine Einfalt, die ohne einen Bruch mit der gegebenen Natur, deren Kräften die richtige Bahn weist, sodaß es nicht mehr heißt Weltverneinung, sondern Weltverklärung. Ich erinnere an Homer, Sophokles, Raphael, Mozart, Goethe. Zusammenfassend können wir sagen: wo der Nazarener nach Ideengehalt, strebt der Hellene nach Form.

Wenn sich auch eine große Anzahl von Gestalten anführen läßt, in welchen der eine oder andre dieser beiden Typen sich mehr oder weniger rein ausprägt, wie etwa in Augustin oder Luther der Nazarener, in Mozart und Goethe der Hellene, so dürfen wir doch nicht außer Acht lassen, daß es z. B. auf rein künstlerischem Gebiete Typen giebt, bei welchen trotz alledem eine nazarenische Grundstimmung mächtig durchbricht, wie etwa bei Äschylus, Dante, Michel Angelo, Beethoven, Schiller — kleinerer Geister wie Klopstock nicht zu gedenken. Bei allen diesen ist eine sinnenfeindliche Stellungnahme naturgemäß ausgeschlossen, da sie sonst überhaupt keine Künstler wären; doch ist ihnen allen ein mächtiges sittliches Pathos gemeinsam, das sich hier und da zur religiöser Höhe steigert. Die Sinnenwelt mit ihrem ganzen Reichtum an Leben und Gestaltungen kommt dabei weniger um ihrer selbstwillen in betracht, als um dessentwillen, was sie für die Welt des Geistes bedeutet — als Verkörperung von Ideen. Die damit gegebene Stellung zur Natur ist es bekanntlich, was den „naiven", d. h. mitten in der Natur stehenden Dichter und Künstler vom „sentimentalen", d. h. von Ideen ausgehenden unterscheidet, wie etwa Goethe von Schiller selbst, den Hellenen vom Nazarener. Schillers so vielfach ausgesprochene elegische Sehnsucht nach einem verlorenen Paradiese, einer goldenen Zeit, seine für ein Reich des Ideals unmittelbar werbende flammende Begeisterung — das alles atmet eine durchaus religiös gefärbte Stimmung, welche den Dichter selbst als einen Priester und Propheten, ihn im edelsten Sinne als einen Prediger am Evangelium der Wahrheit und Schönheit erscheinen läßt. Danach wäre Schiller ein Hellene mit nazarenischen Stimmungen, wie etwa Klopstock ein Nazarener mit hellenischen. Es sind zwei Seelen in Schillers Dichterbrust, die sich nicht so

ohne weiteres ineinanderschieben lassen. Die eine hält sich — echt künstlerisch — „an die Welt mit klammernden Organen“ und findet in der sittlich gleichgiltigen, rein ästhetischen Stimmung der ewig heitern olympischen Götterwelt das Ideal des Glücks verkörpert. Die andere Seele hebt sich gewaltsam „zu den Gefilden hoher Ahnen“, zu den tiefernsten sittlich-religiösen Stimmungen der großen Nazarener, für welche das berühmte Wort eines der größten von ihnen gilt: „Unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in „Dir“. Dies findet sich vielleicht am deutlichsten ausgeprägt in Schillers vollendetstem und tiefsinnigstem Gedicht „Das Ideal und das Leben“, wo das Ideal bald als die reine Form der Antike, bald — wenn auch künstlerisch vermittelt — als ein Reich sittlich religiöser Ideen erscheint. Damit eröffnet uns der Dichter einen Ausblick in zwei Welten: in eine ästhetisch-unpersönliche und eine sittlich-personale, die sich beide wohl nebeneinanderstellen, aber schwerlich organisch verbinden lassen, die Ideenwelt Platos einerseits, die Kants andrerseits. Die erste entspricht der künstlerischen Grundanschauung der Griechen, die zweite der sittlich-religiösen des Christentums. In der einen tut sich vor uns die ganze Scheinwelt des Olymps auf mit ihrer heitren Schöne, in der andern glauben wir wie aus dämmernder Ferne den Mann zu schauen, der auf dem Berge saß und das Volk lehrte. Es ist der Gegensatz einer versunkenen, nur noch poetisch lebendigen und einer neuaufsteigenden wesenhaften Welt. Denn in der Zertrümmerung der bloß ästhetischen Ideenwelt Platos und dem Aufbau einer neuen sittlich-personalen liegt ja gerade die weltgeschichtliche Größe Kants des Philosophen, dessen begeisterter Jünger Schiller war.

Jener zwiefache Ausblick kennzeichnet am ehesten die Doppelnatur Schillers und bedingt seine Mittelstellung zwischen ästhetischer und sittlicher Freiheit, zwischen künstlerischem und religiösem „Evangelium“. Er ist eben in einer Person Künstler und Prophet, Hellene und Nazarener, dazu einer der größten Denker, so daß eines dem andern oft den Rang streitig macht. Daher der nicht selten unruhige Wechsel zwischen dem Rhetorischen des prophetischen „Sängers“ und dem Echtpoetischen des hellenischen Künstlers, den Schiller bekanntlich am glänzendsten in Goethe verkörpert sah. So hören wir oft bei Schiller den erhabenen Ernst des Lebens in das heitere Spiel der Dichtung hineinklingen:

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude mit Gigantenschritt,
Geheimnisvoll, nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt;
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt.

Sein Schaffen wird zugleich beherrscht von dem Ernst des Gewissens wie von dem Spiel der Phantasie:

Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

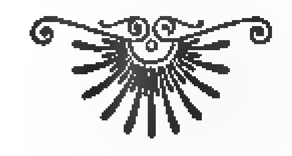
Wie der Ideenwelt Kants, so fehlt auch der Schillers der bewußte religiöse Hintergrund; aber wie von jenem großen Geist, so gilt auch von diesem: nicht er hat die Ideen, sondern die Ideen (d. h. die objektiven unsichtbaren Lebensmächte) haben ihn. Beide schöpften sie, ohne es zu wissen, lebendiges Wasser aus dem Strom religiösen Lebens, den einst Luther wieder flutend gemacht, und der, wenn auch in bescheidenen Grenzen, auch das 18. Jahrhundert, wie alle Zeiten, durchrauschte. Wie sehr aber dem „bewußten" Schiller die Religion zur Kunst geworden, zeigt seine Beurteilung des Christentums, das in seiner „reinen Form" Darstellung schöner Sittlichkeit oder die Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige „ästhetische Religion" sei. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß für Schiller selbst die reine Form eine Scheinwelt bedeutet, die den Grundbegriff der christlichen Religion aufheben würde, wenn der Hellene, der Künstler Schiller der ganze wäre. Denn eine „ästhetische Religion", entspräche etwa der kalokagathia dem „Schöngguten" der Griechen, eine Anschauungsweise, die mit der Welt Platos steht und fällt. Das Christentum fragt aber bekanntlich nicht nach Gestalt und Schöne und dürfte in seinem Wesen wohl vom greisen Goethe tiefer erfaßt worden sein als „die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist."

Der Künstler Schiller verschwindet naturgemäß hinter seinem Werke, aber seine große Persönlichkeit verlieren wir nicht aus den

Augen, wenn er als prophetischer Sänger und Seher eine höhere Welt des Geistes nicht nur begeisternd verkündet, sondern sie in dem Gesinnungsadel seines eignen Wesens selbst offenbart, so daß ein Goethe von ihm sagen mußte: „Das war ein rechter Mensch, so sollte man auch sein! Ihm war eben diese Christustendenz eingeboren: er berührte nichts Gemeines ohne es zu veredeln." Somit haben wir neben dem mehr oder weniger künstlerischen Evangelium seiner Werke zugleich eine Art sittlich-religiösen, beglückenden und befreienden Evangeliums in seiner erhabenen Persönlichkeit. „Er war ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit, und seine Blätter welken nicht." Trotz der hundert Jahre seit seinem frühen Hinscheiden

> schwebt er uns vor, wie ein Komet entschwindend,
> Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Und je mehr wir die farbenreiche Bilderwelt Schillers gegen jenes „ewige Licht" halten, desto durchsichtiger wird sie, und durch „der Dichtung Schleier" leuchtet uns die Welt der Ideen entgegen, „wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen ewige Sterne schimmern."



Nicht wie die Wellen des Meeres.

Von

Karl v. Freymann.

Des Menschen Taten sind Gedanken, wißt,
Sind nicht wie Meeres blindbewegte Wellen.
(Wallensteins Tod, 2. Aufzug, 3. Auftritt.)

Nicht wie die Wellen des Meeres wäre unser Leben? Wer diese Worte prüft, muß glauben oder verwerfen. Ich prüfe mein Leben und ich verwerfe. — Wenn meine Gedanken die Grenzen des Konkreten überschreiten, so beginnen sie zu wirbeln. Es ist kein Denken mehr, sondern ein toller Schneeflockentanz. Es erscheint mir nicht, als ob meine Gedanken Bestand hätten. Mit jedem neuen Tage verschiebt sich der Ausgangspunkt meines Denkens, mein Heute steht meinem Gestern fremd gegenüber. Meine Gedanken sind Einfälle, die keine Summe ergeben. Sie gleichen den Klängen der Äolsharfe, Wind, Wetter und Zufall sind die Musikanten, sie spielen ohne Text und Noten. Wahrlich, meine Gedanken sind wie die Wellen des Meeres, blind und bewegt vom Winde.

Ein lose geknüpftes Gewebe schweben meine Taten in der Luft. Sie bilden eine Kette von Augenblickshandlungen, Glasperlen am dünnen Faden meines Ich gereit, können sie so und auch anders sein. Wenn der Tod den Faden durchschneidet, rollt das Spielzeug auseinander. Daß ich überhaupt handle, entbehrt des Grundes, aber obgleich ich weiß, daß meinen Taten nicht ein Groschen absoluten Wertes zukommt, bin ich dennoch bestrebt sie durch eine zwecklose Geschäftigkeit zu vermehren. Aber soviel ihrer auch sein mögen, auch sie ergeben keine Summe. Sie gleichen den Wellen des Meeres.

Das Facit meiner Überlegung ist die Lebensweisheit eines mokanten Lächelns. Die Sinnlosigkeit meines Lebens ist zu einem vielversprechenden und nichtssagenden Lächeln gefroren. Zu meiner Genugtuung lebe ich inmitten einer Gesellschaft, wo tausend Köpfe das gleiche Exempel mit eben derselben Lösung angestellt haben, und das Lächeln, welches ich selbst lächle, grüßt mich von den Gesichtern meiner Bekannten. — Welch ein entsetzliches Unglück wäre es, als Enthusiast unter diesen Leuten geboren zu sein — der einzige Narr unter so vielen Gescheiten! Ein Idealist und Schwärmer würde in unsrem Lande mehr Aufsehen erregen, als ein Mensch, der barhaupt über die Straße geht. Ich aber fühle mich wohl in unsrer klugen Augurengesellschaft.

Die Besten unter uns leben jenem müden Lächeln. Sie halten sich nicht für ewig. Sie beginnen ihre Tage mit einem nachlässigen Achselzucken, und wenn sie ein Symbol ihres Lebens in dem Bilde eines Gottes aufstellen würden, so wäre es ein Gesicht, dem die Augen fehlen. Unter dem Einfluß dieses leeren Gesichts haben wir es verlernt an das zu glauben, was wir tun, oder zu glauben, daß wir etwas anderes wären, als etwa ein schwimmender Kork auf der blind bewegten Fläche des Meeres.

Der Lebensweg jedes Deutschen führt an der Gestalt Schillers vorüber und viele schlagen bei dieser Begegnung die Augen zur Erde. Wenn ich heute an ihm vorübergehe, so will ich ihm ins Gesicht sehen.

Zwischen zwei Welten stand Schiller und seine Werke fallen in unser Leben ein Schatten der Welt, die jenseits des Todes liegt. Sein Dichten ist der Schatten einer Welt, die ich täglich und stündlich verleugne.

Es wäre kindisch, wollte ich mich vor dem Schatten eines toten Dichters fürchten. Seine Poesie ist nicht mehr als ein wenig Druckerschwärze und ich bin wirklich. Wirklich bin ich, von Fleich und Bein geschaffen, geboren, getauft und erzogen, und wenn ich begraben werde, so werden die Schollen handgreiflicher Erde über meinen Sarg poltern. Kommt hervor aus eurem papierenen Grabe ihr Gestalten des Scheines — ich werde euren Anblick wohl ertragen!

Und vor meinen Augen ziehen die Schiffe der Griechen

heimwärts von Troja. Über den Rand der Schale fließt der perlende Wein, während der Sieger dem Besiegten zutrinkt. Goldig gelb blitzen seine Tropfen auf dem dunklen Laube. Ruhevoll ist das Schicksal der sonnigen Hellassöhne und Freude und Leid einen sich in ewiger Schönheit. — Mit dem Grauen seiner Taten ringt Franz Moor, unvernichtbar wie das Grauen empfindet er seine Taten, in zähneknirschender Angst fühlt er sich als Träger des Ewig-Bösen und er betet: ich habe mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben. — Den sengenden Blick zur Erde geheftet steht Don Carlos vor mir, — zögernd und prüfend, den Schritt des Lebens aus den kreisenden Sternen lesend, wandelt Wallenstein die Bahn des Todes, finster ist die Stirn des Mannes, der mit dem unabänderlichen Schicksal zu Rate gesessen. . .

Die Gestalten drängen sich zu mir in endloser Reihe und wollen nicht weichen — und jede von ihnen ein Zeuge aus jenem Leben und keine unter ihnen, die nicht erfüllt wäre vom Hauche der Ewigkeit. Lauter Menschen, die nicht sterben können, unsterblich aus dem Nichts erschaffen! Jeder einzelne von seinem Schöpfer begabt mit einer unsterblichen Seele. In das grundlose Leben hineingestellt, den Grund des Lebens in sich tragend.

Ist mein Leben ein Possenspiel, so kann ich mit diesen Leuten zusammen nicht spielen! Sie verderben mir meine Rolle! Ich kann nicht lächeln in einem Spiele, das für die Ewigkeit gespielt wird. Ich will abtreten können, wenn der Vorgang fällt, und es soll sein, als wäre nichts gewesen. Aber ich sehe es wohl, diese Helden werden nicht abtreten — die Bretter der Bühne zittern unter ihrem Tritte.

Das Spiel wird Ernst — ich will nicht hinüber in die Ewigkeit mit dem faden Lächeln des Possenhelden! Wenn das Leben Ernst ist, will ich aufhören zu lächeln! Ich will nicht dastehen unter den Unsterblichen ohne Seele! — Lieber will ich glauben! Ich will die nichtige Alltagserfahrung verleugnen und an die Welt Schillers glauben, die ewig sittliche Welt Schillers und seiner Menschen, die nicht vom Zufall regiert werden, sondern vom Gotte, der in ihnen wohnt. Nichts andres aber ist dieser Gott, als die Kraft der Begeisterung, und nichts andres ist uns die Seele Schillers, als eine lodernde Flamme dieses ewigen Feuers.

Oh! das ein Funke nur auch in uns erglimmen würde, denn wir siechen dahin an unsrem trockenen Rechnen! Unsre Arbeit ist häßlich und unsre Freuden sind ein abgeschmacktes Lustigtun. Und jeder Tropfen Schillerschen Blutes und jeder Hauch seines Geistes ist uns ein Urteil der Vernichtung.

Längst sind wir es satt durchs Leben zu gehn ohne Ziel und ohne Sache. Uns dürstet danach, an eine Sache zu glauben und im Drange der Begeisterung zu schaffen, uns verlangt danach, daß der Geist Schillers wieder mächtig werde in den Enkeln seiner Zeit. Auf daß auch wir es begreifen, daß wir kein Spielball der Lebenswellen sind, sondern wagende Menschen!



Schiller und Livland.

Vortrag*

von

Bernhard A. Hollander.

Mit dem gesamten deutschen Volke weit über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus rüsten sich auch die Deutschen unsres baltischen Heimatlandes das Andenken Schillers am hundertjährigen Gedenktage seines Todes zu ehren. Freilich drücken gerade augenblicklich mancherlei schwere Sorgen die Gemüter nieder und halten uns davon zurück, uns ganz zu versenken in die Gedankenwelt unsres großen Dichters, aber wenigstens den kurzen Stunden, die der Erinnerung an ihn geweiht sein sollen, mag gleichsam als Motto vorangestellt sein die Mahnung:

> Werft die Angst des Irdischen von euch!
> Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
> In des Ideales Reich'

Mehr als irgend wo anders tut es hier bei uns not, daß wir uns aus der Wirrsal der Zeit erheben zu der geistigen Höhe der großen Männer unsres Volkes. Dort atmen wir, entrückt der schwülen Luft, in der wir unser Alltagsleben zu führen genötigt sind, wie in reiner Bergluft erleichtert auf. Dort gewinnen wir den rechten Ausblick auf die letzten Ziele und Zwecke aller unsrer Arbeit und Mühe, und mehr als jemals tritt an uns die Forderung heran, die geistigen Waffen zum Kampfe für die Erhaltung unsres Volkstums zu holen von jenen Männern, zu denen wir als

---

*) Der Vortrag erscheint hier in etwas erweitertem Umfange Es ist mir ein dringendes Bedürfnis, an dieser Stelle meinem lieben Freunde, dem Stadtbibliothekar Nik. Busch einen warmen Dank auszusprechen für die entgegenkommende Liebenswürdigkeit, mit der er mir die Schätze der ihm unterstellten Bibliotheken zugänglich gemacht hat

zu den Führern und Bahnbrechern echten deutschen Volkslebens bewundernd emporschauen. Wir dürfen die uns drohende Gefahr einer geistigen Isolierung nicht unterschätzen, daher haben für uns die Gedenktage unsrer deutschen Geistesheroen eine erhöhte Bedeutung, und unsre Schillertage müssen das auch für uns geltende Wort: „*Er war unser*“ erweitern zu dem Gelübde: Er soll es *immer bleiben!* Ja, Schiller war und ist unser. Wie er uns Älteren ein Begleiter gewesen ist auf allen unsren Lebenswegen von unsrer Jugend Tagen an, so lassen seine unvergänglichen Dichtungen auch unsrer Kinder Herzen höher schlagen. Daher ist es wohl erklärlich, daß schon oft die Frage aufgeworfen worden ist, ob nicht auch bei des Dichters Lebzeiten Beziehungen zu unsrem Heimatlande oder deren Söhnen vorhanden gewesen seien, denn wir hoffen, daß er uns durch solche menschlich näher gerückt werde. An Beantwortungen dieser Frage fehlt es nicht gänzlich, aber bisher hat noch niemand den Versuch gemacht, das recht zerstreute Material zusammenzufassen. Gerade an diesem Orte und in unsrer historischen Gesellschaft, die sich die Erforschung der *baltischen* Vergangenheit zum Ziel ihrer Arbeit gestellt hat, mußte aber an einem Schiller-Gedenktage an die Lösung dieser Aufgabe herangetreten werden.

Schillers Wiege hat in einem Teil Deutschlands gestanden, mit dem Livland weniger Berührung gehabt hat, als mit den norddeutschen Ländern, daher hat er während seiner ganzen Jugendzeit kaum irgend welche Beziehungen zu Personen baltischer Herkunft gehabt. In die hohe Karlsschule sind wohl Söhne baltischer Edelleute eingetreten, aber sie waren alle jünger als Schiller [1], und nur einer, Johann v. Benckendorff, der später russischer General geworden ist, war ein halbes Jahr mit ihm zugleich Karlsschüler, hat aber kaum mit dem fünf Jahre älteren, am Ende seines Studiums stehenden Kameraden in Verbindung gestanden. Ver-

[1]) Als Karlsschüler werden folgende Balten genannt: Gustav Reinhold v. Aderkaß (21. Sept 1781 bis 10. Februar 1782), Johann v. Benckendorff (19. Juli 1780 bis 19. Dez. 1781), Eberhard und Georg Wilhelm v. Gohr (14. Sept. 1782 bis 14. Sept. 1783), v. Knorring (28. April 1794), Karl v. Lieven (12. Juli 1792), Otto und Karl v. Liphart (12 Juli 1792), Georg v. Richter (24. April 1793), Johann Immanuel Freiherr v Ungern-Sternberg (21 Sept 1781 bis 10. Febr 1782). Vgl. weiteres bei Th. Schön, Angehörige adeliger Geschlechter aus Kur-, Liv- und Estland in Württemberg Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik 1903. Mitau 1905.

folgen wir aber die Einflüsse, die sich auf die Entwicklung des jugendlichen Dichters während dieser Epoche geltend machten, dann begegnen wir dem Namen eines Mannes, der auch für unsre Heimat eine Bedeutung gewonnen hat. Es war Friedrich Maximilian Klinger, der Dichter von „Sturm und Drang", der nach manchen Wandlungen in seinem Schicksal und in seiner Lebensführung von Kaiser Alexander I. zum Kurator der neuen Universität Dorpat ernannt worden war und als solcher fast $1^1/_2$ Jahrzehnte (1803—17) gewirkt hat. Freilich nennt Wilhelm Petersen, der Jugendfreund Schillers[1], unter den Lieblingsschriftstellern, die auf seinen Ausdruck, seine Sprache und Darstellungsart eingewirkt haben sollen, den Namen Klingers nicht, aber sein Einfluß ist unverkennbar und wird von Schiller selbst bestätigt. Im J. 1803 schreibt er an Wilhelm v. Wolzogen: „Sage dem General Klinger, wie sehr ich ihn schätze. Er gehört zu denen, welche vor 25 Jahren zuerst und mit Kraft auf meinen Geist gewirkt haben. Diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschlich[2]." Klinger wird gewiß über diesen Gruß des von ihm hochgeschätzten Dichters aufrichtige Freude empfunden haben. Zwei Jahre später vernahm er mit tiefer Rührung die Nachricht vom frühzeitigen Tode Schillers[3].

Zwei Jahre nach Absolvierung der Karlsschule entzog sich der Regimentsmedikus und Dichter „der Räuber" dem unerträglich gewordenen Druck, der auf ihn ausgeübt wurde, durch die Flucht. Es folgte eine schwere Zeit voller Enttäuschungen, erfüllt vom Ringen nach eigner Vervollkommnung und Ankämpfen gegen äußere Not, aber auch wiederum verschönt durch Beweise echter, opferwilliger Freundschaft. Eine edle Frau, Henriette von Wolzogen, hatte dem Heimatlosen eine Zufluchtsstätte im friedlichen Bauerbach geboten und ihm die Möglichkeit ruhiger Arbeit gewährt. Freunde, die er sich allein durch seine Dichtungen gewonnen, hatten ihm Freundschaftsgaben gesandt und ihm später in selbstloser Weise die Wege nach Leipzig und Dresden gebahnt. Nicht unerwähnt dürfen gerade in diesen Tagen die tiefempfundenen Worte bleiben, die Schiller damals (1784) an Frau von Wolzogen richtete. Er schrieb ihr[4]: „So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen —

---

[1]) Jul. Hartmann, Schillers Jugendfreunde. 1904. S. 196. — [2]) F. Jonas, Schillers Briefe. VII. S. 70. — [3]) H. v. Brackel im „Inland" 1853, Sp. 91. — [4]) Briefe I, S. 196.

durch nichts, als die bloße reinste Achtung hervorgebracht — aus keinem andern Grund, als mir für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Produkte genoß, erkenntlich zu sein — ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung, als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten. — Und wenn ich das nun weiter verfolge, und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben, und sich freuen, mich zu kennen, daß vielleicht in 100 und mehr Jahren — wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Tränen und Bewunderung zollt — dann, meine Teuerste, freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis." Es ist uns ein schöner Gedanke, daß es auch in unserm Heimatlande an solchen „Zirkeln" nicht gefehlt hat — seit dem J. 1785 haben die Schillerschen Dramen ihm treue Anhänger in Riga erworben — und daß sein Andenken auch heute noch bei uns gesegnet wird.

Zu den bittersten und schwersten Prüfungen, die Schiller in diesen Jahren durchzumachen hatte, rechnete er die Unmöglichkeit seinen pekuniären Verpflichtungen Frau von Wolzogen gegenüber nachzukommen. Die beste Zeit seines Lebens sei ihm dadurch verbittert, manche Stunde zu einer Marterstunde geworden. Als er den Don Carlos vollendet hatte, sollte das von den Theatern zu erwartende Geld zur Tilgung der schwer auf ihm lastenden Schuld benutzt werden, daher die besonders eifrigen Bemühungen, sein neues Werk an verschiedene Theater zu verkaufen[1]. Das brachte ihn auch in Verbindung mit Sigfried Gotthilf Koch-Eckardt[2], der damals mit Meyrer an der Spitze des Rigaschen Theaters stand und es zu einem wahren Kunstinstitute emporgehoben hatte. In Dresden hatte er im Frühjahr 1787 persönlich den Kauf mit Schiller abgeschlossen und sollte für 100 Reichstaler das Manuskript erhalten. Schiller hatte, wie er schreibt[3], eine zweifache Edition fürs Theater entworfen, eine in Jamben, die andere in Prosa. Diese nicht für den Druck bestimmte Bearbeitung erklärt Schiller für das Beste, was er „in Rücksicht theatralischer Wirkung (ohne Hilfe von Spektakel und Operndekoration)

[1]) Vgl. z. B. Briefe I, S. 368 f., 434, 350. — [2]) Vgl. über ihn die „Illustrierte Beilage" der Rig. Rundschau 1905 Nr 1 — [3]) Briefe I, 334.

hervorgebracht habe." — Es ist diese Äußerung um so interessanter für uns, als das von Koch erworbene Manuskript des Don Karlos in Prosa noch heute auf unserer Stadtbibliothek als ein teures Vermächtnis unseres Dichterfürsten aufbewahrt wird. Besonders wertvoll ist es aber, weil Schiller das Personenverzeichnis und einige Korrekturen mit eigner Hand eingetragen hat. Am Schluß dieser Bearbeitung bezeugt Karlos die Unschuld der Königin und gibt sich selbst den Tod.

Leider müssen wir aus seinen Briefen[1] ersehen, daß der so geldbedürftige Dichter ungefähr ein Jahr auf das Honorar hat warten müssen. In dem einzigen uns erhaltenen Schreiben, das Schiller in der Don Karlos-Angelegenheit am 1. Juni 1787 an Koch selbst richtete, finden wir übrigens eine kleine, halb im Scherz gehaltene Anspielung auf eine Liebesaffaire, die damals vorübergehend Schiller in Anspruch genommen hatte[2]. Ihn hatte damals die junge Gräfin Henriette von Arnim durch ihre klassische Schönheit gefesselt, aber unerfreuliche Familienverhältnisse und wohl auch das Verhalten der jungen Dame selbst veranlaßten Schiller die Beziehungen abzubrechen. Es war etwa ein Monat später, daß er Koch schrieb: „Als wir uns hier von einander trennten, ist mir von einem Mädchen, das Sie gesehen haben, der Kopf so warm geworden, daß ich Ihre Adresse in Berlin darüber vergessen habe. Wir sind ja allzumal arme Sünder, und Sie werden ja wohl auch an die Zeit zurückdenken, wo Sie von einem paar Augen aus dem Konzept gebracht wurden. Also verzeihen Sie mir." Nach dem Ton des Briefes zu urteilen, muß dem Dichter die Trennung nicht sehr schwer gefallen sein. Es dauerte auch nicht allzu lange, daß ihm vom Schicksal die Frau zugeführt wurde, die ihm sein Leben lang eine treue Gefährtin sein sollte. Doch um das Glück eines eignen Hausstandes zu gewinnen, bedurfte er einer gesicherten Stellung, wie sie ihm ein öffentliches Amt darbieten konnte: Schiller wurde Professor der Philosophie in Jena, sollte aber Geschichte vortragen.

---

[1]) Briefe I, S. 300, VII, S. 253 f. In dem Register zu den Briefen wird außer Koch auch Bondini als Schauspieldirektor in Riga bezeichnet. Einen solchen hat es m. W. nicht gegeben. Die Namen Bondini und Koch aus Riga stehen wohl in einem Briefe neben einander als solche, die den Don Karlos erworben haben, aber nur letzterer war aus Riga.

[2]) Briefe I, S. 344. O. Harnack, Schiller, 2. Aufl., 1905, S. 154 f.

Wenn die Arbeit am Don Karlos wohl die Veranlassung war, daß Schiller sich in die Geschichte des niederländischen Freiheitskrieges versenkte und als Resultat seiner Studien uns sein glänzendstes Geschichtswerk darbot, so kamen aber auch diese Studien wieder seiner dichterischen Produktion zu gut. „Die Leidenschaften des öffentlichen Lebens, die Kämpfe um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit, jene mächtigen Schicksalswandlungen, die über Völkerleid und Völkergröße entscheiden, boten seinem dramatischen Genius den natürlichen Boden [1]." Es hat viel Verlockendes an sich, den Spuren des Historikers Schiller zu folgen und zu beobachten, wie er mit feinem Verständnis und weitem Blick die Vorgänge von weltgeschichtlicher Bedeutung ins rechte Licht zu rücken wußte. Wir baltischen Historiker können auch viel von ihm lernen, indem wir immer mehr dahin streben, auch unsre Provinzialgeschichte von einem großen universalgeschichtlichen Gesichtspunkte aus zu behandeln. Heute müssen wir uns aber eine Vertiefung in solche Gedankengänge versagen, der Historiker muß vor dem Professor Schiller in Jena zurücktreten.

Jena — welch ein eigentümlicher Zauber umweht doch diesen Namen! Welch ein buntes Bild entfaltet sich vor unsern Augen, gedenken wir des Jena, in dem nun Schiller seine Wirksamkeit beginnen sollte! Es war eine Stätte hervorragender wissenschaftlicher Arbeit, regen geistigen Strebens, aber auch ein Tummelplatz fröhlichen burschikosen Treibens und echter, oft überschäumender Jugendlust. Wir verstehen wohl die Mahnung jenes würdigen Pastors: „Mein Sohn, ich würde doch nach Jena gehn." Wir Balten [2] fühlen uns aber vielleicht ganz besonders zu Jena hingezogen, denn noch sind bei uns die Traditionen nicht erloschen an jene Zeit, in der beim Mangel einer eigenen Hochschule neben Königsberg namentlich die Saale-Stadt unsern Vätern ihre Tore gastlich öffnete. Noch erinnert man sich dessen, daß manche studentischen Gebräuche sich gerade von Jena her zu unserm Embach-Athen verpflanzten. „Eingerechnet die Kurländer" — erzählt ein alter Jenenser aus Livland vom J. 1797 [3] — „waren wir unser

[1]) Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrh. 1879, S. 201. — [2]) Im Jahre 1899 hielt Nik. Busch einen Vortrag „über die Beziehungen der Balten zur Universität Jena in den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts", in dessen Manuskript er mir freundlichst Einsicht gestattet hat. — [3]) Jenaer Studentenleben 1797—98 in „Erzählungen meines Großvaters" von (Jul. Eckardt). 1883.

80–90, und ich kann versichern, daß wir keine üble Rolle spielten. Im Trinken taten es uns die Pommern zuvor, im übrigen aber hatten wir keine Meister." Von anderer Seite wird den jungen Livländern nachgerühmt, daß sie sich vor den übrigen Musensöhnen durch Feinheit und Adel des Benehmens auszeichneten[1]. Mehrfach haben sie führende Rollen in der Burschenwelt gespielt, aber auch in der wissenschaftlichen Arbeit, die sie später im Dienste des Heimatlandes verwerteten, sich betätigt. An Anregung dazu fehlte es nicht, denn in den Auditorien der Universität lehrten damals nicht wenige hervorragende Gelehrte. Zu ihnen gehörten auch zwei angesehene Balten, der Mediziner Justus Christian v. Loder und der Chemiker Alexander Nikolaus v. Scherer.

Scherer war damals noch recht jung; erst im J. 1794 eröffnete er als 23jähriger Dr. der Philosophie seine akademische Laufbahn[2]. Seine Vorlesungen, die er in Jena nur kurze Zeit hielt, aber später als Bergrat in Weimar fortsetzte, sollen recht besucht gewesen sein, doch scheint er seines Charakters wegen bei Schiller wenig Gnade gefunden zu haben. Am 31. Juli 1798 schreibt dieser an Goethe[3]: „Bei Scherern, den ich gestern sprach, ist mir eine Bemerkung wieder eingefallen, die Sie mir voriges Jahr über ihn machten. Es ist eine ganz gemütlose Natur, und so glatt, daß man sie nirgends fassen kann. Bei solchen Naturellen ist es recht fühlbar, daß das Gemüt eigentlich die Menschheit in dem Menschen macht, denn man sich, solchen Leuten gegenüber, nur an Sachen erinnern, und das menschliche in einem selbst ganz und gar nirgends hintun [kann]. Schelling ist doch kein solcher Mensch, denk ich." Wie weit Schiller bei dieser Charakterisierung Recht hatte, entzieht sich meinem Urteil; ich möchte nur bemerken, daß Scherer in Dorpat und namentlich in Petersburg als Akademiker eine recht verdienstvolle Tätigkeit entfaltet hat. Ein Biograph sagt von ihm, daß er viel gearbeitet und gekämpft habe und daß er sich durch seine natürliche Heftigkeit und unbiegsame Streitsucht

[1]) Viktor Hehn, Karl Petersen. Balt Monatsschr. Bd. II. 1860. — [2]) Scherer ist 1771 in Petersburg geboren, besuchte die Rigasche Domschule und studierte in Jena zuerst Theologie, dann Naturwissenschaften. Nachdem er in Jena und Halle akademisch tätig gewesen, wurde er 1804 Professor der Chemie an der neubegründeten Universität Dorpat, von wo er bald nach Petersburg berufen wurde Hier ist er als ordentlicher Akademiker am 16 Oktober 1824 gestorben. Vgl. Recke-Napiersky IV, S 53 und Allg. deutsche Biographie Bd 31 — [3]) Briefe V, S. 418.

viel Feinde gemacht habe. Hatte Scherer es hiernach jedenfalls nicht verstanden, sich das Wohlwollen seines berühmten Kollegen zu erwerben, so scheinen mir auch die Beziehungen Schillers zu Loder eigentlich nicht das Gepräge einer besonderen Herzlichkeit zu tragen. Freilich bin ich bei der Beurteilung derselben zumeist angewiesen auf flüchtige Briefnotizen, eine direkte Korrespondenz scheint nicht stattgefunden zu haben. Man gewinnt aber doch den Eindruck, daß zwischen den beiden Professorenfamilien wenigstens ein durchaus freundschaftlicher kollegialer Verkehr stattgefunden habe. So schreibt Schiller wiederholt von seinen Besuchen im Loderschen Hause und bei jedem Anlasse werden freundliche Grüße übersandt. Wer war aber Loder? Wie wenige Rigenser wird es geben, denen dieser Name mehr ist als bloßer Rauch und Schall? Und doch gab es eine Zeit, wo man bei uns stolz war auf diesen Sohn unserer Vaterstadt.

Loder ist 1753 in Riga geboren. Sein Vater war der angesehene hochgelehrte Rektor des Lyceums und Diakonus an der Jakobi-Kirche, Johannes Loder. An dem vom Vater geleiteten Institute erhielt Loder seine erste treffliche Schulbildung. Darauf studierte er in Göttingen und wurde Professor der Anatomie und Chirurgie in Jena. Hier hat er 25 Jahre lang (1778—1803) gewirkt und wurde ein berühmter Mann. Mit andern Professoren verließ Loder im J. 1803 Jena und siedelte nach Halle über. Als dieses aber von den Franzosen besetzt wurde, ging er nach Königsberg, wo er Leibarzt der königlichen Familie wurde. Im J. 1809 kehrte er nach Rußland heim und hat noch viele Jahre hindurch in Moskau in segensreicher Weise gelehrt und gewirkt. Ausgezeichnet von der Regierung und hochgeehrt von Russen und Deutschen, ist Loder als Greis von über 80 Jahren gestorben[1]. Garlieb Merkel[2], der ihn 1797 in Jena besuchte, schildert Loder als einen Mann, der mit dem vielseitigsten Wissen und tiefem Studium seiner Wissenschaft noch eine fast jugendliche Lebhaftigkeit im Sprechen und Handeln verband. „Dabei war sein Benehmen das eines in feiner Gesellschaft geschliffenen Weltmannes und edelsinnig, seine Unterhaltung geistvoll — und sein Haus das glänzendste in Jena." Hier sammelten sich die berühmten Gelehrten,

[1]) Allg. deutsche Biographie Bd. 19. — [2]) „Darstellungen und Charakteristiken" II, S. 80. „Skizzen" S. 44.

die „den hohen Ruf dieses Städchens veranlaßten“ und unter denen Loder nach Merkels Urteil der geistreichste, gebildetste und liebenswürdigste war. In diesem gastlichen Hause, in dem auch gerade Livländer stets freundliche Aufnahme fanden, werden sicher manche unserer Landsleute mit Schiller in Berührung gekommen sein, wie auch, beiläufig bemerkt, Garlieb Merkel hier zuerst mit Goethe zusammengetroffen ist — eine Begegnung, die allerdings für die späteren Beziehungen dieser beiden Männer verhängnisvoll geworden ist. — Wir besitzen in unserer Stadtbibliothek ein wohl nur wenig bekanntes Büchlein, das ein verdienter rigascher Schulmann, Heinrich Karl Laurenty[1], dem von ihm hochverehrten Loder zu dessen 50jährigem Doktorjubiläum im Jahre 1828 gewidmet hat. Obgleich drei Jahrzehnte seitdem vergangen waren, daß er unter Loders Prorektorat immatrikuliert worden war, schildert er doch mit noch jugendlicher Begeisterung, wie er „Augen- und Ohrenzeuge gewesen sei des großen, stets wachsenden Ruhms, der allgemeinen Liebe, des ungemessenen Beifalls, wodurch sein Verdienst in jeder Sphäre seiner vielfachen, rastlosen Tätigkeit als Arztes, Naturforschers, akademischen Lehrers, Schriftstellers, Vorstehers der Universität belohnt wurde.“ Er hat oft in seinem Hörsaal neben Jünglingen auch Männer von sehr bedeutenden Namen gesehen, und es ist bekannt, daß auch Goethe damals oft schon am frühen Morgen durch den Schnee in die Vorlesungen wanderte[2]. In dem Büchlein Laurenty's hat mich aber ein Abschnitt besonders gefesselt; er ist der Erinnerung an die erste Piccolomini-Aufführung in Weimar am 30. Jan. 1799 geweiht. Ich kann es mir nicht versagen, ihn hier wiederzugeben:

„An jenem festlichen Abend, als die erste Darstellung von Schillers Piccolomini (damals noch ungedruckt alle Gemüter auf die glorreiche erste Erscheinung hoch spannend) in Weimar gegeben wurde, umfaßte der nicht sehr beträchtliche Umfang des Theaters in leicht übersehbarem, hell erleuchtetem Raume fast ohne Ausnahme

---

[1] Laurenty, Erinnerung, Urkunde und Dank. Blätter zum Kranz der fünfzigjährigen Jubelfeier Justus Christians von Loder, Med. Doctoris. Riga 1828. Laurenty ist geb. zu Kahla im Altenburgischen am 18. April 1790, studierte in Jena und Göttingen und kam 1810 als Hauslehrer nach Litauen. Nachdem er dann in Kurland Lehrer gewesen war, hat er von 18[illegible]—48 am Rig. Gymnasium als wissenschaftlicher Lehrer und Oberlehrer der Geschichte und lateinischen Sprache gewirkt. Recke-Napiersky III, S. 28. Geschichte des Gouv.-Gymnasiums. 1888. — [2] (Eckardt). Erzählungen meines Großvaters. S. 48.

alles, was damals in einer selten reichen und glücklichen Zeit Weimar, Jena, Gotha, die ganze Umgegend dieser Städte — Großes, Ausgezeichnetes, Geist- und Kunstreiches, Gelehrtes und Treffliches an Lebenden besaßen. Nicht Augustus, nicht Este und nicht der stolze Ludwig sahen je so glänzenden Hof um sich versammelt, als Karl August, der wahrhaft deutsche, seines Namens werte Musaget, an diesem Abend. Dieses reiche, lebensvolle Bild muß sicher in dem Gemüt jedes unbemerkt Schauenden, die Bedeutung der einzelnen Gestalten und des Ganzen zu fassen nur einigermaßen Fähigen in der Gegenwart ein erhebendes, unvergleichliches Gefühl erregt und eine freudige, unverlöschliche Erinnerung hinterlassen haben. Doch wen auch, wie mich da, das wiederholte ernste Überschauen, die freudige Betrachtung jener bewunderungswerten Reihe vor dem Aufzug des Vorhangs und in den Zwischenakten angelegentlich beschäftigt hat, der müßte dennoch ein Virtuos in der Mnemonik sein und viel mehr leisten können, als Simonides, der Erfinder jener Kunst selbst ..., wenn er nach fast 30 Jahren aus dem Gedächtnis ein Verzeichnis jener Berühmten liefern wollte, ohne im Zuviel oder Zuwenig beträchtlich zu sündigen. Doch will ich versuchen, einen Entwurf, einen Schattenriß des Gemäldes zu geben, fest überzeugt, daß wohl in meiner Umgebung, unter den Lesern dieser Blätter mehr als einer sein werde, der jenen Abend dort mit mir feierte und so meine lückenhafte Darstellung zu ergänzen, zu verbessern vermag.

Was aber an jenem hellgestirnten Himmel, am Logenfirmament, Sterne der ersten, zweiten und dritten Größe waren, mag Jeder nach Maß und Art seiner astronomischen Kenntnis selbst beurteilen. Dort, wo, wie am wahren Sternenhimmel, alles Leuchtende, große und kleine Lichter, bunte Reihe machte, friedlich und anspruchslos, alle von einer Zentralsonne der Freude und Festlichkeit höhern Glanz empfangend, dachte Niemand an solche Rangordnung. Daß nun die eigentlichen Sonnen, die gefeierten Häupter und Glieder des Weimarschen Fürstenhauses, hier ohne Ausnahme alle erschienen — Eine[1], alles mild belebende, erleuchtende, erfreuende, war damals noch nicht an jenem Horizont

[1]) Wohl die Großfürstin Maria, die 1804 als neue Erbprinzessin in Weimar ihren Einzug hielt und der zu Ehren Schiller „die Huldigung der Künste" als Festspiel dichtete.

aufgegangen, zwei sind glorreich untergegangen — daß jede derselben von einem besondern Nimbus leuchtender Trabanten umringt war, darf nicht erst bemerkt werden. Im Focus der Mittelloge stand neben dem Stuhl der regierenden Herzogin, der Retterin ihres Landes, Schiller, der König und Wirt des Festes, häufig und freundlich von der edlen Fürstin begrüßt, viel mit ihr im Gespräch, fast verlegen scheinend, immer und überall, wenn und wohin er aufsah, so vielen Blicken zu begegnen, höchst selten so sichtbar Vielen. In der Nähe des großen Herzogs, von ihm ausgezeichnet, als Leibarzt, Liebling und Repräsentant der Universität, der Gelehrten, Loder, in der Blüte und auf der Höhe des Lebens. Herder und Wieland, wie unähnlich einander, gepaart durch Freundschaft und gleiche Gunst der Herzogin-Mutter Amalia, der Weimar den Anfang seines poetischen Glanzes durch jene verdankt, in ihrer Umgebung. Unter den fürstlichen Sternen meine ich auch Dalberg, damals Coadjutor von Mainz, und den genialen und guten Ernst August, Erbherzog von Gotha, den vorletzten Fürst seines Stammes und Landes, gesehen zu haben. Beide gehörten gewiß dahin als geistreiche Schriftsteller und geliebte Fürsten. Jean Paul Fr. Richter, still verborgen, doch von Vielen freudig begrüßt und aufgesucht, schien eine seltene Erscheinung hier zu sein, wie der schon alternde Aristippus — Thümmel, der südliche. Vom deutschen Parnassos waren noch hier anwesend: A. W. Schlegel, L. Tieck, Gries, die Musen A. Imhoff, Fr. v. Wolzogen, Soph. Mereau-Vermehren und Falk, weniger als Dichter, als, was doch gewiß eben so viel wert ist, als vortrefflicher Waisenvater berühmt. Und Goethe? Der war nicht am Himmel zu finden, sondern auf Erden — d. h. im Parterre, dicht an den Parket-subselliis der Studenten — also ganz gesondert von dem Glanz des Hofes, auf seinem Lehnstuhl, seinen Sohn auf dem Schoß haltend, sichtbar heiter den hohen Triumph seines Freundes mitfeiernd, und nur zuweilen, wenn die Schauspieler es ihm nicht recht machten, sein Mißfallen halblaut äußernd. Da auch war er ein großer und erfreulicher Ruhepunkt der geblendeten, ermüdeten Blicke, und nicht übel sagte Einer damals, Goethe oben suchend und unten findend: „Weil er doch nirgend unter seines Gleichen sitzen kann, so gilt es ihm gleich, wo er sitzt, wenn auch unter Creti und Pleti.“ Unter welchem Ehrentitel — denn so

hießen ja die Trabanten des poetischen Königs David — der Witzling wahrscheinlich uns Studenten verstand. Noch waren, Schillers Fest mitzufeiern, von Jena gekommen seine schwäbischen Landsleute: der ehrwürdige Griesbach, zugleich sein Hauswirt, der geistreiche Paulus, der geniale Schelling, und wohl keiner fehlte der Jenaer Choragen und Meister, den sehr gelehrten, doch stets in seinem Hause verschlossenen, um die poetische Welt wenig sich kümmernden Gruner ausgenommen. Es war ein Fest, zu sehen und zu hören, wie die Commilitonen im Parket sich umschauend, einer dem andern die Anwesenheit seiner Idole und liebsten Lehrer bemerkbar machend, begeistert leise zuriefen: Sieh da! mein Hufeland! Mein Stark! Unser Loder! Da mein Feuerbach! Dort Fichte! Und wie viele freuten sich, die Oberpriester aus Hellas und Latium, Schütz, Jacobs, Boetticher, Eichstädt da vereint zu sehen. Unter den Kommilitonen selbst war mancher schon damals geistig ausgezeichnet, wie der Tag und Nacht über Entdeckungen brütende, schon berühmte Physiker Ritter, wie Kostner, Froriep, Winkelmann, Brentano, Troxler, Schelver, Ast, Krause, Pansner. Doch wer vermag, wie gesagt, nach 30 Jahren eines solchen Pantheons und Pandämonions — im guten Sinn, denn böse Geister habe ich nicht bemerkt — Katalog vollständig zu liefern. Wer könnte die deos minorum gentium aus allen Tempeln und Fakultäten alle merken und aufzählen, die doch auch alle ihre Anbeter hatten. Wer könnte auch manchen trefflichen Mann, des Mitzählens wert, nicht vergessen, von so viel Glanz geblendet. Freute sich doch mancher, den Schöpfer seines geliebten Rinaldini auch da zu sehen; nos poma natamus!

Auf der Bühne selbst erschienen in den Hauptrollen, derselben würdig, Graff, Schall, Vohs, Dem. Jagemann. Die Studien und Proben hatte Goethe geleitet.

Und wie mag dem gefeierten Schiller zu Mute gewesen sein an jenem Abend, bei den oft wiederkehrenden, gewaltig rauschenden Stürmen des Beifalls, des Entzückens, vor solchen Zeugen, von ihnen ausgehend, von ihnen erneuert, geleitet! [Es folgt ein längeres Gedicht.]

Gewiß verließ an jenem Abend jeder Jüngling den geweihten Tempel der Kunst, — schied von dem Feste des Hochgenusses jeder

freudetrunken, begeistert und fühlend, er sei gewachsen plötzlich, um viel, an Mut und Kraft, entschlossen, nun auch zu versuchen, was sein Flug zu erreichen, seine Schultern zu tragen vermöchten, um einst vielleicht in solcher Reihe eine würdige Stelle einzunehmen, vielleicht solchen Triumph zu feiern!"

Der Abend endete übrigens, wie der begeisterte Laurenty weiter berichtet, mit einem kleinen Strike der Jenaer Wagenlenker, die des langen Wartens müde sich weigerten beim frischgefallenen Schnee die Heimfart anzutreten. „Durch diesen Kutschertrotz wäre denn beinahe eine unsägliche und heillose Unordnung in den gelehrten Studien des folgenden Tages entstanden, denn fast alle Katheder wären ohne Lehrer und die Hörsäle leer von Zuhörern geblieben." Loder aber setzte die Fahrt doch durch und gebot seinem Wagenlenker, „das zu sein und zu tun, was er selbst, freilich in andern und höhern Regionen, war und tat, nämlich der der erste zu sein und die Bahn zu brechen." Ihm folgte dann die ganze fröhliche Karawane.

Ich muß gestehen, mir hat diese Schilderung viel Freude bereitet und ich kann es mir nicht anders vorstellen, als daß der Verfasser als Lehrer gewiß auch oft der aufhorchenden Jugend im Rig. Gymnasium aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen von jenen Tagen erzählt haben wird, die er in Weimar und Jena hatte erleben dürfen. Welche reiche Anregung mußte aber damit dem heranwachsenden Geschlecht in Riga geboten werden!

Die Verehrung, die Laurenty für Schiller hegte, wurde von der ganzen Studentenschaft geteilt. Das „Vivat", das man ihm am Tage seiner Antrittsvorlesung gebracht hatte, leitete in bester Weise die stets freundlichen Beziehungen zu den Jenenser Burschen ein. Als Schiller zum ersten Mal nach Jena kam, erklärte er[1]: „Daß die Studenten hier was gelten, zeigt einem der erste Anblick, und wenn man sogar die Augen zumachte, könnte man unterscheiden, daß man unter Studenten geht, denn sie wandeln mit Schritten eines Niebesiegten." Wie schon aus dieser Äußerung hervorgeht, hat Schiller den burschikosen Übermut der Jenaer Studenten damals — und so hat er es auch späterhin getan — mit einem gewissen überlegenen Humor betrachtet, und wenn er auch den allgemeinen

[1]) Briefe I, S. 401.

Studentenangelegenheiten kein besonderes Interesse widmete, so wußte er doch die Herzen der Jugend für sich zu gewinnen. Hatte Schiller schon durch seine Werke die Begeisterung der Jugend erweckt, so vermochte er sie auch gerade im geselligen Verkehr durch hinreißende Liebenswürdigkeit zu gewinnen. Noch aus seinen letzten Lebensjahren schildert Heinrich Voß der Jüngere eine Festlichkeit, an der er teilgenommen, und schreibt von Schiller[1]: „Du glaubst nicht und kannst es auch gar nicht begreifen, wie liebenswürdig der Mann war, wie ein Jüngling von zwanzig Jahren, so ausgelassen fröhlich, so unbefangen in seiner Freude, so offen, teilnehmend. Der Champagner setzte ihn gerade in die Stimmung, in der er das Lied an die Freude muß gemacht haben. Ein solches Wohlwollen und inniges Freundschaftsgefühl, eine solche Treuherzigkeit kannst Du Dir gar nicht vorstellen. — · — Ich wollte, daß ich Dir eine gewisse Miene von Schiller beschreiben könnte, die ihm in herzlichen Augenblicken eigentümlich ist und den Abend gar nicht verließ. Ein eignes Gemisch von Schalkhaftigkeit, Wohlwollen und das mit unendlicher Anmut verbunden. Doch wer beschreibt so etwas!" Wenn Voß einmal erklärte: als Dichter liebe er den Mann, aber als Mensch sei ihm Schiller noch unendlich lieber, — so fand das Wort bei allen denen, die dem Dichter in seinem Familienkreise näher getreten waren, einen Widerhall. Dieses Glück ist auch zwei jungen Livländern: Gustav Behaghel von Adlerskron und Karl Graß zuteil geworden.

Gustav Behaghel von Adlerskron war keineswegs eine besonders hervorragende Persönlichkeit, und sein Name ist, wie Oberlehrer H. Diederichs, der alle ihn betreffenden Nachrichten sorgfältig gesammelt hat, wohl richtig hervorhebt[2], nur deshalb der Vergessenheit entrissen worden, weil „ein günstiges Geschick ihn zeitweilig mit einem Unsterblichen in Berührung gebracht hatte." Adlerskron, der 1767 auf dem livl. Gute Friedrichshof geboren ist, war im russischen Militärdienste bereits zum Kapitän der Garde avanciert, als er 1788 auf einer Reise in Deutschland den Entschluß faßte, seine bisherige Laufbahn aufzugeben und sich mit wissenschaftlichen Studien zu beschäftigen. Während er 1½ Jahre

[1]) „Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß dem jüngeren", hrsg. von Dr Hans Gerhard Gräf. Leipzig. Reclam. — [2]) „Ein Livländer aus Schillers Freundeskreise" Riga 1901.

in Jena, wo er den Namen Le Bon annahm, lebte, war er nicht nur ein eifriger Zuhörer Schillers, sondern wurde auch ein treuer Freund des Hauses, der während einer schweren Erkrankung des Dichters sich so eifrig an der Pflege beteiligte, daß die ganze Familie ihn liebgewann. Als er später nach Stuttgart übersiedelte, hat er dort auch mit den Eltern Schillers in freundschaftlichem Verkehr gestanden. Adlerskron sah in Schiller sein Muster und seinen Meister, er nennt ihn den Wohltäter seiner Seele und kann nicht Worte genug finden, um Schiller und seiner Gattin zu danken, daß sie ihn ihrer Freundschaft gewürdigt hätten, aber auch für Karoline, die Schwägerin Schillers, hatte er eine schwärmerische Neigung gefaßt. Als er auf seinem späteren Lebenswege, den wir hier nicht weiter verfolgen können, von manchem Mißgeschick betroffen wurde, da fand seine treue Anhänglichkeit Vergeltung. Schiller und die Seinen bemühten sich eifrig darum, ihm eine Stellung zu verschaffen. So hat er ihn z. B. auch seiner Freundin Charlotte Kalb als Hofmeister für ihren Sohn empfohlen (1793). Aus der Anstellung wurde nichts, aber Charlotte Kalb hatte doch lebhaftes Interesse für den jungen Livländer gewonnen und erkundigte sich noch 1—2 Jahre später nach ihm." Da Adlerskron sich in Deutschland nicht halten konnte, kehrte er zu Fuß in die Heimat zurück. Hier söhnte er sich mit seiner Familie, mit der er sich überworfen hatte, aus und trat in den Landesdienst. Sein weiteres Leben ist in Wohlstand und Behagen verlaufen und erst im hohen Alter von 75 Jahren ist er im J. 1842 in Friedrichshof gestorben. Leider haben wir gar keine Nachrichten darüber, ob er auch von der Heimat aus die alten Beziehungen zum Schillerschen Hause unterhalten habe.

Adlerskron wurde geistig bei weitem überragt von Karl Gotthard Graß, der 1786—90 in Jena Theologie studierte, aber viel mehr Hinneigung zu künstlerischen Beschäftigungen hatte, als zu seiner Wissenschaft, der er sich nur äußerem Drucke folgend gewidmet hatte. Man hatte die auf die freie Entfaltung der Persönlichkeit gerichtete Geistesbewegung der Sturm- und Drangperiode in Livland noch nicht erfaßt. „Daß es ein von Stand und Beruf unabhängiges, rein künstlerischen Bestrebungen ausschließlich sich widmendes Dasein geben könne und dürfe, blieb den Männern in Amt und Würden, dem Adel und den Patriziern

der Städte hier lange unbegreiflich[1]." Auch in das Leben des zum Künstler geborenen, aber zu einem pastoralen Beruf gedrängten Graß war dadurch ein Zwiespalt hineingetragen, bis er den mannhaften Entschluß faßte, die bereits angetretene Pfarre aufzugeben und seinem inneren Berufe zu folgen. Vielleicht hängt es doch mit diesem seinem Entwickelungsgange zusammen, daß er in seinem Charakter und in seinem Wirken etwas unstät gewesen sein soll und daß er dazu neigte, seine Kräfte in zu verschiedene Richtungen zu zersplittern.

Es ist unmöglich, Einzelheiten aus dem Leben dieses interessanten Mannes, den Grotthuß „als einen der vornehmsten Vertreter der klassischen Literaturepoche in den baltischen Provinzen" bezeichnet, hier anzuführen[2], aber daß er dessen wohl wert wäre, geht schon aus Schillers Urteil über ihn hervor. Am 10. April 1791 schrieb dieser an Körner[3]: „In eben diesem Sommer werde ich Dir noch einen andern jungen Mann schicken, der dich als Künstler interessieren wird. Es ist ein Liefländer, Namens Graß, der sich einige Jahre in Jena aufhielt, um da Theologie zu studieren. Darin hat er es nun nicht weit gebracht, aber desto weiter im Zeichnen und Landschaftsmalen, wozu er ganz außerordentlich viel Genie besitzt. Goethe hat ihn kennen lernen[4] und er versicherte mir, daß er die Anlage zu einem vortrefflichen Maler in ihm finde. Im vorigen Sommer machte er eine Exkursion in die Schweiz, von wo er ganz begeistert zurückkam. Er wird Dir einige Schweizerlandschaften zeigen, die er aus der Erinnerung hinwarf, voll Kraft und Leben, obgleich nichts weniger als ausgeführt. Dabei hat er große Talente zur Poesie, wovon Du im nächsten Stück der Thalia eine Probe lesen wirst. Er ist ein herzlich attachirtes Wesen, wo es ihm wohl ist, sein Äußerliches verrät in jedem Betracht das Genie."

Nicht ohne Interesse ist es, daß Schiller in diesem Briefe von der sich in Wort und Bild äußernden Begeisterung spricht, die Graß für die Schweiz hegte. Der erste Band der „Neuen

[1] (Diederichs), Briefe von Karl Graß, dem Maler und Dichter. Riga 1899. — [2] Vgl. über ihn Allg. deutsche Biographie Bd. IX. Sivers, Deutsche Dichter in Rußland. Berlin 1855. Neumann, Baltische Maler und Bildhauer des 19. Jahrhunderts. Riga 1902. Fr. Bienemann jun., Aus Tagebüchern und Briefen des Malers Karl Graß. Balt. Mon. 48. Bd. 1899. — [3] Briefe III, S. 142. — [4] Vgl. die Schilderung des Besuches, den Graß bei Goethe machte, bei Bienemann a. a. O. S. 288.

Thalia" (1792) brachte zwei Gedichte „eines jungen Malers", in dem wir Karl Graß erkennen: „Der Rheinfall" und „Erinnerung an die Schweiz". In dem letzteren preist der Dichter voller Enthusiasmus die Schönheit und Freiheit „des Landes der Telle und der Winkelriede". Sollte Schiller, als er viele Jahre später von neuem auf die Schweiz und ihren Nationalhelden hingelenkt wurde, sich nicht auch erinnert haben der jugendlich begeisterten Schilderungen seines Freundes Graß?

Graß hatte bereits 1786 Schiller in Dresden kennen gelernt und war später um seinetwillen länger, als er beabsichtigt hatte, in Jena geblieben. Er wurde wohl bald, ebenso wie Adlerskron, ein echter Hausfreund der Schillerschen Familie und hat an Leid und Freude derselben Anteil genommen. Auch er hat, wie die andern Freunde, bei der Pflege des leidenden Schillers, „der wie ein Sokrates auf seinem Krankenbette mit mir auf Wiedersehen anstieß und mich bis ins Innerste dadurch bewegte," manche ernste, aber auch erhebende Stunde durchlebt, die ihm unvergeßlich blieb, und auch er hat es freudig bezeugt, daß Schiller in nachhaltigster Weise sein ganzes Leben beeinflußt habe. Man braucht nur die Briefe zu lesen, die Graß zum Teil noch nach jahrelanger Trennung an den Dichter und dessen Gattin richtete, um zu begreifen, welch ein mächtiger Zauber von dieser Persönlichkeit ausgegangen sein muß. Bald nachdem er Abschied genommen hatte, um in die Heimat zurückzukehren, schrieb er (3. Juni 1791)[1]: „Ich fühle es mit gerührtem Herzen, wie viel ich Ihnen zu danken habe, und wie von Ihnen erwärmt und ermuntert meine Seelenkräfte höher sich zu heben strebten. Daher kann ich sagen, daß Ihr Verlust mir unersetzlich ist, weil nie ein Mensch das über mich vermochte und das in mir wirkte, mit diesem hohen Gefühl für jede Veredlung mich beseelte, wie Sie, teuerster Hofrat. Daher werde ich aber auch nie die Stunden vergessen, in welchen ich, wenn auch furchtsam, Ihnen nahte, und die Wehmut, die mich ergriff, als ich zum letzten Mal auf dem Stuhl gelehnt Sie stumm betrachtete, wird noch oft mein Auge feuchten." Und als er in Livland schwere Gewissenskämpfe durchzumachen hatte, da wandte er sich (1795) wieder an seinen Freund und bat ihn[2]: „Wenn es Ihnen

[1]) „Charlotte von Schiller und ihre Freunde", III Bd., 1865, S. 131. — [2]) a. a. O. S 136.

nicht zu viel Zeit raubt, so antworten Sie mir nur etwas, das auf mein zukünftiges Leben Beziehung hat. Es wird ein Feuerfunke meiner Seele sein.“ Voller Begeisterung erklärt er ihm: „Sie vermögen unendlich viel über mich und meine Liebe für Sie ist eine Art Schwärmerei. . . Ich werde und kann Sie nie vergessen. In der Geschichte meines Geistes und Herzens und meiner ganzen Humanität komme ich immer auf Sie zurück.“ — Diese Worte waren keine leeren Phrasen; sie kamen aus einem übervollen Herzen, und die warme Empfindung, die sie hatte laut werden lassen, blieb unaustilgbar. Noch 9 Jahre später schrieb Graß (1805) an Charlotte Schiller[1]: „Es ist doch für mich gewiß und ausgemacht, daß keines Menschen Worte und Gedanken so fühlbar meine Seele — leider kann ich nicht sagen meinen Geist — aufgeregt hätten, wie die seinigen [Schillers]. Hätte ein lebendigerer Funke in mir aufgeregt werden können, so hätte es in seiner Nähe geschehen müssen. — — — Aus dieser Liebe und unbegrenzten Achtung für Schiller kann ich's mir auch erklären, warum ich nie Bedenken getragen hätte, mit allen meinen Blößen vor Schiller zu erscheinen. Selbst mein Todesurteil hätte mich aus seinem Munde nicht erschreckt.“ Und wie herzbewegend ist die Klage, in die Graß ausbricht, als er die Nachricht vom Tode Schillers erhalten hatte[2]: „Ich bin stumm und meine Brust ist wie der lautlose Stein. Die Welt ist mir verödet und so gleichgültig, daß ich mitten unter der Unruhe der Menschen beinahe furcht- und gedankenlos umherwandle. . . Sie wissen, wie ich ihn liebte, und selbst meine Klage um ihn wird Ihnen tröstlich sein. Kann man etwas anderes tun als klagen, daß auch das Vortrefflichste hienieden nicht dauern kann? Aber sanft und melodisch sei die Klage um ihn, dessen Seele so ganz Harmonie war. Entweihung seines Andenkens dünkt mich jede zu laute Äußerung des Schmerzes über sein Vorübergehen.“ Eine wehmütige Freude bereitete es Graß, daß er kurz vorher einen Brief Schillers erhalten hatte, der mit den Worten schloß: „Ich umarme Sie mit der herzlichsten Liebe und sehe einem Worte des Andenkens mit Sehnsucht entgegen.“ Ihm erschien es so, als kämen diese Worte aus einer andern Welt herab. Dieser Brief

[1]) a. a. O. S. 148. — [2]) a. a. O. S. 152.

Schillers vom 2. April 1805[1] beweist, mit welcher Treue und welchem teilnehmenden Herzen er die Schicksale seiner Freunde verfolgte. Da er meines Wissens bei uns noch wenig bekannt ist, möge er hier im Wortlaut folgen:

„Wie sehr fürchte ich, mein werter, teurer Freund, daß mein langes Stillschweigen auf Ihre lieben Briefe, die von einem so werten Andenken begleitet waren, Ihnen eine seltsame Meinung von mir möchte beigebracht haben Aber da ich Ihr Paket mit der Zeichnung erhielt, war ich gefährlich krank und meine Frau lag eben in Wehen, so daß ich für alles andere unfähig war. Und so war es leider auch den größten Teil des Winters, unter dessen Strengigkeit meine schwache Natur bald erlegen wäre. Jetzt mit eintretendem Frühjahr kömmt die Heiterkeit und der Lebensmut zurück, und so wie die Erde der Sonne, öffnet sich auch die Seele der Freundschaft wieder.

Ich fange also damit an, Ihnen aufs herzlichste für Ihr Andenken an mich, für Ihr fortdauerndes Vertrauen zu mir zu danken. Wahrlich, Ihr Andenken ist immer frisch und lebendig unter uns, und innig rührt es uns, daß auch Sie unsrer denken. In dieser Zeit hat sich freilich viel bei uns verändert, mein Haus ist lebendig geworden, und Sie würden sich wundern, wenn Sie meine Söhne sähen, davon der älteste jetzt bald zwölf Jahr alt ist.

Viel Freude habe ich in diesen 12 Jahren erlebt, wiewohl auch viel durch Krankheit gelitten, aber der Geist ist doch immer frisch geblieben.

Ihre Zeichnung hat uns einen sehr angenehmen Beweis Ihrer Fortschritte in der Kunst gegeben, und gewiß würde es nur von Ihrem beharrlichen Willen und von der Entschiedenheit Ihres Entschlusses abhängen (der jetzt noch zwischen Poesie und Malerei hin und her zu schwanken scheint), es in der Kunst zur Meisterschaft zu bringen. Eine schöne Phantasie belebt Ihr Werk, es hat Geist und Anmut, und vielleicht mangelt es ihm weniger an den höheren Eigenschaften, welche die Natur allein gibt und der Fleiß nie erwirbt, als an gewissen mechanischen, die sich durch anhaltende Übung erwerben lassen. Ich kann von Ihrem Gedichte ohngefähr das nämliche in Absicht auf die poetischen Forderungen sagen, Seele und Gefühl atmet darin, wie es in allem der Fall sein wird, was Sie machen. Aber der Sprache fehlt es an Bestimmtheit, Sicherheit und Korrektheit und dem Ganzen noch die letzte Hand. Ihr Aufenthalt in Italien, der Ihren malerischen Fortschritten günstig ist, wird Ihren poetischen Arbeiten nachteilig sein,

[1]) Briefe VII, S. 222. Bienemann gibt an (S. 307), daß er verloren gegangen sei. Es war damals dieser Band der Briefe ihm noch nicht bekannt

weil Sie in dieser Entfernung mit unsrer Dichtersprache nicht wohl gleichen Schritt halten können, die in beständiger Gestaltung und Umstaltung begriffen ist. Ich würde also, wenn ich mich in Ihre Seele versetzte, raten, Ihre Partie zu ergreifen, und entweder, wenn Sie in Italien bleiben, ganz und ausschließend der Landschaftsmalerei sich hinzugeben, oder wenn zu der Poesie die Neigung stärker ist, Italien zu verlassen und in Deutschland deutsche Poesie zu treiben. Zwischen beiden aber, glaube ich, müssen Sie eine Wahl treffen, weil sowohl die Malerei als die Poesie ihren Mann ganz fordert, und hier keine Teilung möglich ist. Fassen Sie bald Ihren Entschluß, und unwiderruflich, denn das Leben hat einen kurzen Lenz und die Kunst ist unendlich.

Lassen Sie mich wissen, ob ich Ihren „Fels von Felsenstein" etwa zum Druck in den Cottaischen Kalender geben darf, an dem auch ich arbeite. Ich denke, daß man gern ein annehmliches Honorar dafür bezahlen wird.

Wie gern, mein lieber Freund, versetzte ich mich zu Ihnen unter Ihren schönen Himmel, in Ihre herrliche Natur und an Ihr eigenes liebendes Herz, wenn der Körper so leicht den Wünschen folgen könnte. Aber ein unermeßlicher Raum liegt zwischen uns und ich kann mit meiner Gesundheit keine solche Probe machen.

Ich umarme Sie mit der herzlichsten Liebe und sehe einem Worte des Andenkens von Ihnen mit Sehnsucht entgegen.

Ewig der Ihrige

Schiller.

Außer Behaghel von Adlerskron und Karl Graß wird nur noch gelegentlich von letzterem ein Noltbeck als Besucher des Schillerschen Hauses genannt[1]. Es muß das Nikolaus Bernhard von Noltbeck, der in jenen Jahren in Jena Medizin studierte und später als Arzt in Rußland gelebt hat[2], gewesen sein. Auch Garlieb Merkel, der 1796 nach Jena gekommen war, hat damals als Überbringer eines Briefes von Karl Graß, Schiller aufgesucht und dann später noch einmal diesen Besuch wiederholt. Er selbst hat über diese einzige persönliche Berührung, die er mit dem großen Dichter gehabt hat, im J. 1812 in den „Skizzen" und im J. 1840 in den „Darstellungen und Charakteristiken" Bd. II. Bericht erstattet. Das erste Mal fand Merkel Schiller krank, erschöpft und mißlaunig, beim zweiten Besuch verbrachte er mit ihm eine halbe Stunde im lebhaften Gespräch in seinem Garten. Diese einfache Tatsache gibt Merkel in den

[1]) Bienemann a. a. O. S. 300. — [2]) Recke-Napiersky III, S. 329.

„Skizzen" Veranlassung zu einer, wenn auch nicht einwandsfreien, so doch sehr anerkennenden Charakterisierung des Dichters, während er 28 Jahre später die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen kann, ohne recht gehässige Bemerkungen gegen Schiller und Goethe einzuflechten. Auch hier bewahrheitet sich, was schon im J. 1887 ein Kritiker aussprach[1], daß die früheren Niederschriften Merkels unbefangener sind, während die späteren immer stärker alle Schattenseiten seines Wesens kundtun. Erst im zweiten Bericht sieht sich Merkel gemüßigt, die körperliche Erschöpfung Schillers in Zusammenhang zu bringen mit seiner unregelmäßigen Lebensart, mit nächtlichem Kartenspielen, Begeisterung durch Wein &c. Trotzdem verwahrt er sich gegen den Vorwurf, er habe eine feindselige Gesinnung gegen Schiller gehegt, und erklärt, daß er den Dichter bewundert habe, daß aber der Mensch ihm gleichgültig gewesen sei. Wie anders dachten doch alle diejenigen, die unter dem Zauberbann der Persönlichkeit Schillers gestanden haben! Wie wurde doch gerade der Mensch Schiller von so Vielen und mit Recht geliebt! — Ueber Merkels Stellung zu den Geistesheroen seiner Zeit ist bereits so häufig geschrieben worden, daß ich mir wohl erlauben darf, über dieses unerquickliche Thema an dem heutigen Gedenktage hinwegzugehen, zumal die Zeit es nicht erlaubt, dasselbe auch nur einigermaßen erschöpfend und in einer beiden Teilen gerecht werdenden Weise zu behandeln. Wie irreführend das Urteil über Schiller in dem Merkel'schen Kreise war, dafür nur einen Beleg.

In demselben Jahr (1804), in dem Schiller schreiben konnte[2], daß „selbst Merkel, der immer mit mir im Streite lag, den Tell mit vollen Backen angekündigt habe[3]", duldete dieser — es war wenige Monate vorher — in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „der Freimüthige oder Ernst und Scherz" eine —dt gezeichnete Anzeige der Schillerschen Gedichte, in welcher der Dichter in möglichst falscher Weise beurteilt und als Einer, der den Höhepunkt seines Ruhmes längst überschritten habe, bezeichnet wurde[4].

[1]) Rigasche Zeitung 1887, Nr. 94. — [2]) Briefe VII, S. 170. — [3]) Vgl. die in der Tat „von Enthusiasmus erfüllte" Kritik im „Freimütigen" 1804, Nr. 145. — [4]) 1804 Januar Februar, Nr 20, 21, 24. In der Nr 66 lesen wir folgende Bemerkung: „Man hat von vielen schätzbaren Seiten her dem Redakteur verbindliche Sachen über die Beurteilung Schillers und ein paar andere mit „—dt." unterzeichnete Aufsätze gesagt, weil man ihn für den Verfasser derselben hielt. So angenehm ihm auch eine solche Verwechslung ist, so glaubt er doch seinem Freunde die Erklärung schuldig zu sein, daß man sich irre. Herr

„Auch Schiller verliert" — so heißt es daselbst — „wenn man ihn mit sich selber, — das Jetzt mit dem Einst vergleicht. Schon im J. 1795 fing die Blüte seines Geistes an zu welken, mit jedem neuen sanken einzelne Blätter, und nun! — Es liegt am Tage, daß Schiller sich von dem Augenblick an, wo er seinen Ruhm völlig gegründet sah, zu vernachlässigen anfing, fest vertrauend: man werde nunmehr selbst seine Fehler preisen, wie denn auch wirklich von einigen Zeitschriften lächerlicher Weise geschehen ist." Wer Schiller nur einigermaßen kennen gelernt hat, wird eine solche Beurteilung des rastlos vorwärts strebenden und bis zuletzt an sich arbeitenden Dichters nur als ein Kuriosum betrachten. Was soll man aber dazu sagen, wenn Frau Karoline Herder damals gerade an Merkel schrieb[1]: „Wie hat sich der Freimüthige unter Ihrer Hand gehoben! Das Urteil über Schiller ist wahr, das sagen auch sogar seine Anhänger. Wer ist dieser Mann voll Geist und Verstand?"

Auch mit zwei in unserm Heimatlande oft genannten Frauen ist Schiller, wenn auch nur in flüchtige Berührung gekommen. Im J. 1802 machte er „in der Komödie" die Bekanntschaft der anmutigen Herzogin Dorothea von Kurland, nachdem er fast ein Jahrzehnt früher mit ihr bereits Grüße ausgetauscht hatte[2]. Er bezeichnet sie als ein sehr „angenehmes und reizendes Geschöpf." Weniger sympathisch scheint ihm die Schwester der Herzogin, Elise v. d. Recke, gewesen zu sein, die er übrigens persönlich kaum gekannt haben wird, obgleich sie im J. 1788 allerdings 2 Tage in Weimar war. Sie war damals mit ihrem bisherigen Freunde Lavater in Folge ihrer Schrift über Cagliostro ganz auseinandergekommen und hatte mit ihm einen heftigen Briefwechsel gehabt. Schiller urteilt über denselben in recht scharfen Worten[3]. Ein Jahrzehnt später unterzieht er sich offenbar nicht mit großer Begeisterung der Arbeit, ein „voluminöses Schauspiel", das ihm Elise v. d. Recke „mit der Plenipotenz zu streichen

---

dt. ist ein junger Mann von ausgezeichneten Talenten, der in Sachsen lebt." — Dieser 2. Jahrgang des „Freimüthigen" (1804) soll in Deutschland nur schwer aufzutreiben sein. So erklärt z. B. Koberstein (Grundriß der Gesch. der deutschen Nat. Lit. III Bd. 1866, S. 2505, Anm. 43), er habe ihn sich nicht verschaffen können. — [1]) Am 16. Febr. 1804. Vgl. Jul. Eckardt, Baltische Kulturstudien 1869, S. 158. [2]) Briefe III, S. 412. VI, 393. — [3]) Briefe II, S. 143, 153. Vgl. Rachel, Elisa v. d. Recke. 1902. II. S. 260.

und zu zerstören" zugesandt hatte, für die Horen umzuarbeiten. „Daß so moralische Personen" — schreibt er Goethe[1] — „sich uns Ketzern auf Gnade und Ungnade übergeben, besonders nach dem so lauten Xenien-Anfang, ist immer eine gewisse Satisfaktion." — Noch eine andere Persönlichkeit, die zu Kurland in Beziehung treten sollte, hat Schiller in jenen Jahren kennen gelernt. Es war der von der Herzogin als Professor der Geschichte in Mitau angestellte Friedrich Schultz, der in Kurland auch eine politische Rolle gespielt hat. Er wird von Aug. Seraphim als ein geistreicher, aber unsteter und lüderlicher Mann bezeichnet. Schillers Urteil stimmt mit dem Seraphims ganz überein. Er nennt ihn einen Menschen von Kopf, satirischem Beobachtungsgeist und vieler Laune, einen amüsanten Gesellschafter und gewandten Vielschreiber. „Schultz weiß" — so schreibt er einmal, „sehr unterhaltende Partikularitäten von dem Aufruhr in Paris zu erzählen, gebe der Himmel, daß alles wahr ist, was er sagt! Ich fürchte, er übt sich jetzt im Vorlügen so lange, bis er die Sachen selbst glaubt und dann läßt er sie drucken[2]." — Über einen weiteren jungen Gelehrten, den Professor Karl Morgenstern, der 1802 in unser Land berufen wurde, um an der neubegründeten Universität Dorpat eine erfolgreiche Tätigkeit zu beginnen, liegt ein allerdings nur sehr gelegentliches Urteil Schillers vor. Er nennt ihn eine seinem spez. Kollegen „Woltmann ähnliche Natur, auch so kokett und elegant in seinen Begriffen, und der die philosophisch kritische Kurrentmünze ganz gut inne hat."

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, alle nennenswerten Persönlichkeiten aus unserer Heimat ausfindig zu machen, die zu unserm Dichterfürsten in Beziehung gestanden haben. Doch mir lag auch nicht an absoluter Vollständigkeit; es war mir nur eine Freude gerade heute hinzuweisen darauf, daß auch Balten der Person und dem Herzen Schillers nahe gestanden haben und daß manche Söhne unseres Landes, heimgekehrt aus der Ferne, auch hier die Liebe für Schiller, die schon durch seine Werke wachgerufen war, noch weiter gepflegt und verbreitet haben.

---

[1] Briefe V, S. 299, 318. [2] Briefe I, S. 431; II. 352, III. 61, 115 usw. Vgl. über Schultz ein günstigeres Urteil bei Recke-Napiersky IV, S. 141, und Dannenberg, Zur Geschichte und Statistik des Gymnasiums zu Mitau. 1875.

Im J. 1785, also 3 Jahre nach der ersten Aufführung der „Räuber“ in Mannheim, haben die Rigenser zum ersten Mal ein Schillersches Schauspiel, „Kabale und Liebe“, kennen gelernt. Die Zustände im damaligen Riga sind bei Gelegenheit des Herder-Gedenktages (1903), dessen Feier noch unvergessen ist, mehrfach geschildert worden, so daß ich hier nur darauf hinweisen will, daß in unserer Vaterstadt der richtige Nährboden, auf dem das Interesse für die großen Dichter des deutschen Mutterlandes sich entwickeln und emporwachsen konnte, durchaus vorhanden war. „Die Teilnahme an den geistigen Bewegungen Deutschlands war in den leitenden Kreisen von Stadt und Land erwacht.“ Die Gesellschaftskreise, in denen Herder seinem eigenen Zeugnis gemäß die glücklichsten Stunden seines Lebens verbracht hatte, bestanden noch. Allerdings war in den 1½ Jahrzehnten seit seiner Abreise (1769) mancher Wechsel in den Personenverhältnissen vorgekommen, aber gerade am Ende des Jahrhunderts traten nicht wenige geistig hervorragende Männer in den Dienst unseres Gemeinwesens. In einer wahrscheinlich nach Berlin gerichteten Rig. Theater-Korrespondenz v. J. 1788 heißt es freilich: „Hier weiß man im ganzen genommen von der Güte des Flachses und des Getreides mit weit sichererm Geschmack zu urteilen, als von der Güte der Stücke und des Spiels, und ist in der Literatur des Hanfes und der Masten weit bewanderter, als in der Literatur des Theaters. Glückliche Menschen[1]!“ Ein solches Urteil war aber sicher einseitig und verbissen und kann jedenfalls nur für einen Teil des Rig. Publikums zutreffend gewesen sein. Die Geschichte des Rig. Theaters belehrt uns eines Besseren.

Im J. 1782 war das neue Theater im Hause der Musse an der Königstraße, das man dem Geheimrat Baron Vietinghof zu verdanken hatte, mit der Aufführung von Emilia Galotti eröffnet worden[2]. „Eine Direktion, bloß aus Liebe zur Kunst, uneigennützig, aus eigenen Mitteln die schwersten Opfer bringend, ein Publikum, enthusiastisch für das neue Institut interessiert, ein Schauspielerpersonal, aus Individuen bestehend, welche schon die Zierden der bedeutendsten Bühnen Deutschlands ausgemacht hatten

---

[1]) Ein einzelnes Blatt in der Bibl. der Ges. f. Gesch. u. Altertumskunde. — [2]) Friedrich Viedert, Geschichte des Theaters zu Riga 1760–1827 im Almanach für Freunde der Schauspielkunst auf d. J. 1828. Riga 1828.

— was konnte da noch fehlen?" Und als Baron Vietinghof, der zwei Jahre lang das Theater selbst geleitet hatte, die Direktion den Schauspielern Meyrer und Koch-Eckardt übergab, kam man ihnen von allen Seiten mit Unterstützung entgegen. „Unter glücklicheren Auspizien" so sagt der Geschichtsschreiber des Theaters — „hat hier nie wieder eine Direktion ihr Werk begonnen. Schiller, Goethe, Iffland traten in dieser Zeit als dramatische Schriftsteller und Mozart als Komponist auf. Mit welch einer Menge von dramatischen und musikalischen Meisterwerken wurde jetzt die deutsche Bühne beschenkt! Kein Wunder, daß die schon erwachte Neigung zur Schauspielkunst beim Publikum endlich in enthusiastische Liebe ausbrach." Schiller gegenüber ist diese Liebe nie erkaltet. Zum Beleg dafür sei es mir gestattet, hier einige freilich etwas trockene Daten in betreff der Aufführungen Schillerscher Dramen an unsrem Theater anzugeben[1]. Wenn einzelne Schauspiele erst spät oder längere Zeit hindurch nicht auf die Bühne gekommen sind, so vermute ich dabei äußere Hindernisse, die im Einzelnen allerdings schwer nachzuweisen sind.

„Kabale und Liebe" wurde 1785 zweimal aufgeführt und dann mit ziemlich regelmäßigen Unterbrechungen im Ganzen 100 Mal bis zum J. 1902.

„Die Räuber" wurden am 28. und 29. Dezember 1786 zuerst aufgeführt. Von 1794—1808 fehlten sie auf dem Repertoir, sind aber doch am meisten von allen Schillerschen Stücken, 116 Mal aufgeführt worden.

„Die Verschwörung des Fiesko" ist im J. 1787 (2. Februar) 5 Mal, im Ganzen bis 1900 30 Mal zur Darstellung gebracht worden.

„Don Karlos" wurde zuerst am 9. November 1787 und dann am 10. November „auf lautes Begehren" nochmals gegeben. Nach mehreren Wiederholungen in den Jahren 1787—88 blieb er auffallenderweise von der Bühne fern bis zum Todesjahre des Dichters (1805), in dem er viermal aufgeführt wurde, um dann erst nach längerer Unterbrechung vom J. 1832 an regelmäßiges Repertoirstück zu werden. Er ist bis 1905 im Ganzen 75 Mal gegeben worden. An die Erwerbung des Manuskripts zum „Don

[1]) Nach den Aufzeichnungen im Theater-Archiv

Karlos", von der ich früher berichtet habe, erinnert die Mitteilung an das Publikum a. d. J. 1787: „Da wir dieses Meisterstück nicht anders als mit Aufwendung beträchtlicher Kosten haben erhalten können, so wird das hochgeehrte Publikum den erhöhten Preis bei jedesmaliger Aufführung zu erlegen sich gütigst gefallen lassen."

„Maria Stuart" ist am 30. April 1803 zuerst aufgeführt und dann im selben Jahr 8 Mal — so oft wie kein andres Drama — wiederholt worden. Es ist bis 1904 im Ganzen 108 Mal gegeben.

„Wallensteins Lager" kam zuerst am 13. April 1811 auf die Bühne und wurde in diesem Jahr und 1812 — 5 Mal gegeben, dann aber lange Zeit hindurch nur in einzelnen Jahren (1824, 1833, 1842), bis es von 1852 an regelmäßig vorkommt. Im Ganzen ist es bis 1903 50 Mal gegeben worden.

„Die Piccolomini" sind am 31. Oktober 1813 zuerst, dann aber nach einmaliger Wiederholung bis 1863 garnicht mehr, bis 1903 im Ganzen 19 Mal aufgeführt worden.

„Wallensteins Tod" ist vom 14. November 1813 an bis 1903 49 Mal gegeben worden.

„Die Braut von Messina" ist vom 9. Dezember 1813 an mit ziemlich regelmäßigen Unterbrechungen — nur von 1818 bis 1827 und von 1829—40 sind längere Lücken — im Ganzen 40 Mal aufgeführt worden (bis 1904).

„Die Jungfrau von Orleans" ist vom 27. Mai 1814 an bis 1905 77 Mal gegeben worden.

„Turandot" wurde zum ersten Mal 1820, dann erst 1869 wieder aufgeführt und ist bis 1893 im Ganzen 18 Mal, seitdem aber nicht mehr gegeben worden.

„Wilhelm Tell" ist zuerst unter dem Titel „Tells Geschoß und Geßlers Tod" am 27. November 1821 auf die Bühne gekommen und ist mit einer Unterbrechung in den Jahren 1827—59 im Ganzen 58 Mal aufgeführt worden.

„Das Lied von der Glocke", dramatisch-mimisch eingerichtet von Goethe, wurde am 12. Dezember 1822 aufgeführt und bis 1896 — 22 Mal wiederholt.

„Demetrius“ wurde am 25. und 28. Dezember 1823 und am 1. Februar 1824 gegeben und wird erst jetzt wieder von neuem zur Aufführung vorbereitet.

Von allen den zahlreichen Kotzebueschen und Ifflandschen Stücken, die zur Zeit Schillers noch die Bühne in Deutschland und auch bei uns beherrschten, habe ich in dem neueren Repertoir unsrer Bühne nur zwei entdecken können: „Menschenhaß und Reue“, welches zuletzt 1873, und die Ifflandschen „Jäger“, welche 1885 gegeben worden sind.

So wie die Aufführung eines neuen Schillerschen Stückes ein Ereignis war, so riß man sich geradezu um die neu angekommenen Exemplare eines jeden seiner Werke. Das Manuskript des „Don Karlos“ ging, wie Merkel erzählt[1], rasch, kaum von einer Hand zugeschlagen, in eine andere; er habe es nur auf eine Nacht, die größtenteils dabei durchwacht wurde, erhalten. Und ein Dorpater Musensohn schreibt im J. 1804[2]: „Mit Deinem Schillerschen Tell kommst Du zu spät. Gestern bekam ihn ein Student von Hartmann aus Riga zugeschickt, aber er war auch seines Lebens nicht froh, alles bestürmte ihn, alles wollte den Tell leihen, doch ich und meine Stubenkameraden waren die Sieger, wir bekamen ihn vom Besitzer geliehen. Gestern Abend also, nachdem die Kollegia geschlossen waren, versammelte sich eine Menge von Studenten bei uns und einer las den Tell vor; er hat uns viel Vergnügen gemacht.“

Das Gespräch über Schiller und seine Bedeutung gestaltete sich oft in den geistig angeregten Kreisen Rigas zu förmlichen Debatten. So mußte Merkel[3] einmal in dem sog. „Propheten-klub“, einer Gesellschaft junger Literaten, die sich beim Schauspieler Grohmann zu versammeln pflegte, mit diesem darüber disputieren, wer größer sei: Voltaire oder Schiller. Merkel trat für sein „verehrtes Musterbild“ Voltaire ein und ging natürlich seiner Meinung nach als Sieger aus dem Redekampf hervor. Von einer andern Debatte erzählt uns (1792) der damalige Hofmeister, nachherige Professor Krause[4]. Er traf beim Konrektor Brotze zum ersten Mal mit seinem späteren Freunde Karl Graß zusammen.

---

[1]) Merkel, Darstellungen und Charakteristiken I. 1839, S. 140. — [2]) Illustrierte Beilage der Rig. Rdsch. 1901, S. 8. — [3]) a. a. O. S. 140 ff. — [4]) Balt. Mon. 1901, Bd. 52, S. 83.

Auch hier berührte das Gespräch gleich das literarische Gebiet. „Schiller war“ — so berichtet Krause — „sein Ideal, Herder und Goethe passierten so nebenbei. Dies reizte mich, der ich auf beide in manchen Sachen mehr hielt, und wir gerieten in heftigen Streit. Der alte Brotze hatte sein Gaudium an der Hetze.“ — Ich denke, daß diese paar Beispiele uns doch ein Bild davon geben, mit welchem regen Interesse man sich hier die aus Deutschland dargebotenen geistigen Schätze anzueignen suchte. An und für sich von keiner großen Bedeutung, charakterisieren solche kleine Züge vielleicht doch die damalige Situation in Riga[1].

Und als die Nachricht vom Tode Schillers die Besten unsres Volkes tief erschütterte, da wurde auch in unsrem Lande der Verlust tief empfunden, und man bemühte sich, das Andenken des zu früh Dahingeschiedenen zu ehren. Im Oktober 1805 erließ der Schriftsteller Rudolf Zacharias Becker in Gotha einen Aufruf[2], in dem er den Vorschlag machte, aus den Beiträgen der deutschen Schaubühnen für die Nachkommen Schillers ein Landgut zu kaufen, das seinen Namen tragen und auch zur Pflege der Erinnerung an ihn dienen sollte. Der Rigaer Theaterdirektor J. Meyrer machte sich sofort an die Realisierung dieses Planes und kündigte zum Besten dieses Zweckes die Aufführung des Don Karlos in einem warm geschriebenen Zirkular an[3]. Nachdem er darauf hingewiesen, daß „der deutsche Dichter, auf welchen seine Nation vor allem stolz sein durfte, der jeden Deutschen, der für

---

[1]) Man war in Livland auch sehr bald darauf bedacht, die Schillerschen Dichtungen durch Übertragungen unseren lettischen Landesgenossen zugänglich zu machen. So wurde bereits 1804 das „Lied an die Freude“, 1826 die „Glocke“, „Der Taucher“, „Das Mädchen aus der Fremde“ ins Lettische übersetzt usw. Heute sind die meisten Schillerschen Dramen und zahlreiche Balladen und Gedichte in lettischen Übersetzungen vorhanden.

In lettischer Sprache aufgeführt wurden zum ersten Mal „Die Räuber“ 1885 in Mitau. Das Rigasche Lettische Theater hat dann bisher noch folgende Dramen in Szene gesetzt:

„Kabale und Liebe“ . . . zum ersten Mal 1889.
„Die Räuber“ . . . . . „ „ „ 1894.
„Die Jungfrau von Orleans“ „ „ „ 1895.
„Maria Stuart“ . . „ „ „ 1897.
„Don Carlos“ . . . . . „ „ „ 1900.

Über die estnischen Übersetzungen Schillerscher Dichtungen sind uns im Augenblick die nötigen Daten nicht zur Hand.

[2]) Vgl. Ernst Müller, Schiller. Intimes aus seinem Leben rc. 1905. S. 248. — [3]) Dasselbe ist in der Sammlung von Theaterzetteln in der Bibl. der Ges. f. Gesch. u. Altertumskunde enthalten.

das Große, Wahre und Schöne Gefühl hat, so unzählig oft erwärmte", jetzt nur noch in seinen Werken und in dem Dank der Welt und Nachwelt lebe, sagt er weiter: „Ich würde an einem Publikum; wie das rigische, ein Verbrechen begehen, wenn ich diesem edelmütigen Publikum die Veranlassung rauben wollte, nicht nur seine Hochschätzung Schillers öffentlich zu bezeugen, sondern auch einer Unternehmung beizutreten, welche die schöne Kunst, welche die Menschheit ehret." Die Aufführung fand gegen ein beliebiges Entree statt, das ganze Unternehmen aber scheiterte in Deutschland an mancherlei Hindernissen. Unsere Bühne ließ es sich auch späterhin angelegen sein, das Andenken an den großen Toten durch besondere Aufführungen am Todestage zu ehren. So wurde im J. 1811 die vom Grafen Chr. E. Bentzel[1] verfaßte „Schillers-Feier, seinen Manen durch seinen Geist," die vorher nur ein Mal in Regensburg am 1. Febr. 1806 aufgeführt war, zur Darstellung gebracht. Vorher bereitete ein Verehrer des Dichters durch ein „Programm"[2] auf den Inhalt des Werkes, das nur in Abschriften kursierte, vor. Unserm Geschmack würde dasselbe wahrscheinlich kaum mehr zusagen, der Verfasser des Programms aber nennt es ein „genialisch ausgeführtes Kunstwerk." „Es ist das Ganze" — so sagt er — „ein aus dem innigsten Vertrautsein und aus der nächsten Geistes-Verwandtschaft mit dem großen Dichter hervorgegangenes Cento in dramatischer Form, ein biographisches, poetisches Mussiv-Gemälde vom Leben und Wirken unseres Dichters aus dem unerschöpflich reichen Nachlasse Schillers und namentlich aus seinen vermischten Gedichten und aus seinen dramatischen Werken." Der Gedanke, die Aufführung jährlich zu wiederholen, wurde nicht realisiert.

Wenig bekannt ist es, daß unser Heimatland sich rühmen kann, das älteste Denkmal zu besitzen, das Schiller zu Ehren errichtet worden ist. Wohl wurde gleich nach dem Tode des Dichters in seiner Geburtsstadt Marbach der Gedanke erörtert, ihm ein Denkmal zu setzen, aber erst 1830 ist auf der Schillerhöhe in Volkstädt die Dannecker'sche Büste aufgestellt und 1839 zum ersten Mal in einer Stadt, in

---

[1]) Bentzel, geb. 1767, war damals Minister in Baden.
[2]) Vgl. dasselbe in der Bibliothek der Gesellsch. für Geschichte und Altertumskunde.

Stuttgart, ein Schillerdenkmal enthüllt worden[1]. In unserm Lande ist bereits 1813 von Frau Wilhelmine v. Helwig, geb. v. Helwig auf der Insel Pucht (Schloß Werder) dem Andenken Schillers eine 1,28 Met. hohe Gedenksäule geweiht worden[2]. Die Säule trägt die Inschrift:

DEM ANDENKEN FRIEDRICH VON SCHILLER
TEUTSCHLANDS ERHABENEN DICHTER UND
LIEBLING DER MUSEN GEWIDMET 1813.

Auf der andern Seite stehen die Worte:

Die Dichtkunst reicht dir ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ewgen Sternen zu,
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben,
Du schufst fürs Herz, du wirst unsterblich leben.

Von jener Zeit an ist die Verehrung für Schiller nicht erloschen, wenn auch die Flamme der Begeisterung, ähnlich wie in Deutschland, mitunter nur langsam fortbrannte, dann aber wieder hell emporloderte. Groß war der Enthusiasmus auch bei uns in dem berühmten Schillerjahre 1859. Die politischen Verhältnisse gestalteten die Erinnerungsfeier an den Dichter zu einem „Nationalfeste, wie Deutschland noch keines erlebt hatte." Wir nahmen regen Anteil an den Schicksalen des Mutterlandes, aber die Verhältnisse unseres eigenen Landes, die sich damals besonders freundlich zu gestalten schienen, trugen wohl besonders dazu bei, daß die Festlichkeiten mit frischem Mut und fröhlichen Herzen gefeiert werden konnten. — Wenn die Schillerfeier, zu der wir uns jetzt rüsten, wohl einen ernsteren Charakter tragen wird, so liegt das nicht nur in der Verschiedenheit der Veranlassung: Geburt und Tod des Dichters, begründet, sondern auch in den so wesentlich andersartigen Zeitumständen damals und jetzt. Trotzdem aber können wir hoffen, daß die Frucht der Gedenkfeier eine gesegnete sein werde. Theobald Ziegler hat einmal gesagt[3]: „Das Schillerfest war ein Bekenntnis des deutschen Volkes zum Idealismus und damit zu allem Besten und Höchsten, was in ihm lebte und zu Luft und Licht empordrängte. Dieser Schillersche Idealismus,

[1]) Vgl. über Schiller-Denkmale O. Weddigen, Den Manen Schillers. 1905. Ernst Müller a. a. O. S. 248 ff. [2]) Nach einer liebenswürdigen Mitteilung des Herrn K. v. Loewis of Menar, der augenblicklich für die Restaurierung des Denkmals Sorge trägt. — [3]) Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts. 1899. S. 371.

war aber in seinem tiefsten Kern als sittlicher durch und durch gesund, war männlich stark; die Herkunft vom kategorischen Imperativ Kants hatte ihn gestählt, „das Gebiet der Männerkämpfe im öffentlichen Leben" war diesem Dichter des Wallenstein und des Wilhelm Tell nicht verschlossen, und so lag im Bekenntnis des Volkes zu ihm der Appell an den Willen des deutschen Volkes, etwas wie ein männlicher Entschluß und wie der Anfang zu kräftiger Tat."

Heute tritt an uns die Frage heran, ob auch wir bereit sind, ein solches Bekenntnis zum männlich starken Idealismus eines Schiller abzulegen, wie es unsere Väter vor einem halben Jahrhundert getan haben. Können wir es, dann brauchen wir an unserer Zukunft nicht zu verzagen, dann wird sein rastloses Streben auch uns und der Zukunft unseres Landes zu gute kommen, dann gilt auch uns das Wort.

Seine durchgewachten Nächte
Haben unsern Tag erhellt.



Literarische Rundschau.



Schillers Seelenadel.

Solchen, die den 100. Todestag Schillers mit einer Feier stiller, andächtiger Erinnerung begehen wollen, sei ein Buch empfohlen, das zwar nicht ausdrücklich auf den bevorstehenden Gedenktag Bezug nimmt, aber doch wohl nicht zufällig kurz vor ihm erschienen ist. Fritz Jonas, Schillers Seelenadel. Es hat sich eine ähnliche Aufgabe gestellt, wie die im gleichen Verlage erschienenen Goethebreviere Wilhelm Bode's, nämlich ein Bild der Persönlichkeit Schillers aus seinen eigenen Äußerungen und denen ihm Nahestehender zusammenzufügen, das an kommentierendem Beiwerk nur soviel enthält, als zur Einheitlichkeit und Anschaulichkeit des Bildes erforderlich ist. In der Darstellung des inneren Lebens hat Jonas seine Hauptaufgabe gesehen, wie dieses im persönlichen Verkehr, im Kreise der Familie und der Freunde sich offenbarte; auch die Werke Schillers betrachtet er vor allem als Quelle zur Kenntnis des Menschen, der hinter ihnen steht. Die Eigenart Schillers faßt Jonas höchst treffend in zwei Worte zusammen: Willenskraft und Freiheitsdrang. „Alle andern Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will." „Dieses Wort aus Schillers Abhandlung über das Erhabene trifft in den Mittelpunkt seines eigenen Denkens und Handelns." Wie es im Leben und Schaffen Schillers, wie es in seinen Hauptdichtungen sich bewährt, hat Jonas im einleitenden Kapitel in Kürze skizziert.

Die folgenden ausführlicheren Kapitel gehen vom äußeren Leben aus, um immer tiefer ins Innere zu dringen und dann wieder mit einem Ausblick auf die Werke zu enden, in denen Schiller aus der Tiefe seines Gemütslebens an die Außenwelt tritt. Die „äußere Erscheinung und der Eindruck der Persönlichkeit" ist der nächste Gegenstand seiner Schilderungen. Daß auch

*) Berlin, Mittler und Sohn. 1904.

die äußere Erscheinung in einem dem Seelenadel Schillers gewidmeten Buche eingehende Erwähnung findet, ist wohlberechtigt. Die Übermacht der idealen Persönlichkeit in Schiller hat sich doch auch darin gezeigt, wie alles Unschöne und Unbeholfene, das die Natur ihm in die Wiege gelegt, durch die Energie des geistigen Lebens, wenn auch nicht überwunden, doch durchleuchtet und verklärt wurde. So konnte er auch äußerlich denen, die ihm nahe standen, als Idealgestalt erscheinen, in deren Gesichtsbildung und Körperhaltung sie ein Spiegelbild seines Seelenlebens erkannten. Während seine Erscheinung auf Fremde wohl gar einen abstoßenden Eindruck machte, war es für den Bildhauer Dannecker eine Quelle künstlerischer Freuden, als er die Kolossalbüste Schillers schuf. Auch im gesellschaftlichen Verkehr erscheint Schiller Fernstehenden in einem ganz andern Lichte, als den Vertrauten. Die Gabe, sich leicht und anmutig mitzuteilen, war ihm versagt, und schon seine Kränklichkeit zwang ihn, seinen Umgang auf einen kleinen Kreis zu beschränken. Wer ihn nur oberflächlich kannte, konnte wohl den Eindruck einer kalten Natur gewinnen, wie Jean Paul, der ihn „den felsigten Schiller“ nennt und von ihm sagt, er sei voll Edelsteine, voll scharfer, schneidender Kräfte — aber ohne Liebe. Seine Freunde aber fühlten sich gerade durch die Wärme seines Herzens unwiderstehlich an ihn gefesselt „Du warmer Mann“, redet ihn Dannecker in einem Briefe an, und Heinrich Voß sagte von ihm: „Das ist die fortdauernde Stimmung seines Gefühls. Liebe und Hingebung für jedes mitfühlende Herz.“ Einstimmig sind die Urteile über die reiche geistige Anregung, die Schiller in Gesprächen zu geben wußte, die durchdringende geistige Schärfe, den Flug der Gedanken, den nichts herabzieht, die Fähigkeit, alles in die Sprache der Ideale zu erheben. Goethe fühlte sich durch die Gestalt Christi an den dahingeschiedenen Freund erinnert: „Jedes Auftreten von Christus, jede seiner Äußerungen gehen dahin, das Höhere anschaulich zu machen. Immer von dem Gemeinen steigt er hinauf, hebt es hinauf. - - Ich will nicht zu sagen unterlassen, was mir gerade einfällt. Schiller war aber diese Christustendenz eingeboren, er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln.“

Das nächste Kapitel behandelt die äußeren Lebensumstände Schillers. Es trägt die Überschrift „Not und Sorge“. Von seinen Jünglingsjahren an war Schiller in peinliche Geldsorgen verwickelt, und niemals, auch nicht in den Tagen seines Ruhmes hat er sich in materiell unabhängiger Lage befunden, in weitgehendem Maße hat er die Unterstützung hochherziger Freunde annehmen müssen. Aber nie hat er sich dadurch herabziehen lassen, stets, bei aller Dankbarkeit, seine Freiheit und seine Würde bewahrt. In der Zeit, wo Schiller den Höhepunkt seines Glückes erreicht glauben

durfte, als eine feste Stellung es ihm ermöglicht hatte, den Lebensbund mit Charlotte von Langefeld zu schließen, da traf ihn jene tückische Krankheit, die ihn dann in den letzten vierzehn Jahren nicht mehr verlassen hat. Sein größtes Werk hat der Geist in fast beständigem qualvollem Kampfe dem Körper abringen müssen. Wie in Not und Sorge sich Schillers Willensstärke und Freiheitsdrang stählten, sein Seelenadel sich zu milder Hoheit läuterte, so sind sie auch mit Recht als Züge in sein Charakterbild eingetragen worden.

Tiefer in das Innenleben führen uns die folgenden Seiten, die der „Freundschaft“ und der „Liebe“ gewidmet sind. Es hat wohl kaum ein andrer so viel in der Freundschaft empfangen und so viel zu geben gewußt, wie Schiller. In ihr hat sich sein Gemütsleben am reichsten entfaltet. Drei Freunde standen ihm besonders nahe: Körner, Wilhelm v. Humboldt und Goethe. Wie in jedem dieser Freundschaftsverhältnisse der Austausch von Gefühlen und Gedanken sich eigenartig gestaltete und wie jedes ihm in seiner Eigenart wertvoll war, hat Jonas in feinsinniger Charakteristik ausgeführt. Auch die Liebe war Schiller im wesentlichen eine Art idealer Freundschaft. Das naive Liebesgefühl oder wenigstens der naive Ausdruck dieses Gefühls war ihm fremd. Aber das Ideal der Liebe, das ihm von jeher vorschwebte, war das höchste und reinste. Er ersehnte eine Seelengemeinschaft, die die verbundenen Seelen zu immer höherer Vervollkommnung emporführte. Und dieser Wunsch ist ihm in vollstem Maße erfüllt worden. In Charlotte von Langefeld erhielt er eine Lebensgefährtin, zu der er sagen durfte: „Unerschöpflich ist in ihren Gestalten die Liebe, und die unsrige glüht in dem ewigen, schönen Feuer einer sich immer mehr veredelnden Seele.“ Wie würdig Charlotte seiner war, das zeigen nicht bloß die Aeußerungen Schillers und seiner Freunde über sie, das zeigen vor allem die Worte, in denen sie nach Schillers Tode sein Bild niederlegte, wie es vor ihrer Erinnerung stand. Sie erscheint hier mit jenem hellsehenden Scharfblick der Liebe begabt, von dem Kingsley einmal schön gesagt hat, daß er den geliebten Menschen schon auf Erden so sehe, wie er einst in der Ewigkeit vor dem Auge Gottes stehen werde.

„Auffassung der Natur“ und „Religiöse Anschauungen“ bilden das Thema der folgenden Kapitel. Die Naturpoesie spielt bei Schiller eine untergeordnete Rolle. Jonas erklärt das zutreffend aus seiner dichterischen Eigenart, hat aber doch wohl nicht ganz Recht, wenn er diese Eigenart mit der der des sentimentalischen Dichters nach Schillers Definition schlechthin identifiziert. Die Naturpoesie, wie etwa in Goethes Lied „An den Mond“, ist ja gerade ein Produkt der sentimentalischen Kultur, dem naiven

Dichter, Homer z. B., der selbst Natur ist, ist sie fremd. In seinen Naturschilderungen ist nur sinnliche Anschaulichkeit, keine Stimmung, keine Beseelung. „Empfindsamkeit für die Natur" dagegen nennt Schiller selbst unter den Charakterzügen des Sentimentalischen. Aber allerdings ist das richtig, daß die mächtig ergreifende Schönheit der Naturpoesie Goethes auf der Verschmelzung des Naiven mit dem Sentimentalischen beruht, darauf, daß in ihr ein naiver Dichtergeist einen sentimentalischen Stoff gestaltet. Bei Schiller dagegen, dem stets der handelnde Mensch der eigentliche Gegenstand der Dichtung war, tritt gerade in der Auffassung und Darstellung der Natur das Naive gänzlich hinter dem Sentimentalischen, die Anschauung hinter der Reflexion zurück. Hier erscheint ihm alles Vergängliche nur als ein Gleichnis und die Ausdeutung dieses Gleichnisses als Aufgabe der Dichtung. Da aber, wo es gilt, einer bedeutenden Handlung auch einen bedeutenden Schauplatz zu geben, wie im Wilhelm Tell, bewährt Schiller auch der Natur gegenüber die naive Gestaltungsgabe, in der er selbst das eigentliche Kennzeichen dichterischer Genialität sah.

Das Kapitel „Religiöse Anschauungen" zeigt uns einerseits die tiefreligiöse Grundlage Schillers und anderseits seinen Gegensatz gegen die bestehende Religion und Kirche. Ueber seine religiösen Anschauungen hat sich Schiller in seiner Gedankenlyrik und seinen philosophischen Schriften so bestimmt ausgesprochen, daß Jonas hier nur die Aufgabe hatte, Bekanntes übersichtlich zusammenzustellen. Auch hier sind es die am Eingang genannten Grundzüge in Schillers Seelenleben, die vor allem hervortreten: Willensstärke und Freiheitsdrang, der unbedingte Glaube an die Willensfreiheit, „an die Freiheit des Menschen, aus sich selbst heraus der Vollkommenheit zustreben zu können", eine Ueberzeugung, deren lebendige Verkörperung Schiller selbst war.

Die letzten Kapitel sind dem Schaffen Schillers gewidmet. Zunächst wird die „Arbeitsweise" geschildert, die verzehrende Energie, die ihn zu fortwährender Tätigkeit, zu immer erneuter Umgestaltung des Geschaffenen trieb. Die Werke, die, von der Person des Schöpfers gewissermaßen losgelöst, jetzt ein eigenes geistiges Dasein führen, betrachtet Jonas nur nach einer Seite hin, in dem Schlußkapitel „Sprache und Stil", wohl mit etwas zuviel philologisch stilistischem Detail. Aber mag uns das eine oder andre in diesem Buche vielleicht entbehrlich scheinen und anderes vielleicht wieder fragmentarisch, sein Hauptziel hat Jonas jedenfalls erreicht, er hat ein gutes Volksbuch geschaffen, das, ohne Verflachung und ohne Ueberschwänglichkeit, in die Tiefe dringen und doch klar und verständlich, das Bild des Dichters vor uns erneuert, der, bei all seinem Ruhm, doch in vielen Stücken dem Epigonen merkwürdig und unverdient fremd geworden ist. Möge es in unsrer Zeit, in

der so oft prinzipien- und ziellose Kritiksucht sich mit dem Namen der Freiheit deckt, zur Erweckung des Gefühls beitragen, das Schiller, seines Verhältnisses zu Goethe gedenkend, in den Worten aussprach, „daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt, als die Liebe."

K. Girgensohn.

Zwei Schiller-Biographien.

Man hat gesagt: Goethe dichtete, was er lebte; man könnte sagen: Schiller lebte, was er dichtete. Reich und glücklich sind die Verhältnisse, in die Goethe hineingeboren wird, und in denen er lebt, überaus glücklich und reich ist auch seine Beanlagung. Wohl fehlen auch seinem Leben die Schmerzen nicht, aber es sind doch meist Schmerzen, die er sich als irrender Mensch selbst geschaffen hat. Wie anders das alles bei Schiller! Engbegrenzt, innerlich und äußerlich, ist das Feld, auf dem er sich in seiner Kinderzeit bewegt, armselig und eingezwängt sind seine Jünglingsjahre, ein einziges Schmerzenslager ist sein Mannesalter. Auch in seiner geistigen Beanlagung erscheint er weit weniger verschwenderisch von der Natur ausgestattet, als sein großer Rivale und Freund. Und nun das Schauspiel! Goethe wächst wie ein lebendiger Organismus, wie ein Baum, der in fruchtbares Erdreich gesetzt wurde und immer verzweigtere, mannigfaltigere Sprossen treibt, er wächst an und aus sich selbst, fast unbewußt, Schiller entwickelt sich wie ein bewußt entworfenes und auf ödem Plan hingestelltes Kunstwerk. Bei dem einen treibt die Naturanlage, bei dem andern schafft die Macht des Willens. So wird der eine Lyriker und Epiker, der andere Dramatiker, und so lebt und singt der eine in der Freiheit, in die er gestellt wurde, Natur, während der andere aus dem Zwange heraus sich die Freiheit erst erobert und dann *sie* lebt und *sie* verherrlicht.

Wer ist größer? Goethe hat bereits auf diese Frage die allein mögliche Antwort gegeben. Aber wer ist der Mann unsrer Zeit? Da hat man immer wieder auf Goethe gewiesen, Schiller schien abgetan. Ich glaube, Goethe ist ihr Prophet gewesen, Schiller wird ihr Arzt sein. Er *muß* es werden, wenn anders das deutsche Volk auch in Zukunft gedeihen soll. Es muß — zunächst auf künstlerischem Gebiet — wieder Schillers Glaube allgemein werden: „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist

seine Individualität, **diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden.**" Leben muß der Deutsche wie Schiller wieder Poesie, **große** Poesie, dann wird er sie auch wieder dichten können, und lebt er sie erst wieder, so wird er groß sein, auch ohne sie zu dichten. So wird Schiller nicht nur auf literarischem Gebiet, sondern ganz allgemein der Wegweiser seines Volkes. Zurück zu Schiller! Wohl ist er der Dichter der Jugend, aber nicht so wie man wähnte, weil er dem Mann — dem heutigen Mann — nichts mehr zu bieten hätte, sondern in dem Sinne, daß für die Jugend der Beste, das Allerhöchste nur gerade genug ist. In diesem Sinne sprudelt auch heute noch für das reifere Alter aus Schillers Werken eine Quelle lebendigen Wassers. Das haben die Besten und Größten unsrer Zeit bewiesen. Fürst Bismarck erbaute sich in seinen letzten Jahren an Schiller, der achtzigjährige Weise, der Größten einer, schöpfte aus den Werken des Vierzigjährigen Weisheit. Von allen Werken Schillers aber ist das größte — sein Leben, es ist ein „κτῆμα ἐς ἀεί", ein Werk für die Ewigkeit. Überaus reizvoll ist es, Goethes Leben nachzugehen, auch lehrreich wird es sein in den Einzelheiten. Wer vermochte aber dieser wunderbar komplizierten, gewissermaßen naturnotwendigen Ganzheit als Ganzheit nachzuleben? Schillers Leben, geworden aus der Macht des Willens, ist und bleibt uns ein ewiges Vorbild.

Daß Schiller in diesem seinem größten Werk, seinem **Leben**, wieder aktuell wird, beweisen die zahlreichen Neuauflagen älterer Schillerbiographien und in jüngster Zeit erschienene, zum Teil noch nicht einmal vollendete neue Darstellungen seines Lebens. Unter den neueren möchte ich als ein Buch ersten Ranges den „Schiller" von **Karl Berger*** hervorheben. Das Werk ist berechnet auf zwei starke Bände. Bisher ist nur der erste erschienen, der mit der Berufung Schillers nach Jena, also seiner ersten Dichterperiode abschließt. Feine Kritik und schöne Darstellung gehen hier Hand in Hand. Das Werk hat in gleichem Maße Glanz und Fülle. Wie kaum in einem andern sind hier Leben und Dichten in lichtvolle Beziehung gebracht. Durchsichtig klar erscheint die Besprechung der Dichtungen, zumal der Dramen. Wunderbar nahe aber tritt uns die Person, der große einzigartige Mensch Schiller.

Es sei gestattet zum Schluß einige Worte aus der schönen Einleitung des Bergerschen Buches herzusetzen. Berger weist auf die Macht hin, die Schillers Persönlichkeit auf Goethe ausübte. Es war „wie ein neuer Frühling," sagt Goethe selbst. Dazu schreibt Berger: „Diese verjüngende Lenzeskraft kann heute noch jeder aus geistigem Verkehr mit Schiller für sich gewinnen, aus

*) **Karl Berger**, Schiller, sein Leben und seine Werke. Band I. München, C. H. Beck, 1905. 630 S. Preis M. 6.

dessen Leben und aus dessen Werken. Diese Kraft heißt: Vertrauen in das Ideal, Glaube an die geistigen Mächte in uns, die uns zu Herren der Verhältnisse und der Natur, auch der eigenen machen, die uns das ruhige, sichere Gefühl innerer Überlegenheit in allen Lebenslagen geben können; die Zuversicht ferner, daß die Stärke der menschlichen Seele einer unermeßlichen Steigerung fähig, daß eine Menschwerdung nach dem göttlichen Urbild unser letztes Ziel und möglich sei. Wer möchte nicht gerade der heutigen Generation solche Energien, solche Erhöhung der Lebensziele wünschen, diesem Geschlechte, das einerseits vielfach noch in materialistischer Befangenheit überall nur Zwang und Notwendigkeit zu sehen und an sittlicher Freiheit und sittlicher Verantwortlichkeit zu verzweifeln allzu geneigt ist, während andererseits gerade heute die Ahnung eines neuen, das kommen will, die Zeit in allen Tiefen erregt."

K. Stavenhagen.

„Vom Schimmer der Begeisterung verklärt, steht Schillers Gestalt vor uns. Die Dankbarkeit seines Volkes hat ihn zur Idealgestalt erhoben, wie es zuerst sein großer Freund im „Epilog zur Glocke" getan hatte. Er glänzt uns vor wie ein Komet entschwindend, Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend. In diesem Lichtmeer verschwimmen die individuellen charakteristischen Züge, und wenn sie aus den historischen Quellen, die uns vorliegen, wiedererneuert und festumrissen emportauchen, so erscheinen sie wohl fremdartig und überraschend." – Mit diesen Worten beginnt Otto Harnack seine Schillerbiographie*, deren 1. Auflage, 1898 erschienen, bereits in 5000 Exemplaren Verbreitung gefunden hat. Nun liegt uns das schöne Buch in neuem Gewande, verbessert und mit reicherem Bildschmucke versehen in 2. Auflage vor. Aber dieselben Worte leiten das Werk ein, besonders charakterische Worte. Denn diese Worte zeigen uns, wie es dem Biographen gerade auf jenes „Individuelle" angekommen ist, das so leicht im allgemeinen Glanze verschwindet, der sich um Schillers Namen gelegt hat. Schillers Idealismus, Schillers Pathos, Schillers sittlicher Ernst, das sind die Vorstellungen, die jedermann geläufig sind, und die sich wie ein Schleier über seine Gestalt gebreitet haben. Der Schleier ist glänzend, aber er läßt die verhüllten Formen nicht deutlich und greifbar genug hervortreten. Es ist schon manchem so gegangen, daß die gefälligen aber uninteressanten Falten dieses Schleiers ihnen die Teilnahme genommen haben für die herrlichen und markigen Züge, die darunter sind.

*) Otto Harnack, Schiller. Mit 10 Bildn. und einer Handschrift. 2. verbess. Aufl. Brln., Ernst Hofmann u. Ko. 1905. 440 S. Geb. M. 7.

Otto Harnack zieht den Schleier weg, er zeigt ein individuelles Bild. Wenn so mancher überrascht und befrembet ist, so ist das großer Gewinn. Frage und Verwunderung sind ja bekanntlich Anfang der Weisheit Und daß man in viel höherem Maße, als etwa vor 10 Jahren, nach Schiller fragt und über ihn zu staunen wieder anfängt, läßt sich nicht leugnen. Harnacks Biographie aber ist für solche der beste Führer. Ich muß mit großem Dank bezeugen, daß seiner Zeit die 1. Aufl. dieses Werkes mir den individuellen Menschen Schiller schenkte, den Mann des hohen Selbstgefühls, dabei mit den realen Verhältnissen praktisch rechnend und sie beherrschend, den ausgesprochen männlichen Charakter, dem das Verständnis für die Frauenseele erst spät aufgeht, den heiteren Gesellschafter — kurz den Menschen mit all seinen Besonderheiten, der nicht durch allgemeine Schlagworte zu bezeichnen ist, sondern unter Goethes Wort fällt:

„Wer tiefer sieht, gesteht sich frei:
Es ist was Anonymes dabei."

Es soll natürlich hier nicht geleugnet werden, daß auch andere Biographien dieses individuelle Bild vermitteln können, aber diese tut's sicher, und das sei ihr zum Ruhme gesagt.

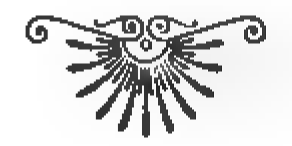
Und auch zu Schillers Werken wird sie ein engeres Verhältnis bei den Lesern anbahnen. Otto Harnack ist gewiß ein Kritiker, der etwas Kongeniales mit dem Dichter hat, wie wir das ja von einem gutem Kritiker stets verlangen müssen. Das schließt aber eine strenge, so manches verwerfende Kritik nicht aus. Und daß Harnack eine solche nicht scheut, zeigt sein beinahe hartes Urteil über die „Jungfrau von Orleans" und „Fiesko". Es ist aber unserer Zeit mit solcher Kritik hundertmal mehr gedient als mit einseitiger Verhimmelung. Gewiß, in die Schule gehört die Kritik gar nicht oder doch nur in allerbescheidenstem Maße. Weh uns, wenn wir uns eine altkluge, überweise und kritische Jugend heran erziehen. Ganz anders aber steht es mit den Erwachsenen — sie werden gerade durch die Kritik hindurch mit erneutem Interesse an Schiller herangehn. Und daß ein so ausgesprochener Schillerfreund wie Harnack die Kritik nicht scheut, wird vielen Lesern das Zutrauen zu ihm stärken: es steht also doch nicht so, daß Schiller nur gelobt und in den Himmel erhoben werden darf!

Die neu erschienene 2. Aufl. hat manchen Zusatz erfahren, namentlich bei Besprechung der ästhetischen Schriften Schillers. Sie ist im ganzen fast um 2 Druckbogen stärker als die erste. Die Bereicherung, die das Werk an Bildnissen Schillers aus allen Lebensaltern gefunden hat, ist sehr erfreulich. Obgleich die Biographie auf den gründlichsten Studien beruht und auch den Leser zu tieferem Erfassen Schillers anleitet, muß sie doch knapp genannt werden. Für eine ausführliche Analyse der Dichtungen ist kein

Raum vorhanden, desgleichen versagt sich der Verfasser die Mitteilung mancher Schilleranekdote. Aber an der Hervorhebung kleiner charakteristischer Züge fehlt es trotzdem durchaus nicht. Und im ganzen tut uns gerade eine solche knappere Schillerbiographie not.

Das 6.—8. Tausend der Harnack'schen Schillerbiographie zieht mit dieser 2. Auflage in die Welt. Wie viele von dieser stattlichen Anzahl werden in's baltische Land kommen? Wir begehen in diesen Tagen die feierlichen Gedenkfeste. Sie bringen weihevolle Stunden, bergen vielleicht schöne Erinnerungen. Aber nicht mehr? Könnten sie nicht Anreger werden, daß auf die geräuschvollen Schillertage folgte ein Schillersommer mit ruhiger Vertiefung? Folgten Schillerjahre, in denen uns der Große ohne Schleier wieder nahe träte? Ich glaube wir haben manches nachzuholen.

E. v. Schrenck.



Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in sechszehn Bänden Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta Nachf. — 4. Band. Don Carlos. Hrsg. von Rich. Weißenfels. 6. Band. Maria Stuart. Jungfrau von Orleans. Hrsg. von Julius Petersen. — 9 10. Bd. Übersetzungen 1. 2. Hrsg. von Albert Köster. — 14. 15. Band. Historische Schriften 2. 3. Hrsg. von Rich. Fester.

Zu seinen historischen Dramen hat Schiller meist sehr mannigfaltige Quellen benutzt, so daß die Kommentatoren genug damit zu tun haben, diese Anlehnung im Ganzen und im Einzelnen nachzuweisen oder zu erklären, wie und warum Schiller auch wohl von der Tradition abweicht. Auch die Einleitungen und Anmerkungen zu den drei vorliegenden Stücken geben ausführlichen Bericht über des Dichters Verhältnis zu seinen historischen Grundlagen und die Verwertung derselben. Außer diesem Einblick in die Vorstudien und die Werkstatt des Dichters gewähren aber die Einleitungen auch kritische Winke, wonach der dramatische Wert der Stücke zu beurteilen ist. Vom Don Carlos und der Jungfrau von Orleans (wie noch viel mehr von den drei Prosadramen Schillers) gilt das durch lange Erfahrung bestätigte Urteil der Vorrede zu Band 6 (S. XXVIII): „Gerade in dem Mangel an psychologischer Motivierung liegt nicht die Schwäche, sondern die Macht des Motivs, und Schillers Dichtung bewährt sich in diesem Punkte als ein auf die Bühne berechnetes Stück. Auch die Hingabe an die poetische Gestalt, an den fortreißenden Schwung der Gedanken und der Sprache läßt die Bedenken nicht aufkommen." In der Tat trägt die

Darstellung auf der Bühne über alle Zweifel hinweg, welche man gegen die Wahrscheinlichkeit so mancher Wendungen in Schillers Dramen hegen kann.

Auch der politische und patriotische Gehalt und die entsprechende Wirkung der Stücke ist gebührend gewürdigt, wie z. B. die Jungfrau von Orleans mit „leiser Ironie" den Erfolg gehabt hat, „daß die politische Wirkung des Stückes schließlich gegen Frankreich zur Geltung kam", und zwar nicht nur 1813, sondern auch noch 1870. Ferner aus Don Carlos*) spricht der ganze Schiller: „der leidenschaftlich empfindende Mensch, der freiblickende Historiker, der Philosoph, der die Glückseligkeit des Menschengeschlechts erwog." Hier steht ja Schiller auf seinem kosmopolitischen Höhepunkt. Maria Stuart aber, noch vor dem Don Carlos zu Bauerbach ins Auge gefaßt, ist 18 Jahre später „die planvollste dramatische Dichtung Schillers geworden."

Schillers Übersetzungen sind bekanntlich meist dramatischer Art, innerhalb dieses Rahmens freilich von sehr verschiedenem Wesen und Gehalt. Zunächst Macbeth und Turandot, freie Umdichtungen, da Schiller sich weder in die gigantische, aber dramatische Knappheit Shakespeares, noch in die geistreiche, aber willkürliche Seltsamkeit Gozzis zu fügen vermochte. Da bot sich also dem Herausgeber Gelegenheit, eingehend alle die Umgestaltungen nachzuweisen, durch welche der Dichter sich von den Originalen entfernt hat. Das wichtigste ist zusammenhängend in den Einleitungen dargelegt, während einzelne Züge in den Anmerkungen analysiert werden. Alle Abänderungen legen Zeugnis ab von Schillers Bühnenkenntnis und -technik; hat er doch dem einheimischen Theater zugkräftige Bühnenstücke geliefert und damit wenigstens dem augenblicklichen Mangel an guten deutschen Dramen abgeholfen, wenn auch spätere Generationen den Macbeth wenigstens lieber in einer getreueren Übersetzung schätzen mögen. Turandot dagegen hat nachweislich durch Schillers Bearbeitung bedeutend gewonnen, auch stammen aus diesem Stücke Schillers klassische Rätsel, deren schöner Form wir es verdanken, daß dieses geistreiche Spiel sich fast als eigenartige Dichtung bei uns eingebürgert hat.

Aus Zeiten, wo der Dichter „in Leiden bangte, kümmerlich genas", stammen die beiden Lustspiele, welche er Picard nachbildete: Der Parasit und Der Neffe als Onkel, leichte Ware, welche allenfalls einen heitern

---

*) Eine erwünschte Beigabe der Anmerkungen zum Don Carlos bildet der Bauerbacher Entwurf der spanischen Familientragödie und die ursprüngliche Fassung der ersten Szene zwischen dem Prinzen und Domingo aus der Rheinischen Thalia vom März 1785. Überhaupt bot dieses Drama den reichsten Anlaß zu interessanten Bemerkungen, z. B. (Einleitung S. XXXVI) zu dem Hinweis auf „das vortreffliche Kleeblatt" Nathan, Iphigenie, Don Carlos: „durch alle drei schreitet das Humanitätsideal"; diese drei Dramen bezeichnen zugleich „den Übergang von der Prosa zum fünffüßigen Jambus; der für das Drama unserer klassischen Litteraturperiode charakteristische Vers gelangte damit zur Herrschaft." Endlich ist es eine glückliche Beobachtung, daß im dritten Akt des Nathan sowohl wie des Don Carlos „eine große Ideenszene in den Mittelpunkt des Stückes gerückt" ist; ohne Zweifel hat Lessings Vorbild auf Schiller gewirkt. Und (S. XXXIX) „ein Meisterwerk dramatischer Poesie, die unwiderstehlich in ihren Bann zieht", ist die Szene des Prinzen mit der Eboli, „eine spannende Tragödie für sich."

Abend schaffen mochten. Es war eben nur Krankenbeschäftigung, welche sonst verlorene Tage und Wochen zu benutzen wußten. Einem ähnlichen Intermezzo, einer „Schmerzenszeit“, entsprang die Übersetzung von Racines Phaedra, Schillers Schwanengesang, den er nur kurze Zeit überlebte. „Er übte hier mehr Zurückhaltung und kam dem Ideal einer Übersetzung näher.“ Aber selbst durch die glänzendste Bearbeitung war die französische Tragödie bei den Deutschen nicht wieder zu beleben.“ Auf diese letzte Übersetzung folgt in Band 10 die der Zeit nach erste, die Umarbeitung von Euripides' Iphigenie in Aulis, ihr Verhältnis zum Original ist in der Einleitung erörtert, während die Anmerkungen „auch eine Reihe von Realerläuterungen, die wohl bei schwindender klassischer Bildung dem heutigen Leser erwünscht sein werden“, enthalten. An dieses „auf ein empfindsames weibliches Publikum“ berechnete Unternehmen schloß sich im selben Herbst 1788 die Hälfte der Phönizierinnen des Euripides, der letzte dramatische Versuch vor dem Wallenstein und der vollen Reihe eigener Entwürfe.

Während der Rekonvaleszenz nach der schweren Krankheit 1791 übertrug Schiller die beiden Bücher von Virgils Aeneis (2 und 4) in achtzeilige Strophen, deren willkürliche Variationen an Wielands Handhabung der Stanze erinnern. Eine interessante Zugabe bildet eine Jugendarbeit Schillers in Hexametern, die Übertragung des Sturmes auf dem Tyrrhener Meer. (Virg. Aen. I, V. 34–156.)

Der erste Band Historische Schriften ist noch nicht erschienen, es fehlt also noch die Einleitung dazu. In den beiden vorliegenden Bänden sind enthalten Der Abfall der Niederlande (nebst den bekannten kleineren Episoden) und Der dreißigjährige Krieg. Die Anmerkungen dazu nehmen einesteils Bezug auf Schillers Verhältnis zu seinen Quellen, teils auf Abweichungen der gegenwärtigen Fassung vom früheren Texte, auch fehlt es nicht an Nachträgen aus der ursprünglichen Form, welche der letzten Redaktion fehlen. So gewinnen wir einen Einblick in Schillers Verfahren als Historiker, wozu freilich eine zusammenhängende Ergänzung durch die Einleitung vorausgesetzt werden muß*.

F. S.

---

*) Beim Abschluß vorstehender Besprechung lagen uns noch nicht sämtliche 16 Bände der Säkularausgabe vor, die im Mai n. St. vollständig vorliegen sollte.

Sieben Tage unter dem Kugelregen der Japaner.

Erinnerung an die Vorpostengefechte bei Siungjötschöng.
(7—14. Juni 1904 a. St.)

Von F. M.

Wenn jemand von den verwöhnten Westeuropäern über die Mandschurei etwas liest, so schüttelt er sich größtenteils vor Entsetzen und gedenkt mit Bedauern jener, die gezwungen sind, dort ihr ganzes Leben zuzubringen; er weiß dabei aber nicht, wie wenig sein ganzes Bedauern hier am Platze ist. Es mag dort vor dem Bau der Ostchinesischen Bahn wohl nicht schön gewesen sein, doch heute ist die Mandschurei ein Land mit allem Komfort Westeuropas und reich an Naturschönheiten, die von Europa nicht übertroffen werden. Darum ist es auch nicht wunderlich, wenn man von Menschen hört, die nur auf 3 Jahre dorthin gegangen sind, aber dann doch nicht mehr zurückkehren wollen.

Unser Standort Siungjötschöng, am gleichnamigen Flüßchen gelegen, 4 Werst von der Ljaotong-Bucht und umgeben von hohen malerischen Bergen, wurde nicht umsonst die Mandschurische Riviera genannt, wo gar auch das Roulette mit seinem nervenkitzelnden Rollen nicht fehlen durfte; es wurde bei unserm Eskadronschef, Rittmeister W., häufig genug gehandhabt. Und wie friedlich lebten wir dort, selbst nach dem Ausbruch des Krieges. Mit den umwohnenden Chinesen und den Einwohnern der Stadt lebten wir sogar recht freundschaftlich, und der Tifanguan (Gouverneur), sowie der chinesische Eskadronschef saßen fast täglich mittags oder abends bei uns. Auch der Chunchusen wegen brauchten wir uns nicht zu fürchten, da die Chinesen uns jedesmal vor ihrem Erscheinen warnten, ehe sie noch einen Plan ausführen

konnten, der dann immer vereitelt wurde. Überhaupt waren wir fest davon überzeugt, daß die Japaner nicht bis zu uns vordringen werden, so daß wir, das heißt ein Kamerad und ich, unsere Zimmer plünderten, um alle Wände der großen Veranda unsrer Wohnung mit Teppichen zu behängen, eine Hängematte dort anbrachten, einen großen Divan aufstellen ließen, um dort der Hitze wegen zu nächtigen. Auch was den wirtschaftlichen Teil unsres Lebens betraf, richteten wir uns ganz häuslich ein. Wir kauften sechs frischmilchende Kühe, und mein Bursche, ein deutscher Kolonist, der den klangvollen Namen „Theodor" führt, spielte den Farmer, melkte die Kühe, stellte die Milch zum Sauerwerden auf, die allen vortrefflich mundete. So gingen einige Wochen hin. Wir hörten nur von Durchreisenden, daß die Japaner bei Takuschan gelandet seien, um nach Norden vorzudringen. Dann kam die Nachricht, daß wir den Süden räumen, was mit großem Ärger und mit Trauer aufgenommen wurde. Fast gleichzeitig mit dieser Botschaft, traf Leutnant Jelkin und Unteroffizier von Kramer, ein Rigenser, von den Primorschen Dragonern ein, welche in einem kleinen chinesischen Boote (da der Süden schon abgeschnitten war), nach Port-Arthur gelangt waren und von dort chiffrierte Depeschen an General-Adjutant Kuropatkin von General Stössel zurückbrachten. Die von ihnen überbrachten Nachrichten waren für uns sehr wenig erfreulicher Natur. Seit diesen Tagen war unser Eskadronschef von einem unheimlichen Diensteifer befallen. 300 Chinesen mußten antreten, um nach meiner Anweisung eine hohe Schanze nebst Graben um die Kasernen herum aufzuwerfen, wobei mir mein dreimonatliches Kommando bei den Baranowitscher Sappeuren sehr zu statten kam. Außerdem wurden wir täglich und vor allem nächtlich allarmiert, vorderhand nur zur Probe. Unsre Leute erreichten die Fertigkeit, in 10 Minuten nach dem ersten Signal marschfertig auf gesatteltem, mit Gepäck beladenem Pferde anzusprengen.

So vergingen noch einige Wochen, bis eines Abends unser gemütliches Abendbrot durch das Erscheinen eines chinesischen Geistlichen mit glattrasiertem Kopfe und einem Reisebündel in der Hand gestört wurde. Wir wollten schon unsren Ordonanzen den Befehl geben, ihn wieder an die frische Luft zu expedieren, und ihnen einen Rüffel erteilen, weil sie die vorderen Türen geschlossen hatten, als dieser vermeintliche Bonze uns in gebildeter russischer Rede ansprach, sich seines Kostüms wegen entschuldigte, um einen Schnaps nebst Imbiß bat und sich als Fürst Gantimurow,

Reserveleutnant der Schützen aus Port-Arthur, vorstellte. Unsre Freude und unser Gelächter waren natürlich groß. Weniger Freude mag wohl der Kamerad beim Passieren der feindlichen Vorposten empfunden haben; doch der Umstand, daß er der Sohn eines Burjatenfürsten ist, daher nach seinem Exterieur den Chinesen gleicht, daß er auch das Chinesische fließend spricht, war ihm sehr zustatten gekommen.

In derselben Nacht kam auch die Nachricht, daß unsre Kosaken bei Wafangkou zwei Eskadronen der kleinen Gelben vollständig aufgerieben hätten. Das war die Säbel-Attacke der sibirischen Kosaken am 17. Mai, wobei zum ersten Mal während dieses Krieges die Piken in Arbeit genommen wurden, die sich als außerordentlich taugliche Waffen erwiesen. Trotzdem oder vielmehr eben deshalb, sprachen die Japaner ihre Meinung über die Waffe dahin aus, daß sie vollkommen inkommentmäßig wäre, denn es kam in diesem Gefecht vor, daß der Major, der die 2 Eskadronen führte, unsren Leuten in gutem Russisch zurief: „Zurück, ihr abgerissenen Hundesöhne, wohin wollt ihr mit euren verfluchten Stöcken!“ Der Major wurde von unsren braven Jungen, welche mit dem Rufe „Nimm dich in acht, Euer Wohlgeboren“ ansprengten, aus Anerkennung für sein gutes Russisch, auf zwei dieser Stöcke gespießt und aus dem Sattel gehoben; die eine Pike war durch das Auge gedrungen, die andere durch den Bauch. Es war derselbe Offizier, der vor 2 Jahren von Japan nach Blagoweschtschensk zu den Schützen kommandiert war. Doch mit dem Ausdruck „abgerissen“ hatte der Mann mehr oder weniger Recht. Man muß es den Japanern lassen, die kleinen Kerls sind immer wie aus dem Ei gepellt, so daß unsre Leute oft einen recht merklichen Gegensatz zu ihnen bildeten.

Während weiter im Süden der Krieg im vollen Gange war, so begann es jetzt auch bei uns lebhafter zu werden. Es trafen 2 Eskadronen Primorscher Dragoner ein, welche die Dörfer am Strande, 4 Werst von uns, besetzten. Auch ein Marineleutnant K. K. wurde hergeschickt, der von einem verfallenen Turm aus auf vorbei fahrende Schiffe Signale zu richten hatte. Auch erhielten wir Nachricht, daß 15 Werst von uns sich eine fouragierende japanische Patrouille, 18—20 Mann stark, gezeigt hatte. Ich wurde mit 10 Kosaken ausgesandt, um dieses Gerücht zu kontrollieren. Auf der 20sten Werst süd-westlich fand ich einige Arben (chinesische große zweirädrige Karren) mit Stroh beladen und einige verdächtig aussehende Chinesen, die ich durch 2 meiner Leute nach

Hause eskortieren ließ. Auf mein Befragen antworteten die Chinesen, daß „Ipen“ wohl gestern dagewesen seien, aber wieder fortgeritten wären. Da ich nur Befehl hatte, 20 Werst zu reiten, so mußte ich wieder umkehren. Später erwies es sich, daß die Chinesen im letzten großen Dorfe Örlakou die Japaner unter Führung eines „kleinen Kapitäns“, d. h. eines Unteroffiziers, versteckt hatten. Wieder flossen die Tage ruhig und friedlich dahin. Wir wurden zur Militär-Feldposten verwendet, daß heißt wir verbanden durch Posten unsrer Sotnja das Korps bei Wafangkou mit den Norden. Von Süden kamen immer beunruhigendere Nachrichten, während von Norden her Privatbriefe und Glückwunschtelegramme unsre Postenketten passierten.

Mitten unter diesen unsren friedlichen Beschäftigungen platzte eine japanische Bombe am 26. Mai recht früh am Morgen in der Nähe unsrer Kaserne und mahnte uns deutlich an den Krieg. Sofort sattelte die Sotnja und wir ritten im Trab zum Strande, aus welcher Richtung dieser ungebetene Gast gekommen war. Am Meere versteckten wir unsre abgesessenen Leute und die Pferde hinter den Hügeln und wir Offiziere kletterten den Hügel hinauf. Leider waren wir in weißen Kitteln und müssen daher den japanischen Marineoffizieren der 4 Kreuzer, die 4 Werst vor der Bucht lagen, ein gutes Ziel geboten haben; denn sofort ging eine Granate über unsre Köpfe. Wir ließen uns nicht weiter stören und so schossen die Herren noch 3 Granaten ab aus den elfzölligen Kanonen, die nur das geringe Resultat hatten, mich an der Hand zu streifen, jedoch ohne daß die Hand auch nur einen Tag nicht gebrauchsfähig gewesen wäre, und ein Pferd im Werte von sechzig Rbl. zu töten. Uns belehrte aber dieses kleine Intermezzo, daß ein dunkler Chakikittel im Kriege zweckentsprechender ist als ein weißer. Rührend war es, wie nach der zweiten Granate ein alter Kosak auf mich zutrat und mich zur Feuertaufe beglückwünschte, dabei mußte ich einen tiefen Schluck aus seiner Feldflasche tun, nach altem Kosakenbrauch.

Unsre Station wurde damals 2 Tage lang bombardiert, doch fügten die Granaten nur den armen Mandschu (Chinesen) Schaden zu; denn die Absicht war wohl den Bahnhof und die Kaserne zu treffen, doch fielen alle Granaten in ein Chinesendorf, das dicht beim Bahnhof lag, so daß wir der Meinung waren, daß in den Quadraten der Japaner (nach welchen sie schossen) ein kleiner Fehler gewesen sein muß. Trotz des sehr starken Schießens erreichten sie nicht ihren Zweck. Sie hemmten auf keine Minute

den Zuzug der Truppen und Artillerie nach Wafangkou, was ja augenscheinlich ihre Hauptaufgabe und ihr Bestreben war. Die Züge kamen ebenso regelmäßig wie sonst an, nur langsamer, damit keine hohe Dampfwolke den Weg bezeichnen und dem Feinde ein gutes gewünschtes Ziel bieten könne. Ebenso wie sonst schlenderten wir zur Station, um frische Nachrichten aus der fernen Heimat durch Briefe oder alte Zeitungen zu erhalten. Von letzteren bekamen wir leider sehr wenige zu Gesicht und mußten froh sein, wenn ein durchreisender Kamerad oder Korrespondent uns ein uraltes Exemplar, das ihm schon zu anderen Zwecken gedient, wie z. B. um eine gebratene Ente darin einzuwickeln usw., aus Liebenswürdigkeit überließ.

So vergingen wieder einige Tage, wo die einzige Abwechslung die durchfahrenden und durchmarschierenden Truppen waren, als am 2. Juni morgens mich mein Eskadronschef nach Süden abkommandierte, die Feldpostenkette zu kontrollieren. Ich ritt am frühen Morgen aus und wunderte mich schon unterwegs über die vielen Depeschen, die mir entgegenkamen, auch hörte ich bald starken Kanonendonner. Ich beschleunigte daher soviel als möglich meine Revision und kam gegen Abend in Wangtsialing an, wo ich hörte, daß bei Wafangkou eine größere Schlacht im Gange sei. Das meldete ich sofort nach Ssungjötschöng und bekam die Vorschrift bis auf weiteres in Wangtsialing zu bleiben. Am nächsten Tag gegen Mittag hatte ich alles in Wangtsialing erledigt und machte mich mit meinem Trompeter auf, um mir die Schlacht aus nächster Nähe anzusehen. Wir kamen gerade auf dem linken Flügel an, als den Japanern das Pulver ausgegangen war und General Gerngroß das Kommando zum Bajonettangriff gab und man schon nach der Musik rief um vorzugehen. Da sprengte eine Ordonanz auf schweißbedecktem Pferde an General Gerngroß heran, der selbst am Halse blutete, sich aber nicht verbinden ließ, überreichte einen Befehl des Generals Baron Stackelberg und sofort bliesen alle Trompeter und Signalisten das Signal „Zurück“. So mußten wir mit sehr schwerem Herzen zurück nach Wangtsialing. Gern tat es niemand, auch waren die Verluste auf dem Rückmarsche größer. Hervorheben möchte ich hier noch das heldenhafte Auflesen und Verbinden der Verwundeten unter dem stärksten Kugelregen durch Frau Oberst Woronow, der Gemahlin des Kommandeurs der Primorischen Dragoner.

Als ich wieder auf der Station Wangtsialing anlangte, war sie zu einem großen fliegenden Feldlazaret umgewandelt. Es waren

schon viele Verwundete vorhanden und einige Operationen hatte besonders Prof. v. Zöge-Manteuffel vorgenommen, und immer neue Reihen von unverbundenen Soldaten und Offizieren trafen ein. Sehr gut und exakt arbeitete auch die Kolonne vom Stallmeister Sr. Majestät Rodsianko, der nur baltische Ärzte hatte. Es wurde fieberhaft verbunden. Die ganze vorige Nacht hatten die Schwestern und Ärzte nicht geschlafen, sondern die immer neu ankommenden Scharen von Verwundeten abgefertigt. Leider verspätete der Sanitätszug, und viele mußten in einfachen Waggons und Plattformen (die dick mit Stroh belegt waren) weggebracht werden, damit für die Nachkommenden Platz geschafft würde. Es war ein Bild, das man nicht so leicht vergißt, dieser Verbandplatz auf dem Bahnhof mit den Bergen im Hintergrunde, auf deren vordersten schon tiefe Gräber für die gefallenen Kameraden gegraben waren. Erhebend war es anzusehen, mit welcher Aufopferung unsre Kameraden gepflegt, doch auch mit welch stoischer Ruhe die größten Schmerzen ohne Klagen und Stöhnen ertragen wurden. Gegen Abend traf endlich der mit Ungeduld ersehnte Sanitätszug ein und mit ihm unser kommandierender General der Grenzwache, Generalleutnant Tschitschagow, welcher mir sofort befahl, die Feldpostenkette einzuziehen und mit den Kosaken nach Sinngjötschöng abzureiten. Auf dem Wege dorthin überholte ich den Professor v. Zöge-Manteuffel und den Prinzen Bourbon. Beide Herren wußten noch nicht, wo sie ihr Haupt niederlegen sollten. Daraufhin forderte ich sie zu mir auf und versprach ihnen sie nach diesem heißen Tage mit saurer Milch zu erfrischen, auch ein kaltes Bad konnte ich den Herren in Aussicht stellen, da meine Douche noch funktionierte und eine Badewanne vorhanden war. Was für eine Wohltat Baden und reine Wäsche ist, das kann nur der verstehen, den die Umstände ein Mal gezwungen haben, wochenlang in Kleidern zu schlafen. Leider konnten sich die Herren der Ruhe nicht lange hingeben, da sie schon am nächsten Tage fort mußten und ich in derselben Nacht einen Rekognoszierungsritt auf der rechten Flanke am Meere vorzunehmen hatte. Ich konstatierte bald, daß die Japaner langsam Wangtsialing besetzten und unsre Posten am Meere bedrängten. Denn ich traf schon bald den Unteroffizier Poljakow von der 43. Sotnja mit seinem Kommando, worunter auch schon Verwundete waren, der in der Nähe von Wangtsialing gestanden.

Ich ritt daher retour, um über alles Gesehene und Gehörte (was man nebenbei gesagt sehr auseinanderhalten muß,

da die Chinesen uns oft nicht sehr geneigt sind) Meldung abzustatten. Ich fand unser liebes, ruhiges Siungjötschöng in ein riesiges Feldlager umgewandelt, so daß es schwer war den Weg hindurchzufinden. Auch fand ich schon den Befehl vor, daß alle Truppen die Station räumen sollten, bis auf 3 Sotnjen von unsrer Abteilung, die nur unter dem stärksten Druck der Japaner das Recht haben sollten, die Station zu verlassen. Wir zogen also 3 Sotnjen stark, unter Kommando des Oberstleutnants Tschewjakinski, auf Vorposten. Unterwegs trafen wir die andern, schon nach Norden ziehenden Truppenteile. Wir lösten auf der 5. Werst südlich von Siungjötschöng 3 Eskadronen der Primorschen Dragoner ab, die uns glückselig den Platz überließen, da sie schon ganz nervös von den schlaflosen Nächten und den ewigen Reibereien und Geplänkeln mit den Japanern waren.

Vor uns, im Rücken und in der Flanke des Feindes, war nur noch ein starkes Aufklärungspikett unter Oberleutnant Baron Prittwitz von den 4. Kosaken Von ihnen liefen alle zwei Stunden immer beunruhigendere Nachrichten ein. Auch in der Front wurden wir immer mehr gedrängt, und um dem Feinde nicht unsre Lage zu verraten, konnte natürlich von Abkochen nicht die Rede sein und wir mußten uns daher mit etwas Brot oder Zwieback und kalten Konserven begnügen.

So rückte der Abend des 7. Juni heran. Schweigend und abgespannt lagen wir neben unsren gesattelten Pferden, als wir es auf der vorderen Postenkette krachen hörten. Unser zwei, meine Wenigkeit und Leutnant Poltoratzky wurden kommandiert, mit je 10 Mann die Vorpostenkette an den gefährdetsten Stellen zu verstärken. Wir kamen noch zur rechten Zeit, denn wir sahen gerade, wie eine Eskadron Japaner unser Zentrum durchbrechen wollte und hörten dabei auch gleichzeitig auf der rechten Flanke schießen. Wir saßen selbstverständlich im Augenblick ab und ein paar Salven waren nicht ohne Effekt. Das gute Schießen fiel uns leicht, da die Distanzen vor unsrer Linie abgemessen waren und wir somit die Entfernung ganz genau abschätzen konnten. Daher ließen die Feinde es beim Versuch bleiben und drangen nicht ernstlich vor. Doch leider wiederholten sie dieses Manöver die ganze Nacht, so daß von Schlaf unter diesen Umständen nicht die Rede sein konnte. Kaum graute der Morgen, als wir schon den Befehl des Generals Samsonow erhielten, in dem er uns strikt befahl, bis zur Station Siungjötschöng zurückzugehen. Um Leutnant Baron Prittwitz sollten wir uns nicht kümmern. Langsam, immer wieder beschossen

von den anrückenden Japanern, gingen wir über den Fluß, dicht vor Siungjötschöng. Hier berief Oberstleutnant Tschewjakinski die drei Eskadronschefs und alle Offiziere zu sich und teilte ihnen mit, daß 1 Oberoffizier mit 30 Mann hierbleiben müsse, um den Rückzug der 3 Sotnjen zu decken, so wie unsre 3 Eskadronen den Rückzug des ganzen Korps des Generals Baron Stackelberg bis jetzt gedeckt hatten. Er wandte sich an uns Oberoffiziere und fragte, wer wohl gewillt sei zu bleiben. Natürlich wollten es alle. Daher losten wir und zu meinem Glück traf mich das Los. Ich suchte mir 30 alte Kosaken aus und blieb frohbewegt zurück, war es doch die erste größere und ernstere Aufgabe, die mir während des Krieges zufiel. Das erste war, daß ich meinen Wachtmeister Petrow mit 4 Mann auf das andre Ufer sandte als vorgeschobenen Posten, der von einem kleinen Hügel aus die ganze Gegend übersehen sollte. Selbst richtete ich mich häuslich ein, d. h. ich ließ die Mauer der einen Fanse nach Süden einschlagen, stellte die Pferde mit 5 Mann hinter die Fansen und lag nun mit den andern 20 Mann rauchend hinter der halbzerstörten Mauer, die ich nun als Wall benutzen wollte.

Wir konnten ruhigen Blutes dem Feinde entgegensehen, da die Distanzen vor unsrem improvisierten Wall wiederum ganz genau abgemessen waren und unsre rechte Flanke durch Leutnant Baron Prittwitz geschützt war. Wir brauchten auch nicht lange zu warten, als der Wachtmeister Petrow mit seinen Leuten heransprengte und mir meldete, daß ihm auf dem Fuße eine russische Aufklärungspatrouille der Kosaken (kenntlich an ihren Piken) und hinter diesen ein Regiment (d. h. 3 Eskadronen, da die Japaner nicht wie bei uns sechs haben) Japaner folge. Ich stellte jeden meiner Leute an seinen Platz und wartete mit starkklopfendem Herzen der Dinge, die da kommen sollten. Alsbald sprengte die Patrouille in guter Ordnung heran, mit einem schlanken Offizier an der Spitze; das war, wie ich sogleich erkannte, Oberleutnant Baron Prittwitz von den Gardeulanen; er rief uns zu, daß die Japaner ihm auf den Fersen seien. Kaum war er hinter dem Eisenbahndamm verschwunden, als auch schon die Vorhut der Feinde ansprengte. Ich ließ sie ungeschoren, da ich gerne mehr auf einmal mit ein paar Salven niederstrecken wollte. Bald kamen auch die 3 Eskadronen in musterhafter Ordnung, wie auf der Parade, im scharfen Trab angeritten. Da sie doch niemand mehr in Siungjötschong anzutreffen hofften, so ritten sie nicht in Schlachtordnung. Ich ließ sie auf 1400 Schritt herankommen, gab dann die erste Salve.

6 Pferde mit Reitern gingen kopfüber. Darauf setzten sie sich in Galopp und ich brachte nur noch zwei Salven an. Dann hatten sie die schützende Stadtmauer erreicht und es dauerte nicht lange, bis wir auch ihre Schüsse in die rechte Flanke bekamen. Ich kommandierte nun „an die Pferde“, wir saßen auf und ritten mit Gesang ab, was der Feind uns sehr verübelte, da er uns durch Chinesen sagen ließ, es wäre unfein angesichts des Feindes, bedrängt von ihm, zu singen. Uns nahm sofort der schützende Eisenbahndamm auf, dennoch hatte ich zwei Verwundete und 3 angeschossene Pferde. In schlankem Trabe holte ich die Unsrigen ein, die auf der 5. Werst abgesessen waren und sich aus dem Dorfe Tee holen ließen. Ich hatte mich kaum gemeldet, als wir schon aus dem nächstliegenden Dorfe beschossen wurden. Der Oberstleutnant kommandierte sofort die eine Eskadron in die Feuerlinie und ein paar gutgezielte Salven genügten, den Feinden zu zeigen, daß sie es nicht mehr mit einer Patrouille zu tun haben. Nebenbei bemerkt, lieben die Japaner nicht unsre Salven, da sie nur das wilde Schnellfeuer kennen. — Unterdessen war es schon Mittag geworden und wir ließen uns in diesem Dorfe häuslich nieder, d. h. in genau abgemessenen Entfernungen wurde zwischen zwei Pflöcken ein Strick ausgezogen und jeder der 4 Züge der Eskadron band die gesattelten Pferde, immer Kopf gegen Kopf, an. Die Leute zündeten kleine, zum Feinde hin abgeblendete Feuer an und kochten in ihren kleinen Feldkesseln ihr frugales Mittagsbrot.

Während des Mittagessens wurde auf japanischem Pferde, dessen Sattel ganz blutig war, ein Chinese eingebracht, der jedoch fließend russisch sprach. Nachdem er seinen Strohhut mit daranhängendem Zopfe abgenommen, erkannten wir in ihm den Trompeter Wolkow von der 6. Eskadron des Primorschen Dragonerregiments. Er war als Spion vor zwei Tagen abgeschickt und das Pferd eines von meinen Leuten erschossenen Japaners rettete ihn, da er sonst gefangen und wohl nach dem Feldgesetz gehängt worden wäre. Er stärkte sich bei unsrer Eskadron und ritt dann seelenvergnügt zu den Seinen. Unterdessen hatte mein Bursche einen Maulbeerbaum im chinesischen Garten ausfindig gemacht, war hinaufgeklettert und warf uns die wohlschmeckenden Beeren herunter. Während wir die Beeren auflasen, fielen wieder Schüsse und es mußten zwei Züge abkommandiert werden, um die Japaner aus dem nächsten Dorfe zu vertreiben. Unser Eskadronschef meinte, eine bessere Musik zum Dessert könne man sich garnicht wünschen. Leider war an diesem Nachmittag an Erholung für

mich nicht zu denken, denn durch Wolkow hatten wir erfahren, daß die Japaner viele Arben in der Stadt Siungjötschöng gemietet hatten und an das Meer schickten. Ich mußte daher wieder aufsitzen und auf die rechte Flanke reiten, um von der Bergspitze zu beobachten, was sie mit den Arben am Meere wollten. Kaum war ich auf einen hohen Berg hinaufgeklettert, als eine Granate über unsre Köpfe ging und 60 Schritt hinter uns liegen blieb. Zum Glück krepierte sie nicht, und da wir keine Artilleristen zum Entladen hatten, befahl ich eine Grube zu graben und ließ durch vier Mann die Granate vorsichtig aufheben und hineinlegen. Von diesem Berge aus sah ich auch, woher die Granate gekommen war. Es lagen wieder einige Kreuzer in der Bucht und 8 große Transportschiffe entluden Proviant auf die Arben aus der Stadt.

Bis zur anbrechenden Dunkelheit mußte ich auf meinem Posten bleiben und kehrte dann hundemüde ins Biwak zurück. Das Proviantladen war natürlich dem General Samsonow gemeldet worden und er befahl mit Morgengrauen zwei Eskadronen in Lava (jedermann vom andern 3 Schritt entfernt, die Hinterreihe von der Vorderreihe 6 Schritt, in ausgezogener Front) vorzureiten, um zu erfahren, wie stark die Besetzung von Siungjötschöng sei, d. h. wir sollten den Feind zwingen, sich zu entwickeln und seine Streitkräfte konstatieren. Um 1/24 Uhr morgens waren wir marschbereit und schwärmten aus. Schon nach den ersten Schritten sahen wir feindliche Reiterpatrouillen, die in wilder Flucht in der Richtung nach Siungjötschöng davoneilten. Wir ritten in guter Ordnung im Schritt weiter. Bald wurden wir von mörderischem Kleingewehr- und Maschinengewehrfeuer empfangen. Ich ließ sofort meine zwei Züge absitzen und eröffnete in einem Wäldchen ein Salvenfeuer auf herausreitende vier Eskadronen Japaner, die das Feuer annahmen, absitzend auch ihrerseits uns beschossen und sich dabei langsam auf die Stadt zurückzogen. Dadurch waren die vier vor uns liegenden Dörfer frei geworden, da auch von den Bergen die 10 Maschinengewehre nach der Stadt zu abgefahren waren. Ich schickte davon Meldung und bekam den Befehl, mit 5 Kosaken die rechte Flanke zu rekognoszieren. Nach 2 Werst gelangte ich in eine tiefe Schlucht; von dort aus sah ich, daß die eine der Eskadronen der kleinen Gelben abgesessen war und die Pferde unter schwacher Bedeckung standen, während die übrige Mannschaft wohl zu Fuß einen Umgehungsversuch unsrer rechten Flanke durch die Berge machte.

Meine Ansicht bestätigte sich, da ich aufschauend im Westen

auf den Berghöhen die marschierenden Leute sah. Schnell versteckte ich meine paar Leute in der Schlucht und sprengte selbst in rasender Eile zu meiner Eskadron zurück, um Verstärkung herbeizuholen und die abgesessene Eskadron des Feindes zu vernichten. Ich bekam noch 25 Mann, die sich freiwillig gemeldet hatten und ritt in beschleunigtem Tempo retour. In der Schlucht empfingen mich die Leute mit der beruhigenden Nachricht, daß die kleinen Japaner noch da seien, doch sah ich durch das Fernglas, daß das Dorf parallel mit uns von einer feindlichen Eskadron besetzt worden war, was naturgemäß nicht zur Erleichterung unsrer Lage beitrug. Dennoch ließ ich rasch entschlossen meine Leute absitzen und schlich mit ihnen die Schlucht hinauf, durch ein Gebüsch gedeckt, bis auf 800 Schritt von den Tee trinkenden Japanern mit der Eskadron reiterloser Pferde. Wir gaben 8 Salven ab und richteten naturgemäß mit unsren 23 Flinten ein Massenblutbad besonders unter den Pferden an, doch auch ca. 25 Japaner blieben tot oder stark lädiert auf dem Platze. Leider konnte ich niemand aufnehmen, da die feindliche Eskadron, auf die ich schon vorher mein Augenmerk gerichtet hatte, heransprengte. Ich ließ 20 Mann aufsitzen und mit den übrigen 10 gab ich zwei Salven auf die anreitende Eskadron. Dann ritten wir, durch die Schlucht gedeckt, in schlankem Trabe davon, nicht Galopp, denn es ist sonderbar, daß der Mensch bei schneller Gangart nicht mehr Herr seiner Nerven ist und aus dem Galopp sofort in Karriere verfällt. Der Oberstleutnant T. hatte diesem Manöver aus dem Fernglase zugesehen und begrüßte mich mit lautem Hurra. Ebensolche Ovation wurde uns von seiten der Sotnja zuteil. Auch die Chinesen begrüßten mich mit freundlichem Lächeln, da ich sie durch meine acht Salven für einige Tage mit frischem Pferdefleisch versehen hatte.

Unterdessen war es auch schon Spätnachmittag geworden und Pferde und Leute ermattet von den Strapazen der letzten Tage. Daher befahl der Oberstleutnant unsre Eskadron in die nahe Reserve zur Erholung auf einen Tag, um den Pferden zugweise die Sättel abzunehmen und dadurch die Möglichkeit zu geben, die Rücken sich ein wenig erholen und auch die Mannschaft etwas schlafen zu lassen. Sofort brachen wir auf und ritten auf die Positionen von Pitsiwo, wo wir in der Nähe im Dorfe Santsi den General Samsonow mit seinem Stabe, den Primorischen Dragonern und den 4. Kosaken vorfanden. Den ganzen Abend war es uns vergönnt, uns zu erholen, welche Zeit wir sofort benutzten, uns reine Wäsche anzuziehen und von Kopf bis Fuß zu waschen.

Doch mußten wir um 2 Uhr nachts wieder in die Sättel, um den Vorpostenoskadronen zu Hilfe zu eilen. Der Feind hatte sich die dunkle Nacht zum Überfall ausgesucht. Der Mond ging in jenen Nächten um 12 Uhr unter und erst gegen 4 Uhr dämmerte der Morgen Wir kamen noch zur rechten Zeit, um eine schneidige Säbelattacke der Japaner abzuwehren. Wieder entsprach diese Attacke nicht den neuesten Lehrbüchern der Taktik, da dort gesagt ist, daß es heute nicht mehr vorkommt, daß Kavallerie ineinander hineinreitet, sondern der eine oder der andre muß vorher durch den Anprall wenden. Wir ritten ganz ordentlich ineinander hinein und hatten viele Verwundungen, besonders der Hand, denn da unser Säbelgriff ohne Korb, so ist die Faust ungeschützt, und der Feind, der jede Kleinigkeit zu seinen Gunsten ausnutzt, nahm auch hier naturgemäß die Gelegenheit wahr, so viele wie möglich ohne Mühe kampfunfähig zu machen durch Abschlagen der Finger. Noch eine sehr schlaue Art dem Gegner viel Schaden zuzufügen, ohne dabei selbst in große Gefahr zu geraten, lernte ich hierbei kennen. Die Japaner warfen sich nämlich mit Vorliebe wie tot von den Pferden, und schlugen, am Boden liegend, die Fesselgelenke der russischen Pferde mit dem Säbel durch. Sie können es mit Sicherheit tun, da ja ein Pferd bekanntlich nur im höchsten Notfall auf einen liegenden Menschen tritt. Gegen Morgen kehrten wir mit einigen Verwundeten zurück und legten uns schlafen. — Am Morgen, den 10. Juni, wurde ich zum General Samsonow befohlen, um mündlich den Bericht über den Hinterhalt vom Tage zuvor abzustatten. Der General fragte mich scherzend, ob es mir als Kavallerist nicht schmerzlich gewesen wäre, so viele Pferde niederzuknallen? Ich mußte ihm alles genau erklären, und vor allem, warum es mir unmöglich war, einige der Pferde abzufangen. Bei ihm traf ich auch meinen früheren Bekannten, den einen Ordonnanzoffizier des Generals, Rittmeister Prinz Bourbon. Bei dem verbrachte ich den Rest des Tages und er revanchierte sich großartig für das Abendbrot mit saurer Milch in Siungjötschöng, denn er hatte die verschiedensten Konserven mit. Auch lernte ich bei dieser Gelegenheit den Regimentskameraden des Prinzen kennen, den Stabsrittmeister Tretjakow von den Grodnoschen Gardehusaren. So verlebte ich den Tag in Üppigkeit, denn so gut zu essen hatte ich schon lange nicht bekommen. Abends, wie ich einen kleinen Spaziergang durch das Dorf machte, traf ich den Rigenser von Cramer, Unteroffizier im Primorschen Dragonerregiment, der mir freudestrahlend erzählte, daß er für das Depeschenbringen nach

Port Arthur und zurück mit Leutnant Jelkin das Soldatenkreuz 4. Klasse des heil. Georg erhalten. Leider war das Kreuz bisher noch nicht eingetroffen, was ihm großen Kummer bereitete. Doch tröstete ich ihn, da er ja im Tagesbefehl gestanden, also seiner Sache schon sicher war. Auch lief mir am selben Abend ein zweiter Rigenser in den Weg, Freiwilliger Strenge aus demselben Regiment, mit seiner unvermeidlichen Harmonika unter dem Arm, mit der er uns schon öfter die Zeit verkürzt hatte. Auch er erzählte mir mit Stolz, daß er einen selbständigen Aufklärungsritt gemacht, der gut abgelaufen war. Leider konnten wir den Abend nicht zusammen verbringen, da die Dragoner weiter ab in einem Wäldchen standen und die Freiwilligen abends bei ihren Eskadronen sein mußten. So verfloß dieser Tag ohne Störung.

Des Morgens ganz früh mußten wir wieder auf die Vorposten. Mir fiel das Los zu, auf der linken Flanke einen vorgeschobenen Posten einzunehmen. In der Nähe (1500—2000 Schritt) von uns war eine Tränke des Feindes. Ich hatte nur 12 Mann bei mir und sollte nur Obacht geben auf die Japaner. Daher ließ ich sie die Pferde ruhig tränken und verhielt mich mit meinen Leuten ganz still. Doch leider verriet uns gegen Mittag das Wiehern eines unsrer jungen Pferde, und eine Eskadron ritt an, um uns aus unsrem Versteck zu vertreiben. Die Infanterie überschüttete uns unterdessen mit Kugeln (es ist ja bekannt, daß japanische Kavallerie sich nie von ihrer Infanterie auf weiter wie 4 Werst entfernt), doch ohne Schaden anzurichten, da wir durch Gebüsch gedeckt waren und sie die Entfernung nicht genau abschätzen konnten. Daher schlugen die Kugeln sämtlich vor uns ein, zum größten Gaudium meiner Leute. Wir zogen uns dann auf unsre Vorpostenlinie zurück und nahmen in der Nähe einer Kumirnja (chinesisches Bethaus) Aufstellung, an der eine Bergstraße vorbeiführte. Ich hatte mich eben etwas zum Ausruhen hingestreckt, als mir der Posten einen Zug Chinesen meldete. Durch das Fernglas erkannte ich eine Schar chinesischer Mädchen und Frauen mit Kindern auf dem Rücken und an der Brust, welche sich uns näherten. Ich ließ sie bis an uns heran, hielt sie dann an und fragte, was und wohin sie wollen. Es waren alles weibliche Wesen zwischen 12 und 30 Jahren. Sie sagten, daß sie vor den Japanern in die Dörfer flüchteten, die noch von den Russen besetzt seien, da sie sonst von den Japanern aufgegriffen und für 15 Rbl. pro Kopf (ausgezahlt an die Angehörigen) in den Train gesteckt worden wären. Sie baten mich, sie passieren zu lassen und ich schickte sie

daher unter Bedeckung ins nächste große Dorf, wo sie von Verwandten oder Freunden mit großer Freude empfangen wurden

Bald darauf mußte ich zur Verstärkung des Nebenpostens vor, der von einer halben Eskadron Japaner attackiert wurde. Dabei schoß ich mit dem Revolver einen Japaner vom Pferde, der sich zu weit vorgewagt, oder besser gesagt dessen Pferd durchgegangen war und ihn zu nah an uns herangebracht hatte. Nachdem die halbe Eskadron gewendet und ihre Toten und Verwundeten in der Eile aufgelesen, außer dem von mir Erlegten, da er zu nah an unsrer Feuerlinie lag, gingen wir heran und sahen zu unsrem großen Erstaunen, daß es garnicht ein Mann, sondern ein Knabe von ungefähr 12 Jahren war. Wir beerdigten ihn mit allen militärischen Ehrenbezeugungen und machten uns dann an das Verbinden unsrer Verwundeten, deren es dieses Mal, Gott sei Dank, nur zwei leichte gab. In der Nacht inspizierte unser Oberstleutnant unsre Postenkette und forderte mich auf, nachdem er bei mir etwas lauwarmen Tee getrunken, ihn zu begleiten. Es dämmerte schon, als wir, nur von unsren Reitknechten und einem Trompeter begleitet, aufs freie Feld, das zwischen uns und dem Feinde lag, herauskamen. Wir wollten gerade in das Dorf Sakou hineinreiten, das unsrer Meinung nach von einem Zuge der Primorschen Dragoner unter Leutnant D. besetzt sein mußte, als uns ein Kugelregen empfing, und ich hatte jetzt Gelegenheit die Kaltblütigkeit unsres Oberstleutnants zu bewundern, der im Schritt umkehrte, und dem Feinde immer die Seite zeigend, damit wir keine Schüsse in den Rücken bekämen (eine Verwundung, die nicht sehr hochgeschätzt wird), ruhig ins nächste Dorf abritt, welches jetzt von dem aus Sakou vertriebenen Zuge des Leutnants D. besetzt war. Sonderbarer Weise hatten die kleinen Gelben keinem von uns Schaden zugefügt. Im Dorfe, wo wir beim Kameraden D. einen kleinen Imbiß einnahmen, bestehend aus Radieschen, grünen Zwiebeln und Zwieback, hieß mich der Oberstleutnant 15 Mann auswählen und unsre linke Flanke hinunterreiten, und dann in südöstlicher Richtung weiter, bis ich auf den großen Weg von Siungjötschöng nach der Festung Syang käme, um zu konstatieren, ob viele feindliche Truppen und welche Waffengattungen am meisten dorthin ziehen. Ich machte mich sofort auf und kam am Nachmittag in die Nähe dieses großen Weges; es dauerte so lange, da es beschwerlich war, durch die Berge dorthin zu gelangen, trotz der Ausdauer der kleinen mandschurischen Pferdchen, die in der Ebene 90—100 Werst täglich ohne Überan-

strengung machen können, was ihnen kein Vollblutpferd nachmacht. Auch durften wir keine eigentlichen Wege benutzen, sondern nur auf Fußpfaden vordringen, um weniger der Gefahr ausgesetzt zu sein, von Spionen oder Patrouillen entdeckt zu werden. Ich versteckte nun Mannschaft und Pferde in einer durch Gebüsch gedeckten Kumirnja auf einer Bergspitze und konnte nun mit Muße durch das Fernglas die vorbeiziehenden Japaner zählen, ohne von ihnen in meinem Versteck bemerkt zu werden. Ich sah gerade, wie zwei feindliche Kompagnien das Dorf mir gegenüber besetzten, um dort wahrscheinlich abzukochen und zu nächtigen, als ein Posten mich darauf aufmerksam machte, daß von unsrer Seite eine Eskadron nahe. Ich bekam einen großen Schreck, da ich dachte, daß es eine feindliche sei, doch sofort belehrten mich die Piken, daß es unsre Leute waren. Ich schickte sofort einen Mann entgegen, um dem Eskadronschef zu melden, daß er nicht weiter könne, da er sofort von zwei Kompagnien beschossen würde. Der Chef muß diese Warnung nicht richtig verstanden haben, denn er ritt ruhig weiter. Einige Minuten darauf wurde er von einem mörderischen Kleingewehrfeuer empfangen und mußte wenden. Um seinen Rückzug zu decken, beschoß ich von meinem Versteck aus die Kompagnien und erreichte es, daß sie unsre Kumirnja zu beschießen anfingen, doch ohne Schaden, da sie uns nicht sahen und wir von den Steinmauern gut gedeckt waren. Die abreitende Eskadron hatte unterdessen den nächsten hohen Berg erreicht und beschoß nun erfolgreich das Dorf mit den zwei japanischen Kompagnien. Diesen Moment benutzte ich, um unbemerkt mit meinen Leuten zu verschwinden und schloß mich sofort der Eskadron an. Da stellte sich denn heraus, daß meine Warnung nicht verstanden worden und der Kommandeur den Befehl vom General Samsonow hatte, gerade das Dorf, welches schon von zwei Kompagnien besetzt war, einzunehmen und von dort aus gleich mir die Beobachtung des großen Weges zu übernehmen, da ja im Quartier des Generals nicht bekannt sein konnte, wo ich mit meinen 15 Mann stecke. Zu unsrer großen Freude hatte diese Eskadron nur ein Pferd verloren, und der Kosak hatte sogar den Sattel mit Gepäck gerettet. Gleich darauf erreichte mich der Befehl des Oberstleutnants, zur Sotnja zurückzukehren, da vom Quartier des Generals eine Sotnja kommandiert worden, meine Aufgabe auszuführen. Der Zufall hatte es gewollt, daß ich mit ihr zusammengetroffen. Spät in der Nacht traf ich im Biwak ein. Wir hatten den ganzen Tag nichts in den Magen bekommen und bekamen auch jetzt nicht einmal Tee,

da die Japaner so nahe herangerückt waren, daß man kein noch so kleines Feuer anmachen konnte. Wir schnallten also die Bauchriemen enger, zündeten uns ein Pfeifchen chinesischen Tabacks an, der uns an die Kinderzeit gemahnte, wo man noch Rosenblätter rauchte, gaben den Pferden etwas Gerste und Stroh und legten uns zum Schlummer nieder.

Es dämmerte erst, als ich von meinem Eskadronschef geweckt wurde mit der Nachricht, daß ein Unteroffizier Popow von der 53. Kompagnie aus der Gefangenschaft retourniert sei. Er war bei Wafangkou gefangen worden, war einige Tage von den Japanern schlecht gefüttert im Biwak gewesen, bis er vor einen Japanischen General geführt wurde, der ihn über einzelnes ausfragte, und da er keine befriedigende Antwort erhielt, seiner Umgebung einige japanische Worte sagte, und selbst mit der Suite fortging. Sofort führte man den armen Popow in eine andre Barake, die eine Schmiede war, band ihm die Hände fest und stach ihm glühende Nadeln in die Gelenke, um ihn zu Aussagen zu bewegen. Doch da er stumm blieb (er konnte auch wirklich nicht unsre Artillerie-Positionen bezeichnen), so wurde er mit den laibierten Händen wieder abgeführt Doch bezeugte auch er, daß, solange ausländische Militäragenten zugegen sind, die Japaner sehr menschlich mit ihren Gefangenen umgehen. Doch bestritt er auf das bestimmteste, daß es verkleidete Chunchusen gewesen seien, sondern es seien reguläre japanische Truppen gewesen. Dasselbe bestätigte ja auch nachher der von den Japanern mißhandelte Kosakenleutnant Tokmarow, über den ich Ausführliches in der Nr. 399 des „Berl. Tagebl." brachte. Glücklicherweise entkam Popow seinen Peinigern, wurde von den Chinesen versteckt und mit Lebensmitteln versehen und gelangte zu uns, von wo er ins nächste Feldlazaret abgefertigt wurde, da seine Hände schrecklich aussahen.

Während wir noch über diese Grausamkeiten sprachen und den Wunsch äußerten, lieber tot als verwundet und gefangen in die Hände unsres Gegners zu fallen, kam der Befehl, daß 3 von uns mit je 20 Mann vorreiten sollten, je einer rechts, links und geradeaus. Hinter uns sollten 3 Sotnjen in Lava folgen, um den Feind wiederum zu zwingen, seine Kräfte zu entwickeln, da wir Verdacht hatten, daß er Verstärkung erhalten habe. Daher brachen wir drei auf, meine Wenigkeit auf der linken Flanke, Leutnant P. vor dem Zentrum den Eisenbahndamm entlang und Leutnant T. auf der rechten Flanke am Meere entlang.

Bald stieß ich auch in den Bergen auf eine größere Abteilung Japaner, die ich auf eine ganze Eskadron taxierte. Doch irrt man sich öfter, da sie über das freie Feld oder eine Schlucht, selbst wenn sie sich unbeobachtet wähnen, immer in kleinen Trupps von 3 -5 Mann hinübersprengen. Diese feindliche Abteilung retirierte, so wie sie meiner ansichtig wurde. Ich meldete dieses Zusammentreffen und nahm die Verfolgung auf. Nachdem ich ihnen bereits stundenlang gefolgt war, sah ich von einem hohen Berge aus, daß die vermeintliche Eskadron nur eine stärkere Aufklärungspatrouille von 30—35 Mann war. Meldete also diesen Irrtum, und sah auch bald zu meiner Rechten eine Patrouille meines Kameraden von den Primorschen Dragonern, des Leutnants Nikschitz (ein serbischer Ulanenoffizier, der in Rußland Dienste genommen und schon das Georgenkreuz erhalten), welcher auch diese 30 Mann verfolgte.

Wir hatten uns die ganze Zeit nicht gesehen, da Berge uns trennten, doch müssen die Feinde den Kameraden eher erblickt haben, weil sie so schnell vor mir zurückwichen. So kamen wir bis an den hohen Felskegel mit einem Denkmal, welcher von den Chinesen die „steinerne Jungfrau“ genannt wird, woran sich eine chinesische Legende knüpft, die auf ein Haar der Sage von der Heldenmutter Niobe gleicht. Da fing es mir an aufzufallen, daß die japanischen Dragoner ihr Tempo verlangsamten und ich machte meinen Kameraden darauf aufmerksam. Der schlug nun einen Umgehungsversuch vor, ritt nach Westen ab und ich ritt in alter Richtung vorwärts, bis mir einige 800 Schritt vor mir ein Gebüsch auffiel, das früher, soviel ich mich erinnern konnte, nicht dort gestanden. Kaum waren die roten Hosen der japanischen Kavalleristen hinter diesem Gebüsch verschwunden, als es dort von grauen Beinkleidern der japanischen Infanterie zu wimmeln begann. Wir wurden von drei Seiten auf einmal beschossen. Ich ließ sofort meine Leute absitzen, die Pferde hinter ein einsamstehendes Haus verstecken, die Leute sich hinlegen und ein paar Salven als Antwort geben, um vor Allem zu verhindern, daß sie zur Attacke auf mein Häuflein Menschen vorgingen. Beim Absitzen merkte ich, daß der eine meiner jungen Soldaten am Schenkel stark verwundet war und befahl ihm, nicht abzusitzen sondern bei den Pferden zu bleiben. Doch hörte er nicht, sondern kroch in die Feuerlinie (da er nicht mehr gehen konnte) und meinte, er müsse sich doch erst revanchieren. Leider konnten wir nur 3 Salven anbringen, von denen besonders eine brillant saß, da sie gerade

einschlug, als der Feind zum Bajonettangriff vorgehen wollte, und den schützenden Wall, der sich hinter dem verdächtigen Gebüsch befand, verlassen hatte. Wir saßen schnell auf, warfen die Verwundeten auf ihre Pferde und ritten nach Westen ab, auf ein Dorf zu, wo ich den Leutnant Nikschitz zu treffen hoffte. Diese Seite war auch außerdem die einzige, wohin ich mich wenden konnte, da mir der Rückzug durch eine abgesessene halbe Eskadron abgeschnitten war. Kaum war ich im Dorf, als wir seitwärts durch die kleinen Gäßchen eine Menge Rothosen bemerkten, die verzweifelte Anstrengungen machten, zu uns zu gelangen. Unsre Lage wurde mehr wie kritisch. Jetzt waren wir nur noch durch einen Häuserkomplex getrennt, als mir mein Zugunteroffizier Gurin, ein in den verschiedensten Abenteuern ergrauter Kosak, zurief, daß wohl keine Rettung und das Beste wäre, in einem der Höfe abzusitzen und sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen So sprengten wir in den nächsten Hof, um diese Absicht auszuführen, als schnell nach einander zwei Salven, die ja nur russische sein konnten, bei den Japanern einschlugen. Die Verwirrung des Feindes benutzend, ritt ich, eine Hinterthür des Gehöfts benutzend, die ins freie Feld führte, in der Richtung der Salven davon. Natürlich schossen mir die kleinen Gelben nach, doch waren wir gerettet und Gott sei Dank ohne Tote und mit nur 5 Verwundeten und einigen blessierten Pferden. Wir ritten über den Eisenbahndamm und trafen dort meine Kameraden P. und Nikschitz, die mir durch ihre gutgezielten Salven aus der Klemme geholfen.

Auf unsrem rechten Flügel war auch schon ein hübsches Handgemenge im Gange, das leider für uns mit einem Rückzuge endete, da der Feind in großer Übermacht war. Wir konstatierten 12 Bataillone, 12 Eskadronen und ca. 4 Batterien, außerdem die zu den Bataillonen gehörenden Maschinengewehre Diese große Übermacht beruhigte einigermaßen unsren eben erst eingetroffenen Regimentskommandeur Oberst von Winning, der ungern mit seinen 3 Eskadronen (halbes Regiment) zurückging. Von ihm bekam ich Vorschrift auf den Feind zu achten und dort zu bleiben, wo ich war. Da Leutnant Nikschitz denselben Befehl erhielt, so ließen wir uns in einem Wäldchen nieder. So gingen einige Stunden hin und wir wurden nur von Zeit zu Zeit von einigen Kugeln der Japanern begrüßt, die wahrscheinlich zeigen sollten, daß die Feinde unser Versteck erraten. Auf einmal merkten wir große Bewegung in dem Dorfe vor uns und 2 Eskadronen ritten in

Schlachtordnung heraus, wahrscheinlich um uns zu vertreiben und zu sehen, was hinter unsrem Rücken vorging. Wir ließen unsre Leute zusamentreten und beschossen den Feind, unsren 2 Trompetern befahlen wir unaufhörlich umherzureiten und bald hier, bald da Signale zum Sammeln zu blasen, damit der Feind getäuscht würde und denken sollte, daß eine größere Macht das Wäldchen besetzt halte. Der Feind ließ sich auch wirklich durch dieses Scheinmanöver täuschen und zog sich mit Verlusten zurück, wir aber hatten Ruhe bis zum Abend, wurden dann abgelöst und kehrten jeder zu seinem Regiment zurück.

Als ich mich beim Regimentskommandeur meldete, sagte er mir viel Schmeichelhaftes über meinen gelungenen Hinterhalt vom 9. Juni, und teilte mir mit, daß General-Adjutant Kuropatkin es Sr. Majestät gemeldet. Außerdem überreichte er mir etwa 15 Briefe aus der Heimat (wir bekamen auf Vorposten selten Briefe, doch wenn schon, dann gleich in größerer Anzahl) und ein Päckchen von meiner Mutter mit einigen Hemden und Chokolade. So endete der Tag, der so schlimm zu werden drohte, prachtvoll! Auch die andren hatten Briefe aus der Heimat erhalten und daher verlief das Abendbrot, wozu Kamerad Tretjakow die meisten seiner Konserven geopfert, sehr lustig, trotz mangelhaften Bestecks, da nur 8 Gabeln und ebensoviel Messer aus dem eleganten Necessair T.'s und einige finnische Messer und Holzlöffel vorhanden waren. Es wurde viel gescherzt und gelacht, auch gab P. mein heutiges Abenteuer zum besten, in stark humoristischer Färbung, worauf ich mein Glas kalten Tee erhob und meinte, ich könne mich jetzt mit Recht als Mitglied der „unsterblichen“ Sotnja betrachten. Unsre Sotnja war nämlich schon in größeren Schlachten im chinesischen Kriege aktiv gewesen und hatte immer wenig Verluste zu verzeichnen. Unser Kommandeur erwiderte lachend, daß es wohl die laufende Nummer unsrer Eskadron sei, die uns Glück bringe — wir führen nämlich die ominöse „Nr. 13“, das muß also doch wohl nicht so durchaus eine Unglückszahl sein.

Der Abend wurde erst recht urgemütlich, denn Tretjakow griff noch tiefer in seine Satteltasche und holte eine Flasche guten alten Cognac hervor. Nun konnten wir uns noch ein feines Glas steifen Grog brauen. Während unsres Beisammenseins wurde der Rittmeister Tretjakow zu General Samsonow gerufen, und überbrachte bald darauf unsrem Regiments-Kommandeur Oberst von Winning den Befehl des Korpskommandeurs, Generals Baron Stackelberg, daß er mit seinem halben Reiter-Regiment auf Siung-

zötschöng vorrücken solle, als Vortrab der beiden Regimenter des Generals Samsonow, um diesen Ort, wenn möglich, wieder einzunehmen, und zwar sollten wir schon um ½3 Uhr losreiten. General Samsonow wollte um 3 Uhr mit den andren aufbrechen. Oberst v. Winning wurde vom Stabsrittmeister T. noch persönlich gebeten, ihm die eine Vorhutpatrouille zu geben, der Oberst war damit einverstanden, zum Unglück T.'s, der, seiner Kurzsichtigkeit halber, bei dieser Affaire auch blieb, zerhackt von den Japanern. Mir gab er wieder die Aufklärungspatrouille des linken Flügels, und legte mir ans Herz, auf einen etwaigen Umgehungsversuch des Feindes zu achten; Oberleutnant P. ritt im Zentrum (weil wir beide doch schon zusammen gearbeitet hatten und das Terrain gut kannten) und der Stabsrittmeister T. auf der rechten Flanke.

Da wir drei schon um 2 Uhr aufbrechen sollten, legten wir uns sofort nieder, um doch noch ein paar Stunden Ruhe, oder wenn möglich, Schlaf zu genießen. In der Dämmerung weckte mich punkt ½2 Uhr der Unteroffizier und ich ließ meine Leute vom vorigen Tage antreten, erklärte ihnen unsre Aufgabe und ritt frohgemut los. Als der Morgen eben graute, kamen wir an der „steinerne Jungfrau“ an, trafen dort einen Chinesen und fragten, ob „Jpen“ in der Nähe seien. Er bejahte und zeigte auf das nächste Dorf. Kaum waren wir dort hineingeritten, als meine ersten Vorreiter Schüsse abgaben und ich einige Japaner mit Hühnern unter dem Arm flüchten sah. Es waren ihrer 15 Mann, 3 davon blieben auf dem Platze, der vierte, schwerverwundet, wurde sofort von zwei seiner Kameraden aufgehoben, einem dritten über die Schulter geworfen mit so gewandtem und schnellem Griff, daß es unbedingt vorher eingeübt gewesen sein muß, und flüchteten in die Berge. Wir konnten uns aber nicht länger mit ihnen beschäftigen, da wir in der rechten Flanke beschossen wurden, von einer abgesessenen Aufklärungspatrouille der Japaner. Wir mußten nun auch absitzen und hinter Gräbern versteckt versuchen den Feind (d. h. die Patrouille der Japaner) zu vertreiben. Das dauerte einige Stunden, da sie in der Übermacht waren und gerne an mir vorüber wollten, um zu sehen, was die Unsrigen hinter mir treiben. Zu gleicher Zeit hörte ich auch in der Gegend des Eisenbahndammes starkes Schießen, und schloß daraus, daß dort Kamerad P. auch schon mit dem Feinde in Fühlung gekommen sei. Da sich das Schießen immer mehr näherte, so zog es mein Gegner vor, sich zurückzuziehen. Ich verfolgte ihn, kam dabei über einen hohen Bergrücken und sah durch das Fernglas zu meinem Er-

staunen, daß die Schlucht ca. 2 Werst von meinem Standpunkte von Infanterie und Artillerie wimmelte, welche nach nord-östlicher Richtung marschierten. Es war sofort klar, daß es sich hier nur um einen Umgehungsversuch handeln konnte, und ich wollte eine Estafette an den Regimentskommandeur schicken, als ich unter mir einen japanischen Kavallerieoffizier dahinsprengen sah, nur von 2 Soldaten begleitet, welcher augenscheinlich eine Botschaft nach der Stadt Siungjötschöng zu bringen hatte. Sofort schnitten meine Leute ihm den Weg ab und umringten ihn. Der Offizier, der sich in der Nähe als Secondeleutnant von etwa 19 Jahren erwies, fuchtelte wild mit dem Säbel um sich, als ich heranritt, meinen Leuten bedeutete von ihm abzustehen und ihm japanisch „Damané“ zurief, d. h. „ergeben Sie sich“. Doch er antwortete so etwas wie „je ne veux pas“ und gleich darauf kreuzten sich unsre Säbel. Doch focht er sehr sonderbar, er fuchtelte immer nur mit der Klinge und versuchte zu stechen. Ich traf ihn quer durch das Gesicht und befahl dem Kosaken Maslow sein Pferd am Zügel zu nehmen, um ihn zum Verbandplatz zu bringen. Doch da er sich verwundet auch noch zur Wehr setzen wollte, so mußte er niedergemacht werden. In demselben Augenblick bekamen wir von links und von vorne einen Hagel von Kugeln. Mein Pferd brach sofort zusammen und ich selbst bekam einen Knieschuß, auch der linke Arm versagte (auch Folge eines Schußes.) Gleich darauf hörten wir auch den Schlachtruf: „Bansai“ und „Tarraba“ und über mich ging eine Eskadron hinüber. Dennoch gelang es meinen braven Jungens mich herauszuhauen und auf ein freies Pferd zu werfen. Wir ritten nun hinter den Berg und saßen schnell ab (d. h. meine Leute, ich selbst konnte nicht) und beschossen mit Schnellfeuer den herannahenden Feind, der jetzt wohl meinte, daß er es mit herbeigeeilter Infanterie zu tun habe und sich langsam, seine Verwundeten mitnehmend, zurückzog. Wir hatten 4 Verwundete außer mir. Ich schickte sie zum Verbandplatz, selbst wollte ich dem General Samsonow über den Umgehungsversuch Meldung erstatten. Dabei mußte ich ein freies Feld passieren und wurde sofort von den Japanern beschossen Die Mütze wurde mir vom Kopfe gerissen und ich fühlte einen Schlag auf den Magen und war nun überzeugt, daß ich einen Bauchschuß weg habe. Nachher aber erwies es sich, daß der Sabelgriff die Kugel aufgehalten. Mein Knie brannte und schmerzte stark, auch floß das Blut reichlich. Da hörte ich hinter mir (von den Meinen war ich noch 1½—2 Werst entfernt) Pferdegetrappel, drehe mich um und sehe einen

japanischen Leutnant mit 2 Mann mich verfolgen. An dem schwankenden Sitz im Sattel muß er wohl erkannt haben, daß ich schwerverwundet bin und wollte mich wohl gefangen nehmen. Im ersten Augenblick war ich zu apatisch, um etwas zu denken und ritt ruhig im kleinen Trab weiter, bis mich einige japanische Schimpfworte aufrüttelten. Ich hörte, wie der Verfolger mich, mit dem blanken Säbel fuchtelnd, anschrie: „Kakoe koi inu“ (steh' still, Hund!) Diese fein ausgewählte Anrede vertrieb mir sofort jedes Gelüste auf eine nähere Bekanntschaft mit ihm. Ich hielt nun das Pferdchen an und wartete mit dem gespannten Revolver in der Hand, bis der schon freudig erregte Herr (der glaubte, ich habe angehalten, um mich zu ergeben) auf ungefähr 50 Schritt herankommen, dann schoß ich zwei Mal kurz nacheinander und der junge Mann fiel rücklings vom Pferde, ich sah nur noch, wie seine beiden Begleiter absprangen, wandte mein Pferd und ritt, so schnell das Tierchen laufen konnte, davon. Doch noch eine Kugel, vielleicht eine von den abgesessenen Begleitern des japanischen Leutnants, erreichte mein Pferd, dieses stolperte, und ich viel kopfüber aus dem Sattel, wurde aber gleich darauf von einer Kosakenpatrouille aufgelesen und bekam ein frisches Pferd, auf dem ich den General Samsonow aufsuchte und mich bei ihm als verwundet abmeldete, nachdem ich ihm den Umgehungsversuch der japanischen Infanterie und Artillerie gemeldet. Leider hinderte mich ein Ohnmachtsanfall, in Folge starken Blutverlustes und langen Reitens nach der Verwundung, die Antwort Sr. Exellenz zu hören. Als ich zu mir kam, hatte ich das niederschlagende Bewußtsein, jetzt für einige Monate kampfunfähig zu sein, und nur die Hoffnung, bald wiederhergestellt aufs neue in die Reihen meiner Kameraden eintreten zu können, gab mir neuen Lebensmut.



Gedichte

von

Eduard Fehre.

Von einem Sommer.

Das war ein alter Herrensitz'
Einst hatten Seidenschleppen
Ein schimmerndes Parkett gestreift —
Nun bröckelten die Treppen;
Das Deckenbild, gefallen war's
Der strengen Zeit zur Beute — —
Des Sommers, den ich dort verlebt,
Wohl denk' ich sein noch heute

Der Gartenpark! In farb'gem Tanz
Sprangen der Sonne Lichter,
Im Strauchwerk halb verborgen, quoll
Die Himbeer dicht und dichter.
Der Linde Blüten lockten an
Der Bienen frohe Schwärme,
Und alles was da lebte, schien
Getaucht in Licht und Wärme. . .

Zu Ende ging ein schwüler Tag,
Die Sonne war im Sinken;
Der Garten wollte noch vor Nacht
Die letzten Strahlen trinken.
Da haben Klänge seltsam fremd
Der Brust sich mir entrungen;
Da hab' ich — selber faßt' ich's kaum —
Mein erstes Lied gesungen

Der Garten.

Du Garten hinterm Hause,
Der meine Kindheit sah,
Wie liegst du traumversunken
Im Sonnenschimmer da!
Mir deckte oft den Himmel
Ein graues Einerlei —
Doch über dir, mein Garten,
Leuchtet ein ewiger Mai!

Ganz leise knarrt die Pforte —
Seh' ich und hör' ich recht?
Ihr Bäume, Lauben, Beete,
Ihr lebet und ihr sprecht!
Von goldnem Lachen hallt es,
Von frohen Liedern klingt's,
Von Zauberblumen duftet's,
Von Märchen raunt und singt's . . .

Schwesterlein.

Schwesterlein, Schwesterlein!
Wie gingst du früh zur Ruh'!
War's doch blauer Frühlingstag:
Sonne über den Wegen lag,
Lerchen sangen — aber du
Schlossest still die Augen zu.

Schwesterlein, Schwesterlein!
Was ist mit dir geschehn?
Brüder und Schwestern kamen zuhauf —
Aber dich weckt niemand auf
Sollen sie wieder nach Hause gehn,
Lerche nicht hören, Sonne nicht sehn?

Einem Frühvollendeten.

Die Luft durchschwirrt' ein Pfeil, er traf;
Du sankest hin zu frühem Schlaf.
Sie brach dir an, die lange Nacht,
Noch eh' die Ernte eingebracht.

Den Acker, der dir anvertraut,
Wie hast du treulich ihn bebaut!
Wir sahen reiche Frucht erblühn
Aus deiner Hände heißem Mühn. . .

's ist eine Zeit, die Männer braucht!
Du hast für solche Zeit getaugt.
Ein Freier, keiner Clique Sklav — —
Die Luft durchschwirrt' ein Pfeil: er traf. . .

Blüte und Frucht.

Wie bald verweht der Frühlingstraum!
Vereinsamt schweigt der Garten.
Nur wenige Früchte trägt der Baum —
Hundert der Blüten erstarrten. . . .

Spätlaub.

Des Sommers Glut, du falbes Laub,
Hat lange über dir geglommen
Nun sinkst du, eines Hauches Raub:
Dein Spätherbst ist herangekommen.

Doch still! Im Maiensonnenblick
Wird sich die neue Knospe weiten —
Ergieb dich drum in dein Geschick,
Das Feld der Zukunft zu bereiten!

Nur selten . . .

Weiß nichts von Lust, weiß nichts von Leide
Weit hinter mir liegen sie beide, beide.
Die Wogen kamen längst zur Ruh',
Und Eisesrinde deckt sie zu. . .

Nur selten — — spät nach Mitternacht,
Wenn ich mein Tagewerk vollbracht
Und müd und matt
Gesunken auf die Lagerstatt:

Tritt vor mich hin eine hohe Gestalt,
Von langem schwarzem Schleier umwallt,
Mit Flügeln gewoben aus Duft und Glanz,
Im Haar den Immortellenkranz —
Und streicht mir über die Stirne lind,
Als wär' ich ein armes, krankes Kind,
Und raunet leise
Diese Weise:

„Hast du denn ganz und gar vergessen,
Daß du mein bestes Teil besessen?
Nur fromme Sage
Sind jene Tage,
Da du des Menschtums quälende Fragen
Mit heiligem Ernst in der Seele getragen;
Da du dem Herzschlag nachgespürt,
Der sich in allem Leben rührt;
Da dir bei Morgen- und Abendschein
Des Meeres Welle, der stille Hain
Ihr Urgeheimnis zugerauscht;
Da du mit Sternen Grüße getauscht . . .
Und — weißt du noch? – zu Wonn' und Qual
Heiß traf auch dich der Liebe Strahl
Da hast du gejauchzt, da hast du gebebt — —
Da hast du gelebt!"

Und schaut mich an mit trautem Blick:
„Kennst du mich noch? Ich bin's, das Glück!"

Und sehnend fahr' ich dann empor:
Ein Hahnenschrei trifft rauh mein Ohr,
Durch's Fenster bricht ein mattes Rot — —
Herz, lebst Du noch? Herz, bist du tot?

Das alte und das neue Haus.

Im Morgendämmerschein
Mich sprechen hör' ich laut:
„Das alte Haus fällt ein,
Ein neues wird gebaut."
Das war im Fibelbuch
Mein erstes Lesestück —
Wie dünkt' ich da mich klug
Im jungen Bauens Glück!

„Das alte Haus fällt ein —
Ein neues wird gebaut!“
In Sturm und Wetterschein
Rief ich die Losung laut.
Ich warf, was morsch und welk,
Mit rauher Hand hinaus.
Aus stärkerem Gebälk
Erstand ein neues Haus. . .

Des Lebens Haus wird alt,
Schon zittert leis' der Grund;
Auch ihm — wer weiß, wie bald? —
Kommt eine letzte Stund'.
Ein Abenddämmerschein. . .
Dann aber ruf' ich's laut:
„Das alte Haus fiel ein —
Ein neues steht erbaut!“



Aus einem alten Tagebuch.

Aufzeichnungen des Fräulein Ulrike von Stryk a. d. Hause Palla*.

No. 1748. Den 1. Januari.

Das alte Jahr ist hin, ein neues tritt herein,
Ach laß mich, höchster Gott, auch neu und besser sein
In diesem neuen Jahr. Laß mich die Sünde fliehen,
Laß mich in Deinem Lob nur suchen mein Vergnügen.
Nichts Gutes wohnt in mir, das ist Dir Herr bewußt,
Ach ändre doch das Herz, reiß selbst aus meiner Brust,
Was Dir zuwider ist. Ach laß mich Dir nur leben
Und gänzlich sterben mir, laß meine Seele streben
Nach Deiner Gnad und Huld. Erhalt ich dieses nur,
So wünsch ich weiter nichts, ich hab alsdann die Kur
Zu meinem ewgen Wohl. Nun Gott, Du kannst es geben.
So wohne denn in mir und laß mich in Dir leben.
Ich bitte ferner auch, erbarmungsvoller Gott,
Nimm dieses ganze Haus, Allmächtiger Zebaoth,
In Deinen starken Schutz; laß uns kein Unfall rühren,
Und was uns jetzt betrübt, daraus wollst Du uns führen.
Erhalt uns allesammt in Deiner Gnad und Huld.
Ach steh uns kräftig bei, ach schenk uns doch Geduld,
So uns viel Nutzen schafft in allem Kreuz und Plagen.
Herr, wenn Du was auflegst, so helf auch selber tragen.
Gieb, daß wir uns mit Ernst um unser Heil bemühn
Und uns von Deinem Geist zum Guten lassen ziehn.
Laß Deine reine Lehr noch ferner bei uns blühn
Und alle Heuchelei von unsrer Grenze fliehn.
Beschütz das ganze Land, erhalt den edlen Frieden,
Ein jeder sei vergnügt mit dem, was ihm beschieden.

---

*) Das Manuskript dieses in kulturgeschichtlicher Hinsicht nicht uninteressanten Tagebuches befindet sich auf dem Gute Palla in Livland.

Freytag den 1. Januar. Die liebe Mama hat diese Nacht schlaflos zugebracht und befindet sich auch recht übel. Wir fangen also das neue Jahr sehr betrübt an. Gott helfe uns weiter. Bruder Berend seine Reise nach Narva ist, weil die liebe Mama sich so schlecht befindet, nachgeblieben. Sander ist hingegen heute nach Narva expediret worden.

Montag den 4. Heute hat uns der Herr Pastor Ucke das Heil. Abendmahl gereicht. Der Allerhöchste gebe, daß wir es würdiglich möchten empfangen haben, daß es zu unserer Seelen Heil gedeihen möchte.

Mittwoch den 6. als Heil. III Könge. Recht früh machten wir uns auf und fuhren nach Sarenhof, in dem dasigen Krug erhielten wir die Nachricht, daß die Herrschaft sämmtl. nach Kudding verreisen würde, die Taufe des Jüngstgeborenen Söhnchens des Herrn Rittmeisters Essen beyzuwohnen. Wir hielten also alle drei Consilium und beschlossen endlich, daß Bruder Berend vorbei nach Dorpat fortsetzen, wir aber einkehren sollten, was auch geschahe. Wir fanden Ihnen allerseits ganz reiseferlig. . . Indessen hatten wir doch das Vergnügen, Ihnen eine Stunde und was darüber zu sprechen, auch unterschiedl. kostbare Zenge und Estoffen zu sehen, die der Herr Ordnungsrichter v. Bock aus Dorpat gebracht, aus welchen seine Tochter, die verlobte Braut des Herrn von Platers, sich zwei Kleidung wählen sollte. Ihr Wahl war auch ganz gut, denn zum Brautkleid hatte Sie sich auserlesen ein franz. Estoffe, weißer Grund mit allerhand farbigte Ranken, und zur Adrienne roth Greset, welches vermuthlich mit Silber besetzt wird &c. Die verwittibte Frau v. Cronmann trafen wir auch allda an, welche uns versprach, mit uns zu kommen. Wie Sie alle nach Kuddin, las ich den Ueberbleibsel von unserer Gesellschaft die Predigt vor, worauf wir aßen, Thee drunken und sodann zu Hause fuhren, allwo wir en compagnie der Fr. v. Cronmann vor einer Stunde glücklich angekommen sind.

Donners=tag d. 7. Der Herr Pastor Ucke gab an Mama von einer Medizin, die der Tormasche Pastor Essen laboriret. ell. Tropfen, dieses wollte Schwester Ann Lieschen heute Morgen Mama eingeben, indem Sie aber in dem Löffel tröpfelt, schlug das Feuer von dem dabeistehenden Lichte in dem Glase und zerbrach es in hundert Stücke. Es ist doch sonderbar, daß die

l. Mama kein Medizin genießen kann, indem allerhand Fatalitäten ihr daran hindern.

Freytag d. 8. Bruder Berend kam aus Dorpat nach hause. Er hat sich graulich Lacken zum Kleid ausgenommen, desgl. ponsoroth Griset zur Weste, mit güldner Spitze besetzt. Der Schneider hat auch angefangen heute darauf zu arbeiten.

Sonnabend d. 9. Die Frau Ordnungs-Richterin Rehbinder ist zu hause gekommen mit einer großen Suite von Gästen, Ihre Mutter die Landräthin und deren Töchter, Schwieger-Sohn und ꝛc., welche sich heute hier gemeldet, daß sie morgen her kommen wollen.

Sonntag d. 10. Gegen den Gottesdienst kamen unsere Gäste hier an. Näml. die Fr. Landräthin Essen mit Ihre drei Töchter, die Fr. Ordnungs-Richter Rehbindern, die Fr. Assessorin Wrangeln und die Frl. Essen, desgl. Ihr Sohn der Lieut. Essen und Schwieger-Sohn der Assessor Wrangel. Sie blieben hier bis Abend, das Frauen-Zimmer fuhr früher weg, die Cavalier speisten aber noch den Abend hier.

Montag d. 11. Gegen Abend kamen die beiden Brüder Gustav und Otto unvermuthlich hier an und verursachten dahero desto größere Freude.

Donners-tag d. 14. Heute sind wir beschäftigt, uns zu der morgendigen Reise zum Jahrmarkt zu preparіren.

Freytag d. 15. Heute um 8 Uhr ging unsere Reise nach Dorpat vor sich. Die l. Mama blieb mit Schwester Beatchen zu hause. In der Iggaferschen Postirung speisten wir und hielten uns etl. Stunden dar auf. Um 4 Uhr trafen wir hier in Dorpat ein, die erste Visite, so wir bekommen, ist von einer sehr lieben Freundinn, nämlich die Majorin Sievers, gleich darauf kam auch der Herr Major Sievers und der Husarenmajor zu uns. Ihnen folgten der Lieut. Münchhausen, der Bereuter Weberg und der Assessor Paikul von Türbial, welche, da sie Thee getrunken, zum L'ombre-Spiel sich setzten; sie speisten den Abend bei uns und schieden um 12 Uhr.

Sonnabend d. 16. Sobald wir uns angekleidet hatten, gingen wir nach dem Markt und handelten in Klopkens und Fürstenau Bude. Nachmittag waren wir wieder mit Cronmanns, die Cavalier gingen darauf nach dem Markt. . . . Um 7 Uhr

aber wurden wir von dem Herrn Major Sievers und seiner Frauen, die bei uns waren, in sein Quartier gebracht, ohnerachtet wir uns schon abgekleidet hatten. Wir zogen uns also in Eil wieder an und gingen dahin. Die Major Maltitz und den Bereuter Weberg fanden wir dort vor. Der Schatten-Spieler, der auch schon gestern bei uns agirt hatte, wurde hingebracht. Wir speisten darauf zu Abend. Wie groß war unsere Bewunderung, da wir während dem Essen eine Musikanten-Bande eintreten sahen, welche auf Antrieb des Majoren Sievers von Herrn Weberg dahin bestellt waren? Gedachter Herr Weberg wurde darauf zu Herrn Lieut. Münchhausen gesandt, ihm und seine Gemahlin zum Tanz zu invitiren. Wie dieser die vier Frl. von Albediel da gewahr wird, nöthigt er sie auch und sie erschienen alle. Darauf ging der Ball an, welcher bis 2 Uhr in der Nacht währte. Wir waren recht vergnügt und gingen auch recht vergnügt auseinander.

Donners-tag d. 21. Heute reißten wir aus. . . . . Cronmann und seine Frau kamen auch aus der Stadt eine halbe Stunde nach uns im Kruge an, da trafen wir den Assessor Gülbenschmidt mit seinem Sohne. Wir speisten zusammen, trunken Thee und fuhren sodann unsere Straße, bis wir nun endlich hier in Palla angelangt und herzlich vergnügt sind, die Jahrmarkts-Zeit hinterlegt zu haben.

Sonntag d. 24. . . . Weilen der Major Sievers mit seiner Gemahlin ganz aus Livland aus und nach Finnland reist, auch sobald nicht zurückkommen möchten, so nahmen wir von ihnen beweglichen Abschied und wünschten auf ihrer weiten Reise viel tausend fältiges Glück.

Sonntag d. 31. Heute ist ein betrübter Tag vor uns gewesen, indem die Abreise von Bruder Gustav noch im Andenken, und vor's andere reisete auch Ottchen weg, welcher von uns gleich wie auch wir von Ihm, recht schmerzl. Abschied nahm. Der Allerhöchste nehme sie beide in seinen allmächtigen Schutz und gebe uns nimmer andere als gute Nachricht von Ihnen.

Donners-Tag d. 4. Febr. Vormittag kam die Ritterschaftshauptmännin Stakelberg in Begleitung der Frau Ordnungsrichterin von Rehbindern angefahren, wir empfungen Ihnen und gaben Ihnen alle Merkmale, wie angenehm uns Ihre Visite wäre.

Sie speisten hier, trunken auch Koffée und Thee und fuhren sodann weg. . . .

Sonntag d. 7. Heute marschirte das Narvische Regiment aus sein bisheriges Quartier nach Riga.

Mittwoch d. 10. Februar. Weil die Frau v. Plater von Falckenau sowohl als ihre Mutter Schwester Anlischen haben bitten lassen nach Falkenau zu kommen, so hat die liebe Mama erlaubt dahin zu fahren, wohin ich ihr begleiten werde. Morgen haben wir G. G. entschlossen die Reise anzutreten.

Donners-Tag d. 11. Um 9 Uhr fuhren wir von hier ab, wir funden einen weiteren Weg, als wir uns vermutheten. Kajaser, Eltsiser, Saadjerw und das Ekksche Pastorat mußten wir passiren und um 4 Uhr langten wir in Falckenau an. Wir fanden schon allerseits beim Theetisch, die Wirthin, die Frau v. Platern empfung uns, die Frau Landräthin Buddbergin und ihre unverheirathete Tochter, desgleichen ihre Schwester die Fräul. Plater fanden wir da, welche sich über unsere Ankunft herzl. freuten. Der Herr von Plater kam sodann auch und grüßte uns. Die Fräul. erzählten nun sodann von ihrem Vergnügen, so sie auf der Sarenhofschen Hochzeit genossen. Die darauf folgende Nacht habe ich ganz schlaflos zugebracht, denn es waren dar eine gar große Menge Ratzen und Mäuse, die so dreiste waren, daß sie auch auf dem Bette krochen, welches verursachte, daß ich aus Furcht vor sie meine Augen nicht zuthat.

Freitag d. 12. Der Lieut. Krüdner von Werder war gestern Abend nach Falckenau gekommen, er wollte nach Mittag reisen und saß auch schon im Schlitten, als des Herrn v. Plater von Koenhof sein Bedienter hinkam und seine Herren und jungen Frauen anmeldete, desgl. deren Eltern, den Ordnungsrichter Bock und die Frl. Wilhelmine Bock, wie auch den Herrn Landrath de la Barre und seine Töchter und Schwiegersohn, den Major von Ungern; hierauf resolvirte Krüdner zurückzubleiben. Um 5 Uhr kam diese Suite an, es wurde mit einem Mal alles lebhaft, da hörte man nichts als singen, lachen und scherzen, womit man solange continuirete, bis ein jeder sich zur Ruhe legte. Es wurde in der Stube ein sogenanntes Braßbette aufgemacht, worauf sich die Frl. und auch die Frau Landr. Buddbergin und ihre Tochter, unsere Wirthin legten. Der Wirth kam und störte uns in unserer

Ruhe, indem er mit einer großen Peitsche par raillerie uns drohte, auch von seiner Schwiegerin die Decke abriß. Endlich ging er weg und wir schliefen ein.

Sonnabend d. 13. Den Morgen, wie wir kaum erwacht waren, kam schon der Major Ungern ein und machte uns allerhand Possen. Wir bekamen keine Zeit uns anzukleiden, und es ging alles in der größten Eile. Um 8 Uhr reiste der Landr. la Barre mit seiner Familie weg und wir folgten ihnen sogleich, nahmen aber einen ganz anderen Weg, als sie, indem sie nach dem rigischen und wir nach hause reisten. . . .

Freytag d. 19. Heute wurde wegen einen Diebstahl von Branntwein eine große Inquisition gehalten und die Schuldigen mit Ruthe bestraft. . . .

Sonntag d. 21. Früh Morgens bekamen wir einen Zuspruch von Herrn Reenhorn, der uns die Besserung seiner Frau Schwester versicherte. Auch kam die Kommissairin Prens von Rennal her.

Mittwoch d. 24. Schwester Annlieschen und ich fuhren nach Sarenhof, es waren da vor uns der Herr Landr. Stakelberg mit seiner Gemahlin, desgl. der Herr Rittmeister Liphard mit seiner Gemahlin, letzterer spielte Karten mit den Ordnungsrichter Bock und dessen Schwiegersohn Plater, die übrigen saßen beim Coffóetisch, an welchen, wie wir sie sämmtlich gegrüßt hatten, wir uns auch setzten. . . .

Donners=Tag d. 25. Wir spielten den Vormittag Karten, den Nachmittag besuchten wir die junge Platern in ihrem Schlafzimmer. Den Abend spielten wir L'hombre.

Freytag d. 4. Diesen Abend befand ich mich besonders schwermüthig, welches ich auch Schwester Ann=Lieschen entdeckte, die Nacht schlief ich aber doch gut.

Donners=Tag d. 10. Den heutigen Tag bin ich recht wohl und zufrieden gewesen, wir waren die Sarenhoffschen hierher vermuthen, sie blieben aber aus.

Mittwoch d. 16. Morgen werden wir mit der lieben Mama nach Dorpat reisen. . . .

Donners=Tag d. 17. Wir brachen um 10 Uhr von hier aus nach Dorpat und kamen um 5 Uhr nach der Stadt. Unser Quartier war bei dem Schuster Posses. . . . Auf dem

Markte entstand ein grausamer Tumult von den Grenadiers des Baronischen Regiments. Unterschiedliche Personen, als die Rathsverwandterin Peuker, der Cammerir Planert, der Handschuhmacher Friedrich wurden entsetzlich von ihnen zugerichtet, indem man sie als todt nach hause getragen, andere aber, als der Assessor Rennenkampf, der Inspector Rehan mußten gleichfalls derbe Schläge davontragen. Um 8 Uhr legte sich dieser Aufstand durch Vermittelung des Second-Majoren dieses Regiments. Das Grausamste bei dieser Sache war, daß die Soldaten ohne Strafe blieben, ja noch von ihren Obristen mit 7 Faß Bier und 1 Faß Brandtwein recompensiret wurden.

Freytag d. 18. Bruder Berend besuchte den Majoren Naundorf und fuhr mit ihm nach Techelfer zu den Grafen Romanhoff, der vormals von ihm ein Freund gewesen und sich auch jetzo nicht anders bezeuget. . . .

Sonnabend d. 19. Der Doctor Paulsohn war zur Mahlzeit gebeten und er versprach Midicamenten zu verordnen. . . Der Major Naundorf besuchte uns und verhörte unterschiedlich die über die Baronischen Soldaten ihre Excesse klagten, gab ihnen auch endlich Satisfaction durch dem, daß er zwei von den Urhebern nachdrückl. abstrafen ließ. Nach der Mahlzeit besuchte uns der Pastor Plaschnick und unterhielte uns mit seine so geistreiche als erbaul. Discursen zwei Stunden, währender Zeit kam die Frau Ordnungsrichterin Rehbinder unvermuthl. nach Dorpat und stieg bei uns ab, sie war jetzo so wie allemal uns recht angenehm und wir waren recht vergnügt.

Sonntag d. 20. Um 9 Uhr gingen wir nach der Kirchen. . . . Die S T. Rehbindern war schon den Morgen früh von uns gereiset. . . .

Dienstag d. 22. Wir sollten ausreisen, aber das Wetter war nicht darnach, also mußten wir noch diesen Tag einbleiben. Nach der Mahlzeit gingen wir nach die Kirche, denn der teutsche Küster wie Vater unserer Wirthin wurde begraben. . . .

Mittwoch d. 23. . . . Um 10 Uhr fuhren wir mit die Frau von Rehbinder aus der Stadt, unterwegens besuchten wir die Glashütte zu Warrol, welche gewiß künstlich genug ist. Wir schieden aus der Frau von Rehbinder Gesellschaft und trafen um 5 Uhr gut und wohl zu hause. Allhier erfuhren wir das Unglück,

so hier in unserer Abwesenheit passiret, daß sich nämlich ein Bauer Edro Peter erhangen und zwar in der Hofes-Heu-Scheune. Gott erbarme sich seiner Seele.

Donners-Tag d. 24. Heute habe ich angefangen zu mediciner. Gott wolle seinen Segen zu diesem Gebrauch geben. Der Herr Pastor kam um 9 Uhr den Morgen hierher, wegen der unglücklichen Leiche sich mit uns zu besprechen; es wurde resolviret einen Expressen nach Dorpat zu senden und die Sache den Richter zu übergeben.

Mittewoch d. 6. April. Vom Landgericht kam Order wegen den unglückl. Selbst-Mörder, aus der Heuscheune heraus und in den Wald begraben zu lassen, welches auch sofort ins Werk gestellet wurde.

Dienstag d. 19. Meine Medizin, so der H. Pastor Uke verordnet und zurecht gemacht, erhielt ich heute, welches ich um 12 Tage zu brauchen anfangen muß. Die liebe Mama befiel diesen Abend sehr schwer krank.

Mittewoch d. 20. Die ganze Nacht ist die liebe Mama sehr schwach gewesen und heute Morgen noch unverändert, daher wir um 5 Uhr nach dem H. Pastor geschickt haben, der ihr das Heil. Abendmahl reichen soll. Um 8 Uhr kam der Priester, er fand aber die liebe Mama leider wegen Leibes-Schwachheit in solchen Umständen, daß er ihr die Heil. Communion nicht reichen konnte. Der Herr Ordnungsrichter Rehbinder mit seiner Gemahlin kamen her. . . Gegen Abend fuhr der H. Pastor weg mit Versprechen, morgen frühe wieder hier zu sein. Die gute Freunde aber von Kockora und Allatzkiwwi blieben hier und wachten die Nacht.

Donnerstag d. 21. Heute früh kam der Herr Pastor. Der l. Gott gab Gnade, daß die liebe Mama, welche noch immer krank auf einer Art ist, das Heil. Abendmahl bei völligem Verstand und Andacht empfing. Gott laß es ihrer Seelen zum Heil und Wohl gereichen. Der H. T. Ordnungsrichter fuhr mit seiner Frau weg, Nachmittag fuhr auch der Priester nach Hause. Diesen Abend wurde die liebe Mama so schwach, daß wir alle Augen-Blick ihren Tod befürchteten.

Freytag d. 22. Die Nacht ist die liebe Mama sehr schwach gewesen und den Morgen früh gleichfalls, jedennoch resol-

vireten wir uns nach Doctor Paulsohn zu senden. Aber ach, wie kamen uns doch solche Meinungen im Sinne, da wir sie doch schon leider mit dem Tode ringen sahen. Um 8 Uhr fand sich endlich der vor uns so unglückl., vor der von uns so geliebten Patientin aber selige Moment ein, daß der l. Gott die Seele unsrer lieben Mutter zu sich nahm und ihr von allen Schmerzen befreite und zweifelsohne sein herrl. Erbe theilhaftig machte, uns Nachgebliebenen aber in einen Wehmuthsvollen Zustand nachließ. Gott richte uns auf und sei unser Trost und Beistand in unserem ganzen Leben. Wir sandten sogleich nach Kockora und auch nach dem Priester, sie kamen und legten ihre Condolenz mit vieler Aufrichtigkeit ab. Die Frau Ordnungsrichterin Rehbinder nahm darauf mit der Frau Fähnrichen Cronmann die Besorgung der Seligen Verstorbenen, ihren Körper als auch sonst Anstalten zu machen, auf sich. Nachmittag kam der H. Reenhorn her, der Pastor fuhr wieder weg.

S o n n a b e n d d. 23. Unsere lieben Nachbarn sind noch hier. Die Frau von Cronmann fuhr gegen Abend nach Hause, ihr H. Sohn kam aber mit seiner Gemahlin wieder her.

S o n n t a g , d. 24. Cronmann und seine Frau fuhren weg, ihre Mutter aber kam wieder her, die Briefe zum Begräbniß wurden geschrieben. Die Beerdigung soll am 2. Mai sein, an die Brüder nach Reval schrieb von unsere betrübte Umstände, doch meldete noch (nicht?) von ihren Tod.

M o n t a g d. 25. Der Ordnungsrichter Rehbinder fuhr mit seiner Gemahlin nach Hause.

D i e n s t a g d. 26. Der Herr Ordnungsrichter Rehbinder kam Vormittag mit seiner Gemahlin wieder her, dagegen fuhr gegen Abend die Frau Fähnrichen Cronmann nach Hause. Der H. Pastor Uke war hier auch auf etliche Stunden, der Sarg kam aus Dorpat und die liebe Leiche wurde von die gute Freunde eingesargt.

M i t t e w o c h e n d. 27. Heute Morgen reisete der Ordnungsrichter nach Hause, seine Gemahlin aber blieb bei uns. Nachmittag wurden starke Präparatorien zum Begräbniß angefangen zu machen. Ein Lieut. vom Perm. Dragoner Regiment, Wassermann Namens, kam her. H. Reenhorn, welcher hier viel Mühe gehabt und sich wie ein rechter Freund, gleich wie auch die andern Nachbarn, sich bezeiget, fuhr gegen Abend weg, mit Versprechen

bald wiederzukommen, der Lieut. fuhr auch heute Abend weg. Nach dem Abendessen fuhr die Frau Ordnungsrichterin nach Hause und die Tochter, die Frl. Charlotta kam wieder her.

Donners-Tag d. 28. Die Frau Ordnungsr. kam Vormittag wieder her und ihre Tochter fuhr nach Hause, den Abend spät kam der H. Ordnungsrichter Rehbinder mit seinem Schwager Lieut. Essen zu uns, und wie wir den Abend speiseten, traf die Frau Fähnrichen Cronmannin hier ein.

Freytag d. 29. Vormittag ritt der H. Ordnungsrichter nach Hause. Von Teyliz bekamen wir auf unsere betrübte Notification eine aufrichtige Condulence, gleicherweise auch auf unsere Invitation eine Versprechung, daß der H. Ordnungsrichter Bock mit seinem Sohn und Schwiegersohn Plater, sich zum Begräbniß einfinden wollen. Nachmittag fuhr die Frau Ordnungsr. Rehbinderin mit ihrem Bruder Essen nach Hause.

Sonnabend d. 30. Nachmittag kam die Frau Ordnungsrichterin Rehbinder mit ihrem Bruder Essen wieder her, sie fuhr aber wieder am Abend nach dem Tische wieder nach Hause. Herr Reenhorn kam den Abend wieder her.

Sonntag d. 1. Mai. Nach dem Essen kam die Frau Lieut. Reiher zu uns, fuhr aber den Abend wieder weg, mit Versprechen morgen wiederzukommen. H. Reenhorn fuhr auch nach Hause.

Montag d. 2. Mai. Morgen ist der betrübte Tag, an welchen das Leichen Begängniß geschehen soll. Heute aber vermuthen wir die Gäste hierher. Den Morgen ganz früh kam die Ordnungsr. Rehbinderin zu uns, Nachmittag kam der Herr Ordnungsr Rehbinder, welcher zum Prislav erbeten wurde, sodann kamen die Lieut. Reiher und dann der H. Assessor Cronmann mit seiner Gemahlin hierher, wie auch der junge Baron Rosen aus Caster, H. Reenhorn folgte diesen und dann der Capitain Buddenbrock mit seiner Gemahlin. Um 7 Uhr kam endlich die große Suite, nämlich der H. Ordnungsr. von Bock mit seinem Sohn und Schwiegersohn, wie auch des letzteren Bruder Plater von Falkenau und der Rittmeister Essen, um ½8 Uhr kamen die Herren von Stohge nebst den Lieut. Reiher, sie condulirten uns sämmtlich zu unserem großen Verlust. Cronmann war sehr krank und mußte sich zu Bette legen.

Dienstag d. 3. Cronmann befindet sich recht krank, daher mußte er nach Hause reisen. Um 10 Uhr kam der Landrath Stackelberg von Ellistfer her. Ueber der Mahlzeit, welche früher angerichtet war, kamen die beiden Offizier vom Permschen Dragoner-Regiment, der Capitain Reiher und der Lieut. Waßermann. Um 1 Uhr waren sie alle fertig nach der Kirche zu fahren. Die Leiche, welche in der seligen Mama eigenen ehemaligen Schlafzimmer lag, wurde von denen dazu erbetenen Trägern herausgetragen, welche 8 an der Zahl waren. Nämlich der junge Bock und der junge Rosen, sodann der Lieutenant Waßermann und der Lieutenant Reiher, dann der Herr Reenhorn und der junge Herr v. Skohge, dann der Lieutenant Carl v. Plater, dann der älteste Herr v. Skohge; voraus (. . . vor ihnen) ging der H. Pristav von Rehbinder, hinter der Leiche gingen Bruder Berend mit Ordnungsr. Bock, Landrarath Stackelberg mit Rittmeister Essen, Capitain Reiher, Leutnant Essen mit Plater von Falkenau. . . Diese formirten den ganzen Zug und wurden mit viel hundert Thränen von uns begleitet bis an der Thüre. Die Leiche wurde auf dem Trauerwagen gelegt und sodann fuhren sie fort. Gott laße diese liebe Leiche, welche, da sie noch von der edlen Seele bewohnet wurde, vor uns so große Sorgfalt geheget, in ihrem Grabe in Ruhe liegen, bis sie dermaleinst wieder aufersteht und das ihr bereitete Reich ererbet. Der Leichen Text ist befindl. im Evang. Math., 6 Cap.: Selig sind die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen gesättigt werden. Welches von dem H. Pastor Uke vortreffl. ausgeführt worden. Um 6 Uhr waren sie alle zurück, da sie den Coffée und Confecturen zu sich nahmen. Um 8 Uhr gingen sie essen, die Offizier fuhren den Abend um 11 Uhr weg.

Mittewochen d. 4. Heute ist ein Jeder beschäftigt wegzufahren, zum Essen blieben keine mehr als die Nachbarn und Reiher und seine Frau, die beiden Skoghen und Lieut. Essen. . .

Donners-Tag d. 5. Der H. Lieut. Reiher fuhr nach Hause . . . nun sind wir wieder allein und im Stande unsern betrübten Gedanken nachzuhängen.

Sonnabend d. 7. Früh um 6 Uhr kam unser Vetter der Fähnrich Wilhelm von Stryk unvermuthlich hierher. Weilen Bruder Berend seine Wirthschaft auf Alt-Allatzkiwwi besuchen und

einrichten will, so hat er sich entschlossen heute dahinzureisen, uns mitzunehmen und sich einige Zeit dort aufzuhalten. Unser Vetter reiset mit, um 10 Uhr fuhren von Palla ab, welches wir Gottes allmächtigen Schutzes empfahlen. Auf Kockora kehrten wir ein, allwo wir auch zu Mittag speiseten. Schwester Ann Lieschen hatte sehr große Kopfschmerzen. Nachmittag fuhren wir von da weg und kamen nach einer Stunde hier in Alt-Allatzkiwwi an, wo wir von den hiesigen Verwalter Sander empfangen wurden. Es ist hier noch alles in Unordnung, es wird aber bald ordentlich sein, das Gebände ist ziemlich geräumig, die Gegend aber so schön als es sein kann, das Häuschen liegt auf einen Berg, den Peipust kann man sehen, drei Bäche aber liegen unter die Fenstern, kleine und große Berge und Hügeln sieht man hier die Mengde, worunter der alte Schloß-Berg der größte. Man findet hier die Rudera von einer alten Festung. Neu-Allatzkiwwi liegt ungefähr 300 Schritt auf einem großen Berge von uns, welches unsere Gegend einen schönen Ansehen giebt. Wir ergötzen uns mit Spazier-Gehen. Bruder Bernd ging mit dem Vetter nach Neu-Allatzkiwwi, nachdem wir uns bei der Cronmannschen Familie melden lassen und diese hierauf uns insgesammt zur Abendtafel invitiren lasse, weil Schwester Ann Lieschen krank ist, so blieben wir Schwestern zurück, zu malen es auch nöthig thut es hier etwas nach der Ordnung einzurichten.

Sonntag d. 8. Schwester Ann Lieschen ist Gottlob besser Sobald wir uns angekleidet hatten, gingen wir nach Neu-Allatzkiwwi. Wir mußten einen kleinen Umweg nehmen, auf der Kirche und der hiesigen Mühle zu, welches 1 Rusche Werst ausmacht, weilen wir gerade über den Weg nicht gehen konnten. Die Frau Reiher empfing uns auf dem halben Wege, wie auch die junge Frau von Cronmann und deren Gemahl. Wir gingen folgendes weiter und im Hause, wo uns die Wirthin, die verwittibte Frau Fähnrichin Cronmann, empfing. Nach dem Gottesdienst kam der Herr Pastor Uke aus der Kirche dahin, das Mittagsmahl mit uns einzunehmen, nach Tische aber fuhr er nach Hause. Wir speisten noch den Abend allda und kamen sodann in unsere Appanage.

Montag d. 9. Die Allatzkiwwischen werden heute hier passiren. Vor dem Mittagsessen kamen sie hierher, speisten hier und blieben auch den Abend-Essen hier und gingen sodann nach Hause.

Dienstag d. 10. Es ist grausam stürmisch Wetter, dem ohngeachtet fuhr Schwester Beatchen nach Palla, um die dasige Wirthschaft zu übersehen. Unser Vetter ritt von uns weg nach seinem Hause im Pernauschen. Schwester Beatchen kam den Abend wieder zurück.

Mittwoch d. 11. Wir sind nach Neu-Allatzkiwwi zum Mittags-Essen genöthigt worden, wohin wir auch um 11 Uhr gingen, um 2 Uhr kamen wir wieder zurück. . .

Donners-Tag d. 12. Nachmittag gingen wir nach Neu-Allatzkiwwi, wir funden die Frau Fähnrichen weinend bei einem geistlichen Buch sitzen, wir blieben bei ihr. Es gewitterte stark. . . Die Frau von Cronmann und ihr H Bruder speisten hier . . . hernach spielten wir Brett. . .

Sonnabend d. 14. Heute früh schickte die Frau von Cronmann ihren Wagen nach mir, wie ich nach Neu-Allatzkiwwi hin kam, so fuhr sie mit mir nach einen Hoflager, so ihr gehört, Rinnat Namens. Dieses Beigut reicht an den Peipust. Es ist nicht weiter bebaut als mit einer Riege, Viehstall und Klöte, auch ein Krug, die russische Bauern aber haben ihre Hüttchens als eine Schlabodde an den Strand gebaut, es sind da auch hiesige Bauern, die Russen haben auch ihre Kirche all da. Wir waren da vier Stunden, die Frau von Cronmann ließ fischen, es wurde aber nichts gefangen. . . Morgen werden wir nach Palla alle reisen, es gefällt uns zwar hier auch recht gut, die dasige Wirthschaft aber will auch Nachsicht haben.

Sonntag d. 15. . . . Auf Kockora trunken wir alle zusammen Thee und beurlaubten uns sodann aus der Gesellschaft. Wir fanden, dem Höchsten sei Dank, Palla im vorigen Stande, worinnen der liebe Gott es erhalten wolle.

Mittewoch d. 18. Weil Schwester Ann Lieschen sich schon eine ganze Zeit her übel befindet, so reiste Schwester Beatchen Nachmittag nach Koddafer mit dem H. Pastor wegen ihrer Krankheit zu sprechen. Sie kam bald zurück und brachte einige Pulvern, wovon sie eines gleich einnahm.

Donners-Tag d. 19, als am heil. Himmelfahrtstage. An Bruder Adam ging heute ein Brief mit der Post weg, worin ihm das Absterben der lieben seligen Mama kund gethan wurde.

Freytag d. 20. Heute Abend kam der Schuster Posses aus Dorpat hierher.

Montag d. 23. Heute Morgen fuhren wir, Schwester Ann Lieschen, Bruder Berend und ich nach Allatzkiwwi, zuvor aber schafften wir den Schuster Posses nach der Stadt. Wir speisten zu Mittag auf Kockora, gleich darauf fuhren wir nach Alt-Allatzkiwwi, allwo wir uns um die Umstände der dasigen Wirthschaft erkundigten. . .

Dienstag d. 24. Mittewoch d. 25. Nachmittag wo wir uns nichts weniger als eine vornehme Visite vermuthen waren, schickte die Frau Landr. Stackelberg ihren Bedienten her und ließ sich melden, nach einer halben Stunde kam sie auch selber her. Wir ließen die Frau Ordnungsr. Rehbindern auch nöthigen, sie kam auch, fuhr aber den Abend spät wieder nach hause, mit Versprechen morgen wieder zu kommen.

Donners-Tag d. 26. . . . Nach der Mahlzeit fuhr die Frau Landräthin Stackelberg von uns weg, deren Exempel die S. T. Rehbindern folgte.

Sonnabend d. 28. Den Abend waren wir ausspaziert längs dem Felde, da wir zurückkehrten kriegten wir einen ganz unvermutheten Besuch von H. Zeumern von Gensel, welcher hergekommen die heil. Pfingstferien hier zu passiren.

Sonntag d. 29., als am 1sten heil. Pingsttage. Wir fuhren sämmtlich, H. Zeumern mit eingeschlossen, in die Kirche und nachdem wir bei dem Pastorath bei der Frau Pastorin ausgestiegen, auch all da die andern Eingefahrten dieses Kirchspiels abgewartet, gingen wir in die Kirche und höreten die sehr erbauliche Predigt des H. Pastor Ule mit andächtiger Aufmerksamkeit an. Darauf wollten wir Jeder nach Hause fahren, wir wurden aber von dem H. Pastor und Frau Pastorin allesammt zur Tafel da behalten. Danach zog ein Jeder seine Straße.

Sonnabend d. 4 Juny. Wir haben heute gebadet.

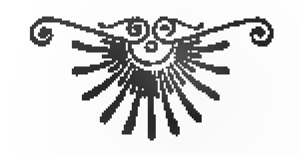
Sonntag d. 5. Der Koch Jahn wurde gestern vom Hofe demittiret und auf Land gesetzet . . Klein-Johann wurde nach Sarenhof gesandt, weil wir vernahmen, daß der Ordnungsr. Bock gekommen und den Landmesser mit sich hätte, der die Grenze zwischen Sarenhof, Kudding und Palla reguliren sollte, hiervon soll Johann uns die Gewißheit holen.

Montag d. 6. Johann kam zurück mit der Nachricht, daß die Grenzscheidung vor sich gehen soll, zu dem Ende Bruder Berend sich nach dem Seroschen Kruge begeben soll, wo die Andern auch, Morgen sein werden. Nachmittag kam die Frau Ordnungsr.

Dienstag d. 7. ... Nachmittag kam Johann zurück und bestellete Fische nach dem Kruge, dann folgte Peter, welcher Bettzeug, Coffée und Thee und deren Geräthschaft von hier dahin brachte.

Mittewoch d. 8. Heute früh brachte Johann Bier und Brod nach Tuhha, allwo die H. Landmessers heute speisen werden, die Frau Ordnungsr. Rehbindern schickte her und ließ bitten man möchte die hiesige Bade-Stube hitzen, sie wallte mit ihre Kinder sich dessen bedienen. Die Frau Ordnungsr. wird nicht heute herkommen, weil sie von Koddafer Nachricht erhalten, daß die Frau Pastorin krank geworden und sie dahin muß. Von Koddafer kam jetzo ein Kerl mit der Nachricht, daß der liebe Gott die Frau Pastorin heute Morgen mit einem jungen Sahn entbunden.

Donners-Tag d. 9 ... Nachmittag fuhren Schwester Ann Lieschen und ich nach Koddafer zu die Frau Pastorin zur Gratulation, wir legten dieses bei beiderseits Eltern ab. Die Frau Fähnrichen Cronmann kam auch dahin und gleich darnach auch die Frau Ordnungsr. Rehbindern. Wir fuhren den Abend nach Hause. Der H. Rittmeister Essen kam mit dem Landmesser und Bruder Berend hier zu speisen und zu nächtigen.



Um die livländische Volksschule*.

Von

R. von Freymann.

Der sittliche Einfluß gemeinschaftlichen Bäumepflanzens und populär-moralischer Nebelbilder auf die heranwachsende Jugend ist in jüngster Zeit vielfach bestritten worden. Selbst diejenigen fachmännischen Kreise, denen noch unlängst Bäumepflanzen und Nebelbilder als das A und O aller Pädagogik erschienen, sind von der Unfehlbarkeit dieser Mittel nicht mehr überzeugt. Die Schülerstreiks der letzten Monate waren der Bankrott dieser Pädagogik und des offiziellen Schulgedankens, die Unbildung des russischen Bauern dokumentierte von jeher die Ohnmacht des bureaukratischen Volksbildungswesens. Heute pfeifen das öffentliche Geheimnis unserer Staatsschule die Spatzen vom Dache, und jeder empfindet die Ironie des Schicksals, welches dieser Schule des Scheines das Symbol der Nebelbilder in die Hand gegeben hat. In ihrem ganzen Wesen einem außerhalb des Unterrichts liegenden Zwecke dienend, war sie als Bildungsanstalt in der Tat nicht mehr als ein Blendwerk. Der staatliche Uniformierungsgedanke, welcher die treibende Kraft dieser Schule war, steckte ihr im Innern des Reiches das Ziel der Wohlgesinntheit, an den Grenzmarken das Ziel der Verschmelzung aller Sonderformen mit den Formen des Reichsinnern. Im Innern des Reiches im gewissen Sinne konfessionell und national, war sie an den Grenzmarken konfessionslos und antinational. Während sie im Innern des Reiches nie über eine allzu große Lebenskraft ver-

*) Diesem Aufsatz liegen die „Akta des livländischen Landratskollegiums betreffend: Bauerschulen" (1884—1901) zugrunde.

fügte, verdoppelte sich ihre Kraft an den Grenzmarken, wo sie zugleich mit dem Staatsgedanken der panslavistischen Herrschaftsidee diente. Der bureaukratische Charakter war ihr im Innern des Reiches und an den Grenzmarken in gleicher Weise eigentümlich. Der Natur der Dinge entsprechend zeigten die niedersten Schulformen die ausgeprägtesten Tendenzen, der Ideengehalt der Staatsschule mußte im Elementarunterricht am schärfsten hervortreten. Mit dem Prinzip des bureaukratischen, konfessionslosen und antinationalen Elementarunterrichts war es der livländischen Landvolksschule bestimmt zu kämpfen und in diesem Kampfe zu unterliegen.

Auf dem Boden der Selbstverwaltung in jahrzehntelanger gemeinsamer Arbeit der gesamten Bevölkerung erwachsen, war die livländische Landvolksschule ein festgefügter lebendiger Organismus, der mit dem Leben und Wesen des ganzen livländischen Selbstverwaltungskörpers aufs engste verknüpft war. Unter den Gliedern dieses Körpers aber war es vornehmlich die Landeskirche, der sich die Bauernschule in natürlich historischer Entwicklung angeschlossen hatte. In lückenloser Fortentwicklung war hier der ursprüngliche Zusammenhang zwischen Kirche und Schule gewahrt worden. In Verwaltung und Leitung befand sich die Schule in natürlicher Abhängigkeit von der lutherischen Kirche. Das Kirchspiel und die Kirchengemeinde, die natürliche Einheit des Landlebens, war auch die wichtigste Einheit des Volksschulwesens. Die Schuleinheit des Kirchspiels umfaßte die niederen Gemeindeschulen und die ihnen übergeordnete Parochialschule. Im ganzen waren es in den 80er Jahren fast 1100 Landvolksschulen mit 1400 Lehrern und Lehrerinnen, so daß auf eine Schule im Durchschnitt 45 Schüler entfielen. Der Unterhalt der Gemeindeschulen war Pflicht der betreffenden Bauergemeinden, der Unterhalt der Parochialschule lag als Reallast auf dem Grund und Boden des Kirchspiels. Das örtliche Verwaltungsorgan war die Kirchspielsschulverwaltung, die unter dem Vorsitz des vom Kirchspiel designierten Kirchenvorstehers, aus dem Ortspastor, dem Parochialschullehrer und einem von sämtlichen Kirchenvormündern und Schulältesten erwählten Kirchspielsschulältesten gebildet wurde. In diesem unkomplizierten Körper waren alle Elemente des Kirchspiellebens, soweit dieses mit dem Leben der lutherischen Kirchengemeinde identisch war, enthalten, und waren das geistliche und

weltliche Element, die wirtschaftlichen und die Schulinteressen im engeren Sinne, das deutsche und nationale Element zu gleichen Teilen vertreten. Der den Bauern im täglichen Leben gewohnte und vertraute Begriff des Kirchspiels ermöglichte der bäuerlichen Bevölkerung eine bewußte Teilnahme an der Verwaltung. Der Kirchspielsschulverwaltung entsprach in Zusammensetzung und Wesen in in der höheren Einheit des Kreises die Kreislandschulbehörde, in letzter Instanz für das ganze Land die Oberlandschulbehörde*. Indem stets ein Teil der niederen Verwaltungsglieder in dem höheren Verwaltungskörper Aufnahme fand, konnte mit der Wahrung des direkten Zusammenhanges der höheren und niederen Instanzen das Zirkular- und Vorschriftswesen zu gunsten der persönlichen Wirksamkeit zurücktreten. Der Schwerpunkt fiel in die dem Schulleben am nächsten stehende Kirchspielsschulverwaltung, und diese Verlegung des Schwerpunktes in die kleinste Verwaltungseinheit gab der Volksschule die denkbar breiteste Basis. Wie der Bau der Schulverwaltung in letzter Hinsicht auf das Leben der örtlichen Bauergemeinde gegründet war, so ruhte der Unterricht selbst auf dem weiten Fundament des bäuerlichen Hauses. Die unterste Stufe der Volkserziehung bildete der von Schullehrer und Pastor überwachte häusliche Unterricht, dem sich die Gemeindeschule unmittelbar anschloß. Eine weitere Fortbildung bot die Parochialschule für diejenigen Kinder, welche die Parochialschule nicht besuchten: der in jedem Jahre regelmäßig wiederkehrende Repetitionsunterricht an den Gemeindeschulen. Der Besuch der Gemeindeschule und der häusliche Unterricht waren obligatorisch. Das Ziel des Unterrichts war die Vorbereitung zum Gemeindeleben und zur Konfirmation, zur Wirksamkeit in der geistigen und praktischen Lebenssphäre des Bauern; den Weg aus dieser Lebenssphäre hinaus in die ritterschaftlichen Lehrerseminare und die städtische Kreisschule bot die Parochialschule.

In den Formen des Volksschulwesens ist bis heute kein Wechsel eingetreten — der Geist, der die Formen beseelte, ist getötet worden. Das charakteristische Merkmal der livländischen

---

*) Die Kreislandschulbehörde bestand: aus dem Oberkirchenvorsteher, zwei weltlichen von der Ritterschaft, und zwei geistlichen vom Provinzialkonsistorium ernannten Revidenten, auch zwei Kirchspielsschulältesten. Die Oberlandschulbehörde bestand aus: den 4 Oberkirchenvorstehern, dem Generalsuperintendenten und einem von der Ritterschaft ernannten Schulrat.

Volksschule war die Dreiheit von Haus, Schule und Kirche, untrennbar verbunden durch die unzähligen Lebensfäden einer gemeinsamen Arbeit und eines gemeinsamen Denkens. Dieselbe Sprache und dieselben Gebete, die im Hause der Bauern gesprochen wurden, sprach und lehrte die Schule, sie war daher national und konfessionell. Die beiden Eigenschaften bedingten einander. Denn die Kultur der Esten und Letten war von protestantischem Geiste. Aus diesem Grunde war die lutherische Geistlichkeit der berufene Leiter der Volksschule, und aus diesem Grunde wäre eine konfessionslose Schule nichts andres gewesen, als eine Schule ohne Lebensanschauung. Ein russischer Publizist hat unlängst erkannt, daß der hohe Stand der livländischen Landvolksbildung kein Verdienst der deutschen Kulturarbeit, sondern allein der lutherischen Kirche gewesen wäre — nehmt es, wie ihr wollt! Es ist keinem von uns eingefallen, seine Kultur vom Glauben zu trennen.

Durch den Allerhöchsten Befehl vom 28. November 1885 wurden die livländischen Landvolksschulen dem Ministerium der Volksaufklärung unterstellt. Der Befehl war dem Kurator des Dörptschen Lehrbezirks Kapustin persönlich mitgeteilt worden und war ohne ein festes Programm als ein allgemein vorbereitender Schritt erfolgt. In der Fassung, in welcher ihn der Gouverneur Sinowjew dem Landratskollegium übermittelte, war als Ziel des Erlasses die Vereinheitlichung der Aufsicht über die Lehranstalten und die einheitliche Leitung des Unterrichtswesens bezeichnet. Eine höchst unbestimmte Erläuterung, die nicht mehr als die Absicht einer Änderung besagte, und auch dieses nicht, wenn die beabsichtigte Änderung als durch den Ressortwechsel vollzogen aufgefaßt wurde. Der Ministersgehilfe Fürst Wolkowsky sprach von einem bloßen Ressortwechsel, von anderer Seite hieß es, daß der Kurator Kapustin beauftragt wäre, seine Vorschläge zur Regelung der neugeschaffenen Beziehungen zu unterbreiten. Der Kurator selbst sprach dem Landrat v. Oettingen gegenüber von einem Reorganisationsprojekt, das er in den nächsten 14 Tagen abzuschließen gedenke, er offenbarte in dieser Unterredung einen großen Ideenreichtum, indessen nur eine geringe Kenntnis der bestehenden Volksschulverhältnisse. Die Ausarbeitung des Reformprojektes unterblieb einstweilen. Dem Kurator war zwar die Tendenz der Reform, nicht aber ihr Wesen klar. In der Überzeugung, daß

das Staatsprinzip die unmittelbare Verfügung der Staatsgewalt über die Schule in allen Zweigen und zu jedem Zwecke erfordere, hatte er den Wunsch, einen diesem Prinzip entsprechenden Zustand in Livland herbeizuführen, ohne den Weg recht zu überblicken und ohne recht zu wissen, an welchem Punkte des geschlossenen Selbstverwaltungskörpers er den Hebel ansetzen sollte. Er begriff nach kurzer Orientierung, daß er einem komplizierten Organismus gegenenüberstand, dessen Funktionen ihm fremd waren. Die in engem Anschluß an das Leben erlangte Formenfülle widersetzte sich der papierenen Kanzleiherrschaft. Bei der Ablösung des Selbstverwaltungsprinzips durch das bureaukratische Prinzip mußte es überaus störend empfunden werden, daß der Gedanke einer Vereinfachung der Lebensformen zur größeren Bequemlichkeit des leitenden Beamtenpersonals den Schöpfern dieses Organismus ferngelegen hatte. Der Kurator beklagte sich über die Menge der Kirchspielsschulverwaltungen, er könne sie unmöglich durch seine Inspektoren beaufsichtigen lassen und wünsche ihre Zahl zu verringern. Indessen der Hinweis des Landmarschalls, daß gerade in den örtlichen Schulverwaltungskörpern die Seele einer gedeihlichen Entwicklung des Volksschulwesens zu suchen sei, ließ ihn von diesem Wunsche Abstand nehmen. Der Oberlandschulbehörde übersandte der Kurator den Entwurf eines Reformprojekts, das, abgesehen von dem radikalen Bruch mit allem Bestehenden, in den einzelnen Bestimmungen rein zufälligen Charakters war. Schwerlich maß selbst der Kurator diesem Entwurf einen praktischen Wert zu. Um so ausgesprochener betonte er im Prinzip die unbedingte Machtbefugnis der staatlichen Organe und das Aufhören jeder Sonderstellung der livländischen Volksschule, als Konsequenzen des Allerhöchsten Willens. Er bestritt den konfessionellen Charakter der Volksschulen mit der Begründung, daß sie nicht Kirchenschulen wären. Nach der Art ihres Unterhalts und ihrer Verwaltung fixierte er ihren Charakter als den Landschaftsschulen des Reichsinnern entsprechend, und erklärte sie durch den Ressortwechsel allen Gesetzen und Vorschriften unterworfen, die für das Reichsinnere erlassen waren. Durch persönliches Eingreifen in die Wirkungssphäre der Oberlandschulbehörde bemühte er sich dieser Auffassung Geltung zu verschaffen. Er genehmigte kraft seiner Machtvollkommenheit die Umwandlung der Neu-Schwaneburgschen Silla- Gemeinde-

schule in eine zweiklassige Ministerschule mit russischer Unterrichtssprache in der 2. Klasse, obgleich dieser Akt die Aufhebung der nach den geltenden Gesetzen zu Recht bestehenden Gemeindeschule involvierte. Auf Grund des für das Reichsinnere erlassenen Zirkulars vom 10. Nov. 1879 wurde der Oberlandschulbehörde eine Anfrage über die politische und moralische Zuverlässigkeit der Lehramtskandidaten zur Pflicht gemacht. Das der Oberlandschulbehörde zustehende Examinationsrecht aber wurde auf ein moralisches Prüfungsrecht beschränkt. Es fiel somit der Oberlandschulbehörde die wenig dankbare Rolle einer doppelten Buchführung zu.

Die Reformpläne des Kurators gewannen festere Gestalt, nachdem er den Gedanken einer Neuschöpfung aufgegeben und sich für den weniger kostspieligen Weg einer seinen Zwecken entsprechenden Umwandlung des Selbstverwaltungskörpers entschieden hatte. Dem Adelskonvent vom April 1886 lag ein Schreiben des Kurators vor, welches einen vorläufigen Entwurf der zur Erfüllung des Allerhöchsten Willens notwendigen Maßnahmen enthielt. Das Projekt war nach den Worten des Kurators mit möglichster Schonung der bestehenden Schulverwaltung entworfen. Es statuierte die Mitgliedschaft des Volksschuldirektors in der Oberlandschulbehörde, der Volksschulinspektoren in den Kreislandschulbehörden, außerdem sollte in diesen Behörden die Regierung durch ein zweites, vom Gouverneur ernanntes Glied vertreten sein. Falls die Regierungsvertreter eine vom Majoritätsbeschluß der Behörden abweichende Meinung vertraten, entschied bezüglich der Kreislandschulbehörden der Kurator, bezüglich der Oberlandschulbehörde der Minister der Volksaufklärung, ebenso sollten Klagen gegen sämtliche Behörden, auch die Kirchspielsschulverwaltungen, direkt durch den Kurator oder den Minister entschieden werden — ein Instanzenweg, der die Kreislandschulbehörden und die Oberlandschulbehörde außer Kraft setzte. Die Machtbefugnisse der Selbstverwaltungsorgane wurden gemäß den praktischen Konsequenzen des Projekts auch dem Kurator und seinen Inspektoren übertragen, wobei durch den erwähnten Instanzenweg in jedem einzelnen Falle den Regierungsorganen das Übergewicht gewahrt war. Die konfessionelle Frage war als belanglos offen gelassen, die Sprachenfrage war nicht berührt. Indessen die Aufhebung des obligatorischen Unterhalts für die Parochialschulen, welche ihre Existenz in Frage stellte und die örtlichen Mittel zu

Neugründungen frei machte, sowie das Recht der Umwandlung der Gemeinde- in Ministerschulen auf Wunsch der Gemeinden oder einer am Unterhalt der Schule beteiligten Person, verrieten, wie diese Frage entschieden werden sollte. Die Oberlandschulbehörde kritisierte das Projekt dahin, daß es wohl bestimmt sein könne, die Axt an die Wurzel des livländischen Volksschulwesens zu legen. Dennoch riet die Oberlandschulbehörde um der Sache willen auch unter den schwierigsten Umständen auf Leitung und Unterhalt der Volksschule nicht zu verzichten, solange nur der innerlich konfessionelle Charakter, die Muttersprache und die Möglichkeit einer ehrenamtlichen Wirksamkeit gewährleistet wären. Von der Erhaltung derselben Grundprinzipien hatte die Pastorenkonferenz in Dorpat die Mitarbeit der Pastoren an der Volksschule abhängig gemacht.

Die Ritterschaft konnte in dem Schreiben des Kurators die Garantie einer gedeihlichen Entwicklung des Volksschulwesens nicht erblicken. So beschloß der Adelskonvent in der Erwägung, daß die Vorschläge des Kurators die radikale Umgestaltung des Volksschulwesens bedingten, daß der konfessionelle Charakter der Volksschule nicht verbleibe und der Schwerpunkt der Verwaltung in die Regierungsorgane verlegt werde, in der Erwägung ferner, daß es den Anschein gewinnen könne, als ob die Ritterschaft selbst die Hand biete, das Volk seiner Sprache und seines Glaubens zu berauben, dem Kurator zu erwiedern, daß sie auf seine Intentionen nicht eingehen könne. Sie vertrete nach wie vor die Auffassung, daß die Volksschule in ihrer jetzigen Organisation dem Wohl und Segen des Landes gedient, und vermöge es nicht einzusehen, wie durch einen Ressortwechsel die bestehenden Gesetze, Verordnungen und Institutionen unzweckmäßig und veränderungsbedürftig geworden seien. Sie hoffe daher, daß der Kurator, dem die sittliche und intellektuelle Entwicklung des Volkes am Herzen liege, seinen Einfluß zur Erhaltung des Bestehenden geltend machen werde. Eine organische Veränderung der Volksschule müßte die fernere Mitarbeit der Ritterschaft für alle Zukunft in Frage stellen.

Die Ablehnung der Ritterschaft blieb nicht ohne Wirkung auf den Kurator. Er fragte, ob das Schreiben das Ultimatum der Ritterschaft enthalte. Er erklärte sich zu neuen Vorschlägen bereit und versprach bis auf weiteres keine Schritte in legislativer Hinsicht zu tun. Im September desselben Jahres schien der Kurator seinem

Reformprojekt endgültig entsagt zu haben. Er meinte, er wolle sich Zeit nehmen und hoffe in ein bis zwei Jahren sich ein eingehendes Urteil über die Volksschulen zu bilden. Inzwischen handele es sich darum, mit den bestehenden Organen einen versöhnlichen modus vivendi zu finden. In der Tat hatte sich durch die fortgesetzten Eingriffe des Kurators in die Machtsphäre der Oberlandschulbehörde eine Reihe von Konflikten ergeben, die eine Verständigung wünschenswert erscheinen ließ. Überdies hatten die Inspektoren Meves und Orlow die Herbstmonate zu einer Inspektionsreise benutzt, die den herrschenden Gegensatz in die breitesten Schichten getragen hatte. Während der Schulinspektionen, die meist mit Umgehung der örtlichen Schulbehörden und ohne deren Wissen stattfanden, hatten sich die Inspektoren Änderungen zu gunsten einer Verstärkung des russischen Sprachunterrichts erlaubt. Ihre Änderungen wurden allerdings gleich nach ihrer Entfernung durch die örtlichen Schulautoritäten wieder zurechtgestellt, nicht so leicht aber ließ sich der verletzende Eindruck ihres unerwarteten Erscheinens verwischen. Vielfach beschwerten sich die Schulverwaltungen über das Vorgehen der Inspektoren, ein Pastor sandte der Oberlandschulbehörde schriftlich seine Weigerung, die Inspektoren als Kollegen zu akzeptieren.

Die fremde Gewalt, die sich zwischen die Schule und ihre Verwaltung gedrängt hatte, hatte eine allgemeine Ungewißheit und Unsicherheit der Stellung der Volksschulautoritäten im Lande hervorgerufen. In Sachen der Sillagemeindeschule hatte die Oberlandschulbehörde gegen die Besitzergreifung des Immobils zwecks Eröffnung der Ministerschule remonstriert, und es ist vielleicht bezeichnend für die Stimmung des Kurators, daß es ihn Wunder nahm, wie man um einer Schule willen so viel Lärm machen könne. Die Oberlandschulbehörde und der Kurator verkehrten fast ausschließlich auf dem Beschwerdewege durch den Minister der Volksaufklärung oder auf administrativem Wege durch den Gouverneur, da die Oberlandschulbehörde nach ihrer Auffassung der bestehenden Rechtsverhältnisse sich nicht in der Lage sah, den Weisungen des Kurators Folge zu leisten. Der dringende Wunsch des Kurators, sich mit der Oberlandschulbehörde in Relation zu setzen, war daher zeitgemäß. Es schien, als ob eine Einigung zustande kommen würde. Am 28. September konferierten der Land-

marschall, der Präses der Oberlandschulbehörde und der Kurator über die schwebenden Fragen. Im Zusammenhang mit der Sillagemeindeschule kam die Frage der Ministerschulen überhaupt zur Besprechung. Der Landmarschall und der Präses der Oberlandschulbehörde hatten gegen die Gründung von Ministerschulen im allgemeinen nichts einzuwenden, nur dürfe sie nicht auf Kosten der bereits gesetzlich bestehenden Schulen geschehen. Der Kurator blieb bei der Meinung, daß die neue Schule die alte ersetzen solle. Zum Schluß einigten sich der Präses der Oberlandschulbehörde und der Kurator, da eine allgemeine Regelung der Beziehungen zur Zeit nicht möglich sei dahin, in jedem einzelnen Falle Vereinbarungen zu treffen. Am Tage darauf wurde der Sillasche Gemeindelehrer ohne vorhergehende Ankündigung und ebenso ohne Wissen der Oberlandschulbehörde gewaltsam mit seiner Familie und seinem Mobiliar exmittiert; am 1. Oktober durch den Inspektor Speschkow feierlich die Ministerschule in jenem Lokal eröffnet. — Es lag nicht in der Absicht des Kurators oder nicht in seiner Macht, den vereinbarten modus vivendi aufrecht zu erhalten. So dauerte der Kriegszustand fort. Ein Zustand der Verfügungen und Erlasse, während, wie die Oberlandschulbehörde in vielfachen Schreiben betonte, „die auf Grundlage der bestehenden Gesetzbestimmungen herrschende Ordnung noch keiner legislativen Aufhebung oder Reform unterzogen worden." Die Kreierung (durch Reichsratsgutachten vom 12. Jan. 1887) eines Volksschuldirektors und vier neuer Inspektoren, denen die Landschulen „aller Benennungen" unterstellt wurden, schuf in diesem Zustand keine Änderung.

Die Einführung der russischen Unterrichtssprache auf dem Wege einer schrittweisen Verdrängung der alten Volkschule durch die Ministerschule, konnte nur sehr langsam vor sich gehen. So war der Kurator genötigt den Umweg abzukürzen. Er knüpfte in dieser Angelegenheit an die bereits pendente Lehrerseminarsfrage an. Am 27. Januar 1885 hatte er der Ritterschaft die Reorganisation der Ritterschaftlichen Seminare auf der Grundlage des Kurskschen Lehrerseminars vorgeschlagen, die Ritterschaft hatte indessen nach diesem Statute kein Verlangen getragen. Im Juli 1886 ersuchte der Kurator die Oberlandschulbehörde den russischen Sprachunterricht in den Lehrerseminaren soweit zu verstärken, daß die Absolventen der Anstalt fähig würden, den Unterricht in den

Volksschulen russisch zu erteilen. Im November stellte er dieselbe Forderung als Bedingung eines Weiterbestehens der Seminare. Auf den Hinweis der Oberlandschulbehörde, daß solange der Unterricht in den Volksschulen im estnischen und lettischen erteilt werde, den Lehrern eine solche Kenntnis nicht von Nöten sein könne, antwortete der Kurator, daß der Gemeindeschule allerdings die Muttersprache belassen werden müsse, der Unterricht in den Parochialschulen aber in der russischen Sprache zu erteilen sein werde. Obgleich anzunehmen war, daß der Kurator einen so eindeutigen und folgenschweren Ausspruch nicht gänzlich auf seine Hand getan hatte, bewog die Wichtigkeit der Sache den Landmarschall, dem Staatssekretär Deljanow die schädliche Wirkung dieses Schrittes und seine überflüssige Härte darzulegen. Diese und alle übrigen seit langem schwebenden Fragen, fanden ihre überraschende Lösung in den temporär ergänzenden Regeln vom 17. Mai 1887.

Die temporären Regeln verrieten eine nahe Verwandschaft mit den Maßnahmen vom April 1886. Durch die Regeln waren die den Maßnahmen innewohnenden Möglichkeiten verwirklicht, die in ihnen enthaltenen Unklarheiten zu bewußtem Dualismus gesteigert, die von dem Kurator geübte Praxis des willkürlichen Eingriffes legalisirt. Der Dualismus und das Fehlen jeder festen Kompetenzbestimmung entsprechen dem Zweck des Gesetzes, die unumschränkte Machtvollkommenheit der Regierungsorgane mit der Ausnutzung der örtlichen materiellen und geistigen Kräfte zu vereinigen. Eine Charakteristik des Gesetzes geben im wesentlichen die nachstehenden Bestimmungen. Behufs einer gemeinsamen Verwaltung der Volksschulen durch die Regierungs- und Selbstverwaltungsorgane traten in die Oberlandschulbehörde der Direktor der Volksschulen, in die Kreisschulbehörden die Volksschulinspektoren als ständige Glieder ein, ebenso in jede dieser Behörden ein zweites vom Kurator ernanntes Glied des Unterrichtsressorts. Der Einspruch eines Regierungsrepräsentanten inhibierte die Majoritätsbeschlüsse und überwies sie der übergeordneten Instanz. Klagen gegen die Behörden gelangten an den Minister der Volksaufklärung. Den Inspektoren stand die vorläufige Anstellung und Absetzung der Lehrer zu, welche den Inspektoren direkt unterstellt und zu unweigerlicher Erfüllung der inspektorialen Anordnungen verpflichtet waren. Die Inspektoren waren ferner berechtigt von sich aus Verbesserungen und Än-

derungen in den Schulen vorzunehmen. Die den Selbstverwaltungsbehörden zugestandenen Bestätigungsrechte waren praktisch ohne Bedeutung, da die vorläufigen Verfügungen durch keine Zeitgrenze beschränkt waren. Die Umwandlung von Parochial- und Gemeindeschulen in Ministerschulen erfolgte auf Wunsch der Gemeinde oder einer am Unterhalt der Schule beteiligten Person. Der Unterhalt der neuen Schule erfolgte in derselben Weise, wie der Unterhalt der Schule, an deren Stelle sie trat, erfolgt war. In den zwei unteren Klassen der Gemeindeschulen wurde der Unterricht je „nach Bedürfnis" in lettischer, estnischer oder russischer Sprache erteilt, für die dritte Klasse der Gemeindeschulen und die Parochialschulen war die russische Unterrichtssprache obligatorisch. Die ständischen Organe waren verpflichtet, die Tätigkeit des Volksschuldirektors und seiner Inspektoren in jeder Weise zu fördern.

Die Ritter- und Landschaft, die im Juni 1887 versammelt war, mußte zu ihrem tiefsten Bedauern der Überzeugung Raum geben, daß die neuerlassenen Regeln alle und jede Hoffnung auf eine fernere fruchtbringende Teilnahme der Ritter- und Landschaft an der Verwaltung des Volksschulwesens ausschlossen. Sie erkannte in dem neuen Gesetze ein das Volksschulwesen in seinen Grundfesten erschütterndes Prinzip, welches die seitherigen Leiter des livländischen Volksschulwesens sich anzueignen füglich nicht vermöchten. Die Lahmlegung der Selbstverwaltungsorgane, die Trennung der Schule von Haus und Kirche und die Verbannung der Volkssprachen aus der Schule, mußten jedes Interesse der Ritter- und Landschaft an der solchergestalt entnationalisierten Schule vernichten. Der Landtag verfügte die Schließung der ritterschaftlichen Lehrerseminare in Walk und Dorpat und beauftragte den Landmarschall: dem Minister der Volksaufklärung zu deklarieren, daß die Ritterschaft auf ihr durch die betreffenden Paragraphen des Provinzialrechts gewährleistetes Recht, an der Errichtung, Erhaltung und Verwaltung der Landvolksschulen Teil zu nehmen zu verzichten sich genötigt sehe, und folglich den Minister ersuche erwirken zu wollen, daß in Ergänzung der emanierten Regeln die faktisch lahm gelegten Organe der Landschulverwaltung förmlich aufgehoben würden. Am 20. Juli überreichte der Landmarschall dem Minister der Volksaufklärung die Denkschrift der Ritterschaft. Die Denkschrift betont die schwere Kränkung, die durch die Ein-

führung der russischen Unterrichtssprache in die Schule eines Volkes, das sich als solches fühle, der bäuerlichen Bevölkerung zugefügt werde, und schloß mit der Bitte um Liberierung der Ritter- und Landschaft von der Verwaltung. Der Minister der das kurze Begleitschreiben sogleich durchlesen hatte, sagte, er begreife die Ritterschaft und diesen Schritt nicht. Die Angelegenheit schien ihm Sorge zu bereiten, und nach längerem Besinnen fragte er: „Was soll ich seiner Majestät vorschlagen?" Der Landmarschall erklärte dem Minister, wie die Ritterschaft sich wohl bewußt sei, daß dieser Schritt mit vielen übrigen in systematischem Zusammenhange stände, indessen wenn S. Majestät Kenntnis erhalte von der Tragweite des gegen die Ritterschaft eingehaltenen Verfahrens, so hoffe sie von Seiner Gnade Remedur zu erhalten. Der Minister versprach daraufhin die Denkschrift vorzulegen.

In jeder Beziehung übertrafen die temporären Regeln die Erwartungen ihrer Schöpfer. Soweit sich dieses aus dem Rundschreiben des Kurators vom 6. November ersehen läßt, war er über das neue Gesetz der Meinung gewesen, „daß seine Anwendung keine Schwierigkeiten bereiten kann, wenn man die Sache wie sie wirklich ist ansieht, sich nicht vermeintliche Hindernisse schafft und nicht künstlich Schwierigkeiten hervorruft. Es ist nur nötig, sich dem Gesetz und denjenigen Interessen von hervorragender Wichtigkeit gegenüber, die es berührt, mit Achtung zu verhalten, es ist nur nötig, alles der Schule Fremde zu beseitigen und das eine Ziel im Auge zu haben: die sittliche und geistige Entwicklung der Kinder, welche die Eltern mit Vertrauen in die Schule senden."

In seinen Wirkungen unabhängig von der Ansicht des Kurators, hatte das neue Gesetzt eine Stockung des Volkschullebens zur Folge gehabt. Die Oberlandschulbehörde hatte den Beginn des Unterrichts in den Parochialschulen bis zum äußersten statthaften Termin hinausgeschoben, da sie keine Möglichkeit sah dem Gesetze gemäß den Unterricht in einer Sprache erteilen zu lassen, die weder Lehrer noch Schüler verstanden, im übrigen hatte sie sich darauf beschränkt jeden Konflikt mit den Regierungsorganen zu vermeiden. Die örtlichen Schulautoritäten schlugen vielfach den Ausweg der Schulschließung ein. 32 Parochialschulen waren aus den verschiedensten Motiven, zumeist aber in Besorgnis um das Eigentum der Kirche an den Schulen, und im Hinblick auf die Forderung

der russischen Unterrichtssprache geschlossen worden. Auch die Kinder, welche die Eltern mit Vertrauen in die Schule senden, begannen weniger vollzählig zu erscheinen. Durch wiederholte Erlasse, deren erregter Ton unter andrem eine Injurienklage der Ritterschaft bedingte, suchten der Gouverneur und Kurator die Schulverwicklungen zu regeln. Die durch das neue Gesetz geschaffene Frage des Eigentumsrechtes an den Parochialschulen bemühte sich der Gouverneur dadurch zu präjudizieren, daß er den Ordnungsrichtern vorschrieb, den Parochiallehrern Reversale des Inhalts abzunehmen, daß sie im Amt eines Kirchspielsschullehrers stehend, die Gebäude und Ländereien der Schule namens der Schulverwaltung, nicht aber namens der Kirche oder einer Privatperson besäßen. Im Weigerungsfalle sollten ihnen Gebäude und Ländereien abgenommen und einem Gliede der Schulverwaltung überwiesen werden. Dieser Versuch die schwierige Rechtsfrage gewissermaßen durch den Schiedsspruch der Parochiallehrer zu lösen, scheiterte an der fast einmütigen Weigerung der Parochiallehrer den Revers zu unterzeichnen und der Kirchspielsschulverwaltungen das ihrer Ansicht nach der Kirche gehörige Land zu übernehmen.

In vieler Hinsicht war der Gouverneur eine zwar neue, aber wesentliche Erscheinung des Schullebens geworden. Er setzte auf administrativem Wege Lehrer ein und verhinderte auf demselben Wege ihre Absetzung. Die Druckerei, in der die Oberlandschulbehörde den Landtagsschluß in Sachen des Volksschulwesens hatte drucken lassen, wurde geschlossen, die übrigen Druckereien erhielten Weisung für die Oberlandschulbehörde nicht ohne Zensur zu drucken. Ebenso waren der Volksschuldirektor und die Inspektoren in fieberhafter Tätigkeit, sie setzten Lehrer ein und Lehrer ab, ohne dadurch den ruhigen Gang des Schulwesens wesentlich zu fördern.

Eine Folge ihres Eifers war das Auftreten von Lehrern mit Gage ohne Amt, und mit Amt ohne Gage. Dem einzigen Versuch, der gemacht wurde, die russische Unterrichtssprache praktisch durchzuführen, bereitete die gänzliche Verständnislosigkeit der Schüler ein schnelles Ende. Die Regierung sah sich genötigt zu paktieren, der Gouverneur verzichtete auf sein Reversalverfahren und trat wieder in den Hintergrund, der Kurator erklärte, daß keine Reform mit einem Schlage durchgeführt werden könne, durch einen ministeriellen Erlaß wurde die Einführung der russischen

Sprache in jedem einzelnen Falle dem Ermessen des Kurators anheimgestellt und die endgültige Durchführung des Prinzips auf drei Jahre hinausgeschoben. Zugleich wurde die Eröffnung sämtlicher Parochialschulen anbefohlen. Danach setzte sich der gewaltige Mechanismus des Volksschulwesens langsam wieder in Bewegung nach dem Gesetz der Beharrlichkeit, nach welchem er sich während der ganzen Zeit in aller Ruhe in den Orten bewegt hatte, wo die Inspektoren nicht hinkamen, und ihre Schriftstücke als unverständlich bei Seite gelegt wurden.

Hundertfünfzig Inspektoren wären, — nach den Worten des Kurators, — nicht im stande die Arbeit der Volksschulverwaltung ohne die ständischen Organe zu leisten. Gegenüber den Lebensanforderungen des Schulorganismus hatten sich die geringen bureaukratischen Kräfte als unzureichend erwiesen. Nachdem die temporären Regeln jede Machtbefugnis der Selbstverwaltung vernichtet hatten, sah sich die Bureaukratie außer stande das Erbe anzutreten. Es galt daher durch einen Kompromiß den störrigen Selbstverwaltungskörper gefügig zu machen, und der Kurator bemühte sich abermals und aus vollster Überzeugung um eine Versöhnung. Die Liberierung der Ritterschaft von der Mitverwaltung des Schulwesens, meinte er, würde einen unmöglichen, das Schulwesen schädigenden Zustand schaffen. Schon das verflossene Jahr, während dessen die Ritterschaft der Volksschulverwaltung ferngestanden, müsse als ein verlorenes Jahr betrachtet werden und das Schulwesen sei bedeutend unter das frühere Niveau herabgesunken. Er lehnte jede Verantwortung für das Zustandekommen der temporären Regeln ab, und versprach, da das Gesetz so bald nicht abgeändert werden könne, eine Handhabung des Gesetzes, die in der Praxis alle Bedenklichkeiten beseitigen würde. In Petersburg selbst herrschte in den maßgebenden Kreisen des Ministeriums der Volksaufklärung eine gewisse Ratlosigkeit, die Antwort auf das Gesuch der Ritterschaft wurde hinausgeschoben. Der Landmarschall drang auf eine Abänderung der temporären Regeln und die Ausarbeitung eines definitiven Gesetzes mit Berücksichtigung der ritterschaftlichen Vorschläge. Indessen so allgemein die Unvollkommenheit der temporären Regeln zugegeben wurde, ebenso allgemein war der Wille den getanen Schritt nicht zurückzutun. Offiziell fand dieser Wille dahin seinen Ausdruck, daß man die Wirkung

der temporären Regeln genau zu beurteilen im stande sein müsse, ehe ein definitives Gesetz entworfen werde. Von dieser Wirkung, wie sie sich nach dem Ablauf der ersten stürmischen Zeit zu äußern begonnen hatte, konnte sich der außerordentliche Landtag vom Oktober 1888 an der Hand des Berichts der Oberlandschulbehörde überzeugen. Laut diesem Bericht bedingte das Gesetz die absolute Gesetzlosigkeit und beschränkte die Machtbefugnis der Selbstverwaltungsbehörden auf genau das Maß, welches der Kurator und seine Untergebenen ihnen zugestehen wollten. Zu irgend einer positiven Arbeit waren sowohl die ständischen Behörden, wie die Regierungsorgane, allerdings aus verschiedenen Gründen, unfähig. Es bestand nicht mehr als der Schein der alten Ordnung, der geschont wurde, um unter der alten Flagge mit neuer Ware zu segeln; die Organe der Selbstverwaltung dienten nur dazu durch ihren guten Ruf die neue, konfessionslose Sprachschule und deren Verwaltung zu decken und das Landvolk über die vollzogene Umwälzung zu täuschen. — „Die livländische Landvolksschule, welche die Ritterschaft und Geistlichkeit als kirchliche Anstalt begründet und geleitet haben, sie existirt nicht mehr.“ —

Angesichts dieser traurigen Erfüllung seiner Voraussicht und in der Erwägung, daß das Gesuch der Ritter- und Landschaft um Liberierung von der Verwaltung noch immer unbeantwortet war, beauftragte der Landtag den Landmarschall dahin zu wirken, daß die temporären Regeln durch ein definitives Gesetz ersetzt würden, welches eine gedeihliche Mitarbeit der Ritterschaft und der Geistlichkeit ermögliche. Die Antwort, die auf dieses Gesuch erfolgte, beließ der Ritterschaft die Last einer fremden Zwecken dienenden Volksschule und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Es wurde ihr mitgeteilt, daß ihre Teilnahme an der Volksschulverwaltung auch künftighin nicht anders als auf Grundlage der durch das Gesetz vom 17. Mai festgesetzten Regeln erhalten werden könne, daß sie aber, wenn sie rechtzeitig ihren Wunsch einer weiteren Teilnahme äußern sollte, seiner Zeit mit den Ritterschaften der Gouvernements Est- und Kurland zur Teilnahme an der Ausarbeitung eines definitiven Gesetzes aufgefordert werden würde. Durch diesen Bescheid und die Ablehnung sämtlicher Eigentums- und Rechtsklagen in Sachen des Volksschulwesens war der Regierung der materielle Bestand der neuen Volksschule soweit gesichert, daß die

Regierungsorgane sich ausschließlich der Fruchtbarmachung dieser Schule für ihre Zwecke widmen konnten. Die Wirksamkeit und das Interesse der Inspektoren richteten sich vornehmlich auf die Hebung der russischen Sprachkenntnis und die Einbürgerung der Vorschriftsmäßigen Gesinnung in der Volksschule. Nicht immer wurden dabei auch die nächstliegenden übrigen Interessen der Schule berücksichtigt. Ein treffendes Beispiel hierfür bieten die Sommerkurse, deren Besuch zwecks Erlernung der russischen Sprache den Lehrern zur Pflicht gemacht wurde, und die, in die Erntezeit fallend, das Brot der Lehrer in gleicher Weise wie den Repetitions- und Hausunterricht schmälerten. Dieser konnte, als dem Programm der neuen Schule gänzlich fernstehend, die Sympathie der Regierungsorgane nicht beanspruchen. Die Beurteilung des pädagogischen Könnens der Lehrer aus denselben Gesichtspunkten hatte die Absetzung der alten Lehrer, und das Auftreten junger, vielfach ungeschulter Kräfte zur Folge, trotzdem begann dank den massenhaften Verabschiedungen der Lehrermangel chronisch zu werden. Der Einfluß der ständischen Schulautoritäten wurde zu Gunsten eines direkten Verkehrs der Inspektoren mit den Schullehrern zurückgedrängt; der Religionsunterricht auf die Rolle eines Nebenfaches herabgedrückt und gelegentlich, trotzdem seine Leitung offiziell der lutherischen Geistlichkeit verblieben war, von den Inspektoren in etwas befremdlicher Weise inspiziert. Wo noch die Beziehungen der althergebrachten Tradition fortwirkten, war ein Einfluß des Predigers auf den Lehrer und den Religionsunterricht vorhanden, doch war er rein persönlicher Natur. Das Wahlrecht der Gemeinden wurde von einigen Inspektoren berücksichtigt, von andren je nach Belieben auch unberücksichtigt gelassen. Die Kreislandschulbehörden und die Oberlandschulbehörde erfuhren nur gelegentlich von den Plänen und Handlungen der Regierungsorgane, da die Inspektoren, seitdem ihre Schriftstücke translatiert und gelesen wurden, und nachdem sie sich über ihr Wirkungsgebiet im großen und ganzen orientiert hatten, mit ihren Schreiben zurückhaltender geworden waren. In manchen Fällen mußte die Lösung des Bandes zwischen Schulverwaltung und Schule von den Inspektoren selbst als störend empfunden werden. Ein Inspektor beklagte sich bei der Kreislandschulbehörde, daß zahlreiche Lehrer ohne jegliche Legitimation unterrichteten. Die Behörde beauftragte die Schulver-

waltungen, derartige ungesetzliche Zustände nicht zu dulden, doch erklärten sich diese außer stande solchen Unfug zu beseitigen, da sie nicht einmal erfuhren, wer als Lehrer berechtigt sei, noch auch die Mittel besäßen, solche zu beseitigen. Es läßt sich bezweifeln ob bei der großen Zahl der den Inspektoren unterstellten Schulen, diese selbst eine genaue Kenntnis der von ihnen angestellten Lehrer besaßen. In jedem Falle waren die Inspektoren gänzlich außer stande eine die Grenzen des Unterrichts übersteigende Kontrolle über die Schulen zu führen, welche in den langen Inspektionspausen, nachdem den örtlichen Schulautoritäten die Macht genommen, und nur der Schein geblieben, tatsächlich ohne jede Aufsicht waren. Die Schulversäumnisse nahmen erschreckende Demensionen an und machten den obligatorischen Schulzwang zur Phrase, ebenso begannen die Gemeinden, der altgewohnten Kontrolle entrückt, die Subsistenzmittel der Schule zu schmälern, mit steigender Tendenz je mehr das Interesse der Gemeinden an der Schule erkaltete, und keine Autorität, auch nicht der Inspektor, war im stande solches zu hindern.

Auf den Allerhöchsten Entscheid vom Februar 1889, betreffend das Gesuch der Ritterschaft um Abänderung der temporären Regeln, hatte der Landtag vom März 1890 beschlossen, zunächst keine Schritte zu unternehmen, da die Ritterschaft die Unmöglichkeit, unter der Herrschaft der temporären Regeln an der Verwaltung in ersprießlicher Weise teilzunehmen, bereits konstatiert und deklariert habe. Doch wurden die Oberkirchenvorsteher beauftragt, den Entwurf eines definitiven Gesetzes für die Verwaltung des Volksschulwesens als Vorlage für den nächsten Adelskonvent auszuarbeiten. Der Entwurf, welcher dem Adelskonvent vom Januar 1891 vorlag, suchte die Ansprüche der Regierung mit der Möglichkeit einer ehrenamtlichen Wirksamkeit zu vereinigen. Die unmittelbare Leitung und Kontrolle der Schulen sollte den Schulverwaltungen wieder übertragen werden, da die direkte Aufsicht der Schulen durch die Inspektoren sich bei ihrer geringen Zahl als undurchführbar erwiesen hätte. Den Inspektoren sollte dagegen ein weitgehendes Aufsichtsrecht über die Wirksamkeit der Selbstverwaltungsorgane zugestanden werden. Dem Religionsunterricht sollte die gebührende Stellung eingeräumt, die Muttersprache des Landvolkes in allen Parochial- und Gemeindeschulen als Unter-

richtssprache verbleiben, bei der Erlernung der Reichssprache nach Maßgabe der vorhandenen Kräfte. Das Wahlrecht der Gemeinde sollte betont, der obligatorische Unterricht durch zweckentsprechende Maßnahmen wieder realisiert werden. — Der Landmarschall wurde beauftragt, eine Einigung mit den Nachbarprovinzen auf Grund des Entwurfs anzustreben und gemeinsam mit ihnen, oder allein mit den Organen der Staatsregierung, in Verhandlung zu treten. Nachdem der Landmarschall sich mit den Vertretern der Ritterschaften von Est- und Kurland in Einvernehmen gesetzt hatte, übergab er die auf Grundlage des Entwurfs ausgearbeitete Denkschrift dem Kurator Lawrowskij zur Begutachtung. Der Kurator wollte die Angelegenheit bis nach der Semstwoeinführung, die damals wie heute in der Luft schwebte, verschieben. Der Landtag vom Februar 1893, dem ein so gemächliches Verfahren nicht wünschenswert erscheinen konnte, beauftragte den Landmarschall, eine baldige Prüfung der ritterschaftlichen Vorschläge zwecks eines definitiven Volksschulgesetzes zu veranlassen, mit der Begründung, daß die Ritterschaft die Verantwortung für den rapiden Verfall der Volksschule nicht länger tragen könne. Am 11. November übergab der Landmarschall das Memoire in dieser Angelegenheit dem Minister der Volksaufklärung und nahm mit dem Departementschef Anitschkow darüber Rücksprache. Doch waren die Auslassungen beider über den Gegenstand so wenig sachlicher Art, daß sich aus ihnen über ihre Stellung zum Reformprojekt nichts entnehmen ließ. Auch der Kurator hatte mittlerweile ein Reformprojekt ausgearbeitet und es dem Ministerium der Volksaufklärung zugleich mit dem ihm seinerzeit übergebenen Projekt der Ritterschaft übersandt.

Im Herbst 1895 trat darauf im Ministerium der Volksaufklärung unter dem Vorsitz des Petersburger Kurators Kapustin eine Kommission zusammen, der das Projekt Lawrowskijs zur Beprüfung übergeben wurde. Am 19. Dezember wurde das von der Kommission überarbeitete Projekt im Auftrage des Ministers des Innern dem residierenden Landrat zur Begutachtung übersandt. Dieses Projekt war in allen Punkten eine Verschärfung der temporären Regeln. Indem es den konfessionellen und nationalen Charakter der Schule bis auf den letzten Schein zerstörte, und nicht einmal dem Religionsunterricht unzweideutig die Muttersprache beließ, drückte es zugleich die ständischen Kräfte auf das Niveau

eines bloßen Handlangerdienstes hinab, und nahm gleichwohl die materiellen Mittel derselben in verschärftem Maße in Anspruch. Es wurde daher der Landmarschall vom Landtage des Februars 1896 beauftragt, mit allen Mitteln für das Ausarbeiten eines neuen Projekts unter der Hinzuziehung ritterschaftlicher Delegierter zu wirken, indem der konfessionelle Charakter, der Unterricht in der Muttersprache, wenigstens in den Gemeindeschulen, und ein maßgebender Einfluß der Ritterschaft, der Landgemeinden und der Geistlichkeit auf die Verwaltung der Volksschulen gewährleistet würde.

Wie schwerwiegende Gründe es waren, welche die Sorge der Ritterschaft um die Sache der Volksschule nicht ermatten ließ, möge die gleichzeitige Bittschrift der Schulältesten von Fellin-Land veranschaulichen. In ihr heißt es: „Mit Herzschmerzen müssen wir zusehen, wie die Volksschulen, welche mit so großen Opfern seitens des Volkes unterhalten werden, mit jedem Jahre sich verschlechtern. Obgleich die Schulkinder mit bitteren Tränen ihre Bücher benetzen, so können sie doch keinen Nutzen aus denselben ziehen, weil die Sprache der Schulbücher ihnen fremd ist und der Lehrer sie in einer unverständlichen Sprache unterrichtet. In keinem Lehrgegenstande können die Kinder solche Fortschritte machen wie früher. An Stelle der früheren regelmäßigen Aufsicht von seiten der Schulverwaltung der örtlichen Autoritäten der früheren Organisation, erscheint jetzt nach Jahren der Schulinspektor zur oberflächlichen Revision der Volksschulen und verlangt mit der größten Strenge mehr und mehr russisch. Kaum hundert Tage im Jahre, abzüglich der Kirchen- und Kronsfeiertage, besuchen unsre Kinder die Schule; die 11jährigen Kinder müssen drei Winter die Schule besuchen. Solchen Kindern ist dringend nötig die Muttersprache beizubringen, bevor der Lehrer einen systematischen Unterricht anfangen kann, aber jetzt fordert der Volksschulinspektor, man darf die Kinder nur in russischer Sprache lehren! Nach dem Schluß des Unterrichts kehren sie in die Familien zurück, wo russisch weder verstanden noch gesprochen wird, und vergessen die wenigen auswendig gelernten russischen Vokabeln und Phrasen und verstehen weder russisch noch die Muttersprache, noch sonst was. Unser Volk läßt sehr gerne die Kinder fremde Sprachen lehren, besonders aber die russische Sprache, sie ist in Zukunft den

Kindern notwendig, aber mit solcher Strenge und auf Kosten andrer Lehrgegenstände und der allgemeinen Bildung, wie es gegenwärtig in unsren Schulen projektiert wird, das ist unsren Eltern und unsrem Volke unaussprechlich schwer und traurig, und das Volk drückt seine Unzufriedenheit gegen die Schulen auf verschiedene Weise aus: z. B. – die Kinder werden unregelmäßig zur Schule geschickt, die Beiträge zur Erhaltung der Schulen zahlt man ungern und äußerst unregelmäßig, die Gagen der Schullehrer werden unaufhörlich herabgesetzt, die Schulen werden geschlossen, die Liebe verschwindet und die Schule wird in Zwangsmaßregeln umgewandelt, und all das Resultat in nächster Zukunft ist: Mangel an guten Schullehrern und Lasterhaftigkeit der jungen Generation. . . .“ (Zitiert nach dem Translat, 18. Feb. 1896).

Das Schreiben schließt mit der Bitte um Einführung der Muttersprache und einer evangelisch-lutherischen Schulobrigkeit. — Am 17. Mai 1896 wurde das ritterschaftliche Memorial mit der ausführlichen Kritik des Gesetzentwurfes, und mit gleichzeitiger Mitteilung des Landtagsschlusses, dem Gouverneur zur Vorstellung an den Minister des Innern zugesandt. Mittlerweile war bereits das Reformprojekt in den Akten des Ministeriums der Volksaufklarung versunken, das Memorial der Ritterschaft aber verblieb, soweit es sich konstatieren ließ, bei den Akten des Gouverneurs.

Die Qualität des Lehrermaterials war seit dem November 1885 stetig gesunken, endlich wurde durch einen ministeriellen Erlaß vom April 1897, welcher die Altersgrenze der Lehrer von 21 auf 17 Jahre herabsetzte und ihren Befähigungsnachweis allein auf die Kenntnis der russischen Sprache beschränkte, der nach und nach eingetretene Tiefstand offiziell sanktioniert. Dieser Erlaß bewog die Ritterschaft unverzüglich alle zu Gebote stehenden Mittel in Anwendung zu bringen, um an Allerhöchster Stelle für die Darstellung der in Betreff der Volksschule geschaffenen Zustände Gehör zu finden. Im Auftrage des Adelskonvents vom Mai 1897 überreichte darauf der Landmarschall Sr. Majestät die Suplik der Ritter- und Landschaft, welche die Bitte einer Ersetzung der temporären Regeln durch ein definitives Gesetz, mit den leitenden Grundsätzen des konfessionellen Charakters, der Muttersprache und der Ermöglichung einer nutzbringenden Teilnahme der Selbstverwaltungsorgane, ausdrückte, sowie, daß die gegenwärtigen geltenden temporären Regeln

von 1887, welche die religiös-sittliche Erziehung des Volkes nicht sicherstellten, die livländische Ritterschaft der Möglichkeit, an der Verwaltung teilzunehmen, beraubten. Der Landmarschall fand am 1. November des Jahres Gelegenheit, Sr. Majestät in gesonderter Audienz die Bitte der Ritterschaft auszusprechen. Am 10. Dezember 1897 wurde dem Landmarschall durch den Dirigierenden der Kanzlei Sr. Majestät der Allerhöchste Entscheid übermittelt, das Gesuch der Ritterschaft ohne Folge zu lassen.

Nachdem dergestalt der Ritterschaft dort, woher sie so lange Zeit die Hülfe erhofft hatte, keine Hülfe geworden, beschloß der Landtag vom März 1898 schweren Herzens abermals um die Liberierung von der Verwaltung nachzusuchen, und die Oberkirchenvorsteher und Kirchenvorsteher, denen ein tätiges Interesse an der Volksschule nicht mehr zugemutet werden konnte, aufzufordern, sich im Verein mit der Geistlichkeit um die Förderung des Haus- und Konfirmationsunterrichts in jeder Weise zu bemühen.

In einer zweistündigen Unterredung setzte der Landmarschall dem unlängst ins Amt getretenen Minister der Volksaufklarung die Lage der livländischen Volksschule und den Wunsch der Ritterschaft, von der Verwaltung dieser Volksschule befreit zu werden, auseinander. Mit dem Hinweis auf Armenien und Polen begründete der Minister die Unmöglichkeit, von den seither vom Staate vertretenen Grundsätzen abzuweichen, meinte aber gleichwohl, daß die Liberierung der Ritterschaft von der Teilnahme an der Volksschulverwaltung schwerlich konzediert werden könne. Auch im Oktober und November des Jahres gelang es dem Landmarschall nicht, eine definitive Antwort zu erlangen. Der Gesetzentwurf von 1895 war wieder aus den Akten erstanden und auf seiner Grundlage beabsichtigte der Minister ein neues definitives Gesetzesprojekt ausarbeiten zu lassen. Er wollte Sr. Majestät die Frage zur Entscheidung vorlegen, ob es nicht zweckmäßig wäre, bei der Abfassung des Projekts ritterschaftliche Delegierte hinzuzuziehen. Das Gesuch um eine formelle Befreiung der Ritterschaft von der Teilnahme der Volksschulverwaltung wurde der Landmarschall gebeten bis zur Fertigstellung des Gesetzes zu verschieben. Im Juni 1900 war die Gesetzkommission in Tätigkeit. Eine konfidentielle Beratung mit den Vertretern der baltischen Ritterschaften war in Aussicht genommen, auch war der Kurator Schwarz beauftragt,

das Projekt mit den Vertretern der Ritterschaften zu besprechen. Die Meinung des Kurators ging dahin, daß es unter den bestehenden Verhältnissen am zweckmäßigsten wäre, wenn die ritterschaftlichen Organe aus der Verwaltung ausschieden.

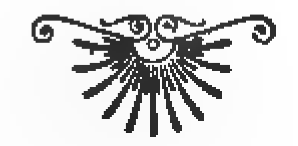
Der neue Gesetzentwurf trug in gleicher Weise wie die temporären Regeln und das Gesetzesprojekt von 1895 den bureaukratischen, konfessionslosen und antinationalen Stempel, und unterschied sich von seinen Vorgängern lediglich durch den schärferen Ausdruck dieser Tendenzen. Auch dieses Projekt blieb indessen in den Akten, und die 1898 erweiterten und kodifizierten temporären Regeln herrschten nach wie vor.

Während all dieser Zeit waren Volksschuldirektoren und Inspektoren, deren Zahl langsam gestiegen war, in der Pflege der Landvolksschule nicht ermattet, wie wir dieses aus nachstehendem Zirkular vom 1. März 1901 entnehmen können, in dem es heißt: Punkt 6. Die Schulmuseen müssen jedes Jahr vervollständigt und die Reichssprache demgemäß gründlicher gelernt werden. Besonders muß die veraltete Übersetzungsweise ganz abgeschafft und nur die natürliche Lehrweise benutzt werden, dabei muß darauf Gewicht gelegt werden, daß das Kind sich vom ersten Betreten des Schulzimmers an an das lebendige Russisch gewöhnt. Für die Sauberkeit der Schulzimmer muß besonders Sorge getragen werden. Der Lehrer muß den Inspektor rechtzeitig davon in Kenntnis setzen, wenn er seine Stelle wechseln will. Berichte über seine Besoldung muß der Lehrer jedes Jahr dem Gemeindebevollmächtigten schriftlich einreichen und dabei für die Erhöhung seiner Gage selbst Sorge tragen. Dazu darf er aber keine gesetzwidrigen Mittel anwenden, sondern muß sich nach den örtlichen wirtschaftlichen Verhältnissen einrichten. (Düna-Ztg. vom 1. März 1901*.)

Gleich der livländischen Landvolksschule liegt heute auch der Gedanke einer allmächtigen Bureaukratie, dem sie im Kampfe unterlegen ist, in den letzten Zügen — die freie Entfaltung des Lebens ist auf der Tagesordnung. Am 22. April 1905 ist dem Präsidenten des Ministerkomitees Staatssekretär Witte die Denkschrift der Livl. Ritterschaft, betreffend die Volksschule, übersandt

*) Einzelne lettische und estnische Blätter, sowie die „Rishsk. Wedomosti" haben sich in letzter Zeit um die Verbreitung einer Kenntnis des jetzigen Volksschulwesens verdient gemacht, es ist daher ein näheres Eingehen auf diese Frage kaum vonnöten.

worden. Die Denkschrift schließt mit den Worten: „Noch einmal macht die livländische Ritterschaft im vollbewußten Interesse des Reiches wie auch der gesetzlich ihrer Fürsorge anvertrauten engeren Heimat, unter Vorstellung des herrschenden Notstandes in der Volkserziehung, sich mit der Bitte an die Staatsregierung um Wiederaufrichtung der Lebensbedingungen der evangelisch-lutherischen Landvolksschule: Gewährung der Schule als kirchliche Einrichtung, Gebrauch der Muttersprache als Unterrichtsmittel und kommunale Verwaltung des Volksschulwesens in gemeinsamer Mitarbeit der Ritterschaft, Geistlichkeit und Vertretung des Bauerstandes."



Zum Memoire der Adelsmarschälle vom November v. J.

Wie bekannt, hatte die Versammlung der Gouvernements-Adelsmarschälle, die vom 15.—20. November v. J. in Moskau tagte, auch über die innere Lage des Reiches beraten und die Majorität die Ausarbeitung eines Memoires beschlossen, wobei sie sich im Allgemeinen von denselben Motiven leiten ließ, die auch Fürst Trubetzkoj in seinem bekannten Briefe an den Minister des Innern vom 2. Dezember ausgesprochen hat. Dieses Memoire, zu dem nach und nach 22 Adelsmarschälle ihre Unterschrift gaben, wurde dem Minister des Innern überreicht und gleichzeitig auch den übrigen noch fehlenden Adelsmarschällen zur event. Mitunterzeichnung übersandt. Bei der Bedeutung solcher politischen Aktionen wird es von besonderem Interesse sein, das Antwortschreiben kennen zu lernen, das der livländische Landmarschall am 7. Dezember 1904 an den St. Petersburger Adelsmarschall, den Grafen Gudowitsch gerichtet hat und das er dann am 15. Dezember auch dem Minister des Innern mitteilte. Das Schreiben lautet:

Hochgeehrter Graf!

Ihr am 2. Dezember in meine Hände gelangtes Schreiben nebst Beilage enthält so wichtige und ernste Angelegenheiten, daß ich bereits mittels Telegramm vom 3. Dezember mir Zeit erbitten mußte, und erst jetzt imstande bin, Ihnen meine Meinung mitzuteilen, welche, wenngleich nicht auf einem Auftrage oder einer Instruktion der Livl. Ritterschaft beruhend, dennoch den Intentionen derselben entsprechen dürfte.

Die Wirkungen des übermäßig angespannten bureaukratischen Systems haben sich in Livland, — gleichwie in den übrigen Teilen des Reiches, — in unheilvoller Weise geltend gemacht, die seit altersher geschulten Kräfte der Selbstverwaltung lahmgelegt, sowie

die heranwachsenden jüngeren Elemente zurückgestoßen, und endlich das gegenseitige Vertrauen zwischen der Regierung und den Regierten erschüttert. Die dem bureaukratischen System innewohnende Sucht der Reglementierung und der Uniformität hat insbesondere schwer auf Livland gelastet und zerstörend gewirkt, weil gute und segensreiche Elemente, die seit früheren Zeiten existierten, erstickt worden sind.

Diese traurige Lage der Regierung bekannt zu geben halte ich für eine Pflicht jedes Gouvernements-Adelsmarschalls, und in dieser Pflicht fühle ich mich vollständig einig mit meinen Kollegen, die aus verschiedenen Teilen des Reiches ihre Stimmen zu erheben für gut befunden haben, um in dieser ernsten Zeit der tiefgehenden Bewegung keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß der Adel des Reiches nicht beiseite zu treten gesonnen ist, sondern es für seine heilige Pflicht erachtet, als Erster darauf hinzuweisen, was dem Wohle des Volkes dienen kann.

Diese hohe Aufgabe des Adels besteht hauptsächlich in der Erziehung aller Bevölkerungsschichten zur Selbstverwaltung, beginnend mit der gewissenhaften und treuen Arbeit im Gut und im Dorfe und aufsteigend bis zur Verwaltung aller provinziellen Bedürfnisse, und bis zur Wahrung dessen, was das Wohl der Provinz erheischt. Das ist ein großes Gebiet, das vollständig zu beherrschen sehr große Anforderungen an die uneigennützige und geschulte Arbeitskraft aller Beteiligten stellt. — Hierin liegt der Kernpunkt jeder weiteren Entwicklung.

Die provinzielle Selbstverwaltung muß vollständig angepaßt sein den Bedürfnissen des Landes, und sie muß über ein ausreichendes Material persönlicher Kräfte zur Ausübung der öffentlichen Verpflichtungen verfügen, damit eine feste und gesunde Unterlage für die Gesamtorganisation des Reiches geschaffen werde.

Um diesen Anforderungen zu genügen, gehört sich der Erlaß von Gesetzen, welche die provinzielle Selbstverwaltung in ihrer Wirksamkeit unterstützen, ihr freien Spielraum gewähren, damit sie innerhalb der ihr vom Gesetz gewährten Grenzen selbständig ihre Funktionen erfüllen könne, und vor allem, damit sie geschützt sei vor einer Bevormundung und vor willkürlichen Eingriffen seitens der Regierungsorgane.

Unter Beobachtung dieser allgemeinen Grundsätze kann allein eine gesunde Verwaltung sich entwickeln, und ich fühle mich darin einig mit Ihnen und Ihren Kollegen. Als Hindernis dürfte dabei nicht angesehen werden, daß verschiedene Teile des Reiches eine gesonderte Entwicklung genommen haben, die, — unbeschadet der Reichseinheit, — auch eine besondere Form der Selbstverwaltung erheischen. Noch mehr, diese Eigenarten müssen zur lebendigen Gestaltung des Reichsganzen beitragen, weil die Uniformität der

Tod jedes selbständigen Kulturfortschritts ist. Ganz besonders muß betont werden, daß der Ausbau der provinziellen Selbstverwaltung, der Schutz derselben vor unberechtigten administrativen Eingriffen und die Ausstattung der Selbstverwaltungsorgane mit den nötigen Machtvollkommenheiten zur selbständigen Erfüllung ihrer Obliegenheiten, unerläßlich erscheint, um gesunde Zustände zu schaffen.

Wenn in Vorstehendem das politisch-administrative Gebiet umgrenzt ist, das einer dringenden Reform bedarf, so gibt es noch allgemeine Rechte, deren Verwirklichung mit der Sehnsucht des Volkes zusammenfällt, — das ist die Freiheit des religiösen Gewissens, ein Postulat, welches außerhalb aller politischen Erwägungen liegen müßte und längst als reif anzusehen ist, — der Schutz der Person durch Gesetze, welche die Beamten in privatrechtlicher und krimineller Hinsicht durch richterlichen Spruch für ihre amtlichen Handlungen haftbar machen, und endlich die Freiheit der Lehr- und Lernsprache, welche, unbeschadet der Anforderungen, die die Reichssprache stellt, den Eltern gestattet, ihre Kinder in der Muttersprache zu erziehen.

Hier wäre die Grenze dessen, was von der Staatsregierung erbeten werden könnte; was jenseits liegt, berührt die Pflichten der obersten Staatsgewalt: der eigentliche und hauptsächlichste Wirkungskreis des Adels, der sich bewußt ist seiner Aufgaben und seiner Kraft, die provinzielle Selbstverwaltung, als Trägerin eines weiteren Staatsausbaues, segensreich zu führen, und von dieser Erkenntnis geleitet sich selbst die Grenze seiner Wünsche setzt, — und dort das allgemeine, autoritäre Reichsprinzip, von dem auf Grund der Traditionen und auf Grund der großen Verantwortung, welche ihr des Reiches Wohl auferlegt, erwartet werden muß, daß es die Initiative zu richtiger Zeit ergreifen wird.

Ich bitte Sie die Mitunterzeichner der von Ihnen dem Herrn Minister des Innern übergebenen Denkschrift, sowie auch die Teilnehmer der allgemeinen Moskauer Adelsversammlung von dieser meiner Darlegung in Kenntnis zu setzen, und beehre mich hinzuzufügen, daß bei meiner bevorstehenden Anwesenheit in der Residenz ich dem Herrn Minister des Innern von diesem Schreiben Mitteilung machen werde.

Genehmigen Sie usw.

(Folgt die Unterschrift.)

Bemerkungen zu A. Tobien's Aufsatz über die Minimal- und Maximalbestimmungen des bäuerlichen Grundbesitzes in Livland.

Im Märzheft dieser Monatsschrift hat Alexander Tobien die Minimal- und Maximalbestimmungen über den bäuerlichen Grundbesitz in Livland in fesselnder und anregender Form einer Kritik unterzogen, in wieweit sie bei der bevorstehenden Grundsteuerreform in Livland reformbedürftig seien. Der Verfasser wendet sich hauptsächlich gegen die Bestimmungen der livländischen Bauerverordnung von 1860 (Pkt. 114 u. 223), welche die Teilung eines Bauerlandgrundstückes in Parzellen, die den Taxwert von 1/8 Haken = 10 Talern nicht erreichen, verbieten. Hiergegen schlägt er vor, das zu fixierende Minimum eines Bauerlandgrundstückes nur auf das Stammgrundstück zu beschränken, den Überschuß aber zur beliebigen Parzellierung freizugeben. Da es sich hier um eine wichtige Frage der agraren Entwicklung unsres Bauernstandes handelt, so sei es mir gestattet, zumal ich unter einer großen Bauerschaft lebe, zu dieser Frage, vom Gesichtspunkte der realen Verhältnisse aus, Stellung nehmen zu dürfen.

Tobien hat in seiner Abhandlung hauptsächlich die Frage der Ansiedlung von Landarbeitern auf dem Bauerlande ins Auge gefaßt, und ich kann diesem Gedanken umsomehr beistimmen, als die jüngste Vergangenheit wohl gezeigt hat, daß den Ausführungen Tobiens über ein sich bildendes ländliches Proletariat die ernsteste Aufmerksamkeit zuteil werden muß, zumal gerade die in den Bauerwirtschaften übliche Haltung von sog Sommerlingen (Saisonarbeitern, die gewöhnlich nur für das Sommerhalbjahr engagiert, im Winterhalbjahr auf den sich gerade bietenden Verdienst angewiesen sind) leicht zu solchen Mißständen führen kann, besonders wenn im Winter keinerlei Arbeitsgelegenheit vorhanden ist. Jedoch

auch in einer andren Beziehung unseres bäuerlichen Lebens sind die bisherigen Bestimmungen über das Minimum hinderlich. Wie bekannt hat sich die hauptsächliche Ablösung des Bauerlandes in Livland während einer Zeit landwirtschaftlichen Gedeihens dieser Provinz abgespielt, wodurch nicht nur diese Ablösung sich verhältnismäßig schnell vollzog, sondern auch in weiterer Folge, befördert durch die Gunst der Zeiten, eine Generation wohlhabender Grundeigentümer entstand. In den jüngsten Zeiten aber, wo schon eine neue Generation als Erben dieser ersten Käufergeneration an die Stelle getreten ist, macht sich eine immer stärker werdende Verschuldung der Bauerlandgrundstücke geltend, veranlaßt durch Erbteilungen und verschärft noch durch eine Reihe von sehr ungünstigen Erntejahren.

Um sich den hieraus entstehenden Kalamitäten möglichst zu entziehen, glauben solche verschuldete Kleingrundbesitzer vielfach besser zu fahren, wenn sie die Wirtschaft in eigener Regie auflösen, ihr sämtliches landwirtschaftliches Inventar verkaufen und ihre Grundstücke auf Geld- oder Halbkornpacht vergeben, wobei wohl der Gedanke maßgebend ist durch den nicht unbedeutenden Erlös für das verkaufte Inventar vielleicht die lästigsten Schulden abstoßen zu können. In den meisten Fällen behält nun ein solcher Kleingrundbesitzer soviel Land zurück, als er mit einem Pferde bearbeiten kann. Der in Pacht vergebene Teil des Grundstückes wird nun nicht auf längere Zeit verpachtet, wogegen durchaus nichts einzuwenden wäre, sondern meistenteils auf nur ein Jahr, wodurch dieser Teil des Grundstückes ein Objekt des Meistbotes je nach den betreffenden Ernte- und Preiskonjunkturen wird und durch den hierdurch verursachten beständigen Wechsel der Pächter bald vollständig deterioriert ist, da schon im wohlverstandenen eigenen Interesse und gezwungen durch das Unsichere seiner Zukunft der jeweilige Pächter bestrebt ist den größtmöglichen Nutzen mit dem geringsten Aufwande aus der fremden Scholle zu ziehen. Kommen nun schlechte Zeiten und finden sich entweder keine Pächter für das ausgesogene Land mehr, oder zu so unvorteilhaften Bedingungen für den Besitzer des Grundstückes, daß dieser seinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen kann, so wird er sein ererbtes Grundstück wohl aufgeben müssen. Käufer für ein solches Grundstück kann aber nur ein kapitalkräftiger Mann sein, nicht nur weil der Kaufpreis des Grundstückes und des erforderlichen Inventars einen Aufwand von Tausenden von Rubeln beansprucht, sondern weil in einem solchen Falle der Verlust einer mehrjährigen

Rente und der Aufwand für Remeliorationen zu tragen ist, so daß der Kreis der Käufer ein sehr begrenzter ist. Meistenteils sind diese Käufer wohlhabende Grundeigentümer aus der eigenen Gemeinde, da diese vielfach die Hauptgläubiger sind. So entwickelt sich ganz allmählig ein Prozeß der Aufsaugung, welchem, wenn ihm auch Grenzen durch die Bestimmungen über das Maximum in der Bauerverordnung gezogen sind, doch Bedenken sozialer Natur entgegenstehen müßten, umsomehr als unsere Agrargesetzgebung nicht dahin intendierte, daß eine zahlreiche Klasse solcher Großbauern entstände, sondern daß ein Bauernstand geschaffen würde, der im wahren Sinne des Wortes ein Landbauer ist und der durch seiner Hände Arbeit sich und seiner Familie eine gesicherte Existenz schafft.

Betrachten wir den oben angegebenen Fall, daß der Inhaber eines bäuerlichen Grundstücks nur einen Teil seines Landes zur Eigenbewirtschaftung sich vorbehält, so soll dieser Teil des Grundstückes dem Besitzer und seiner Familie den Lebensunterhalt gewähren, während der andre Teil dazu dienen soll, für Zins- und andre Geldverpflichtungen aufzukommen. Ersteres wird, wenn der vorbehaltene Acker nicht zu klein ist und da es gewöhnlich der beste Boden ist, wohl fast immer der Fall sein, ob aber letzteres nach den oben dargelegten Pachtverhältnissen den Grundbesitzer, auch für alle Zukunft, bezüglich seiner Verpflichtungen sicherstellt, ist mehr als zweifelhaft. Ist es daher nun nicht einleuchtend, daß es in solchem Falle, sowohl für den bäuerlichen Grundbesitzer, als auch für die in praxi bereits alienierten Teile des Grundstückes besser wäre, wenn diese auch faktisch abgelöst werden könnten. Nicht nur würde hierdurch der betreffende Grundbesitzer bares Kapital sich beschaffen können, um seine Verpflichtungen abzustoßen, sondern er würde auch bei Verkauf kleinerer Parzellen einen viel höheren Preis für sein Land erzielen können, als bei Verkauf des Gesamtgrundstückes, umsomehr als der Kreis der Interessenten sich naturgemäß vergrößern würde. Daß eine immer mehr steigende Nachfrage nach Kapitalanlagen in Grund und Boden bei der landlosen Bevölkerung vorhanden ist, beweist schon der Umstand, daß die Bildung kleiner Siedlungen, sog. Flecken oder Hackelwerke, auf dem flachen Lande immer mehr zunimmt, eine Erscheinung, die für unsre Landwirtschaft dasselbe bedenkliche Moment hat, wie der Abzug der ländlichen Bevölkerung in die Städte, da auch die Bewohner dieser Siedlungen, welche vielfach in der Nähe der Eisenbahnstationen liegen, sich bald der Landwirtschaft zu entfremden

pflegen. Hierbei muß auch des Umstandes Erwähnung geschehen, daß derartige Siedlungen auch auf das Bauerland überzugreifen beginnen, welcher Umstand, da nach den bereits zitierten Bestimmungen unsrer Bauerverordnung über das Minimum solche höchstens eine Lofstelle (0,90 Hektar) große Parzellen nur auf Zeitpacht vergeben werden können, für die Erbauer von Häusern auf solchen Parzellen in Zukunft zu den gefährlichsten Konsequenzen bei Besitzwechsel im Hauptgrundstück führen kann.

So reformbedürftig somit, nach den oben dargelegten Fällen aus dem praktischen Leben, die Bestimmungen unsrer Bauerverordnung hinsichtlich des Minimums bäuerlichen Besitzes sein mögen, und so sehr ich daher mit Tobien in dieser Beziehung übereinstimme, kann ich jedoch nicht umhin, mich gegen den Vorschlag Tobien's, das Minimum des bäuerlichen Grundbesitzes, entgegen den Bestimmungen der livländischen Bauerverordnung, auf das doppelte Maß, d. h. auf 20 Taler Landwert festzusetzen, auszusprechen.

Tobien stützt sich hierbei auf ein Gutachten, das der ehemalige Präsident der Ökonomischen Sozietät, Landrat Eduard v. Oettingen zu Jensel, auf Bitte des verstorbenen Gouverneurs von Livland General Sinowjew im J. 1895 verfaßt hat und das den Nachweis führt, daß die Selbständigkeit und das wirtschaftliche Gedeihen einer bäuerlichen Familie von sechs Köpfen durch ein Grundstück von im Ganzen ca. 114 Lofstellen Areal mittleren Bodens im Landwerte von ca. 20 Talern am besten gewährleistet wird. Gegen das hier gewonnene Resultat kann um so weniger etwas eingewandt werden, als es übereinstimmt mit dem, wenigstens für Nordlivland, typischen Bauerlandgrundstück, das sogar in Folge der fast durchgängig niedrigeren Taxation an Landareal größer ist. Jedoch muß hierbei im Auge behalten werden, daß zur Zeit, in der dieses Gutachten verfaßt wurde, die ökonomischen und sozialen Grundlagen der Landwirtschaft in einem großen Teile Livlands andre waren, als sie es heute sind. Damals hatte der starke industrielle Aufschwung Rigas sich noch nicht bis weit hinein in das flache Land durch den bald darauf eintretenden Abstrom von Arbeitskräften bemerkbar gemacht; noch waren die Eisenbahnlinien von Walk nach Pernau, Fellin, Reval, Marienburg, Stockmannshof nicht erbaut worden und daher Arbeitskräfte für die Landwirtschaft reichlich und billig vorhanden.

Infolge der durch die Eisenbahnen erleichterten Freizügigkeit ist häufig mancher bäuerliche Grundeigentümerssohn nicht mehr

gewillt in alter patriarchalischer Weise dem Vater kostenlos bei der Bewirtschaftung des Grundstückes Arbeitsdienste zu leisten, zumal wenn er nicht der zukünftige Erbe ist und Stellungen mit höherem Gehalte und leichterer Arbeit in den Städten oder auf den Eisenbahnen zu finden sind. Zur Bewirtschaftung eines bäuerlichen Grundstückes von 20 Talern Landwert sind incl. Tierhaltung mindestens vier Personen erforderlich. Stehen dem Besitzer eines solchen Grundstückes keine arbeitsfähigen Familienglieder zur Verfügung und ist etwa seine Frau durch kleine Kinder an einer Arbeitsbetätigung verhindert, so müssen drei bezahlte Lohnarbeiter oder Arbeiterinnen gehalten werden. Zieht man hierbei in Betracht, daß der Lohn der von den Bauern fast ausnahmslos gehaltenen unverheirateten Arbeiter (wenigstens in hiesiger Gegend) um fast hundert Prozent gestiegen ist, so liegt es auf der Hand, daß der für eine solche Wirtschaft errechnete Überschuß kaum ausreichen dürfte, diese Ausgaben zu decken. Dieses wird auch vielfach als Grund angegeben, daß sich der früher beschriebene Modus der Verpachtung immer mehr ausbreitet und zwar gerade auf größeren bäuerlichen Grundstücken, die naturgemäß bei der Eigenbewirtschaftung gagierter Arbeitskräfte nicht entbehren dürften.

Indem ich mich nun wieder der Frage der Festsetzung des Minimums bäuerlichen Grundbesitzes zuwende, so muß zunächst nach der von Tobien gegebenen Tabelle über die Größe der bäuerlichen Grundstücke konstatiert werden, daß es doch in Livland 1274 Grundstücke unter dem Landwerte von zehn Talern gibt, eine Zahl, welche, trotzdem diese Grundstücke nur 5,12 pCt. der Gesamtsumme ausmachen, durch ihre relative Größe dafür spricht, daß solche Grundstücke ihre Lebensfähigkeit erwiesen haben. Daß die im Landwerte größeren Grundstücke überwiegen, liegt meiner Ansicht nach nicht nur in ihrer eine günstigere ökonomische Grundlage gewährenden Größe, sondern weit eher in ihrer historischen Entwicklung begründet. Während der Frohne war jeder Nutznießer eines bäuerlichen Grundstücks bestrebt, eine möglichst große Anzahl von Arbeitern auf seinem Grundstücke noch den Gehorch für das Rittergut zu leisten hatte; mithin hatte der Frohnbauer gegenüber den heutigen grundbesitzlichen Bauern das doppelte an Arbeitern und Arbeitstieren zu unterhalten, und dieser Umstand schloß es fast aus, daß sich Wirtschaftseinheiten bilden konnten, die nicht mindestens einer größeren Familie die Existenz ermöglichten. Die Tatsache, daß es unter den heutigen Verhältnissen durchaus möglich ist, auf Grundstücken unter 10 Talern eine gesicherte Existenz

zu führen habe ich auf meinem Gute s. z. s. beständig unter den Augen. Von dem Hofeslande des Gutes Abia sind in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts 26 Hofeslandparzellen durch Verkauf in bäuerliche Hände übergegangen, von denen die kleinsten einen Landwert von fünf Talern haben, bei einem Areal von ca. 50 Lofstellen. Trotzdem nun diese auf minderwertigem Boden (verbrauchten Buschländereien) seinerzeit fundiert worden sind und ihren Besitzern keinerlei Nebenverdienste durch die Nähe größerer Waldkomplexe ꝛc. gewähren konnten, sind sie fast ausnahmslos schuldenfreier Besitz (wenigstens dem Hauptgute gegenüber) der zweiten Generation.

Nach dem oben dargelegten glaube ich wohl die Berechtigung zu haben, mich strikt gegen die Vorschläge Tobien's aussprechen zu dürfen, das bisherige Minimum des bäuerlichen Grundbesitzes, noch weiter zu erhöhen, indem ich hierbei mir erlaube die Meinung zu vertreten, daß es angebrachter und dem bäuerlichen Verständnis angepaßter sei, bei der bevorstehenden Grundsteuerreform das Minimum des bäuerlichen Grundbesitzes nicht nach dem Taxwerte festzusetzen, sondern, nach Analogie der Bestimmungen unsres Provinzialrechts für die Minimalgröße der Rittergüter, im Areal zu beschränken. Als solches würde ich 60 Lofstellen vorzuschlagen mir erlauben, wobei der Acker mindestens ein drittel, = 20 Lofstellen, umfassen müßte.

Hierbei kann ich nicht umhin auch das provisorische Quotengesetz von 1893 in meine Betrachtungen hineinzuziehen, da meine Darlegungen vielleicht geeignet sein könnten, die praktische Verwertbarkeit desselben für unsre agraren Verhältnisse zu unterstützen. Wenn Tobien in seinem Aufsatze eine möglichste Vermischung verschiedenster Grundbesitztypen als Ideal der Eigentumsverteilung bezeichnet, so stimmen mit ihm hierin auch die bedeutendsten Autoritäten Westeuropas auf agrarem Gebiete überein. Auch ich glaube das Gedeihen der von mir oben angeführten kleinen verkauften Hofeslandparzellen gerade dem Umstande zuschreiben zu müssen, daß sie mitten unter den größeren Bauerlandgrundstücken verteilt liegen, wobei ich nur hinweise auf die dadurch gegebene Möglichkeit des Sichergänzens zwischen Kleinbauer und Großbauer, einerseits durch Arbeitshilfe, anderseits durch verbesserte Ackergeräte. Das Gesetz von 1893 bezweckt aber gerade das Gegenteil, indem es diese Kleinbetriebe möglichst auf eine Landkategorie, die Quote, beschränken will. Welche Folgen aber eine von ähnlichen Gesichtspunkten geleitete Landverteilung für die

bäuerliche Bevölkerung in den inneren Gouvernements gehabt hat, braucht hier nicht weiter erörtert zu werden. Jedenfalls muß konstatiert werden, daß dieses Gesetz bisher hier keine praktische Erfolge erzielt hat, was um so weniger wunder nehmen kann, als frühere Versuche nach diesen Gesichtspunkten einen Teil der Domänenländereien zu verteilen, als sog. Seelenländer, in jeder Beziehung unbefriedigende Resultate ergeben haben.

Gleichzeitig möchte ich noch hervorheben, daß das Gesetz von 1893 in einer Beziehung leider hemmend in unsre agrare Entwicklung eingegriffen hat. Aus der von Tobien am Schlusse seines Aufsatzes gegebenen Tabelle ersieht man, daß in Livland außer 208,703 Lofstellen Quotenland noch 198,621 Lofstellen Hofesland meistenteils in bäuerlichen Besitz übergegangen sind. Eine Addition ergiebt, daß somit die Summe dieser beiden Posten fast gleich ist dem unverkauften Quotenlande. Nachdem nun durch das Gesetz von 1893 der Verkauf der Quotenländereien den bekannten Beschränkungen unterworfen worden, wird dieses wohl auch auf das Hofesland bezüglich seiner Verkäuflichkeit zurückgewirkt haben und somit einen sich vollziehenden Ausgleich zu Gunsten des Kleingrundbesitzes, zum mindesten in der Zeit seiner Geltung, verhindert haben.

Charles v. Stackelberg.

Abia, April 1905.



Vom Tage.

Briefe vom Embach.

II.

Mai 1905.

Während in unsrer Stadt der Streik sich ziemlich zahm gebährdete und, von einigen unvermeidlichen Ausschreitungen abgesehen, in den gehörigen Grenzen blieb, haben sich auf dem flachen Lande Zustände entwickelt, auf die der Name „Streik" von Rechtswegen nicht mehr angewendet werden sollte. Es ist unglaublich, welch eine Verwirrung der Begriffe bei einem Teil der Landbevölkerung Platz gegriffen hat. Ein absoluter Mangel an Rechtsgefühl läßt diese Leute nicht nur schwer oder garnicht zu erfüllende Forderungen aufstellen — er verleitet sie auch zu Drohungen und Gewalttätigkeiten, ja selbst zu direkt verbrecherischen Handlungen. Eine allgemeine Unsicherheit herrscht im Lande, die sich hier und da in geradezu anarchistische Formen kleidet. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, ob hier überhaupt noch eine Obrigkeit waltet, die für Ordnung und Schutz eintritt, oder ob jenen zügellosen Elementen das Feld überlassen werden soll.

Selten ist der Ursprung einer Bewegung so klar nachzuweisen gewesen. Selten hat es sich ereignet, daß sie so gefahrdrohende Dimensionen annehmen konnte, ohne aus den gegebenen nationalen oder sozialen Tiefen emporgewachsen zu sein. Die Tatsache muß festgestellt werden, daß den Vorgängen, die sich in unsren Provinzen und speziell in unsrer Gegend abspielen, diese nationale oder soziale Basis durchaus fehlt. Es handelt sich einerseits um eine künstlich hervorgerufene Erregung, für welche Agitatoren, die mit unsren provinziellen Verhältnissen meist nichts zu tun haben, die Verantwortung tragen; anderseits lediglich um die Wirkung des Echos, das von den Ereignissen im Innern Rußlands zu uns herübergetragen wird. Nicht in den Zuständen bei uns zu Lande ist also die Schuld und die Erklärung für das zu suchen, was wir in der letzten Zeit durchlebt haben. Auch nicht

der kleinste organische Zusammenhang besteht zwischen den allgemeinen baltischen Agrarverhältnissen und dem Aufflackern einer gegen alle Ordnung sich auflehnenden Empörung. Es ist vielmehr alles Mache, alles auf Zwecke zugeschnitten, denen unsre Bauern vollständig fremd gegenüber stehen und deren Kenntnis sie bedeutend ernüchtern würde — schon weil die erstrebten Ziele mit ihrer Wohlfahrt und der eventuellen Besserung ihrer Lage garnichts gemein haben. Die Formen, in denen der sog. „Streik" sich bisher bewegt hat, sind meist derart, daß es durchaus verfehlt ist, in seinen Vertretern eine gleichberechtigte Partei zu erblicken, mit der man unter Umständen paktieren kann. Es liegt im Interesse des estnischen Volkes selbst, daß jene Unruhestifter von ihm abgesondert, daß die einen mit den andern nicht zusammengeworfen werden. Die Bauernschaft als solche ist mit den Anstiftern der Tumulte durchaus nicht zu identifizieren. Zwar gehören die Schuldigen ihr an, doch darf die Bauernschaft als Gesamtheit nicht verantwortlich gemacht werden. Eine solche reinliche Scheidung entspricht den Tatsachen und muß den ruhigen Elementen unter der Landbevölkerung sympathisch sein. Damit fallen aber auch alle sentimentalen, pseudopolitischen Erwägungen, die nur zu schwächlichen und halben Maßregeln führen können. Da die etwa vorhandenen nationalen und sozialen Gegensätze nicht den Ausgangspunkt bilden, werden sie auch von der Art, wie die Unruhen beurteilt und behandelt werden, tatsächlich nicht berührt. Nichts ist falscher als die Annahme, daß derjenige, der für die energische Bekämpfung des grassierenden Unwesens eintritt, an der Verschärfung jener Gegensätze arbeite. Wenn dem so wäre, dann dürfte konsequenterweise kein estnischer Dieb eingesperrt, kein estnischer Verbrecher abgeurteilt werden. Dann stände die ganze Verwaltungsmaschine still. Schon jetzt herrscht in den von den Agitatoren beschwatzten Kreisen des Landvolks vielfach die Ansicht, die Regierung billige ihr ungesetzliches Vorgehen, ja sie stehe auf die Seite der Unruhestifter. Wenn man sieht, welch ein geringes Maß von Schneidigkeit die Exekutivorgane bei der Bekämpfung der Unruhen aufwenden, dann kann das Entstehen und das hartnäckige Fortleben solcher Anschauungen keineswegs wunder nehmen.

Die Angegriffenen selbst sind in einer höchst prekären Lage. Der einzelne Gutsherr oder Verwalter ist eben nicht imstande, nachdrücklich und mit Erfolg die Zumutungen einer zu Allem fähigen Menge abzulehnen. Es ist daher dringend notwendig, daß in irgend einer Form eine Einigung herbeigeführt wird, die einerseits gegenseitigen Schutz verbürgt, anderseits ein Maximum für die etwaigen Zugeständnisse festsetzt, über das schlechterdings nicht hinausgegangen werden darf. Eine einheitliche Regelung für die ganze Provinz erscheint nicht realisierbar, weil die agraren Ver-

hältnisse in den einzelnen Teilen des Landes zu weit von einander abweichen. Durchaus möglich aber und bei einigem guten Willen ganz entschieden durchzusetzen wäre eine Vereinbarung der Eingesessenen eines jeden Kreises für sich. Sie haben die gleichen Kontrakte mit den Landarbeitern; ihre Beziehungen zu den Leuten ruhen im wesentlichen auf der gleichen Basis — kurz, es wäre nicht zu schwierig, auf dieser gemeinsamen Grundlage ein energisches Vorgehen in Szene zu setzen. Die Schwäche des Einzelnen — sie sei entschuldbar oder nicht — wirkt mit dem Schwergewicht eines Präzedenzfalls auf die ganze umliegende Gegend und zieht Konsequenzen nach sich, die bei verständiger, systematischer und einhelliger Marschroute vermieden werden könnten. Wie die Verhältnisse im Augenblick bei uns liegen und angesichts der nächsten Zukunft, müßte sich die Durchführbarkeit einer so absolut notwendigen Maßregel von selbst verstehen. Was der einzelne etwa opfert, verschwindet vor dem gewaltigen Vorteil, den die Allgemeinheit davon hätte und der dem Einzelnen doch wieder zugute käme. Hier wäre eine Gelegenheit, einen Beweis von Stärke zu geben, der über die traurige Veranlassung hinaus nach Außen und Innen Frucht tragen dürfte.

Die erste Voraussetzung beim Anfassen der ganzen Frage ist die klare Einsicht in den Ursprung und das Wesen der Bewegung. Sobald vorsichtige Politik getrieben, hier nicht verletzt, dort nicht angestoßen werden soll, dann ist jedes weitere Wort überflüssig. Von einer Zuspitzung innerer Gegensätze darf dort keine Rede sein, wo es sich einfach um Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und um den Schutz von Leben und Eigentum handelt. Die Leute, gegen die man sich wendet, können natürlich nicht als die Vertreter ihres Volkes gelten, und werden nicht als solche bekämpft. Es ist die Gesetzlosigkeit, die Willkür, das gemeingefährliche Verbrechen, das bekämpft werden muß. . .

* *
*

In der letzten Zeit hat der „Postimees“ die politischen Wünsche seiner Partei veröffentlicht. Sie bilden ein buntes Gemisch radikaler und nationaler Färbung. Im einzelnen soll hier nicht auf sie eingegangen, ebensowenig der Versuch unternommen werden, den berechtigten Kern aus der üppig wuchernden Umhüllung herauszuschälen. Nur die interessante Tatsache sei konstatiert, daß dies Programm der estnischen radikalen Partei auch insofern lebhaft an das der entsprechenden lettischen Gruppe erinnert, als die Existenz eines deutschen Elements im Lande vollständig ignoriert wird. Es ist einfach nicht da. Das ist natürlich sehr bequem, aber fortgeschafft wird dies Element dadurch denn doch nicht. In der Tat: eine Lösung von verblüffender Einfachheit!

Nur schade, daß historisch gewordene Zustände durch eine Federstrich nicht vernichtet werden können. Die estnische Intelligenz, die das baltische Deutschtum zum Tode verurteilt, wird nach wie vor mit diesem zu rechnen haben. Möglich, daß sie einmal in die Lage kommt, ihre Haltung gerade in dieser Frage als politischen Fehler zu bedauern. Vielleicht wäre es klüger vom „Postimees" gewesen, die Veröffentlichung dieser „Wünsche" zu unterlassen. Wie es scheint, hat er ihre Publizierung für seine journalistische Pflicht gehalten. — — —

Die Ansichten über die Pflichten der Presse gegen die Öffentlichkeit sind eben verschieden. Ich bin der Meinung, daß unsre deutsche Zeitungen ihrerseits nicht übel daran täten, ihr Arbeitsfeld w e n i g e r ängstlich zu beschränken. Gegenstände, die in weiten Kreisen lebhaft besprochen werden, erwerben dadurch den Anspruch auch von den Zeitungen beachtet und durch sie der öffentlichen Diskussion zugeführt zu werden. Zumal wo es sich um öffentliche Dinge handelt. Ich habe diesmal etwas bestimmtes im Auge. Seit einiger Zeit wird allgemein behauptet, und zwar von Personen, denen eine gewisse Orientiertheit zugetraut werden darf, daß der Plan bestehe, auf den hiesigen Domanlagen, in der Nähe der Ruine und des kleinen Erfrischungshäuschens — mit andern Worten: im schönsten und besuchtesten Teil der Anlagen — den Neubau einer Klinik aufzuführen. Die Zeitungen haben bisher darüber geschwiegen. Und doch ist hier zweifellos die Veranlassung zu einer öffentlichen Besprechung gegeben. Nicht nur jeder Bürger unsrer Stadt, nicht nur jeder, der als akademischer Bürger die schönsten Jahre seines Lebens in ihren Mauern verbracht hat, — ich möchte sagen: jeder Sohn unsrer Provinzen, der je zu Füßen der alten Domruine gestanden und in den schattigen Gängen gewandelt, deren prächtiger Schmuck sie ist, muß es als eine Minderung seines moralischen Besitztums empfinden, wenn er hört, daß diese während eines Jahrhunderts sorgsam gepflegten Anlagen aufs pietätloseste eingeengt, ja geradezu zerstört werden sollen. Was bleibt denn schließlich vom ganzen sog. „Dom" nach? Man erwidert: ein klinisches Gebäude dient der Wissenschaft, seine Aufführung liegt im wissenschaftlichen Interesse, es ist daher billig, diesem wissenschaftlichen Interesse andre etwa entgegenstehende Interessen unterzuordnen. So ist die Sache nun keineswegs anzusehen.

Eine Klinik dient gewiß der Wissenschaft. Daß sie aber gerade dort erbaut werden soll, wo sie andre, durchaus gleichberechtigte Interessen aufs schwerste schädigt, daran kann der Wissenschaft garnichts gelegen sein. Der einzige Gesichtspunkt, der dafür angeführt werden kann, ist ein rein finanzieller: die Kosten für den Baugrund fallen fort, da er schon jetzt der Universität gehört.

Dadurch wird die Situation mit einem Schlage geklärt. Dieses Ersparnisses wegen soll uns die nächste Umgebung der Ruine selbst verbaut, der beliebteste und — wenigstens innerhalb der Stadt — so gut wie einzige Spazierweg verkümmert werden. Wahrlich ein Zeichen, mit welcher Rücksichtslosigkeit und mit welchem winzigen Aufwand von Verständnis für die Imponderabilien unsrer Heimat bei uns vorgegangen wird. Sollte das Projekt zur Tat werden, dann wäre es das glänzendste Bravourstück jener am grünen Tisch dominierenden Bureaukratie, der in der letzten Zeit so viele freundliche Worte gewidmet worden sind. Schon manches ist ja bei uns vorgekommen, was einen mit gelindem Grausen erfüllen konnte. Ich erinnere nur an die Krönung der Domruine mit dem — freilich gotisch stilisierten! — hölzernen Aufbau im Dienste der Wasserleitung. Die Sache sieht schauderhaft aus und das Herz wendet sich einem angesichts dieser Verunstaltung des ehrwürdigen Doms im Leibe um. Und doch läßt sich der Mißbrauch und die ästhetische Mißhandlung des alten Mauerwerks vom praktischen Standpunkt aus gewissermaßen rechtfertigen. Es wurden nicht nur bedeutende Geldmittel erspart, sondern die wichtige Einrichtung hätte wahrscheinlich unterbleiben müssen, wenn man auf dies Auskunftsmittel verzichtet hätte. Davon ist jetzt nicht die Rede. Die Klinik wird auf jedem Fall gebaut, der finanzielle Aufwand mag geringer oder bedeutender sein. Und sie kann natürlich auf jedem beliebigen Platz in der Stadt gebaut werden, während in jenem Fall die Brauchbarkeit des Baues von seiner Lage und vor allem von seiner Höhe abhing — Erwartungen, die bei dem projektierten klinischen Gebäude nicht ins Gewicht fallen. Es wäre eine starke Leistung bureaukratischer — sagen wir: Weltfremdheit, wenn der Plan in der beabsichtigten Weise realisiert würde. Vielleicht wird der Zeitpunkt hierfür durch die auf dem ganzen Reich lastenden, schweren Zustände hinausgeschoben, in denen größere Ausgaben für andre als Kriegszwecke sich von selbst verbieten. Erwogen aber wird das Projekt in den betreffenden Kreisen schon seit einiger Zeit. Es schwebt drohend über uns, und Alle, denen die Erhaltung des „Doms“ am Herzen liegt, können nicht nachdrücklich genug ihre Stimmen erheben, um, wenn irgend möglich, die Verwirklichung dieses verderblichen Anschlags auf seine Integrität zu verhindern.

F.

Im Spiegel der Presse.

April / Mai.

12. April.

Die „Peterburgskija Wedomosti“ erklären die Gleichgültigkeit der russischen Gesellschaft gegegenüber den vielfachen Reformprojekten der leitenden Organe für ein Zeugnis der politischen Reife dieser Gesellschaft. Diesem Ausspruche liegt wohl der Gedanke zugrunde, daß die russische Gesellschaft, die augenblickliche Handhabung reformatorischer Ideen für Spiegelfechterei haltend, ein erneutes Ereignis, welches das jetzige reformatorische Spiel wieder in Ernst verwandele, abwarten will, um auch ihrerseits den geziemenden Ernst aufzuwenden. Das Mißtrauen, welches die russische Gesellschaft der Regierung entgegenbringt, überträgt sich auf jede reformatorische Technik, die, ohne mit dem alten zu brechen, bauen will. Diese Technik ist durch den Gebrauch der Regierung zu der russischen Gesellschaft unbekannten Zwecken diskreditiert. Die Diskreditierung der sogenannten schrittweisen natürlichen Fortentwicklung ist bis zur Verhorreszierung jeder Art von Ordnungspartei gediehen, und im Gegensatz zu den Ausführungen der G. T.-Artikel des „Rig. Tagebl.“ ist es unter diesen Umständen keine Empfehlung, zu den staatserhaltenden Elementen zu gehören. Auf weite Sympathie hat allein das uneingeschränkt liberale Schlagwort zu rechnen. In der uns feindlich gesinnten russischen Presse, die auch im Wechsel der Strömung an dem Gedanken des Panslavismus festgehalten hat, verbindet sich daher Liberalismus und Deutschenhaß in ebenso zwangloser Weise, wie sich den Ausführungen des G. T.-Artikels gemäß Sozialismus und Nationalismus in der estnisch-lettischen Presse verbunden hatten. In den „Birschewyja Wedomosti“ ist eine Feuilletonreihe erschienen, welche das Land der reaktionären Baronenherrschaft schildert. Die „Now. Wremja“ bemerkt anläßlich der hiesigen Bauerunruhen, daß die deutsche Presse, nicht ohne Grund, dieser Frage ungemessene Spalten weihe. Die baltischen Deutschen setzten alle Hebel in Bewegung, um die Regierungsgewalt zur Schwächung ihrer gefähr-

lichsten Gegner, der Esten und Letten, benutzen zu können. Vorübergehende Erfolge lassen sie die Einnahme der alten Positionen erwarten. Der politische Schachzug wäre indessen nicht weitsichtig genug angelegt, bei aller Mühe werde es ihnen diesmal nicht gelingen, die Reform der örtlichen Selbstverwaltung zu hintertreiben oder in eine Scheinreform zu verwandeln. Werde doch gerade die Einberufung der Volksvertretung mit den übrigen Segnungen auch den Tod des deutschen Separatismus bringen. Der „Rifhskij Westnik" ist von dieser Anschauungsweise beeinflußt, sein Vorkämpfertum für die Interessen eines russischen Beamtenpublikums ist dieser Tendenz nicht hinderlich. Er stellt die Deutschen als reaktionär und unduldsam, als Polizei-, Partei- und Gewaltmenschen dar, er erhebt den Vorwurf der Untätigkeit gegen die livländischen Selbstverwaltungsorgane und den der Hartherzigkeit gegen die deutsche Presse. Den Grund der Bauerunruhen sieht er in der wirtschaftlichen Lage, den Grund der mißlichen wirtschaftlichen Lage in der Landlosigkeit der Bauern und der Lieblosigkeit der Deutschen. Den Vorwurf der Hartherzigkeit und des Polizeisystems erhebt in verstärktem Maße die estnische Presse. Auch sie sieht den Grund der Unruhen in der wirtschaftlichen Lage. Sie verurteilt die stattgehabten Verbrechen, ebenso aber die Haltung der deutschen Presse, welche nichts als auf Polizei und Gewalt gestützte Ruhe kennt und kennen will. Noch ausgeprägter ist die Betonung des wirtschaftlichen Grundes in der lettischen Presse, die in jedem einzelnen Falle darauf hinweist, daß Unruhen nur unter der schlechtgestellten bäuerlichen Bevölkerung stattgefunden haben, die Zurückführung der Volkserregung auf die Wirksamkeit betrunkener Krugsbrüder zurückweist, und die Verquickung der Unruhen mit der nationalen Frage in der deutschen Presse höchst unstatthaft findet. Die russische Presse und die Petition der lettischen Intelligenz geben dem Adel und der Landschaftsverwaltung an den bösen Verhältnissen die größte Schuld, und sind nicht gewillt, ihnen eine auf das Wohl des gesamten Landes gerichtete Tätigkeit in Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft zuzugestehen. Die Landesvertretung wird von ihnen nicht als solche anerkannt. Landesvertretung, Deutschtum und deutsche Presse sind ihnen identisch, und nicht eben der beste und zur Herrschaft berufene Teil der Einwohner Livlands.

*

Das Interesse der russischen Residenzpresse an baltischen Fragen und Verhältnissen, welches einige Zeit ganz erloschen war, ist neuerdings wieder erwacht und zwar veranlaßt durch die Bauerunruhen im Zusammenhang mit den Gerüchten über die bevorstehende liberale Verfassungsreform des livländischen Landtages.

Darin ist die ganze russische Presse einig, daß hierzulande Reformen besonders notwendig sind, einige der größeren Blätter haben es sogar für notwendig gehalten, ihre Berichterstatter hierher zu senden, um über die hiesigen Verhältnisse aufgeklärt zu werden, damit der Boden für russische Reformen und Verbesserungsvorschläge gewonnen werde.

Einer der russischen Berichterstatter, ein gewisser Herr Alf, der seine mangelhaften Kenntnisse geschickt unter leichtem Witz zu verbergen sucht, kommt in allen seinen Ausführungen zu den widersprechendsten Resultaten, die einzige Lösung aus allem Widersprüchen des baltischen Lebens erscheint ihm die — Semstwo. Seine Gewährsleute sind neben dem livländischen Gouverneur, den er gerade in großer Besorgnis über die Angriffe, welche seine Bauerkomissare erfahren haben, vorfindet, junge Letten, die etwas russisch radebrechen. Ueber den Wohlstand hierzulande gerät er, Herr Alf, in große Verwunderung; er meint, ein russischer Gutsbesitzer werde gern mit einem Bauernwirt hier tauschen. Die Sachkenntnis auch des einfachen Mannes setzt ihn in nicht geringes Erstaunen. Laut klagt er über die Fülle verschiedener Lebensformen, die von dem russischen Gleichheitsideal allerdings weit entfernt ist, und die alle seine Bemühungen, sich zu orientieren, zu Schanden macht.

Im „Rishskij Westnik" wird das Projekt der Landtagsreform besprochen, er kann sich mit der Heranziehung der Kleingrundbesitzer zum Landtage nicht befreunden, da bei 780 Rittergütern und 219 Gemeinden der Schwerpunkt nach wie vor beim Großgrundbesitz bleiben würde. Der „Balt. Westn." meint, dem wäre leicht abzuhelfen, man braucht nur die Stimmen der Einzelgemeinden bei ihrer Verschmelzung zu konservieren. Die lettische Presse ist mit dem „Rishsk. Westnik" einig, daß es vor allem auf eine Beteiligung der nichtbesitzenden Intelligenz ankommt. Hierher gehört auch der k.-l.-Artikel in der „St. Pet. Ztg.", „Landtag oder Versammlung von Grundbesitzern?", der in verkürzter Fassung ohne Kommentar auch in dem „Balt. Wehstnesis" erschien.

Der „Balt. Wehstnesis" bringt in dem Artikel: „Die baltische Selbstverwaltungsreform" angeblich das im Schoße der ritterschaftlichen Kommission diskutierte Reformprojekt: Danach wäre die Selbstverwaltungseinheit 3–5 zusammengezogene Kirchspiele, mit einem Konvent an der Spitze, in welchem alle Großgrundbesitzer und alle Gemeinden vertreten sind, dieser Konvent beschickt den Landtag, die Hälfte der Landtagsvertreter müssen Großgrundbesitzer sein. Der Vorsitz im Landtage bleibt dem Großgrundbesitz (dem Landmarschall) erhalten, ausführendes Organ bleibt das Landratskollegium im alten Bestande, neue Landräte werden abwechselnd aus dem Großgrundbesitz und dem Kleingrundbesitz gewählt. Zum

Schluß heißt es wörtlich: „Der Gedanke ist uns sympatihsch, daß die Reform auf einer Grundlage ausgeführt werden soll, die sich schon in unserm Lande vorfindet. Dennoch muß man sich der oben vorgeschlagenen Reorganisation der Selbstverwaltung stark widersetzen, weil erstens dem Knechtsausschuß gar keine Stelle angewiesen, wie es ebenso in unsrer jetzigen Gemeindeverwaltung der Fall ist, zweitens die Kompetenz des Landtages und des Landratskollegiums nicht klar gefaßt ist; der größere Teil der baltischen Einwohner kann sich mit derartigen Reformen niemals begnügen. Zum Schluß sei noch zu erwähnen, daß das Reformprojekt, an dem eben gearbeitet wird, so wichtig für unser Land ist, daß es darum nicht irgendwo im Geheimen verhandelt werden darf, vor einer kleinen Zahl von Repräsentanten. Falls die Vergrößerung der ritterschaftlichen Kommission aus gewissen Gründen nicht möglich ist, so wäre es jedenfalls sehr erwünscht ihre Gedanken und Erwägungen zur Besprechung zu publizieren. Es müßte doch endlich die Zeit vorüber sein, wo man von einer Kommission alle Weisheit erhofft.

Zum Schluß sei die in den russischen radikalen Blättern veröffentlichte Petition von 200 Letten erwähnt. Sie enthält folgende 8 Punkte: 1) Die Lage der lettischen Presse betr. 2) Versammlungsfreiheit. 3) Schulfrage 4) Lettische Sprache. 5) Aufhebung des Landtages. 6) Aufhebung der bäuerlichen Aufsichtsbehörde. 7) Geschworene und gewählte Friedensrichter. 8) Fabrikarbeiterfrage.

Der „Rishsk. Westnik", welcher zuerst der Petition einen längeren Artikel widmet, ist besonders mit Pkt. 5 einverstanden. Die übrigen Forderungen sind ihm aber für's erste zu extrem radikal und auch national.

* * *

19 April.

Der Allerhöchste Erlaß vom 18. Februar des Jahres erfüllte die russische Gesellschaft mit der Erwartung einer unmittelbar bevorstehenden Zeit der Freiheit und des Glückes, — ein in gewissem Sinne goldenes Zeitalter stand ihr greifbar deutlich vor Augen. Die Monate, die seitdem verflossen sind, haben die Erwartung nicht gedämpft, sondern gesteigert. Die Ungeduld des Wartens ist durch die Furcht vor dem Fehlschlagen der bereits in Fleisch und Blut der Gesellschaft übergegangenen Hoffnung erhöht worden. „Die Gefahr des Zögerns — periculum in mora", schreibt der „Westnik Jewropy", „wird mit jedem Tage klarer empfunden, immer zweifelloser wird es, daß die Ruhe dem Lande weder durch die Tätigkeit materieller Kräfte, noch durch die Anwendung der gewohnten bureaukratischen Mittel gegeben werden kann, weder durch halbe

Schritte, die niemand befriedigen, noch durch Versprechungen, die allzulange unerfüllt bleiben." – Halbe Schritte also werden niemand befriedigen. Das Rad der hoffnungsvollen Glücksmaschine ist am toten Punkt angelangt, die Gefahr, daß dieses Rad stille stehe und zurückfalle, erfüllt die russische Gesellschaft mit nervöser Hast; diese Gefahr beherrscht die Köpfe und bestimmt die Richtung und das Maß des russischen Liberalismus. Unter ihrem Einflusse stehen auch die Parteibildungen. Die Presse rechnet mit dieser Stimmung als mit einer Tatsache. Nach den Ausführungen Schipows in der „Rusj" vom 15. April wünschen so manche Vertreter eines endgültigen Bruches der russischen Staatsstruktur, diesen Bruch weniger in der Hoffnung, einer Sicherstellung der Volksinteressen in nächster Zukunft, als weil ein solcher Bruch die Wiederkehr der alten Zeiten unmöglich machen würde — die bekannte Triebfeder der radikalen Revolutionspartei in Frankreich oder vielmehr der Stachel, mit der sie den saumseligen Liberalismus eilig vor sich hertrieb. Das Schreckbild der Vergangenheit verfehlt auch auf den russischen Liberalismus seine Wirkung nicht. Jede konservative Stimme läuft Gefahr mit dem Wunsche einer rückläufigen Radbewegung identifiziert zu werden. Allerdings erheben sich auch in der russischen Gesellschaft konservative Stimmen, doch ist es zu beachten, daß es bereits eine Grenze des Konservativismus gibt, deren Ueberschreitung den einmütigen Abscheu der gesamten russischen Gesellschaft hervorruft – diese Grenze aber ist sehr hoch gezogen. Hält es doch sogar der „Rishskij Westnik" für angebracht, mit dieser Anschauung zu rechnen. Auch er spricht voll Abscheu von den Reaktionären, welche die Rückkehr zu den Zeiten des „Domostroi" oder zum mindesten den feudalen Zeiten der Leibeigenschaft fordern. Hierher gehören nach der Parenthese des „Rishskij Westnik" die „Moskowskija Wedomosti" und die Mehrzahl der hiesigen deutschen Blätter. – Auch dieses bleibe in Parenthese. — Eine Antwort der „Rusj" an Uwarow leugnet einen Gesinnungsunterschied zwischen Radikalismus und Liberalismus in der russischen Gesellschaft. Zwischen den Radikalen und Gemäßigten existiere kein wesentlicher Unterschied der Ueberzeugung, sondern allein eine Verschiedenheit des Wärmegrades bei gleichem Ziele. Die Anhänger der Novemberminderzahl wären, wie es weiter heißt, schwerlich zahlreicher geworden, es wäre beachtenswert, daß die Novemberresolution der Landschaftsvertreter in Petersburg allen Landschaftsverhandlungen nicht als Maximum, sondern als Minimum zugrunde gelegt worden sei. Der Journalistentag in Petersburg hat nach dem „Westnik Jewropy" das allgemeine, geheime Stimmrecht für die einzige zulässige Verhandlungsgrundlage erklärt. Dieses ist die Vorbedingung jeder Verständigung, gewissermaßen die vorläufige Legitimationskarte jeder liberalen Denkweise.

Der Fürst Trubetzkoj und die Landschaftsvertreter haben sich zur Beurteilung staatlicher Fragen für inkompetent erklärt. Ihnen antwortet Golowin in der „Rusj“ vom 14. April: Mit welchem Rechte haben sich diese und jene Landschaftsvertreter während des Novembers in Petersburg versammelt und wollen sich jetzt im April in Moskau versammeln? Sind diese Fragen nicht müssig? Ist es jetzt die Zeit, sich mit solchen Fragen zu befassen? Es wäre die Pflicht jedes Bürgers nicht zu schweigen, sondern laut seine Meinung über die Maßnahmen zur Abwehr der dem Staate drohenden Gefahr zu äußern, da er diese Gefahr nah und klar vor sich sieht. Die Novemberversammlung in Petersburg habe sich nicht selbst den Namen einer Allandschaftsversammlung beigelegt, sondern ihn kraft ihrer Resolutionen, die ganz Rußlands Schmerzen Worte verliehen, erhalten. — In kurzem: er meint das Recht der Rufer im Streite.

Unter diesen Umständen ist es von Interesse, das Parteiprogramm Schipows kennen zu lernen, das sich etwa an der Grenze des geduldeten Konservatismus befindet. Schipow ist konservativ. Jedes Volk und jeder Staat haben nach seiner Ueberzeugung ihre eigene Geschichte und ihre eigenen Entwicklungsgesetze. Daher sei es fehlerhaft Institutionen, die dem einen Volke billig sind, schlechthin auf ein anderes zu übertragen, und zu hoffen, daß sie ihm recht sein werden. — Diesen Fehler begingen die Konstitutionalisten Rußlands. Eine Konstitution würde Rußland weder das gehoffte Glück noch die Sicherrung der angeborenen Menschenrechte bringen. Kein Bruch mit dem Prinzip der Selbstherrschaft, welcher der Idee des russischen Staates widersprechen würde! Das Neue soll dem historischen Leben des russischen Volkes entnommen werden, keine Revolution, sondern eine Reformation sein. Die russische Geschichte gewähre in der Tat eine der Konstitution gleichwertige Einrichtung — den freien Zutritt zum Zaren! Zu diesem Behufe wäre der jetzige Reichsrat durch gewählte Volksvertreter zu ersetzen. Die Kompetenzen desselben sind den Parlamentskompetenzen der konstitutionellen Staaten entsprechend. Auch der Wahlmodus müßte den geschichtlichen Zusammenhang mit dem russischen Leben wahren und die Wahl der Vertreter müßte sich an die bereits vorhandenen Landschaftsinstitutionen anschließen. Die Semstwo ist aber reformbedürftig. Der Schwerpunkt der lokalen Selbstverwaltung wird darum in die allständische Selbstverwaltungseinheit verlegt. In zwangloser Stufenfolge von der Kreis- zur Gouvernementssemstwo ist die Brücke zum Reichsrat geschlagen. Dabei wird nach und nach durch den Wahlmodus das zur Grundlage genommene territoriale Prinzip eliminiert und schließlich zur Stärkung des konservativen Prinzips dem boden-

ständigen Bauern die Mitgliedschaft auch im Reichsrat durch entsprechende Diäten ermöglicht.

Die Verkündigung der Glaubensfreiheit wird von allen Zeitungen als ein Akt hochherziger Menschenliebe gefeiert — hinsichtlich der Hochherzigkeit ist die Presse einig. Im übrigen mißt der Freisinn dem Manifest nicht allzuviel Bedeutung zu. Die „Russkija Wedomosti“ urteilen: „Wenn vielleicht irgend jemand überzeugt gewesen ist, daß die projektierten Maßnahmen Rußland von dem Wege der Rechtlosigkeit und der Willkür auf den Weg des Rechtes und der Freiheit führen würden, so wird nach wie vor diese Illusion durch die Tatsachen des fortschreitenden realen Lebens zunichte gemacht. So verhält es sich wenigstens mit der heute so laut verkündeten Glaubensfreiheit.“ Im Anschluß hieran werden einige dem Manifest widersprechende Uebergriffe einzelner Lokalgewalten angeführt. Der Refrain dieser bösen Lieder aber ist — keine Manifeste, sondern Garantien! — keine Gnadenerlasse, sondern die Macht! — Im Gegensatz zu all' diesem befindet sich der Landhauptmann des dritten Bezirks des Koratischen Kreises im Gouvernement Orel. Dieser hat in seinem Zirkular in bündiger Weise die Ursachen der Zeitgährung aufgedeckt: Alle Unruhen kommen vom Teufel!

Unsre nationale Presse segelt teilweise ungeachtet der letzten Vorkommnisse munter im radikalen Fahrwasser weiter. Wenn auch die „Rig. Awise“ es für gut befand, bei der Desavouierung der lettischen Petition diesen „Radikalismus der lettischen Intelligenz“ zu leugnen, so ist unter Radikalismus, mit den Augen dieses Blattes gesehen, nur die extreme Form dieser Geistesrichtung zu verstehen.

Die Petition der 200 Letten hat nun die Runde durch alle Blätter gemacht. Bei den deutschen Blättern muß man zwischen den Artikeln unterscheiden, die vor und nach der Desavonierung durch die „Rig. Awise“ geschrieben sind. Anfangs legte die deutsche Presse der Petition eine zu große Bedeutung bei; so schrieb die „St. Pet. Ztg“: „An den baltischen Deutschen wird es daher liegen, den eventuellen schlimmen Folgen dieser Petition vorzubeugen, und, indem sie die gegen sie selbst erhobenen ungerechten Anschuldigungen zurückweisen, auch jene unzweifelhaften Rechte ihrer Heimatgenossen zu vertreten, die von den 200 genannt werden, aber durch die Nachbarschaft der andern Forderungen völlig kompromittiert werden müssen.“ Nachdem aber die „Rig. Awise“ die Autorschaft der lettischen Intelligenz bestritten, machte sich ein Umschwung in der Beurteilung geltend, besonders milde urteilte jetzt die „Rigasche Rundschau“. Ihr erschienen sehr viele der aufgestellten Forderungen sehr sympathisch, nur die Schilderung der Agrarverhältnisse und der Tätigkeit des Landtages fand sie wissentlich falsch dar-

gestellt. Die radikalen lettischen Blätter (Deenas Lapa und Balt. Westn.) nahmen gleich Notiz von dieser Besprechung, mit der „Rig. Awise" geriet die Rundschau in einen Wortstreit, es handelte sich dabei um die Behauptung der „Rig. Awise", das lettische Volk sei nicht radikal und revolutionär. Die Rundschau glaubte dies so verstehen zu müssen, daß es unter den Letten gar keine Radikalen gebe. Am Ostersonntag erschien dann der G. T.-Artikel im „Rig. Tageblatt". Hier wurde die geringe Bedeutung der Petition nachgewiesen, der lettisch-russische Radikalismus gehörig beleuchtet und auch der Abwehr einzelner Angriffe zuerst einige Zeilen gewidmet.

Der in der lettischen Petition hervorgetretene Radikalismus hat auch in einigen estnischen Blättern sich dokumentiert. So schreibt in der „Teataja" ein Herr Tamm aus Rußland: „Er freue sich über den Revaler Sieg nicht als fanatischer Nationalpolitiker, sondern weil estnisch und fortschrittlich gesinnt bei uns zu Lande ein und dasselbe bedeute." Und der „Postimees" kommt zu dem Schluß, daß die Deutschen nicht liberal seien, wenn auch das Gegenteil die „Rev. Ztg." versichere und behaupte, denn der Grundton des baltischen Programms sei ein auf geschichtlicher Grundlage stehender, das Reich aufrecht erhaltender Liberalismus. Die russische Semstwo tue mehr für die Volksbildung, als der estländische Landtag. Ihr Deutschen, ruft er, seid erzkonservativ. Ihr widerstrebt allen Neuerungen, die auf Hebung der Lage der breiteren Volksschichten abzielen und habt nur eure engen Privatinteressen im Auge.

Die deutsche Kulturarbeit bei den Letten wird in der „Deenas Lapa" in einem längeren Artikel einer gründlichen Untersuchung gewürdigt. Hier handelt es sich wohl in erster Linie um eine Auseinandersetzung mit der deutschen Presse, um dieser gründlich die Lust zu nehmen, mit der Vergangenheit zu prahlen. Diese Absicht zusammen mit dem radikalen Doktrinarismus des Verfassers geben ein ganz entstelltes Bild unsrer Vergangenheit. Zum Schluß meint der Verfasser, daß es jetzt nicht an der Zeit sei zu prahlen und miteinander zu rechten, sondern den Forderungen der Zeit nachzukommen. Derselbe Ton erklingt auch in dem Artikel des „Olewik": „Was sie erstreben." Im Anschluß an eine baltische Korrespondenz im „Berliner Lokalanzeiger" meint er, das der Liberalismus der Deutschen nicht von weitem her sei, daß sie noch im Grunde nach den Ausführungen der „Düna-Ztg." auf die Stellung des Lehrmeisters prätendieren.

„Was in der Vergangenheit zwischen den hiesigen Völkern und den Deutschen vorgefallen ist, deswegen darf weiter kein Groll gehegt werden, so daß wir der Vergangenheit wegen Freunde sein könnten, wenn nur die Gegenwart gegenseitige Liebe und Achtung

zuläßt. Wir müssen in unsrem gegenseitigen Verhältnis daran denken, daß es weder uns noch den Deutschen möglich war, unsre Vorgänger zu wählen, so daß ein feindliches Wesen der Vorfahren wegen Verstocktheit wäre. Weder der Christenglaube noch der klare Blick des gebildeten Menschen gestatte eine Feindschaft auf dieser Grundlage. Wenn aus dem früheren Feinde ein wahrhafter Freund geworden ist, ob durch die Zeit oder den Einfluß besonderer äußerer Ereignisse, so darf man sein Herz nicht verschließen."

Allerdings mahnt auch er zur Vorsicht. Vielleicht wird jetzt Komödie gespielt? Vielleicht wollen die Deutschen nur Flickwerk bei der bevorstehenden Landtagsreform? Um aber die Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen, wäre ein Gebäude erforderlich, das auf ganz neuer Grundlage steht.

Die in letzter Zeit vielfach angegriffenen Bauerkommissare, soweit sie im Auftrage des Gouverneurs handelten, werden im „Rishskij Westnik" warm verteidigt. Die lettische Presse bringt sowohl die Angriffe als auch die russische Verteidigung, aber ohne Kommentar.

Schließlich wäre noch der geistliche Feldzug gegen die Bauerunruhen in Kurland zu erwähnen. Den warmen Bielensteinschen Aufruf: „Lettisches Volk erwache" bringen die lettischen Blätter, nur die „Tehwija" wagt es dabei schüchtern den verehrten Herrn Pastor aufmerksam zu machen, daß nicht das ganze lettische Volk an den Unruhen schuld sei, sondern der Sozialismus, der dasselbe vergifte. Hierher gehört auch das Sendschreiben des kurländischen Generalsuperintendenten Panck, das allerdings zum größten Teil nur aus Bibelstellen besteht.

* * *

26. April.

Die Reformeinfälle Schipows, — die Zentrallandschaftsverfassung und der volkstümliche Reichsrat, finden keinen Beifall, den Meisten ist zu wenig, Wenigen zu viel des Guten. Der „Now. Wrem." mißfällt das Projekt aus einem höchst eigentümlichen Grunde — sie möchte den Reichsrat nicht missen. Wenn, urteilt die „Now. Wrem.", die Volksvertreter den Reichsrat ersetzen, so ist der Reichsrat weg, und wenn der Reichsrat weg ist, wer wird nachher die Obliegenheiten des Reichsrats erfüllen, das Reich beraten und die Reformprojekte lesen? Besser ist es, die Volksvertretung berät das Reich und der Reichsrat die Volksvertretung. Wenigen, wie gesagt, bringt das Schipowsche Programm zuviel des Guten. Die „Mosk. Wed." halten Schipow gleich den übrigen Konstitutionalisten für einen Revolutionär, mit der die einzige monarchisch gesinnte Partei der „Mosk. Wed." keine Gemeinschaft

haben kann. Ihrerseits stellen sie das monarchistische Programm auf, dessen einzelne Punkte nicht wesentlich und eben schlechthin monarchisch und ein negativer Wunschzettel sind. Im Zusammenhang mit ihren Bestrebungen aber erwähnen sie einer Partei der Adelsmarschälle, deren Programm sie bereit sind zu unterschreiben, und mit denen sie allein in der Motivierung des Programms nicht übereinstimmen. Diese Motivierung, die den festen Willen einer Aenderung des alten Regimes verrät, hebt die Partei der Adelsmarschälle aus dem bureaukratisch-monarchischen Rahmen der „Mosk. Wed." heraus. Und dieser konservativen Partei, die sich mehr durch ihre Gesinnung als durch ihr Programm von den Anhängern der „Mosk. Wed." unterscheidet, gehört augenscheinlich der offene Brief eines russischen Edelmannes an. Der Schreiber des Briefes teilt mit: Im November vorigen Jahres fand in Moskau eine Versammlung einiger Adelsmarschälle statt, in der die Petition des Grafen Trubetzkoj von vier Adelsmarschällen unterzeichnet wurde, eine zweite Resolution, die von 13 Adelsmarschällen unterzeichnet wurde, zu unterzeichnen erlaubte ihm sein Eid nicht. Damals drang er auf die Einberufung einer außerordentlichen Adelsversammlung, welche indessen die Adelsmarschälle für überflüssig hielten. Das Gesetz verstattet den russischen Edelleuten ein Zusammentreten nur auf den Ruf der Adelsmarschälle, die Einberufung der Adelsversammlungen erwartet er von den Adelsmarschällen, die schwerlich berechtigt sind ohne Einwilligung der Edelleute Resolutionen zu fassen und zu veröffentlichen. Er schreibt: In Rußland wohnen tausende von Edelleuten auf ihren Gütern, die schlecht von dem unterrichtet sind, was bei uns vorgeht. Jedermann sagt seine Meinung, nicht der Adel. Der historisch natürliche und der erste Stand Rußlands verharrt bis jetzt tatenlos. So frage ich meinen Adelsmarschall: wird dieser Zustand noch lange dauern? Und ich frage weiter mit dem Rechte des Edelmannes: Können die Adelsmarschälle drucken und veröffentlichen ohne die Einwilligung und die Sanktion des Adels? Ich frage weiter: Hat der Adel seine Marschälle bevollmächtigt, von einander abweichende Resolutionen zu verkündigen? Was hat sie davon abgehalten, wenn sie übereingekommen waren sich privatim zu versammeln, die Adelsversammlungen ganz Rußlands einzuberufen? Ich warte mit den übrigen des lang erwarteten Tages, der uns die Möglichkeit gibt, zugleich und in Uebereinstimmung mit allen Adelsversammlungen, als die letzten in der Reihe, die Meinung des ersten Standes, der Edelleute zum Ausdruck zu bringen! Der Ton dieses Briefes erinnert ein wenig an die Gestalten Turgenjews.

Nackt und bloß, wie der Mensch zur Welt kommt, ist ihm doch ein hohes Gut angeboren — das allgemeine, geheime, gleiche

und direkte Wahlrecht. Das mag in mancher Beziehung unbequem sein, aber es ist sittlich. Dieser Meinung sind die „Birsh. Wed." und der russische Schriftstellerbund, dessen Resolutionen in der „Rusj" veröffentlicht sind. Der Schriftstellerbund beschloß, das allgemeine Wahlrecht ohne Unterschied der Nationalität, des Glaubens, der Bildung und des Geschlechtes, Freiheit jeder Kulturentwicklung und Autonomie aller fremdstämmigen Völker, die Bildung eines Agrarfonds zum Aufkauf des privaten Grundeigentums und seines allmählichen Uebergangs in den Besitz der Nation, und in die Nutznießung ausschließlich der Landarbeiter, die politische und wirtschaftliche Befreiung des Proletariats und die Vergesellschaftlichung aller Produktionsmittel. — Stets sind Volksbeglücker freigebig mit den Menschenrechten gewesen, aber dieses ist vielleicht mehr — plaudite amici!

Die in der „St. Pbg. Ztg." veröffentlichte Artikelserie unter dem Titel: „Die baltische Presse und wir vom Lande" enthält, neben einer zutreffenden und sachgemäßen Schilderung der revolutionären Bewegung auf dem Lande an der Hand der estnischen Presse, hauptsächlich schwere Angriffe gegen die deutsche Presse Sie habe die Bewegung nicht richtig erkannt, weil sie nur vom nationalen Standpunkte aus urteile und überhaupt keine Fühlung und kein Verständnis für das Land besitze. Dieser Angriff ist wohl daran Schuld, daß der Artikel wenig Beachtung von den deutschen Blättern erfahren. Die „Rev. Ztg." und die „Düna-Ztg." allein haben die undankbare Aufgabe der Verteidigung übernommen. Die „Rev. Ztg." damit, daß sie dem Verfasser einen Irrtum, die Presse sei eine Großmacht, nachzuweisen bestrebt ist. Die „Düna-Ztg." holt zwecks Verteidigung die glänzende Vergangenheit der deutschen Presse hervor. Beide Blätter weisen den Gedanken, sie hätten wenig Fühlung mit den ritterschaftlichen Selbstverwaltungsbehörden, weit von sich. Die beste Würdigung brachte die „Nordlivl. Ztg." Die „Rishsk. Wed." begrüßen den Artikel als ein Novum in der deutschen Presse, er ist ihnen eine Gewähr für das Erwachen neuer Strömungen in der deutschen Gesellschaft, dafür, daß in den leitenden Kreisen die nationale Frage in den Hintergrund getreten, da sie für die Beurteilung der neuen sozialen Probleme und Reformideen nicht ausreicht.

Die in dem „Postimees" veröffentlichten Wünsche der Esten an das Ministerkomitee sind nicht bescheidener, als die ihrer radikalen lettischen Brüder, nur die gehässigen Angriffe gegen den baltischen Adel fehlen, fürs erste ist der Wunschzettel noch nicht abgeschickt, da noch die nötigen Unterschriften fehlen. Hierher gehört wohl der Aufsatz des „Postimees" „Warnung vor Irreführungen und Irreführern", eine Ermunterung zu Petitionen.

Die Wünsche der Esten haben beim „Rishsk. Westn." einen Entrüstungssturm hervorgerufen. Er identifiziert dieselben mit denen der deutsch lutherischen Kreise, die sich ja auch immer allen heilsamen Reformen widersetzten. Die Verfasser der Wünsche wollen den Einfluß der Administration in der Gestalt des Gouverneurs, der Bauerkommissare, der Volksschulinspektoren beseitigen. Wir wollen dabei bloß bemerken, fügt er hinzu, daß dieser Antrag zu einer Zeit gestellt ist, wo gerade das ganze Ostseegebiet dank der aufopfernden Tätigkeit gerade dieser Organe, die ihre amtliche Stellung dabei aufs Spiel setzten, vor schweren Erschütterungen bewahrt ist. Solche Petitionen, sind wirklich imstande die Aufmerksamkeit der Regierung von den wirklichen Bedürfnissen der Bevölkerung abzulenken. Soweit der „Rishsk. Westn.". — Zu der sog. Petition der lettischen Intelligenz ist jetzt eine Petition des Kaverskoffschen landwirtschaftlichen Vereins getreten, veröffentlicht in der „Peterb. Awises", sie wiederholt dasselbe radikale Programm und rückt nur die agraren Parteiforderungen mehr in den Vordergrund.

Zu den Bauernunruhen in Livland schreiben die „Russk. Wedom.": „Ungeachtet der materiellen Folgen dieser Streiks, ist ihre sittliche Bedeutung für die Arbeiterklasse dieses Gebiets entscheidend. Dieser Streik führt unabwendlich zur Bildung starker, richtig organisierter Verbände der Landarbeiter. Diese werden offen oder geheim sein, je nach dem allgemeinen Lauf der Dinge in Rußland. In jedem Fall sind die Arbeiterverbände des Ostseegebiets auch jetzt ein Machtfaktor, mit dem die Regierung ernstlich rechnen muß. Das Selbstbewußtsein der Angehörigen der arbeitenden Klasse ist erwacht und hat sich zu laut und offen ausgesprochen, um es jetzt noch mit Repressalien und verschwommenen Versprechungen ersticken zu können. Der Arbeiterstand des Gebiets verlangt offen und kühn dieselben Reformen, welche das denkende und freiheitsliebende Rußland erstrebt. Man kann diese mächtige Bewegung nicht ignorieren, die Augen schließen und ihr Entstehen einem Häuflein böswilliger Agitatoren zuschreiben: das wäre ein unverzeihlicher Fehler, eine unerlaubte politische Taktlosigkeit, die nur zu neuen Schwierigkeiten und Verwicklungen des öffentlichen Lebens dieses Gebiets führen würde. Die Arbeiter selbst sind offen in die Arena des öffentlichen selbständigen Lebens getreten, keine Gewalt wird sie zum Weichen bringen. Die Arbeiterbewegung wird im Gebiet unabwendlich wachsen und sich ausbreiten, unabhängig davon, wie sich die übrigen politischen Parteien zu ihr verhalten werden. Wenn diese Bewegung in der Gegenwart öfters ausartet, einen rein konspirativen Charakter trägt und sich im Kampf mit den Hindernissen auf Schritt und Tritt erschöpft, so sind die Arbeiter hieran am wenigsten Schuld, weil sie ja am

meisten an einem friedlichen Verlauf des öffentlichen Lebens interessiert sind."

Mir erscheint dieser Artikel in mehr als einer Richtung bedeutsam, die Furcht vor politischen Taktlosigkeiten und der Wunsch hier eine organisierte Landarbeiterschaft zu sehen, wie sie meines Wissens noch nirgends geglückt ist, da die Organisation der Landarbeiter wenigstens bis jetzt wie es scheint aus inneren Gründen, die in der Art dieser Arbeit und dem Landleben liegen, scheitert, decken die nahen Beziehungen des Verfassers zu der hiesigen Bewegung auf und werfen ein gutes Schlaglicht auf den Zusammenhang der russischen Arbeiterbewegung zu den analogen Vorgängen in den Ostseeprovinzen.

Die Gründe, die zu den Bauernunruhen hier geführt haben, werden in allen Blättern eifrigst diskutiert. Die russische und die lettisch-estnische Presse sucht die Ursachen in den ungenügenden Knechtsverhältnissen, den niedrigen Löhnen 2c., die deutsche Presse bloß in der sozialdemokratischen Agitation unter den Landleuten. Es gibt auch vermittelnde Ansichten, wie ein Brief aus Großgrundbesitzer-Kreisen, den der „Walgus" veröffentlicht, beweist, der beide Ursachen zugibt.

Der „Postimees" bläst schon in zwei Artikeln zum Rückzuge. In dem ersten „an die Landarbeiter", sagt er, daß im Vergleich zu früher in der Lage des Landarbeiterstandes in jeder Beziehung ein großer Fortschritt zum Besseren zu konstatieren sei. Man rede oft in letzter Zeit von ungünstigen Wohnungsverhältnissen der Landarbeiterschaft; diese Frage spiele auf dem Lande nicht die wichtige Rolle wie in der Stadt. Die Gesindeoinhaber durchleben eben eine schwere Notlage, man könne darum nicht mehr für die Arbeiter tun, als hier und da bessere Kost, bessere Behandlung, hier und da mehr Sonntagsruhe und noch etwa dies und jenes, das wäre aber auch fast alles, was man sofort tun könnte. Sicher ist, daß unsre Gesindeoinhaber zur Zeit unvermögend sind, höhere Löhne zu zahlen. Der Artikel schließt: „Wenn die Landarbeiter zur Besserung ihrer Lage etwas zu unternehmen gedenken, so mögen sie nüchtern abwägen, was und auf welche Weise solches zu tun sei."

Ebenso in einem zweiten Artikel: „Nur ein wenig davon, was wir zu sagen hätten." Hier sagt das genannte Blatt, daß die Uebertreibung der Unruhen durch die deutschen Blätter politischen Zwecken dienen soll. Das soll man bedenken und sich davor hüten, durch Unruhen und Gewalttaten den deutschen Politikern und Zeitungen die Möglichkeit zu geben, dank ihres Konservativismus die Freundschaft der Regierung zu gewinnen. Es sei zu befürchten, daß es den Deutschen gelänge, die Regierung zu einem Schutzbündnis mit ihrer konservativen Rückschrittlichkeit zu bewegen. Dann kämen schwere Tage für unsere Heimat. Der Artikel

schließt mit den Worten: „Auch der geringste Arbeiter, der letzte Knecht müßte bedenken, daß er nicht allein in der Welt, sondern Glied des Ganzen ist, daß sein wirklicher Vorteil mit dem Vorteil des Volkes und Landes eng zusammenhängt und daß er dem Unglück nicht entrinnt, in das seine Handlungsweise das Ganze gestürzt hat."

Schließlich meint noch ein Korrespondent der Pariser „Temps", wie die „Birsh. Wed." zitieren, daß die Ursache der Bauerunruhen in Rußland die mangelhafte Volksschule sei. Das Volksschulwesen konne sich nicht entwickeln, weil die Administration jede landschaftliche und private Initiative verhindere. Wie soll dieses unwissende und ungebildete Volk, fragt er, fremdes Eigentum achten, wie soll es nicht den Legenden von höheren Befehlen, welche die agraren Verbrechen billigen sollen, glauben — diesen Legenden, welche die Agitatoren mit bekannter Absicht unter ihnen verbreiten.

Wenn wir an der Hand der letzten Enquete der Knechtslöhnung von 1890—1900 das Bild der Unruhen in Livland betrachten, so können wir feststellen, daß die Gebiete des niedrigeren Lohnstandes, die Strandgegenden und der Pernau-Fellinsche Kreis des estnischen Livlands, nicht die der Unruhen sind, sondern gerade die Umgebung der Städte, wo das Niveau der Löhne am höchsten war, vorzugsweise von den Unruhen heimgesucht wurden; dies dürfte wohl für fremde Einflüsse, die hierher am leichtesten dringen konnten, sprechen.

Von wirtschaftlichen Fragen wird neben der Landarbeiterfrage auch die der rationellsten Grundbesitzverteilung in den lettischen Blättern behandelt. In einem Aufsatz des „Balt. Wesin" unter dem Titel: „Wieviel Land braucht der Landmann?" kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß der Landmann 30 Lofstellen braucht, ein mehr oder weniger ist vom Uebel. Diese allerdings überraschend einfache Lösung der besten Grundbesitzverteilung wird nicht ohne Widerspruch hingenommen; die „Deen. Lapa" bringen in einem Aufsatz über den landwirtschaftlichen Groß- und Kleinbetrieb, der eine gute Bekanntschaft des Verfassers mit der einschlägigen Literatur verrät, den Nachweis der Berechtigung des Großbetriebes, zeigen auf welchen Gebieten der landwirtschaftlichen Kultur die eine Form der andren überlegen, obgleich bei uns zu Lande auf vielen großen Gütern die Viehzucht, die Domäne des Kleinbetriebes, höher steht, als bei den Gesindeswirten.

Die estnische Presse wiederholt noch den Ruf der Russen nach Landverteilung an die Landlosen, zu diesem Zweck wird die Ausdehnung der Tätigkeit der Baueragrarbank auf die Ostseeprovinzen befürwortet, ob das Kreditsystem wirklich billiger und vorteilhafter ist, würde dann bei der Konkurrenz zutage treten.

8. Mai.

Wenn jede Idee eine Macht ist, mit der Geschichte und Leben zu rechnen gezwungen sind, welch eine Macht repräsentiert ein Ideensystem, das in möglichster Vollzähligkeit alle Ideen vereinigt? Augenscheinlich die Summe aller Kräfte, die den einzelnen Ideen innewohnen.

Diese Erwägung ist man versucht den Resolutionen des Petersburger Schriftstellerkongresses zugrunde zu legen, der es für gut befunden hat, sämtliche zeitgemäßen Ideale auf seine Fahne zu schreiben. Die Ideen, die im Laufe des verflossenen Jahrhunderts in den Köpfen der Ritter vom Geiste geboren wurden, die trotz jahrzehntelanger erbitterter Kämpfe nirgends voll verwirklicht wurden, sondern überall im Kompromisse erstickten — sie alle sind unter dem Banner des Petersburger Schriftstellerbundes zum imponierenden Ideenkomplex vereinigt. In ganz Rußland werden heute Programme entworfen und Plattformen gezimmert, wie der technische Ausdruck für diese Tätigkeit lautet. Unter ihnen ist die Plattform des Journalistentages zweifellos die breiteste. Im paradiesischen Stande der Unschuld stehen auf ihr die Gedanken nationalistischer und sozialistischer Richtung nebeneinander und tun sich nichts. Eine Friedfertigkeit, die um so paradiesischer ist, als nur die kräftigsten Exemplare der Gattung einer Aufnahme in das System gewürdigt sind und die Auswahl nach dem Grundsatz erfolgt zu sein scheint, daß es weniger darauf ankommt, worin die Gedanken radikal sind, als daß sie radikal sind. Dieser Grundsatz ist bei näherer Betrachtung weniger befremdlich, als es den Anschein hat.

Der Wunsch, alle radikalen Wasser auf eine Mühle zu leiten, erklärt ihn zur Genüge. Denn in der Tat sind die radikalen Elemente der verschiedensten Richtung durch das gemeinsame Interesse an einem Bruch mit den bestehenden Verhältnissen verbunden und für den Augenblick verspricht eine Vereinigung der Schlagworte fast denselben Dienst zu leisten, wie eine reale Verbindung der lebendigen Ideen und Interessengruppen — die Schlagworte haben dabei den Vorzug der größeren Verträglichkeit und Handlichkeit. Und mit den Worten Tolstojs zu reden: „Man muß vereinigen, es ist Zeit zu vereinigen“, soll nicht der Bruch mit dem Bestehenden auf ungewisse Zeiten verschoben werden. — Die öffentliche Meinung ist träge geworden und bedarf an manchen Orten der Nachhilfe. In Tiraspol, einer ruheliebenden Stadt, muß nach dem Bericht der „Now. Wrem.“ die ganze öffentliche Meinung von einigen wenigen Korrespondenten besorgt werden, die Einwohner bringen es höchstens zu einem gelinden Staunen über den rapiden Kulturfortschritt. In der Redaktion der „Mosk. Wed.“ ist ein monarchisches Bureau errichtet worden, wo die

Glieder dieser Partei nach Postkarten gezählt werden. Eine Postkarte mit Namen, Stand und Adresse — und der staatserhaltende Akt ist vollzogen. Irgend welche Parteiversammlungen sind als ungesetzlich nicht in Aussicht genommen.

In den Spalten der „Mosk. Wed." äußert „ein schlichter Russe" seinen Unwillen über die Freiheitsbestrebungen der Intelligenz, ein Mitarbeiter bäuerlichen Standes weist darauf hin, daß dem Bauer schon aus wirtschaftlichem Grunde eine unumschränkte selbstherrliche Gewalt unentbehrlich sei, da seine Existenz ohne zeitweilige Gnadenerlasse nicht denkbar wäre. Er verweist daher der Intelligenz ihr müssiges Gerede über Volksrepräsentation und Konstitutionalismus. Auch in der nationalprogressiven Partei Schipows ist nach dem „Mir Boshij" der Masse des Volkes ein gefährlicher Gegner erstanden, sie ist eine Partei des Großgrundbesitzes, die ihre wirtschaftlichen Interessen niemals verleugnen und mit der Freiheit nie Ernst machen wird. In romantischer Umhüllung birgt ihr Programm die Formel Aksakows und Katkows: dem Zaren die Kraft der Herrschaft — dem Volke die Kraft der Meinung!

Wohin sich der Blick des Schriftstellerkongresses wandte, überall sah er die einst geschlossene Phalanx der Freiheit in zügelloser Differenzierung begriffen. Es galt daher diejenigen, denen die Freiheit und allein die Freiheit am Herzen lag, unter einem Banner zu scharen, alle aber, die neben der Freiheit noch andern konkreteren Göttern dienten, dem Bund der Freiheitskämpfer fernzuhalten. Der „Postimees" konnte den Nachweis eines ausschließlichen Freiheitsdienstes unter allen Umständen nicht erbringen, sein Freiheitsdrang versagte bei der „Ujedjed" und der freien Liebe, — beide erschienen ihm nicht liebenswert. In keiner Weise aber konnten die deutschen Blätter dem Kongreß als Bundesgenossen erscheinen. Ihr Freiheitsideal war das des Bundes nicht. „Ihr Fortschritt", heißt es in der „Rusj" vom 23. April, „mündet in dem Gedanken, daß es schön wäre, in die baltische Heimat heil und ganz die Kultur des deutschen Vaterlandes zu übertragen. Das ist ein enger Fortschrittsbegriff. . . . Das ist der Fortschritt des baltischen Feudalismus, für den die russische Gesellschaft keine Sympathien fühlen kann. Die russische Presse hat weder Grund noch Anlaß, die Vertreter einer so engherzigen und unzureichenden Auffassung auf ihren Tag zu laden. Geduld, Maß und Diplomatie sind die Ratschläge der deutschen Presse, die in der Tat nicht mit der tiefen Ueberzeugung der russischen Gesellschaft übereinstimmen, daß nur durch schnelle, umfassende, einschneidende und entschlossene Reform des gesamten Staatsbaues Rußland gerettet werden könne. Auch die Semstworeform wird dieser Presse als radikal und utopistisch erscheinen. Noch hundert Jahre Geduld, Maßhalten

und Verhandeln der Letten und Esten mit dem baltischen Feudalismus — ist dieses Programm fortschrittlich oder ist es — reaktionär!"

Auch die Programmlosigkeit wurde in demselben Artikel der deutschen Gesellschaft zum Vorwurf gemacht, und es ist in der Tat in einer Zeit, wo jedermann sein Programm hat, nicht opportun, ohne Programm einherzugehen. Ein Mißverständnis hat uns mittlerweile zu einer Art Programm verholfen. Die „Nordlivl. Ztg." veröffentlichte eine Denkschrift der estländischen Ritterschaft von 1870, gerade zur Zeit, wo das Programm- und Petitionsverfassen an der Tagesordnung war, ihre Veröffentlichung wurde daher von vielen für das lang erwartete Programm der Deutschen genommen. Die „Rfth. Web." haben an dieses Programm, das gewissermaßen gespornt und gestiefelt aus den Akten erstanden war, Betrachtungen über die Unfruchtbarkeit des baltisch-politischen Gedankens geknüpft. Und der Tat, sie hätten ja so Unrecht nicht, wenn das, was in jener Denkschrift von 1870 gesagt war, die politischen Gedanken der baltischen Deutschen von 1905 erschöpfte. Indessen — diese Veröffentlichung war kein Gedanke, sondern ein Einfall.

Noch immer stehen wir im Zeichen der Petitionen. Das Organ der sozialdemokratischen Partei, die „Peterb. Awise", hat drei veröffentlicht: die Petition der lettischen Intelligenz, die Petition des Kavershofschen Landwirtschaftlichen Vereins und der Odensee-Fehteleinschen Gemeinde. Der „Postimees" sammelt noch immer die Wünsche der Esten und wird nicht müde, immer von neuem zu fleißigem Petitionenschreiben anzuregen. Leider steht die selbständige Erfindungsgabe in keinem Verhältnis zu der Zahl der Resolutionen.

Die Akten der Petition der lettischen Intelligenz scheinen noch immer nicht geschlossen, die Angriffe auf den baltischen Adel haben zu zwei Entgegnungen in der „Peterb. Ztg." geführt, die erste, W. R. N. gezeichnet, stammt aus Kurland, die zweite aus Livland, diese hat wieder eine Erwiderung in einem B. H. H. gezeichneten Artikel desselben Blattes gefunden. — Herr B. H. H. glaubt der lettischen Petition keine geringe Bedeutung beilegen zu dürfen, weil sie, in den russischen Blättern aller Parteirichtungen verbreitet, die öffentliche Meinung der russischen Gesellschaft beeinflussen wird. Dann kommt er auf den Wert dieser Meinung für uns zu sprechen und auf die Wege, die wir einschlagen müssen, um sie zu gewinnen. Ich bin weit entfernt diesen Teil seiner Ausführungen zu beanstanden, nur glaube ich, daß die Wege, die er uns weist, nicht neu sind, und wie weit sie gangbar, steht dahin.

Unsre deutsche Presse schenkt Herrn B. H. H.'s Ausführungen uneingeschränktes Lob, und klagt dabei, daß sie von der russischen Presse totgeschwiegen wird. Diese Klage will ich bloß registrieren. Die Petition der Letten haben nur der „Ssyn Otjetschestwa" und die „Birsh. Wedom." gebracht; diese beiden Blätter kann man wohl kaum als die Vertreter aller Parteirichtungen auffassen. Ich würde Herrn B. H. H. vorschlagen, den Artikel: „Die ausgeschlossenen Balten" in der „Rusj" vom 23. April aufmerksam zu lesen; nach diesem werden unsre Blätter wohl gelesen, aber um die Sympathien zu gewinnen, wäre es nötig sich ein recht radikales Programm anzulegen, an fertigen Schematen ist eben kein Mangel, sonst heißt es unerbittlich: „Die baltischen Deutschen sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht. Ihnen ist nicht zu helfen! — Es wäre zwecklos gewesen Leute mit solchem Horizont auf den Petersburger Kongreß und in den allgemeinen russischen Verband zu laden. Gering mag die Courtoisie sein, es kommandiert eben der kalte gesunde Verstand." — — —

Die russische Agrarfrage ist in den letzten Tagen wieder akut geworden. Die Goremykinsche Konferenz soll diese und die mit ihr zusammenhängende Frage der Vergrößerung des bäuerlichen Besitzes lösen.

Bei der Frage nach der besten Grundbesitzverteilung gehen russische Agrarpolitiker von der Voraussetzung aus, daß jeder Arbeiter, der seine Arbeitskraft im Landbau zu betätigen wünscht, ein Stück Land zur freien Verfügung erhalten soll.

Diese Idee liegt der russischen Gemeindeverfassung zu Grunde, die, wie bekannt, bei der steigenden Bevölkerungszahl notwendig dazu geführt hat, daß die Landteile der Bauern schließlich unwirtschaftlich klein geworden sind. Um diesem Agrarübel zu steuern, wird in der „Now. Wrem." vorgeschlagen, zum Hofsystem überzugehen, wie es sich von selbst in dem Weichselgebiet und den angrenzenden litauischen Gouvernements bildet. Die notwendige Folge wäre aber Aufhebung des Gemeindebesitzes und Anerkennung des bäuerlichen Privateigentums an Grund und Boden. Dann müßte sich der russische Agrarpolitiker von der oben genannten Voraussetzung lossagen und sich mit einer landlosen Bevölkerung aussöhnen, die neben der landbesitzenden als ihr notwendiges Korrelat besteht.

Im Anschluß hieran dürfte es von Interesse sein, das agrare Programm der konstitutionellen Partei, das am 28. und 29. April in Moskau beraten wurde, kennen zu lernen. Es fordert eine große Agrarreform, verzichtet im Augenblick auf die Nationalisierung des Grundes und Bodens, weil es praktisch undurchführbar sein dürfte. Den Landmangel der Bauern will es beseitigen, und da die bisherigen Mittel, Kolonisation und Baueragrarbank, nicht ver-

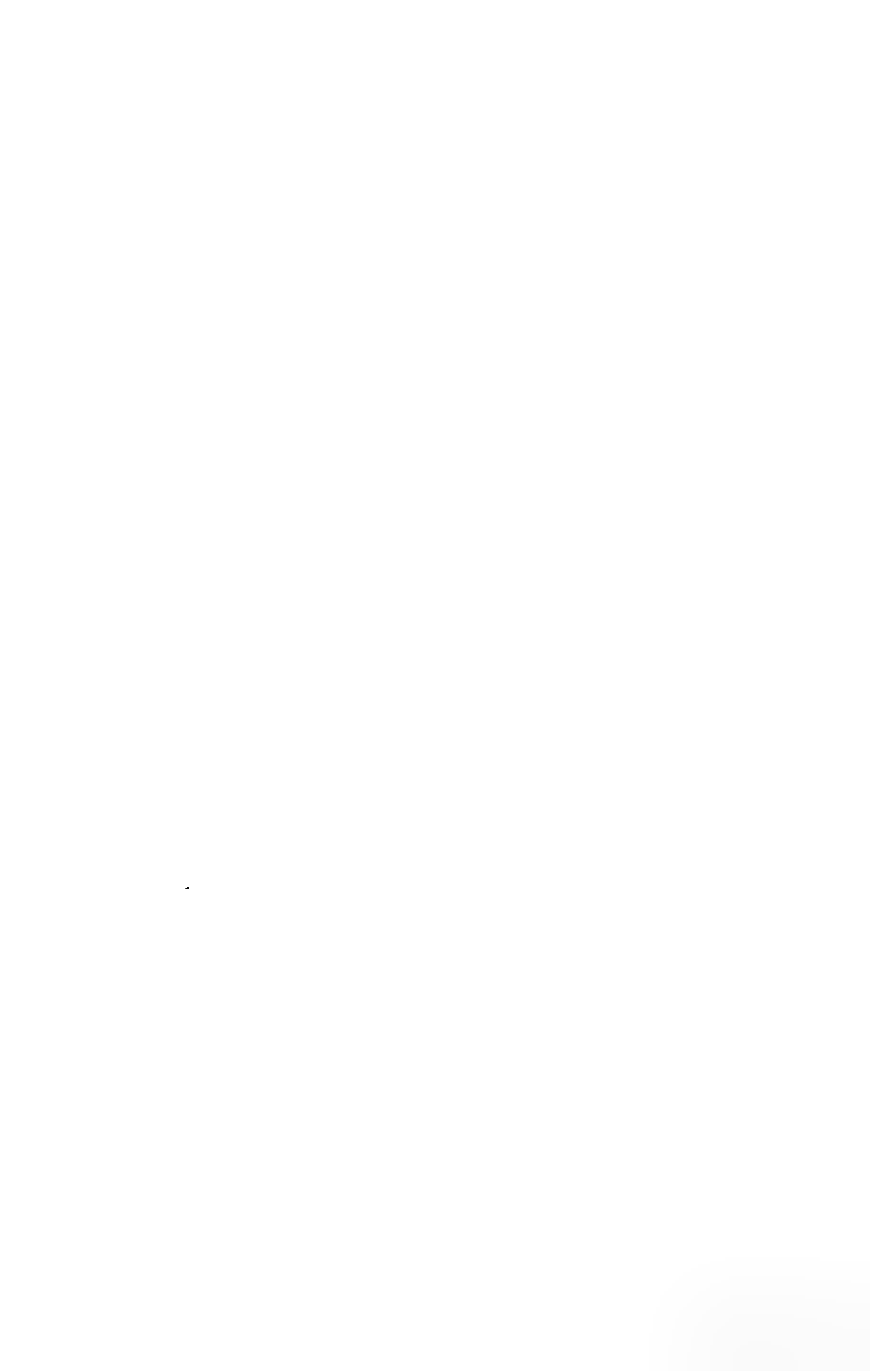
schlagen, durch Ankauf des nötigen Bodens durch den Staat und Zuteilung zu den Landteilen der Bauern. Der Ankauf der Privatgüter dürfte auf keine großen Schwierigkeiten stoßen, da ja die meisten tief verschuldet sind. Um diese Maßregeln durchzuführen wären Landverteilungskommissionen zu bilden, auch müßten die bäuerlichen Pachtverhältnisse gesetzlich geregelt werden.

Bei den „Mosk. Wedom." hat dieses Programm wenig Beifall gefunden; sie schreiben: „Wahrhaftig, die Gedankenarmut unsrer gegenwärtigen russischen Intelligenz ist groß. Dabei wie unlogisch: einmal wollen sie das Land den Grundbesitzern nehmen, dann wieder die Landanteile der Bauern zum Gegenstand des freien Verkehrs machen — damit diese wieder in die Hände der Aufkäufer geraten." — — —

Die baltische Selbstverwaltungsreform wird in der lettischen Presse auch weiterhin einer eingehenden Untersuchung gewürdigt. Das russische ceterum censeo in Bezug auf die Semstwo findet immer weniger Anklang. Die „Rig. Awise" schlagen vor, den Mittelweg zwischen den Forderungen der Radikalen und der Konservativen zu wählen, den neuen Landtag auf dem Prinzip des Grundbesitzes zu basieren. Die „Balt. Westn." schwankt zwischen der verbesserten Semstwo und dem verbesserten Landtag. Von der Semstwo, wie sie sich der russische Fortschritt denkt, wissen wir zu wenig, um darüber zu urteilen, für den Ausbau des Landtages spricht das Institut des Kirchspielskonvents, das leicht zu einer gesunden Selbstverwaltungseinheit entwickelt werden kann, welche wir gerade bei der Semstwo vermissen. Es kommt aber nach der Meinung des Blattes darauf an, wie weit in der neuen Landesvertretung die Interessen der Pächter und Arbeiter sich vertreten finden. Die „Peterb. Awise" lehnt natürlich das ganze Reformprojekt ab, der „aristokratische Duft", der an ihm klebt, ist ihr zu stark.

PB.







Soziale Verhältnisse in Finnland.

Eindrücke und Betrachtungen
von
Th. Petzold.

Wer in der guten Jahreszeit, so etwa im Sommer oder Frühherbst, nach Helsingfors kommt, der kann sich, wenn er in einem Hinterhause Wohnung genommen und aus seinem Fenster hinausblickt, bisweilen eines Anblicks erfreuen, wie er sich außerhalb Finnlands im Zentrum einer großen Stadt wohl kaum irgendwo bieten dürfte. Soeben hat man das sommerheiße Straßenpflaster, hat man das Geklingel des elektrischen Tram und Gedränge des flanierenden oder geschäftig hin und her eilenden Publikums hinter sich gelassen, um es sich in kühler und stiller Häuslichkeit bequem zu machen, und denkt vielleicht, wenn man ans geöffnete Fenster tritt, den Genuß frischer Luft mit dem Anblick eines simpeln großstädtischen Hinterhofes erkaufen zu müssen, — aber wie groß und erfreulich ist da die Überraschung. Denn was man vor sich hat, ist der ungebrochene Granit, die Steinwildnis des finnischen Bodens, wie sie sich urwüchsiger und kraftstrotzender auch tief im Lande drinnen nicht zeigen könnte; gewaltige Blöcke, auf deren Rissen und Spalten die blaue Glockenblume im Winde schaukelt, wie auf Goldgrund auf einem Teppich grellgelber Blütensterne gebettet, eine wilde Flora, anmutiger und lieblicher, als die in Finnland so sehr gepflegte Gartenkunst sie zu schaffen vermöchte, und wenn ein warmer Luftzug sie streift, voll würzigen Aromas. Vor diesem Gestein mit seinem wilden Blumenzauber hat die städtische Bauwut

wohl oder übel Halt machen müssen; man hat hier ganz ungemein viel, ganz ungemein großartig und modern gebaut, und doch, wo der Erfolg die Kosten eben nicht deckte, wohlweislich innegehalten und sich beschieden, solange der Preis von Grund und Boden nicht diejenige Höhe erreicht, die Spreng- und Wegschaffungskosten ermöglichte.

Sich in Symbolen zu ergehen und bei ihnen zu verweilen, ist nicht nach jedermanns Geschmack, und manche dürften kaum mit meinem Vergleiche zufrieden sein, aber so oft ich Helsingfors aufsuche, erscheinen mir jene allmählich immer mehr von der Bildfläche verschwindenden Hinterhöfe finnisches Granits als eine Art Sinnbild und Gleichnis für den alt überlieferten Gesellschaftsstatus des Landes, der, wenigen nur recht wahrnehmbar und vor der sieghaften Modernität im steten Weichen begriffen, doch die Grundlage alles wirklich Gesunden abgegeben hat, was diese letztere in ihrer Entwicklung zu leisten vermochte. Dem Durchschnittsschlag der Besucher will Finnland und vor allem Helsingfors als eine Art Prototyp der Modernität erscheinen. Die Touristenwelt pflegt den hiesigen Hotels alles nur erdenkliche Lob zu spenden, es sei alles da so ungemein modern, bequem und komfortabel; der commis voyageur preist die geschmackvollen und luxuriösen Etalagen an den Schaufenstern; der fremde Ingenieur ist höchlich erbaut über die Präzision des finnländischen Eisenbahnbetriebes und die den besten westeuropäischen Mustern in nichts nachstehende Ausnutzung der Elektrizität; der Architekt hat seine helle Freude an der in unglaublich raschem Tempo fortschreitenden Bautätigkeit; der Sozialpolitiker endlich lobt den Finnländer höchlich dafür, daß er der Frau reichlicher als anderswo Mittel und Wege an die Hand gegeben, um sich eine selbständige Existenz zu schaffen, und Tourist, Architekt, Ingenieur, Sozialpolitiker und wie sie sonst noch alle heißen mögen, die modernen Menschen, die hierher nach Helsingfors kommen, vergessen in hundert Fällen gegen einen, daß sich hinter jener vor aller Welt sich entfaltenden Wirklichkeit der „Moderne“ eine andre Wirklichkeit verbirgt, die, hier und da zwar verwittert und zerbröckelnd, wie jener Granit des Hinterhofes, doch den Nährboden abgegeben hat und zu gutem Teil noch heute abgibt für die durch den Flugsamen aus dem Westen dem Boden Finnlands einverleibte Modernität. Wer könnte sie alle nennen,

die Mächte des Beharrens und der Tradition, die noch auf diesem Boden wurzeln: Volksbrauch, Volksgesang und Volkspoesie, die alte ständische Ordnung mit ihren Landtagen, die lutherische Kirche mit ihrer eigenartigen Verfassung, den Bauerstand mit seinem zähen Konservativismus.

Was hier als Modernität und überlieferte Mächte einander gegenübergestellt wurde, es ist, zwar nicht in allen Stücken, aber doch im wesentlichen der die Weltgeschichte immer und überall bewegende Gegensatz des demokratischen und aristokratischen Prinzips. Man weiß aber, daß jede gesunde Entwicklung auf Ausgleich und Kompromiß beruht, nach des alten Goethe, dem manche den Sinn für das Weltgeschichtliche absprechen wollen, allbekanntem Worte: „Ältestes bewahrt mit Treue, freundlich aufgefaßt das Neue." Und so werden sich denn wohl auch Modernes und Überliefertes zu Ersprießlichem einen können, wenn und sofern beide willens und imstande sind, sich gegenseitig zu durchbringen, jedes Beste willfährig eines aus des andern Hand entgegenzunehmen. Nach leidiger Menschenart spielen hier Leidenschaft und Egoismus bekanntlich die Rolle der Spielverderber, wem aber die schöpferische Kraft des Lebens nicht gänzlich unbekannt ist, dem dürfte auch das Vertrauen auf die Zeit und ihre ausgleichende Wirksamkeit nicht abgehen. Der wenigstens scheinbar unüberbrückbaren Gegensätze gibt es in Finnland freilich vielleicht mehr als sonstwo; es sei gestattet, später ihrer zu gedenken und den Leser zuvörderst auf ein Gebiet finnländischen Lebens hinzuweisen, wo Modernität und Tradition sich willig die Hand reichen.

Amerikanischen Ursprungs und durchaus unter dem Zeichen der Modernität ins Leben gerufen ist die in Finnland von Jahr zu Jahr mehr Raum gewinnende sog. Samskola oder Gesamtschule, eine Schule, in der Knaben und Mädchen von den untersten Schulklassen an bis zur Universität oder dem Betreten des praktischen Lebens den Unterricht gemeinschaftlich und gemäß im wesentlichen gleichen pädagogischen Grundsätzen genießen. Auf diesem Schulgebiet nun zeigt sich in Finnland eine überaus erfreuliche Durchdringung des Neuen durch das Alte, und anderswo, wie z. B. in Frankreich, wo die Verzärtelung des heranwachsenden Geschlechts bekanntlich eine typische Erscheinung des Familienlebens abgibt, würde eine derartige Schule gewiß nicht die gleiche Frucht tragen. Strenge

Zucht im Hause, zumal den Kindern gegenüber, war, als die erste Samskola das Licht des Tages dort erblickte, im alten Finnland eine typische Erscheinung und sie bildet recht eigentlich die unerläßliche Voraussetzung eines derartigen Schultypus, welcher zugleich ein etwas von den sittlichen Gepflogenheiten des strengeren und in seiner Lebensführung und Weltanschauung nüchterneren Familienlebens älteren Datums nur durch andere Mittel zu bewerkstelligen imstande ist. Nach fast einstimmigem Zeugnis, welches das Urteil des irgend Lebenserfahrenen sicherlich erhärten wird, bewahrt jene Samskola, bei aller Unbefangenheit im Verkehr der beiden Geschlechter mit einander, die Jugend am besten vor vorzeitiger Liebelei und vor den im modernen Leben nun einmal überall zutage tretenden erotischen Einflüssen, einer Erotik und Liebelei, deren Pflege, gewiß ohne es selbst zu wollen, unsre höheren und mittleren Gesellschaftsschichten durch Kinderbälle und Dekolleté leider so oft Vorschub leisten. Man täusche sich darüber nicht, die vorzeitige Entwicklung des Geschlechtstriebes pflegt recht eigentlich die Klippe zu sein, an der so oft gerade die phantasiebegabten Veranlagungen, die dichterisch und gemütlich reich ausgestattete Persönlichkeit in einer Zeit scheitert, wo Wille und Urteil noch so gut wie garnicht vorhanden sind und daher von eigentlicher Zurechnungsfähigkeit nicht wohl die Rede sein kann. Für den Knaben existiert der verführerische Reiz des Weibes an sich kaum, was auf ihn verführerisch wirkt, pflegt der besondere Aufputz des Weibes zu sein, und das Wort „dem Reinen ist alles rein“, welches bekanntlich so gern gebraucht wird, um eine Diskussion über diese unliebsamen Dinge kurzweg abzuschneiden, kann im Grunde nur so lange stichhalten, als die indiskrete Frage: „Aber wo ist denn der Reine?“ verpönt bleibt. In der Samskola aber tritt das junge Mädchen ohne allen phantasieerregenden Apparat in schlichter Häuslichkeit dem Knaben und Jüngling entgegen, und zwar in einem Betätigungsrevier, das in erster Stelle der Arbeit und ihrem Ernst gewidmet ist. Alles phantasieerhitzende Grübeln liegt fern ab, die Gewohnheit läßt den Knaben überhaupt mit andern Blicken auf das Mädchen sehen, als sonst wohl in dem schon etwas herangereiften Alter gang und gäbe, und sind einmal die kritischen Lebensjahre überstanden, ist das Urteil gereift, der Wille gestärkt, nun, ich denke, daß Männlein und Fräulein auf dem einmal

betretenen, zwar nüchterneren, aber würdigeren und bessere Anwartschaft auf Erdenglück gebenden Pfade eine gute Strecke weiter kommen werden.

Gegen die Berechtigung des jungen Mädchens, neben der männlichen Jugend Universitätsstudien obzuliegen, sind, von allem andern abgesehen, auch vom moralischen Standpunkt aus Bedenken erhoben worden, die jedoch, was Finnland betrifft, um so leichter ins Gewicht fallen dürften, als lange schon bevor die Samskola sich hier zu einem allverbreiteten Schultypus gestaltet hatte, der finnländische Student in einer so harmlos unbefangenen Weise mit den Töchtern des Landes zu verkehren pflegte, wie sie anderswo wohl zu den Seltenheiten gehören mag. Dem Finnländer, insbesondere aber dem Finnländer schwedischer Herkunft, haftete von altersher ein stark entwickelter Sinn für Familienleben und Häuslichkeit inne, ein Sinn, dem es wesentlich zu verdanken ist, daß man sich so außerordentlich wohl und behaglich im Skandinavischen Norden und in Finnland selbst an Orten fühlte, die, wie das Wirtshaus, Hotel oder gar der Bahnhof, sonst nicht eben Stätten besonderer Gemütlichkeit zu sein pflegen. Es ist hier überall die ordnende Hand der Frau zu spüren, und auch das Studentenleben in Helsingfors und auf den schwedischen Universitäten ist stets weit davon entfernt gewesen, weiblicher Beeinflussung aus dem Wege zu gehen. Zumal die Doktor- und Magisterpromotionen hatten sich hier zu wahrhaften Familienfesten gestaltet, an denen alle weiblichen Angehörigen des Promovenden, samt der ihnen nahestehenden Damenwelt Anteil nahmen, ein Brauch, der heutzutage leider sehr im Schwinden begriffen zu sein scheint. Man fuhr mit blumengeschmückten Karossen zusammen durch die Stadt, beim üblichen Festessen wurde bunte Reihe gemacht und es war eine weibliche Hand, die dem jungen Gelehrten den Doktorhut oder Lorbeerkranz darreichte. Man sieht, daß es eben keine allzu breite Kluft zu überwinden galt, als mit der Zuerkennung des akademischen Bürgerrechts das junge Mädchen im Helsingforser Auditorium neben dem jungen Manne Platz nahm.

Die Samskola und der gemeinschaftliche Besuch der Vorlesungen konnten nicht ermangeln, der wechselseitigen Beeinflussung beider Geschlechter ihre ganz besondere charakteristische Richtung aufzuprägen. Konnte man dem Helsingforser Studenten auch

früher nicht eigentlich nachsagen, daß er mehr als etwa der Deutsche den altüblichen Kneipgewohnheiten nachging, so spielten doch der heiße Grog und kalte Punsch hier früher keine ganz unbeträchtliche Rolle, und dürfte das Abstinenzlertum, das heute unter den finnländischen Studenten so sehr verbreitet ist, auch zu großem Teil auf die gleich zu berührende Beteiligung der akademischen Jugend am Gemeinleben des Landes zurückzuführen sein, ein gut Teil davon, zumal aber die erste Anregung dazu, ist sicherlich auf Rechnung weiblicher Einflüsse zu schreiben. Und wie die Aktiva Mäßigkeit und geordnetere Lebensgestaltung bei der männlichen Jugend auf Weibliches zurückdeuten, so verdankt die weibliche ihre oft bewunderungswürdige Rüstigkeit in körperlichen Übungen und die damit zusammenhängende Frische und Gesundheit den männlichen Einflüssen, die ihr auf der Samskola und Universität zugute gekommen. Man gehe nur in den Helsingforser Kaisanemi-Park und sehe sich den zum großen Teil von jungen Mädchen geübten Rudersport an, wie er auf einem stillen Meeresarm, der diesen Park im Norden begrenzt, von statten geht. Den bunten Filzhut seemännisch verwogen auf sonnverbrannter Stirn, führen die jungen Wikingerinnen, je sechs und sechs auf einem Boot, ihre wirklich nicht leichten Ruderstangen mit einer Kraft und Präzision, wie sie der bestgeschulten Marinemannschaft Ehre machen würde, während ein fünfzehnjähriger Backfisch, gelassen und nicht ohne eine gewisse Wichtigkeit im blühenden Kindergesicht, den verantwortlichen Posten am Steuerruder einnimmt. Nicht ohne Grund hat Finnlands hervorragendster Maler, Edelfeld, in Genre und Landschaft, wie mich dünkt, bedeutender als in der Historie, sich als Sujet mit Vorliebe die jungen Mädchen Finnlands beim Rudern auserkoren, zumal auf stillem Landsee und in der Tagesstunde, wo das hereinbrechende Zwielicht den Gegensatz von zielbewußter Tatkraft und träumerischem Dämmerschein so schön hervortreten läßt.

Was dem studierten Balten, wenn er nach Finnland kommt, in hohem Grade auffallen muß, ist die hier allenthalben zutage tretende Unbefangenheit, ja Vertraulichkeit, die man im Verhalten der unteren Volksklassen zur studierenden Jugend wahrzunehmen in der Lage ist. Die Mehrheit der Helsingforser Studenten rekrutiert sich eben aus sehr bescheidenen gesellschaftlichen Kreisen und zu diesem Umstande kommt noch ein andrer, bei weitem mehr

ins Gewicht fallender hinzu. Das, was wir Deutsche wohl das Sinnige, der uninteressierten Kontemplation und Reflexion Zugewandte zu nennen pflegen und was während unsrer klassischen Literaturperiode als eine Eigenheit bevorzugter Geister galt, pflegt dem modernen Finnländer in der Regel ebenso fern zu liegen, wie jene Art geistigen Aristokratismus, der, unbekümmert um das momentane Zweckliche, sein „Ich“ auch insofern vor feindlichen und widerwärtigen Berührungen auszuhüten strebt, als diese ihn in Kontakt mit dem Gemeinen, das Wort hier keineswegs in seiner übelsten Bedeutung gebraucht, zu bringen drohen. Der moderne Finnländer ist durch und durch Praktiker und als solcher schon in der Jugend dem örtlichen Zweckleben zugewendet, mag dieses auch hier und da ästhetisch veranlagte Naturen zurückschrecken. Im Durchschnitt genommen pflegt er seine Studienzeit länger auszudehnen, als das anderswo der Brauch, aber man würde sich sehr irren mit der Annahme, daß er nun auch wirklich diese Studienzeit, vom kameradschaftlichen Treiben abgesehen, ganz dem Hörsaal oder der häuslichen Arbeit widmete. Der hiesige Student unterbricht sie wohl auf Monate, ja auf Jahre, um auf seine Weise und soweit seine Kräfte reichen, zu Nutz und Frommen des Volkes oder Staates zu wirken, denn überall, zumal in dem unkultivierten Norden Finnlands, findet sich Arbeitsgelegenheit und überall kann man ja sein Scherflein beitragen, um jenes Wohl wirklich oder vermeintlich zu fördern, und es ist bei weitem nicht immer der klingende Lohn des leidigen Geldes, es ist in erster Linie der Patriotismus und auch wohl der Hang, sich möglichst früh an praktischen Aufgaben messen zu können, was die Veranlassung zu solchen Exkursionen abgibt. Der Philologe oder der Naturwissenschaft Beflissene unterbricht seine Universitätsstudien, um zeitweilig da oder dort als Hilfslehrer an irgend einer Mittelschule zu wirken; der Kameralist wird auf seinen Wunsch hin einer Gefängnisverwaltung oder einem Zollamt attachiert; der Jurist — man schlage einmal das Helsingforser Hufvudstadsblad vom 14. Mai c. auf — ließ sich früher wohl — man höre und staune — in die Zahl der einfachen Konstabler aufnehmen, um vom Wesen der Polizei und ihren etwaigen Mißständen sich eine recht deutliche Vorstellung zu machen, ein Umstand, der das oben Gesagte wohl begreiflicher machen dürfte, als es manchem Leser

zuerst erscheinen mag. Man sieht, an Stelle jenes Hauslehrertums, das der zeitweilig aus dem alten Dorpat scheidende baltische Student so gern zu ergreifen pflegte, gibt es hier eine zahllose Menge wenn auch nur bescheiden remunerierter Posten, die noch vor allendlicher Beendigung seiner Studien den Helsingforser Studenten in alle nur irgend erdenklichen Lebensverhältnisse und bisweilen in die entlegensten Winkel des Landes führen.

Eine andre, gleichfalls dem praktischen Leben und seinen Aufgaben zugewandte Tätigkeit, die er mit Vorliebe aufsucht, obgleich er hier nicht immer auf Remuneration rechnen kann, ist die in den zahllosen Vereinen, die der Volksbildung oder andern philanthropischen Zwecken dienen; da werden Vorträge an sog. Volksuniversitäten gehalten, Kassen im Interesse aller nur irgend denkbaren Aufgaben verwaltet, Reden im Sinne der Enthaltsamkeit von geistigen Getränken an die Volksmenge gerichtet oder wird das Festordneramt bei Volksfesten und Belustigungen übernommen. Bisweilen geht man wohl auch seine eigenen Wege, ohne daß ein Verein mit seinen Mitteln hinter einem stände. So durchquert der Helsingforser Student wohl Finnland von Süd nach Nord, von Ost nach West, um Flora und Fauna zu erforschen, Sprichwörter und Lieder zu sammeln, oft auch bringt er einen ganzen Schatz örtlicher Volkstrachten mit heim, die er in den verschiedensten Teilen des Landes aufgespürt und käuflich erstanden hat, wie denn ein speziell zum Behufe finnländischer Kostümkunde in Helsingfors errichtetes und noch heute sich immer mehr bereicherndes Museum seinen Bestand an bäuerlichen Trachten wesentlich derartiger studentischer Mühwaltung verdankt. Es mag bei solchen Streifzügen nicht ohne finnomantische Propaganda abgehen, die dem Helsingforser Studiosus um so leichter fallen muß, als er sich gemeiniglich ganz als Kind des Volkes und nicht als junger Herr zu fühlen und zu geben pflegt, ein Umstand, der natürlicherweise seine Popularität ganz ungemein steigert.

Richtung und Fülle jenes großen Stromes, den man als die soziale Entwicklung eines Landes bezeichnen kann, werden bekanntlich durch unzählige Quellen und unzählige Widerstände bestimmt, und ich glaube die Bedeutung der Frauenemanzipation finnischen Schlages nicht eben zu überschätzen, wenn ich in ihr eine jener Quellen sehe, aus denen eine charakteristische Eigentümlichkeit des

gesellschaftlichen Lebens in Finnland fließt, das ungemein humane Verhalten nämlich der besitzenden und politisch maßgebenden Kreise dem eigentlichen Volke gegenüber. Es soll hier ja keineswegs übersehen werden, daß die nationalen Gegensätze, der Antagonismus von Schweden- und Finnentum, bei dem zusehends zunehmenden Erstarken des letzteren, die doch noch immer Wohlhabenheit und Intelligenz in hervorragendem Maße vertretenden schwedischen Bevölkerungsbestandteile, insbesondere der größeren Städte, zu sozialen Konzessionen drängt, und doch dürfte jeder Kenner der hiesigen Frauenwelt und ihrer Bestrebungen zugeben müssen, daß jene Frauenwelt, ganz unabhängig von dem eben erwähnten Druck, soweit ihre Stellung und Mittel es gestatten, das ihrige an sozialer Beihilfe zu tun keineswegs unterläßt. Daß die nächsten Jahrzehnte die Mühwaltung, die unter dem Namen der Sozialreform von Staat und Gesellschaft Westeuropas in Angriff genommen ist, energischer noch als bis jetzt geschehen, fortsetzen werden und daß eine zwingende Notwendigkeit hiefür vorliegt, darüber werden wohl nur verhältnismäßig wenige unter den Gebildeten sich einer Täuschung hingeben können, und als einer der wichtigsten Bundesgenossen für alle einschlägigen Bestrebungen will mir die Frau der Zukunft erscheinen, deren Einsatz bei dem großen Werk, außer der Güte und Barmherzigkeit, vor allem noch jener Sinn für das Einzelne und Individuelle sein dürfte, welcher der mehr in Bausch und Bogen und im gewissen Sinne doch immer schablonenhaft arbeitenden Männerwelt nicht in gleichem Maße innezuwohnen pflegt. Ein unerläßliches Erfordernis, um sich an dieser großen Aufgabe zu beteiligen, bleibt hier freilich für das Weib die Kenntnis des Lebens, wie es sich im größeren Stil zu entfalten pflegt, und jene Bildung, die allein hier die Direktive zu geben vermag.

Ungemein charakteristisch für Finnland ist, daß hier ein Frauentypus, dem man in Westeuropa und Rußland noch recht häufig begegnen kann, offenbar im Aussterben begriffen ist, der Typus der Dame nämlich, deren gesamtes Wünschen und Tun darauf herausläuft, ein Idol für die Männerwelt abzugeben. Das stärkere Vorwalten der Mittelklassen, die allgemeine Gepflogenheit einen Beruf zu ergreifen, vor allem das rings umher rastlos arbeitende Zweckleben drängen eben jenen Typus der Dame zurück. Statt seiner sehen wir hier immer mehr und mehr die werktätige

Frau, die Frau, welche durch eigene Erfahrung oder durch die Erfahrung ihrer Nächststehenden und Freundinnen Kenntnis genommen hat von dem Pflichtleben bescheideneren und größeren Stils, und der allgemeine Bildungsdrang bringt es mit sich, daß dabei Vernunft, und oft sehr viel Vernunft und richtiges Verständnis mit im Spiele ist. Wer sich von dieser Tatsache überzeugen will, dem rate ich die auf alle Gesellschaftskreise sich erstreckende und eine unglaubliche Fülle von Aufgaben in sich fassende Tätigkeit des hiesigen Martha-Vereins zu studieren, was leicht durch Lektüre der jährlichen Rechenschaftsberichte dieses Vereins geschehen kann. Schon der bloße tägliche Augenschein belehrt uns über das humane Verhalten der hiesigen Hausfrau oder Ladeninhaberin ihren Untergebenen gegenüber, und wer von ihnen etwa durch Veranlagung und Erziehung weniger humanem Zweckleben zugeneigt sein dürfte, auf die übt auf die Dauer Beispiel und Urteil der gesamten Umgebung eine Art moralischen Zwanges aus, der sie sich der allgemeinen Sitte und Gepflogenheit fügen läßt. Wie häufig, um nur ein Geringes heranzuziehen, ist es mir hier begegnet, daß ich auf meine beim Vermissen eines bekannten Gesichts unter den aufwartenden Mägden und Verkäuferinnen erfolgte Frage von der Hausfrau oder Inhaberin des betreffenden Ladens die Antwort bekam: „O, die habe ich für einige Wochen aufs Land geschickt, damit sie sich dort erhole, denn sie kränkelte leider schon lange.“

Was soeben in betreff kleinerer und individuellerer Verhältnisse herangezogen, es gilt in gleichem Maße für die Arbeiterverhältnisse größeren Stils, deren Ordnung dem Staat, der Kommune oder individualisierter Zweckgemeinschaft obliegt. Der Ladenschluß, für die verschiedenen Geschäfte auf verschiedene Tagesstunden fallend, erfolgt hier durchschnittlich zu einer bedeutend früheren Zeit als anderswo; die Vorbereitungen für eine Alters- und Invalidenversicherung bilden soeben den Gegenstand lebhafter Diskussion in einem zu diesem Behuf niedergesetzten Komitee, und es dürfte für den ferner Stehenden nicht ohne Interesse sein, die Art und Weise kennen zu lernen, in der derartige Angelegenheiten hier gemeiniglich behandelt werden. Vor wenigen Tagen wurde hier seitens zweier Vereine, dem der Handelsgehülfen und der Geschäftsbediensteten, eine Petition an die örtliche Handelsgilde

gerichtet, in der die beiden Vereine, unter Hervorhebung des ihnen wohl bekannten Gemeingefühls und Wohlwollens ihrer Prinzipale und auf das Bedürfnis der Gehilfen hinweisend, abends an den zahlreichen Fortbildungsvorträgen finnischer und schwedischer Zunge teilnehmen zu können, um einen auf alle Geschäftszweige dieser Art auszudehnenden Ladenschluß für sieben Uhr nachmittags baten. Nach längerer Debatte ging die Gilde bedingungsweise auf das Ansuchen ein, der Ladenschluß für sieben Uhr nachmittags wurde einstweilen für ein Jahr, mit Ausschluß der Weihnachtszeit, den Gehilfen zuerkannt und zugleich ein aus den hervorragendsten örtlichen Geschäftsmännern zusammengesetztes Komitee niedergesetzt, das sich anheischig machte, durch moralische Einwirkung auf die eventuell renitenten Kollegen in Richtung ihres freiwilligen Anschlusses zu wirken, was, da die Mitglieder des Komitees eben die angesehensten kaufmännischen Firmen schwedischer und finnischer Zunge an Stelle und Ort vertraten, an einem späteren allgemeinen Inkraftsetzen jenes Beschlusses nicht weiter zweifeln läßt.

Auch der persönliche Verkehr zwischen Herrschaft und Dienstboten, Arbeitgebern und Arbeitern, wie überhaupt der oberen Gesellschaftsschicht, sobald diese in Berührung mit der unteren kommt, nähert sich in Finnland einer Vertraulichkeit, wie man sie bei uns in den Baltischen Provinzen nur sehr selten antreffen dürfte, und man kann wohl mit Recht hinzufügen, daß in der Regel der kleine Mann hier durchaus nichts von jener Dreistigkeit und jenem zudringlichen Wesen dabei an den Tag zu legen pflegt, wie es leider so oft bei dem entsprechenden Verfahren bei uns zu bemerken ist. Hier und da begrüßen sich wohl ein Student und ein einfacher Arbeiter mit freundlichem Händedruck auf der Straße, es sind eben Verwandte, oder sie haben in irgend einem Verein, der ja jedermann hier zugänglich, vorher Bekanntschaft gemacht. Als ich vor einigen Jahren aus einer Art jugendlicher Bewunderung für die derbe Plastik Bürgerscher Dichtung des Dichters ehemaliges Heim in dem Göttingen benachbarten Altengleichen aufsuchte, hatte ich Gelegenheit in einem Kreise jugendlicher Referendare und Auskultanten, lauter ehemaliger Göttinger, Aufnahme zu finden, die eben im Begriff waren, sich über die Autorschaft der Unterschrift von Klinkerfuß', des berühmten Astronomen, Bildnis: „Es irrt der Mensch so lang er strebt“ zu streiten, wobei einige

der übrigens sehr freundlichen und in ihrer Jurisprudenz gewiß wohl beschlagenen Herren auf Uhland, andere auf Heine rieten. Ein junger Mann, dessen Obliegenheiten in dem übrigens urgemütlichen Wirtshaus sich nur wenig über die eines gewöhnlichen Kellners erheben mochten, schlängelte sich dabei in äußerster Befangenheit rund um einen überaus stramm und selbstbewußt dreinschauenden Jünger des höheren preußischen Staatsdienstes, der bei der Diskussion durchaus auf seinem Heine beharrte und dem ihn umkreisenden Trabanten hin und wieder einen freundlich verlegenen Blick zuwarf. Als die Herren nach dem üblichen Frühschoppen sich wieder aufs Amt begeben hatten, teilte mir der soeben noch hart Bedrückte nicht ohne Stolz mit, der Herr Referendar, neben dem ich soeben gesessen, sei sein leiblicher Bruder, dem gewiß, dank seiner glänzenden Fähigkeiten, eine gute Karriere bevorstehe, und, fügte er mit besonderer Lebhaftigkeit hinzu, „es wird ganz gewiß Heine gewesen sein, das können Sie mir schon glauben." Diese alte Geschichte ist mir in Finnland mehr als einmal in den Sinn gekommen.

Die friedliche Rückeroberung Finnlands durch das auch kulturell immer mehr Raum gewinnende genuine Finnentum muß wohl uns Balten als ein Prozeß erscheinen, der uns nicht eben anheimeln kann, und diese Rückeroberung liegt so klar zutage, daß jedes Sichhinwegtäuschen über sie zu den Illusionen zu zählen ist. Längst schon ist nichts mehr von jener früheren Gepflogenheit des Finnen, wenn er es zu Vermögen und Bildung gebracht, für einen Schweden gelten zu wollen, spürbar, und wer die fashionabeln Stadtteile von Helsingfors verläßt, um sich in den ganz unverhältnismäßig umfangreicheren Revieren der Stadt, die der Fremde nur selten betritt, umzusehen, hört fast ausschließlich und allein finnisch sprechen, und kann, wenn man sich in schwedischer Sprache verständigen will, in zehn Fällen gegen einen, sicher sein, nicht verstanden zu werden. Wie eine Art trotziger Herausfo.derung gegen das früher allgewaltige Schwedentum ragt schon seit ein paar Jahren das finnische Theater dem älteren Kunstmuseum Finnlands gerade gegenüber, ein wirklich gigantischer Bau, ein wenig ans Cyklopenhafte erinnernd und in seiner robusten Geschlossenheit wohl auf ein Jahrtausend berechnet. Sollte der Tempel der mimischen Kunst nach Richard Wagner wirklich das Zentrum

sein, in dem alle Künste, harmonisch vereinigt, durch ihre Gesamtwirkung jenes καλον κ' άγαθον der Griechenkultur einem zu jungem Selbstbewußtsein kommenden Volke einzuflößen hätten, nun, so würde der Finne sicherlich mit den Unsummen, die er für seinen Theaterbau ausgegeben, sich keiner Verschwendung schuldig gemacht haben, ob aber und inwieweit die Perle der genuin finnischen Kunst der Großartigkeit ihres Gehäuses entsprechen dürfte, ja, darüber wagt Schreiber dieses sich kein Urteil beizumessen. Ein Gutes mindestens kann dem langjährigen und noch lange nicht zu Ende geführten Antagonismus zwischen Schweden- und Finnentum in Finnland mit vollem Recht nachgesagt werden, und das ist, daß dieser Antagonismus dem Lande eine ganz ungemein rührige soziale Geschichte geschenkt hat, die die von Haus aus vielleicht etwas trägen Volksgeister gewaltsam aufrüttelte und, wie mir scheinen will, die gegenwärtige Kultur Finnlands im Bunde mit der Wiederbelebung der Landtagstätigkeit in den sechziger und dem ungewöhnlichen materiellen Aufschwunge in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts recht eigentlich zuwege gebracht hat. Dem Wetteifer auf dem Gebiete sozialer Tätigkeit, welcher ganz wesentlich als eine Folgeerscheinung jenes Antagonismus zu betrachten ist, entspricht nun namentlich das Maß der Anteilnahme aller Gesellschaftsklassen am Wohl und Wehe der Gesamtheit, welche Anteilnahme, je nach dem politisch-nationalen Standpunkt des Einzelnen, ja allerdings oft von einer Art Fanatismus diktiert, in die Irre gehen kann, im Großen Ganzen genommen jedoch das bürgerliche Bewußtsein in hohem Grade gestärkt und gereift hat. Es sei hier nur auf ein der jüngsten Vergangenheit angehöriges Beispiel hingewiesen, welches zwar bei uns sehr verschiedene Beurteilung finden wird und das ich, ohne irgendwie Partei ergreifen zu wollen, lediglich als charakteristisch für die Art anführen möchte, in der jetzt, da die Wogen des Parteikampfes in Finnland wieder höher zu gehen beginnen, dieser Kampf geführt wird. Ganz vor kurzem, ich glaube es war noch im Mai, hatte sich in dem kleinen finnischen Städtchen Kajana, wo sich ein Volksschullehrerseminar mit finnischer Unterrichtssprache befindet, das Folgende zugetragen. Die sogenannte konstitutionelle Partei der Svekomanen und Jung-Finnomanen hielt in dem Orte ein Meeting ab, an dem der örtliche Seminardirektor, ohne eine Einladung erhalten zu

haben, teilzunehmen sich gemüßigt fühlte, obgleich er zur konservativen Partei der Alt Finnomannen oder Suometarianer, wie sie nach ihrem Preßorgan jetzt hier genannt werden, gehörig, kaum auf einen besonders wohlwollenden Empfang seitens der Versammelten rechnen konnte. Was vorauszusehen war, geschah, denn der übrigens vielleicht sehr tüchtige Pädagoge wurde ausgezischt, wichtiger aber war, daß er bei der Gelegenheit sechs von seinen Seminaristen in der verpönten Versammlung antraf und ihnen allen das consilium abeundi erteilte, was zur Folge hatte, daß sämtliche Seminaristen ihren Austritt aus dem Institut erklärten. Bei uns zu Lande würde man von einer ähnlichen Sache wohl nicht viel Aufhebens machen, anders hier, wo der freiwillige Austritt jener Seminaristen und das Verhalten des Direktors in der liberal-svekomannischen und jungfinnomannischen Presse und Gesellschaft einen Sturm der Entrüstung oder der Bewunderung wachrief, der an die berufenen Göttinger Sieben und den König Georg August von Hannover erinnern kann. Eine ganze Woche lang wurde der Fall in den beiden Helsingforser Zeitungen eingehendster Behandlung unterzogen, ein von hunderten Volksschullehrer besuchtes Meeting in Helsingfors legte feierlich Protest ein gegen das Verfahren des Direktors, eine ähnliche Protestäußerung kam von Hangö und die Sektion der sogenannten Österbottninger unter der hiesigen Studentenschaft beglückwünschte durch ein Telegramm die Seminaristen für ihr standhaft patriotisches Verhalten.

Eine der in Petersburg zur Stunde so häufig tagenden Versammlungen, in denen der russische Radikalismus seinem Glaubensbekenntnis und seinen Desideraten Ausdruck gibt, hat sich jüngsthin in der Richtung ausgesprochen, man solle russischerseits den Finnländern die Gestaltung ihrer eigenen Dinge durchaus anheimgeben, vorausgesetzt, daß die künftige Repräsentation des Landes auf dem allgemeinen, direkten und geheimen Wahlrecht beruhen würde. Man sieht, jenem Radikalismus ist die heutige ständische Verfassung Finnlands ebenso wenig sympathisch, wie es ihm früher das aristokratische Selfgovernment der Baltischen Provinzen war. So sehr hier nun auch früher die alte ständische Ordnung in ihrer kulturfördernden Bedeutung, wenn auch nur andeutungsweise, gewürdigt wurde, daß ihr noch eine lange Dauer beschieden sei, dürfte doch mehr als fraglich erscheinen. Dem gewaltig sich

reckenden und streckenden Körper des Sozialen will, wie mich dünkt, das stramm zugeschnittene Gewand des überkommenen heimischen Staates mit seinem Ständetum, das der Modernität so sehr widerspricht, nicht mehr ganz entsprechen. Zieht man die Familienvertretung des zwar sehr leistungsfähigen, aber zufolge seines nur sehr mäßigen Landbesitzes namentlich örtlich wenig bedeutenden Adels, das nach der Kommunalsteuerpflicht bemessene Pluralitätsstimmrecht der städtischen Bürgerschaft und den Wahlmodus, wie er bei Priester und Bauer vorhanden ist, zieht man das alles in Betracht, so wird deutlich, daß im Grunde nur ein sehr kleiner Teil der Bevölkerung an der Bildung des Gesamtwillens, wie er auf dem Landtage, wenn auch unter ständischen Formen, zum Ausdruck kommen soll, partizipieren kann. Stellt man dieser Tatsache den starken Pulsschlag öffentlichen Lebens, die Interessen, Ansprüche und Bestrebungen, mit einem Wort dasjenige gegenüber, was wir hier bei Ermangelung einer andern Bezeichnung schon mit dem etwas schulmäßig lautenden Terminus „sozialer Faktor" bezeichnen müssen, so dürfte es ziemlich deutlich sein, daß die alte ständische Vertretung über kurz oder lang hier einem auf andrer Basis errichteten Vertretungsmodus Platz machen wird. Was in betreff des letzteren, man möge ihm durch einen Zensus und indirekte Wahlen einen noch so sehr konservativen Interessen Rechnung tragenden Charakter geben, zu schwerwiegenden Bedenken Veranlassung geben muß, wäre wohl die Frage, in wieweit durch einen derartigen Schritt die spaltenden Gegensätze zwischen Finnen- und Schwedentum ausgeglichen, gesteigert oder gar im Sinne der Alleinherrschaft jenes ersteren entschieden würden, denn bei dem alten ständischen Vertretungskörper war, solange der Wahlmodus der Städte intakt blieb, wenigstens Parität zwischen beiden Stämmen gesichert, indem dem finnomanischen Bauer- und Prediger, oder wie man hier sagt, Priesterstande der swekomanische Adel und das swekomanische Bürgertum die Wage hielten. So manche Besorgnis sich bei derartigen Fragen geltend machen mag, einen Trost kann man dem schwedischen Element in Finnland geben: das finnische nämlich, so sehr es auch bisweilen das örtliche Schwedentum prinzipiell zu negieren liebt, ist, sofern es zu Bildung und Wohlstand gekommen, durch eine lange Geschichte so durch und durch in Lebensgewohnheiten, Glaube, Staats- und

Rechtsanschauung von schwedischen Fermenten durchdrungen und gesättigt, daß wenn einmal die völlige soziale Gleichheit beider Elemente, aus denen das Volk Finnlands sich zusammensetzt, dermaßen zur Gewohnheit geworden ist, daß diese sich als altera natura ausweist, das Desiderat des friedlichen Neben- und Ineinander wohl zur Wirklichkeit werden dürfte.



Weitere Gedanken zur Pfarrteilung in Livland.

Von

H. Rieckhoff, Pastor zu Torgel.

Im Februar-Heft dieser Monatsschrift ist ein Vortrag von Pastor Rechtlich-Gudmannsbach über die Pfarrteilungsfrage erschienen. Ein jeder Leser wird schon vorher den berührten Notstand unsrer Landeskirche gekannt haben, liegen doch die Tatsachen jedem Landeskinde täglich vor Augen. Es ist eine förmliche Reise von einem Pastorat zum andern. Auf das livländische Durchschnittskirchspiel entfallen nicht weniger als rund 350 Quadrat-Kilometer, ein Flächenraum, an den mancher deutsche Kleinstaat nicht heranreicht. Derselbe Flächenraum umfaßt in Preußen statt einer ca. 10, in Sachsen 20 Parochien usw. Freilich haben Skandinavien und Finnland noch manche ausgedehnte Parochien, aber in diesen Ländern ist entweder die Bevölkerung noch sehr dünn gesät, oder es arbeiten bei größerer Seelenzahl mehrere Geistliche, manchmal 4—5, an einer Gemeinde. Bei uns trifft Beides zusammen: der riesenhafte Umfang mit der riesenhaften Seelenzahl. Die Livländische Kirche hat in dieser Beziehung einen Weltrekord erreicht. Nur die von aller Welt abgeschiedenen und aus diesem Grunde nicht zum Vergleich geeigneten Wolgakolonien können sich mit Livland messen, ebenso ein Teil der wirklichen Diaspora in Rußland — durchaus nicht die ganze, — wiederum kein Vergleichspunkt. Neben die ganze übrige evangelische und auch die katholische Kirche gestellt, hat die livländische demnach die wenigsten geistlichen Kräfte. Je mehr nach Osten, um so schlimmer wird es damit, denn die Führung haben der Werrosche, Dorpater, Fellinsche und Walksche Kreis. Nur die Inseln bieten ein erfreulicheres Bild. Unsre Schwesterprovinzen, Estland und namentlich Kurland, sind schon etwas besser versorgt,

dennoch bleibt die kirchliche Riesengemeinde als erschreckendes Charakteristikum der ganzen baltischen Erbe bestehen.

Wenn also der Ruf zur Abhilfe aus Livland zuerst ertönt ist, war das den Verhältnissen entsprechend, doch ist es eine so große Angelegenheit und Aufgabe, daß sie durchaus allseitiger Besprechung bedarf, wenn sie werden solle. Deshalb möchte ich in diesem einige ergänzende Bemerkungen zu Pastor Rechtlichs Ausführungen bringen, mit dem ich mich in allem Wesentlichen natürlich eins weiß. Was ich vorbringen will, ist in der Hauptsache dasselbe, worüber ich mich auch schon auf Synoden auszusprechen Gelegenheit gehabt habe. Die weiteren Bemerkungen sollen sich beziehen I. noch auf den Notstand selbst, II. auf seine geschichtlichen Ursachen, III. auf seine Abhilfe.

I. Weitere Bemerkungen zum Notstand der Riesengemeinden.

Hier möchte ich versuchen klarzulegen, daß der Notstand noch um ein Stück größer ist, als bisher gezeigt worden. Ich darf zugleich sagen, daß es auch in dem nun folgenden Punkte zu einer völligen Verständigung zwischen Pastor Rechtlich und mir gekommen ist. Weshalb nun ist der Notstand noch ein Stück größer, als gezeigt worden? Weil es nicht angeht 5000 Seelen schlankweg noch für eine Normalgemeinde zu erklären. Diese Zahl bezeichnet gewiß nur die äußerste Norm, während das wirklich Normale erst in der Lage von 3000 beginnt, noch weiter hinunter liegt dann das Ideale. Auf das Ideal kann man, obwohl mit Wehmut, verzichten, aber vor der Forderung des Normalen gibt es kein Ausweichen. Bricht sich also in Livland allmählich die Überzeugung Bahn, daß die Fünftausendgemeinde keine kleine Gemeinde, sondern vielmehr die eben gewordene Riesengemeinde ist, wird es ebenfalls klar werden, daß schon eine solche so bald als nur irgend möglich geteilt werden muß. Dann jedoch wächst der Prozentsatz der teilungsbedürftigen Pfarren Livlands noch um ein beträchtliches; der Notstand ist, wie gesagt, noch größer, als bisher gezeigt worden.

Wie aber nun, wenn die hier aufgestellte Norm diskutabel wäre? Wenn andre, wie Pastor Rechtlich andeutet, der Meinung sind, daß auch 7000—8000 Seelen noch von einem Pastor seelsorgerisch bedient werden können, andre 5000 für keine übermäßige Aufgabe halten — womit will Schreiber dieses das von ihm genannte Maß als das einzig richtige erweisen? Gibt es über-

haupt ein einheitlich geltendes Maß? — Nun, ein bis auf die Seele genau bestimmbares selbstverständlich nicht, aber doch eine ungefähre Richtschnur, wie bei allen Dingen. Wo ist aber jetzt der stringente Beweis, daß gerade zwischen 3000 und 5000 sich das Übergangsstadium von Normalem zum Unnormalen befindet, oder mit andern Worten, daß von 3000 Seelen an aufwärts die seelsorgerische Arbeit auf Schwierigkeiten zu stoßen beginnt? — A priori einen solchen Beweis auszurechnen ist gewiß schwierig und dazu undankbar, da derartige Voranschläge nur wenig Glauben finden. Aber die Erfahrung muß wohl gelten, — eine jahre-, jahrzehnte-, ja jahrhundertlange Erfahrung? Und nun erscheint als Erfahrung der ganzen evangelischen Kirche eben die oben angeführte Norm. Deshalb muß sie richtig sein. In Deutschland, um mit unsrem geistigen Mutterlande anzufangen, steht die durchschnittliche Seelenzahl — für ganz Deutschland gerechnet — eher unter 2000 Seelen pro Pfarrer, als darüber. Ein unbedeutender Rest von Parochien in Ostpreußen, die an unsre Verhältnisse gemahnen, ist Beratungsgegenstand der letzten preußischen Generalsynode gewesen. Man hat mit herzbeweglichen Worten die sofortige Verkleinerung derselben verlangt. Fast die Hälfte davon waren Gemeinden von *nur* 5000 Seelen, nach unsrer Redeweise gesprochen. *Also sieht man dort bei 5000 die maximale Grenze des Möglichen bereits überschritten.* Wenn ferner in den großen Industriezentren urplötzlich ebenfalls Riesengemeinden entstanden sind, steht man auch dort nicht der Tatsache indifferent gegenüber. Ohne das Ziel der Pfarrvermehrung aus den Augen zu lassen, hilft man sich nur einstweilen mit dem Institut der inneren Mission. Dieses die deutsche Auffassung unsrer brennenden Frage. Auf *angelsächsischem* Boden (England, Schottland, Nordamerika, Australien) finden wir durchgängig *noch kleinere Gemeinden*, als auf deutschem, jedoch auch in den *skandinavischen Ländern* (Schweden, Norwegen, Finnland) kommen *weniger als 3000 Seelen* auf einen Geistlichen. Der Bischof von Finnland Gustav Johannson hat die Güte gehabt, mich über dortige Verhältnisse zu orientieren. Unter andrem heißt es in dem betreffenden Schreiben wörtlich: „*Bei uns ist man der Meinung, daß ein Pfarrer nicht die Seeelsorge besorgen kann, wenn die Parochie mehr als 3000 Einwohner hat!*"

So ist es denn eine Erfahrung *aller*, daß die Normalgemeinde sich zwischen 2000—3000 Seelen befindet. Haben wir

es aber mit einer Lebenserfahrung aller zu tun, dürfen wir dieselbe unbedenklich auch a priori annehmen? Wird es fernerhin durch Gottes Gnade zu bedeutender Vermehrung der geistlichen Kräfte und damit zu ausgedehnterer Seelsorgemöglichkeit für den Pastor bei uns kommen, wird nicht weniger unsre eigene Erfahrung immer entschiedener der allgemeinen recht geben? An Anzeichen für die wachsende Erkenntnis fehlt es schon jetzt nicht. Viele gewichtige Persönlichkeiten unter unsren Landpastoren verlangen seit längerem Heranziehung von Laienhelfern für die pastorale Arbeit, gewiß doch nur, weil sie merken, daß die eigene Kraft nicht genügt. Es sind darunter auch solche Geistliche, welche Gemeinden von 5000 Seelen vorstehen. Dies ist nun doch die Einsicht, daß schon ein solches Kirchspiel mehr nötig hat, als einen einzigen Pastor. Es scheint nur der beschriebene Weg kein gangbarer, was schon daraus ersichtlich, daß die betreffenden Männer so wenig Schule machen. Die an sich so löbliche Absicht hat aber ein „Aber“! Wird in einer größeren Stadt solch ein Helferdienst organisiert, finden sich nicht nur leichter passende Helfer, sondern unter der Anzahl der Pastoren immer auch solche, die durch speziell organisatorische Begabung geeignet sind, die Seele der ganzen Einrichtung zu werden. Unter der unmittelbaren Führung dieser vermögen dann auch die übrigen Brauchbares hervorzubringen. Wie anders verhält es sich auf dem Lande? Die Isoliertheit des einzelnen Predigers, die bei uns stets außergewöhnlich groß bleiben wird, bringt es mit sich, daß jeder für sich ausgesprochener Organisator sein müßte, wenn der Helferdienst gedeihen soll. Weil aber eine ganze Kirche von Pastoren diese besondere Gabe nie besitzen wird, gehört es meines Erachtens einfach zu den physischen Unmöglichkeiten, daß ein für unsre Riesengemeinden genügender Diakonat über ganz Livland Verbreitung finden sollte. Meiner Meinung nach ist dies der einfache Grund, weshalb jene Männer nicht Schule machen, obwohl es ihnen gewiß nicht an Ansehen und Anerkennung fehlt. Es hat auch, wie wir sahen, keine andre evangelische Landeskirche bei entstehenden Riesengemeinden den Diakonat, sondern immer nur die Pfarrteilung ins Auge gefaßt. Natürlich soll damit nicht behauptet werden, daß ein jeder Helferdienst verpönt wäre. Auch in der Normalgemeinde wird der Pastor immer Helfer haben müssen. Er wird aber dort die Hauptarbeit persönlich ausführen, so daß für die Helfer nur Ergänzungsarbeit in Frage kommt. Beides ist korrekt. Ganz anders in der Riesengemeinde, hier müßte wegen Nichtkönnens auf Seiten des Predigers

die Hauptarbeit den Helfern verbleiben, der Pastor hätte gleichsam nur ein bischöfliches Aufsichtsamt. Allein, da lag ja der Fehler! Ein jeder treue Christ mag bei genügender Vorbildung ein guter Seelenhirte werden, zum höheren Aufsichtsbeamten jedoch gehört eigentümliche Veranlagung.

Hiemit darf wohl das Kapitel über den Notstand geschlossen werden. Derselbe ist also, mit dem Maßstabe aller übrigen Kirchen gemessen, noch etwas größer, als nach den bisherigen Schilderungen, der Diakonat aber bietet kein passendes Remedium. Wir brauchen für jeden Fall die nötige Zahl von Pastoren und Kirchen. Es ist gut so, wenn wir uns sofort anfangs die ganze Notlage vergegenwärtigen. Nur wer die ganze Gefahr überblickt, rüstet sich voll. Endlich geht es aus rein organisatorischen Gründen nicht an, das Land zuerst in Kirchspiele von 5000 Seelen zu teilen, um dann später einmal vielleicht auf 3000 überzugehen. Die kirchlichen Mittelpunkte müssen doch bei dem einen Plan ganz anders gewählt werden, als beim andern. Wie will man sie denn später versetzen, da wir doch wohl keine fliegenden Kirchen und Pastorate zu bauen gedenken?

II. Weitere Bemerkungen zu den geschichtlichen Ursachen des Notstandes.

Besondere Wirkungen haben auch besondere Ursachen. Die außerordentlich betrübende Erscheinung, daß das livländische evangelische Volk nach vierhundertjähriger Entwicklung kirchlich noch so überaus ungenügend versorgt ist, muß auch eine außerordentlich traurige Geschichte hinter sich haben. Nun, von den drei baltischen Provinzen hat Livland als Lieblingsspielball der Völker die schwerste Vergangenheit. Es wird aber in diesem Zusammenhange erfordert, im besonderen darzulegen, welche Schädigung das kirchliche Leben durch die allgemeine Lage erlitt. Pastor Rechtlich hat den geschichtlichen Teil nur kurz berührt, deshalb möchte ich eine etwas eingehendere Beleuchtung versuchen.

Kaum war die Reformationskirche notdürftig organisiert, entlud sich auf dieselbe schon der wilde, sinnlose Polensturm. Gottes Gnade verkürzte, wie immer, auch diese Zeit äußerster Bedrängnis, dennoch lagen schon unzählige Kirchen in Asche und Staub. Es folgte nun die schwedische Zeit, wahrlich wie heller Sonnenschein nach dem Gewitter! Selbst fest und warm im lutherischen Glauben stehend, hatte die schwedische Regierung ein

Herz für unsre Wunden. Sie begann sofort mit dem Wiederaufbau der zerstörten Kirchen und Neuinstallierung der Geistlichen. Sie machte sich aber auch an den Weiterausbau der Kirche. Sie schuf die Regulative und Grundgesetze einerseits, anderseits jedoch auch neue Kirchen und Pfarren. Nach Busch sind in schwedischer Zeit nicht weniger als 20 Kirchen gebaut, wo früher keine waren, und 19 Pfarrteilungen ins Werk gesetzt. Das war damals kein geringer Prozentsatz. Danach unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß sie es sich angelegen sein ließ, unsre Verhältnisse nach der eigenen, der Norm Schwedens, zu gestalten. Aber die gegebene Zeit war zu kurz, um das gesegnete Werk zu vollenden, es blieb ein begonnenes. So ist denn der Grund, daß unsre kirchliche Entwicklung zum Stillstande kam, rein historisch betrachtet eben die Kürze der Schwedenregierung. Da in der nachschwedischen Zeit, obwohl sie schon doppelt so lang geworden, nur 7 neue Kirchen (gegen 20) gebaut und 14 Pfarrteilungen (gegen 19) bewirkt sind (also nur 3½ resp. 7 verhältnismäßig), ist dieser Beweis wohl erbracht. Doch ist noch manches an inneren Gründen zu nennen. Die nachschwedische Zeit des 18. Jahrhunderts füllten allgemeine Armut infolge der vielen schweren Kriegsläufte, Leibeigenschaft und schließlich auch der Nationalismus, – drei Verbündete, gegen die es menschlich geredet kein Aufkommen gab. Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts freilich verzogen sich die Wolken rasch eine nach der andern. Ein neuer wirtschaftlicher Aufschwung machte sich bald bemerkbar, das Joch der Leibeigenschaft fiel, von der Kanzel verschwand die öde Vernunftpredigt allmählich, das einzige und allein lebenspendende Evangelium kam von neuem zu Ehren. Dennoch sehen wir auch dann noch nicht, daß das sistierende Pfarrvermehrungswerk wieder in Angriff genommen wäre. Was waren die Gründe?

Ein andauernd anormaler Zustand pflegt schließlich Apathie gegen denselben hervorzurufen. Auch bei verbesserten Verhältnissen dauert es dann meist immer eine Zeit, ehe sich der Mensch aus der Apathie wecken läßt. Diese allgemeine Ursache wird gewiß auch mitgewirkt haben. Allein es zeigen sich noch besondere Ursachen. Auf Seiten des Volkes sind es die von Pastor Rechtlich geltend gemachten Gründe. Gar zu wenig persönliches Verhältnis zum entfernten, unerreichbaren Prediger, der, wie es sich bei Riesengemeinden von selbst ergibt, in die Erscheinung des einzelnen nur dann tritt, wenn er ihn wegen schwererer oder schwerster Delikte vor sich zitiert, ein oberster Direktor der Kirchenpolizei.

Dazu ist er in den Augen des Volkes schwer reich, endlich mehr oder weniger auch ein Fremder, der wenigstens im 18. Jahrhundert kaum seine Sprache versteht. Es wurden ja damals die Prediger noch meist direkt aus dem Auslande berufen. So viel Gründe, so viel Grade der Erkältung gegen den Pastor im Volksherzen. Wahrlich, es ist kein Wunder, wenn vom Volke keine Initiative zur Pastorenvermehrung ausging, kein Wunder, wenn ein Volk, das nichts besseres gesehen, den Fehler zu sehr in den Personen, statt in den Institutionen suchte, ja noch heute teilweise in diesem Irrtum befangen ist.

Allein, weshalb fehlte die Initiative zunächst auch auf Seiten der führenden Kreise? Weder auf dem Landtage, noch unter den Nächstinteressierten, den Pastoren, ertönt ein energischer Weckruf. Ist es, zu Anfang wenigstens, die oben erwähnte eingetretene Apathie? Ist es für die Gutsbesitzer auch der Umstand, daß sie die Prediger, die meist rege in ihren Häusern verkehren, persönlich nicht vermissen? Sind es von außen kommende Hemmnisse, die die Schaffensfreudigkeit lähmen? Sind es andre Pflichten und Aufgaben, die von der Pfarrteilung abziehen? Ist es unsre Volksschule, die zu gründen war und tatsächlich in andauernder Arbeit geschaffen wurde? Da in der Tat die livländische Volksschule das Lieblingskind des 19. Jahrhunderts genannt werden darf, ist es wohl möglich, daß ihretwegen zum großen Teil der Weiterbau an der Kirche länger aufgeschoben wurde, als es gut war. Jedenfalls ist die Tatsache bezeichnend, daß nach genügender Ausgestaltung der Schule in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Pfarrvermehrungsidee doch schließlich wieder mehr hervortritt. Es wird der Pfarrvermehrungsfond gegründet. Mehrere Pfarrteilungen entwickeln sich. Also es scheint, daß, wenn auch nach langem Warten, unsre Kraft doch endlich für das große Werk frei geworden ist. Nach einem Anfangsstadium der ersten zaghaften Schritte im letzten Abschnitt des verflossenen Jahrhunderts wird die volle Arbeit sich nun gewiß entfalten können. Das erste Menschenalter des neuen Jahrhunderts wird auf kirchlichem Gebiet der Pfarrteilung in erster Linie gehören dürfen. Noch viele andre Bedingungen scheinen erfüllt, noch viele andre Keime bereits zu sprießen. Im Folgenden wird davon mehr die Rede sein. An dieser Stelle will ich nur noch auf das jüngste große kirchliche Ereignis, die uns gewährte Glaubensfreiheit hinweisen. „Lasset uns wirken, solange es Tag ist!“ Die nächste Aufgabe aller aber, die für unsre teure Kirche und

unsern Herrn Jesus Christus wirken wollen, ist, über Mittel und Wege zur normalen Organisation der livländischen Kirche nachzudenken. Es ist die rechte Stunde! Je mehr guter Rat gesucht wird, um so besser. Daher bitte ich meine nun folgenden Bemerkungen zur Abhilfe sachlicher Prüfung unterziehen zu wollen.

III. Weitere Bemerkungen zur Abhilfe.

Pastor Rechtlich fordert zur Abhilfe zweierlei: auf der einen Seite größere Genügsamkeit der Pastoren, auf der andern freiwillige Selbstbesteuerung der Gemeinden[1] Zunächst ist der erstere Wunsch nicht unberechtigt. Die verhältnismäßige Weite unsrer Verhältnisse hat eine relative Großartigkeit unsres allgemeinen Lebenszuschnitts erzeugt. Der Ruf zu größerer Einfachheit ist daher wohl für alle gebildeten Stände mehr oder weniger berechtigt. Nicht zum mindesten hat er Geltung für die Landpastoren. Die Einzigartigkeit unsrer Pfarrwidme, verbunden mit der starken persönlichen Beteiligung des Geistlichen an ihrer Verwaltung, machen ihn nicht nur in den Augen des Landvolkes zum großen und reichen Manne. Auch bei ganz objektiver Beurteilung behält er diesen Anstrich und in vielen Fällen nicht ohne solide Unterlage, denn wir haben faktisch eine Reihe über das Maß des Notwendigen erklecklich hinausgreifender Pfründen. Vorstellungen von livländischen Landpfarrern mit Ministergehältern von 10—12,000 Rubeln entstammen ja natürlich der Phantasie, aber es gibt doch ein paar Pfarren, die an 5000 Rbl. Netto-Einnahmen tragen, und eine Anzahl solcher, die sich um 4000 bewegen, jedenfalls zum Schaden der Gemeinden, wo es sich um große Kirchspiele handelt. Freilich muß ebenso nachdrücklich gesagt werden, daß die Mehrzahl der Pastorate gegenwärtig nicht mehr, als zur bescheidenen Lebensunterhaltung gerade nötig ist, abwirft. Von 108 Landpfarren, über die mir die Angaben zu gebote stehen — und das sind fast alle —, tragen 60 weniger als 2500 Rbl. Netto ein. Viele Pastoren kämpfen sogar, sobald die Frage der Kindererziehung an sie herantritt, mit der Existenz. Das Schlimme aber ist, daß auch in solchen Fällen der Schein des großen Pfründeninhabers vielfach bleibt. Auch in schwachen Pfarren gibt es häufig größere Ländereien, auch auf solchen muß der Pastor seinem ausgedehnten Bistum zuliebe oft 3—4 Pferde halten, wie soll da das Volk ihn von seinem besser situierten Nachbarn unterscheiden?

Meines Erachtens wäre nun ein Doppeltes anzustreben, um die Gestalt des livländischen Pastors von dem Unpassenden zu

befreien. Zunächst müßte allerdings die gar zu große Ungleichheit der Einnahmen allmählich beseitigt werden zu gunsten eines Einheitssatzes, der dem gegenwärtigen Durchschnitt nahe kommt. Über die Art, wie das geschehen könnte, lasse ich mich an dieser Stelle nicht weiter aus. Sodann müßte darauf hingewirkt werden, daß unser Pastor mit der Verwaltung der Pfarrwidme nichts mehr zu schaffen hätte. Außer einem Landstück im Umfange eines kleineren Gesindes, welches durch einen Knecht, der zugleich Kutscher ist, bewirtschaftet werden kann, sollte er nichts in Händen haben. Alles übrige Land müßte vom Kirchspiel selbst verwaltet wenden, womit ich aber nicht sagen will, daß der Konvent in seiner jetzigen Gestalt die passende Gemeindevertretung wäre. Diese beiden Ziele müßten stetig bis zur Erreichung verfolgt werden Soviel könnte getan werden, um der Forderung größerer Einfachheit entgegen zu kommen.

Was ist es nun aber mit der Forderung der Selbstbesteuerung? Wir sehen jetzt deutlich, daß wir zur Pfarrteilung weit mehr bedürfen, als größere Genügsamkeit der Pastoren. Welche Kräfte könnten da nun wirksam gemacht werden? Ist die freiwillige Selbstbesteuerung der Gemeinden eine solche Kraft — und zwar die ausschlaggebende? Es gibt bereits viele Kirchenkörper, die mit diesem Mittel der Erhaltung allein auskommen! England, Schottland und Nordamerika stehen hier an der Spitze, jedoch auch unsre lutherischen Diasporagemeinden in Rußland haben nicht wenig durch dieses Prinzip geleistet. Selbst livländische Städte haben von der Not gedrängt die Selbstbesteuerung eingeführt, und mit gutem Erfolge. Soviel ist jedenfalls daraus zu ersehen, daß diese Art der Kirchenerhaltung auch auf lutherischem Boden möglich ist. Rein prinzipiell betrachtet ist die freiwillige Selbstbesteuerung der Gemeindeglieder natürlich der beste Erhaltungsmodus. Sie sichert der Kirche die Unabhängigkeit und stimmt allein zum Geiste des Neuen Testaments. Sonach müßte sie eines der Entwicklungsziele aller kirchlichen Gemeinschaften bilden. Grundsätzlich einen Zwangsbesteuerungsmodus vorziehen ist also ohne Frage vom Übel. Wenn es bei uns Anhänger desselben gibt, mögen sie noch bedenken, was sie von der Regierung an Stelle unsrer bisherigen Regulative verlangen müßten, um die unaufschiebbare Pfarrteilung ins Leben zu rufen. Bei Verwendung des Zuschusses aus den Pfarrländereien hätte, je nach der Größe und Güte derselben, eine Gemeinde von 3000 Seelen immer noch ein jährliches Budget von 2000—3000 Rbl. zu bewältigen, um

die Kirche und ihre Diener nebst den Gebäuden zu erhalten. — Glaubt man nun eine staatliche Zwangsbesteuerung zum Besten unsrer Kirche in dieser Höhe exportieren zu können? Mir allerdings scheint diese Möglichkeit fast ausgeschlossen. Deshalb geselle ich mich nicht nur aus prinzipiellen Gründen, sondern auch wegen praktischer Bedenken, zu denen noch manche andere, als das genannte kommen, den Rufern nach der Selbstbesteuerung zu.

Gegen die Selbstbesteuerung wird nun in erster Linie angeführt werden, daß eben unser Landvolk ganz und gar nicht daran gewöhnt ist, etwas freiwillig für die Kirche zu tun. Pastor Rechtlich und ich, wir selbst haben ja diese Tatsache erwähnt. Man wird sagen, in den deutschen Gemeinden unsrer Städte hat die Gewohnheit, für kirchliche Amtshandlungen größere Akzidenzien auszuwerfen, die Gemeindeglieder zu weitergehender Selbstbesteuerung gut vorbereitet. Deshalb ging es damit vorwärts, als die Notwendigkeit herantrat. Auf dem Lande dagegen ist eitel ungepflügtes Land in dieser Beziehung, was soll da wachsen? Wir leugnen nun, wie ersichtlich, keineswegs, daß unser Landvolk hierin noch ungepflügtem Lande gleicht. Es wird darum gewiß mehr oder weniger Zeit und Geduld erforderlich sein, um die Grasdecke mürbe zu machen. Das soll uns aber nicht von der Arbeit abhalten, wenn wir anders nur nicht überhaupt an unsrem Volke verzweifeln müssen. Hiezu ist aber ganz entschieden keine Veranlassung! Gewiß haben auch die Esten und Letten ihre großen und kleinen Fehler, allein wer wollte behaupten, daß sie keine entwicklungsfähige Race wären? Gerade die Gegenwart überzeugt uns vom Gegenteil. Wird der gährende Most auch manchesmal unbequem, so zeugt er doch von werdendem Wein. Ist aber der Betätigungstrieb auf allen Gebieten erwacht, darf mit Sicherheit angenommen werden, daß ebenfalls der Trieb zur kirchlichen Aktivität schon lebendig geworden ist. Die rege Beschäftigung der nationalen Presse mit den einschlägigen Fragen bestätigt diese Annahme ohne weiteres. Es müssen nur die Hindernisse hinweggeräumt werden, dann wird der Trieb hervorbrechen und es wäre doch jammerschade, wenn wir gerade die Zeit des jungen Triebes für die kirchliche Selbsterhaltung ungenützt vorübergehen ließen.

Das Haupthindernis, das vor allem abgeschafft werden muß, ist die Riesengemeinde selbst. Sie ist gegenwärtig der Hauptfaktor zur Erstickung des aktiven Gemeindelebens. Sie läßt kein Gemeindebewußtsein, kein persönliches Verhältnis zum Pastor aufkommen — die Grundbedingungen der

Selbsterhaltungswilligkeit. Die Teilung hat diese letztere zur Voraussetzung, aber sie fördert diese ebenso sehr. Ferner wird eine den Verhältnissen und der Aufgabe entsprechende Gemeindeorganisation nach erprobten Mustern als andre Stütze der Selbstbestimmung zu suchen sein. Selbstverständlich werden wir in manchem wohl auch ein Übergangsstadium durchzumachen haben. Wo zum Beispiel die Wirte durch die alten Regulative stark belastet sind, wird man, solange diese noch gelten, mehr oder weniger nur die Gemeindeglieder zur Selbstbesteuerung heranziehen, welche nicht Wirte sind. Es wird also Altes und Neues zunächst noch nebeneinander bestehen. Das schadet nichts! Unerläßlich ist nur, daß allen erwachsenen und selbständigen Gemeindegliedern ihre Pflicht, an der kirchlichen Unterhaltung teilzunehmen, nahe gebracht wird. Freilich werden dann ebenfalls auch die Rechte allmählich sich etwas verschieben.

Wenn ich somit der Selbstbesteuerung entschieden das Wort geredet habe und von ihr Bedeutendes erwarte, kann ich dennoch nicht an diesem Punkte schon stehen bleiben. Ich glaube, daß diese beiden Mittel — relative Genügsamkeit der Pastoren und Selbstbesteuerung — die Ansprüche zunächst doch nicht voll befriedigen werden. Für ein Ideal, wie in Schottland, wo faktisch die Selbstbesteuerung alles macht und zwar in fast luxuriöser Weise, wird eine Landeskirche, die zum ersten Mal in dieser Hinsicht sich movieren will, noch nicht reif sein. Um so weniger dürfen wir solche sanguinische Hoffnungen hegen, als bei uns nicht nur Erhaltung des Bestehenden, sondern durch die allmeine Teilungsnotwendigkeit geradezu Gründungsarbeit in Frage kommt. Unsre Aufgabe ist nicht nur ungewohnt, sondern auch ungewöhnlich!

Deshalb bin ich der Überzeugung, daß vorerst für eine jede alte wie neu zu gründende Pfarre ein gewisses Fixum der Einnahmen unerläßlich sein wird. Das Fehlende nur wird von der Selbstbesteuerung erwartet werden dürfen. Wenn ich nun danach Umschau halte, woher diese für uns unumgänglich scheinende Ergänzung hernehmen, glaube ich zu sehen, daß Gott auch dafür gesorgt hat. Wie es Gottes Leitung ist, daß die Fähigkeit der Gemeinde zur Selbsttätigkeit sich unbemerkt vorbereitet hat, erblicke ich auch darin Gottes Fürsorge, daß er uns ein bedeutendes Kirchenvermögen für diese Tage erhalten hat. Das ist aber nun wiederum unsre mit andern Ländern verglichene unverhältnismäßig große Pfarrwidme. Hat diese und die Art ihrer Verwal-

tung im Verlauf der Geschichte auch einigen Schaden gebracht, erscheint sie jetzt doch wiederum als rettende Hand, denn ich meine mit Rechtlich, daß wenn auch nicht anders, so doch bei Neubesetzung zu großer Pfarren, die Einkünfte aus den Ländereien als ein grundlegendes Fixum unter soviel Pastoren, als notwendig sind, verteilt werden könnten. Das Kirchspiel beruft in dem Falle eben gleich mehrere Pastoren Es sagt einem jeden Prediger den auf ihn entfallenden Anteil des Pfarrwidmenertrages als festes Gehalt zu, ebenso die Intraden eines bei jedem Pastorale befindlichen kleineren Grundstückes plus Wohnung. Gleichzeitig organisiert das Kirchspiel aus eigener Initiative die Selbstbesteuerung und verweist die anzustellenden Geistlichen für ihre weiteren Bedürfnisse auf diese. Ist so der Unterhalt der verschiedenen Pastoren einigermaßen gesichert, können sie sofort ihre Tätigkeit beginnen. Mögen auch nicht alle von ihnen gleich zu Anfang ein eigenes Pastorat und Kirche besitzen, eine etwas hergerichtete Mietwohnung oder ein Schul- oder Bethaus tun es für die erste Zeit ebenfalls. Es steht eben ferner ganz fest, daß eine Gemeinde normaler Größe, wenn sie sich erst daran gewöhnt hat, einen eigenen Pastor zu haben und zu erhalten, nicht früher ruhen wird, als bis auch die eigene Kirche nebst Pastorat entstanden ist. Wo der Pastor festen Fuß gefaßt hat, kommt das Übrige wohl spätestens in einem Menschenalter von selbst, während das Umgekehrte durchaus nicht Regel ist. Wo eine Filialkirche erbaut ist, verlangt die Gemeinde deshalb noch lange nicht Pastorat und eigenen Prediger, quod exempla docent! Wie viele Filialen gibt es nicht bei uns seit Jahrhunderten, die nicht die geringsten Anstrengungen in dieser Richtung gemacht haben. Ist man erst geordneter pastoraler Pflege entwöhnt, geht es auch so: bloß Filiale, bloß Stiefkind zu sein. Man ist dann schon zu abgestumpft, um dieses recht zu empfinden. Darum glaube ich, daß bei kommenden Pfarrteilungen gerade die alten Filialen trotz der vorhandenen Gebäude mehr Schwierigkeiten bieten werden, als völlige Neugründungen. Ganz ohne Beweise scheint diese Meinung auch nicht mehr dazustehen. Deshalb ist sicher, daß es die Sache vom verkehrten Ende anfassen hieße, wenn man auch in Zukunft bei Einrichtung neuer Pfarren in erster Linie nach Kirche und Pastorat rufen würde, in der Meinung, vor Sicherstellung dieser garnicht an die Teilung gehen zu dürfen. Auf diesem Wege würde die Sache überhaupt meist ad calendas graecas vertagt werden, weil sich gleich im Beginn der Unternehmer die Verzagtheit bemächtigen würde. Viel mehr Mut wird

man beweisen, wenn die schier unerreichbar erscheinenden Pflichten als unaufschiebbare gelten. Man beginnt dann in guter Zuversicht mit dem Leichteren zuerst, und siehe, durch Gottes Gnade wird später auch das Unmögliche möglich! Die schottische Freikirche ist durchweg so gegründet worden, daß zuerst nur die Pastoren da waren. Später erst erwuchsen dem jetzt fruchtbar gemachten Boden die Pastorate und Kirchen und dieses Wachstum war ein wunderbar fröhliches.

Wir müssen nun von diesem notwendigen Seitensprung wieder auf den Weg zurückkommen. Es war von der Verteilung der Widmeneinkünfte als Fixa für die einzelnen Prediger die Rede. Dieses erschien als erste Grundlage der Pfarrteilung unvermeidlich. Deshalb muß dieses Fundament auch stark genug sein, d. h. ich meine ein jedes Fixum dürfte nicht weniger als 1000—1200 Rbl. betragen, außer Wohnung und dem selbstbewirtschafteten Gesinde. Es müßte also, wenn die Teilung vor sich gehen soll, die Widme wenigstens so viele Tausende aufzubringen imstande sein, als das Kirchspiel Geistliche braucht. Dieses Ziel muß irgendwie erreicht werden.

Am Ziele, oder ganz nahe dabei, befinden sich bereits 22 teilungsbedürftige Gemeinden unsres Landes ohne Oesel, das ist, da nur die Riesengemeinden mitzählen, fast der vierte Teil. Eine weitere Reihe von Pfarren hat annähernd das Erforderliche, doch viele sind auch noch weit, manche sehr weit dahinten. Wie könnten womöglich alle auf die Norm gebracht werden? Es gibt, so viel ich sehe, zwei Wege, die dahin führen, und jeder muß betreten werden. Der eine heißt „zeitgemäße Melioration der Pfarrländereien!“ Für diesen Gedanken ist auch Pastor Warres-Wendau im verflossenen Jahr auf der Provinzialsynode eingetreten. Das Zeichen „Melioration“ ist über dem ganzen Lande aufgegangen. Man wird es deshalb grundsätzlich nicht befremdlich finden, wenn die Forderung auch für Pastorate ausgesprochen wird, um so weniger, als a priori anzunehmen, daß hier in dieser Beziehung noch weniger geschehen ist, als auf Gütern. Ein kurzer Hinweis wird für letzteres den Beweis liefern.

Wenn in einem so kleinen Lande, wie Livland, die Menge des Reinertrages von der Lofstelle des Gesamtareals zwischen 50 Kop. und 5 Rbl. schwankt, obwohl die Pacht pro Lofstelle Feld nur geringe Abweichungen aufweist, ist es unmöglich, das nur auf günstigere oder ungünstigere landwirtschaftliche Lage zu schieben; es muß hier auch die bessere oder schlechtere Ausnutzung des Landes

eine bedeutende Rolle spielen. Die nähere Beschäftigung mit der Art der Landverteilung und behandlung auf unsren verschiedenen Pastoraten bestätigt diese Annahme.

Unser liegendes Kapital ist also durch rationelle Behandlung des Bodens vergrößerungsfähig. In welchem Maße dieses zutrifft, läßt sich natürlich nicht für jeden Ort genau vorher bestimmen, nur im allgemeinen scheint gewiß, daß durch die Melioration viele neue Pfarren als teilungsfähige zu den bisherigen hinzukommen würden. Es muß daher zunächst dafür gesorgt werden, daß die einzelnen Widmen von passenden Kommissionen auf ihre Meliorationsfähigkeit genau untersucht werden, die zweite Frage wird dann die Art der Meliorierung bilden.

Allein, gesetzt nun auch den Fall, daß alle livländischen Pastorate wesentlich zu verbessern wären, was gewiß nicht zutreffen wird, wäre ein Versuch zur Pfarrteilung immer noch nicht allenthalben möglich. Es sind eben unsre Pfarrländer doch gar zu ungleichmäßig. Es gibt nicht nur große, sondern auch ganz kleine Widmen. Die größeste besitzt an Hofesland, das ja für die Melioration in erster Linie in Betracht kommt, gegen 3000 livl. Lofstellen. Daneben aber stehen solche, die sich in den ersten Hundertern bewegen, einige sind auch ganz ohne Hofsland. Ebensolche Verschiedenheiten zeigt das Bauerland. Die geringen Widmen finden sich nun häufig gerade in den großen und größten Kirchspielen. Es liegt auf der Hand, daß hier keine Melioration etwas für die Pfarrteilung austragen wird. Hier hilft nur ein einziges Mittel, und weil es das einzige ist, kann es nicht ungenannt bleiben. Es ist die Vergrößerung der ungenügenden Widmen.

Man möge über diesen Ausspruch nicht erschrecken. Damals in der ersten Gründungszeit haben sich hochherzige Personen zu vielfach wirklich bedeutenden Landstiftungen bereit finden lassen. Die Gründungsarbeit ist dann aber durch die Ungunst der Verhältnisse unterbrochen worden. Jetzt soll und kann sie fortgeführt und beendet werden. Dazu gehört dann doch auch die Fortführung und Beendigung damals unvollendet gebliebener Landschenkungen, damit sich der Landbesitz der Kirchspiele doch wenigstens annähernd ausgleiche. Die gar zu große Ungleichheit desselben ist eben ein bedeutendes Übel und Hindernis. Aber, wird man hierauf vielleicht erwidern: „Was bedeutete Land damals und was ist es jetzt!" Gewiß. Ist aber der Wert des Landes jetzt nicht ein viel höherer,

hat das Land eben auch für die Kirche einen entsprechend höheren Wert. Ein kleineres Landstück bietet ihr jetzt dasselbe, wie ein um so größeres damals. Hielt man damals in mancher Parochie eine Stiftung von Tausenden Lofstellen für nötig, werden wir jetzt mit Hunderten auskommen. Und noch ein weiterer Umstand, der heutige Schenkungen wesentlich erleichtert! Damals im Anfange der Gründung wollten sich die Stifter das Patronatsrecht reservieren. Deshalb mußten sie die ganze Stiftung auf die eigene Schulter nehmen. Neue Patronate erstrebt jetzt wohl niemand, es ist deshalb nicht mehr erste Voraussetzung, daß die Kirchenländereien in den Grenzen eines einzigen Gutes belegen sind. Einem jedem Gute des Kirchspiels wäre es heute unbenommen, ihre noch ungenügende Widme ergänzen zu helfen.

Der im letzten Abschnitt ausgesprochene Gedanke kommt gewiß unvermittelt, dennoch wird man, das darüber Gesagte zusammenhaltend, wohl einsehen, daß er kein phantastischer ist. Ist er aber im Plane des Ganzen gleich notwendig, wie zeitgemäß zugespitzt, wird er nicht in Dunst vergehen. Gott wird auch diesem Gestalt und Wirklichkeit geben, da er für seine Kirche gewiß neue Liebe und Opfersinn wirken wird.

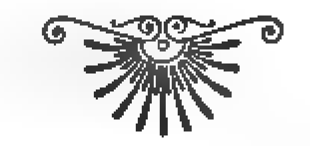
Damit hätte ich nun in der Hauptsache auch alles gesagt, worin meiner Überzeugung nach die Möglichkeiten unsrer Pfarrteilung schlummern — in dem allmählichen Brechen mit dem Pfründensystem, in der freiwilligen Selbstbesteuerung der Gemeinden, in der Melioration der Pfarrländereien und in der Vergrößerung der ungenügenden Widmen.

Zum Schluß noch einige Worte über unsre hierher gehörigen Kassen. Es sind das „die Unterstützungskasse für die evang.-lutherischen Gemeinden Rußlands" und der „Pfarrvermehrungsfond", der zwar auch von den Bezirkskomitees der ersteren verwaltet wird, aber von ihr doch völlig gesondert ist. Zunächst möchte ich bemerken, daß die Unterstützungskasse selbst für unsre Pfarrteilung nur wenig in Betracht kommt. Infolge der Bestimmung, daß die Hälfte ihrer Einnahmen dem Zentralkomitee in St. Petersburg zusteht, ist es eo ipso schon keine Landeskasse. Bei unsern Landgemeinden ist sie auch durchaus nicht als solche, sondern nur als Unterstützungskasse für arme lettische und estnische Gemeinden der Diaspora populär. Darum dürfen die nach Petersburg gelangten Gelder garnicht anders als für die Diaspora Verwendung finden. Wir dürfen sie eigentlich unter keinen Umständen für unsre eigenen

Bedürfnisse zurückverlangen, wie das vielfach geschehen ist, mit der uns rechtlich gehörenden Hälfte ist aber so wenig anzufangen, daß es bei einer so großen Frage, wie der livländischen Pfarrteilung, nicht mitspricht. Für diesen Zweck brauchen wir eine Kasse, die eigens dafür vorhanden ist; das ist nun allein der Pfarrteilungsfond, nur dieser wird daher eine Rolle spielen. Es fragt sich nur, welche ihm zugeteilt werden soll. Ich meine keinesfalls diese, ein Riesenkapital zu gründen, aus dessen Zinsen dann die ganze livländische Kirche zu erhalten wäre. Das wäre ein ganz verfehltes Unterfangen, ich stütze wieder Pastor Rechtlichs Gedanken. Hätte ein großes Kapital unsrer Kirche Rettung und Ruhekissen werden sollen, wäre der Anfang mit dem Sammeln mindestens vor einem Jahrhundert zu machen gewesen. Jetzt, wo das Feuer schon aus allen Öffnungen hervorschlägt, ist es zu spät für Feuerlöschmittel zu kollektieren. Das Haus ist längst niedergebrannt, ehe die Kollekte reicht. Kapitalien wachsen allerdings schließlich ins Riesenhafte, aber es ist ein sehr später Termin, wo dieses Tempo einsetzt. Auch ist das Interesse für Kollekten, die erst Kindern und Kindeskindern zugute kommen sollen, ohnehin viel zu gering, um etwas Großes hervorzubringen. Die Rettung brächte dann eben nur die Zeit, die endlos lange Zeit, die auch einen Kopeken zuguterletzt zu Millionen macht. Da jedoch eine solche Rettung für uns keine wäre, spreche ich mich unbedenklich gegen alle Versuche aus, die die Kapitalisierung der Pfarrteilungskasse so zur Haupthoffnung bei unsrer Aufgabe machen wollen. Die Hauptpfeiler der Pfarrteilung bleiben die historisch gegebenen: Melioration der Widmen, Vergrößerung der ungenügenden Widmen, Selbstbesteuerung! Die Kasse hat nur ergänzende Arbeit. Sie muß zunächst für die Fälle eintreten, wo der eine oder der andre dieser Faktoren trotz aller Mühe durch irgend welche Umstände nicht zur Wirkung gelangen kann und doch Teilung unerläßlich ist. Es wäre zweitens schön, wenn sie auch bei Pastorats- und Kirchenbauten eine Beihilfe zu bieten vermöchte. Es wäre somit allerdings wünschenswert, wenn ihr Bestand um das Zehnfache erhöht würde, denn das gegenwärtige Kapital von 100,000 Rbl., oder etwas darüber, bedeutet für ein ganzes Land und die geschilderten Aufgaben doch gar zu wenig. Ich erkläre mich deshalb wohl einverstanden, wenn als Einleitungsaktion für die ganze Pfarrteilungsarbeit eine allgemeine Sammlung mit einem derartigen Ziele vorgenommen würde. Es wäre das freilich auch schon ein hochgestecktes, allein scheut man sich vor diesem, wie mag man dann

an die Aufbringung des Hundertfachen denken, was für die gesamte Pfarrteilung, wenn man von den oben vorgeschlagenen Dingen absieht, wohl aufginge. Das mag sich ein jeder nachrechnen.

Und nun komme des Herrn Kraft über unsre Meinungen und Gedanken, über unsre Entschlüsse und Taten, dann wird sich alles klären und alles machen. Vor seiner Stärke ist auch das Große und Unerhörte ein Kleines, ja nur eine kleine Kraft des Allmächtigen genügt für das Allerhöchste. Unsre livländischen Kirchen haben in letzter Zeit Unglaubliches, ja fast Einzigartiges erlitten. Sollte dieses vorzeitige Antichristentum an heiliger Stätte nicht ein neuer Stachel für uns werden, dafür Sorge zu tragen, daß unsre Völker die ewigen Güter der Kirche in dem Maße genießen könnten, wie die übrige evangelische Welt?



Das lettische Volkslied*.

Die lettischen Volkslieder sind größtenteils ein Erbe aus grauer Vergangenheit. Von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht übertragen, haben sie sich bis zum heutigen Tage erhalten. An gelehrten Männern, die dem Gedächtnis schriftlich hätten zuhülfe kommen können, mangelte es unsrem Volke, und erst in späteren, neueren Zeiten begannen Männer andrer Nationalität sich für das Volkslied fremder Völker zu interessieren. Man hat daher allen Grund anzunehmen, daß viele Volksgesänge, namentlich zu der Zeit, da der Übergang vom Heidentum zum Christentum stattfand, verloren gegangen sind. Danach ist unser ererbter Liederschatz ein so großer, wie ihn nur selten ein andres Volk hat.

Die ersten als sprachliche Beispiele gedruckten Volksliederchen finden sich in der lettischen Grammatik des alten Stender (Braunschweig 1761). Ein lebhaftes und erfolgreiches Sammeln der lettischen Volkslieder beginnt mit dem 19. Jahrhundert. Da sind ehrenvoll zu erwähnen Gustav v. Bergmann, Pastor zu Rujen, der zwei Sammlungen „Lett. Sinn- und Stegreifs-Gedichte" (1807 und 1808) erscheinen ließ, und Fr. Daniel Wahr, Pastor zu Palzmar, der im Jahre 1807 eine Sammlung Palzmarscher Lieder herausgab. Erst 36 Jahre später (Mitau 1843) erschien nach obigen kleinen und nur in wenigen Exemplaren herausgegebenen

*) Nachstehende Abhandlung bildet eine teils mehr oder weniger freie und verkürzte Wiedergabe, teils wörtliche Übersetzung der Einleitung, die Chr. Baron zu der von ihm und H. Wissendorff herausgegebenen, nunmehr in zwei Bänden fertig vorliegenden monumentalen Sammlung lettischer Volkslieder, „Latwju dainas" (Mitau 1894 ff.) geschrieben hat. Nach dem Urteil von Pastor Dr. A. Bielenstein in seiner Selbstbiographie (S. 330) ist es das Beste, was über das lettische Volkslied geschrieben worden ist. Die Red.

Sammlungen das hochbedeutsame Werk des Pastors Büttner zu Kabillen unter dem Titel: „Latweeschu lauschu dseesmas un singes.“ Es enthält 2854, in allen Gauen Lettlands gesammelte Lieder, und Pastor Büttner stellt sich als ein verständnisvoller Kenner, Beurteiler und Ordner dar. Auch in sprachlicher Hinsicht kann man sich auf seine Texte vollständig verlassen. Das alles hat er freilich nicht allein erreicht; sein Hauptmitarbeiter war Ulmann, Pastor zu Cremon, der spätere Professor und Rektor in Dorpat. Schon seit dem Jahre 1830 sammelte letzterer Volkslieder, regte auch andre dazu an und übermittelte das Gesammelte den Händen Büttners, der übrigens nur die Hälfte davon in sein Buch aufnahm. Die andre blieb als Manuskript liegen. Büttner hatte vor allen Dingen das deutsche Publikum im Auge und berücksichtigte daher viele Lieder nicht, die für die Letten selbst und die Sprachforscher von Bedeutung gewesen wären. — Nach dieser bedeutsamen Arbeit Büttners trat ein längerer Stillstand ein. Nur Pastor Bielenstein, der ehrenvoll bekannte Erforscher der lettischen Sprache und Ethnographie, hörte nicht auf im stillen lettische Lieder zu sammeln.

Endlich kam die Zeit, da die Letten selbst Hand ans nationale Werk zu legen begannen. Die erste Anregung dazu gab der unvergeßliche Chr. Waldemar in den damaligen „Peterburgas Awises“ und als erste Sammler betätigten sich, wenngleich in beschränkten Grenzen, Neumann, der eine Sammlung Suhrsscher Lieder drucken ließ, und Spohgis, der in Wilna eine Sammlung aus der Stockmannshofschen Gegend herausgab. Neue Anregung brachte die große ethnographische Ausstellung in Moskau im J. 1867. Mit Feuereifer machte sich an die Arbeit Brihwsemneeks (Treuland), der als Mitglied der kaiserlichen naturwissenschaftlichen, anthropologischen und ethnographischen Gesellschaft Lettland bereiste, manche Landbewohner auch zum Sammeln anspornte, und als Frucht seiner Bemühungen wurde ein schönes Buch, welches 1118 Volkslieder enthielt, von obiger Gesellschaft herausgegeben. (Es erschien in russischen Lettern, mit russischer Übersetzung und mit russischen Erklärungen.) Im J. 1874 faßte die Lettisch-literarische Gesellschaft den Beschluß, zum Gedächtnis ihres 50jährigen Bestehens eine neue Sammlung herauszugeben, in die die von Pastor Bielenstein wie auch von

Büttner gesammelten Lieder Aufnahme finden sollten. Sie war auf vier Hefte mit 9—10,000 Liedern berechnet; es erschienen jedoch leider nur zwei (1874 und 1875) mit 4793 Liedern. Alle obigen Sammlungen aber drangen, da es an billigen Ausgaben fehlte, wenig ins lettische Publikum und die jüngere Generation entfremdete sich mehr und mehr den schönen Volksliedern. Seichte Übersetzungen aus fremden Literaturen oder nach fremdem Muster verfertigte Gedichte verdarben mehr und mehr deren Geschmack.

In Berücksichtigung dessen regte im Jahre 1878 wiederum Waldemar in Moskau und mit ihm Brihwsemneeks eine Neubelebung des lettischen Volksliedes an. Sie brachten Geldopfer dar zur Herausgabe eines Buches, welches die schönsten, für das größere Publikum passendsten Lieder enthalten sollte. Wenn es zur Ausführung dieses Vorhabens auch nicht kam, so war doch das Interesse dafür von neuem angefacht worden und dieses erwies sich in dem Sammeleifer, der sich in allen Schichten der Bevölkerung bemerkbar machte. Von allen Seiten strömten Liedersammlungen den Herren Baron und Brihwsemneeks zu, das Material wuchs riesengroß an und mit der Abschrift und vorbereitenden Arbeiten verging manches Jahr. Als sich beim Rigaschen lettischen Verein eine wissenschaftliche Kommission und beim Neuen lettischen Verein eine Abteilung für Literatur gebildet hatten, nahmen sich diese der Sache an und allmählich und ganz naturgemäß wurden sie die Zentralstellen für die Sammlung, Bearbeitung und Herausgabe des Materials. Hauptsächlich aber hatten sie noch zu sammeln, und als einziges Werk, welches das Publikum erfreute, erschien in jener Zeit der schöne Liederkranz, gewunden vom strebsamen Volksgenossen Aronu Matiss, welchen er zum dritten Sängerfest dem lettischen Volke darbrachte („Muhsu tautas dseesmas“, Riga 1888).

Mit Weglassung mancher, wenn auch interessanter Einzelheiten, sei endlich des wichtigen Umstandes gedacht, der die Herausgabe des gewaltigen gesammelten Materials ermöglichte. Im Januar 1892 überraschte mich (Baron) nämlich ein freundliches Schreiben des Herrn Wissendorff in Petersburg, der mir seine Beihilfe bei der Herausgabe anbot und damit die finanziellen Schwierigkeiten beseitigte. Zugleich überließen die wissenschaftliche Kommission und die Literaturabteilung mir ihre reichen Sammlungen. Nachdem Herr Wissendorff noch die seinigen, gesammelt

von den von ihm ausgesandten Reisenden Ludis und Robert Behrsin, mir übermacht hatte, standen mir zur Verfügung über 150,000 Lieder, unter denen sich freilich viele Varianten und Wiederholungen befinden, die jedoch, gesammelt in den verschiedensten Gegenden, des sprachlichen Interesses nicht entbehren. Ausgeschieden wurden bei der Herausgabe nur Lieder anstößigen Inhalts, wie sie zuweilen bei Hochzeitsfeiern und zu Johannis gesungen wurden, Lieder, die nicht den Stempel der Echtheit tragen und endlich die weit verbreiteten sentimentalen deutschen Lieder und Romanzen in schlechter lettischer Übersetzung, wie sie unsre Landschönen von den deutschen Jungfern in den Höfen, dazu angereizt durch die besonderen, neuen Melodien, ins Volk gebracht haben.

* * *

Aus dem oben Gesagten geht hervor, daß wir schon im Besitz mehrerer Liedersammlungen sind. Eine jede geht von einem bestimmten Gesichtspunkt aus, hat ein besonderes Ziel; eine jede hat daher auch ihre besondere Ordnung und Einteilung. Das bezieht sich freilich noch nicht auf die von Stender, Bergmann und Wahr gesammelten Lieder, denn ersterer nahm, wie schon früher bemerkt worden, nur einzelne in seine Grammatik als sprachliche Beispiele auf, letztere verfügten noch über ein zu kleines Material, um an irgend eine Einteilung gehen zu können. Sie nahmen in ihre Sammlungen Lieder auf, wo und wann sie sie fanden, ohne irgend einen Plan dabei zu verfolgen.

B ü t t n e r, im Besitz eines recht großen Liederschatzes, ist der erste, der nach einem bestimmten Plan arbeitete. Sein Hauptaugenmerk war, das deutsche Publikum mit dem bis dahin wenig bekannten lettischen Volksliede, dessen Geist, Eigentümlichkeiten und Schönheiten vertraut zu machen; als zweites Ziel schwebte ihm vor, den Sprachforschern einen reinen lettischen Sprachquell zu eröffnen; als drittes endlich, den Letten selbst den nach seiner Meinung einzigen geistigen Schatz, der durch die Ungunst der Zeiten verloren zu gehen drohte, zu erhalten. Schon zu seiner Zeit sei an vielen Orten das Volkslied fast ganz verstummt. Die Erreichung auch dieses noch nicht sehr weit gesteckten Zieles war keine leichte. Einerseits fand so manches Lied, das für den

Sprachforscher von Bedeutung gewesen wäre, keine Aufnahme, weil es nicht dem Geschmack der deutschen Leser entsprochen hätte, anderseits trat auch wieder das Entgegengesetzte ein, d. h. den Sprachforschern zuliebe wurden Lieder aufgenommen, die die Leser langweilten oder zurückschreckten. Da Büttner sein Hauptziel, das Interesse der Deutschen für das lettische Volkslied zu erwecken, nicht aus dem Auge ließ, so ordnete er die Lieder nicht nach dem Inhalt, sondern brachte die schönsten in bunter Reihe. Eine Ordnung wurde nur eingehalten je nach der Gegend, aus der sie stammten, und wenn aus einer eine reichere Sammlung eingesandt worden war, wurden die Lieder auch nach dem Inhalt, Tauf-, Hochzeits-, Begräbnislieder 2c., zusammengestellt. Jedenfalls hat Büttner seinen Zweck erreicht. Er hat es verstanden die schönsten Lieder auszuwählen und seine Sammlung macht noch immer den allerbesten Eindruck. Zu bedauern ist, daß ein großer Teil seines Manuskripts, weil seinen Absichten nicht entsprechend, nicht gedruckt worden und daher wohl verloren gegangen ist.

Nach Büttner ist der erste Bearbeiter und Ordner der lettischen Volkslieder S p r o g i s, der ein umfangreiches, streng abgegrenztes Klassifikationssystem in 5 großen Abteilungen mit kleineren Unterabteilungen zusammengestellt hat. Aber es ist leichter ein Ordnungssystem mit genauen Unterabteilungen hinzustellen, als die eigensinnigen Lieder in sie einzufügen. So finden sich in den drei ersten Abteilungen Lieder, die in ganz andere hineingehören, und forschen wir nach den Gründen, warum sie nicht mit dem Klassifikationssystem übereinstimmen, warum Begriffe wie Eiche und Linde, Habicht und Rebhuhn, die in dem Liede erwähnt werden, dennoch dessen Überschriften nicht sein dürfen, so sind sie nicht schwer zu finden. Sie bilden eben nicht den eigentlichen Inhalt des Liedes, sondern dienen bloß zur dichterischen Vergleichung, als poetisches Bild. Das eigentliche Objekt, das besungen wird, ist der Mensch in irgend einer Lebenslage. Lieder, die ganz eigentlich die Natur zum Objekt haben, sind sehr gering an Zahl, und auch diese mußten andern Abteilungen, z. B. den Kinder- und Wiegenliedern, den Fabel- und Hirtengedichten eingefügt werden.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, müssen an diesem Orte jedoch noch einige Worte gesagt werden. Tatsache ist, daß in den lettischen Volksliedern die Natur und ihr Leben, die verschiedenen

Naturereignisse so verständnisvoll und charakteristisch geschildert werden, daß die Lieder auch gerade in dieser Hinsicht würdig erscheinen, als Hilfsmittel zur Erforschung des Volksgeistes zu dienen. Aber das ist eine besondere Aufgabe. Wer die Anschauungen der Letten über die Natur ergründen will, welche Eigenschaften sie diesem oder jenem Tier, diesem oder jenem Baum zugeschrieben, wie sie deren Natur und Wesen mit der menschlichen Natur und dem menschlichen Sinn in Zusammenhang und Bezug gebracht haben, welchen Eindruck die Natur auf sie gemacht hat, der muß zu diesem Zweck sich das nötige Material ganz besonders zusammensuchen. Finden wird er es reichlich, wenn auch als Nebensache erwähnt in einem Liede, welches ganz eigentlich ein Tauf-, Hochzeits-, Beerdigungs- usw. Lied ist. Und vergeblich wird diese Arbeit für den Forscher auch nicht sein, denn sie wird ihn sehr fördern in dem rechten Verständnis der Lieder, in der Würdigung des Zusammenhanges, den sie mit dem Volksleben gehabt haben. Ähnliches läßt sich von den mythologischen Liedern sagen. Auch sie sind durchaus nicht so selbständig und von dem Leben der Leute unabhängig, daß sie sich leicht von andern Liedern ablösen und in eine besondere Abteilung bringen ließen. Außer einigen einigermaßen selbständigen Liedern, die auf Sonne, Mond, Göttersöhne, Sonnentöchter Bezug haben, gehören in dieselbe Kategorie, die mythologischen, auch verschiedene Feier- und Festlieder, Lieder, die an Ehrentagen wie bei der Arbeit gesungen wurden. Desgleichen finden sich viele Laime- (Mahra) Lieder zerstreut in allen andern Abteilungen, in welche sie auch naturgemäß mehr hineingehören. Der Ordner einer Liedersammlung kann daher den Erforschern der Mythologie, Ethnologie und Sprache ihre Arbeit nur durch besondere am Ende des Buches angebrachte Register, nicht aber durch ein streng eingehaltenes Klassifikationssystem erleichtern.

Dieselben Mängel, und zwar in noch größerem Maße wie in dem Buche des Ordners Sprohgis, finden sich in der von der wissenschaftlichen Kommission herausgegebenen Sammlung. Brihwsemneek (Treuland) wandte sich mit seiner Liedersammlung an das russische Publikum im allgemeinen und an die russischen Ethnographen im besonderen. Er verfolgte wohl zweierlei Ziele. Einerseits, indem er gleich Büttner die schönsten

Volkslieder in seine Sammlung aufnahm, wollte er Leute fremder Nationalität mit der Schönheit und Besonderheit der lettischen Muse bekannt machen, anderseits wollte er der Ethnographie dienen. In beiderlei Hinsicht hat Brihmsemneek seine Absicht wohl erreicht und wir bedauern nicht den Mangel eines künstlichen Klassifikationssystems, das dieser nur hinderlich hätte sein können.

Noch weniger ist von einem Klassifikationssystem in der Sammlung des Aronu Matiss die Rede. Es besteht nur in Überschriften kleiner Liedergruppen, die größtenteils in bunter Reihe einander folgen. Mit um so größerer Liebe ist die Sammlung für das lettische Volk selbst bearbeitet, dem er die allerschönsten Lieder darzureichen weiß. Wenn auf irgend etwas, so sagt er selbst, kann das lettische Volk auf seine Volkslieder stolz sein, die so schön, so tief, so bilder- und lehrreich sind, daß die andern Nationen sie kaum erreichen.

So viel von den Sammlungen, die gedruckt worden sind vor dem Erscheinen unsres Buches. Eine jede von ihnen, geleitet von einer bestimmten Absicht, hatte eine ihr angemessene Ordnung und wählte aus der Fülle der Lieder die für sie passendsten aus. Sie alle betrachten gewissermaßen das Leben des Volkes einseitig, idealisieren das Leben. Das Volk selbst aber hat sein geistiges und zeitliches Leben in seinen unzähligen Liedern weit vollständiger, freier, unverhüllter dargestellt und eine vollständige Sammlung muß seinem Beispiel folgen. Nichts darf als unnütz und unwürdig angesehen werden, was das Volk, als zum ganzen Leben gehörig, uns in seinen Liedern aufbewahrt und vor Augen gestellt hat. Daher wünschen wir eine Sammlung, die so vollständig wie nur irgend möglich ist, nicht tausend und ein paar tausend, sondern 20 tausend und mehr Lieder mit allen ihren verschiedenen Varianten aufzuweisen hat.

Unser Vorgänger in dieser Hinsicht ist der Verein lettischer Freunde, der im J. 1874 alle seine, oder richtiger gesagt, Pastor A. Bielensteins gesammelte Lieder, ca. 10,000 an der Zahl, herauszugeben begann. Das Ordnen nach Gruppen übernahm Pastor K. Ulmann. Die Sammlung erschien nur zur Hälfte. Ein Hauptvorzug besteht darin, daß der Ordner einfach dem menschlichen Leben sich anzuschließen sucht, indem er dessen charakteristischsten Seiten, hervorragendsten Geschehnisse aufzusuchen

strebt. Das Volkslied bezieht sich eben auf irgend ein Moment im menschlichen Lebenslauf oder im sozialen Leben. Ein Fehler dagegen ist, daß Ulmann, indem er die Lieder in besondere Abteilungen brachte, zu wenig deren Gehalt und Bedeutung abwog, zu wenig darauf Rücksicht nahm, zu welcher Zeit, an welchem Ort, unter welchen Verhältnissen sie gesungen worden sind.

Indem wir auf die Fehler und die Vorzüge obiger Sammlung und deren Ordnung hier nicht näher eingehen, wollen wir nur noch in Kürze sagen, welche Hauptgrundlagen die unsrige hat, damit sie gleich einem großen Gebäude sich auf ihnen frei und stattlich erheben könne. Dieses Fundament kann nur sein das Leben des Volkes in materieller und geistiger Hinsicht. Das lehrt das seine Lieder singende Volk selbst. Ein jedes Liedchen steht in einem realen, festen Zusammenhange mit diesem Volksleben; es ist zu singen zu seiner Zeit, an seinem Ort, in einem bestimmten Lebensfalle. Das auf diesen Grundlagen zu erbauende Gebäude muß daher nach einem Plan, der dem Volksleben gebührend angepaßt ist, eingeteilt werden, damit es einem warmen Wohnhause, nicht einem Museumszimmer gleiche. Die Hauptabschnitte und Hauptabteilungen werden folgende sein:

I. Der menschliche Lebenslauf, das Familien- und Verwandtschaftsleben. 1) Die Kindertage. Geburt, Taufe, Erziehung und Lehre. 2) Das heranwachsende Kind. Eltern und Kinder, Bruder und Schwester. 3) Das Jünglingsalter, die Zeit der Liebe. 4) Verlobung und Hochzeit. 5) Das Leben unter andern Völkern. 6) Das eheliche Leben. 7) Tod und Beerdigung.

II. Das Zusammenleben der Leute im weiteren Sinne des Wortes und der soziale Standpunkt.

III. Arbeiten und Beschäftigungen. 1) Allgemeine häusliche Arbeiten. 2) Arbeiten, die sich nach den Jahreszeiten richten.

IV. Feste und Feiertage, zu feiernde Lebensmomente. Mythologische Lieder.

V. Allgemeine Lieder ohne bestimmte Hingehörigkeit.

Das wird die Hauptordnung sein, eine jede Abteilung wird aber in viele kleine Unterabteilungen zerfallen, dazu nötigt die Mannigfaltigkeit und Fülle des Materials.

* * *

In die Abteilung „über Lieder und Gesang" sind diejenigen Volkslieder aufgenommen, in denen das Volk selbst direkt oder indirekt bezeugt, daß Lied und Gesang eines seiner höchsten geistigen Güter, sein Schutzengel an allen Orten und in allen Dingen sei, der es vom Mutterschoß an in allen Lebenslagen, bei der Arbeit, in Freude und Leid, in guten und bösen Tagen geleitet; der Schutzengel, der es kräftigt in der Tugend, straft, sobald es von ihr abgewichen ist; der den Lasterhaften bessert, sich des Schwachen erbarmt und ihn freundlich auf den rechten Weg zurückbringt — kurzum sein Begleiter ist bis zu der Stunde, da man ihn ins kühle Grab senkt. Wollen wir das Volkslied recht verstehen und mit Herzensfreude und Erhebung sein genießen, so müssen wir uns auf jenen Standpunkt des Volkes stellen, in seine Gefühle und Anschauungen, sein Herz und seinen Geist vertiefen. Es ist demnach die Aufgabe dieser Abteilung, den Leser auf alle nachfolgenden vorzubereiten. Wir wählten diesen Weg, weil wir den Lesern nicht unsre subjektiven Gedanken und Anschauungen aufdrängen wollten. Der Mund des Volkes selbst möge ein gerechtes, ungetrübtes Zeugnis von den Zeiten, da Lied und Gesang noch im Volk seine ungeschmälerte Kraft dartat, ablegen. Dieses Zeugnis gewinnt noch an Bedeutung, wenn wir in späteren Zeiten die Lieder gewissermaßen vernachlässigt, ja verachtet sehen. Das Volk selbst, als ob es sich ihrer schämte, begann auf sie wie auf etwas Törichtes zu blicken und stellte ihnen geistliche, auf Gott bezügliche Lieder gegenüber. Das war der natürliche Einfluß des christlichen Glaubens, der alles, was an die heidnische Vergangenheit erinnerte, bekämpfen mußte. Die Zeiten haben, Gott sei Dank, zu gunsten des christlichen Glaubens entschieden, aber auch der ethische Gehalt der Volkslieder hat mit der Zeit alle Vorurteile überwunden und von neuem können wir ungestört deren Schönheiten genießen, Freude und Erhebung aus ihnen schöpfen.

Aber noch ein anderer Grund trug zur Schmälerung der Bedeutung des Volksliedes bei. Die äußeren Grundlagen desselben, das Volksleben und der Kulturstandpunkt änderten sich allmählich mit der Zeit. Der Fortschritt in der Entwicklung und Bildung in materieller und geistiger Hinsicht stimmte nicht mehr mit den früheren einfacheren und engeren Kulturformen überein.

Die neuere Kultur stieß allmählich die alte beiseite, stellte sich an deren Stelle, was selbstverständlich nicht zu beklagen ist. Aber in der ersten Zeit des Kampfes pflegt man nur die schwache Seite des Gegners in Betracht zu ziehen und erst, wenn die Leidenschaft im Abnehmen ist, beginnt man dessen gute, lobenswerte Eigenschaften zu würdigen. Solch ein Los wurde auch den Volksliedern zuteil. Ein großer Teil von ihnen erwies sich als veraltet, aber indem man den guten Kern aus ihnen herausschälte, stellten sich die besten idealen Bestrebungen des Menschen, die edelsten und tiefsten Gefühle, die niemals veralten, vor Augen. So nehmen beispielsweise unsre Jungfrauen wohl niemals mehr eine Mahlmühle in die Hand, diese schwere Arbeit wird jetzt von Wind-, Wasser- und Dampfmühlen bewerkstelligt. Dessenungeachtet verlieren unsre Mahllieder, die so schön den Wert der Arbeit preisen, die Faulheit tadeln, die Ausdauer und die Heiterkeit des Geistes auch bei schweren Verrichtungen empfehlen, in dieser ihrer eigentlichen Bedeutung nicht ihre Kraft, sondern behalten sie für alle Zeiten und in allen, auch den entwickeltsten Verhältnissen. Und solch einen unvergänglichen Kern finden wir in allen unsern Vorbildern, und er ist gehüllt in einfache, aber herzliche und bedeutungsvolle Worte, die das Herz tief berühren. Das ist die Eigentümlichkeit des echten Volksliedes.

Diese lobenswerten Eigenschaften unsres Volksliedes haben schon längst die Aufmerksamkeit hochgebildeter Männer fremder Nationalität auf sie gelenkt. Ich gedenke bloß Herders, Bergmanns, Ulmanns, Katterfelds und ganz besonders Büttners, dieses so feinen Kenners unsrer Volkslieder Endlich haben sich unsre eigenen gebildeten Volksgenossen für sie erwärmt und so kamen sie wieder zu den ihnen gebührenden Ehren, was uns nur zum Segen gereichen kann. — Büttner, der besonders die Schönheit unsrer Volkslieder hervorhebt und sie mit funkelnden Tauperlen vergleicht, sagt wohl auch einmal (Latw. Awis. 1890): „Manche von diesen Tautropfen bleiben ohne Glanz und Schönheit, man mag sie ansehen von welcher Seite man wolle. Manche Gleichnisse sind schief, ohne irgend einen poetischen Wert. Wo ein jeder, dem es einfiel, ein Lied dichtete, kann man nicht erwarten, daß es jedem gleichermaßen gelingen werde, nicht jeder besitzt dichterisches Feingefühl.“ Dazu wäre nur zu sagen, daß in diesem Ausspruch das

Wort „Volkslied“ nicht richtig gebraucht ist. Zum Volksliede kann nur ein solches werden, welches durch eine lange Volkszensur gegangen und endlich vom Volke als sein allgemeines Eigentum, ganz abgesehen von seinem Verfasser, anerkannt worden ist. Wenn das Lied keinen gesunden Kern hatte, so verfiel es der Vergessenheit. Der Glanz des Tautropfens, sein Schimmer in verschiedenen Farben, hängt von dem Standpunkt ab, welchen der Beschauer einnimmt. Wie das Volksleben selbst, so sind auch die Volkslieder, welche dieses wiederspiegeln, sehr vielseitig. Es genügt nicht sie nur nach ihrer Schönheit zu beurteilen. Das recht verstandene Volksleben, dessen Schicksal, Herz und Geist geben ihnen das rechte, volle Licht, und der sie beurteilt, nimmt nur dann einen richtigen Standpunkt ein, wenn er sich die Volksgefühle in den Augenblicken, bei den Ereignissen und Verhältnissen zu eigen macht, da das Volk seine Lieder sang; wenn er teilnimmt im Geiste an denjenigen, die die Lieder sangen und hörten. — Solch ein Standpunkt ist größtenteils Leuten fremder Nationalität ein fremder, ungewohnter; so manches Lied, das seinerzeit Sängern und Hörern die Augen feuchtete oder ihr Herz in Freude schlagen ließ, betrachten sie kühl, ja verächtlich. Auch wir selbst im Wandel der Zeiten sind gewissermaßen Fremdlinge im eigenen Hause geworden, auch wir müssen, um zur Gemütlichkeit zu gelangen, uns erst in ihm einleben. Die oberflächlich betrachteten Lieder reden auch zu uns eine fremde Sprache; je ernstlicher wir aber uns in sie vertiefen, mit ihnen befreunden, desto mehr ziehen sie uns an und fesseln sie uns.

Aneinandergereihte Lieder (Dseesmu wirknes). Fast alle unsre Volkslieder sind kurz, bestehen nur aus zwei längeren Zeilen, die man auf die Hälfte zu teilen und in vier kurzen Zeilen zu schreiben pflegt, weil solches dem Auge wohlgefälliger ist und ein so geschriebenes Lied mehr dem heutigen gleicht. Jedoch möchten wir gern längere Lieder sehen, und freuen uns, wenn wir zuweilen auf solche mit sechs oder acht kurzen Zeilen stoßen. Doch auch diese sind nach unsrem heutigen Geschmack kurz und der Gesang muß zum Leidwesen der Sänger und Hörer bald verstummen. Längere schöne Lieder erzählenden Inhalts gibt es nur äußerst wenige. Auch das Volk empfand mit der Zeit diesen Mangel und mit der Veränderung der Lebensverhältnisse verstummten allmählich die alten kurzen Lieder. Daher hat man sich

nicht darüber zu wundern, daß durch Vermittlung der Hofesmädchen und Hofesjungfern viele längere, fremdartige Liebeslieder sich bei uns einschlichen. Sowohl dem Inhalt wie der Sprache nach sehr mangelhaft, hatten sie doch den Vorzug, daß man sie zu jeder Zeit und an jedem Ort singen und der Gesang lange Zeit fortgesetzt werden konnte. Außerdem war die Melodie neu und nicht so einfach wie die früheren Volkslieder. Aus solchen Gründen nahmen unsre Dorf- und Gesindesschönen das Unkraut gern bei sich auf. - Die mehr gebildeten Letten wie auch andre Lettenfreunde beachteten anfangs das Volkslied wenig. Entweder übersetzten sie deutsche Lieder oder schmiedeten selbst einige seichte nach fremdem Muster und in schon bekannter Melodie zusammen. Die wurden denn auch in der Schule den lettischen Kindern gelehrt Im Volke konnten sie nicht Wurzel fassen, zu sehr gehörten sie einem fremden Geschmack an, zu wenig waren sie poetisch anziehend. Nur vereinzelte, besonders vom alten Stender im Volksgeschmack gedichtete Lieder fanden beim Volke Beifall.

Es kam endlich die Zeit, da die gebildeten Letten den vernachlässigten Volksliedern ihre Beachtung zu schenken anfingen und einige von ihnen sich für sie enthusiasmierten. Aber gewöhnt an längere Kunstlieder, erschien ihnen deren Kürze unbegreiflich. Wie kam es, daß der bewundernswerte dichterische Geist, der so unendlich viele schöne und poesievolle Liederchen geschaffen hatte, sich nicht auch in längeren Liedern offenbart hat? Man nahm an, daß er es wohl vermochte und daß die früheren längeren Lieder mit der Zeit zu den jetzigen kleinen zerbröckelt seien. Man meinte, daß längere Lieder schwerer im Gedächtnis festzuhalten und sich fortpflanzend von Mund zu Mund in kleinere Teile zersplittert seien, von denen der eine hier, der andre dort sich im Volke erhalten habe. Das schien auch aus dem Inhalt der Lieder hervorzugehen. Ein und dasselbe Thema war vielen Liedern gemeinsam, nur wurde es bald von der einen, bald von der andern Seite betrachtet und behandelt. Indem man nun diese Lieder zu einem Strauß zusammenwand, hoffte man zu einem großen Liede zu gelangen. Auch die Sängerinnen schienen diese Idee zu befürworten, denn singend faßten sie gern die Lieder zu einem Strauß zusammen und manchesmal ganz geschickt und sachgemäß. Solche Liedersträuße hat die Schriftabteilung des Mitauschen lettischen

Vereins in ihrer ersten Sammlung 1890 herausgegeben. Nicht immer aber gelang solch ein Zusammenreihen der Lieder, und zuweilen, wenn nicht mit großem Geschick vorgenommen, war das Resultat — ein heilloser Wirrwarr. Im großen ganzen kann man ihm daher nicht das Wort reden. Fragt man aber nach der Veranlassung, wie diese aus dem Munde der Vorsängerinnen stammenden und von den Liedersammlern aufgeschriebenen Liedersträuße entstanden sind, so ist sie folgende: Eine rechte Sprecherin oder Vorsängerin muß Tausende von Liedern im Kopf haben, und zwar so geordnet, daß sie in jedem Falle nach Erfordernis das für ihn passende Lied oder den für ihn passenden Liederstrauß zur Hand hat, wie es denn auch in einem Liede heißt: „noch hat sie das eine nicht beendet und schon stehn ihr 9 andre im Sinn.“ Während die älteren Mädchen und die Frauen zu gegebener Zeit und am rechten Ort die Lieder sangen, wurden sie von den mitsingenden jungen Mädchen gelernt, da das aber nicht genügte, so waren besondere Zeiten und Arbeiten bestimmt, die zur Erlernung der Lieder dienten, so im Sommer beim Hüten des Viehs, im Winter beim Spinnen oder andern Handarbeiten. Der Inhalt der Lieder war ein überaus bunter, aber um dem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen, wurden sie äußerlich, besonders durch ein wichtiges Wort im Liede, mit einander verbunden. Kam beispielsweise im Liede das Wort „Eiche“ vor, so folgten mehrere auf diesen Baum bezügliche Lieder. Besonders „Kranz“, „Pferd“, „Braut“, „Gerede der Leute“ 2c. waren Worte, die ein Band zu den nachfolgenden Liedern bildeten. Sie wurden auf diese Weise in einem „Körbchen“ (wahzelite) aufgespeichert, zu einem „Knaul“ aufgewunden. Zu rechter Zeit aus diesem Gefäß zu schöpfen, diesen Knaul abzuwickeln, war eine besondere, schwierige Kunst, die nur von den allerbesten Sängerinnen gelernt werden konnte. Im Grunde jedoch, noch einmal sei's gesagt, behalten die kleinen Liederchen ihre Selbständigkeit, sie mögen noch so sehr mit andern zu einem größeren Ganzen verbunden sein. Ein jedes hat seinen bestimmten runden Kern, der umhüllt ist von einer glatt anliegenden runden Form, und nur ein wahrhafter Dichter kann der Urheber eines solchen sein. Sie sind auch nicht Splitter früherer größerer Lieder, sondern selbständige, den früheren Lebensverhältnissen angepaßte, für sie gedichtete. Wir sind auch nicht das einzige Volk, das solche

besitzt, denn alle slavischen Völkerschaften sind ebedfalls reich an solchen kurzen Volksliedern. In grauer Vergangenheit, damals als sie noch mit den Nachbarvölkern zu kämpfen hatten, werden die Letten wohl auch im Besitz längerer epischer Gesänge gewesen sein. Nicht Frauen, sondern Männer werden naturgemäß sie gesungen haben, denn in ihnen handelte es sich nicht um tägliche und häusliche Dinge, sondern um längst vergangene Zeiten, um die Toten und Kämpfe berühmter Vorfahren. Mit dem Hierherkommen der Deutschen, mit der Unterjochung und Knechtung der Letten hörte die Pflege der epischen Gesänge auf und Anklänge an sie haben sich vielleicht in unsren Sagen und Erzählungen erhalten. Auch einige epische Hochzeits-, Kriegs- und mythologische Lieder haben sich lebenskräftig erwiesen, denn wenigstens einige Bruchstücke dieser leben noch im Gedächtnis des Volkes fort.

* * *

In neuerer Zeit ist der Gesang der Volkslieder sehr selten geworden, ja in einigen Gegenden ist er fast ganz verstummt. Anders war es in der Vergangenheit, der große Liederschatz legt Zeugnis davon ab, daß in grauer Vorzeit die Letten große Sänger und Würdiger des Gesanges waren. Noch unsre Väter und Großväter, richtiger gesagt Mütter und Großmütter, haben weit mehr gesungen, und die meisten Lieder und Nachrichten über den Volksgesang erhalten wir von uralten Leutchen. Im nachstehenden wollen wir in Kürze von den wichtigsten Gesängen reden.

Früher hatte jede Jahreszeit, jedes Fest, jeder Ehrentag, die Arbeits- und Erholungszeit ihre besonderen Lieder, aber auch ihre besondere Gesangsweise, besonderen Melodien. Nach der Jahreszeit wurde vornehmlich unterschieden:

Die Jubellieder (Gawileschana). Sobald die warme Frühlingssonne und die weichen Westwinde die weiße Schneedecke vom Angesicht des Mütterchens Erde genommen hatten, die Natur aus dem Winterschlaf erwacht war, die Lerchen jubeld sich zum Himmel schwangen, erschallten auch Jubellieder an allen Orten aus der Menschenbrust. Diese ersten Jubelnden waren Hirten, besonders Schafhirten, denen später sich auch die Rinderhirten gesellten. Gejubelt wurde übrigens den ganzen Sommer hindurch.

Chorlieder mit Brummstimmen (Rotaschana). Die Erde hat sich mit frischem Grün bedeckt, die Bäume haben ihre duftenden Blätter entfaltet. Nun strömen auch aus den benachbarten Gesinden an schönen, lauen Frühlingsabenden die jungen Mädchen herbei und sammeln sich auf dem schon in alter Zeit dazu ausersehenen Hügel. Schon längst war die Sehnsucht in ihnen erwacht, wieder einmal in größerer Schar zusammenzusingen. Wohl wissen sie auch, daß solche Abendlieder weithin schallen und weithin die Leute ergötzen. Und wahrlich, mit ihren schönen Liedern und mit der gewandten, deutlichen Aussprache der Worte ließen sie weithin die klare Frühlingsluft erzittern, erschütterten sie so manches Menschenherz. Mancher Jüngling lauschte entzückt dem Gesange und ersah sich aus dem Schwarm der schönen Sängerinnen die Braut. Daß er wohl daran getan hat, bezeugt so manches Liedchen, welches eine gute Sängerin auch als tüchtig in allen Arbeiten, als tugendsam im Wandel preist. Diese Gesänge wurden geübt vom Beginn des Frühlings bis zur Zeit, da sich die Natur völlig entfaltet hatte.

Wie wurden diese Lieder gesungen? Man erwählte zwei der besten Sängerinnen, die eine mit einer hohen, die andre mit einer tiefen Stimme, welche imstande waren, die Worte laut und deutlich beim Gesange auszusprechen. Alle andern Sängerinnen sprachen die Worte nicht mit, sondern begleiteten sie nur mit Brummstimmen. Am meisten hing von der Sängerin mit der hohen Stimme ab, denn diese mußte laut, klar, weithinschallend sein. Außerdem war diese Sängerin hauptsächlich die Trägerin der Melodie und auf deutliche Aussprache der Worte hatte sie insbesondere acht zu geben. Traf das alles zu, dann war diese Art des Gesanges eine der schönsten, denn sie erinnerte an mehrstimmigen Gesang. Leider wird er fast garnicht mehr exekutiert.

Die Lihgolieder (Lihgoschana). Der Sommer mit seiner Blütenpracht ist gekommen, Blumen allüberall, die Roggenfelder wogen gleich einem See. Das ist die Zeit der Lihgolieder, die sich bis zum Tage Peter Paul, da der letzte Kuckusschrei gehört wird, hinzieht. Der Krauttag, der Johannis Abend und Johannis Tag werden besonders durch sie ausgezeichnet, an ihnen werden die Lihgolieder im engeren Sinne des Wortes, die Johannislieder gesungen. Die Lihgogesetze werden jetzt nicht mehr so streng

wie früher eingehalten, man hört Lihgolieder bald zu dieser, bald zu einer andern Zeit und in einigen Gegenden erschallen sie bis zum Eintritt kälterer Abende.

Wie werden die Lihgolieder gesungen? Die Schar der Sängerinnen erwählt aus ihrer Mitte die Anstimmerin, die nicht allein eine sehr hohe, klare Stimme haben, sondern auch über einen großen Liederschatz verfügen muß. Diese beginnt jedes Lied und singt allein den ersten Vers; dann fallen alle andern ein, indem sie nicht allein denselben Vers singen, sondern auch den zweiten, den sie dann wiederholen. Z. B.: Die Anstimme singt allein: Lihtinsch lija sahlu deenu, lihgo, lihgo! Alle zusammen singen:

Lihtinsch lija sahlu deenu, lihgo, lihgo!
Lihtinsch jahnu wakarâ, lihgo!
Lihtinsch jahnu wakarâ, lihgo!

Die Anstimme singt: Jahna behrni nomirkuschi, lihgo, lihgo!
Alle singen: Jahna behrni nomirkuschi, lihgo, lihgo!
Jahna sahles lasidami, lihgo!
Jahna sahles lasidami, lihgo!

(Deutsch: Es regnete am Krauttage, lihgo! lihgo! Es regnete am Johannitage, lihgo! lihgo! Durchnäßt wurden die Johanniskinder, lihgo! lihgo! Einsammelnd Johanniskraut, lihgo!)

Gesang bei den Feldarbeiten. Nach dem Petertage beginnt die Zeit der schweren Feldarbeiten, die Heu-, die Getreideerntezeit, die vieler andern anstregenden Arbeiten. Jede Arbeit hatte ihre auf sie bezüglichen Lieder. Mit Gesang ging man zum Heuschlage, zum Felde, singend kehrte man zurück. Auch die Erholungspausen wurden durch Gesang versüßt, ja, wenn die Arbeit es zuließ, wurde auch während dieser gesungen. So verging der schöne Frühling, so der köstliche, wenn auch arbeitsreiche Sommer, bis zur Beendigung aller Arbeiten im Herbst, kurzum, Gesänge verschiedener Art begleiteten und idealisierten jegliche Arbeit.

Lieder bei Abendmahlzeiten. Es kommt der Herbst, der Winter mit seinen mancherlei häuslichen Arbeiten heran. Auch diese werden durch besondere Gesänge verschönt. In einigen Gegenden, wo die Letten nicht in weit auseinanderliegenden

Gesinden, sondern in Dörfern wohnten, richteten die Mädchen sog. Abendmahlzeilen (wakaraschana) aus. Sie versammelten sich am Sonnabend in einer Badstube und jedes brachte etwas mit, das eine Fleisch, das andre Grütze, das dritte Milch 2c., je nachdem was ein jedes von seiner Wirtin hatte erbitten können. Aus solchem Material bereiteten sie dann die Abendmahlzeit, zu der nicht selten die Wirtin und manche Jünglinge erschienen. Nach dem Abendessen wurde dann gesungen und unter fröhlichen Scherzen mit den jungen Leuten verlief der Abend aufs beste

Außer obengenannten Liedern, die mehr oder weniger an die Jahreszeit gebunden waren, gibt es noch eine Menge allgemeinen Inhalts, die zu jeder Zeit gesungen werden konnten, und wenn in besonderem Maße, wie aus Obigem hervorgeht, das weibliche Geschlecht den Gesang pflegte, so stand das männliche ihm doch durchaus nicht fern, sondern beteiligte sich reichlich daran. Man pflegte zu sagen, der Jüngling hat sich seine Braut ersungen. In der Nacht beim Pferdehüten ließ er sein Lied weithin erschallen, sein Pferdchen (kumelinu) wußte er ebenso zu preisen wie das Mädchen sein Kränzchen (wainadsinu). Unter den Liedern, die gerade den jungen Leuten in den Mund gelegt waren, finden sich viele, die durch ihren schönen poetischen Gehalt hervorragen. Hervorgehoben seien die Lieder, welche gesungen wurden bei

Festessen und Gelagen, an denen in gleicher Weise sich Frauen und Mädchen, Männer und Jünglinge produzierten. Zuweilen sangen sie alle gemeinsam, lieber aber führten sie gleichsam einen Sängerkrieg auf, indem eine Partei gegen die andre sang. So stellten sich als Gegnerinnen einander gegenüber die Frauen und die Mädchen. Besonders angezeigt waren solche Parteien, wenn bei Versammlungen, Gemeinschaftsarbeiten, festlichen Gelegenheiten, besonders Hochzeiten, sich Gäste aus verschiedenen Dörfern, Gebieten, ja sogar aus einem andern Gouvernement eingefunden hatten. Da stellte sich ein Haufe dem andern gegenüber und man begann einander zu besingen. Das geschah streng nach der Ordnung. Erst wenn die eine Partei ihr Lied beendet hatte, sang die andre antwortend das ihrige und so immerfort abwechselnd. Mangel an passenden Liedern trat nicht ein, man mußte nur die rechten anzuwenden wissen. Darin waren aber die Hauptanstimmerinnen Meisterinnen, Lied gegen Lied klappte, als wäre es

für diesen Fall ganz besonders gedichtet. Welche Partei die besten Anstimmerinnen hatte, die behielt die Oberhand, wurde Siegerin, unentschieden blieb der Kampf, wenn beide Parteien gleich gute hatten. Dessenungeachtet war dieser Wettstreit nicht die Hauptsache, von größerem Gewicht war der Reichtum an Liedern, die Schönheit der Stimmen, das richtige Singen. — Leichteres Spiel hatten die Sängerinnen, wenn sie nicht alle Gäste zugleich, sondern einen nach dem andern zu besingen hatten, obgleich sie auch dann zuweilen bittere Antwortslieder zu hören bekamen. Mädchen erwählten zum Objekt ihrer malitiösen Lieder besonders gern die Jungen, einerlei ob sie solche Strafe verdient hatten oder nicht. Vielleicht auch nach dem Sprichwort: „Was sich liebt, neckt sich."

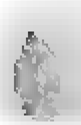
Tischlieder der Männer. In einigen Gegenden bestand folgende Sitte: Zwölf auserlesene Sänger setzten sich um einen eichenen Tisch, auf den der Wirt einen großen, mit Bier gefüllten Spann stellte, der die Ast-Kanne genannt wurde, weil er an einer Seite ein Astloch hatte, durch welches man das Bier in kleine Trinkgefäße fließen lassen konnte. Alle Gefäße waren auch aus Eichenholz. Ein jeder der zwölf Männer mußte nun der Reihe nach 12 Lieder singen, die alle von der Eiche handelten. Die andern begleiteten den Gesang. Nachdem er die 12 Lieder beendet hatte, leerte er sein Trinkgefäß und alle andern taten desgleichen, auf sein Wohl trinkend. Darauf sang der zweite, der dritte usw., bis zuletzt auch der zwölfte seine 12 Lieder gesungen hatte, die Eiche mithin 144 Mal besungen worden war. Das Lied, welches einer schon gesungen hatte, durfte ein andrer nicht mehr anstimmen; wenn er es aber dennoch tat oder nicht imstande war 12 Lieder von der Eiche zu singen, so mußte er mit Schmach den Ehrentisch verlassen und ein andrer trat an seine Stelle, um in dem Rundgesang mit neuen 12 Eichenliedern darzutun, daß er solcher Ehre würdig sei.

Unanständige Lieder, Lieder der Unehre, wurden nur auf Hochzeiten, seltener zu Johannis geduldet. Da sie eine uralte zeremoniale Bedeutung hatten, verletzten sie das Keuschheitsgefühl weniger. Sie wurden stets nur von Männern und Frauen, niemals von jungen Mädchen gesungen. Andere Lieder, die uns jetzt ordinär und anstößig erscheinen und von jungen Mädchen daher ungern gesungen werden, waren es in damaligen rohen

Zeiten durchaus nicht. Manche von diesen sind sogar ganz poetisch und weisen dem flüchtig auf sie Blickenden ein ganz harmloses, unschuldiges Gesicht entgegen.

Zum Schluß sei bemerkt, daß die andre Tonkunst, die instrumentale, nur von Männern gepflegt wurde. Schon kleiner Hirten liebster Zeitvertreib war Flöten und Hörner aus Rinde zu verfertigen, auf denen sie dann nach Herzenslust sich übten. Das beliebteste Saiteninstrument der Letten in früheren Zeiten war die Zither, deren Klänge in den Volksliedern hoch gepriesen werden.





Kulturgeschichtliche Miszellen.



Eine Bittschrift von Ao. 1699.

Prod. Riga d. 17. Martii 1699.

Erläuchteter, Hochwohlgebohrner Herr Graff, Königl Raht,
Feldmarschall und General Gouverneur,
Gnädigster Herr.

Die unter unzehlich viel andern Ew. Erl. Hochgr. Excellence weitgepriesenen Heroischen Tugenden hervorleuchtende Liebe und experience in denen Mathematischen wissenschaften, durch welche sich vormahls Griechenland und selbst das Stoltze Rom bey der gantzen weldt formidabel gemachet und Numa Pompilius, Empedocles und Scipio über andre Helden ihrer Zeit, in admiration gesetzet, encouragiret und vertrostet mich demühtigst fußfälligen Mechanicum auch, daß wie vormahls Archimedes am Marcello, Vitruvius an Vitellio ihre sonderbahre Mecoenates gehabt, ich ebenfalls bey Ew. Erl. Hochgr. Excell. einen gnädigen Patronum und Schutz Herren finden werde. Ich muß gestehen, daß meine gringe connoissence, der Vortreffligkeit obiger weldt berühmten Künstler bey weiten nicht das wasser reichet, iedoch da ich durch viele speculation und fast gäntzliche ruin meiner selbst eignen Haabseeligkeit nach 20 Jähriger untersuchung ein nicht gringes Kunst-stück und Handgriff der Mathematique, das perpetuum mobile nehmlich, deßen Nutzen und Fruchtbarkeit die übrigen Theile derselben, wo nicht gäntzlich über trifft, ihnen dennoch gar nichts nachgiebet, ersonnen, und solches künfftig in volliger saubern perfection, so wohl Ihrer Königl. Maytt. als auch Ew. Erl. Hochgr Excellence, vor augen stellen will, als

lebe der gewissen Zuversicht, daß Ew. Erl. Hochgr. Excellence reiffsinnige experience selbst judiciren wird, wie dieses Kunst-Stücks vortrefflicher Nutzen sich nicht allein in der Civil und Militair Architectur, sondern auch in allen andern in vita Civili bey Kriegs und Friedens Zeiten höchstnöhtigen wissenschaften extendire. Zu geschweigen andere so wohl in Mechanicis als Staticis Hydrotechnicis und uhrwercken höchst nöhtige wissenschaften, die mir bisher die Mißgunst benachbahrter Höffe darzuzeigen verhindert hat und ich mit der Zeit zu sonderbahrem Nutzen und contentement Ew. Erl. Hochgr. Excellence vorstellen will. Dem nach so falle Ew. Erl. Hochgr. Excellence ich in unterthänigster submission hiemit fußfällig an, sie geruhen mir unter dem Schutz Ihrer Königl. Maytt. und gnädiger Schirm haltung Ew. Erl. Hochgr. Excellence als dem Vater dieses Vaterlandes, nach arth jenes Chananeischen weibleins die brohsamen, die von andrer reichen handwerker und Künstler Tische fallen, durch meinen unermiedeten Fleiß und handarbeit, auf hiesiger burg Freyheit mit auf zu samlen, gnädigst zu verstatten, in regard daß doch ohne dem die sonderbahren Künstler laut aller orten Schragen und gewohnheit von denen andern handwercks zünfften separiret und befreyet zu sein pflegen. Vor welche sonderbahre Gnade ich Lebens lang Gott den allmächtigen umb reiche Belohnung anzuflehen nicht ermieden werde, der ich in aller unterthänigkeit verharre

Ew. Erl. Hochgr. Excellence
demühtigst Fußfälliger Diener
Johann Biermann.

Vom Tage.

Briefe vom Embach.

III.

Juni 1905.

Der Chronist hat zwei hochbedeutsame Regierungsmaßnahmen zu verzeichnen. Die Wirkung der einen erstreckt sich auf das ganze russische Reich, die der andern ist auf die baltischen Provinzen beschränkt. Bei beiden handelt es sich um die Erweiterung der den sog. Fremdstämmigen zugemessenen Rechte. Während das Toleranzedikt die Lage der fremden Konfessionen nach neuen Gesichtspunkten regelt und ihr Verhältnis zur griechisch-orthodoxen Staatskirche einigermaßen verschiebt, eröffnet der Beschluß des Ministerkomitees, die deutsche Unterrichtssprache in den Privatschulen der Ostseeprovinzen wieder zuzulassen, der deutschen Bevölkerung unsrer Heimat die Aussicht, ihren Kindern eine deutsche Erziehung gewähren zu können. Zwei Tatsachen von — man sollte meinen — epochemachender Wichtigkeit! Auffallenderweise aber hat die zunächst aufflackernde Stimmung lebhafter Freude und Genugtuung einem starken Pessimismus Platz gemacht, der, auf zahlreiche trübe Erfahrungen gestützt, die Hoffnungen auf das denkbar tiefste Niveau hinabdrückt. Der Beschluß, betreffend die Privatschulen, bedarf noch immer der kaiserlichen Bestätigung, die Einzelheiten des Erlasses über die Glaubensfreiheit befinden sich noch im Stadium der Ausarbeitung und Kommentierung seitens der hierzu eingesetzten Kommission. Beide schweben also fürs erste in der Luft. Beide Fragen sind nicht endgültig erledigt, vielmehr allen möglichen Schwankungen und Aenderungen unterworfen. Die russische Bureaukratie kämpft offenbar auf Leben und Tod gegen den humaneren Geist des kaiserlichen Erlasses. Wie sie sich zu demselben stellt und in welcher Richtung sie ihn zu interpretieren geneigt ist, das hat der Generalgouverneur von Warschau, Herr Maximowitsch, mit vollendeter Offenheit und Harmlosigkeit der Welt verkündet. Seiner Auffassung nach ist der Erlaß dahin zu erklären: ihr dürft jetzt übertreten, — aber gnade euch Gott,

wenn ihr es tut! Es gibt gewiß wenige unter seinen Kollegen, die nicht Bedenken trügen, in den überwältigend staatsmännischen Ton dieses Aktenstückes einzustimmen; aber ebenso gewiß sehr wenige, die nicht bereit wären, ihm grundsätzlich beizupflichten. – Auch die Kommission, die mit dem Ausbau der Gesetzesbestimmungen betraut ist, wird es sich fraglos angelegen sein lassen, für die gute Sache der Unduldsamkeit in Glaubenssachen zu retten, was zu retten ist. In den Augen des Fanatikers ist das Vaterland in Gefahr, wenn die Polizei der heiligen Prärogative beraubt wird, dem Staatsbürger vorzuschreiben, was er zu glauben und was er nicht zu glauben hat. Daß die Bestrebungen solcher Elemente den kaiserlichen Intentionen direkt entgegenarbeiten, ist eine Erkenntnis, über die jene selbst mit einem geistigen Saltomortale hinwegsetzen.

In anbetracht dieser und vieler ähnlichen Erwägungen ist die Stimmung gerade bei uns, wo die konfessionelle Frage schon seit längerer Zeit auf eine gerechte Lösung unabweisbar hindrängt, nicht allzu gehoben. Auch die Privatschulfrage ist nicht dazu angetan, ungeteilte Freude zu erwecken. Wir wollen davon absehen, daß die ganze Sache ungewiß und die Allerhöchste Entscheidung noch nicht gefallen ist. An und für sich ist es gewiß ein Gewinn, daß das Recht der Eltern, beim Unterricht ihrer Kinder die Muttersprache anzuwenden, prinzipiell anerkannt wird. Der praktischen Durchführung dürfte sich jedoch manches Hindernis entgegenstellen. So soll das Abiturientenexamen in russischer Sprache und an einem staatlichen Gymnasium absolviert werden. Ist es schon unter normalen Verhältnissen ein gewagtes Experiment, in einem so kritischen Augenblick fremde Lehrer, die der Entwicklung des Schülers nicht gefolgt sind, über dessen Schicksal entscheiden zu lassen, so wird die Schwierigkeit natürlich noch erhöht, wenn der ganze während der Schulzeit aufgenommene Lehrstoff von Examinanden in eine andre Sprache übertragen werden soll. Hoffentlich gelingt der Versuch trotzdem zu beiderseitiger Zufriedenheit. Die Befürchtung indeß liegt nahe, daß nicht alle, die gern von der Vergünstigung des deutschen Unterrichts Gebrauch machen würden, hierzu in der Lage sein werden. Denkbar wäre es, daß mit der Zeit eine andre Regelung der Angelegenheit versucht würde, etwa in der Form, daß die Schüler in deutscher Sprache examiniert, nebenbei aber einem Kolloquium zur Prüfung ihrer Kenntnisse im Russischen unterzogen werden. Damit könnten beide Teile – Regierung und Publikum – sich zufrieden geben, und die ganze Frage gewönne ein sowohl praktischeres als auch gerechteres Ansehen.

Im Zusammenhang mit der Zulassung der deutschen Unterrichtssprache in Privatanstalten ist sofort die Frage der Berechtigung

estnisch resp. lettischsprachiger Schulen in der Presse zur Diskussion gelangt. Unsre Zeitungen haben diesen Bestrebungen einmütig ihre Sympathie ausgesprochen. Die Zukunft muß lehren, ob der Gedanke lebensfähig und durchführbar ist. Natürlich mißfällt die in der Resolution des Ministerkomitees enthaltene Konzession an das Deutschtum in den baltischen Provinzen denjenigen russischen Politikern, denen Regieren und Russifizieren in den Grenzgebieten identische Begriffe sind. Die liberalen Blätter können nicht gut dagegen auftreten, wenn anders sie ihre prinzipielle Stellung nicht Lügen strafen wollen Dagegen hat die „Nowoje Wremja" nicht gezögert, ihrem Mißfallen unzweideutigen Ausdruck zu geben. U. a. bringt sie in ihrer Nummer vom 29. Mai d. J. eine Korrespondenz aus Riga unter dem Titel: „Die erste baltische Kontrereform." Die Entscheidung in der Schulfrage wird hier als Inkonsequenz gegenüber dem bisherigen 20jährigen Vorgehen der Regierung bezeichnet. Im Anschluß daran erfährt die Stimmung in den baltischen Provinzen, der freiere Hauch, der durch das baltische Geistesleben gehe, eine eigentümliche Würdigung. Die hiesigen Journalisten seien ganz aus dem Häuschen geraten. Zeitungen, die sich sonst auf Nachdruck beschränkt hätten, brächten plötzlich spaltenlange, selbständige Artikel mit neuen politischen Gedanken. Das alles beweise, daß auch diesmal wieder die neuen Ideen, gewissermaßen die Befreiung der Geister, aus Osten gekommen sei „ex oriente lux!" Das wirkt geradezu komisch. Also die „neuen" Ideen in Sachen der Verfassungsreform usw. stammen direkt aus Osten? Sollten die Verhältnisse nicht eher so liegen, daß all diese Ideen, die uns keineswegs unerwartet kommen, schon lange herangereift waren, und zwar auf heimischem Boden und in heimischer Luft; daß aber durch das gewaltsame Niederhalten jeder Bewegung, vor allem durch die Zensur, die erst in allerletzter Zeit in verständnisvollerer Weise gehandhabt wird, ihre öffentliche Erörterung -- garnicht zu reden von ihrer Umsetzung in die Praxis hintangehalten wurde? Ueber den Import von Ideen aus dem Osten können wir freilich quittieren. Mit der Wohlfahrt unsres Landes haben sie aber schlechterdings nichts zu schaffen. Es sind die Ideen der Zügellosigkeit und Anarchie, die durch eine gewissenlose Agitation von Osten in die Kreise unsrer Land und Arbeiterbevölkerung hineingetragen worden sind und unsre Heimat in innere Wirren gestürzt haben, die sie bis dahin nie gekannt hat. Eine sonstige Befruchtung unsres Geisteslebens durch die östliche Ideenwelt läßt sich nicht nachweisen.

Nach der weiteren Darstellung des Rigaschen Korrespondenten der „Nowoje Wremja" verlangen „die Deutschen eine deutsche Autonomie, die Letten eine lettische, die Esten eine estnische, nur die Russen verlangen nichts." Ein bewegliches Bild russischer

Selbstentäußerung und Bescheidenheit: Die Russen stehen in den Ostseeprovinzen traurig und machtlos abseits. Sie sehen, wie die Andersgläubigen und Andersstämmigen ein Privileg um das andre erhalten, und es bleibt ihnen nichts übrig, als der heiße Wunsch, ihre eigene Religion und ihr eigenes Volkstum vor der drohenden Ueberflutung gerettet zu sehen! Neu ist die Entdeckung, daß die Deutschen eine deutsche Autonomie verlangen. Alles, was bisher über die geplante Verfassungsreform in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, zeigt klärlich, daß der ganze Entwurf auf dem Fundament einer alle einheimischen Nationalitäten umfassenden Organisation ruht. Selbst bei den Verhandlungen der Provinzial und Kreistage soll völlige Sprachenfreiheit herrschen, d. h. jeder in seiner Muttersprache reden dürfen. Was will man eigentlich noch mehr? „. . . Mögen", so ungefähr schreibt der Gewährsmann der „Now. Wremja", „die baltischen Journalisten von einer Reorganisation auf deutscher Basis träumen; die Männer, die im praktischen Leben stehen, denken nicht daran." Wenn mit der „deutschen Basis" das Ignorieren der estnischen und lettischen Elemente gemeint ist, dann kann der Herr versichert sein, daß auch die baltischen Journalisten „nicht daran denken." Ein Blick in jede beliebige Zeitung hätte den Korrespondenten sehr bald hiervon überzeugt. Aber das wäre natürlich ein sehr unbequemes Eingeständnis und paßt ihm sozusagen nicht in den Kram. Angesichts eines solchen Vorgehens wird man unwillkürlich an das Wort eines baltischen Historikers erinnert: „Seit einem Menschenalter und länger bringen wir die Hälfte unsrer Tage damit hin, nichts Hängenswertes zu begehen, die andre mit dem Nachweise, nichts Hängenswertes begangen zu haben." . . .

Als ein Symptom des unsre Gesellschaft betreffenden Pessimismus, von dem oben die Rede war, zugleich des mangelnden Vertrauens zur Zukunft und wohl auch zur eigenen Kraft ist ein Beschluß der letzten Generalversammlung des hiesigen Handwerkervereins anzusehen. Es handelte sich um den Ersatz des im vorigen Jahr niedergebrannten Sommertheaters, speziell um die Alternative: Holz- oder Steinbau. Die Versammlung hat sich in ihrer Majorität für einen Holzbau entschieden. Das ist aufs lebhafteste zu bedauern. Sollte die deutsche Gesellschaft wirklich nicht imstande sein, die Mittel für ein dauerndes, würdiges Theatergebäude aufzubringen? Leider scheint das Verständnis für die Bedeutung eines im Dienste der Kunst stehenden Instituts noch nicht alle Kreise durchdrungen zu haben. Die banausische Anschauung, daß ein Theater ein Vergnügungslokal sei, das keine ernstere Aufmerksamkeit verdiene und hinter „gediegeneren" Gegenständen zurückzutreten habe, läßt sich auch unter dem gebildeten Publikum nicht vollständig ausrotten. Erst die unzureichende finanzielle Unter-

stützung rückt die Gefahr nahe, daß das Theater auf dies Niveau hinabsinkt. Es sollte eine Ehrenpflicht sein, für die Existenz eines wirklich guten deutschen Theaters zu sorgen. Die erste Bedingung hiezu ist die Schaffung von Räumlichkeiten, an denen nicht der Fluch der Alltäglichkeit und Trivialität haftet. Es ist ein Unterschied, ob edle Kunstgenüsse in einer Umgebung geboten werden, die an und für sich erhebend wirkt, oder ob diese Umgebung eine Stimmung hervorruft, die den Darbietungen eines gewöhnlichen Vergnügungsetablissements kongenial ist. Das Theater in seiner Eigenschaft als Kultur- und Bildungsfaktor wird nicht genügend erkannt. Das liegt am Publikum selbst. Daran ist garnicht zu zweifeln. Die Bemühungen der verschiedenen Theaterdirektionen, die seit Jahren unsre Stadt besuchen, haben redlich das ihre getan, dies Vorurteil zu zerstreuen. Um so deprimierender wirkt der entsagungsvolle Beschluß des Vereins, als unsre estnischen Mitbürger im Begriff stehen, sich ein anspruchsvolles Theatergebäude zu errichten, mit dem ein mehr oder weniger ad hoc erbautes Sommertheater in keiner Weise konkurrieren kann. Die deutsche Gesellschaft sollte sich stark genug fühlen, um auch auf diesem Gebiet ihre Opferfreudigkeit zu zeigen. Alle möglichen Bedenken — in erster Linie finanzielle — haben sie veranlaßt, sich einen Vorzug zu versagen, auf den sie vollen Anspruch hat und den sie sich selbst schuldig ist. Bei vielen andern Gelegenheiten hat der Handwerkerverein ein tiefes Verständnis für seine Aufgaben bewiesen und durchaus auf der Höhe der Situation gestanden. Es wäre ungerecht, zu behaupten, daß er nun plötzlich von seiner Höhe hinabgestürzt sei. Leugnen läßt sich aber nicht, daß Besorgnisse den Sieg davongetragen haben, die nicht etwa ignoriert, wohl aber mit vereinten Kräften aus dem Wege geräumt werden müßten.

Daß es unsrer Gesellschaft keineswegs an Opfermut fehlt, dafür liefert sie ja fortwährend glänzende Belege. Neben den verschiedenen Vereinen, die vorzugsweise geselligen Zwecken dienen und die ganze Skala vom zwanglosen Beieinandersein bis zum vornehmsten Kunstgenuß umspannen, besteht in unsrer Stadt ein Institut, das, äußerlich auf dem kameradschaftlichen Prinzip aufgebaut, ein praktisches Ziel verfolgt, das tief in unser Leben einschneidet. Ich meine die Freiwillige Feuerwehr und ihre selbstverleugnende Tätigkeit im Dienste des Gemeinwohls. Noch in den letzten Tagen hat ein Mitglied dieser ehrenwerten Gesellschaft die treue Arbeit zum Besten seiner Mitbürger mit dem Tode besiegelt. Interessant ist es, in Anbetracht der heutzutage in unsrer Heimat vorherrschenden Verhältnisse, die imponierende Einigkeit zu beobachten, die im Kreise der Feuerwehr zuhause ist. Hier gibt es keinen Klassenhaß und keinen Rassenhaß. Diese Männer tun ohne überflüssige Redensarten ihre Pflicht, indem sie dessen eingedenk

bleiben, was sie eint, demjenigen aber, was sie trennen könnte, die Tür verschließen. So bieten sie ein schönes Bild einmütiger, freudiger Wirksamkeit auf der gesunden Grundlage des Zusammenschlusses aller Bürger, denen es mit dem Wohl der Stadt Ernst ist und die nicht gesonnen sind, in diesen Tagen allgemeiner Verhetzung die Idee, in deren Dienst sie sich freiwillig gestellt haben, im Stich zu lassen. Dies ist ein Beweis, daß ein Zusammenwirken aller Bevölkerungskreise zu einem gemeinnützigen Zweck in der Praxis sehr wohl bei uns durchführbar ist. Wir haben daher allen Grund, in dieser Beziehung nicht ganz ohne Hoffnung in die Zukunft zu blicken. Wenn erst die Herrschaft der Phrase gebrochen und jeder an seine tägliche Arbeit zurückgekehrt ist, dann läßt sich manches Nützliche leisten — mit einander und für einander. — Unsre Freiwillige Feuerwehr ist ein Zeugnis für die überwältigende Kraft des Gemeininteresses und des Gedankens der Solidarität aller Heimat- oder Stadtgenossen gegenüber den Tendenzen egoistischer Separierung der einzelnen, in unsrer baltischen Heimat eingesessenen Nationalitäten.

Zum Schluß möchte ich einen Fehler berichtigen, den mein voriger Brief enthält. Auf dem „Dom" soll nicht eine Klinik, sondern ein Gebäude für Hörsäle, Laboratorien 2c. aufgeführt werden. An dem Gesichtspunkt der Verunglimpfung der Domanlagen und der Domruine ändert dieser Unterschied natürlich nichts. Das Stadtamt wird die erforderlichen Schritte tun, um die Ausführung des Planes womöglich zu verhindern. Auch die Tagespresse hat sich seitdem mit der Angelegenheit beschäftigt*.

F.

Eine kurze Antwort auf den I. Brief vom Embach.

Es sei mir hier gestattet auf einiges, was die Korrespondenz vom Embach, enthalten im Märzheft der „Balt. Monatsschrift", anbetrifft, eingehen zu dürfen, namentlich in Bezug auf die Beurteilung und die Aeußerungen über das akademische Leben und die Geistesströmungen in den Korporationen. Den in Dorpat studierenden baltischen Studenten wird ein Vorwurf der Unregsamkeit des geistigen Lebens gemacht, welcher als zu schroff hingestellt

*) Inzwischen ist von kompetenter Seite die Erklärung abgegeben worden, daß einstweilen an die Errichtung dieses Gebäudes aus finanziellen Gründen nicht gedacht werden könne. Die Red.

werden muß. Im Anschluß an eine Schilderung der Begeisterungsfähigkeit des nicht baltischen Studenten der Embachstadt im allgemeinen wird der freundliche Wunsch ausgesprochen, daß eine kleine Anwärmung der in den Konventsquartieren herrschenden Temperatur kühler Blasiertheit und Langweiligkeit nicht von Uebel sein würde. Wenn dieser Satz wirklich ein Bild des augenblicklichen geistigen Lebens gäbe, so könnte man mit Recht die Frage aufwerfen, ob nicht die Bedeutung des engen Zusammenschlusses junger Menschen, die, wie ausgedrückt worden ist, „der Pflege der Geselligkeit und Kameradschaft, der Hütung des guten Tones, der legalen Erledigung von Ehrenhändeln und der Betätigung verwandter Interessen leben", doch eigentlich eine sehr geringe sei. Auf dieses sei erlaubt Folgendes zu bemerken: Da sich die korporelle Studentenschaft fast ausschließlich aus baltischen Kreisen rekrutiert und in allem mit dem baltischen Lande eng verwachsen ist, so muß es als eine natürliche Erscheinung angesehen werden, wenn die Strömungen der Gesellschaft und des Landes in ihr sich mehr oder weniger wiederspiegeln. Herrschte im Lande eine starke Depression, so mußte dies selbstverständlich aufs eindrucksvollste auf junge Gemüter eine Wirkung ausüben. So hat es denn auch Zeiten gegeben, wo ähnliche Empfindungen auf die Entwicklung mancher einen nicht bedeutungslosen Druck ausübten. Von einem existierenden Charakterzug der Blasiertheit aber kann überhaupt nicht die Rede sein.

Wenn der Verfasser des Artikels gleichfalls die Frage gelöst zu haben scheint, weshalb die baltische Studentenschaft in das politische Fahrwasser der russischen Kommilitonen nicht hineinzugeraten brauche, so ist diese Art von Lösung zu einfach und darf wohl nicht als dem wirklichen Grunde entsprechend angesehen werden, die von seiten des Ch! C! veröffentlichte Kundgebung hat von den außerhalb des Ch! C! stehenden, nicht kraß radikalen Elementen der Studentenschaft richtiges Verständnis gefunden. Wie Schreiber dieser Zeilen genau bekannt, ist das wichtige und bei dieser Frage nie außer Acht zu lassende Moment, daß ein aktives Eingreifen in die Lösung politischer Probleme aus dem Grunde nicht Sache der baltischen Studentenschaft sei, weil diese Frage älteren, erfahrenen und das Vertrauen der Gesellschaft genießenden Männern überlassen wird, total richtig gewürdigt und anerkannt worden. Das Vertrauen auf die Tätigkeit älterer Persönlichkeiten ist der Grund, weshalb die Politik in das Studentenleben nicht aktiv eingreift, und nicht derjenige, daß Korporationen sich nur mit der Pflege von Geselligkeit und Hütung des guten Tones befassen.

Ferner habe nach Ansicht des Herrn Korrespondenten das Schriftstück notgedrungen Stellung zu Verhältnissen genommen,

denen seine Absender innerlich völlig fern stehen. Nun ist es jedoch von seiten des Ch! C! richtig zu betonen, daß er einen ganz bestimmten Teil der Studentenschaft vorstelle und deshalb in allgemein-studentischen Angelegenheiten sich auch zu äußern habe. Wenn russischerseits darauf hingewiesen worden, daß dank der Erlaubnis des Farbentragens die korporellen Studenten geneigt seien, mit der Regierung durch Dick und Dünn zu gehen, so ist auch von derselben Seite in für die allgemeine Studentenschaft überaus maßgebenden Kreisen bald nach Restituierung des Farbentragens die Meinung verbreitet worden, die baltische Studentenschaft hätte ihren Standpunkt der Politik gegenüber verändert. Es muß also wohl die Kundgebung als berechtigt angesehen werden; sie wurde zudem wie von der Universitätsobrigkeit so auch von der sonstigen Studentenschaft direkt erwartet.

Weiterhin wird der Fassung ein Vorwurf der Unklarheit gemacht, sie als absichtlich gewollt hingestellt und dabei eine quasi absichtlich gewollte Unpräzision als falsche politische Weisheit verurteilt. Den Vorwürfen gegenüber möge bemerkt sein, daß an eine absichtlich gewollte Unpräzision und selbige noch aufgefaßt als politische Weisheit garnicht gedacht worden und weder in der Fassung noch sonst irgendwie dem ähnliches herauszulesen ist. — Dann wird noch weiter gemeint, daß die Schrift durch das Betonen lediglich der Wissenschaft sich selbst richte, da die studentischen Verbindungen mit der Wissenschaft weniger als nichts gemein hätten. Der Verfasser des Artikels vertritt eben die Ansicht, daß Korporationen bloß Geselligkeitsvereine seien, es kann aber auch die andre Ansicht vertreten werden, daß die in Dorpat existierenden studentischen Verbindungen ohne das Fundament der Wissenschaft überhaupt nicht denkbar seien, es sei denn, man studiere in Dorpat einfach Korporationsleben. Derartige Erscheinungen sind im Auslande bekannt. die jungen Menschen sind 2—4 Semester Korpsbrüder, verlassen dann das Korpsleben ganz und beschäftigen sich auf einer andern Universität nur mit dem Studium. Dorpat kennt derartiges nicht. — Der Ch! C! hätte auch dann nur die Berechtigung, die Korporationen in Fragen, die nur auf das Geselligkeitsleben derselben Bezug haben, der Universitätsobrigkeit gegenüber zu vertreten.

Der Grund, weshalb zu einer Erwiederung geschritten worden, besteht darin, daß Verfasser dieser Zeilen die Empfindung hatte, der Artikel vom Embach konnte gleichfalls zu Mißverständnissen Anlaß geben, was ja in jedem Fall schade wäre, denn, mit den Worten des Herrn Korrespondenten der Baltischen Monatsschrift: immerhin ist ein unfreundliches Echo unerfreulich für den, der es gut gemeint hat.

—8—

Nachwort.

Zu der kurzen Antwort auf meinen ersten Embachbrief möchte ich bemerken, daß ich dem baltischen Studententum nicht den Vorwurf mangelnder geistiger Regsamkeit habe machen wollen. Was den von mir behaupteten Zug von Blasiertheit anlangt, so wäre der Ausdruck „Müdigkeit" vielleicht treffender. Ueber das Vorhandensein dieses Zuges läßt sich gewiß streiten. In jedem Fall würde ich solche Stimmungen, wie der Herr Einsender es auch tut, aus der allgemeinen Stimmung im Lande erklären.

Aus welchem Grunde das baltische Studententum sich nicht mit Politik befaßt, habe ich nicht erörtert, vielmehr nur erwähnt, daß es sich so verhält. Am allerwenigsten mache ich ihm daraus einen Vorwurf.

Ich bin der Ansicht, daß unser geistiges Leben und damit dasjenige des baltischen Studententums mit den Bestrebungen der russischen Intellektuellen, seien dies nun Studenten oder andre Elemente, nichts zu schaffen habe. Daher das Unvereinbare zwischen hüben und drüben und daher auch das ganz naturgemäße Mißglücken der Aeußerung des Chargiertenkonvents zu Fragen, die angeblich einen akademischen, tatsächlich einen russisch-politischen Charakter an sich trugen.

Was die studentischen Verbindungen betrifft, so bleibe ich dabei, daß sie als solche mit der Wissenschaft nichts gemein haben. Daß das einzelne Mitglied wissenschaftlich arbeiten kann und soll, ist selbstverständlich, ändert aber an jenem Faktum nichts. Um der Wissenschaft willen ist wahrhaftig kein Mensch in eine Korporation eingetreten. Ein um so besseres Zeichen ist es für den einzelnen wie für die betreffende Korporation, wenn tüchtige Männer aus ihr hervorgehn, die den Nachweis liefern, daß das Eine das Andre keineswegs ausschließt.

F.



Im Spiegel der Presse.

18. Mai.

„Das geschriebene Gesetz muß dem Leben vorausgehen, seinen Weg beleuchten, nicht aber hinter ihm zurückbleiben. Im entgegengesetzten Falle wird es keinen Einfluß haben und keine Achtung genießen." (Birsh. Wed.) Wenn es nun schwer ist, das Gesetz zu einer so unbilligen Hurtigkeit zu bewegen, so ist es doch minder schwer, dem Leben durch Resolutionen und „Plattformen" den Schmand vo wegzuschöpfen. Zwei neue in schärfster Konkurrenz mit den Wegen der Vorsehung gearbeitete „Plattformen" sind fertig die „Plattform" des Bundes der weiblichen Gleichberechtigung und des allrussischen Bundes der Techniker und Ingenieure. Sogleich nach der Fertigstellung der „Plattform" sind beide Vereinigungen in den „Bund der Bünde" eingetreten, der sich die Vereinigung aller radikalen Strömungen zur Aufgabe gestellt hat. Der Frauenbund hat die Organisation eines Bundes aller Arbeiterinnen in Aussicht genommen, dem Bunde der Techniker und Ingenieure blieb die Regelung der männlichen Arbeiterverhältnisse vorbehalten, das staatlich politische Leben Rußlands regeln beide in freiem Wetteifer. Der Bund der weiblichen Gleichberechtigung fordert die sofortige Einberufung einer konstituierenden Versammlung auf Grundlage des allgemeinen, direkten, gleichen und geheimen Wahlrechts, ohne Unterschied der Nationalität, des Glaubens und des Geschlechts, die bürgerliche und politische Gleichberechtigung der Frauen auf allen Gebieten der öffentlichen und staatlichen Wirksamkeit, die Teilnahme der Frauen an allen Wohltaten der künftigen Agrarreformen und die gemeinsame Erziehung der Kinder beiderlei Geschlechts in den Lehranstalten jeden Grades. Der „Ssewernyj Kraj" ist sehr für eine unverzügliche Anteilnahme der Frauen an den politischen Rechten, da sich bei längerem Zögern der Unterschied des politischen Niveaus der Männer und Frauen schnell vergrößern würde, die „Rusj" dagegen rät dem Bunde sich mit Geduld und viel Energie zu wappnen. Der Bund der Ingenieure und Techniker tut es gleich dem Frauenbunde in staatlicher Beziehung nicht unter dem allgemeinen direkten Wahlrecht ohne Unterschied des Glaubens, der Nationalität und des

Geschlechts. Als Kampfmittel zur Durchführung seiner Ideen wählte der Bund die Boykottierung derjenigen Personen und Institutionen, die den Zielen des Bundes zuwiderhandeln. Einzelnen Ingenieuren, die von ihren Arbeitgebern entlassen worden waren, wurden in derselben Sitzung Unterstützungen aus der Bundeskasse bewilligt. Um 6 Uhr abends wurde die Versammlung aus von dem Bunde unabhängigen Gründen geschlossen, die Veranlassung hierzu war der Wunsch des Gastwirts, die von dem Bunde der Ingenieure und Techniker gebrauchten Stühle zu andern Zwecken zu benutzen. Da in diesem Falle das Gebot des Gastwirts tatsächlich dem Leben vorauseilte, so fand es allgemeine Achtung.

Bei dem Versuche, sich in den tausendfältigen Schattierungen unsrer öffentlichen Meinung zurechtzufinden, könnte der obenerwähnte Glaubenssatz der „Birsh. Wed." als das innere Merkmal des gemäßigt radikalen Flügels dienen, ein gutes äußeres Merkmal wäre das Wahlrecht ohne Unterschied des Geschlechts, während das gewöhnliche allgemeine Geheime besser als Merkmal einer fortschrittlich liberalen Gesinnung zu verweisen wäre, die Liberalen ohne das allgemeine Geheime fielen füglich unter den Begriff der Konservativen, die nicht einmal konstitutionell, sondern nur beratend gesinnten Konservativen unter den Begriff der Reaktionäre, wo sie gezwungen wären sich mit der absolutistisch reaktionären Partei der „Mosk. Wed." in furchtbaren Knäuel unauflösbarer Widersprüche zu verwickeln; aber diese letzte Partei ist so reaktionär, daß sie eigentlich keine Partei mehr ist, sondern eine freiadministrative Vereinigung zur Aufhebung der Parteien und aller liberalen Verfügungen und Gesetze. Ihre Wirksamkeit ist nach den Ausführungen Kanschins notwendig, da Polizei, Armee, Geistlichkeit und Beamten ihre Obliegenheiten zur Wahrung des absolutistischen Prinzips nicht mehr zu erfüllen imstande sind. Die Partei nennt sich die monarchische, — Frankreich hat eine monarchische Partei und keinen Monarchen, Rußland, das einen Monarchen und eine monarchische Partei hat, ist nach der Ansicht der „Mosk. Wed." besser daran, das Bestehen einer monarchischen Partei zur Verhütung etwaiger monarchloser Zeiten ist logischer und zeitgemäßer, als eine monarchische Partei gewissermaßen nach Tische. Schon jetzt ist der Zustand höchst unerquicklich. „Wie soll ich", heißt es in einem Briefe der „Mosk. Wed.", „in der Gesellschaft meiner Bekannten sagen, daß ich Monarchist bin, daß ich ein Russe bin und ein rechtgläubiger Christ, wenn mich sogleich ein frecher Jude überschreit, der die Konstitution fordert — was werde ich für einen Monarchisten abgeben in der Anarchie."

So haben sich denn die treuen Untertanen unter dem stürmischen Gebahren der Intelligenz seufzend an das Volk gewandt, als den altbewährten Hort des Reiches. „Im Laufe

weniger Monate, meinen die „Mosk. Wed.", ist die einst so volksliebende und volkstümliche Intelligenz über dieses Volk andrer Ansicht geworden, die Intelligenz läuft vor dem Volke davon und versteckt sich vor ihm, sie schreit über seine Dunkelheit, Unwissenheit, Wildheit und Barbarei, sie rettet das Volk nicht mehr von administrativem Druck und polizeilicher Gewalttat, im Gegenteil, sie ruft nach strengen administrativen Maßnahmen, sie will sich selbst gegen das Volk bewaffnen und drängt die Polizei zum schärfsten Vorgehen, um ungestört vom Volke die Revolution zu machen." Ihre Hoffnung ist nicht mehr das Volk, sondern das Ausland und die Engländer — besonders die Engländer. Kaufmannschaft und Bauer haben sich als vorzügliches Material zur monarchistischen Propaganda erwiesen, darum heißt es weiter: Gebt uns billige, der Konkurrenz gewachsene Zeitungen, öffnet die Spalten der Presse den erdentstammten Kräften des Volkes und unsre gut russische Sache wird unerhörte Resultate haben." — Auch die freie administrativ-monarchische Partei ist zur Propaganda der Tat übergegangen.

Die „Birsh.-Wed." behaupten, daß die monarchistische Partei im Bunde mit den Dunkelmännern und Messerhelden stehe: In Shitomir erklärten die Messerhelden (Hooligans), daß sie Studenten, Intelligenz und Juden totschlügen, da diese gegen Kirche und Staat und überhaupt Sozialisten wären. - Die böse Formel, die Radikalismus und Judentum vereinigt, ist gefunden, und nicht allein von den „Mosk. Wed.", auch liberale Blätter beginnen vom jüdischen Radikalismus zu reden.

Im Örtchen Jusow aber, im Jekaterinschen Gouvernement, wurde ein Keller voll Proklamationen gefunden; die Proklamationen brauchten nicht vernichtet zu werden. Die Polizei versah sie mit dem schlichten Vermerk: „von den Juden" und verteilte sie unter das Volk. So ist die Sache der Freiheit buchstäblich gestempelt worden.

Unter dem Titel „Privilegien und Verfassungsreform" bringt die „Düna-Ztg." einen längeren Artikel, der zum ersten Mal in Umrissen ein Bild eines Reformprojekts aus den Kreisen baltischer Edelleute gibt. Der Verfasser (v. S.) untersucht die Privilegien der Rittergutsbesitzer und kommt zu dem Schluß, daß eigentlich die noch bestehenden Reste derselben von keiner materiellen Bedeutung sind, und das wichtigste Privileg, allein über die Verwendung der Landesprästanden zu beraten, durch die in Rede stehende Reform beseitigt werden soll.

Am eingehendsten ist dieser Artikel in der „Deenas Lapa" besprochen worden; sie wendet sich besonders gegen die Sätze, die

lettisch-estnische Intelligenz scheine nach ihrem Verhalten zu den Unruhen der letzten Zeit noch nicht reif zu sein, an der Besprechung von Reformfragen teilzunehmen, und der Adelskonvent sei allein kompetent zu entscheiden, was eine eigentliche Reform und was eine Pseudoreform genannt werden kann. Die Ausführungen Herrn v. S., daß keine materiellen Privilegien mehr bestehen, suchte sie im einzelnen zu entkräftigen. Daneben weist das Blatt auf die von Herrn v. S. übergangenen Privilegien hin, die dem Adel und dem Großgrundbesitz nach russischem Reichsrecht zustehen, daß auf privatrechtlichem Gebiet bei den Kaufverträgen mit dem Kleingrundbesitz sich die Gutsbesitzer wichtige Vorrechte gewahrt haben, und dann, daß die Höfe von den Gemeindelasten eximiert seien, speziell an den Ausgaben für Schule, Armen- und Invalidenversorgung nicht teilnehmen.

Die „Rigas Awise" lehnt von vornherein jede Diskussion über die Verfassungsreform ab, ihr extrem nationaler Standpunkt schützt sie vor jedem Kompromiß. Sie will nicht das freiwillig gebotene Geringere, um nicht das Größere, das sie von der Regierung erwartet, in Frage zu stellen. Nur äußere Umstände können den Konvent zu Reformen gedrängt haben, daher soll man nicht diese Reformen, die bloß ritterschaftliche Interessen im Auge haben, begünstigen, zum Schaden der einzig heilsamen Reformen, die die Regierung verwirklichen kann, Reformen, die das Interesse des Landes, d. h. des lettischen Volkes vertreten.

Diese Stellungnahme des gouvernementalen lettischen Blattes ist der russischen Presse eine Gewähr dafür, daß eine Einigung zwischen den Letten und Esten einerseits und den Deutschen nicht möglich ist. Die estnisch-lettische Volkskraft, schreibt die „Now. Wremja", entfaltet sich täglich und stündlich, schon haben die Deutschen viele Positionen verloren, sind aus vielen Stadtverwaltungen verdrängt worden. Jetzt fangen die Deutschen an Schutz bei der öffentlichen Meinung Rußlands zu suchen, bald werden sie sich von der alten Anschauung lossagen, daß ihre Positionen im Gebiet hauptsächlich durch uns Russen bedroht sind. Dann wird der Moment eintreten, wo wir Russen wieder als die Vertreter der Gerechtigkeit eingreifen werden, aber nicht mehr zu gunsten der Esten und Letten, wie bisher, sondern zu gunsten der Deutschen. Es ist eben unsre Aufgabe, in den Grenzmarken im Kampfe der Nationalitäten die Schwächeren zu stützen. -

Durch unsere Blätter ging vor kurzem die Notiz von dem Erscheinen einer neuen estnischen sozialistischen Zeitschrift „Der Fortschritt" in der deutschen Residenz. Die Mai-Nummer, die mir eben vorliegt, enthält das Programm derselben „Fortschritt, Wahrheit und Tugend stehen höher als alle Gesetze und Religionen", lautet die Parole der Zeitschrift, sie bedeutet: „Unsre Zeitschrift

nimmt zum Ziel ihrer Bestrebungen und zum Maßstab ihres Wirkens den Fortschritt, die Wahrheit und die Freiheit, welch letztere in natürlicher Weise aus der Entwicklung der Kulturgeschichte und aus der geistigen Natur des Menschengeschlechts sich ergeben. . . ." Weiterhin heißt es: „All unser politisches und wissenschaftliches Streben wird sich gründen auf eine natürliche Moral oder Lehre vom Guten, mit deren System wir unsre Leser fernerhin von Grund aus bekannt machen werden. Alle Programme, Pläne, Verbesserungen und Reformen, die sich auf das Gemeinwesen und die Politik beziehen, müssen auf moralischen Grundsätzen und Verbesserungen basiren. Unsre Moral aber trägt keine religiöse Färbung, sondern sie ist die Sprache der Naturgesetze von der geistigen Natur des Menschen selbst."

Es ist verfrüht, nach dieser Einleitung das Blatt ein sozialistisches zu nennen, man warte die Naturgesetze ab, die es von der geistigen Natur des Menschen abzuleiten gedenkt.

---

28. Mai.

Die Ereignisse der letzten Zeit haben die Parteienbildung in Rußland beschleunigt. Die Gruppierung des rechten Flügels, durch die bekannte Aktion des Fürsten Trubetzkoj eingeleitet, ist zur Zeit nach den „Birsh. Wedom." etwa folgende: Ganz rechts stehen Gringmut und der Stab der „Mosk. Wedom.", dann folgt der „Grashdanin" mit dem Fürsten Meschtscherskij, hieran schließt sich die russische oder national progressive Partei des Grafen Scheremetjew, dann folgt Trubetzkoj mit seinen Anhängern, den 22 Adelsmarschällen und ihrem Programmacher Schipow — ihr Organ ist die „Nowosti dnja"; weiter links stehen Golowin und Golitzyn mit ihrem Anhang und die sog. „ehrlichen Konservativen", von denen man nur weiß, daß sie keine Gemeinschaft mit dem ganz rechten Flügel der Adelspartei haben wollen. — Zusammengehalten wird die ganze Adelspartei durch den gemeinsamen Wunsch, organische Reformen zu verwirklichen, dabei streng auf gesetzlichem Boden. Die „Birsh. Wed.", die eigentlich wenig Grund haben, das Lob der Adelspartei zu verkünden, erkennen diesen Reformeifer an; anläßlich der agraren Frage sagt sie: „Zur Ehre der Edelleute sei es gesagt — die Mehrzahl ist für eine unaufschiebbare Befriedigung des bäuerlichen Landhungers!"

Ein Reformeifer, der jetzt ganz Rußland beseelt, genügt nicht, um die Rechte von den übrigen Parteien des Reiches zu trennen, sondern ihre nationale Färbung. Bestimmend hiefür ist einmal die Tradition Moskaus als Zentrum der Adelspartei, der schroffe Gegensatz zum liberalen bureaukratischen Petersburg. Als

Beleg hiefür zitiere ich folgenden Passus aus dem Briefe des bekannten Edelmanns Pawlow an den Herausgeber der „Nowoje Wremja“: „Organische Umwandlungen — als Ausfluß organischer Forderungen des russischen Landes, um es zu heilen von allen fremden Prinzipien, die das 18. Jahrhundert und das regime imperial bureaucratique in unser Leben getragen, die unsern zarischen und volkstümlichen Weg verunstaltet, zum Ziel desselben die Konstitution gesetzt -- sind aber etwas anderes als Reformen im Geiste dieses regime imperial bureaucratique, von dem der Petersburger Liberalismus ebenso jetzt wie früher träumt! — Diese liberalen Hirngespinste Petersburgs sind ein untrügliches Symptom der geistigen Erkrankung unsrer intelligenten Gesellschaft und bilden den Hauptgrund schadenfroher Hoffnungen unsrer Japanophilen, wie derjenigen der ganzen Erde!“ . . .

Das Petersburger Blatt, die „Birsh. Wedom.“, erkennen Moskaus Vorherrschaft an: „Wirklich, Moskau wird immer mehr zum Zentrum des russischen politischen Gedankens. Hier ist die politische Plattform für die Beziehungen der Russen und Polen ausgearbeitet und festgesetzt worden. Hier haben sich der Bund der Bünde, die wichtigsten Kongresse und Organisationen zusammengetan. Hier ist der Sitz der ganzen rechten Opposition, die Anhänger Scharapows, Schipows und Scheremetjews, die alle auf Gott und ihre Kräfte vertrauend, das Allumfassende zu erfassen hoffen und vor allem die Aufgabe der russischen Staatsordnung entgegen dem Erfahrungssatz der Weltgeschichte auf dem Boden russischer Eigenart zu lösen gedenken.“

Zu den beiden Merkmalen, Reformeifer und nationaler Eigenart, kommt als drittes der Gegensatz und Kampf mit den revolutionären Parteien des Reiches hinzu. So schreibt der „Mir Boshij“. „Alle politischen Gruppen der Rechten sind eins in einem rührend ähnlichen Motiv: dem Kampf mit den Unruhen, revolutionären Strömungen ɛc Die Einen verkünden „schlagt sie auf den Kopf“, andre raten zu bewaffnetem Widerstande, andre wieder zu „gesetzlichen Mitteln“, einige begnügen sich mit „unversöhnlicher Stimmung“. Weiter folgen als Mittel: Semsky Ssobor, politische Reformen usw. In den Mitteln kann man natürlich auseinandergehn. . . Es scheint, als ob alle Schattierungen der Rechten bloß für die Unruhen da sind und weil diese existieren. Darum ist auch die Rechte in ihrer augenblicklichen Bildung als politische Kraft durchaus nicht ernst zu nehmen, sie erscheint sogar lächerlich in der Rolle einer getreuen Opposition zu den Unruhen. . . Die heutige Rechte ist durch die Unruhen und für diese entstanden. Schon aus diesem Grunde allein sollte sie dankbar sein und weniger lärmen. Aber wir haben uns schon zuviel mit ihr befaßt, da ja nicht einmal die nächste Zukunft ihr gehört.“

So hätte also der „Mir Boshij" die unbequeme Rechte mitsamt den Unruhen von der Liste gestrichen. —

Die lettische, deutsche und russische Presse hat von der in der „Baltischen Monatsschrift" veröffentlichten Antwort des livländischen Landmarschalls an den Grafen Gudowitsch sofort Kenntnis genommen. Die lettische und deutsche Presse begnügen sich mit der Wiedergabe des Briefes, die „Deenas Lapa" hebt hervor, daß die livländische Ritterschaft nach diesem Briefe sich nicht mit Fragen, die das ganze Reich betreffen, beschäftigt habe. Diese Tatsache bringt sie in Zusammenhang mit der offiziellen Mitteilung, daß die baltische Selbstverwaltungsreform auf Initiative der Ritterschaft in Angriff genommen ist. Die „Rishsk. Wed." und ihr getreues Echo der „Rishanin" in der „Nowoje Wremja" meinen, daß die livländische Ritterschaft in der Frage der Selbstverwaltungsreform besonders geschickt verfahren sei, aus dem Briefe des livl. Landmarschalls glauben sie entnehmen zu können, „daß durch weises Maßhalten in ihren Wünschen" sie ihren alten Wunsch, die Initiative der baltischen Selbstverwaltungsreform zu ergreifen, erreicht habe. Anknüpfend hieran meinen sie, daß das ritterschaftliche Reformprojekt augenscheinlich noch nicht feststehe, da nach den deutschen Zeitungsnachrichten (Düna Ztg. und Nordlivl. Ztg.) eine progressive Partei mit der konservativen um die Herrschaft ringe; die „Rusj" meint, daß die progressiven Stimmen jedenfalls nur ganz vereinzelt sein können. Die „Rishsk. Wed." machen vor allem für ihren Gedanken Propaganda, daß die im öffentlichen Leben wirkenden Glieder des lettisch-estnischen Volkes entweder zu den Bestrebungen des Reformprojekts hinzugezogen werden oder wenigstens getrennt ein selbständiges Projekt ausarbeiten müßten, dann wäre die Regierung imstande, das ritterschaftliche Projekt besser beurteilen zu können.

Das Programm des Herrn v. S. hat eine Erwiederung in der „Nordlivl. Ztg." gefunden, hier wird die Vertretung der Nichtdeutschen, darum Wahl der bäuerlichen Delegierten für die Bezirksverbände durch die Gemeindeversammlung und Heranziehung der ländlichen Intelligenz gefordert, die Vertretung des neuen Landtages durch die Ritterschaft wird verworfen. Die lettische und russische Presse erklären sich mit diesem Projekt für einverstanden, auch in der „St. Pet. Ztg." ist von einem Anhänger dieses Projekts, einem Herrn Z., ein Artikel erschienen, hier wird allerdings das Hauptgewicht nur auf die Beteiligung der Intelligenz zwecks Lösung politischer Fragen gelegt, in der Weise des f.-l.-Korrespondenten dieses Blattes.

Im „Rig. Tagebl.“ bekämpft Herr G. v. B. gleichzeitig Herrn v. S. und den Herrn der „Nordlivl. Ztg.“ — es handele sich beim ganzen Reformprojekt nicht um einen politischen Körper, sondern bloß um eine Steuerverwaltung, was beiden Herren unbekannt scheine. Von einem Mitvertretensein „aller Welt“ könne keine Rede sein, auch auf der Basis einer Einkommensteuer sei das nicht möglich, da dieser im provinziellen Haushalt niemals eine zentrale Stellung zukommen könnte.

Schließlich hat in die Diskussion der Landtagsreform ein Vertreter des geistlichen Standes eingegriffen und für die Beteiligung seiner Amtsbrüder plaidiert.

Den Vorwurf mangelnden Konservatismus hat sich das Projekt des Herrn v. S. in einer d gezeichneten Zuschrift der „Düna-Ztg.“ zugezogen. Hier wird vom Schirrenschen Standpunkt aus der Grundbesitz als einzige Voraussetzung politischer Beteiligung gefordert, im Gegensatz zur Prästandenleistung. Auch ist der Verfasser geneigt Kleingrundbesitz und Großgrundbesitz in der Landesverwaltung säuberlich zu scheiden, etwa nach dem Vorschlage des Herrn G. v. B. Für gesonderte Landtage und Bauerntage ist auch in der „St. Pet. Ztg.“ Herr S. eingetreten, um Hader und Zwiespalt, Verschärfung nationaler Gegensätze zu vermeiden. Die gemeinsame Arbeit würde dann in den vereinigten ritterschaftlichen und bäuerlichen Ausschüssen stattfinden, wo bei der beschränkten Anzahl den Gliedern Gelegenheit geboten würde, sich gegenseitig kennen und lieben zu lernen.

Die vielversprechende Judenfrage ist in enger Verbindung mit der Frage der Fremdstämmigen dem panslavistisch-slawophilen Ideenkreise in überraschend einfacher Weise entstiegen, indem die in Rußland wohnenden Hebräer den Fremdstämmigen zugezählt wurden. Nachdem laut der „Now. Wr.“ der „Ssyn Otjetschestwa“, laut dem „Ssyn Otjetschestwa“ die „Now. Wr.“ den hebräischen Ursprung des russischen Radikalismus an seiner Abneigung gegen die hebräischen Siedelungsgesetze entdeckt hatte, bestritt ein Artikel der „Now. Wrem.“ die Stimmberechtigung der Hebräer, nicht als Menschen, sondern als Russen und rechtgläubige Christen. Ja, die Reputation des allgemeinen geheimen Wahlrechts selbst wurde durch die Behauptung, daß sich bei den Wahlen in der Provinz doch hauptsächlich nur Juden einstellen würden, wesentlich geschmälert. Aus der „Nowoje Wremja“ fiel der Gedanke in die Hände der „Mosk. Wed.“, die ihn in einer glücklichen Kombination mit der Intelligenz und den altbewährten japanischen Millionen der staatserhaltenden Propaganda der Tat übermittelte. Letztere verteilte

ihn in der populären Form des Plakats für ein Geringes unter das Volk, wobei ihn der Polizeimeister von Jusow erhaschte und ihn zur bequemeren Handhabung in epigrammatischer Kürze in seinen Stempel schneiden ließ.

Die parallel mit den Hebräern erörterte Frage der übrigen Fremdstämmigen war indessen noch nicht stempelreif und die Anschaffung eines Stempels mit der analogen Aufschrift „von den Fremdstämmigen“ wurde von der Kanzlei des Polizeimeisters in Jusow bis auf weiteres nicht für notwendig erachtet. Dagegen ist auch dieser Gedanke bereits in den „Mosk. Wed.“ angelangt. Die radikalen Bünde und Parteien, mit denen die Stempelung der Judenfrage begonnen hatte, haben in allen Resolutionen und „Plattformen“ ein menschliches Rühren, wie mit den Juden, so auch mit den übrigen Fremdstämmigen gezeigt, dem Begriff der bürgerlichen Freiheit die Autonomie und freie nationale Entwicklung aller fremdstämmigen Völkerschaften auf den historisch gewordenen Grundlagen ihrer Kultur einverleibend.

Leider dürften die Segnungen der radikalen Anschauungsweise bei der praktischen Durchführung ihrer Grundsätze für die fremdstämmigen Völkerschaften ohne Bedeutung sein, da die Radikalen zunächst eine ausgibige Reform auch des fremdstämmigen Volkslebens nach dem Prinzip des Wahlrechts ohne Unterschied der Geschlechter in Aussicht nehmen, wobei den Fremdstämmigen nur spärliche Ueberreste des historisch Gewordenen zur weiteren Pflege ihrer nationalen Eigenart verbleiben dürften. Ohne Echo verhallend erklingt unter diesen Umständen die Stimme Alexej Poroschins in der „Rusj“: „Meine lieben russischen Brüder, laßt ab, ich bitte euch, von eurer elenden und unverständlichen Torheit der Ausrottung und Schuhriegelung der Fremdstämmigen — niemand werdet ihr ausrotten! Alles Starke, das eure Befürchtungen weckt, findet sein Leben, dasjenige aber, was in diesem Starken euch selbst zum Halt dienen könnte, wird, den Dornen gleich euch ins Fleisch dringend, euren Leib zerreißen, und auf diesem Dornenlager werdet ihr, glaubt mir, weit entfernt sein, Sieg oder auch nur Ruhe zu finden, von der stündlichen Erwartung irgend eines plötzlichen Ereignisses beunruhigt. Kein Verstand ist darin, sondern eitel Blindheit und Schaden. Die fremde Individualität unterdrückend geht ihr auf Messern einher, weit werdet ihr auf diesem Wege nicht gehn.“

---

10. Juni.

Die absolutistische Partei hat, Schritt vor Schritt den Ereignissen des politischen Lebens folgend, den Weg von den grundlegenden Voraussetzungen ihres Bestehens bis zu den letzten Konsequenzen dieser Grundsätze zurückgelegt. Sie wollte beharren und ist genötigt zu reorganisieren. Seit den Zeiten Karamsins und darüber hinaus, seit den ersten Regungen des russischen Staatsgedankens ruht Rußland auf der unteilbaren Dreiheit — Volkstümlichkeit, Rechtgläubigkeit und Selbstherrschaft. Durch diese Dreiheit und somit durch das Wesen des Staates selbst ist alles Reformieren dem Staate verderblich, denn jede Erscheinung des russischen Lebens ist aus einer dieser Wurzeln erwachsen, deren organische Verbindung alle Einzelreform vereitelt. „Daher sind den Feinden Rußlands alle drei Prinzipien gleich verhaßt und die Reformbewegung richtet sich gegen die Grundlagen des russischen Reiches und auf die Aufhebung des russischen Staates." Wo immer die Feinde des alten Regimes den Spaten ansetzen, bedrohen sie das Leben der Wurzeln Rußlands. Die liberale Intelligenz führt Rußland der Vernichtung entgegen. „An die Stelle der zarischen Selbstherrschaft wird die Despotie der parlamentarischen Mehrheit, d. h. der radikal-fremdstämmigen Intelligenz und der jüdischen Geldherrschaft treten, an die Stelle der Rechtgläubigkeit — nichts! Denn alle Religionen werden gleichberechtigt sein und keine führend! An die Stelle des russischen Volksgeistes werden alle übrigen Volksstämme treten, denen Rußland nicht gehört und die dennoch gemeinsam mit der wurzellosen und sinnlosen Intelligenz Rußland lenken werden! Das russische Volk aber wird, auf seine ethnographischen Grenzen beschränkt, an der Führung des Landes allein durch jene Intelligenz beteiligt sein, folglich von der Leitung und Verwaltung des Landes gänzlich ausgeschlossen und seiner politischen Rechte verlustig sein. . . . Augenscheinlich wird durch diese Reform Rußland seines staatlichen Gedankens und überhaupt jedes Sinnes beraubt und nichts mehr — als ein leerer Schall!" (Mosk. Wed.)

Das sind die Früchte der Intelligenz, die ein Fremdkörper im russischen Staat ist, erwachsen und genährt auf dem Boden des westeuropäischen Imperialismus. Soll Rußland genesen, so heißt es mit dem Übel der Intelligenz auch den Grund des Übels zu beseitigen. „Entschieden und fest müssen wir der Politik des Imperialismus entsagen und zur patriarchalischen Form der Selbstherrschaft zurückkehren, die der Struktur des russischen Lebens entsprechend und natürlich ist." (Mosk. Wed.) Der imperialistische Staat gelangt, mit der Beschränkung des selbstherrlichen Willens durch die Minister beginnend, unrettbar zur Konstitution, mit der

die Auflösung des Staates selbst beginnt. Rußland aber ist allerdings beim Ministersystem, aber noch nicht bei der Konstitution angelangt, daher ist es noch Zeit mit dem Imperialismus zu brechen und den patriarchalisch volkstümlichen Staat in seiner ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen. So steht denn „unter den Reformen, deren das heutige Rußland nach der Meinung der monarchischen Partei bedarf, eine größere Festigung der unumschränkt monarchisch selbstherrlichen Gewalt obenan." Es täte vor allen Dingen not, den Staat im Staate das Justizressort aufzuheben und die Teilung der Gewalten zu beseitigen. Aus der Asche des Imperialismus wird vermittels solcher und ähnlicher Reformen der Phönix des russischen Staates neu erstehen und sich hoch über seine Feinde erheben! Wer aber bürgt für den Sieg der guten Sache, wer wird den Imperialismus zermalmen und die Umtriebe der Intelligenz zu Schanden machen, wer ist der Heros der Absolutisten? Und wir erhalten zur Antwort — das russische Volk! —

Hunderttausende von Köpfen sind, wollen wir anders der radikalen Presse Glauben schenken, augenblicklich in Rußland mit der Verwirklichung der sozialistischen Ideale beschäftigt, mit der Realisierung dieser Ideale nicht allein, sondern ebenso mit ihrer Ergänzung und Erweiterung. Zum Ruhme Rußlands wird die Lösung der Aufgabe alle Erwartungen weit übertreffen, und wenn die Sozialdemokratie des Westens ein goldenes Zeitalter hat schaffen wollen, so wird jedenfalls das Zeitalter des russischen Radikalismus um vieles goldener und, sozusagen, ein unerhört goldenes Zeitalter sein. Nur das weitgesteckte Ziel lohnt der Mühe, und der russische Radikalismus ist in der mühevollen Arbeit der Selbstorganisation begriffen. Nach dem Referat des „Mir Boshij" beginnen sich bereits seit einigen Monaten Personen der verschiedenartigsten Berufe zu professionalen Genossenschaften zusammenzuschließen. Professoren, Lehrer und Volksschullehrer, Advokaten, Ingenieure, Aerzte und Schriftsteller, Pharmazeuten, Veterinäre, Handwerker und Techniker, die Frauen aller Berufe vereinigen sich zu politisch-professionalen Verbänden. Einzelne dieser Genossenschaften sind noch örtlich beschränkt, viele sind bereits zu allrussischen Bünden geworden. Als Musterprogramm dieser Bünde kann in politisch-sozialer Hinsicht das Programm des allrussischen Bundes der Techniker und Ingenieure, das wir bereits erwähnt haben, dienen.

Alle allrussischen Genossenschaften, schreibt Archeschow in „Nascha Shisnj", sind aus Ortsgruppen entstanden und haben sich vermittels allrussischer Delegiertenversammlungen und durch die Tätigkeit provinzialer Zentralbureaus endgültig organisiert. Gemeinsam ist ihnen allen — die Errichtung einer vorläufigen politischen „Plattform", als erste und nächstliegende Aufgabe,

und das Bestreben, die Realisierung dieser „Plattform" mit den Mitteln ihres praktischen Berufes zu erreichen. Die Annahme der politischen „Plattform" mit allen in ihr enthaltenen Freiheiten legt jedem Gliede die moralische Verpflichtung auf, nach Möglichkeit die in der Einigungsformel enthaltenen Ideen in seiner unmittelbaren praktischen Tätigkeit zu verwirklichen. Landau im „Sijn Otjetschestwa" definiert die professionalen Bünde als „das Surrogat einer freien Gesellschaft", die tatsächlich die Freiheit schafft und die gewaltige Arbeit einer gesellschaftlichen Wiedergeburt vollzieht. Nach den Auslassungen des Professors Miljukow ist der negativ-kritische Teil der Bundesplattformen vollständig gleichlautend, ihr politischer Gehalt nicht wesentlich verschieden, erst bei den sachlichen Einzelheiten beginnt die Meinungsverschiedenheit. Es können daher die Glieder der professionalen Bünde nicht beanspruchen, unmittelbar die reorganisierte Gesellschaft zu repräsentieren, und nichts mehr als eine Brücke zur Schaffung des sozialistischen Staates bilden. Dementsprechend bezeichnet Professor Miljukow als die Aufgabe der Bünde „die bis dahin untätigen Elemente zur Aktivität zu bewegen." Während die Bünde selbst nichts mehr als der Sauerteig sind, der langsam in die passive Masse hinabdringt, ist die endgültige Verwirklichung des radikalen Programms einer andern und größeren Kraft vorbehalten. Wer aber, fragen wir, wird den Bau der morschen Gesellschaft zerschmettern, der Sache der Gleichheit, der endgültigen Vereinigung der Männer und Frauen und der gerechten Verteilung von Arbeit, Macht und Genuß zum Siege verhelfen? Und wir erhalten zur Antwort — das russische Volk!

In der Beurteilung der deutschen Gesellschaft hat sich bei der russischen Presse ein Umschwung vollzogen. Die alte Anschauung, der man überall begegnete, die baltischen Deutschen seien allen Reformen abhold, die nicht die Rückkehr zur Vergangenheit ermöglichen, findet immer weniger Boden. Vor allem konstatieren die russischen Blätter eine neue Strömung, die sich in den deutschen Tagesblättern äußert. So schreibt ein Korrespondent der „Now. Wremja": „Es ist schwer zu sagen, was im Augenblick in den Spalten unserer Tagesblätter sich entwickelt. Bis vor kurzem fast ganz ohne eigene Artikel nur auf den Abdruck angewiesen, sind diese Zeitungen plötzlich voll von selbständigen Leitartikeln und Aufsätzen über Reformen für das Ostseegebiet. Hierher rechnet die russische Presse die Aufsätze über die Landtagsreform, die Diskussion in der Patronatsfrage, endlich hauptsächlich die Schulfrage im Zusammenhang mit dem von der „Düna-Ztg." angeregten

Gedanken der Parität. Die Anschauung daß das Erlernen der lettischen und estnischen Sprache als notwendig von der deutschen Gesellschaft erachtet wird, hatte die russische Presse sehr überrascht.

Die Möglichkeit einer nationalen Einigung noch bis vor kurzem von der gesammten russischen Presse als unmöglich hingestellt, wird jetzt besonders von der „Rishsk. Wedom." immer mehr in den Kreis der Betrachtung gezogen.

„Es ist klar", schreiben die „Rishskija Wedom.", „daß die baltischen Deutschen ernsthaft mit den veränderten Verhältnissen im Gebiet und dem Wachsen der estnisch-lettischen Kulturkraft zu rechnen anfangen. . . . Vielleicht sind diese neuen Strömungen in der deutschen Gesellschaft unvermeidlich und sogar garnicht ungünstig für geregeltere Beziehungen zwischen den Grenzmarken und dem Reiche. . . ."

Das freiere Spiel der gesellschaftlichen Kräfte nach Beseitigung des administrativen Druckes, welches jetzt den neuen russischen Anschauungen konform der Gesellschaft zugestanden werden muß, wird in Zukunft eine nationale Einigung nicht mehr verhindern können. Da drängt sich den russischen Blättern unwillkürlich der Gedanke auf, daß eine Verdrängung des russischen Elements zu befürchten ist. Die „Rishsk. Wedom." fallen in die bittere Klage ein, daß gerade die russische Bureaukratie in erster Linie die russische Gesellschaft hier in den Grenzmarken vernichtet habe, so daß jetzt wo im ganzen Gebiet alles eine rege Tätigkeit entfaltet, die russische Gesellschaft tatenlos verharrt.

Die „Now. Wremja" schreibt: „Obgleich die Zahl der russischen öffentlichen Organisationen im Ostseegebiet bedeutend gewachsen war, ist dennoch der gesellschaftliche Geist vollständig geschwunden. Die Formen sind da, aber ihnen fehlt das Leben. Die russische Gesellschaft existiert sozusagen nur auf dem Papier, nicht in Wirklichkeit. In dem Augenblick, wo sie ihre Stimme erheben müßte als Gegengewicht allen möglichen fremdstämmigen Umtrieben, zeigt es sich, daß diese Gesellschaft garnicht existiert. Und wir haben nichts, was wir den realen ortseingesessenen Gesellschaftskräften entgegenstellen können, die in letzter Zeit unter dem Einfluß neuer Strömungen zum Leben erwacht, die Reorganisation aller Beziehungen des Ostseegebiets ihren Anschauungen gemäß verlangen.

Die Polemik zwischen der deutschen und lettischen Presse wegen der Bauernunruhen auf dem Lande ist in letzter Zeit verstummt, nachdem die Unruhen immer mehr einen antikirchlichen Charakter angenommen haben. Die Kirchenschließungen durch das Konsistorium und der Appell an die Gemeinden zur Selbsthulfe gegen die Unruhestörer hat in der „Rig. Awise" und einigen

anderen lettischen Blättern ein Echo gefunden. Die „Peterb. Awise" bringt ebenfalls einen hierher gehörigen Artikel mit der Ueberschrift*) „Fort mit der Politik aus der Kirche." Hier heißt es: „Wir sind bereit, wir rufen jedem Letten zu: Fort mit der Politik aus der Kirche! Rührt das Heiligtum nicht an, laßt zum geringsten einen Ort des Friedens übrig, wo die Müden sich stärken und erholen können von den Stürmen des Lebens. Aber wir wissen auch, daß diesem Ruf nur dann wird Folge geleistet werden, wenn Ihr deutsche Herren Euch lossagt von der bisherigen Ordnung, die Kirche als politische Arena zu betrachten. Wollt Ihr das? — Wir zweifeln. Ihr wollt noch mit den alten Mitteln die Kirche und die Person des Predigers schützen. Ihr liebt Schelte und Strafen, Ihr seht nur das Heil in Nagaiken, Schwertern und Flinten, wir dagegen glauben daß besser die Kirche und der Prediger durch die Liebe und das Vertrauen der Gemeinde geschützt wird. Wenn Ihr dasselbe wollt, so sind wir auf demselben Wege, dann wird unsrer Arbeit das Gedeihen nicht fehlen, wollt ihr dagegen nicht, so sind unsre Wege geschieden, dann könnt Ihr über uns lästern soviel Ihr wollt, wir werden bei unsrer Auffassung und unsrer Ueberzeugung bleiben."

Das „Rig. Tagebl." plädiert für Schließung der Kirchen auch vor dem Ausbruch von Kirchenstörungen, damit Gesundheit und Leben der Pastoren nicht von der Laune roher Tumultanten abhängig bleiben und für kleine Soldatenpiketts, die mit strengsten Vollmachten ausgestattet den sonntäglichen Gottesdienst zu bewachen haben. Die russische Presse hält diese letztere Maßregel aus rein praktischen Gründen für nicht durchführbar, bedauert, daß die deutschen leitenden Kreise nur für Gewaltmaßregeln sind. Es wäre interessant die Meinung der deutschen Presse darüber zu vernehmen, warum es die deutschen Pastoren nicht verstanden haben, im Verlauf einiger Jahrhunderte die Liebe der Bevölkerung zu erwerben, so daß sie jetzt ihre Verteidigung übernehmen konnte. Es ist beachtenswert, daß solche Unruhen in orthodoxen Kirchen nicht vorgekommen sind. Soweit die russische Presse.

Der „Postimees" widmet einen längeren Artikel der mit der proklamierten Glaubensfreiheit verbundenen Uebertrittsfrage. Er meldet, daß die geistlichen Oberen der evangelischen Kirche den Beschluß gefaßt hätten: Der Uebertritt zum evangelischen Glauben soll vermittels Polizei geschehen. Wie man hört, habe die lutherische Kirchenobrigkeit um solch eine sonderliche Ordnung und polizeiliche Vermittlung beim Glaubenswechsel in der Befürchtung

---

*) Dieser Artikel ist vom Redakteur der „Balss", Pastor emer. Olaws geschrieben, die Redaktion der „Peterb. Awise" fügt hinzu, daß der Artikel vom Rigaschen Zensor einer lettischen Zeitung gestrichen sei. Bald darauf erschien dieser Artikel dennoch gleichzeitig im „Balt. Wehstn." und im „Balss".

gebeten — man könnte „Oben“ doch meinen, die evangelische Kirche arbeite darauf los, Menschen aus der Staatskirche wegzulocken. Man hat sich sonst in Wahrheits- und Geistesfragen von der Menschenfurcht nicht so augenscheinlich leiten lassen.

Wenn das Salz der evangelischen Kirche tatsächlich dumm geworden ist, heißt es weiterhin, so möge man mit kirchlichen Dingen die Ordner des bürgerlichen Lebens nicht belästigen — sie haben ohnehin viel zu schaffen. —

PB.



Baltische Chronik.

September 1904 — September 1905.

1\. Sept. Die Ernennung des Fürsten Sswjätopolk-Mirski zum Minister des Innern wird von der gesamten russischen Presse mit großer Sympathie besprochen, die sich immer mehr steigert, je häufiger der Minister in Ansprachen und bei Interviews seinen liberalen Anschauungen Ausdruck giebt.

Ende August erklärt der neue Minister einem Mitarbeiter des „Echo de Paris", er werde sich an das Manifest vom 26. Febr. 1903 (s. Balt. Chr. von dem Datum) halten, werde sich aber „bei seinen Handlungen von einem wahrhaft liberalen Geist durchdringen" lassen; er erklärt sich für einen „entschiedenen Anhänger der Selbstverwaltung" und will den Semstwos möglichst umfassende Befugnisse zuweisen, soweit es sich um die Schule, die landwirtschaftlichen Interessen, das Straßen- und Eisenbahnwesen u. a. m. handelt. Für den Parlamentarismus indessen sei Rußland „nicht reif". Hinsichtlich der Toleranz gegen nichtorthodoxe Christen und Juden äußerte der Minister: „Ich perhorresziere alle religiösen Verfolgungen und befürworte größtmögliche Gewissensfreiheit, aber mit gewissen Vorbehalten." Den Juden gegenüber will er sich sehr wohlwollend zeigen und das Los der armen Juden verbessern.

Als der Fürst sich nach der am 10. Sept. vollzogenen Enthüllung des Denkmals für die Kaiserin Katharina II. am 11. von den Beamten und den Vertretern der Stände und Berufsgenossenschaften in Wilna verabschiedete, hielt er Eindruck machende Ansprachen an die Preßvertreter und an die Juden. In der ersteren erkannte er den „enormen" Nutzen einer den tatsächlichen Bedürfnissen der Bevölkerung dienenden Presse an, und besonders der Provinzialpresse; auf die Adresse der Juden erwiderte er u. a., er hoffe, langsam aber sicher einer glücklichen Lösung der Judenfrage

sich zu nähern, da er das Glück haben werde, nahe dem Quell der Gerechtigkeit zu stehen.

Nach der Denkmalsweihe hatte der Minister eine Unterredung mit dem Vertreter der amerikanischen „Associated Preß“, Howard Thomson, in der er in Abrede stellte, schon jetzt ein festes Programm zu haben, ebenfalls sein Vertrauen zur Semstwo aussprach und hinsichtlich der Juden als seinen ernstlichen Wunsch bezeichnete, ihnen die weitgehendste Wahl der Existenzmittel und Arbeit zu überlassen. Als Grundprinzipien seines Ministeriums nannte er, unter Bezugnahme auf das Manifest vom 26. Febr. 1903, Toleranz und Dezentralisation.

Beim Empfang der obersten Beamten des Ministeriums am 16. Sept. sagte Fürst Sswjätopolk-Mirski u. a.: „Die administrative Erfahrung hat mich zu der tiefen Überzeugung geführt, daß die Fruchtbarkeit der Regierungsarbeit auf einem wahrhaft wohlwollenden und einem wahrhaft vertrauensvollen Verhältnis zu den kommunalen und ständischen Institutionen und zur Bevölkerung überhaupt beruht. Nur unter diesen Arbeitsbedingungen läßt sich gegenseitiges Vertrauen erzielen, ohne das ein dauernder Erfolg im Staatswesen nicht erwartet werden kann.“

Gleich darauf äußerte er einem Korrespondenten des „Berl. Lokalanzeiger“ gegenüber über die Nationalitätenfrage: „Für mich gibt es keine Nationalitäten und Andersgläubige in unsrem Vaterlande, für mich sind das alles Russen. Wie sehr sie alle gute Russen sind, hat der jetzige Krieg gezeigt. Lutheraner, Juden, Muselmänner, alle, alle ziehen hin, um ihr Leben einzusetzen für die Ehre des Vaterlandes. Soll man da noch von Juden und Armeniern reden? Ihnen allen soll und muß Gerechtigkeit zu teil werden, sind sie doch alle Russen. . .“ Und über die Preßverhältnisse sagte er u. a.: „Die Luft ist dort recht erstickend und dicht. Die Presse ist eine meiner größten Aufgaben. Hier tut Wandel wirklich not. Freilich darf man sich die Lösung dieser Aufgabe nicht in unbeschränkter Preßfreiheit denken. Das ist nicht möglich. Doch vorwärts müssen wir, davon bin ich tief durchdrungen. . .“

Derartige wiederholte für die Öffentlichkeit bestimmte Kundgebungen riefen nicht nur in der Presse, sondern auch in städtischen und landschaftlichen Selbstverwaltungsorganen die lebhaftesten Gegenäußerungen hervor. Die Moskauer Stadtduma begrüßte den Minister, der der Selbstverwaltung sein Vertrauen ausgesprochen hatte, am 21. Sept. mit einem Telegramm, in dem es hieß: „In der Verbindung

der Regierungstätigkeit mit der öffentlichen Meinung sieht die Moskauer Kommunalverwaltung den einzig richtigen Weg zum Wohle des Volkes . . ." und mit ähnlichen Kundgebungen der Zustimmung wandte sich eine große Reihe von Städten und Semstwos an ihn.

Den Worten des Ministers folgten bald Taten. Eine der ersten war die Aufhebung des Zirkulärs des Ministers Plehwe, das den weiteren Anschluß von Landschaften an die allgemeine landschaftliche Organisation zur Ausrüstung von Sanitätskolonnen für den Krieg verboten hatte.

1. Sept. Windau. Die Stadtverordnetenversammlung wählt den Stadtverordneten Paul Schultz, dem der Gouverneur von Kurland die Bestätigung als Stadthaupt versagt hatte, zum Vorsitzenden sämtlicher städtischen Kommissionen (11 an der Zahl). Der Gouverneur bestätigt auch diese Wahl nicht.

1. Sept. Riga. Ein von der Stadtverwaltung nach westeuropäischem Muster begründetes Bureau für Arbeitsnachweis tritt ins Leben. Es ist zunächst für gelernte und ungelernte Arbeiter, Handwerker und Dienstboten beider Geschlechter bestimmt.

1. Sept. Die Estländische Bauerverordnung vom 5. Juli 1856 und die die Bauerverordnung abändernden Gesetze und Verordnungen erscheinen im Druck in einer von Eduard v. Bodisco bearbeiteten Ausgabe.

1. Sept. Für die administrative und gerichtliche Organisation der Kolonie auf den Kronsgütern Hirschenhof und Helfreichshof im Wendenschen Kreise Livlands wird ein am 31. Aug. Allerhöchst bestätigtes Reichsratsgutachten publiziert. Die Kolonie bildet einen Gemeindeberichtsbezirk. Der Vorsitzende des Gemeindegerichts muß nicht nur russisch, sondern auch deutsch und lettisch lesen und schreiben können. In der Geschäftsführung und für die Abfassung schriftlicher Akte ist neben der russischen Sprache die deutsche zulässig, allerdings nur bis zum Erlaß besonderer Bestimmungen. Bei der Entscheidung von Streitigkeiten der Kolonisten hat sich das Gemeindegericht nicht nach der livländischen Bauerverordnung, sondern nach dem Provinzialrecht zu richten. Das Schulwesen der Kolonie soll allmählich nach den für das livländische Landschulwesen geltenden Bestimmungen organisiert

werden, doch soll in den ersten drei Jahren die Kasse der Kolonie nicht mit neuen Ausgaben für die Schule belastet werden. Als Muttersprache der Schüler wird das Deutsche anerkannt; soweit der Unterricht in den übrigen Landschulen lettisch oder estnisch erteilt wird, soll er hier deutsch erteilt werden. (Regierungsanzeiger Nr. 201.)

2. Sept. Jurjew (Dorpat). Die Stadtverordnetenversammlung beschließt, eine 6. Stadt-Elementarschule zu gründen und bewilligt für sie 2000 Rbl. jährlich und 500 Rbl. einmalig; die Schule soll dem Gedächtnis der Geburt des Großfürsten-Thronfolgers gewidmet sein. — Der Stadtverordnete Tönisson beantragte, daß das Stadtamt in Zukunft einen genaueren Rechenschaftsbericht vorstellen solle. Die Prüfung des Antrages soll einer Kommission überwiesen werden, für die Tönisson vier estnische Stadtverordnete proponierte, da die von anderer Seite in Vorschlag gebrachten Herren, Tönisson, Rosenthal, v. Bröcker und Lieven einer Partei angehörten, die nach Tradition, Bildung und Anschauungsweise so weit von seinem Standpunkt und demjenigen anderer Stadtverordneten entfernt stände, daß er darauf bestehen müsse, auch Herren einer andern Richtung in der Kommission zu sehen. Tönissons Kandidaten werden abgelehnt.

Also auch bei Kommissionsberatungen, bei denen erfahrungsgemäß bisher sachliche Gründe allein den Ausschlag gegeben haben, da hier doch eine ganz andre Prüfung der Materie möglich ist, als in großen Versammlungen, glaubt Tönisson nicht mit dem Gewicht der von ihm vorzubringenden Gründe allein durchdringen zu können! Das ist für ihn bezeichnend, aber für die Qualität seiner Gründe nicht sehr schmeichelhaft.

3. Sept. Zum Kollegen des Ministers der Volksaufklärung wird der Geheimrat Iwan Karlowitsch Renard ernannt, der diesen Posten zu Zeiten bereits interimistisch versehen hat.

3. Sept. Zum Präsidenten des Rigaschen Bezirksgerichts ist der bisherige Präsident des Kischinewschen Bezirksgerichts Klopow ernannt worden.

4. Sept. Die Bauerkommissare des Walkschen Kreises haben den Gemeindeverwaltungen vorgeschrieben, die Bevölkerung auf jede Weise zum Abonnement auf das Bauerjournal des Fürsten Meschtscherski „Freundesworte" (Druscheskija Retschi) anzuhalten. ([illegible])

4.—5. Sept. In Werro findet die landwirtschaftliche Ausstellung der fünf in der Umgegend der Stadt bestehenden estnischen landwirtschaftlichen Vereine statt. Sie ist in diesem Jahre schwächer beschickt als sonst, namentlich an Pferde- und Viehmaterial. 2000 Besucher.

6. Sept. Reval. Zum Präsidenten des estländischen landwirtschaftlichen Vereins wird an Stelle des zurücktretenden langjährigen verdienstvollen Präsidenten Landrats v. Grünewald-Orrisaar Herr v. Samson-Thula gewählt.

6. Sept. Betreffend die Kompetenzen der Gouvernementsbehörden für bäuerliche Angelegenheiten setzt ein am 6. Juni 1904 Allerhöchst bestätigtes Reichsratsgutachten in Abänderung des Art. 13 der am 17. April 1893 Allerhöchst bestätigten Regeln für die Gouvernementsbehörden für bäuerliche Angelegenheiten in den Ostseegouvernements fest: Die Entscheidungen der Gouvernementsbehörden für bäuerliche Angelegenheiten gelten als endgiltig in folgenden Sachen: 1) Zuerkennung von Unterstützungen seitens der Gemeinden an unbemittelte Gemeindeglieder und Gewährung von Vergünstigungen bei der Zahlung der Gemeindeabgaben; 2) Ausgabe und Rückerstattung von Verpflegungsdarlehen aus den Gemeindemagazinen; 3) Honorierung der Gemeindebeamten, die gemäß Wahl oder mietweise dienen, falls das Honorar durch den Gemeindeausschuß festgesetzt wird; 4) Bestimmung der Zahl der Gemeinderichter durch den Gemeindeausschuß oder den vereinigten Gemeindeausschuß, Honorierung des Vorsitzenden und der Beisitzer des Gemeindegerichts, Ausreichung von Fahrgeldern an den Vorsitzenden, Repartition der Ausgaben für den Unterhalt der Präsidenten und der Kanzleien der Oberbauergerichte auf die Gemeindesteuerzahler; 5) Ausreichung und Abnahme von Aufenthaltsscheinen; 6) Beahndungen, die gemäß § 24 der Landgemeindeordnung vom 19. Februar 1866 vom Gemeindeältesten auferlegt werden; 7) Beitreibung von Gemeindesteuern und Magazinrückständen; 8) Verletzungen der Wahlordnung; 9) Entlassung von Gemeindegliedern und ihre Zuschreibung zu anderen Gemeinden; 10) Beahndungen, die von den Bauerkommissaren gemäß § 34 der Landgemeinde-

ordnung Gemeindebeamten auferlegt werden und Bestätigung und Enthebung der Gemeindebeamten vom Amt, Übergabe derselben und der Glieder des Gemeindeausschusses an die Gerichte; 11) Gesuche von Gemeindebeamten und Ausschußgliedern um zeitweilige Befreiung oder um Entlassung vom Amt. — Diese Bestimmungen sind mit ihrer Publikation in der Gesetzsammlung in Kraft getreten. (Regierungsanzeiger Nr. 203).

8. Sept. Riga. Die Ernennung des Prokureurs des Pleskauschen Bezirksgerichts Christianowitsch zum Prokureur des Rigaschen Bezirksgerichts an Stelle des an den Petersburger Appellhof als Prokureurskollege versetzten Hesse wird publiziert.

10. Sept. Reval. Auf den am 10. Sept. geschlossenen Septembersitzungen des Ritterschaftlichen Ausschusses ist u. a. beschlossen worden, in Sachen der unterstützungsbedürftigen Familien einberufener Reservisten für jeden Kreis drei Kommissionen zu bilden, die unter dem Vorsitz des betreffenden Kreisdeputierten tagen sollen.

11. Sept. Auf der Generalversammlung des Hephatavereins in Reval kommen niederträchtige Angriffe des „Teataja" gegen die Taubstummenanstalt zu Fennern zur Sprache, die die in der Anstalt zur Anwendung kommende körperliche Züchtigung zum Ausgang nehmen. Der Präsident des Vereins, Baron Hoyningen-Huene zu Lelle, erklärt, der Verein sei in so unwürdiger Weise von einer anonymen Zuschrift im „Teataja" angegriffen worden, daß für das Direktorium eine Polemik ausgeschlossen war und nur der Weg der Kriminalklage offen blieb. Der Präsident führt ferner aus, daß jene estnische Korrespondenz zunächst die nationale Seite der Taubstummenanstalt in den Vordergrund gestellt habe. Tatsächlich ist aber nichts an dem Wohltätigkeitsinstitut national, als die national-estnischen Kinder, die dort aus hülfsbedürftigen Wesen oft zu Ernährern ihrer Familie geworden sind. Auf das Erziehungsmittel der körperlichen Züchtigung kann die Anstalt nicht verzichten, doch bleibt jede derartige Züchtigung ein Ereignis in der Anstalt, das allen bekannt wird. Zeugnis für die Liebe und Geduld, die in

der Anstalt herrschen, gibt die herzliche Fröhlichkeit der Kinder und das sichtlich gute Verhältnis zwischen Kindern und Direktor.

Die Generalversammlung votiert dem Direktor Hörschelmann und seiner Gemahlin Dank für die Liebe und Geduld, mit der sie ihres Amtes walten. (Rev. Beob.).

11 Sept. Ein Allerhöchster Befehl ernennt den Kommandierenden des Wilnaschen Militärbezirks Generaladjutanten Grieppenberg zum Befehlshaber einer zu bildenden 2. mandschurischen Armee.

13. Sept. Der Herausgeber des estnischen Wochenblattes „Olewik", Koppel, hat die Erlaubnis erhalten, sein Blatt zweimal wöchentlich erscheinen zu lassen.

15. Sept. Walk. Der St. Petersburger Appellhof verurteilt die Walksche Stadtverwaltung, dem ehemaligen Stadthaupt v. Dahl die ihm nach dem früheren, inzwischen von der jetzigen lettisch-estnischen Stadtverordnetenversammlung aufgehobenen Pensionsstatut zukommende Pension von 400 Rbl. jährlich, gerechnet vom Tage seiner Amtsniederlegung mit den Prozeßkosten auszuzahlen. (Nordlivl. Ztg.).

Als die jetzige Stadtverwaltung ans Ruder kam, war sie vor allem bestrebt, dem bisherigen langjährigrn Stadthaupt v. Dahl die Pension, die er laut dem städtischen Pensionsstatut zu erhalten hatte, zu entziehen. Zu diesem Zweck scheute die Stadtverwaltung nicht davor zurück, das Pensionsstatut ganz aufzuheben, wobei als Grund der Vorwand diente, daß die Stadt nicht im Stande sei, die im Pensionsstatut festgesetzten Pensionen zu zahlen. Da dieser Aufhebung des Pensionsstatuts in betreff des bisherigen Stadthaupts von der Stadtverwaltung rückwirkende Kraft beigelegt wurde, mußte Herr v. Dahl den Klageweg beschreiten, um zu seinem Recht zu gelangen (s. Balt. Chr. vom 26. Okt. und 29. Nov. 1902).

15. Sept Jurjew (Dorpat). Das hiesige Kronsgymnasium begeht sein 100jähriges Bestehen. Am Abend des 14. findet in der St. Johanniskirche ein deutscher Festgottesdienst statt, eine eindrucksvolle Feier, an der der größte Teil des Lehrerkollegiums mit dem Direktor an der Spitze, das Gros der Schüler und die deutschen Kreise der Stadt teilnahmen.

Am 15. Sept. wird ein Aktus im Beisein des Kurators Uljanow, des kommandierenden Generals und anderer offiziellen Autoritäten abgehalten.

Der Festredner ist der Geschichtslehrer der Anstalt N. A. Skrjabin. Er trug in ³/₄stündigem Vortrage einen Auszug aus einer Denkschrift über die Geschichte des Gymnasiums vor. Gleich eingangs bemerkte er, daß die ganze 100-jährige Geschichte des hiesigen Gymnasiums im wesentlichen eine Geschichte der Verstärkung der russischen Sprache und der Anpassung dieses Gymnasiums an die übrigen Gymnasien des Reiches darstelle Von diesem Gesichtspunkte aus beleuchtete er dann die Geschehnisse der verflossenen 100 Jahre, indem er, nach einem Hinweise auf das alte schwedische Gymnasium, als Anfangspunkt seiner historischen Darlegung die Tatsache markierte, daß das Gymnasium in der ersten Zeit seines Bestehens nur 3 Stunden wöchentlich im Russischen hatte und daß dieses Lehrfach nicht einem Oberlehrer, sondern nur einem Lehrer anvertraut war; er führte dann auf, was im Laufe der Jahre zur Einbürgerung der russischen Sprache an diesem Gymnasium geschehen sei, bis unter dem Kuratorium M. N. Kapustins die Aufgabe der Gleichmachung des Unterrichtsganges in diesem Gymnasium mit demjenigen der andern Gymnasien des Reiches in allem Wesentlichen durchgesetzt war. In jener Zeit sei auch das Heiligenbild, auf welches Redner hinwies, im Aktussaal des Gymnasiums aufgestellt worden. (Nordlivl. Ztg.)

16. Sept. Riga. Auch das Rigasche Kronsgymnasium (jetzt Gymnasium Kaiser Nikolai I.) kann am 16. Sept. auf ein 100jähriges Bestehen zurückblicken. Eine Feier unterbleibt, weil in einigen Klassen die Masern ausgebrochen sind.

16. Sept. Die Enthebung der Kollegen des Ministers des Innern Sinowjew und Stischinski vom Amt und ihre Versetzung in den Reichsrat wird publiziert.

16.—21. September. Mitau. 69. Kurländische Provinzialsynode, geleitet vom Generalsuperintendenten Panck und besucht von 70 Mitgliedern und 10 Gästen. Von den Berichten und Referaten seien folgende hervorgehoben: Schulrat Pastor Bernewitz-Neuenburg berichtete über die Schulsache insbesondere über die Entwicklung des häuslichen Unterrichts und seine Kontrollierung durch die Pastoren und über den Religionsunterricht in solchen Schulen, die der Oberschuldirektion nicht unterstellt sind; Propst K. Seesemann hielt einen wissenschaftlichen Vortrag über Bedeutung und Wert der neutestamentlichen Apokryphen; Pastor Schilling-Edwahlen

sprach über die Monopolbuden in Kurland und stellte die Forderung auf, daß solche Buden nicht in der Nähe der Kirche installiert werden dürften; Pastor L. Seesemann-Kursiten referierte über eine Enquête über Rechte und Pflichten der Küster und Organisten; Pastor Grüner-Salgaln machte bedeutungsvolle Vorschläge für die Einrichtung der Kirchenarchive und Führung von Kirchenchroniken; Pastor Külpe machte Bemerkungen über die Konfirmandenlehre und Pastor Beuningen besprach eschatologische Themata.

17. Sept. Reval. Ihre Majestät die Kaiserin Maria Feodorowna besucht mit der Königin von Griechenland, der Großfürstin Xenia Alexandrowna und dem Großfürsten Alexander Michailowitsch die hier ankernden Schiffe des 2. Geschwaders des Stillen Ozeans. Vom stellv. Stadthaupt Hörschelmann wird den Majestäten nach ihrer am Morgen erfolgten Ankunft auf dem Bahnhof nach russischer Sitte Salz und Brot überreicht. Nach Besichtigung der Schiffe nahmen die hohen Herrschaften ein Dejeuner auf dem Flaggschiff „Fürst Suworow" ein, hielten nach einer Rundfahrt in der Stadt auf dem Bahnhof einen Empfang ab und verließen Reval um 4½ Uhr. Die Kaiserin Maria Feodorowna begab sich über Riga ins Ausland, die übrigen Fürstlichkeiten nach St. Petersburg zurück.

17. Sept. Pernau. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt, über Anordnungen der Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten, durch die die Stadt Pernau verpflichtet wird, für die Postbeförderung zwischen dem Bahnhof und dem Postkontor und für die Abholung der Briefschaften aus den Postkasten Fahrzeuge und Kutscher zu stellen, beim Dirigierenden Senat Beschwerde zu führen.

17. Sept. Walk. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt den Neubau eines Stadtkrankenhauses, und zwar nach dem Muster des Fellinschen Krankenhauses. In der Presse wird darauf aufmerksam gemacht, daß die Anlage dieses Krankenhauses (Mittelkorridor) den Erfahrungen des modernen Krankenhausbaues nicht entspreche.

Die Stadtverordnetenversammlung schreitet sodann zur Abstimmung über die Lage des neuen Marktplatzes, über die man seit mehr als einem Jahr (vgl. Balt. Chr. 1903, Mai 23.) nicht hat einig werden können, da jeder Stadtverordnete den Markt bei seinem Immobil haben möchte. Es wird über neun Plätze abgestimmt und die erforderliche Zweidrittelmajorität fällt schließlich auf einen an der Peripherie der Stadt gelegenen städtischen Platz, der erst durch den Ankauf des Jerumschen Grundstücks vergrößert werden muß, aber trotzdem nicht ausreicht, um den Marktverkehr aufzunehmen; es muß daher für den Handel mit Holz und Heu ein zweiter Marktplatz beim städtischen Krankenhaus eingerichtet werden. Die Verwirklichung dieser Marktanlage wird der Stadt auf 20,000 Rbl. zu stehen kommen.

Dieses Projekt ist von der Mehrzahl der Stadtverordneten bevorzugt worden, obwohl der Stadt im Zentrum ein geeigneter Platz unentgeltlich angeboten wurde, dessen Herrichtung der Stadt nicht mehr als 3000 Rbl. gekostet hätte (Rig. Rundschau Nr. 220 u. a.). Der Beschluß der Stadtverordnetenversammlung schädigt die Geschäfts- und Hausbesitzer der inneren Stadt, die größten Steuerzahler, in unerhörter Weise, und die gesamte Einwohnerschaft des Zentrums der Stadt ersucht den Gouverneur um Aufhebung des Beschlusses. Nach einer von dem Gliede der Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten Tschulkow vorgenommenen Lokalbesichtigung erfolgt am 10. Dezember eine Verfügung der Behörde, durch die der Beschluß der Stadtverordnetenversammlung vom 17. Sept. aufgehoben und dem Stadthaupt vorgeschrieben wird, die Marktplatzfrage der Stadtverordnetenversammlung in Verbindung mit den zu dieser Materie eingereichten Beschwerden des Kirchenvorstehers Dahlberg, der Walkschen Einwohner G. Bohl, O. Raue, K. Slakomanow u. a. und der des Alex. Bohl nochmals vorzulegen. Die Aufhebung des Beschlusses der Stadtverordneten ist erfolgt, weil zur Verlegung des Marktplatzes nach der von ihnen gewählten Stelle der Ankauf von drei Grundstücken erforderlich ist, von dem in dem betr. Beschluß überhaupt nicht die Rede ist. (Walk. Anz. Nr. 2, Jan. 1905.)

Am 21. Januar 1905 stimmt die Stadtverordnetenversammlung wieder über die vorgeschlagenen Marktplätze ab und wiederum erhält der am 17. Sept. gewählte Ort die meisten Stimmen (20 gegen 10).

Der „Walk. Anz." bemerkt zu diesem Beschluß: „Somit hat also letzteres Projekt die nötige Majorität erlangt, unbekümmert um die Beschwerden und die gerechten Wünsche eines großen Teils der städtischen Einwohner. Diese Majorität ist dadurch zustande gekommen, daß der Teil der Stadtverordneten, deren Immobilien in der Nähe des Stadtkrankenhauses belegen sind, ihre Stimmen, bewogen durch das Zugeständnis eines Holz- und Heumarktes, wie auch einer Straße zur Peddel, durch welche zu ihren Häusern die Zufuhr direkt geleitet wird, dem letzteren Projekt zuwandte."

Die Pensionsaffaire Dahl wie die Marktplatzwahl zeigen, jede in ihrer Art, wie unfähig die estnisch-lettische Stadtverwaltung ist, mit ihren moralischen und Verstandesqualitäten die wahren Interessen der Stadt zu erkennen und zu vertreten. — So wird sich Walk mit der Zeit zu einem livländischen Abdera auswachsen können. Immerhin auch ein Ruhm.

18. Sept. Der „Teataja" und nach ihm der „Rishskij Westnik" beschäftigen sich seit einiger Zeit mit dem Versuch, ihre Leser glauben zu machen, man gehe in Livland darauf aus, die Frohne wieder herzustellen. Die „Rigasche Rundschau" (Nr. 210) führt mit Recht die Darstellung dieser Blätter auf Unkenntnis der Verhältnisse und Gesetze und auf Tendenzlügen zurück. Speziell auf dem vom „Teataja" angeführten Gute Woisek könne es sich um die vom Gesetz untersagte Frohne auf Bauerland nicht handeln, da dort das Bauerland bereits verkauft ist; es sei anzunehmen, daß die frohnenden Bauern die sogenannten Landknechte seien, deren ganzer Zweck bekanntlich darin besteht, gegen Nutzung einer Landparzelle auf dem Hofe Arbeit zu leisten. Die „Rigasche Rundschau" führt daran anknüpfend aus, daß es bei den jetzigen schwierigen Geld- und Erwerbsverhältnissen oft im Interesse der Pächter ebensowohl als der Verpächter liegen könnte, in gewissen Fällen die Geldpacht in Naturalleistungen zu verwandeln, um Rückstände zu vermeiden. „Welches

Geschrei", fragt sie, „würde aber wohl der „Teataja" erheben, wenn seine Perhorreszierung der „Frohne" mit einer massenhaften Exklusion der rückständigen Pachten beantwortet werden würde?!

20. Sept. Die „Nordlivl. Ztg. (Nr. 211) referiert über eine Artikelserie des Tönissonschen „Postimees" unter dem Titel: „Gibt es eine Versöhnung?, die zu dem Schluß kommt, daß die estnische Partei schwerlich mit den leitenden deutschen Kreisen wirklich zu einem Kompromiß gelangen kann, solange an der Spitze der deutschen Kreise solche Personen verbleiben, welche den natürlichen Fortschritt mit Gewalt aufzuhalten suchen, damit nur die Macht und Gewalt in ihren Händen verblieben.

Dazu bemerkte die „Nordl. Ztg.", daß von den Esten und Letten in Walk, nachdem sie sich durch ein Bündnis den Sieg gesichert hatten, nicht ein einziger Deutscher in die Stadtvertretung gewählt worden sei, während in der Universitätsstadt die deutsche Kandidatenliste stets auch Esten, darunter Volksmänner wie Grenzstein und Hermann enthalten habe.

Eine scharfe Absage an das „sozialdemokratische" estnische Blatt erläßt darauf Arnold v. Tideböhl in der „Nordl. Ztg." Nr. 212, indem er darauf hinweist, daß die konservativen Wähler, wie eine Umfrage ergeben habe, den bloßen Gedanken an eine Wiederholung des Kompromisses vom J. 1902 mit Entschiedenheit perhorreszieren.

Die mit aufrichtig versöhnlichen Tendenzen von den deutschen Wählern bei den letzten Wahlen betriebene Kompromißpolitik hat in der Tat nicht die gewünschten Früchte gezeitigt. Die unfruchtbare, nörgelnde prinzipielle Opposition des „Fortschrittsmanns" Tonisson trägt die Schuld daran, ohne für das Wohl der Stadt etwas geschaffen zu haben.

22. Sept. Ein Zirkular des Gouverneurs von Livland an die Kreischefs vom 26. August c. sub Nr. 1120 wird in der „Livl. Gouv.-Ztg." publiziert, laut welchem in Zukunft die Anlage neuer Ansiedlungen auf Hofsländereien der Rittergüter und der Wiederaufbau solcher Ansiedlungen nach verheerenden Bränden usw. nur nach Plänen gestattet ist, die von der Bauabteilung der livländischen Gouvernementsregierung bestätigt worden sind. Gleichzeitig sollen von den Gutsbesitzern, auf deren Gütern Ansiedlungen (Flecken, Hakelwerke u. dergl.) bestehen, Bebauungspläne einverlangt werden. Das Zirkular stützt sich auf § 231 des Baustaws (Ausg. v. 1900), nach dem die Pläne von Ansiedlungen der präventiven Bestätigung durch den Gouverneur unterliegen.

Durch diese Verordnung wird auch eine gewisse Kontrolle über die Bebauung des an die Städte angrenzenden ländischen Terrains hergestellt, das faktisch schon städtisch besiedelt ist und auch die Vorteile der Stadt genießt, ohne daß die von dem Grundeigentümer willkürlich angeordnete Bebauung den Sanitäts-, Feuersicherheits- und Verkehrsanforderungen einer Stadt angepaßt wäre. In Jurjew (Dorpat) sind die mißlichen Folgen solcher Ansiedlungen bereits mehrfach empfunden worden, namentlich die dem Stadtgebiet durch sie drohende Feuersgefahr. Natürlich wäre es angezeigter, die Baupolizei hier der Stadtverwaltung und nicht der schwer zu erreichenden Gouvernementsregierung in Riga zuzuweisen.

23. Sept. Libau. Das Libausche Lazarett des Roten Kreuzes tritt die Reise nach dem Kriegsschauplatz an. Als Oberarzt fungiert Dr. P. Kelterborn, als Ärzte die DDr. Vogel, Falk und Jankowski, als Inspektor Ucke. Das Personal besteht ferner aus 8 Schwestern und 15 Sanitären.

24. Sept. Die „Livl. Gouv.-Ztg." (Nr. 103) publiziert ein am 6. Juni 1904 Allerhöchst bestätigtes Reichsratsgutachten in Sachen der Entschädigung der Rittergutsbesitzer Livlands für den Verlust des Handels mit den im J. 1900 monopolisierten Getränken. Die Kategorien der entschädigungsberechtigten Krugsbesitzer werden normiert und insoweit erweitert, als eine Entschädigung auch für diejenigen Krüge gezahlt werden soll, in denen der Getränkehandel in der Zeit vom 1. Juli 1898 bis zum 23. April 1900 aus von den Krugsbesitzern unabhängigen Gründen eingestellt werden mußte. Bisher waren nur die Krüge in Rechnung gezogen, in denen bis zum 28. April 1900 der Handel mit Branntwein ꝛc. bestanden hatte.

24.—26. Sept. Reval. II. estländischer Ärztetag, besucht von 47 Ärzten. Außer wissenschaftlichen Fragen beschäftigte den Ärztetag auch die Lage des ländischen Sanitätswesens. Dr. Kupffer-Kuda erstattete einen Kommissionsbericht über die Reorganisation des Sanitätswesens auf dem Lande, Dr. v. Noltbeck-Weißenstein behandelte die Impffrage. Zur Ausarbeitung und Prüfung von Volksschriften über Fragen der Volkshygiene wurde eine Kommission niedergesetzt, eine

andre zur Bearbeitung der Frage der Gründung eines Vereins zur Bekämpfung der Tuberkulose.

25. Sept. Ein Allerhöchster Befehl wird publiziert, durch den dem mit dem Kommando des Gendarmenkorps betrauten Kollegen des Ministers des Innern unter Oberleitung des Ministers das gesamte Polizeiwesen unterstellt wird. Zum Ministerkollegen für das Polizeiwesen wird der stellvertr. Kabinettschef Sr. Maj. Generalmajor Rydsewski ernannt, welche Ernennung am 29. Sept. bekannt gemacht wird.

26. und 27. Sept. Reval. Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin mit dem jungen Großfürsten-Thronfolger statten in Begleitung des Generaladmirals Großfürsten Alexei Alexandrowitsch, der Minister des kaiserlichen Hofes und der Marine u. a. Würdenträger dem vor Reval ankernden 2. Geschwader der Flotte des Stillen Ozeans einen Besuch ab. Am 26. um 10 Uhr morgens trifft der kaiserliche Zug auf dem Bahnhof ein, in dessen Saal die Stände und Vertreter der Administration und Kommunalverwaltung den Majestäten ihre Begrüßung darbringen. Der Ritterschaftshauptmann bemerkt in seiner Ansprache, daß der estländische Adel stolz darauf sei, daß die Söhne der Heimat auch in diesem Kriege in der Flotte und Armee berufen sind, Kaiser und Vaterland zu dienen. Im Namen der Stadt Reval überreicht das stellv. Stadthaupt E. Hörschelmann, im Namen der Bauerschaft eine Abordnung von Ältesten mit wenigen Worten Salz und Brot. Ihre Majestäten begeben sich sogleich auf die Yacht „Standart“, von wo aus die zum Geschwader gehörigen Schiffe besichtigt werden. Am Nachmittag des 27. besuchen Ihre Majestäten die orthodoxe Kathedrale und die Ritter- und Domkirche, wo Sie von Pastor Winkler mit einem Segenswunsch empfangen werden. Am Abend begaben sich die Allerhöchsten Herrschaften auf den Bahnhof, wo Sie sich von den dort versammelten Vertretern des Landes, der Stadt und der Regierung verabschiedeten und alsdann nach Petersburg zurückkehrten.

28. Sept. Jurjew (Dorpat). Das Friedensrichterplenum verhandelt über eine für die Stadtverordnetenwahlen nicht unwesentliche prinzipielle Frage. Der Art. 24 der Städte-

ordnung bestimmt u. a., daß denjenigen Personen, welche städtische Immobilien im Eigentum oder lebenslänglichen Besitz innehaben, das Wahlrecht bei den Stadtverordnetenwahlen zusteht. Die Grundbuchabteilung hatte nun in einem speziellen Falle die Übertragung eines städtischen Immobils zu lebenslänglichem Besitz an eine dritte Person verweigert, weil im ostseeprovinziellen Privatrecht eine derartige Übertragung nicht vorgesehen sei. Die dagegen vom Rechtsanwalt Ssudakow vertretene Beschwerde betonte, daß das hiesige Privatrecht die vom Reichsgesetz statuierte Form der Besitzübertragung keineswegs ausschließe, doch sprach sich das Friedensrichterplenum im selben Sinne aus, wie die Grundbuchabteilung. Gegen diesen Bescheid wird eine Kassationsbeschwerde an den Dirigierenden Senat eingereicht. (Nordl. Ztg. vom 30. Sept.)

In der baltischen Presse weisen mehrere Juristen die Zulässigkeit der in Frage stehenden Übertragung zu lebenslänglichem Besitz nach, u. a. auch eine Autorität wie Prof Dr. Engelmann in einer Zuschrift an die „Nordlivl. Ztg."

Da es sich in casu um die Übertragung des Besitzes an einem Immobil auf die Gattin des Eigentümers handelt, so sucht der „Postimees", der eine ausschlaggebende Vermehrung der deutschen Wahlstimmen fürchtet, dieses Verfahren als illoyal zu diskreditieren. Mit vollem Recht macht dagegen Professor Engelmann in der erwähnten Zuschrift geltend, daß jeder Hausbesitzer berechtigt sei, auf gesetzlichem Wege sich den größtmöglichen Einfluß auf die städtischen Wahlen zu sichern.

28. Sept Der Hofmeister Stürmer, bekannt durch seine Revision der Twerschen Landschaftsverwaltung, wird als Direktor des Departements für allgemeine Angelegenheiten im Ministerium des Innern durch den Gouverneur von Charkow Batazzi ersetzt

29. Sept. Reval. Ein neuerbauter Flügel der hiesigen Filialkirche des Püchtitzschen orthodoxen Klosters wird durch den Priester Joann Ssergiew aus Kronstadt geweiht.

30. Sept. Auf Oesel wird ein von den Landgemeinden begründetes und für ihre Rechnung zu unterhaltendes Leprosorium eröffnet. — Der Gouverneur aus Livland spricht in der „Livl. Gouv.-Ztg." (Nr. 116) dem Oeselschen Bauerkommissar Sander seinen Dank aus, da die Idee zu dem Leprosorium und die Förderung und Überwachung ihrer Ausführung ihm allein angehöre.

30. Sept. In Nr. 173 des „Teataja" war eine Betrachtung über die vermeintlichen Vorteile enthalten, welche dem bäuerlichen Grundbesitz in Livland aus der Einführung der Reichsbaueragrarbank in den baltischen Gouvernements erwachsen würden. Da unwahre und unrichtige Angaben dieser Betrachtung geeignet erscheinen, das Ansehen der livländischen adligen Güterkreditsozietät in bäuerlichen Kreisen zu schädigen, erläßt die Oberdirektion der Sozietät im „Teataja" eine Erklärung, die folgende Sätze näher begründet: Es ist nicht wahr, 1) daß die Großgrundbesitzer einen Anteil an dem Gewinn der Kreditsozietät haben; 2) daß die Sozietät zu ungünstigeren Bedingungen als die Reichsbaueragrarbank Pfandbriefdarlehen erteilt; 3) daß die Bauern nicht das Recht hätten, die auf ihr Land bei der Sozietät gemachten Anleihen in Anleihen eines anderen Kreditinstituts zu verwandeln; 4) daß die Sozietät in irgend welcher Hinsicht parteiisch verfährt; 5) daß die Sozietät vorzugsweise den Interessen der Großgrundbesitzer dient. (Der deutsche Text in der Düna-Ztg Nr. 224.)

Leider ist bei der Rolle, die die Reichsbaueragrarbank als Agitationsmittel in der indigenen Presse spielt, nicht zu erwarten, daß diese Erklärung bei einem großen Teil des Kleingrundbesitzes ihre Wirkung nicht verfehlt.

1. Oktober. Riga. Die Zeitungen bringen einen Aufruf des Livländischen Landratskollegiums an alle Ackergutsbesitzer und Pastoren Livlands mit der Bitte, ihnen mitteilen zu wollen, ob sie geneigt seien, Kranke und Verwundete, die vom Kriegsschauplatz hierher evakuiert werden, unentgeltlich aufzunehmen und zu verpflegen. – Eine Publikation des Landratskollegiums vom 28. Okt. besagt, daß es zahlreiche Bereitwilligkeitserklärungen zur Aufnahme kranker und verwundeter Krieger erhalten habe; im Hinblick darauf, daß viele Personen Geldbeiträge zu diesem Zweck in Aussicht gestellt haben, beabsichtigt das Landratskollegium ein größeres Lokal für kranke Krieger in geeigneter Lage einzurichten, und bittet um Stiftung von Freibetten.

1. Okt. Fellin. Die Stadtverordnetenversammlung bevollmächtigt das Stadthaupt, darum nachzusuchen, daß der Stadt das Recht gewährt werde, in Fellin eine Privatknabenschule 1. Ordnung zu eröffnen.

1. Okt. Die griechisch-orthodoxe Baltische Bratstwo hält in St. Petersburg eine Jahresversammlung ab unter dem Vorsitz dem Staatssekretärs Galkin-Wrasskoi. Die Bratstwo hat im Jahre 1903 eingenommen 15,279 Rbl. und aus-

gegeben 15,184 Rbl. Der Besitzstand betrug zum 1. Januar 1904 238,748 Rbl. — Testamentarisch waren der Bratstwo im Berichtsjahre von einem Kollegienrat Titow 5000 Rbl. und von einer Witwe Zemsch 500 Rbl. zugefallen.

1. Okt. Riga. Das deutsche Stadttheater hat in der Saison 1903/4 bei 274 Aufführungen einen Aufwand von 249,289 Rbl. erfordert, wovon 29,073 Rbl. von den Garanten und der Großen Gilde zu decken waren.

1. Okt. Die landwirtschaftliche Abteilung des Rigaer lettischen Vereins hat die erfolgreiche Anregung zur Bildung von vier bäuerlichen Kontrollvereinen für die Milchviehhaltung nach der dänischen Methode in Südlivland gegeben. Diese weitere das Wachstum von Einsicht und das Fortschrittsbedürfnis in unsrer bäuerlichen Landwirtschaft illustrierende Tatsache wird in der „Balt. Wochenschrift“ mit Anerkennung besprochen.

3. Okt. In Sachen der Ansprüche des Tarwastschen Kirchenkonvents auf das von der Tarwastschen Schule genützte Küsterland entschied der Senat auf eine Beschwerde des Pernau-Fellinschen Oberkirchenvorsteheramts nach Analogie früherer Fälle (s. Balt. Chr. 1904 Febr. 2), daß die Verfügung des Ministers der Volksaufklärung, wonach die Schule im Besitz des streitigen Landes zu lassen sei, berechtigt sei. Die Eigentumsfrage am Lande aber sei auf dem Wege eines Zivilprozesses zum Austrag zu bringen.

4. Okt. Der Minister der Volksaufklärung Generalleutnant Glasow beginnt eine Rundreise durch das Reich und trifft zunächst in Reval ein, wo er die Schulen revidiert und zum Abschied auf dem Bahnhof eine Rede hält, aus der erwähnt sei, daß die Zahl der Gymnasien nicht reduziert werden soll, neugründen wolle man aber hauptsächlich Realschulen, deren Abiturienten der Besuch der Universitäten gestattet werden wird.

Am 5. Okt. morgens traf der Minister in der Universitätsstadt ein und ließ sich um die Mittagszeit die Professoren und Beamten der Universität in der Aula vorstellen. In einer Ansprache sagte Minister Glasow, er sei hocherfreut, in den Räumen dieser Universität zu weilen, deren Vergangenheit ein so glänzendes Blatt in der Geschichte der Aufklärung in Rußland bilde. Ausgezeichnete Professoren hätten hier gewirkt und auch für die anderen Universitäten des Reiches Nutzen geschafft, indem meist begabte russische Jünglinge hier

für den akademischen Beruf ausgebildet worden seien. Der Minister schloß mit dem Wunsche, daß die jetzigen Universitätslehrer ihr Bestes daran setzen mögen gemäß der früheren Höhe ihres Amtes zu walten! — Am Abend empfing der Minister im Konventsquartier der Estonia die Chargierten der studentischen Korporationen und eröffnete ihnen im Allerhöchsten Auftrage, daß Se. Majestät der Kaiser ihnen Allergnädigst gestattet habe, die Farben wiederum öffentlich zu tragen. (Diese Verordnung wird später in Nr. 114 der „Livl. Gouv.-Ztg." vom 25. Okt. publiziert.)

Am 7. und 8. Okt. weilt der Minister in Riga, wo er im Polytechnikum die Vertreter des studentischen Chargiertenkonvents durch eine besondere Ansprache auszeichnet, er spricht von dem guten kameradschaftlichen Geist in den Korporationen und von ihrem günstigen Einfluß auf die wissenschaftlichen Studien ihrer Glieder, und bemerkt, daß die Haltung der Rigaschen Studentenverbindungen mit bestimmend gewesen ist für die Wiedergewährung des Farbentragens an die Dorpater Korporationen. Am 9. ist der Minister in Mitau und am 10. in Libau.

Die deutsche baltische Presse nimmt, wie die gesamte gebildete Gesellschaft der Provinzen, mit großer Freude die Nachricht auf von der den Studenten gewährten Berechtigung, die Farben wieder tragen zu dürfen. Auch russische Blätter („Birshew. Wedom.") äußern sich zustimmend zu dieser Entschließung. — Es handelt sich zwar nur um eine Konzession in etwas Äußerlichem, aber der Minister hat doch auch den Geist der Korporationen gelobt, und dessen Grundlage ist deutsch-protestantisch.

Am 7. Okt. abends bricht im Konventshause der „Livonia" Feuer aus, das bald gelöscht wird. Der Feuerschaden ist zweifellos auf Brandstiftung zurückzuführen, doch bleibt der Täter unermittelt.

4. Okt. Riga. In der Stadtverordnetenversammlung gibt Stadtrat Dr. Heerwagen auf eine Interpellation die Auskunft, daß das Stadtamt noch nicht zum Bau des städtischen Sanatoriums für die Opfer der Krieger in Kemmern (siehe Balt. Chr. 1904 Febr. 9.) habe schreiten können, da es noch keinen Platz in Kemmern für diesen Zweck habe erwerben können. Im Mai habe es die erforderlichen Schritte beim Domänenministerium und der Kurortverwaltung getan, aber

noch keine Antwort erhalten, nach mehr als 5 Monaten! — Die Stadtverordnetenversammlung beschließt, dem Stadt-Krankenhause einen Kredit von 20,000 Rbl. zur Aufnahme und Verpflegung vom Kriegsschauplatz evakuierter Militärs (50 Soldaten und 5 Offiziere) anzuweisen.

In Sachen des Kemmernschen Sanatoriums teilt das Stadthaupt der Stadtverordnetenversammlung am 8. Nov. mit, daß der Domänenminister den Verkauf des von der Stadt gewünschten Grundstücks genehmigt habe — Die Verzögerung dieser Angelegenheit ist der Kemmernschen Kurortverwaltung zuzuschreiben, die dem patriotischen Unternehmen der Stadt merkwürdigerweise Hindernisse bereiten zu müssen glaubt. Erst das Gutachten einer auf Ersuchen des Domänenministeriums vom Gouverneur von Livland eingesetzten Spezialkommission brachte die Sache zum Abschluß.

5. Okt. Riga. In Gegenwart einer zahlreichen Versammlung wird der Grundstein zum stattlichen Neubau des evangelischen Marien-Diakonissenvereins gelegt.

6. Okt. Reval. Die Stadtverordnetenversammlung bewilligt auf ein Gesuch des Gouverneurs von Estland weitere 1000 Rbl. für die Heilung kranker und verwundeter Soldaten und erhöht den Kredit zur Verpflegung von Reservistenfamilien von 2000 auf 4000 Rbl. - Die Versammlung beschließt ferner dem Edelmann G. v. Peetz den zwischen der Karripforte und dem Neuen Markt belegenen städtischen Platz von 740 Quadratfaden zur Erbauung eines deutschen Theaters auf Grundzins zu vergeben und zwar im wesentlichen unter den gleichen Bedingungen, unter welchen dem Verein „Estonia" am 2. Juni ein städtischer Platz für ein estnisches Theater überwiesen wurde (s. Balt. Chr. 1904 Juni 2). Herrn v. Peetz wird anheimgegeben, bis zur gerichtlichen Zuzeichnung des mit ihm abzuschließenden Grundzins-Kontrakts diesen Kontrakt anderen Personen oder einem Verein zu übertragen. Der Platz fällt an die Stadt zurück, wenn er im Laufe von 6 Jahren nicht einem in gesetzlicher Grundlage bestehenden Verein zugezeichnet worden ist. Ein Gesuch der I. Zufuhrbahn-Gesellschaft um grundzinsliche Konferierung eines Grundstücks wird abgelehnt, da sich die bei Gründung der Felliner Bahn auf die Gesellschaft gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt haben und die Tätigkeit der Gesellschaft den Handel und die Industrie in Stadt und Land

in keiner Weise fördert. — Die Stadtverordnetenversammlung sucht um die Umbenennung des zum Bahnhof führenden Boulevards in „Boulevard des Thronfolgers Zessarewitsch“ nach, weil der „Großfürst-Thronfolger Alexei“ hier den Weg zum neuen Hafen zurückgelegt hat. — Die Versammlung überläßt einem orthodoxen Wohltätigkeitsverein unentgeltlich einen Grundplatz für ein Armenhaus.

6. Okt. Reval. Ein Verleumdungsprozeß, den Baron Ernst Ungern-Sternberg-Zeh beim Revalschen Bezirksgericht gegen die Redakteure des „Teataja“, den persönl. Ehrenbürger Konst. Päts und den Oberpahlenschen Bauer Pung, angestrengt hat, endet mit der Verurteilung der Angeklagten. — Das estnische Blatt hatte seinen Lesern die ebenso alberne wie böswillige Erzählung aufgetischt, daß einer der um Wesenberg angesessenen Barone, der zugleich Schulrevident und Ehrenfriedensrichter sei, einem Bauern eine von ihm ausgestellte Quittung über 100 Rbl. betrügerischerweise geraubt und vernichtet habe, infolge wessen es zwischen dem Baron und dem Bauern zu einer Schlägerei gekommen wäre. Baron Ungern hatte geklagt, weil er als einziger im Kreise angesessener Gutsbesitzer gleichzeitig beide genannten Posten bekleidet. Die Angeklagten wurden zu je 100 Rbl. Strafe resp. zu einem Arrest von je 2 Monaten verurteilt.

7. Okt. Für die Übertritte von der lutherischen zur griechisch-orthodoxen Kirche in Livland im Jahre 1903 gibt der Bericht des livländischen Generalsuperintendenten die Zahl 294 an (gegen 269 im J. 1902, die Durchschnittszahl für die letzten 10 Jahre ist 339); auf Südlivland kamen 83 (1902: 75), auf Nordlivland 211 (1902: 194). Von den Übergetretenen sind 113 männlichen, 181 weiblichen Geschlechts. — An Mischehen sind 640 notiert (1902: 656); in Südlivland 332, in Nordlivland 308. In 231 Fällen war der Bräutigam lutherisch, in 409 die Braut (s. Balt. Chr. 1904 Aug. 19.) — Der Bericht des Generalsuperintendenten erwähnt ferner, daß einige adlige Herren infolge rühriger Propaganda zur römisch-katholischen Kirche übergetreten seien.

9.—14. Oktober. Konferenz der 17. livländischen Bauerkommission in Riga. Die Verhandlungsgegenstände sind in 8 Gruppen geteilt: 1) Agrarwesen. 2) Gemeindesteuern und ihre Erhebung. 3) Geschäftsführung der Gemeindeverwaltungen. 4) Fürsorge für die Armen. 5) Gagierung der Gemeindebeamten. 6) Paßwesen. 7) Wegebaupflicht. 8) Diverse. — In Agrarangelegelegenheiten beschließt die Konferenz, es sei

darum nachzusuchen, daß die §§ 219 und 101 der Bauerverordnung dahin abgeändert werden, daß Bauerland nur an Personen bäuerlichen Standes verkauft oder verpachtet werden dürfe. (Nach § 219 kann Bauerland an Mitglieder der Bauergemeinde oder an andre Individuen verkauft werden, die bei Requisition des Landes in die betr. Bauergemeinde eintreten. Nach § 101 kann Bauerland auch an Personen, die nicht bäuerlichen Standes, aber Glieder der Bauergemeinden sind, verpachtet werden.) Ferner wünscht die Konferenz, daß für Verletzung der Bestimmung, daß zwischen Gutsherr und Pächter schriftliche Kontrakte abgeschlossen werden müssen, Strafsanktionen festgesetzt werden. — In Sachen der Armenpflege sprach sich die Konferenz dahin aus, daß der Bauerkommissar in Unterstützungsfragen berechtigt ist auf Grund des § 689 eine Verfügung zu treffen, wenn ein Gemeindeausschuß trotz zweimaliger Vorhaltung keine ausreichende Unterstützung für einen Bedürftigen beschließt. Der Konferenz wurde eine Denkschrift des Kommissars Gröbinger vorgelegt, die die Einrichtung eines Irrenasyls in jedem Kommissariatsbezirk empfiehlt. Die Konferenz fand das Projekt sehr zweckmäßig, obwohl man denken sollte, daß die Unterbringung der Irren in der bereits in Angriff genommenen Landesirrenanstalt noch zweckmäßiger wäre. — In der Frage des Modus der Repartition der Gemeindeausgaben befürwortete die Konferenz, statt der üblichen nach der Seelenzahl der Steuerzahler, eine Mehrbelastung der Steuerzahler mit größerem Einkommen nach dem Vorbild der in einigen Gemeinden Kurlands eingeführten Steuerverteilung. — In Sachen des Landschulwesens konzentrierten die ungeordneten Zustände der griechisch-orthodoxen Kirchenschulen die Aufmerksamkeit auf sich, die Konferenz der Bauerkommissare kam aber zum Resultat, daß sie die Maßnahmen, die von den mit der Verwaltung dieser Schulen betrauten Ressorts gegenwärtig erwogen würden, abwarten müßten und nur dahin wirken könnten, daß die Gemeindeausschüsse Bewilligungen für die Schulen beschließen. In Wegeangelegenheiten beschloß die Konferenz um die Niedersetzung einer Kommission nachzusuchen, die die Frage der meist in

miserablem Zustande befindlichen Nebenwege zu behandeln hätte. — In der Frage des Honorars der Gemeindebeamten beschloß die Konferenz die Gouvernementsbehörde für bäuerliche Angelegenheiten um die Verdoppelung der sehr niedrigen Normen (Patent der livländ. Gouvernementsregierung vom 2. Dez. 1868 Nr. 130) anzugehen. (Nach den Referaten des „Rish. Westn.")

9. Okt. Windau. Die Privatknabenschule 1. Ordnung, die die Stadtverwaltung interimistisch bis zu der im August 1905 zu erwartenden Eröffnung einer Kronsrealschule ins Leben ruft, wird durch Ansprachen eines orthodoxen Priesters und des Pastors Kleinenberg geweiht und alsdann eröffnet. Das Lehrpersonal besteht aus lauter Russen, mit Ausnahme des Direktors Th. Aeckerle, bisher Lehrer der alten Sprachen in Grodno, und zwei Damen, die im Französischen unterrichten.

10. Okt. Der estnische landwirtschaftliche Verein in Jurjew (Dorpat) beschließt auf Antrag seines Präses Tönisson, im Januar oder Februar nächsten Jahres einen Kongreß der estnischen landwirtschaftlichen Vereine zu veranstalten. Die Beteiligung der estländischen Vereine wurde als sehr wünschenswert bezeichnet, aber darauf hingedeutet, von „gegnerischer Seite" werde man dann bemüht sein, dem Kongreß eine politische Färbung beizulegen und seiner Genehmigung Schwierigkeiten zu machen, die dann nicht vom Gouverneur, sondern vom Landwirtschaftsminister abhängt. Es wurde daher dem Vorstand anheimgegeben, den Kongreß je nach den sich ergebenden Schwierigkeiten mit oder ohne Heranziehung Estlands einzuberufen.

10. Okt. Eine Erderschütterung, deren Zentrum in Norwegen liegt, wird um die Mittagszeit auch an vielen Punkten der Ostseeprovinzen verspürt.

12. Okt. Vom Konseil der Jurjewschen Universität wird dem Dr. med. Paldrock die einmal versagte venia legendi als Privatdozent erteilt. (S. Balt. Chr. 1904 Jan. 20.)

14. Okt. Libau. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt auf Antrag des Stadtamts, als einzige von den baltischen, dem Minister des Innern Fürsten Sswjatopolk-Mirskij tiefempfundenen Dank in Anlaß des von Sr. Durchlaucht ausgesprochenen Vertrauens zu den Kommunalinstitutionen auszudrücken.

14. Okt. Pernau. Eine auf dem Platz vor dem Gymnasium neuerbaute griechisch-orthodoxe Kirche wird vom Erzbischof Agathangel eingeweiht.

15\. Okt. In dem Marienburgschen Brandstifterprozeß verwirft der Dirigierende Senat die eingereichte Kassationsklage und bestätigt das vom Rigaschen Bezirksgericht und vom Petersburger Appellhof gefällte Urteil, doch wird die Strafzeit auf Grund des Gnadenmanifestes vom 11. August um ein Drittel verkürzt. (S. Balt. Chr. 1903 Okt. 2 und 1904 Mai 10.)

15\. Okt. Nach dem „Personal der Jurjewschen Universität" beträgt die Zahl der Studierenden 1909 (mit Ausnahme der Pharmazeuten) gegen 1849 im Vorjahre. Die Zahl der Studenten der Theologie ist von 145 auf 165 gestiegen, die der Studenten in der historisch-philologischen Fakultät von 181 auf 188, in der physiko-mathematischen Fakultät von 294 auf 351; die medizinische Fakultät hat wieder eine Abnahme zu verzeichnen von 733 auf 726, auch die Zahl der Juristen ist gefallen, von 490 auf 478.

Aus dem Innern des Reiches stammen 1404 Studierende, gegen 1306 im Vorjahre. Die Zahl der aus den Ostseeprovinzen gebürtigen Studenten ist wieder, wie in den letzten Jahren, regelmäßig gestiegen, und zwar von 447 auf 498. Aus Livland stammen 326 (gegen 294), aus Estland 82 (gegen 73), aus Kurland 90 (gegen 80).

Evangelischer Konfession sind 508 (gegen 461), griechisch-orthodoxer 1170 (gegen 1157), römisch-katholischer 64 (gegen 72), Juden gibt es 137 (gegen 132).

Die Zahl der Pharmazeuten beläuft sich auf 79 (gegen 94); davon stammen aus den Ostseeprovinzen 40 (gegen 52), aus dem Innern des Reichs 39 (gegen 42). Evangelisch-lutherischer Konfession sind 36 (gegen 46), griechisch-orthodoxer 8 (gegen 9), römisch-katholischer 22 (gegen 24), mosaisch sind 12 (gegen 15).

Diesen Zahlen stellt die „Nordl. Ztg." die einschlägigen Ziffern aus dem Jahre 1890 entgegen, in welchem die Universität Dorpat mit 1812 Studenten die höchste Frequenz erreichte. Damals stammten aus Livland 648, aus Kurland 319 und aus Estland 144 Studierende, zusammen also 1111. Selbst mit Einschluß der Pharmazeuten ist die Zahl der jetzigen baltischen Studierenden mehr als doppelt so gering als vor 14 Jahren. Die Zahl der Theologen betrug damals 284, jetzt 165.

18\. Okt. Zum Reformationsfest stattet die Unterstützungskasse der evangelisch-lutherischen Kirche Rußlands den Jahresbericht

für 1903 ab. Die Gesamtausgaben der Kasse beliefen sich auf 118,294 Rbl., um fast 8000 Rbl. weniger als im J. 1902.

19. Okt. Die bisher dem livländischen Generalsuperintendenten direkt unterstellten Prediger an der St. Jakobikirche in Riga, an der St. Nikolaikirche zu Pernau, und an der Universitätskirche, der St. Johannis- und der St. Petrikirche zu D. sind auf obrigkeitliche Anordnung den örtlichen Pröpsten untergeordnet worden, und zwar die Prediger der genannten Kirchen in Pernau und der Universitätsstadt den dortigen Sprengelspröpsten, die der St. Jakobikirche zu Riga aber dem Rigaschen Stadtpropst.

21. Okt. In Jurjew (Dorpat) hält der vor längerer Zeit angekündigte estnische gegenseitige Kreditverein unter dem Präsidium des Redakteurs Tönisson seine konstituierende Sitzung ab und vollzieht verschiedene Wahlen. Der Verein wird seine Tätigkeit aber erst im nächsten Jahr beginnen. Seine Aufgabe soll bekanntlich sein, den Pfandbriefen des von den Esten okkupierten livl. Stadthypothekenvereins einen Markt zu schaffen.

23. Okt. Jurjew (Dorpat). Eine Delegiertenversammlung des in estnische Hände übergegangenen livländischen Stadthypothekenvereins beschloß die vom Finanzministerium beantragte Festsetzung eines Minimalbetrages, von dem an ein Darlehnnehmer des Vereins Stimmrecht bei der Delegiertenwahl haben soll, und bestimmte als solchen Minimalbetrag des Darlehens 300 Rbl. Das Finanzministerium hatte 1000 Rbl. vorgeschlagen, dann hätten aber von den 1105 Darlehennehmern 306 ihr Wahlrecht verlieren müssen und auf die Kleinen kommt es ja der jetzigen Direktion sehr an. Bei einem Minimalzensus von 300 Rbl. wird nur 13 Mitgliedern das Stimmrecht entzogen. — Die von einem Delegierten an die Direktion gerichtete Frage, welche Maßnahmen getroffen seien, um den Pfandbriefen wieder einen festen Kurs zu verschaffen, blieb auf Beschluß der Versammlung unbeantwortet.

24. Okt. Eine Korrespondenz der „Nowoje Wremja“ über den Zustand der griechisch-orthodoxen Kirchenschulen in den Ostseepro-

provinzen wird in den baltischen russischen Blättern viel besprochen. Die klägliche Lage dieser Schulen wird zum Teil auf den Mangel an Mitteln zurückgeführt, zum Teil auf die Organisation. An 480 Schulen sind 846 Lehrer und Lehrerinnen beschäftigt, von denen 414 keine Lehrberechtigung haben. Von 18,833 Zöglingen konnten im Schuljahr 1902/3 nur 485 das Examen im Kursus der Elementarschulen bestehen.

25.—27. Okt. Riga. Eine Session des St. Petersburger Appellhofes, bestehend aus dem Präsidenten Maximowitsch und vier Gliedern des Appellhofs, verhandelt eine Reihe von politischen Prozessen (vergl. Balt. Chr. 1904 Juli 2). Zum Gericht sind als Repräsentanten der Stände hinzugezogen der Landmarschall von Livland Baron Meyendorff, das Stadthaupt von Riga Armitstead und der Bolderaasche Gemeindeälteste Schmidt. Die Verhandlungen werden bei geschlossenen Türen geführt. Angeklagt sind 19 Personen, darunter der Studierende des Rig. Polytechnikums Wulf Friedmann wegen öffentlicher gegen die Staatsgewalt gerichteter Reden, die übrigen wegen Verbreitung aufrührerischer Schriften, teilweise auch wegen Aufbewahrung von solchen und ein Arbeiter auch wegen aufrührerischer Reden. Unter den Angeklagten, die im Alter von 14—32 Jahren stehen, befinden sich eine Frau, ein zweiter Polytechniker und drei Schüler einer Wolmarschen Privatschule, die übrigen sind Bauern, Kleinbürger und Arbeiter. Zwei von den Arbeitern sind schon im Innern des Reiches in politische Prozesse verwickelt gewesen. Elf von den Angeklagten, darunter auch die beiden Polytechniker und die 3 Wolmarschen Schüler werden wegen mangelnder Beweise freigesprochen, die übrigen acht zu Festungsstrafen von 4 bis zu 12 Monaten verurteilt.

Wiederholt war es in der letzten Zeit zu Demonstrationen auf den Straßen Rigas und zu Zusammenstößen zwischen den Demonstranten und der Polizei gekommen: am 15. August war bei einem Krawall vor dem Gefängnis der Gehilfe des Polizeimeisters Lischin lebensgefährlich und ein Schutzmann tötlich verletzt worden; und auch am 24. Oktober sollte aus Anlaß dieser politischen Prozesse eine Demonstration vor dem Bezirksgericht veranstaltet werden. Da die Polizei Maßregeln zur Verhinderung des Vorhabens an dieser Stelle ergriffen hatte, so zerstreuten sich die Demonstranten scheinbar, sammelten sich dann aber plötzlich wieder, zogen zum Polizeigebäude und demolierten hier durch Steinwürfe und Revolverschüsse die Fenster.

26. Okt. Finnland. Der Hochverratsprozeß gegen den früheren Senator und Generalmajor Schauman, in dem der Prokurator Johnson die Anklage vertritt, wird vor dem Hofgericht in Abo verhandelt. Die Anklage stützt sich hauptsächlich auf die bei einer Haussuchung bei Schauman gefundene, vor Jahren flüchtig hingeworfene Skizze zu einem Aufruf zur Gründung von Schützengilden, in denen sich die finnländischen Männer mit der Waffe vertraut machen sollen, um nicht im Gefühl der Wehrlosigkeit Selbstvertrauen und Lebensmut einzubüßen usw. Schauman erklärt, daß er diese Gedanken, die das Schicksal seiner Heimat angeregt habe, der Eingebung eines Augenblicks folgend zu Papier gebracht habe, daß sie aber weiter keine Folgen gehabt hätten. Das Zeugenverhör ergab nichts Gravierendes. Da der Prokurator die Verteidigung Schaumans schriftlich widerlegen will, wird der Prozeß vertagt, doch beschließt das Gericht, Schauman auf freien Fuß zu setzen.

26. Okt. Reval. Der erste in Reval erbaute Dampfer, ein Leuchtschiff „Wultschur“ von 415 Tons Wasserverdrängung, läuft vom Stapel.

26. Okt. Riga. Nach Fertigstellung der Pump- und Fassungsanlagen auf Bellenhof beginnt die Versorgung des Wasserleitungsnetzes der Stadt mit dem dort gewonnenen Grundwasser. Riga ist nun mit einem Wasser von vorzüglicher Qualität versorgt. Für die Anlage waren 3 Millionen Rbl. angewiesen worden, doch gelang es der Stadtverwaltung 429,000 Rbl. von dieser Summe zu ersparen.

27. Okt. Walk. Die Stadtverwaltung versetzt die Bäume einer alten, der Stadt zur Zierde gereichenden Allee aus der Pleskauerstraße nach dem neuzugründenden Stadtpark und entrüstet durch diesen Vandalismus die Bewohner der Stadt. Die Idee mit dem neuen Stadtpark wird auch als eine verfehlte bezeichnet, denn er liegt so weit von der Stadt entfernt, daß er nie zu einer Erholungsstätte der Bevölkerung werden könne. Außerdem verursacht seine Anlage der Stadt bedeutende Kosten; die Ausscheidung eines Ackers aus dem Stadtgute Ohselshof bedeutet allein schon eine Einbuße von 120 Rbl. an Pachtgeldern (s. „Nordl. Ztg.“ v. 31. Okt.)

28. Okt. Riga. Das Personal des Rigaschen Polytechnischen Instituts gibt die Zahl der Studierenden auf 1675 an. Von ihnen sind 850 lutherischer Konfession, 365 orthodoxer und 230 römisch-katholischer; Juden gibt es 165. Der Lehrkörper besteht aus 21 Professoren, 6 Adjunkt-Professoren, 29 Dozenten und 15 Assistenten.

29. Okt. **Eine bemerkenswerte Aenderung in der Praxis des Justizministers besteht darin, daß die Untersuchungsrichter wieder in ihren Stellungen „bestätigt" werden.**

Einem bestätigten Untersuchungsrichter kommen alle Prärogative eines Richters zu: er darf nicht versetzt werden, darf ohne seine Einwilligung nicht auf einen anderen Posten berufen werden und kann seine Stellung nur durch richterlichen Spruch verlieren. Er ist daher bedeutend selbständiger, namentlich der Prokuratur gegenüber, als ein sog. „stellvertretender"; die letzteren gehören daher zu den normalen Erscheinungen in Rußland. Bestätigte Untersuchungsrichter gab es nur in den ersten Jahren nach der Einführung der Justizreform. Dann wurden sie auf den Aussterbeetat gesetzt und zu Beginn des Jahres 1904 gab es in ganz Rußland ihrer nicht mehr als ca 10, während die Zahl der „stellvertretenden" ungefähr 1500 betrug. Mit dem Herbst d. J. hat das Justizministerium wieder begonnen, Untersuchungsrichter zur Allerhöchsten Bestätigung vorzustellen, und nun gibt es schon gegen 100 bestätigter. Ein weiteres Anwachsen der Zahl ist wahrscheinlich. (Düna-Ztg. Nr. 249.)

31. Okt. **Goldingen. Die neuerbaute lettische Kirche wird durch den Generalsuperintendenten von Kurland geweiht. Seit ca. 350 Jahren benutzten die deutsche und die lettische Gemeinde gemeinsam die deutsche Stadtkirche. Der Initiative des verstorbenen deutschen Pastors Raeder ist die Sammlung eines Fonds von 35,000 Rbl. für den lettischen Kirchenbau zu danken, zu dem die kurländische Ritterschaft 10,000 Rbl. und das Kirchspiel 7000 Rbl. hinzufügten, während die Stadt den Grundplatz hergab. Der Bau wurde im J. 1899 nach den Plänen des Rigaschen Architekten Dr. W. Neumann begonnen.**

31. Okt. In Warschau wird bei der katholischen Allerheiligenkirche auf dem Gribnyplatz eine sozialdemokratische Demonstration veranstaltet, zu deren Unterdrückung Militär aufgeboten wird. Bei einem Zusammenstoß gibt das Militär eine Salve ab, durch die 9 Demonstranten getötet, 28 verwundet werden. Schon in den vorhergehenden Wochen waren vereinzelte Demonstrationsversuche gemacht worden.

1. Nov. Riga. Die „Rigas Awise" des Herrn Weinberg weist (Nr. 247) nachdrücklich auf die bevorstehenden Stadtverordnetenwahlen hin. Sie konstatiert, daß in der sog. Einmütigkeitsfrage unter den Letten seit den letzten Wahlen eine bedeutende Besserung eingetreten sei. Nicht in dem Sinne, als ob die Zwietracht der Letten unter einander an und für sich abgenommen hätte, in mancher Hinsicht sei diese noch größer geworden als früher. Aber diese Zwietracht berühre nicht die Frage der Stadtwahlen. Alle persönlichen Interessen, alle sozialen Differenzen

müßten zurücktreten, sobald es die erfolgreiche Durchführung des Kampfes gegen das Deutschtum erfordert. Bei den letztverflossenen Wahlen konnten noch die Letten über „Kompromisse" im eigenen Lager streiten. Das sei jetzt unnötig, die Eintracht unter den lettischen Wählern sei jetzt genügend gesichert.

Sehr berechtigt ist in diesen Sätzen die Konstatierung der zunehmenden Scheidung der Geister unter den Letten. Daß diese Scheidung vor den Stadtverordnetenwahlen jetzt noch halt macht, erscheint wohl glaublich, in Zukunft wird aber der sozial vorgeschrittenere Teil der Letten zu der Erkenntnis kommen, daß eine Stadt wie Riga sich gerechterweise nicht auf nationalistischer Basis verwalten läßt.

2. Nov. Den „Peterburgskija Wedomosti" des Fürsten Uchtomski wird aus dem Nordwestgebiet über das alte Kapitel von den Hindernissen geschrieben, die „Andersgläubige" zu überwinden haben, wenn sie in der Heimat in Krons- oder Kommunalbehörden Stellung suchen, und dabei folgendes Beispiel angeführt: In einer Kreisstadt wurde kürzlich das Amt eines Stadthaupts vakant. Unter den Kandidaten befanden sich eine Reihe von Gutsbesitzern mit Universitätsbildung und Männer von Ehre; bestätigt aber wurde ein ganz obskurer, fast zu den Analphabeten gehörender Gemüsegärtner — nur weil er orthodox war. Kann ein solches System, so fragt das Blatt, ein System, das alle anständigen Leute ignoriert, nur weil sie Katholiken sind, in einem Gebiet, das längst aufgehört hat „zu meutern", mehr als Ärgernis und Erbitterung hervorrufen?' (Düna-Ztg. Nr. 250.)

Und erst in einem Gebiet, das nie angefangen hat zu meutern?!

6. und 7. Nov. Werro. Feier des 100-jährigen Bestehens einer griechisch-orthodoxen Kirche in Werro. Der Erzbischof Agathangel und zahlreiche Priester kommen zu dem Feste nach Werro. Auf einem Abendessen, das der Ortsgeistliche Sepp veranstaltete, verlas der Bauerkommissar des 2. Werroschen Distrikts Milhardt Namens der Bauergemeinden seines Distrikts eine Adresse an den Erzbischof, in der die Bauern ohne Unterschied der Konfession, Orthodoxe und Lutheraner, den Wunsch ausdrücken, ihrer Sympathie für das freudige Ereignis im Werroschen orthodoxen Kirchspiel durch die Stiftung eines Evangeliums an die Kirche Ausdruck zu geben. Der Wunsch der Bauern erfreute den Erzbischof sehr, er dankte dem Bauerkommissar und bat den Gemeinden seinen Segen zu übermitteln.

7. Nov. Riga. Während des Gottesdienstes werden in der lutherischen Johannis- und Pauluskirche wiederum sozialdemo-

kratische Proklamationen ausgeworfen. Es gelingt der Polizei einige von den Übeltätern in flagranti abzufassen.

7. Nov. In Petersburg sind über 100 Vertreter der Landschaftsverwaltung aus allen Gouvernements zur Beratung der innerpolitischen Lage zusammengekommen. — Es verlautet, der Minister des Innern werde auch einen von den Kommunalverwaltungen von Ssaratow, Moskau u. a. in Anregung gebrachten Kongreß aller Stadthäupter gestatten, der für das kommende Jahr projektiert wird. Am 5. November hatte der Minister Sswjatopolk-Mirski auch eine Abordnung der Zionisten empfangen und ihnen mitgeteilt, daß den Zionisten keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt werden würden.

8. Nov. Wenden. Bei dem Transport der Rekruten auf der Eisenbahn nach Riga kommt es auf den Stationen diesmal zu groben Ausschreitungen, Demolierung der Buffets, Fenster &c., wie es auch anderwärts in diesem Jahr beobachtet werden konnte.

8. Nov. Riga. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt, eine städtische Kunstschule zu errichten, die wie alle derartigen Institute dem Ministerium des Kaiserlichen Hofes unterstellt sein soll; der Statutenentwurf wird akzeptiert und der Ankauf des Inventars der Zeichenschule des † Frl. v. Jung für das Institut beschlossen. -- Ferner beschließt die Versammlung die Baupolizei als ein selbständiges Exekutivorgan aus dem Bauamt auszuscheiden und für die Leitung desselben einen neuen Stadtratposten, den achten, zu schaffen.

8. Nov. An der Jurjewschen Universität wird der Assistent der psychiatrischen Universitätsklinik Luiga zum Doktor der Medizin promovirt. In der Einleitung zu seiner Dissertation: „Die Fürsorge für die Geisteskranken im baltischen Gebiet“, vertritt Luiga die Ansicht, daß die Irrenfürsorge in den baltischen Gouvernements nicht nur hinter derjenigen Westeuropas, sondern auch hinter derjenigen Inner Rußlands weit zurückgeblieben sei. „Die Schuld hieran trage die „höhere“ Gesellschaft, der Adel, die Geistlichkeit. Die Lage der Geisteskranken der Bevölkerung“, schreibt Luiga, „war (im 18. Jahrh.) nicht schlechter als die der Gesunden, aus dem einfachen Grunde, weil eine schlechtere Lage nicht denkbar ist“ usw. (Vgl. Balt. Monatsschr. 1904 Heft 6,

vom Juni, wo diese Schrift bereits einer sachkundigen, wohlverdienten Kritik unterzogen worden war.)

Nachdem schon ein russischer Professor Jarotzki, als ordentlicher Opponent, diese Darstellung als parteiisch bezeichnet hatte: die Verdienste des Adels um das Volk seien größer, als der Doktorand zugebe; die Behauptung, in den inneren Gouvernements sei für die Bildung und die Kultur des Volkes stets mehr gethan worden, als in den baltischen, könne schwerlich bewiesen werden, — nahm Prof. Dr. Dehio das Wort und erklärte, daß die in der Einleitung ausgesprochenen Beschuldigungen keinen wissenschaftlichen Wert hätten, sondern nur politischen und sozialen Hader zwischen Nationen und Ständen wachrufen oder verschärfen könnten. Es sei eine Schande, daß der Doktorand das alte Katheder, das seit 100 Jahren ausschließlich zur Verteidigung der Wahrheit und wissenschaftlicher Tatsachen bestimmt war, zu einer Tätigkeit mißbrauche, die nie und nimmer in den Aktussaal der Universität gehöre.

Der Postimees-Redakteur Tönisson wandte sich aus der Korona wider alle akademische Gepflogenheit mit Angriffen gegen Prof. Dehio, was ihm vom Dekan verwiesen wurde, und nötigte dann den Doktoranden zu der Erklärung, daß er bei seiner Darstellung bleibe. Den Ausführungen Prof. Dehios schloß sich Prof. Körber an. — So sind denn die verleumderischen Irrtümer, die unter der Approbation der Jurjewschen Universität in die Welt geschickt werden, nicht ohne Protest geblieben.

10. Nov. Dorpat. Die Reichenberg-Mellinsche Heilanstalt und Pflegerinnenschule begeht ihr 10jähriges überaus segensreiches Bestehen. Die Anstalt hat 3-4000 Kranke verpflegt und 134 Pflegerinnen aufgenommen, von denen nur $^1/_{10}$ den Kursus nicht absolviert hat. Möge dieser Erfolg dazu beitragen, auch in anderen baltischen Städten den gebildeten Frauen das Gebiet der beruflichen Krankenpflege zu eröffnen und diese selbst dadurch auf ein angemesseneres Niveau zu heben.

10. Nov. In Sachen der staatlichen Mäßigkeitskuratorien ist vom Finanzministerium die Erläuterung erfolgt, das diese Kura-

torien nur zu solchen Maßnahmen greifen dürfen, die unmittelbar im gegebenen Moment zur Verringerung der Trunksucht beitragen; Maßnahmen aber, die nur mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit in der Zukunft eine solche Wirkung haben können, gehören nicht in das Programm der Kuratorien. (Kurl. Gouv.-Ztg.)

10. Nov. Die Kurländische Gouvernementsregierung macht in der „Kurl. Gouv.-Ztg." bekannt, daß den Wirten von Kronsgesinden durch das Gnadenmanifest vom 11. August c. nur die bis zum 1. Januar 1904 angelaufenen Rückstände der Auskaufszahlungen erlassen worden sind und zwar nur dann, wenn sie bis zum 30. Juli 1904 noch nicht bezahlt waren.

Diese Bekanntmachung ist dadurch veranlaßt worden, daß viele Wirte sich unter Berufung auf das Manifest weigern, die Auskaufszahlungen für das 1. Halbjahr 1904 zu leisten. Es will eben den Bauern nicht einleuchten, daß nur den schlechten und säumigen Zahlern durch das Manifest Vorteile zugewandt werden.

11. Nov. Der Verkehr auf der neuerbauten über Mitau führenden Strecke Tuckum-Kreutzburg der Moskau-Windau-Rybinsker Bahn wird eröffnet und damit die direkte Linie Moskau-Windau.

12. Nov. Reval. Der neue estländische Generalsuperintendent D. Lemm trifft nach erfolgter obrigkeitlicher Bestätigung in Reval ein und übernimmt die Amtsgeschäfte. Die feierliche Introduktion findet am 12. Dezember in der Ritter- und Domkirche statt. — Zu der am 16. Nov. beginnenden Herbstjuridik des estländischen Konsistoriums melden sich nach längerer Zeit wieder einmal zwei Kandidaten zum Konsistorialexamen.

12. Nov. Eine betrübende Erscheinung nennt das estnische Blatt „Uudised" von ihrem sozialpolitischen Standpunkt aus die Tatsache, daß der Nationalitätenhader auch schon in den Schulen unsrer Universitätsstadt sich zu einer brennenden Frage entwickle: „Sogar die Zöglinge der unteren Klassen, obgleich ihnen der Begriff der Nationalität kaum aufgegangen sein kann, berichten mit großem Eifer, wieviel Esten, Russen oder Deutsche sie in der Klasse haben, wie stolz und feindlich sie sich gegenüberstehen, mit welchen Schimpfnamen sie sich gegenseitig bedenken rc. Wenn es so weiter geht und die kleinen Nationalisten einmal groß werden, so wird der Nationalitätenstreit wohl alle übrigen Fragen

zu Grabe tragen. Anstatt diesen Drang in vernünftiger Weise zu mäßigen, scheinen einige Lehrer sich aktiv an der Sache zu beteiligen, wodurch die Kinder nur noch mehr aufgereizt werden. Es ist nicht gut, wenn schon das Kind auf der Schulbank im Nächsten nicht einfach den Menschen, sondern den Angehörigen eines andern Volkstums erblicken lernt. Wenn bei den Esten noch vor kurzem die Verleugnung der eigenen Herkunft eine Alltagssache war, während jetzt an Stelle dessen das Prunken mit seiner Abstammung tritt, so beweist das ein mangelhaftes Verständnis für die Grenzen des nationalen Bewußtseins. ." In den Ländern mit mehrfach gemischter Bevölkerung ist allzu lebhaftes Nationalitätsbewußtsein wie ein böser Geist, der Feindschaft sät und keinen Frieden walten läßt. Oft diskutiert und kämpft man in Bagatellen, während der gemeinsame Feind der Streitenden mittlerweile seine besonderen Ziele ungestört verfolgen kann. (Rev. Ztg.)

Auch wer den Nationalitätsbegriff höher stellt, als das estnische Blatt mit seinem internationalen Standpunkt, wird die Berechtigung seiner Ausführungen anerkennen müssen.

15. Nov. Reval. Der ritterschaftliche Ausschuß hat die der Ritterschaft gehörenden Gebäude der früheren Poststationen Runafer in Harrien und Söttküll in der Wieck als Verpflegungsstationen für die Aufnahme verwundeter und kranker Krieger zur Verfügung gestellt.

18. Nov. Libau. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt auf Antrag des Stadtverordneten Dreyersdorff beim Dirigierenden Senat Beschwerde zu führen über die Verfügung der kurländischen Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten vom 7. Nov. c. sub Nr. 44, durch welche das Verfahren gegen das ehemalige Stadthaupt H. Adolphi in Sachen der Eröffnung eines Kontos der „Libau-Hasenpother-Eisenbahn" eingestellt worden ist. Es handelt sich in der Sache wesentlich darum, ob Adolphi dafür zu belangen sei, daß er als Stadthaupt dem Eisenbahnunternehmen, dessen Nutzen für die Stadt von der Stadtverordnetenversammlung bereits anerkannt worden war, vor der offiziellen Bestätigung einen Kredit auf die Stadtkasse eröffnet hatte. Die Gouvernementsbehörde, der das Material zur Prüfung überwiesen worden war (Balt. Chr. 1903 Febr. 20), hat das Verfahren eingestellt, da, auch wenn eine Kompetenzüberschreitung Adolphis vorliegen sollte, eine Verfolgung derselben durch ein inzwischen erschienenes Gnadenmanifest niedergeschlagen werde.

Die Geschäftsleitung Adolphis in Sachen der Straßenbahn, die gleichfalls zur Prüfung vorgestellt worden war, hat die Gouvernementsbehörde in Ordnung befunden.

In der Stadtverordnetenversammlung vertritt der St. V. Dreyersdorff den Standpunkt, das jeder, der für die Uebergabe des Materials an die Gouvernementsbehörde gestimmt habe, sich nunmehr logischerweise für die Beschwerde über sie entscheiden müsse. Der St.-V. Hesmowski bekämpft die Beschwerdeführung schon aus formellen Gründen: nach Art. 85 der Städteverordnung darf die Stadtverordnetenversammlung nur über solche Entscheidungen der Gouvernementsbehörde beim Senat Beschwerde führen, durch die ein Beschluß der Stadtverordnetenversammlung als ungesetzlich aufgehoben worden ist. Im gegebenen Falle hat nun die Gouvernementsbehörde keinen Beschluß der Versammlung aufgehoben, sondern im Gegentheil der von der Versammlung erfolgten Anregung zur Prüfung der Angelegenheit entsprochen. Mehr als die Anregung stehe der Stadtverordnetenversammlung in dieser Sache nicht zu, da die Entscheidung über die effektive Heranziehung der Stadthäupter zur gerichtlichen Verantwortung für Amtsvergehen laut Art. 148 der Städteordnung ausschließlich der Gouvernementsbehörde zukommt.

Der Antrag Dreyersdorff wurde mit 29 gegen 13 Stimmen angenommen.

19. Nov. Reval. Der Dirigierende Senat trifft die endgiltige Entscheidung in der Revaler Gotteskastenfrage. Der Revaler Rat hatte am 5. Dezember 1877 beschlossen aus dem in seiner Verwaltung befindlichen „Gotteskasten“ die Güter Johannishof und Kautel und ein Kapital von 48,900 Rbl. zum Besten der Revaler städtischen Kirchen, der St. Nikolai-, St. Olai, St. Johannis-, St. Michaelis und der Heiligengeist-Kirche auszuschreiben und diesen Kirchen als Eigentum zu übergeben, indessen die Güter Nehhat, Fäht und Koitjärw als städtisches Eigentum anzuerkennen, da der „Gotteskasten“ auch zu Schul- und Wohltätigkeitszwecken bestimmt war. Dieser Beschluß wurde jedoch vom estländischen Gouverneur und vom Minister des Innern aufgehoben, weil das ge-

samte Vermögen des „Gotteskastens“ städtisches Eigentum und nicht zu kirchlichen Zwecken verwendbar wäre.

Die genannten fünf Revaler Kirchen klagten gegen die Stadt, die so Eigentümerin des Gotteskastens geworden war, auf Herausgabe des ihnen zukommenden Teils am „Gotteskasten“ beim estländischen Oberlandesgericht, bei dem auch die Revaler katholische St. Petri-Pauli-Kirche unerwarteterweise Ansprüche auf einen Teil des Gotteskastens geltend machte. Das Oberlandesgericht entschied am 2. Nov. 1889 dahin, daß die genannten Güter mit Ausnahme von Koitjärw und eines Teils von Fäht den Kirchen zu übergeben, die Kapitalien des „Gotteskastens“ aber und das Gut Koitjärw nebst jenem Teile von Fäht der Stadt zu belassen seien und es außerdem letzterer anheimzustellen sei, von den Kirchen aus den Einnahmen der ihnen übergebenen Güter einen Ersatz zu verlangen zu Gunsten der städtischen Wohltätigkeitsanstalten, soweit deren Ausgaben nachweisbar aus den Einnahmen der Güter bestritten worden waren; zugleich wurden die Ansprüche der katholischen St. Petri-Pauli-Kirche abgewiesen.

Gegen diese Entscheidung appellierten an den Senat: die Stadt Reval, die lutherischen Revaler Kirchen, die katholische St. Petri-Pauli-Kirche und der Prokureur des Revaler Bezirksgerichts, der als Nachfolger des früheren Gouvernementsprokureurs die Zuerkennung des gesammten „Gotteskasten“-Vermögens an die Stadt verlangte.

Die am 19. Nov. c. erfolgte Senatsentscheidung besteht nun in folgendem:

Der Protest des Prokureurs wird ohne Folgen gelassen, und ebenso ist die Klage der katholischen St.Petri-Pauli-Kirche abgewiesen worden. Im übrigen sind die Güter Johannishof, Kautel und ein Teil des Gutes Fäht (entsprechend dem früheren Dorf Hirwen), ebenso auch die Kapitalien und außerdem noch dreiundsiebzig städtische Grundzinsbesitzlichkeiten als „gemeinsames Eigentum“ der Stadt Reval einerseits und der St. Nikolai-, St. Olai-, St. Michaelis-, St. Johannis- und der Heiligengeist-Kirche andererseits anerkannt worden, die Güter Koitjärw, Nehhat

und der übrige Teil des Gutes Fäht aber als ausschließliches Eigentum der Stadt Reval.

Die Entscheidung der Frage im Senat ist also im Wesentlichen ebenso ausgefallen wie die des Revaler Rats und dadurch die von der Administration versuchte Beraubung der lutherischen Revaler Kirchen verhindert worden.

20. Nov. Die Ernennung des Direktors des Departements für direkte Steuern im Finanzministerium wirkl. Staatsrats Coutler zum Kollegen des Ministers des Innern wird publiziert.

20. Nov. Dem „Baltijas Westnesis“ ist dieser Tage ein erweitertes Programm bestätigt worden, das ihm wieder die Möglichkeit, Leitartikel und Feuilletons zu bringen, gewährt, die ihm seit dem Dezember 1903 genommen war. (Balt. Chr. 1903 Dez. 27.)

Das Blatt dankt den Lesern, die ihm trotzdem treu geblieben waren, und schleift sofort die Klinge gegen die „Rigas Awise“:

„Zugleich mit uns wurde auch einer andern Zeitung („Deenas Lapa“) die Feder aus der Hand genommen und die allein verbliebene konnte mit schlecht verhehlter Genugtuung verkündigen, daß sie nun die einzige sei, die größere Rechte behalten habe und daß sie demgemäß um so eifriger den Letten den „rechten Weg“ weisen werde. Mit bewundernswerter Konsequenz blieben jedoch die Letten taub solchen Hinweisungen gegenüber.“

21. Nov. Die Petersburger vereidigten Rechtsanwälte improvisieren, da ihnen das Gerichtsgebäude zu diesem Zweck verweigert wird, im Stadthause eine Versammlung anläßlich des 40jährigen Bestehens der Gerichtsinstitutionen Kaiser Alexander II. und fassen eine sehr weitgehende Resolution, die sich mit den gesamten inneren Verhältnissen Rußlands beschäftigt.

22. Nov. Riga. Die Stadtverordnetenversammlung bestätigt einen Vertrag mit dem Kunstverein, durch den sie dem Kunstverein gewisse Räume für Vereinszwecke und die Ausstellungssäle im neuerbauten Kunstmuseumsgebäude auf 10 Jahre überläßt, während der Verein sich verpflichtet, seine Kunstschätze mit den Sammlungen der Stadt gemeinsam im Museum aufzustellen und Ausstellungen und Vorträge zur Hebung des Kunstverständnisses zu veranstalten. — Die Versammlung beschließt, daß die Stadtverordnetenwahlen im nächsten Jahre vom 13.—18. März vollzogen werden sollen. — Die Versammlung beschließt ferner eine Beschwerde beim Senat

wegen Eigenmächtigkeit des Militärressorts bei Bauten in dem inneren Teil der Stadt Riga. Das Militärressort hatte nämlich zwei ihm gehörige alte Speicher im inneren Stadtteil an Privatpersonen (Mendel, Blumes) verpachtet und in den Jahren 1903 und 1904 von diesen zu Geschäftshäusern umbauen lassen, nach Plänen, die von der Wilnaer Militär-Ingenieurdistanz bestätigt, den hiesigen Bauaufsichtsbehörden aber nicht vorgelegt worden waren. Da die Bauten den Ansprüchen der städtischen Bauordnung in bezug auf Feuersicherheit offenbar nicht entsprachen, ersuchte das Stadtamt die Gouvernementsobrigkeit, zu veranlassen, daß die betr. Pläne der Stadtverwaltung vorgestellt würden. Dieses Ersuchen wurde abschlägig beschieden, nachdem das bautechnische Komitee des Ministeriums des Innern, anstatt die Interessen der Kommune zu vertreten, dahin resolviert hatte, daß dem Militärressort nach § 146 des Militärgesetzbuches die alleinige Kontrolle über Bauten auf seinem Grunde zustehe. Der § 146 sagt aber ausdrücklich in vier Punkten, welche Bauten auf Grundstücken des Militärressorts bloß der Bestätigung durch dieses Ressort bedürfen, und da das lauter speziell militärische (Festungen, Kasernen) sind, so ist klar, daß die übrigen der Kontrolle der örtlichen Baupolizei unterliegen. Die StV.-V. beschließt daher einstimmig über die Resolution des Bautechnischen Komitees beim Senat Beschwerde zu führen.

23. Nov. Die Arbeiten für die livländische Grundsteuerreform werden dieser Tage von dem „Rishskij Westnik“ in ebenso unwahrer wie gehässiger Weise angegriffen. Er behauptet, daß die Instruktion für die Landschätzung von dem Landratskollegium „im Geiste der Interessen der großen Grundbesitzer und zum offenbaren Nachteil der kleinen“ entworfen sei, und verherrlicht den Einfluß des früheren Kameralhofspräsidenten Wassiljew auf die Abänderung der Instruktion. Nach der abgeänderten Instruktion werde jetzt die Schätzung vollzogen, aber von Leuten ohne Spezialkenntnisse, und Vertreter der Bauern würden gewöhnlich nicht hinzugezogen oder zur Rolle stummer Zuschauer verurteilt; die Schätzungsarbeiten trügen daher einen „spaßhaften“, „komischen“, „vaudevilleartigen“ Charakter.

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Friedrich Bienemann.

Siebenundvierzigster Jahrgang.

LX. Band.

Riga 1905.
Verlag der Baltischen Monatsschrift.
Nikolaistraße Nr. 27

Inhaltsverzeichnis.

Band LX.

Was ich erlebte.

Autobiographische Aufzeichnungen

von

Michael Stephan (Michel Etienne) v. Bulmerincq †.

Irgendwo habe ich einst gelesen, es solle keiner vor seinem 60. Lebensjahre seine Lebensgeschichte niederschreiben. Ich werde nun in diesem Monat 72, kann also bei der Muße, die ich hier in Salzbrunn habe, Aufzeichnungen über Erlebtes machen, die ich meinen lieben Kindern widme.

Geboren wurde ich zu Birkenhof bei Riga am 27. Juli a. St. 1805. Hätte mein Vater Gottfried B., der 1813 zu Erlangen starb, länger gelebt, so hätte er mich wahrscheinlich zum Kaufmannsstande erzogen, da er, als Chef der alten Firma Eberhard und Michael Bulmerincq in Riga, seine ältesten drei Söhne, Eberhard, Gottfried und Karl, zu sich auf sein Komptoir genommen und etwa im Jahre 1809 seinen vierten Sohn Adam zur Erlernung der Handlung auf ein Komptoir in Libau abgegeben hatte. Als mein guter Vater starb, war ich noch nicht 8 Jahre alt. Zu jener Zeit, im März 1813, reisten meine Eltern seit dem Jahre 1811 im Auslande, nachdem sie meine älteren Schwestern Mathilde und Agnes in eine Pension in Altenburg, dort auch mich in eine Knabenpension und meine jüngeren Geschwister Bertha, Gottfried und Richard bei den Eltern meiner Mutter in Erlangen abgegeben hatten. Der plötzliche Tod meines Vaters veranlaßte meine Mutter mit ihren Stiefkindern Mathilde und Agnes und ihren eigenen Kindern, Michel, Bertha, Gottfried, Richard und der im J. 1812 geborenen Thekla sofort nach Riga zurückzukehren.

Im Sommer 1817 reifte bei meiner Mutter der Entschluß, für längere Zeit sich nach Deutschland zu begeben. Zuvor mußten die Knaben untergebracht werden. Der livländische Generalsuperintendent K. G. Sonntag in Riga riet meiner Mutter, ihre Kinder nicht in Riga, sondern in kleineren Orten erziehen zu lassen. So brachte mich meine Mutter auf den Rat Sonntags nach Dorpat, wo ich in der Pension des Oberlehrers der griechischen Sprache am dortigen Gouvernements-Gymnasium Karl Gustav Girgensohn Aufnahme fand. Auf Bitten meiner Mutter wurde ich in die unterste Klasse des Gymnasiums (die dritte) aufgenommen. Im Gymnasium war ich 5½ Jahre, wurde aus Prima am 19. Dezember 1822 mit dem Zeugnis der Reife für die Universität entlassen. Am Nachmittag desselben Tages wurde ich von dem Rektor der Universität zu Dorpat Dr. P. Ewers als studiosus medicinae immatrikuliert und reiste darauf nach Riga ab, um die Weihnachtsfeiertage im Hause meiner Mutter zu verbringen. – Als ich am 16. Januar 1823 meinen Reisekoffer in Riga packte, um nach Dorpat abzureisen und eben Abschied nehmen wollte, sagte meine gute Mutter zu mir: „Mach alles mit, aber mit Maß." Das war die ganze Lehre, die ich von ihr erhielt. In dieser liegt aber eine durchaus richtige Lebensanschauung.

Von meinen Studentenjahren: Januar 1823 bis zum 9. November 1828, an welchem Tage ich das mündliche Doktorexamen bestand, kann ich wohl sagen, daß mein Studium mich immer interessierte und daß eine Reise von 14 Tagen, welche ich im Sommer 1828 nach Petersburg machte, wo Tausende von neuen Ideen in mir erwachten, mich zu dem festen Entschluß brachten, das mir nunmehr elend vorkommende Dorpat möglichst schnell, aber in Ehren zu verlassen Am 18. Mai 1829 erhielt ich aus den Händen des damaligen Dekans der medizinischen Fakultät Dr. Johann Friedrich Erdmann mein Doktordiplom. Noch am selbigen Tage reiste ich nach Petersburg ab.

Bei meiner Abfahrt von Dorpat ereignete sich ein Umstand, der in Dorpat noch nie stattgefunden hatte und auch nie wiederkehren wird. Ich saß schon auf dem Postwagen, Freund Sivers neben mir; mehrere Studenten, mit denen wir noch etliche Flaschen eben geleert hatten, standen auf der Straße an meinem Wagen und riefen mir ein Lebewohl zu, als ich bemerkte, daß von hinten

her an meinem langen Mantelkragen unsanft gezupft wurde. Ich kehrte mich dahin und sah zu meinem gar nicht geringen Erstaunen den Professor Erdmann vor mir stehen, der mir vor wenigen Stunden das Doktordiplom überreicht hatte. Er sagte mir, er müßte mich notwendig sprechen. Ich verließ sofort den Postwagen und erfuhr von ihm, daß ich ihm einen sehr großen Gefallen erweisen würde, wenn ich vor meiner Abreise noch ein Examen — in der russischen Sprache ablegen würde. Ich war hierüber nicht wenig betroffen, da bisher ein solches Examen von keinem Doktor der Medizin gefordert war, berief mich auf das erhaltene Doktordiplom und lehnte das Verlangen des Professors Erdmann ab. Hierauf erhielt ich von ihm folgende Mitteilung: Die Universität wurde vom Minister der Volksaufklärung angewiesen, in Zukunft nur solchen Diplome zu erteilen, welche auch in der russischen Sprache gute Kenntnisse an den Tag legen. Die medizinische Fakultät erlaubte sich hiergegen vorzustellen, es möchte das Examen im Russischen nur auf solche sich beziehen, welche auf Kronskosten studiert haben, nicht aber auf diejenigen, welche aus eigenen Mitteln dem Studium der Medizin obgelegen haben. Auf diese dem Ministerium der Volksaufklärung gemachte Vorstellung ist nun heutigen Tages eine Antwort in einer Art angekommen, die so dezidiert und scharf ist, wie die Universität noch kein Papier aus Petersburg erhalten hat, mit dem gemessenen Befehl: Keinem ein Doktordiplom zu geben, der nicht vorher ein befriedigendes Examen im Russischen abgelegt hat. Die Universität, so schloß Professor Erdmann, kann demnach in große Verantwortlichkeit kommen, wenn nicht nachgewiesen werden kann, daß Sie ein genügendes Examen im Russischen bestanden haben. - Hierauf drückte ich mein Bedauern aus, daß ich nur wenige Worte Russisch verstehe, und daß ich, wenn ich einem Examen unterworfen würde, keinen Falles bestehen könne. Prof. Erdmann bat mich aber, gleich mit ihm zu kommen. Er sagte, der Professor der russischen Sprache W. Perewoschtschikow ist auf unsern Besuch bei ihm schon vorbereitet. Kommen Sie, ich bitte Sie, mit mir, die Sache wird nicht lange dauern. — Somit gingen wir nun sofort zum Professor der russischen Sprache, der uns freundlich empfing. Sprechen konnte ich das Russische nicht, konnte notdürftig lesen und nur einzelne russische Worte mit ihrer Bedeutung im Deutschen angeben. Somit war der Form

genügt worden, wie mir nach einer Viertelstunde gesagt wurde. Professor Erdmann dankte mir sehr, daß ich seinen Wunsch so bereitwillig erfüllt hatte. Gleich darauf verließ ich Dorpat.

In Petersburg meldete ich mich bald auf dem Kriegsministerium, wies mein Doktordiplom vor, konnte mich aber nicht mit den dort anwesenden Herren verständigen, weil ich kein Russisch verstand. Doch fand sich einer, der auch deutsch sprach, und es wurde mir erklärt, ich könne sofort als Militärarzt angestellt werden und die Uniform als Stabsarzt anziehen, Reisegeld und meine schriftliche Abfertigung zur Reise in das Hauptquartier der Armee, damals in der Türkei, in Empfang nehmen. Tags darauf erfuhr ich, es sei ein Allerhöchster Befehl gegeben, Ärzte, die nicht im Staatsdienst stehen, sofort von seiten des Kriegsministeriums in Dienst zu nehmen und zur aktiven Armee in die Türkei zu schicken, wo der Mangel an Ärzten ein sehr fühlbarer sei. Jetzt hielt ich mich in Petersburg für unsicher. Ich fuhr nach Merekül bei Narva, wo mein Bruder Karl mit seiner Familie am Seestrande wohnte, und blieb dort bis zum Spätsommer desselben Jahres. Der mit der Türkei hierauf geschlossene Frieden ließ mir die Rückkehr nach Petersburg als gefahrlos für mich erscheinen.

In Petersburg hatte ich nur wenig Bekannte. Auf den Rat meiner guten Mutter hatte ich schon im J. 1828 dem Geheimen Rat und kaiserlichen Leibarzt Dr. Stoffregen während meiner ersten Anwesenheit in Petersburg mich vorgestellt. Mein Bruder Karl empfahl mich dem Obersten der Wasser- und Wegekommunikation Baron Vietinghoff in Petersburg, auch dem Buchhalter der kaiserl. Leihbank Alexej Andrejewitsch Pawlow. Stoffregen hatte bis zum J. 1808 als ein in Riga sehr angesehener Arzt gelebt. Meine selige Mutter hat etwa seit dem J. 1802 ihn in Riga gekannt. Im J. 1808 wurde Stoffregen zum Leibarzt der Kaiserin Elisabeth ernannt, befand sich seit jener Zeit stets in der Nähe der Kaiserin, lebte nach deren Tode in ziemlicher Vergessenheit in Petersburg, war jedoch gastfrei, gegen mich wohlwollend und hatte eine ausgebreitete Bekanntschaft.

Der Oberst Vietinghoff machte mich darauf aufmerksam, daß bei dem Ressort der Wasser- und Wegekommunikation vakante ärztliche Stellen wären, und empfahl mir, dem Oberarzt Dr. Auer einen Besuch zu machen, um mich hierüber näher zu erkundigen.

Ich tat dieses, fand aber einen so kühlen Empfang bei diesem Manne, daß ich mich bei Stoffregen hierüber gelegentlich äußerte. Dieser meinte, das sei anders zu machen, gab mir sogleich einige Zeilen an den Dr. Trinius mit, kaiserl. Leibarzt und Arzt der Prinzessin Maria von Württemberg, deren Vater der Herzog Alexander von Württemberg Oberdirigent des Ressorts der Wegekommunikation war. Ich besuchte nun den Dr. Trinius. Trinius meinte, er wolle mich dem Herzog selbst vorstellen oder es so einrichten, daß mir eine Zeit bestimmt würde, in welcher der Herzog mich empfangen würde. Letzteres geschah, und wie es mir schien, hatte Stoffregen bei dem Herzog ausgewirkt, daß ich aus Petersburg nicht abkommandiert werden würde. Ich wurde als älterer Arzt am Hospital der Wasser und Wegekommunikation in der Stadt Wyschnij-Wolotschok angestellt. Mein Gehalt war 1200 Rbl. Bko. Meine Verpflichtung bestand darin, Militär- und Zivilbeamte des Ressorts der Wasser- und Wegekommunikation in Petersburg, wenn sie es verlangen, ärztlich zu behandeln, namentlich auch junge Offiziere, die sich oft krank rapportierten, auf Verlangen ihrer Vorgesetzten zu besuchen und zu berichten, ob sie wirklich erkrankt sind oder nur eine Krankheit vorschützen. Der Kapitän der Wasserkommunikation v. Grothus, der seinem hohen Chef dem Herzog Alexander von Württemberg speziell bekannt war, erkrankte schwer am Typhus. Er wünschte meine Hülfe und ich behandelte ihn. Der Herzog, unterrichtet von dem schweren Leiden dieses Offiziers, ließ mich rufen und forderte von mir Auskunft über sein Befinden, mit dem Bemerken, ihm den Gang der Krankheit umständlich zu erörtern. Diesem mündlichen Befehl leistete ich sogleich Folge. Plötzlich verlangte er aber von mir eine ganz bestimmte Antwort, wie lange dieser Kranke noch in Lebensgefahr schweben würde. Ich gab zur Antwort: „Nicht länger als drei Tage." Der bis dahin ganz gemütliche Herzog veränderte plötzlich den Ton und befahl mir in gemessenster Weise, nach genau dreimal 24 Stunden mich bei ihm melden zu lassen, um ihm dann über das Befinden des Kranken mündlich zu berichten. Ich hatte mich nicht verrechnet, die Krisis der Krankheit trat am 11. Tage derselben ein, so daß ich zu dem mir bestimmten Termin wieder beim Herzog erschien und für die Genesung des Kranken die Bürgschaft übernahm, wenn selbiger, wie er es bisher getan, meine Anordnungen genau

befolgen würde. Der Herzog faßte Vertrauen zu mir, forderte mich auf sein Arzt zu werden. Durch seinen Sekretär wurde mir eröffnet, ich würde von jetzt an (März 1830) außer meinem Kronsgehalt von ihm 2000 Rbl. Bko., außerdem Wohnung, Heizung, Licht und den Tisch in seinem Palais erhalten (im Jussupowschen Palais an der Obuchow-Brücke). Auch wurde mir, falls ich Pferde halten wolle, die Fourage für zwei Pferde versprochen. Auf diese Bedingungen ging ich natürlich gern ein, zog in das Palais des Herzogs, wo ich drei Zimmer und ein Vorzimmer erhielt, eigentlich nichts im Dienste zu tun hatte, da der Oberarzt der Wasserkommunikation Dr. Auer mir, der ich ganz beim Herzog war, keine dienstlichen Aufträge geben wollte, welche möglicherweise auf mehrere Stunden aus der Nähe des Herzogs mich hätten entfernen können. — Der andre Arzt, der im Palais des Herzogs mit mir unter einem Dache wohnte, war der Kollegienrat, Leibarzt und Mitglied der Kais. Akademie der Wissenschaften für Botanik Dr. Karl Bernhard Trinius. Er war viele Jahre hindurch der Arzt der im J. 1824 verstorbenen Gemahlin[1] des Herzogs von Württemberg gewesen und blieb nach deren Ableben im Hause als Arzt der Tochter des Herzogs, der Prinzessin Marie von Württemberg. Der Herzog selbst hatte von seinen (Trinius') Kenntnissen und Erfahrungen eine durchaus günstige Meinung, war ihm aber persönlich nicht gewogen, während seine Tochter, die Prinzessin Marie, keinen andern Arzt als Trinius wollte, der auch im Palais eine geräumige und für ihn extra möblierte Wohnung und auch ein gutes Gehalt hatte.

Dem Herzog Alexander von Württemberg, meinem hohen Chef, mußte ich allmorgentlich zwischen 11 und 12 Uhr einen Besuch abstatten, bei welchem ich ihn nicht selten noch im Bett fand. Er hatte die Gewohnheit um 11 oder 11½ Uhr in der Nacht ein vollständiges Souper einzunehmen, darauf bis gegen 5 Uhr morgens teils Schach zu spielen, teils Zeitungen zu lesen. Ich war ein für allemal zum Abendessen, welches er allein verzehrte, gebeten, folgte aber dem Rate von Trinius, dieser Einladung nie Folge zu leisten, um nicht die Nacht mit dem Herzog verplaudern zu müssen. Wurde ich des Abends zu ihm gerufen, so kam ich, suchte aber so bald als möglich wieder fortzukommen. Der Herzog

[1] Antoinette, geb. Prinzessin von Sachsen-Koburg-Saalfeld.

war damals 60 Jahre alt, sehr korpulent und ein sehr starker Esser, was auch in der 2. Ausgabe des Real-Lexikons von Pierer gesagt ist. Er hatte keinen Zahn im Munde, das Zahnfleisch war aber bei ihm in der Art verhärtet, daß er Hühnerknochen besser als ein andrer mit vollem Gebiß zu zerknacken vermochte. Ich hatte, obwohl ich noch nicht 25 Jahre alt war, das Vertrauen des Herzogs gewonnen, der sich sehr vor einem plötzlichen Schlaganfall fürchtete. Wenn nun der Herzog einer Abführung bedurfte, mußte ich eine solche verordnen. Bevor der Herzog dieselbe einnahm, redete er seinen treuen Kammerdiener Weber etwa in folgender Weise an: „Hör' mal, guter Weber, du siehst mir schon seit einigen Tagen so blaß aus, du bist nicht wohl, deshalb habe ich von unserm Doktor eine Abführung für dich verschreiben lassen.“ Weber, der zwar weder lesen noch schreiben konnte, war doch auch nicht auf den Kopf gefallen; er nahm in Gegenwart des Herzogs die Abführung ein und hatte hinterher ein Examen bei dem Herzog zu bestehen, wie und in welcher Art, ob mit oder ohne Leibweh ꝛc. dieselbe gewirkt hatte. Zuvor fragte aber Weber mich, was er eigentlich dem Herzog berichten solle.

Im Juni 1830 trat der Herzog, als Chef der Wasser- und Wegekommunikation Rußlands, die alljährlich übliche Dienstreise an. Das heißt, der Herzog brachte vier oder fünf Tage mit einer oberflächlichen Besichtigung des in Arbeit befindlichen Libauschen Kanals zu, lebte dann 4–5 Monate auf dem ihm gehörigen Gute Grünhof in Kurland musis et otio, d. h. er kümmerte sich um keine Geschäfte, allein er hatte eine Reise im Dienste gemacht und somit war sein Diensteifer dargetan. Als Arzt des Herzogs, mußte ich ihn auf dieser Reise begleiten, wohnte auch in Grünhof in seinem Hause. Hier kam es nun zu einer Szene mit dem Herzog, die wirklich einzig in ihrer Art war. Seine Tochter, die Prinzessin Marie, war in Grünhof ernstlich erkrankt. Außer meiner Person war dort kein andrer Arzt. Der Herzog übertrug mir die Behandlung der Prinzessin. Der Herzog, welcher die erwähnte Dienstreise an den Libauschen Kanal wegen der Krankheit der Prinzessin von einem Tage zum andern immer verschoben hatte, beschloß endlich diese Dienstreise mit zahlreichem Gefolge anzutreten. Am Tage vor der Abreise ließ der Herzog durch einen Beamten mir ankündigen, ich solle morgen früh um 5 Uhr reise-

fertig sein, er wolle mich auf seine Dienstreise mitnehmen. Das geschah zu einer Zeit, wo die erkrankte Prinzessin seit drei Wochen das Zimmer nicht verlassen hatte. Daß außer mir kein andrer Arzt da war, die Prinzessin auch keinen andern wollte, wußte ich. Daher ging ich direkt zum Herzog hinauf und wurde durch den Kammerdiener Weber gemeldet, weil der Herzog so überaus kurzsichtig war, daß er keinen Eintretenden, selbst auf die Entfernung von 4—6 Schritten erkennen konnte. Wenn der Herzog verstimmt war, pflegte er die Stirn zu runzeln, auch tief aufzuatmen. Ich fand ihn in dieser Verstimmung. Dies schreckte mich aber nicht ab, ihm in aller Bescheidenheit, aber doch deutlich vorzutragen, es ginge gegen meine Überzeugung und gegen mein Gewissen, die Prinzessin ohne Arzt in Grünhof zu lassen, ich bäte daher um seine Zustimmung, daß ich hier bleiben könne. Damit kam ich aber schön an. Er erklärte mir, daß er seinen Befehl mir im Dienste habe zugehen lassen, daß ich ihm unbedingt gehorchen müsse und daß er es nur meinem Mangel an Diensterfahrung zuschreiben wolle, wenn ich es wagte, mich ihm widersetzen zu wollen. Endlich betonte er noch nachdrücklich, ich wäre sein Arzt, nicht der seiner Tochter; er sei nie ohne Arzt gereist, und wer würde ihm denn beistehen, wenn ihm etwas auf der Reise begegnen würde? Ich solle demnach mit ihm unwiderruflich morgen abreisen, und hoffentliche sähe ich nun selbst ein, wie sehr ich unrecht habe.

Gegen diese sehr kategorische Rede, die der Herzog mit gehobener Stimme mir gehalten hatte, erlaubte ich mir zu bemerken, daß er mich mit dem Vertrauen, die Prinzessin zu behandeln, beehrt hätte und selbige noch nicht genesen sei, mithin noch ärztlicher Hülfe bedürfe und nicht ohne diese bleiben könne. Das war dem Herzog zu viel. Er klingelte. Weber trat ein. Meinen Adjutanten! schrie der Herzog ihm zu. Weber ging, um ihn sofort zu rufen. Der Herzog ging mit starken Schritten im Saal auf und ab. Der Adjutant Baron Budberg, Rittmeister der Garde, trat ein. Der Herzog winkte ihm näher zu treten, dann wendete er sich zu mir in größter Aufregung und erklärte mir: Der Baron Pahlen, Generalgouverneur von Livland, hat bei mir den Dienst gelernt, jetzt wird mein Adjutant Sie nach Riga bringen, damit Sie auf der dortigen Festung nachdenken können. Darauf schwieg der Herzog. Budberg und ich standen beide sprachlos da.

Nach einer Pause, während welcher wir uns alle drei fortwährend ansahen, begann der Herzog starke Schritte im Saal zu machen. Nachdem er dreimal auf und ab gegangen war, begann er: Mais cependant il faut rendre justice à mon docteur, il a eu beaucoup de soins pour Marie. Ma très chère Marie! – Letztere Worte sprach er mit bewegter Stimme. Nach einer Pause fuhr er fort: Malgré tout cela — neue Pause. Hierauf: Enfin — und abermals Pause. Auf einmal ging der Herzog, von dem ich etwa 8 Schritte entfernt stand, scharfen Schrittes auf mich zu, blieb dicht vor mir stehen und sagte mit weit geöffneten Armen: Embrassez moi. vous êtes mon ami! Ich mußte ihn nun umarmen. Budberg erhielt vom Herzog einen Wink, sich zu entfernen. Hierauf bat mich der Herzog, mit ihm morgen zu reisen. Ich versprach es ihm, wünschte nur, daß dem Herzog während seiner etwa viertägigen Reise täglich ein Schreiben über das Befinden der Prinzessin Marie zugehen möchte, damit ich, falls es notwendig sei, sofort nach Grünhof zurückkehren könne. Der Herzog fand diesen Wunsch sehr richtig. Am andern Morgen reiste ich mit ihm ab.

Den Winter von 1830 auf 1831 verlebte ich angenehm in Petersburg, war viel in Gesellschaften und um meine Zukunft unbekümmert. Ich gewann bald Zuneigung zu Trinius, seinem Hause, noch mehr zu seiner Tochter Amalie, mit welcher ich mich verlobte. Der Herzog sah meine Verlobung nicht gern. Er wollte einen unverheirateten Arzt haben, der, wenn es ihm einfallen würde, zu jeder Zeit gern mit ihm reisen würde. Das erfuhr ich aus sicherer Quelle. Da trat plötzlich ein Ereignis ein, welches die Erörterung hierüber mit dem Herzog völlig in den Hintergrund stellte.

Zur Dämpfung des im J. 1830 zuerst in Warschau, dann in Polen überhaupt in großartiger Weise ausgebrochenen Aufstandes gegen die russische Oberherrschaft waren russische Truppen, auch die Garde, letztere unter dem Kommando des Großfürsten Michail Pawlowitsch, Bruder des Kaisers, nach Polen gegangen. Die beiden Söhne des Herzogs, die Prinzen Alexander und Ernst zu Württemberg, kommandierten: ersterer die 1. Brigade und der zweite die 2. Brigade der Garde-Kürassier-Division. Beide waren Generalmajore. Der Herzog, welcher seine Söhne sehr liebte,

hatte sie mit schwerem Herzen nach Polen abziehen sehen, etwa im Januar 1831. Am 4. Mai erhielt der Herzog, der eine außerordentliche Furcht vor der damals in Europa zum erstenmal sich verbreitenden und verderblichen Choleraseuche hatte, von seinen Kindern Briefe aus Polen, aus denen sich eine ganz erhebliche Verbreitung und Tötlichkeit der Cholera unter den in Polen stehenden russischen Truppen ergab. Diese Briefe und anderweitige Nachrichten veranlaßten den Herzog, sofort dem Kaiser ein Gesuch einzureichen, in welchem er bat, von sich aus einen Arzt, zu dem er Vertrauen habe, zur aktiven Armee nach Polen abkommandieren zu können, damit dieser während der Dauer des Feldzuges bei seinen Söhnen Alexander und Ernst verbleibe, um ihnen, wenn es nötig sein würde, ärztliche Hilfe zu leisten. Wie vorauszusehen war, erfolgte die Genehmigung des Kaisers in kürzester Zeit.
Am 5. Mai abends ließ mich der Herzog zu sich rufen, eröffnete mir, daß ich am folgenden Tage auf Allerhöchsten Befehl zu seinen Söhnen nach Polen mich zu begeben hätte und daß das mir nötige Geld und die erforderlichen Papiere mir am 6. Mai zugestellt werden würden. Diesem mir ganz unerwartet zugegangenen Befehl fügte ich mich, obwohl ich verlobt war, ohne alle Bedingungen meinerseits, worüber der vieljährige Sekretär des Herzogs, Kollegienrat Scherzer, mit dem ich mich befreundet hatte, mir Vorwürfe machte. Er sagte: „Sie hätten sich zu Ihrer nach der Campagne bevorstehenden Hochzeit mindestens 20,000 Rbl. Bko. vom Herzog ausbitten sollen. Die hätten Sie bekommen, denn er hat und weiß keinen Arzt, zu dem er so viel Vertrauen hat, als wie zu Ihnen.“ Scherzer kannte den Herzog seit vielen Jahren. In später Nacht vom 5. auf den 6. Mai 1831 wurde ich wieder zum Herzog gerufen. Er war in größter Aufregung, weinte wegen der Gefahr, in der seine Söhne fortwährend sich befinden, hatte alles gelesen, was er über Choleraseuche hatte auftreiben können, hatte auch Ärzte befragt und schließlich eine Instruktion entworfen, nach welcher ich mit jedem Courier, der von der Armee nach Petersburg abgehen würde, über das Befinden seiner Söhne ihm berichten sollte. In dieser Instruktion waren auch die Speisen genannt, die seine Söhne essen durften, und andere, welche auf das allerstrengste von mir verboten werden sollten. Ferner war in dieser Instruktion auch eine Anleitung für mich enthalten, wie

ich, wenn einer oder beide Söhne an der Cholera erkranken würden, diese Krankheit behandeln soll. Dieser Paragraph hatte jedoch den vernünftigen Nachsatz, daß ich nach meinem speziellen Ermessen die Behandlung, wie selbige vom Herzog vorgeschrieben, abändern dürfe. Der Herzog trug mir auf, die sauber abgeschriebene Instruktion ihm nun vorzulesen, und fragte mich dann, ob ich wünsche, daß selbige abgeändert werden sollte. Da ich mich in keine Disputation mit dem Herzog einlassen wollte, machte ich keine Einwendungen, sondern stimmte dem Inhalt dieser lächerlichen Instruktion bei, die er hierauf unterschrieb. Hierüber war Se. königliche Hoheit sehr erfreut, belobte mich und bat mich angelegentlich das Beste seiner Söhne stets im Auge zu haben. Das versprach ich, und habe mein Wort gehalten.

Der Abschied von meiner guten Mutter und meiner lieben Amalie wurde mir schwer. Ich machte ihn so kurz als möglich, packte am Vormittag des 6. Mai meine Sachen ein, erhielt noch von verschiedenen Personen Aufträge an ihre bei der Armee in Polen befindlichen Verwandten, wurde noch mehrere Mal zum Herzog gerufen, bestieg um 6 Uhr abends den mir vom Herzog geschenkten Reisewagen und fuhr als Courier mit meiner Courier-podoroschnja und einem Diener auf dem Bock ab. Als Courier mußte ich Tag und Nacht ohne Unterbrechung bis an den Ort meiner Bestimmung fahren. Aus dem Kriegsministerium waren mir Depeschen mitgegeben worden. Der Herzog hatte mir 3000 Dukaten für seine Söhne mitgegeben. Mein Reisegeld war mir auf Befehl des Herzogs gegeben worgen, außerdem noch eine geringe Summe für mich, welche als Reisediäten mir berechnet wurden. Zunächst sollte ich direkt an die russisch-preußische Grenze nach Polangen oder Nimmersatt (bei Memel) mich begeben und dort genau Erkundigungen einziehen, wie ich am sichersten zum Gardecorps gelangen könnte, weil bereits bekannt war, daß auch Litauen dem polnischen Aufstande sich angeschlossen hatte. — Erst in Riga erlaubte ich mir einige Stunden zu verweilen, fuhr dann über Mitau nach Polangen ohne Aufenthalt. Ich traf gesund in Polangen ein, wo der General v. Rennenkampff, mit meiner Mutter persönlich bekannt und Kommandeur einer Abteilung, mir riet, einige Tage zu bleiben, um Erkundigungen über die Sicherheit oder Unsicherheit der Wege zur Armee nach Polen einzuziehen.

Diesem Rate folgte ich, konnte zugleich dem General v. Rennenkampff einen wesentlichen Dienst leisten, wofür er mir sehr herzlich dankte. Dieser General hatte unter Paskewitsch den Feldzug nach Persien mitgemacht und war als Offizier längere Zeit vielen Entbehrungen, auch dem Sumpfklima ausgesetzt gewesen. Er hatte große eiternde Geschwüre an den Beinen, war angewiesen worden, die darauf liegenden Pflaster täglich zu erneuern. Diese Pflaster klebten stark an der Haut; der tägliche Verband konnte nicht anders geschehen, als daß die Pflaster mit Gewalt abgerissen wurden, was sehr schmerzhaft war, wie ich mich durch den Augenschein überzeugte. Ich wusch die Geschwüre rein und machte aus meiner mitgenommenen Feldapotheke dem Kranken einen andern Verband, den er ohne allen Schmerz am folgenden Tage abnehmen und selbst erneuern konnte. Nie habe ich einen so dankbaren Kranken wieder gehabt. Drei Tage mußte ich in Polangen bleiben. Hierauf ergab sich aus den vom General R. erhaltenen Briefen, daß, weil ganz Litauen im Aufstande war, ich über Memel, Königsberg, Lyck nach dem preußisch-polnischen Grenzorte Johannisburg gehen müsse, um sicher zur Armee in Polen gelangen zu können. Von Johannisburg aus würde ich zu mehrerer Sicherheit militärische Eskorte erhalten.

Zunächst schlug ich nun den Weg nach Memel ein. In dem nicht weit von Polangen gelegenen preußischen Orte Nimmersatt wurde ich von einer kürzlich dort ernannten preußischen Cholerakommission angehalten und mußte mit meinem Reisewagen meinen Einzug in das Quarantainehaus sofort halten. Mein Protest, daß ich Courier bin, daß ich Depeschen, und zwar offizielle, baldmöglichst übergeben muß, daß ich auch völlig gesund sei, ebenso mein Diener, fand keine Berücksichtigung. Kaum hatte ich mein Reisegepäck in mein Zimmerchen schaffen lassen, als der Gedanke mich beunruhigte, wie ich, namentlich für die späte Überbringung der mir anvertrauten Depeschen, mich rechtfertigen würde. Ich fragte den Arzt der Cholerakommission Redlich um Rat, mit der Frage, was er tun würde, wenn er in meiner Stelle wäre? Redlich meinte es mit mir redlich. Er riet mir sofort eine reitende Estafette nach Königsberg an den dortigen kgl. preußischen Regierungspräsidenten v. Schön abgehen zu lassen, meinen Courierpaß und meine Courierpodoroschnja beizulegen und ihn um sofortige

Quarantaineaufhebung für mich zu bitten. Dies tat ich, bezahlte den für die Estafette bestimmten Satz nach Königsberg und zurück und erhielt nach 2—3 Tagen die Erlaubnis abreisen zu können. Ehe ich abreiste, wurden natürlich meine Effekten mit Chlor durchräuchert, auch unter meinem Reisewagen dieselbe Operation lächerlicherweise wiederholt, worauf ich ein schriftliches Zeugnis von der Kommission erhielt, „daß mit meinen Effekten das vorschriftsmäßige Desinfektionsverfahren angewendet worden sei." Nunmehr konnte ich abreisen.

Von Memel fuhr ich nach Königsberg, dann ohne auszuruhen durch Masovien über preußisch Friedland, Lyck nach Johannisburg, welches an der südlichen Grenze von Masovien und Polen liegt. Da ich von dem hier befindlichen preußischen Militärchef zuvörderst in Erfahrung bringen mußte, wie ich meinen Weg nach Polen gefahrlos bis zum Hauptquartier der russischen Armee fortzusetzen hätte, so konnte ich mir um so eher erlauben, eine Nacht in Johannisburg im Gasthause zu schlafen. In einem kleinen Gasthofe wurde ich freundlich empfangen. Die Wirtin desselben leuchtete mir die Treppe hinauf in ein etwas niedriges Zimmer, in dessen vier Ecken vier große Gardinenbetten standen, von denen sie mir eins anwies. Ich war sehr ermüdet, legte mich bald ins Bett, konnte aber nicht einschlafen, fühlte eine Art mir bisher unbekannter Beklemmung, warf mich im Bette hin und her, bis ich endlich wahrnahm, daß in diesem Zimmer ein ganz besonderer Geruch sei. Nun machte ich Licht an, stand auf und betrachtete die drei Gardinenbetten, die ich bisher noch nicht in Augenschein genommen hatte. In einem derselben erkannte ich einen erwachsenen Menschen, von welchem der pestilenzialische Geruch im Zimmer ausging. Bald überzeugte ich mich, daß ich eine Leiche vor mir hatte. Es war tief in der Nacht. Ich riß die Fenster auf, legte mich wieder in mein Bett, schlief einige Stunden, stand früh auf und fuhr nach einer Stunde mit etwa 10 oder 12 preußischen Kavalleristen, welche die mir beigegebene Eskorte bildeten, nach Polen hinein. Später erhielt ich noch einigemal russische Eskorten, bis ich in dem Hauptquartier eintraf, in welchem ich bald die Prinzen Alexander und Ernst von Württemberg antraf, die in der Nähe ihrer Brigaden in einem Bauernhause wohnten. Ich fand in einer luftigen Heuscheune ein Unterkommen.

Obwohl die Prinzen[1], welche ich bis dahin nur dem Ansehen nach gekannt hatte, mich höflich empfingen, so mußte ich doch bald bemerken, daß ich eigentlich ihnen kein willkommener Gast war. Beide waren gesund; es schien ihnen garnicht recht zu sein, daß bald bekannt wurde, es wäre nur für sie ein besonderer Arzt aus Petersburg als Courier hergeschickt worden. Ohnehin waren schon die Adjutanten der Prinzen ihre täglichen Mittagsgäste. Zu diesen kam nun noch meine Person hinzu. Die Prinzen hatten zwar einen Koch mitgenommen, allein derselbe machte ihnen ohnehin schon große Rechnungen, die durch meinen Verbleib bei ihnen noch vergrößert wurden.

Etwa 12 Tage vor meiner Ankunft im Hauptquartier war die blutige Schlacht bei Ostrolenka geschlagen worden. Tags zuvor, ehe ich bei den Prinzen eintraf, führte mich mein Weg über dieses Schlachtfeld, wo zahllose Leichen oberflächlich verscharrt waren[2], und tote Pferde, noch umherliegend, bei der damaligen Hitze eine penetrante Ausdünstung gaben. Der Feldmarschall Graf Diebitsch, bisheriger Oberbefehlshaber der Armee, war plötzlich gestorben. Man erwartete die Ankunft des neuernannten Oberbefehlshabers, damaligen Grafen Paskewitsch. Die Ankunft desselben verzögerte sich, und dies war wohl der Hauptgrund, weshalb in nächster Zeit zu keinen entscheidenden militärischen Operationen geschritten wurde. Die Polen, welche am Abend des Tages der Schlacht bei Ostrolenka das Feld in wilder Flucht hatten räumen müssen, zogen ihre Hauptkraft nach Warschau zurück, das durch hohe, in drei Reihen aufgeworfene Schanzen stark befestigt wurde, wovon ich mich später sattsam überzeugen konnte. Bis zur Ankunft des Feldmarschalls Grafen Paskewitsch machte die Armee und die Garde (ich stand bei letzterer) nur kleine Hin- und Herzüge in Polen, die besonders dadurch veranlaßt wurden, daß sich deutlich herausgestellt hatte, daß wenn die Truppen nur einige Tage hindurch in konzentrierten Massen zusammenstanden, die Erkrankungen und Todesfälle an der Cholera in erschreckender Menge sofort zunahmen, zum Teil auch deshalb, weil es nicht immer möglich war, die auf dem Biwak stehenden Soldaten, wenn sie längere Zeit an einem Orte blieben,

[1]) Geistreich waren diese Prinzen nicht, gelernt hatten sie nur wenig.

[2]) Die Mehrzahl der Leichen war in großen Hügeln übereinander geworfen worden, welche nur dürftig mit Erde überdeckt waren.

also das Lager einzeln verlassen konnten, vom Genuß unreifen Obstes oder von Quas in den Dörfern abzuhalten. Ganz entschieden war das dichte Zusammenstehen von Truppen im Lager, das häufig sehr sumpfig war, bei dem fühlbaren Mangel an gutem Trinkwasser höchst verderblich. Oft habe ich Soldaten gesehen, die mit beiden Händen ein Stück sumpfiger Erde aus dem Morast herausschaufelten, selbiges ausdrückten und das dunkelfarbige Wasser, welcher sie herausdrückten, in ein Gefäß laufen ließen, um dieses Wasser zum Kochen und Trinken zu benutzen. Da war es denn kein Wunder, wenn Tausende an der Cholera erkrankten und daran starben. Die Prinzen, bei denen ich war, folgten meinem Rate, gar kein Wasser zu trinken. Bei großem Durst wurde ihnen gestattet, einen Schluck Rotwein oder noch besser einen oder zwei Teelöffel voll Branntwein zu nehmen. Zum Tee ließ ich nur solches Wasser verwenden, welches aus Brunnen (wenn solche vorhanden waren) geschöpft war und zuvor durch ein Filtrum von Kohle und Sandstein, welches ich mitgebracht hatte, tropfenweise gegangen war. So blieben die Prinzen, ihre vier Adjutanten und ich von der Cholera frei, obwohl mir einige Mal schlimm war, wenn ich bei Cholerakranken gewesen war, die überall umherlagen. — Hier will ich gleich einschalten, daß ich die Instruktion des Herzogs, ihm mit jedem von der Armee nach Petersburg abgehenden Courier über den Gesundheitszustand der beiden Söhne Bericht zu erstatten, garnicht erfüllen konnte, weil das Absenden von Courieren ein Geheimnis war, auch die Couriere oft so plötzlich abgeschickt wurden, daß es unmöglich war, nur eine Zeile schreiben zu können. Der Herzog, der diese Umstände nicht kannte, war mit mir sehr unzufrieden, weil ich ihm nur selten schreiben konnte. Er schrieb dies meiner Nachlässigkeit zu, schrieb mir selbst fast mit jedem von Petersburg zur Armee abgehenden Courier, weil er natürlicherweise weit leichter und sicherer als ich in meiner untergeordneten Stellung erfahren konnte, wann Couriere abgehen. — Um mich zum öfteren Briefschreiben aufzumuntern, schrieb mir der Herzog, ich könne Briefe an meine Braut in die an ihn gerichteten einlegen. Das habe ich einmal getan. Der Brief ist auch meiner Amalie richtig zugegangen, war aber offenbar vorher erbrochen worden. In diesem Briefe hatte ich mich beschwert, daß der Herzog fortwährend Nachrichten von mir über das Befinden seiner

Söhne fordert, daß ich aber diesem Befehl nicht nachkommen kann, da ich nur selten erfahre, wann Couriere von der Armee nach Petersburg abgehen. Seit jener Zeit hörten die Vorwürfe des Herzogs über mein Nichtschreiben auf.

In der Brigade, welche der Prinz Ernst von Württemberg kommandierte, waren die Kürassierregimenter Sr. Majestät und Sr. Kais. Hoheit. Ersteres Regiment kommandierte der Generalmajor Koschkull, letzteres der Oberst Shadowski. Der General Koschkull, ein Deutscher, der aber besser russisch als deutsch sprach, war mir sehr gewogen. Er hat mich öfter gesättigt, wenn ich nichts zu essen hatte. Ich hatte zu jeder Zeit Zutritt in sein Zelt. Einige Soldaten seines Regiments, die ich glücklich von der Cholera hergestellt hatte, waren die erste Ursache unsrer näheren Bekanntschaft gewesen. Er hatte Vertrauen zu mir gewonnen. Meinerseits hatte ich ihm versprochen, zu jeder Zeit, die er bestimmen würde, für ihn bereit zu sein. Nach einem ermüdenden Marschtage, der vom frühen Morgen beinahe bis zum Untergang der Sonne gedauert hatte, war ich eben vom Pferde gestiegen, als der General Koschkull auf mich zutrat und mich bat, gleich mit ihm zu kommen, weil der Oberst Saß, ein Kurländer, Kommandeur des Kürassierregiments des Prinzen Albrecht von Preußen, plötzlich an der Cholera schwer erkrankt wäre. Ich bestieg sofort wieder mein Pferd und ritt mit dem General zu dem Erkrankten, der in einem geräumigen Zelte auf einer Matratze hingestreckt lag. Er war ein schöner, großer Mann von kaum mehr als 38 Jahren. Ich fand seinen Zustand sehr bedenklich, schickte sogleich zu dem betreffenden Divisionsarzt, ließ ihn zur Konsultation einladen und blieb die ganze Nacht bei dem Kranken, dem ich mit Beihilfe seiner Leute, die alle weinten, mehrere Stunden lang kräftige Abreibungen machte, während ich das Innere des Zeltes durch zwei Kessel, in denen Spiritus brannte, erwärmen ließ. Koschkull, mehrere Generäle, darunter auch v. Meyendorff[1], der das Kürassierregiment des Prinzen Albrecht von Preußen am 13. Februar 1831 mit so vielem Ruhm bei Grochow kommandiert hatte, gingen ab und zu und nahmen an dem Kranken innigen Anteil. Der Kranke, der schon blau im Gesicht war und Krämpfe in den Beinen hatte, als

[1] Später Generaladjutant und während vieler Jahre Präsident des evangelisch-lutherischen Generalkonsistoriums in St. Petersburg.

ich zu ihm kam, sagte zu mir die unvergeßlichen Worte, wobei er sich mit außerordentlicher Anstrengung, so viel er konnte, von seinem Lager erhob: „Lieber Doktor, gern will ich durch eine Kugel vor dem Feinde fallen, lassen Sie mich nur nicht wie einen Hund an der Seuche sterben.“ Er sprach dann kein Wort mehr, wurde immer schwächer. Der von mir erbetene Divisionsarzt kam, billigte meine Behandlung, ordnete nichts neues an. Morgens 4 Uhr, als eben die Trompeten zum Abmarsch schmetterten, schloß Saß seine Augen für immer. — Was ich über die anfängliche Erkrankung von Saß an der Cholera hinterher von seinen Offizieren erfuhr, will ich hier mitteilen, weil er durch eine außergewöhnliche Ursache krank befiel. Er war vom Marsch ganz gesund angekommen. Bevor er in sein Zelt ging, durchging er sein Regiment, dessen Soldaten sich bereits gelagert hatten. Da sah er einen seiner Soldaten, der sich niedergesetzt hatte, mit starkem Erbrechen und gleichzeitigem Durchfall. Dieser Anblick wirkte in der Art widerwärtig auf ihn, daß er sogleich in sein Zelt ging, und um den Ekel, den er verspürte, zu beseitigen, nahm er rasch hintereinander zwei Brausepulver ein. Darauf trat bei ihm Übelkeit und Erbrechen ein, er mußte sich niederlegen. Etwa zwei Stunden darauf kam ich zu ihm. Seine ganze Krankheit hat bis zum Tode etwa 9 Stunden gedauert.

Dr. Schering, Regimentsarzt am Regiment Garde à cheval und ich waren wohl die einzigen Ärzte, welche damals die Cholera homöopathisch behandelten. Veratrum, Arsenic und Cuprum aceticum waren unsre Hauptmittel. Verhältnismäßig hatten wir weniger Tote als die Allopathen. — Wie unglaublich rasch die Cholera plötzlich mit dem Tode endete, davon habe ich reichliche Beispiele erlebt. Eins will ich anführen, weil es fast ohne Gleichen sein möchte. An einem Tage war ich während des Marsches in einem Walde zurückgeblieben. Ich spornte mein Pferd an, holte einen Denschtschik ein, der eine Pfeife rauchte und erhielt von ihm Feuer für die meinige. Der Denschtschik jagte weiter; ich ritt langsam und kam nach einer $^1/_4$ Stunde in ein Dorf, an dessen Anfang derselbe Denschtschik an der Erde lag, sich erbrach und über heftige Schmerzen im Leibe klagte. Ich stieg vom Pferde, um ihn näher zu betrachten und auszufragen. Er antwortete mir nicht. Noch ehe ich die kleine Pfeife ausgeraucht hatte, zu der er

mir, scheinbar noch ganz gesund, aus seiner Pfeife Feuer gegeben hatte, war er eine Leiche!

Nachdem die russische Armee im Monat Juli die Weichsel überschritten hatte, zog sich dieselbe in langsamen Märschen immer näher an Warschau heran. Bereits in der ersten Woche des August traf die Garde bei dem Dorfe Nadarshin ein, welches etwa 25 Werst von Warschau entfernt ist. Hier mußte dieselbe an drei Wochen stehen bleiben. Wie es hieß, sollten unsre Reservetruppen näher herangezogen und umfassende Maßregeln zur Verproviantierung der Truppen getroffen werden, bevor der entscheidende Angriff auf Warschau ausgeführt werden könne. Hier bei Nadarshin gab es auch Choleraerkrankungen, was mich aber noch besorgter machte, war eine, ich möchte sagen, fast allgemeine Abspannung und Müdigkeit der Offiziere und Soldaten, welche das Schlimmste für den Gesundheitszustand unsrer Truppen befürchten ließ, falls die Cholera größere Dimensionen annehmen würde. Mit fortwährender und steigender Ungeduld wurde der Befehl zum Aufbruch nach Warschau erwartet. Endlich am 25 August nachmittags um etwa 5 Uhr wurde der sehnlich erwartete Aufbruch der Armee und Garde ins Werk gesetzt. Die Kavallerie ging in langsamem Schritt, hielt oft an, und der große, unübersehbare Zug schritt im Dunkel der Nacht seinem bestimmten Ziele zu. Dies geschah in größter Stille; kein Kommandoruf, kein lautes Sprechen war hörbar. Die russische Armee hatte im Dunkel der Nacht und mit Anbruch des Morgenrots ihre Kanonen in einer krummen Linie, um die vor Warschau aufgeworfenen hohen Redouten beschießen zu können, aufgestellt. Wie man sagte, waren solcher Redouten 72, in drei Reihen hinter einander vorhanden, welche sämtlich mit Kanonen besetzt waren. Die Linie, in der die russischen Kanonen um die äußerste Reihe der Redouten aufgestellt waren, soll eine Länge von 7 Werst gehabt haben, was allerdings dem Terrain entspricht. Auf ein gegebenes Signal ertönte plötzlich der Kanonendonner auf der ganzen Länge der Kanonenlinie. Ich zog die Uhr, es war genau 5 Uhr morgens. Von dieser Zeit an (am 26. August 1831) dauerte bis etwa um 2 Uhr nachmittags das Schießen ununterbrochen fort. Waren auf einer Redoute eine oder einige polnische Kanonen demontiert, so wurde mittels großer Sturmleitern sofort zum Sturm der Redoute geschritten. Bis gegen 11 Uhr vormittags

war die Garde noch nicht aktiv gewesen. Da erhielt plötzlich die Gardekürassier-Division, bei der ich mich befand, den Befehl vorzurücken. Der Divisionsgeneral und die beiden Brigadegeneräle, die Prinzen Alexander und Ernst von Württemberg, ritten an der Spitze der Kolonne. Ich ritt nahe neben dem Prinzen Ernst. Anfänglich im Schritt, dann im Trab, endlich im Galopp ritt die Division über die weite Ebene hin zu unsren Kanonen, da die Polen Kavallerie vorgehen zu lassen im Begriff standen, um womöglich russische Kanonen zu nehmen. Diesem polnischen Kavallerieangriff wurde nun die Gardekürassier-Division entgegengestellt. Es kam jedoch zu keinem Gefecht, denn die polnische Kavallerie zog sich sofort zurück, als die Kürassiere heransprengten, was in Reih und Glied in bester Ordnung geschah. Von den Redouten schlugen einige Kanonenkugeln in die Gardekürassiere hinein, als wir in die Schußweite der Redouten kamen, wodurch mehrere Pferde die Füße verloren. Kaum war das Retirieren der polnischen Kavallerie bemerkt worden, als der Befehl umzukehren an die 1. Kürassierdivision (Garde) erging. An diesem ersten Tage der Schlacht wurde auch das stark befestigte Fort Wola von den Russen, freilich mit vielen Opfern, erstürmt.

Bald nach 2 Uhr nachmittags wurde die Kanonade von beiden Seiten eingestellt. Auf den Wunsch der Polen, welche von dem General Krukowetzki befehligt wurden, begannen die Unterhandlungen zwischen beiden Parteien, die sich bis zum 27. August etwa bis gegen 3 Uhr nachmittags hinzogen, ohne zu einem Resultat zu führen, da die Polen Bedingungen zu machen versuchten, welche der Feldmarschall Paskewitsch zurückwies. — Am 27. August gegen 3 Uhr nachmittags begann abermals das Kanonenfeuer, offenbar noch weit heftiger als am Tage vorher. Anfänglich war die Kavallerie in hinterster Reihe aufgestellt, während der Artillerie und der Infanterie die ganze Arbeit des Feuerns und des Sturmlaufens zufiel. Etwa um 4 Uhr nachmittags berichtete ein Adjutant des Prinzen von Württemberg, daß viele der Unsrigen auf dem weiten Schlachtfelde verwundet liegen, denen gar keine ärztliche Hilfe zuteil wird. Ich hörte dies und bat die Prinzen um Erlaubnis, mit einem Feldscher diese Verwundeten besorgen zu können. Die Prinzen gestatteten mir dies, baten mich jedoch der Gefahr mich nicht persönlich auszusetzen. Ich ritt nun

näher zu unsren Kanonen. Zweimal flogen Pulverwagen in meiner Nähe in die Luft. Von einem derselben wurden mein Feldscher und ich mit Sand überschüttet, aber keiner von uns verletzt. Ich ritt einen Weg, der auf Wola, das Tags zuvor erstürmt worden war, zuführte und sprach hierbei mit dem Kapitän eines Armeeinfanterieregiments v. Maybell, einem Estländer, der mir sagte, daß die Kirche in Wola, die dicht vor uns war, mit Verwundeten gefüllt sei. Ich ritt die kleine Anhöhe zur Kirche hinauf, bemerkte hierbei, wie Infanterie vom Grenadierkorps in gebückter Stellung, um durch diese Anhöhe vor dem Feuer der Redouten gesichert zu sein, mit aufgestecktem Bajonett und mit bravem, energischem Ausdruck in ihren Mienen des Befehls ungeduldig harrte, um zum Sturm vorgehen zu dürfen. Dies sah ich nur im Vorbeireiten, die Gesichter dieser Soldaten sind mir aber noch erinnerlich. — In der Kirche zu Wola bot sich mir ein trüber Anblick dar. Die ganze Kirche war buchstäblich mit Verwundeten, die am Boden stöhnten, überfüllt. Aufrecht hielt sich keiner. Alle lagen, und zwar dicht aneinander. Vom Eingang der Kirche bis zum Altar derselben (dem Eingang gegenüber) war nur ein ganz schmaler Raum gelassen, in welchem zwei Personen sich kaum ausweichen konnten, ohne auf einen am Boden liegenden Verwundeten oder Sterbenden zu treten. Neben dem Altartisch der Kirche standen rechts und links noch je ein Tisch. Zwei von diesen Tischen wurden von zwei Ärzten benutzt, welche dort Verwundete verbanden. Am dritten Tisch (links) war niemand. Ich nahm, in meinem Uniformsrock als Arzt an der Wasserkommunikation, diesen Tisch sogleich in Beschlag und verband einige Stunden hindurch einen Kranken nach dem andern. Diejenigen, welche verbunden worden waren, wurden auf bereitstehenden elenden kleinen Bauerwagen sofort in das 25 Werst weit entlegene Lazaret gefahren, da man an diesem Tage noch keine Ahnung davon hatte, daß Warschau in der nächstfolgenden Nacht auf die Gnade des Kaisers kapitulieren würde.

Die Verwundeten in der Kirche waren teils Russen, teils Polen. Letztere waren an den blauen Uniformen mit gelbem Kragen leicht zu erkennen. Unter den von mir Verbundenen war ein junger russischer Soldat, dem außer einer großen, aber nicht lebensgefährlichen Gesichtswunde auch die Augenlieder des einen

Auges zerrissen worden waren. Ich war eben beschäftigt die zerrissenen Augenlieder so sorgfältig als möglich zusammenzunähen, wobei der Kranke sich sehr ruhig hielt, obwohl die Operation für ihn schmerzhaft war, als ein junger, mir unbekannter Offizier mir laut zurief, ich solle augenblicklich die Kirche verlassen, weil selbige auch von allen darin umherliegenden Verwundeten sofort zu räumen sei. Ich fügte mich dieser Anordnung nicht, weil ich erst meine Operation beenden wollte, und ließ diesen Offizier unbeachtet. Unterdessen waren alle übrigen Verwundeten aus der Kirche, verbunden oder nicht verbunden, von herbeigerufenen Soldaten rücksichtslos hinausgeschafft und meist auf Bauerwagen, wie ich später erfuhr, transportiert worden. Auch die zwei Ärzte, welche gleichzeitig mit mir in der Kirche gearbeitet hatten, waren verschwunden. In derselben war nur noch mein Operierter, mein Feldscher und ich, als jener Offizier großen Lärm erhob, daß ich noch immer nicht fortgegangen sei. Ich sagte ihm, ich würde bald fertig sein, aber vordem würde ich die Kirche nicht verlassen. Der Offizier verlangte nun meinen Namen, schrieb diesen in sein Taschenbuch und sagte, er werde über mich berichten, gab mir auch den Grund an, weshalb die Kirche sofort gereinigt werden müsse, und dem Feldmarschall, aber nur seiner Person, zur Disposition stehen müsse, indem derselbe soeben eine Kontusion von einer feindlichen Kanonenkugel erlitten habe und wahrscheinlich (!) sogleich in diese Kirche gebracht werden würde. Der Feldmarschall ist aber garnicht in die Kirche gebracht worden, auch hatte er selbst dies nicht verlangt. Es war mithin ganz zweckwidrig, alle Verwundeten, deren gewiß mehr als hundert dort lagen, sofort in roher Weise hinausschaffen und in ebenso roher Weise transportieren zu lassen. Von dem Offizier, der meinen Namen notierte, habe ich nie wieder etwas gehört. Gewiß wäre der Feldmarschall Graf Paskewitsch (später Fürst von Warschau) höchst unzufrieden gewesen, wenn er diese unverantwortliche Behandlung der Verwundeten seiner Person wegen erfahren hätte. Er liebte die Soldaten und hat es stets freudig anerkannt, wenn die Ärzte gut für die Verwundeten sorgten. Nach der Einnahme von Warschau hat der Feldmarschall dem Kaiser berichtet, daß alle bei der Armee befindlich gewesenen Ärzte ihrer Schuldigkeit während dieses Feldzuges in ausgezeichneter Weise nachgekommen waren. Daher erhielten auch alle diese Ärzte, mit Berück-

sichtigung ihres Ranges oder der Klasse, in der sie standen, ebenso wie die Offiziere und Soldaten, das Ehrenkreuz für Tapferkeit, und diejenigen Ärzte, welche bei dem Sturm von Warschau am 26. und 27. August aktiv gewesen waren, außerdem noch die Sturm Medaille mit der Aufschrift: За взятіе приступомъ Варшавы 26 и 27 августа 1831. Mir ist das Ehrenkreuz für Tapferkeit 3. Klasse und die Sturm-Medaille zuteil geworden.

Mit meinem Feldscher verließ ich endlich die Kirche. Wir bestiegen unsre Pferde, und ich war noch nicht weit von Wola geritten, als mehrere brennende Mühlen in oder dicht vor Warschau, die in geringer Entfernung von einander standen, für einen Moment meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Ich lenkte mein Pferd um, in der Absicht, in dieser Gegend, wo die Kugeln und Granaten reichlich in das an Wola grenzende Wäldchen fielen, nur einen Blick über diese Mühlen und die in Warschau brennenden Häuser zu werfen, um dann sofort zu dem Verbandplatz zu reiten, wo es, wie ich ermessen konnte, für die Ärzte vollauf zu tun gab. Kaum eine halbe Minute mochte ich mit meinem Pferde gehalten haben, als ich auf einmal ganz plötzlich einen starken Druck auf der Brust empfand und mir schwarz vor Augen wurde. Das ist alles, was ich von dem Gefühl bei meiner Verwundung sagen kann. Als ich wieder zu mir kam, gewahrte ich, daß ich, auf beide Vorderarme gestützt, die Beine halb ausgestreckt, in gebückter Lage auf einem Grasplatz mich befand. Das erste, was ich sah, war meine stählerne Brille, die dicht vor meinen Augen an der Erde lag. Ich versuchte den einen Vorderarm etwas zu bewegen, es gelang mir. Dann machte ich denselben Versuch mit dem andern Vorderarm (dem rechten); das ging auch, aber nicht so gut. Jetzt glaubte ich meinen Kopf bewegen zu müssen, was ich nicht ohne Schwierigkeit tun konnte. Mit Mühe versuchte ich nun, immer in meiner Stellung zur Erde gebückt (denn aufrichten konnte ich mich nicht), ein Bein etwas zu bewegen. Obwohl ich außer stande war mich zu kehren, so konnte ich doch an den langsamen Bewegungen des Beines und des Fußes der einen Seite bemerken, daß auf dieser Seite kein Bein oder kein Fuß fehlte. Mit innerer Angst, das andre Bein möchte abgeschossen sein, versuchte ich nun selbiges ganz langsam zu bewegen. Auch dies konnte ich, es wurde mir nun klar, daß mir kein Arm oder Bein fehle. Aufstehen konnte

ich nicht, sondern mußte in der Lage, in der ich mich befand, bleiben. Die Bewegung des Halses seitwärts wurde mir sehr schwer, doch tat ich es möglichst, und sah etwa 10 Schritt weit mein Reitpferd tot an der Erde liegen. Die Eingeweide hingen dem Tiere zum Leibe heraus. Ein Soldat trat freundlich an mich heran. Ich fragte ihn, ob ich verwundet sei, und wie? Er antwortete mir: An der rechten Schulter durch eine Granate. Er wollte mich aufheben, es gelang ihm aber nicht. Er ging und kam mit einem andern Soldaten zurück, beide trugen mich nun weg und setzten mich an den Rand eines Grabens, welcher sich an einer Allee hinzieht, die von Wola aus beginnt. Ich fragte den Soldaten nach seinem Namen; er antwortete Petrow, war aus einem Grenadierregiment, aus welchem weiß ich nicht mehr.

Der Graben, an den man mich gesetzt, war voll von Leichen, Russen und Polen. Man hatte mich an den Rand dieses Grabens wahrscheinlich deshalb gebracht, damit ich bei der schon begonnenen Dunkelheit der Nacht gegen Überfahren oder Überreiten gesichert sei. Als man mich dort niederlegte, bemerkte ich, daß ich an einer abschüssigen Stelle lag und wohl bald in den mit Leichen gefüllten Graben herabrutschen würde. Petrow hat zu mir, als er mich an den Graben niederlegte, die Worte gesagt: Schade, du bist noch jung, aber mußt sterben! Er verließ mich nun. Ich sah im Westen nur noch einen ganz kleinen Schimmer der längst untergegangenen Abendsonne und bereitete mich zum Tode. Meiner guten Mutter, meiner lieben Braut, der ich mit inniger Rührung gedachte, meinen Schwestern und Brüdern wünschte ich von Herzen alles Gute. Endlich schwanden mir die Sinne. Ob ich in den Graben hinabgerutscht bin, weiß ich nicht, erinnere mich nur mit meinen Armen, so gut ich konnte, mich dagegen gestemmt zu haben. Ein ein tiefer Nacht mir dicht vor das Gesicht gehaltenes brennendes Licht einer Laterne und ein Stoß (wahrscheinlich ein Fußtritt) brachten mich wieder zum Bewußtsein. Ein Krankenwagen, von einem Musikanten gekutscht, dem noch ein oder zwei Musikanten beigegeben waren, um die Verwundeten aufheben und in dem Wagen zum Verbandplatz schaffen zu können, hatte in meiner Nähe Halt gemacht. Mit Laternen versehen, gingen nun die Musikanten auf dem Schlachtfelde umher. Wen sie für tot hielten, ließen sie

liegen, wer noch ein Zeichen von Leben geben konnte, wurde in den Krankenwagen gelegt. War der Wagen vollgepackt, so ging er zum Verbandplatz ab, machte dann eine neue Tour, um noch andre Verwundete aufzusuchen. Es war ein Glück für mich, daß der Krankenwagen noch Raum enthielt, man mich also hineinlegen konnte. Petrow, der wieder zu mir zurückgekehrt war und den ich erkannte, legte mich mit in den Wagen und fuhr noch etwas mit, sprach auch viel mit den den Wagen leitenden Musikanten. Was er sagte, weiß ich nicht, es schien mir aber, daß er es mit mir gut meinte. Nach einer kleinen Weile, als der Wagen hielt, um noch andre Verwundete, die zahlreich umherlagen, aufzunehmen, verließ mich Petrow. Die Kühle der Nacht und die Lichter in den Laternen meiner Führer hatten mich aufgefrischt. Ich sah deutlich, als der Wagen hielt, wie zwei Musikanten sich benahmen, um unter den umher Liegenden die Verwundeten von den Toten unterscheiden zu können. Nachdem einem bewegungslos Liegenden eine brennende Laterne dicht vor die Augen gehalten worden, daraus aber noch kein Schluß über tot oder lebendig gemacht werden konnte, erhielt der Liegende einen Fußtritt, wobei der Laternenträger ihm laut zurief: Noch am Leben? Antwortete der Getretene nicht oder bewegte er sich nicht, so galt er für tot und blieb liegen. Hieraus vermute ich, auch einen Fußtritt erhalten zu haben, als über lebendig oder tot über mich abgeurteilt wurde. Die Musikanten, welche in der Schlacht nicht aktiv gewesen waren, mithin zur Nachtzeit gebraucht werden konnten, waren also die gerichtlichen Feldärzte, welche über Leben und Tod endgültig bestimmten. So mancher, der damals verwundet war, aber für den Moment kein Zeichen des Lebens von sich geben konnte, mag elend umgekommen sein, weil ihm alle Hilfe fehlte.

In dem Krankenwagen, der mich zum Verbandplatz brachte, lagen noch mehrere andre Verwundete, deren lautes Stöhnen, verbunden mit dem empfindlichen Rütteln des Wagens, mich wach erhielt. Ich weiß nicht, wie lange die Fahrt gedauert hat, wenigstens aber einige Werst. Plötzlich wurde es ganz hell um den Wagen. Ich sah viele Lichter, hörte viele Stimmen, besonders solche, welche Schmerzenstöne auszustoßen schienen. Wir waren auf dem Verbandplatz angelangt, nämlich auf freiem Felde. Als der Wagen hielt und ich herabgehoben wurde, sagte ich zu einem

uns in Empfang nehmenden Arzte, den ich als solchen an seiner Uniform erkannte, ich wäre selbst Arzt, wäre verwundet, erkundigte mich zugleich, ob hier auch Dorpater Ärzte sind? Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als der Stabsarzt Kreuzer, mit dem ich in Dorpat zusammen studiert hatte und mit dem ich befreundet war, herantrat und mich sofort erkannte. Ausnahmsweise wurde ich sogleich in das Zelt gebracht, welches der ärztliche Chef des Verbandplatzes, ich glaube Dr. Rejskij, bewohnte. Dort wurde ich, meinem Wunsche gemäß, von Kreuzer mit Beihilfe des Dr. Glandorff, eines Estländers, auch eines Kameraden von mir, verbunden, dann wieder in das Freie gebracht. Beide, sowohl Kreuzer als Glandorff, breiteten ihre Mäntel auf der Erde aus, worauf ich gelegt wurde. Man brachte mir ein Glas Tee, ich bat um eine Pfeife; Kreuzer und Glandorff waren abwechselnd bei mir. Man hatte mich warm zugedeckt, ich hatte auch eine Art von Kopfkissen erhalten. Ich war wieder ganz zu mir gekommen, konnte aber nur auf der linken Seite liegen, da man mir den rechten Arm wegen der schweren Verletzung des rechten Schulterknochens mit einer Binde an den Leib befestigt hatte. Der Tee schmeckte mir; kaum hatte ich aber die mir gebrachte Pfeife angeraucht, als ich heftiges Erbrechen mit heftigen nachfolgenden Schmerzen in der rechten Schulter bekam. Später wurde statt der Mäntel meiner beiden Freunde mir eine Decke untergelegt. Wie es mir schien, war ich der einzige Verbundene, der auf dem Verbandplatz verblieb. Die übrigen Verbundenen wurden nach Anlegung des ersten Verbandes in bereit stehenden Wagen transportiert. Wohin, kann ich nicht näher angeben.

Die Sonne mochte schon ziemlich hoch stehen, als ich erwachte. So viel ich mich auf meinem Lager bewegen konnte, sah ich, daß ich ganz allein war. Das Zelt des Oberarztes, die Ärzte, die Verwundeten der vergangenen Nacht waren alle verschwunden. Wie sich später ergab, lag der Grund darin, daß in eben dieser Nacht Warschau auf die Gnade des Kaisers kapituliert hatte, demnach alle noch nicht weiter geschickten Verbundenen mit sämtlichen Ärzten in Warschau schleunigst eingerichtete Hospitäler bezogen hatten. So lag ich auf freiem Felde in einer abgelegenen Gegend, von größeren Wegen entfernt, den Tag über. Gegen Abend traf mein Feldscher bei mir ein, der von den Prinzen beordert war

mich aufzusuchen, weil ich zu ihnen nicht wiedergekehrt war. Er hatte mich lange gesucht, bis er mich fand; er reichte mir Trinkwasser, weil mich sehr dürstete. Zum Essen hatte ich keinen Appetit, hätte auch wohl durch den Feldscher nicht viel bekommen können. Ich trug ihm auf, zu den Prinzen zurückzureiten und ihnen zu melden, daß er mich gefunden hätte. Allein die Prinzen waren mit dem Gardekorps und andern Truppenteilen schon nach Modlin abgegangen, das von den Polen befestigt worden war. Der Feldscher konnte demnach die Prinzen nicht erreichen, auch nicht zu mir zurückkehren. Ich blieb infolge hiervon die zweite Nacht auf meiner Stelle hilflos liegen. Das war die Nacht vom 28. auf den 29. August. An diesem Tage traf der Feldscher wieder bei mir ein, berichtete mir, daß Warschau kapituliert habe, daß alle Verwundeten dorthin transportiert werden, erbot sich auch nach Warschau hinzureiten, um ein Fuhrwerk zu erlangen, das mich dorthin bringen könnte. Ich hatte dagegen nichts einzuwenden. Der Feldscher, der mir Wasser und Brot vor seinem Abgang nach Warschau gereicht hatte, ritt davon, kam aber nicht wieder.

In den Nachmittagsstunden des 29. August, als die Sonne bereits sich zu neigen begann, sah ich deutlich, daß viele Menschen, zwar nicht zusammen, aber vereinzelt auf der weiten Fläche, die vor meinen Augen lag, hin und her gingen. Drei derselben, ein ziemlich korpulenter Mann, begleitet von einem jüngeren Manne und einer Frau, lenkten ihre Schritte auf mich zu. Der korpulente Mann redete mich in deutscher Sprache an, bewies mir Teilnahme, sowie auch die beiden andern Personen, und versprach mir mit einem Fuhrwerk wiederzukommen, um mich nach Warschau transportieren zu lassen. Ich dankte ihm dafür und bat ihn es zu tun. Der Mann kam in der Tat mit einem Fuhrwerk bis dicht an mein Lager, half mir hinauf und fuhr mit mir ab. Unterwegs bat ich ihn, mich nicht in ein Hospital, sondern in ein anständiges Hotel zu schaffen, wo ich ein Zimmer nehmen wolle. Mein Wohltäter schien dem deutschen Handwerkerstande in Warschau anzugehören, war auch vielleicht ein kleiner Kaufmann. Er war sehr freundlich mit mir. Seinen Namen oder damaligen Wohnort in Warschau erfuhr ich nicht. Der Wagen, auf dem wir zusammen fuhren, war, wie ich mich noch entsinne, eine Art Leiterwagen,

lang und mit Stroh gefüllt. So viel ich konnte, saß ich während der Fahrt, mußte aber einigemal mich hinlegen. In der Honigstraße in Warschau wurde vor einem großen Hotel Halt gemacht, wo ich Aufnahme fand.

Unter der Behandlung eines polnischen Arztes Dr. Rosset ging es mit meiner Wunde so gut, als die Umstände es erlaubten. Der Knochen, welcher den Kamm des Schulterblattes bildet, war weggeschlagen, die Wundfläche, nach Rossets Angabe, konnte von seiner ausgebreiteten Hand nicht bedeckt werden. Da ich drei Nächte den ersten Verband hatte behalten müssen, hatten sich Fistelgänge gebildet, welche aufgeschnitten wurden. — Als ich am 12. Tage nach meiner Verwundung aus dem Gasthause (Hôtel de l'Europe) in ein Privathaus überzog, legte ich diesen Weg zu Fuß zurück. Es war dies mein erster Ausgang, den ich gegen Rossets Erlaubnis unternahm. Ich fühlte mich aber schwach, war froh, als ich in meiner neuen Wohnung anlangte.

Ich mochte etwa eine Woche in meiner neuen Wohnung verbracht haben, als unangemeldet ein mir unbekannter, mit mehreren Orden dekorierter russischer Militärarzt hereintrat und mir sagte, er sei vom Kommandeur des Gardekorps, dem Großfürsten Michail Pawlowitsch, mit dem Auftrage zu mir gesandt worden, sich genau nach meinem Befinden zu erkundigen, weil meine Verwundung zur Kenntnis Sr. kaiserl. Hoheit gelangt wäre. Ich ersuchte daher diesen Arzt, den Verband von meiner Schulter zu entfernen und sich von der Beschaffenheit meiner Wunde durch den Augenschein zu überzeugen. Diese Zumutung wurde aber aus dem Grunde abgelehnt, weil mir dadurch Schmerzen entstehen würden, zu deren Vermeidung der mir unbekannte Doktor sich bereit erklärte, zu einer Zeit wiederzukommen, in der Dr. Rosset den Verband erneuern würde. Es war gegen 9 Uhr morgens, und da Rosset stets zwischen 9 und 10 Uhr morgens zu mir kam, was ich meinem Gast auch sagte, so erbot sich derselbe so lange bei mir zu warten, bis Dr. Rosset kommen würde. Hierzu bemerke ich, daß ich am Tage stets im Schlafrock auf meinem Bette lag. Der rechte Arm war mir fortwährend fest an den Leib gebunden. Ich konnte demnach nur den linken Ärmel des Schlafrocks anziehen. Als der unbekannte Arzt bei mir eingetreten war, verließ ich in meinem Schlafrock sogleich mein Bett, trug einen Stuhl mit

meiner linken Hand zum Bett hin, bat den Gast sich darauf zu setzen und legte mich sofort wieder auf mein Bett. Hierzu lächelte der Gast. Er schien aus meinem schnellen Herbeiholen eines Stuhles für ihn den Schluß zu ziehen, es möge mit meiner Verwundung nicht weit her sein. Er nannte sich Dr. Naranowitsch, Arzt am Hauptquartier der russischen Armee während des polnischen Feldzuges. Ich bot ihm eine Zigarre an, die er annahm, anrauchte, aber nicht ausrauchte, wovon ich sogleich den Grund angeben will Als Rosset bei mir eintraf, machte ich beide Herren mit einander bekannt und bat Rosset mich neu zu verbinden. — Während derselbe nun die Binde lockerte, die den rechten Arm an den Rumpf befestigte und den Charpieballen auf der Schulter in der nötigen Lage erhielt, sah ich deutlich, wie das Gesicht von Naranowitsch sich fast zum Lachen verzog. Er schien bei mir eine Schramme oder doch eine nur unbedeutende Wunde zu vermuten. Als aber Rosset den von dickem Eiter ganz durchnäßten Charpieballen von der Wunde abnahm und die ganze Wundfläche ihrer Tiefe und Ausdehnung nach sichtbar wurde, fiel dem Naranowitsch die Zigarre aus dem Munde. „Wie", sagte er zu Rosset, „wie können Sie erlauben, daß dieser Kranke im Schlafrock auf dem Bette liegt, nach Belieben aufsteht und umhergeht; bei seiner kräftigen Konstitution kann er, wenn er ein Wundfieber bekommt, in wenigen Stunden dem Tode anheimfallen." Rosset bat hierauf in meiner Gegenwart den Dr. Naranowitsch, er möge mich selbst fragen, ob er mir nicht verordnet habe, Tag und Nacht im Bett zwischen Laken zu liegen. Naranowitsch wandte sich nun zu mir, bat mich freundlichst, dieser Verordnung Folge zu leisten und empfahl mir die größte Ruhe. Er sprach sehr teilnehmend mit mir, obwohl er mich nie gekannt hatte.

Unter Rossets Händen besserte sich meine Wunde allmählich. Den Monat September mußte ich vollständig, auch einen guten Teil des Oktobers, im Zimmer verbringen. Dann erst erhielt ich die Erlaubnis, täglich auf eine halbe Stunde in dem von mir nicht entfernten Sächsischen Garten spazieren zu gehen. — Ende November war meine Wunde noch nicht vollständig geheilt; ich war aber kräftiger geworden. Rosset meinte, daß ich ohne Gefahr die Rückreise nach Petersburg, bei Beobachtung einiger Vorsicht, antreten könnte.

Ich erhielt in Warschau meinen Paß, Reisegeld und Podoroshnja und fuhr über Riga, wo ich zwei Tage im Hause meines Onkels Kurzwig mich ausruhte, nach Petersburg, wo ich den herzlichsten Empfang bei meiner Amalie und bei meiner leider kranken Mutter fand. — Andrer Art war der Empfang von seiten des Herzogs von Württemberg, der mich zu seinen Söhnen nach Polen auf Allerhöchsten Befehl als Arzt geschickt hatte und dessen Haus ich nun wieder bezog. Die beiden Prinzen waren mit der Garde allerdings auf dem Rückwege nach Petersburg begriffen; da sie aber bei den von ihnen kommandierten Truppenteilen verblieben, also in langsamen Märschen mit obligaten Rasttagen den Weg von Polen nach Petersburg zurücklegten, kehrten dieselben einige Tage nach meiner Ankunft in Petersburg heim.

Im Hause des Herzogs Alexander von Württemberg lebte seit vielen Jahren ein alter Herr, Baron Wolframsdorff, ein sächsischer Edelmann, der in dem von dem Herzog in dem ersten Jahrzent dieses Jahrhunderts in Riga kommandierten Dragonerregiment zum Oberstleutnant sich aufgedient hatte, längst den Dienst verlassen hatte und in der Weise mit dem Herzog befreundet war, daß er bei ihm wohnen und täglich mit ihm speisen mußte. Der Baron besaß das volle Vertrauen des Herzogs, war ein durchaus wohlwollender Mann und verstand die Kunst, dem Herzog in scherzender Weise die Wahrheit zu sagen. Mir war der alte Baron persönlich gewogen, wovon ich deutliche Beweise hatte. Kaum war ich in Petersburg eingetroffen, als der Baron mich sofort zu sich bitten ließ und mir sagte, der Herzog wäre sehr unzufrieden mit mir, weil ich während der Warschauer Affaire seine Söhne verlassen hätte, wodurch dieselben, falls sie verwundet oder erkrankt wären, ohne eigenen Arzt geblieben wären; ich möchte mich auf einen ungnädigen Empfang und Vorwürfe des hohen Herrn gefaßt machen. Der Baron hatte zu jeder Zeit beim Herzog Zutritt. Ich erklärte, am folgenden Tage um 12 Uhr mittags beim Herzog mich melden zu wollen und bat den Baron schon vorher zum Herzog zu kommen, um womöglich den Herzog etwas gnädiger für mich zu stimmen.

Der gute alte Baron saß an einem kleinen Tisch dem Herzog gegenüber, als ich Tags darauf, nachdem ich gemeldet worden, beim Herzog eintrat. Russisch verstand der Herzog garnicht; man

meldete sich bei ihm beliebig französisch oder deutsch. Erstere Sprache war dem Herzog geläufiger. Der Herzog, der äußerst kurzsichtig war, hatte stets ein Opernglas auf seinem Tische stehen. Blieb er sitzen, wenn der Gemeldete eintrat und beschaute er ihn, ehe er sprach, durch sein Opernglas, so konnte man eines ungnädigen Empfanges sicher sein. So weit kannte ich meinen Herzog. Auch ich wurde schweigend mit dem Opernglase scharf betrachtet, wobei mir nicht entging, daß der Herzog stark ein- und ausatmete und böse aussah, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Nach einer Pause, die meiner dienstlichen Meldung folgte, sagte der Herzog zu mir: „Sie haben meine Befehle nicht erfüllt, Sie haben in der Schlacht, wo Sie bei meinen Söhnen bleiben sollten, anderweitig sich zu schaffen gemacht.“ Ich schwieg, aber der Baron Wolframsdorff, der seinen sächsischen Dialekt nicht abgelegt hatte, obwohl er schon 30 Jahre in Rußland gelebt hatte, sagte scherzhaft: „Aber königliche Hoheit, er ist doch brav gewesen, ist ins Feuer ringegangen, uf Ehre, wenn ich so einen Sohn hätte, ich hätt' mich recht gefreut.“ Hierauf antwortete der Herzog sehr ernsthaft: „Baron Wolframsdorff.“ - Dieser aber fing nun an ganz gehörig zu lachen und erwiderte: „Nee, das ist doch zu komisch. Ihre Hoheit und ich, mir kennen uns doch seit dreßig Jahren, ich glob' gar, jetzt wollen Sie sich auch über mich och noch ärgern. Da muß mer geradezu lachen.“ Dabei lachte nun der Baron ganz laut, worauf der Herzog sich zu ihm wandte und in ganz mildem, gütigem Tone sagte: „Lieber Wolframsdorff.“ — Nun erhob sich der Herzog von seinem Sitz, schritt auf mich zu und erklärte mir, ich sei allerdings ungehorsam gewesen, er achte aber meine Handlungsweise und werde es mir beweisen, und lud mich sofort ein, heute Mittag mit der Prinzessin Marie und ihm zu speisen. In Petersburg war es äußerst selten, daß der Herzog einen seiner Untergebenen zu seiner Mittagstafel zog. Meinen Platz erhielt ich an der Tafel neben dem Herzog, der obenan saß. Links von ihm saß die Prinzessin Marie, rechts ich. Zwei Hofdamen der Prinzessin und zwei Generäle waren auch Tischgenossen. Der Baron Wolframsdorff fehlte natürlich nicht. Bei der Tafel sagte der Herzog scherzend zu mir: „Haben Sie denn garnicht daran gedacht, daß ich mit Ihnen unzufrieden sein könnte?“ Somit war der Hausfrieden glücklich wieder hergestellt.

Keineswegs wurde aber von seiten des Herzogs bei Gelegenheit meiner bevorstehenden Heirat etwas getan. Der Herzog hatte sich gegen den Baron Wolframsdorff geäußert, er wolle für seine Person keinen verheirateten Arzt haben. Ein unverheirateter Doktor könne zu jeder Zeit mit ihm reisen, auch des Nachts nach Belieben zu ihm hinbeordert werden. Auch habe er in seinem Hause keine Wohnung, die er mir als verheiratetem Manne anbieten könnte.

Bei dem Ressort der Wasser- und Wegekommunikation war an der Konduktorschule die Arztstelle vakant, mit 1000 Rbl Bko. jährlich (235 Rbl. S.), freier Wohnung und Heizung. Am 12./24. Dezember 1831 trat ich diese Stelle an. Am Abend desselben Tages war meine Hochzeit mit meiner lieben Amalie in der Wohnung ihrer Eltern im Jussupowschen, vom Herzog Alexander von Württemberg bewohnten Palais. Getraut wurden wir von dem Pastor der reformierten Gemeinde Johannes von Muralt, einem geborenen Schweizer, der seit vielen Jahren im Amte war und dessen Kirche Amalie oft besucht hatte, die daher auch von ihm getraut zu werden wünschte. Es traf sich sonderbar genug, daß ich an diesem Tage die erste Kunde von dem mir zuteil gewordenen „Wladimirorden", der „Medaille für den Sturm von Warschau" und dem „Ehrenkreuz für Tapferkeit" erhielt Mein guter Schwiegervater schenkte mir sogleich das Exemplar des Wladimirordens 4. Klasse, welches der Kaiser Alexander I. im J. 1824 von seiner eigenen Brust genommen und ihm gegeben hatte. Dieses Kreuz schenkte ich meinem Sohn Florent, als er für seine großen Leistungen bei Sewastopol im J. 1855 mit dem Wladimirorden 4. Klasse belohnt wurde.

Meine Stelle als Oberarzt bei der Konduktorschule hatte ich kaum ein halbes Jahr bekleidet, als ich um die vakante Oberarztstelle am Institut der Wasserkommunikation mich bemühte und dieselbe erhielt. Ich zog nun in dieses dem Zentrum der Stadt weit nähere Institut, in der Nähe der Obuchowschen Brücke. Hier haben meine beiden ältesten lieben Söhne Michel und Florent das Licht der Welt zuerst erblickt.

An meiner ärztlichen Stellung im Institut konnte ich keinen Gefallen finden. Die im zweiten Hofe mir gegebene Dienstwohnung mit sehr niedrigen Zimmern und ovalen Fenstern (indem aus einem früheren Heuboden Wohnstuben hergestellt waren) machte

einen trüben Eindruck auf mich. Zu den Stuben und der Küche war nur ein Eingang. Von meinem Gehalt konnte ich nicht leben, auch dann nicht, wenn ich die Zinsen meines kleinen Vermögens dazu nahm. Ich fühlte mich nicht wohl, und schwankte, was ich tun sollte, um aus diesen mich wenig ansprechenden Verhältnissen herauszukommen, worin ich mich befand, und überlegte, wie ich zu einer selbständigeren Stellung gelangen könnte.

II.

Im J. 1833 hatte ich die Bekanntschaft eines Lehrers am St. Petersburger Forstinstitut gemacht, der auf Kronskosten in diesem Institut erzogen, dann zu seiner weiteren Ausbildung als Forstmann auf ein preußisches Forstinstitut auf zwei Jahre geschickt worden und gegenwärtig bei ausreichendem Gehalt und freier Wohnung Lehrer in diesem Fache war. Damals wurden brauchbare Lehrer im Petersburger Forstinstitut sehr gesucht, welches unter dem Finanzministerium stand. Der Finanzminister Graf Kankrin hatte für die Entwicklung des Forstfaches im Reiche, speziell aber für das Forstinstitut zu St. Petersburg besonderes Interesse. Es gelang mir an den Grafen Kankrin empfohlen zu werden. Meinerseits war ich bereit auf eigene Kosten in Deutschland in demselben Forstinstitut mich zum Forstmann auszubilden, welches er für die fernere Ausbildung von solchen Zöglingen des Petersburger Forstinstituts gewählt hatte, die mit guter Zensur den Kursus beendet hatten. Eine auf zwei, höchstens drei Jahre bemessene Geldunterstützung, die mir der Graf Kankrin zu meinen Studien auf der preußischen Forstlehranstalt zu Neustadt-Eberswalde bei Berlin bewilligen wollte, schlug ich aus, weil ich damit die Verpflichtung übernommen hätte, zehn Jahre lang im Forstfache da zu dienen, wo man mich hinzustecken für gut befinden würde. Ich zog es vor ein freier Mann zu bleiben, in der Hoffnung, daß wenn man mich mit der Zeit zum Forstdienst brauchbar finden würde, man mir gestatten würde, meinerseits Bedingungen zum Eintritt in den russischen Forstdienst zu machen, indem voraussichtlich der Mangel an gut geschulten Forstbeamten im russischen Reich noch lange fühlbar bleiben möchte.

Nachdem ich von Petersburg aus mit dem Direktor der kgl. Preußischen Forstlehranstalt zu Neustadt-Eberswalde, Oberforstrat

Wilhelm Pfeil, in Korrespondenz getreten war und die Gewißheit erlangt hatte, daß zum Besuch dieser Anstalt kein Hindernis mir entgegensteht, reichte ich meinen Abschied als Arzt am Ressort der Wasser- und Wegekommunikation ein. Im Jahre 1832 war ich Kollegienassessor geworden, mit Anciennität vom ersten Tage meines Eintritts in den aktiven Dienst (Januar 1830), erhielt demnach meinen Abschied als Hofrat.

Mein Schwiegervater Trinius und mein Bruder Karl hatten gegen mein Unternehmen kein Bedenken geäußert Sie mochten erkannt haben, daß es mir Ernst war, mit eigener Kraft mir mein Fortkommen zu gründen. Unser geringes Mobiliar rc. war bald verkauft, und mit dem ersten Beginn des Sommers 1834 begaben sich meine Amalie, die zwei kleinen Knaben und ich auf das preußische Segelschiff „Johanna und Heinrich", Kapitän Hartwig, um von Kronstadt nach Stettin abzureisen, von wo uns eine nur kleine Reise nach Neustadt-Eberswalde bevorstand.

Bei dem Direktor der Forstlehranstalt Oberforstrat Pfeil fanden wir einen freundlichen Empfang. Wir bezogen ein besonderes Häuschen, das im Parterre vier Stuben, oben zwei Stübchen hatte, mit hübschem Garten, möbliert und mit Betten. Der Mietzins betrug jährlich 200 Taler. — Die Vorlesungen, welche man in einem einjährigen Kursus absolvieren konnte, hatte ich alle belegt, war fleißig, machte unter den dort Studierenden einige angenehme Bekanntschaften, die auch meiner lieben Frau zusagten; somit führten wir dort ein angenehmes Leben. Der Oberforstrat Pfeil leitete speziell meine Studien. Mit dem dortigen Professor der Naturwissenschaften Ratzeburg trat ich in ein freundschaftliches Verhältnis, war auch mit dem Professor Schneider, der die Vermessungen der nächstliegenden Forsten leitete, näher bekannt geworden. Nach Beendigung meines theoretischen forstlichen Kursus hielt ich mich auf den Rat des Oberforstrats Pfeil in verschiedenen Forsten in der Mark Brandenburg, am Harz usw. längere Zeit auf, um die verschiedenen forstlichen Bewirtschaftungen nach ganz verschiedenen Lokalitäten kennen zu lernen. — Im Beginn des Sommers 1836 beschloß ich mit den Meinigen nach Dresden zu ziehen, um außer der kgl. Sächsischen Forstlehranstalt zu Tharant auch die Bewirtschaftung der kgl. sächsischen Staatsforsten kennen zu lernen, die sich eines sehr guten und weitverbreiteten Rufes erfreuten.

Im Jahre 1837 verließ ich mit dem Beginn des Sommers Dresden und nahm mit Genehmigung des kgl. sächsischen Geheimen Finanzrats v. Berlepsch an einer genauen Revision zweier größerer Staatsforsten im sächsischen Erzgebirge Anteil, blieb auch einige Wintermonate von 1837 und 1838 in Tharant, um an den Winterarbeiten, die dieser Revision folgten, Anteil zu nehmen. Kaum war ich nach Dresden zurückgekehrt, als der wirkliche Geheimrat und russische bevollmächtigte Minister v. Schroeder in Dresden mich zu sich bitten ließ. Als ich erschien, sagte derselbe, er habe mich zu sich bitten lassen, um mir einen Brief eines sehr alten Freundes von mir vorzulesen, den er im Jahre 1803 noch als Leutnant bei der Chevaliergarde gekannt habe, des gegenwärtigen Ministers der Reichsdomänen General Kisselew. Der Brief enthielt die an Schroeder gerichtete Bitte, aus Sachsen, welches wegen seiner gut durchgebildeten Forstbeamten eines guten Rufes sich erfreute, brauchbare Forstbeamte aufzufordern, in den russischen Forstdienst zu treten. Schroeder hatte sich deshalb an den Dirigenten der sächsischen Staatsforsten v. Berlepsch gewandt, dieser aber hatte ihm erklärt, daß er ihm allerdings gute Forstmänner empfehlen könne, diese würden aber Sachsen nicht verlassen Hierbei hatte nun Berlepsch auf mich hingewiesen, mich empfohlen und mir dieses auch gesagt, bevor ich noch zu Schroeder eingeladen worden war. Ich erklärte dem Gesandten, daß ich bereit wäre dieser Einladung zu folgen. Bald darauf reiste ich von Dresden nach Petersburg ab. Meine liebe Amalie, Michel, Florent und Alfred ließ ich in Dresden, da ich zuvörderst erst festen Fuß in meinem neuen Dienstverhältnis fassen wollte, dann erst daran denken konnte, meine Familie nach Petersburg nachkommen zu lassen. — Von Dresden ging ich über Hamburg und Lübeck. Dort bestiegen wir ein Dampfschiff, das nach Petersburg abging. Dies geschah im Mai 1838, und zwar war es das zweite von den Dampfschiffen dieses Jahres, welche während der Schiffahrt regelmäßig allwöchentlich von Lübeck dahin abgingen. Am ersten und zweiten Tage ging unsre Seereise ganz erwünscht von statten. Als wir dem Bottnischen Meerbusen uns näherten, sah man bereits große Massen von Eis umherschwimmen, die an Größe wesentlich zunahmen, je tiefer wir in den Meerbusen hineinkamen. Das Dampfschiff, welches acht Tage vor unsrer Abfahrt von Lübeck

abgegangen war, sahen wir im Eise festsitzen. Es dauerte nur noch wenige Stunden, bis unser Dampfschiff ebenfalls fest im Eise saß, weder vorwärts noch rückwärts bewegt werden konnte. So lagen beide Dampfschiffe mehrere Tage im Eise und konnten nur langsam nach Petersburg gelangen.

In Petersburg meldete ich mich dann bei dem Minister der Reichsdomänen General Kisselew, der mich sogleich annahm. — Selbstverständlich meldete ich mich in russischer Sprache, die ich nur sehr mangelhaft kannte. Auf einige mir von dem Minister vorgelegte Fragen antwortete ich in französischer Sprache, worauf er mir angelegentlich empfahl russisch zu lernen. Damit entließ er mich, trug mir nur noch auf, bei dem Generaladjutanten Baron Dellingshausen mich zu melden, welcher Direktor des 3. Departements des Ministeriums der Reichsdomänen war. Ich wurde hierauf als „Gelehrter Förster" bei diesem Departement angestellt. — Mein erstes Bestreben war nun ordentlich russisch zu lernen. Täglich nahm ich in dieser Sprache zwei Stunden hintereinander.

Ich übergehe alle die größeren und kleineren Unannehmlichkeiten, die ich in den ersten Jahren meines Forstdienstes, teils aus Mangel an Dienst-, teils aus Mangel an Sprachkenntnis hatte. In betreff der Sprache hatte man in der ersten Zeit mit mir Nachsicht. Die erste bedeutendere Probe, die ich im Forstdienst zu bestehen hatte, war im J. 1839 die Revision der Kronsforsten des Gouvernements Kurland. Mit meinem in russischer Sprache hierüber abgefaßten Reisebericht war das Ministerium zufrieden. Im Jahre 1839 wurde ich im September vom Hofrat zum Oberstleutnant des Forstkorps umgenannt.

Im J. 1840 hatte ich die Forstverwaltung im Gouvernement Minsk revidieren müssen. Mein Bericht hierüber fand im Ministerium Beifall. Zu Ostern 1841 erhielt ich dafür den Stanislausorden 2. Klasse, wurde auch bald darauf Glied des Gelehrten Komitees des Ministeriums der kaiserlichen Immobilien, außer meinem Dienst im Forstdepartement. Als Mitglied dieses Komitees erhielt ich jährlich 840 Rbl., habe diese Stelle bis zu meinem Austritt aus dem Dienst, bis zum Jahre 1858 beibehalten. Auch wurde ich im J. 1841 Abteilungschef, hatte als solcher sehr viel Arbeit und wöchentlich Vortrag entweder beim Minister oder seinem Gehilfen N. M. Tamaleja.

Im J. 1842 im Frühling erfolgte die Bildung der sechs Vizeinspektionen. Infolge Mangels an Offizieren, die diese sechs Stellen einnehmen konnten, wurde mir die dritte und vierte Vizeinspektion, im ganzen in 17 Gouvernements des westlichen und südlichen Rußlands übertragen, mit dem schriftlichen Befehl des Ministers, von jetzt an in Wilna meinen beständigen Aufenthalt zu nehmen, welches in der 3. Vizeinspektion lag. Mit Beginn des Sommers 1842 trat ich meine Inspektionsreise an, war im Oktober desselben Jahres in der Krim und wurde nach mehr als 7monatlicher Abwesenheit nach Petersburg zurückgefordert. Für meinen Reisebericht hierüber wurde ich zu Ostern 1843 zum Obersten des Forstkorps und zum Vizeinspektor der 1. Vizeinspektion des Forstkorps ernannt, welche die Gouvernements Petersburg, Nowgorod, Pleskau, Wologda, Olonetz und Archangel umfaßte. Hierdurch wurde mir die Möglichkeit gegeben, in Petersburg zu bleiben, die Erziehung meiner Kinder in den dortigen Schulen fortzusetzen, auch meine Stelle als Mitglied im Wissenschaftlichen Komitee des Ministeriums beizubehalten. Vom Frühling bis zum Oktober des Jahres 1843 bereiste ich die Gouvernements Petersburg, Nowgorod, Olonetz, Wologda und Archangel, im J. 1844 die Gouvernements Petersburg, Pleskau und Nowgorod.

Die Reiseberichte wurden so umständlich verlangt, daß jeder Bericht mit den dazu gehörigen Tabellen gegen 100 Bogen enthielt, und es war dem Ministerium willkommen, wenn sie so sauber und schön als möglich geschrieben waren, worauf ich demnach viel Geld verwendete. Kisselew war gewiß ein rechtlicher Mann, wollte das Gute, und nahm es mir nicht übel, wenn ich in Forstsachen bisweilen die Dinge anders ansah, als er. Hatte er mir befohlen, so schwieg ich, wenn er aber glaubte mir ansehen zu können, daß ich mit seinem Befehl nicht einverstanden war, sagte er zu mir: Was denken Sie dazu? Ich antwortete dann so bescheiden wie möglich, daß er mir befohlen habe und ich seine Befehle erfüllen müsse. Bei solchen Gelegenheiten, die sich von Zeit zu Zeit wiederholten, veränderte er dann völlig den Ton und meinte, daß wenn wir beide, wenn wir allein sind, nicht ganz aufrichtig einer gegen den andern sein wollten, er nicht wisse, wer denn überhaupt aufrichtig sein solle. Nun konnte ich ihm alles sagen, was ich wollte; er widersprach mir nicht und pflegte dann

zu sagen: „Das habe ich nicht gewußt“, oder: „Warum hat das Departement mir das nicht vorgestellt“, oder: „Gehen Sie zum Direktor des Forstdepartements und teilen Sie ihm das ausführlich mit.“ — Er hat mich nie anders als allein in seinem Kabinet empfangen, mir somit stets die Möglichkeit gegeben, mit ihm anders als in Gegenwart von Zeugen sprechen zu können[1].

Im April 1845 ging ich am Englischen Quai spazieren, wurde von einem Courier angehalten, der mir sagte, er wäre eben in meiner Wohnung gewesen, um mich zum Minister zu bitten. Ich eilte sogleich nach Hause, zog meine beste Uniform an, ließ mich beim Minister melden, wurde aber von dem Dejour habenden Beamten sofort aufgefordert, unangemeldet in das Kabinet des Ministers einzutreten, ein Fall, der mir noch nicht vorgekommen war. Ich schloß daraus, daß etwas Besonderes sich ereignet hätte. So war es auch. Ich erfuhr von dem Minister, daß ihm auf eine für ihn sehr unangenehme Weise[2] ein bedeutender Holzdiebstahl aus den Kronsforsten des Petersburger Gouvernements an der Luga mitgeteilt worden, und daß er wolle, ich solle sogleich ohne die geringste Verzögerung dahin abreisen, um dort eine genaue Untersuchung hierüber anzustellen, auch während der Dauer der Untersuchung ihm öfter über den Gang derselben berichten. Kaum hatte er dies ausgesprochen, als sein Gehilfe, der Geheimrat Tamaleja eintrat, dem der Minister die Forstverwaltung speziell übertragen hatte. Ich antwortete, ich würde mich bemühen seinen Befehl genau zu erfüllen, ich könne aber von dieser Reise nur dann Erfolg erwarten, wenn ich 1) eine Podoroshnja und 2) ein Papier erhalten würde, nach welchem die Landpolizei des Petersburger Gouvernements verpflichtet ist, meine gesetzlichen Forderungen sofort zu erfüllen. Hierauf wandte sich der Minister zu seinem Gehilfen mit den Worten: „Sind diese Papiere fertig?“, worauf Tamaleja die geschickte Antwort gab: „Sie werden fertiggestellt.“ Ich verließ nun den Minister, wurde aber auf der Treppe von Tamaleja eingeholt, der mich dringend bat, sogleich zum Direktor

---

[1]) Im J. 1858 besuchte ich den Grafen P. D. Kisselew in Paris, wo er als russischer Botschafter lebte. Er empfing mich wohlwollend und sagte unter andrem zu mir „Sie wissen, bei uns wird gelogen, hier aber noch weit mehr.“

[2]) durch den Generalgouverneur von St. Petersburg, welcher diese Mitteilung durch den Minister des Innern Grafen Perowski, einem speziellen Feinde des Grafen Kisselew, erhalten hatte.

des Forstdepartements zu gehen und ihm zu sagen, er möge dieser beiden Papiere wegen, die ich für notwendig erachtete, sogleich an den Generalgouverneur von Petersburg schreiben, sodann einen Beamten mit seiner Zuschrift an den Generalgouverneur in dessen Kanzlei schicken und dem Beamten auftragen, dort so lange zu warten, bis er die erwartete Antwort mitbringen würde. Dies geschah. In etwa drei Stunden erhielt ich die nötigen Papiere und reiste sogleich ab.

Ich habe diese anscheinend geringen, man möchte vielleicht sagen unbedeutenden Umstände deshalb ausführlich hier mitgeteilt, weil daraus zu erkennen ist, mit welcher Unkenntnis des Geschäftsganges, wenigstens in Forstsachen, im Domänenministerium verfahren wurde. Wäre ich, wie der Minister es wollte, sofort auf seinen Befehl abgereist, so hätte ich auf Nebenwegen im Gouvernement nirgends Pferde bekommen, hätte dieselben für schweres Geld aus eigenen Mitteln mieten müssen, hätte dieses Geld der Krone nicht anrechnen dürfen, sondern nur die geringen gesetzlichen Fahrgelder ansetzen können, wäre infolge von entstandenen Verzögerungen durch Suchen von Pferden auf Nebenwegen wahrscheinlich zu spät an die Luga gekommen, um die Abflößung der gestohlenen Bauhölzer zu verhindern, wäre dann als ein für wichtigere Aufträge unbrauchbares Subjekt erklärt worden, ja ich wäre vielleicht auch noch in Verdacht geraten, von den Holzdieben erkauft worden zu sein und mit ihnen unter einer Decke zu stecken. – Ebenso notwendig zur erfolgreichen Untersuchung dieser großartigen Holzdefraudation war mir die von oben her erteilte Berechtigung, nötigenfalls die Hilfe der Landpolizei in Anspruch zu nehmen, um etwa aufgefundene gestohlene Hölzer der Bewachung der Landpolizei übergeben zu können, auch um etwa gegen mich auftretende Opponenten durch die Polizei zur Ruhe bringen, erforderlichen Falles verhaften zu lassen. — Daß der Minister und sein Gehilfe die Notwendigkeit dieser Papiere, die nur von dem St. Petersburger Generalgouverneur ausgestellt werden konnten, vollständig erkannten, geht aus dem Gesagten deutlich hervor, daß aber keiner von ihnen daran dachte, mir diese Papiere gleichzeitig mit dem Befehl zu meiner Abreise zuzusenden, oder daß solche Papiere überhaupt nötig sind, wußte keiner von ihnen, auch nicht das Forstdepartement. Hätte ich auf meinen früheren Forstreisen nicht

Gelegenheit gehabt, Erfahrungen verschiedener Art zu sammeln, und wäre ich, wie das Ministerium mir befahl, ins Blaue hinein abgereist, so wäre ich sicher außer stande gewesen, dem Ministerium über diesen großartigen Diebstahl und meine dagegen in loco ergriffenen Maßregeln einen befriedigenden Bericht vorzustellen.

Der schlechten Wege halber, die im Monat April, zumal auf den Nebenstraßen, vorauszusehen waren, reiste ich mit Postpferden mit meinem Diener, wenigem Gepäck, dem Forstreglement und einem Paar scharf geladener Pistolen bis zur Station Jamburg im Petersburger Gouvernement. Von hier hatte ich auf Nebenwegen die Richtung nach der Luga zu nehmen. Auf Rädern die Reise fortzusetzen war unmöglich, da noch viel Schnee lag. Der engen Wege halber konnten nur zwei Pferde von Jamburg aus vor einen kleinen Schlitten gespannt werden. So fuhr ich mit wiederholtem Pferdewechseln einen halben Tag. Die Temperatur mochte etwa 1° oder Null betragen. Je mehr ich mich der Luga näherte, desto schlechter wurde der Weg, die mit Schnee und Eiswasser gefüllten Schluchten immer tiefer und breiter. So kam allmählich der Abend heran. Nach der Karte des Lugaschen Kreises, die ich bei mir hatte, sah ich, daß ich etwa 4—5 Werst von einem kleinen Dorfe entfernt war, in welchem ich zu nächtigen beschloß, sah aber eine mit Wasser gefüllte tiefe Schlucht vor mir, welche notwendig durchfahren werden mußte. Wäre ich auf einer meiner gewöhnlichen Forstinspektionsreisen gewesen, so würde ich haben umkehren lassen, um in einer diesseits der Schlucht gelegenen Ortschaft zu übernachten, hätte darauf einen andern Weg genommen. Im vorliegenden Falle konnte ich das nicht tun. Ich mußte auf dem kürzesten Wege zur Luga eilen, da mir zur Pflicht gemacht war, das schon zur Abflößung in die Luga gebrachte entwendete Bauholz womöglich anzuhalten, die Schuldigen zu ermitteln und den Tax- und Strafwert der Hölzer zu berechnen. Ich war mithin verpflichtet, auch über die Wege, die ich bis zur Luga genommen, und über die Zeit, die ich zur Fahrt bis dahin verwendet hatte, genaue Rechenschaft zu geben, umsomehr da ich aus den eigenen Worten des Ministers entnehmen konnte, daß diese Untersuchung nach der Strenge der Gesetze gemacht werden sollte.

Was war nun zu tun? Ich fragte den Kutscher, ob er sich getraue, den kleinen, mit etwas Heu und meinen wenigen Effekten

bepackten Schlitten über die Schlucht, die etwa 20 Schritt breit war, hinüberzubringen, wenn er, ich und mein Diener durch die Schlucht gehen würden. Er meinte, einer müsse auf dem Schlitten sitzen bleiben, um die Pferde zu lenken. Es wäre aber gut, wenn zwei von uns zu Fuß durch die Schlucht gehen würden, dann wäre die Gefahr, daß der Schlitten ganz unter das Wasser kommt, nicht da. Ich ließ den Kutscher mit dem Schlitten vorausfahren, sah, daß die Pferde in der Mitte der Schlucht schwammen, doch kamen sie glücklich hinüber, so auch mein Mantel, den ich auf den Schlitten gelegt hatte. Als ich dies gesehen hatte, gingen wir beide, mein Diener und ich, durch die Schlucht. Das Wasser reichte mir in der Mitte der Schlucht fast bis an das Kinn. — Kaum waren wir durchgegangen, als ich meinen Rock, Hosen und Stiefel im Freien auszog, das Wasser schnell, so viel ich konnte, abschüttelte, rasch mich wieder ankleidete und den Diener dasselbe tun ließ. Nun bestand ich darauf, daß der Diener mit mir zusammen zu Fuß so rasch als tunlich zum nächsten Dorfe eilen sollte, um einer Erkrankung möglichst vorzubeugen. Während dieses Spazierganges, der eine gute Stunde dauerte, brach die Dunkelheit ein. Den Kutscher, der mit dem Schlitten stets neben uns war, schickte ich, als wir in die Nähe des Dorfes kamen, mit den Pferden voraus, um in dem Dörfchen eine womöglich größere und geheizte Stube zum Trocknen unsrer durchnäßten Kleider und zum Nachtquartier zu bestellen, trug ihm auch auf, dem Hausbesitzer zu sagen, ich würde nicht ermangeln, ihn gut zu bezahlen. — In diesem kleinen Dorfe ging ich in das Haus, vor welchem mein Schliten stand, der bereits abgespannt war. Ich fand eine große warme Bauerstube, in welcher ein großer Ofen, frisch angeheizt, weithin seine Wärme verbreitete, so daß ich meine durchnäßten Kleider, auch meinen Mantel und eine ebenfalls naß gewordene Flanellbettdecke durch Hin- und Herkehren an dem großen Ofenfeuer in etwa zwei Stunden vollständig trocknen konnte. Tee hatte ich mitgenommen, erwärmte damit mich und den Diener, bestellte zum Tagesanbruch Pferde, um sogleich weiter zu fahren, schlief vorher einige Stunden auf der getrockneten Flanelldecke und gelangte am andern Tage an die Luga.

Es war die höchste Zeit, sofort ans Werk zu gehen. Das Eis fing auf der Luga bereits an sich in Bewegung zu setzen.

Viel schönes Bauholz, zu Flößen zusammengebunden, lag in der Luga. Anderes noch am Ufer liegendes Bauholz wurde von vielen Arbeitern in die Luga geworfen. Ich befragte diese Arbeiter, wer sie hier angestellt habe. Alle sagten aus: der Holzhändler Swinkin. Da das Bauholz, sowohl in der Luga als auch am Ufer, nicht den zur Abfuhr und Flöße vorschriftsmäßigen Stempel hatte, so verbot ich den Arbeitern mit ihrer Arbeit fortzufahren. Ich ließ sogleich die Forstwache der dicht angrenzenden Kronsforsten an die Luga kommen, auch meldeten sich bald die in dieser Gegend angestellten Förster, die ich sämtlich dafür verantwortlich machte, daß von dem am Ufer aufgestapelten Bauholz kein Stück eher in die Luga gelassen werde, als bis ich die Erlaubnis dazu erteilt haben würde.

Nach dem Forstreglement jener Zeit wurde alles im Petersburger Gouvernement in der Flöße befindliche Holz als aus den Kronswaldungen entwendetes betrachtet, wenn nicht auf jedem Stück Bauholz der erforderliche Stempel sichtbar war. Auf Grundlage dieses Gesetzes war ich berechtigt, die Abflößung zu verbieten. — Da nun gesetzlich bestimmt ist, daß gestohlenes Holz dem Defraudanten sofort überlassen werden kann, wenn er den Taxwert sogleich erlegt, indem man annimmt, daß er durch den Verkauf des Holzes die das Dreifache des Taxwertes betragende Strafsumme herbeischaffen kann, und der sich persönlich bei mir meldende Holzhändler Swinkin, der sich den Besitzer dieser Hölzer nannte, sich erbot, den Taxwert der Bauhölzer sofort mir einzuzahlen, so war es nunmehr meine Sache, den Taxwert aller dieser Bauhölzer zu bestimmen, und zwar ohne Verzögerung, damit der Holzhändler Swinkin das nur im Frühjahr stattfindende Hochwasser auf der Luga zum Abflößen seiner Bauhölzer nach Narva rechtzeitig benutzen könne.

Mit einem Forstbereiter und einem Soldaten der Forstwache bestieg ich ein kleines Boot, um zunächst die schon im Wasser liegenden zusammengebundenen Bauhölzer aufzumessen. — Gegen Abend, als ich ganz erschöpft dem Ufer zurudern ließ und nur noch einige Bauhölzer zu messen waren, die ich selbst näher in Augenschein nehmen wollte, verlor ich bei dem Bücken das Gleichgewicht und fiel in die Luga. Zum Glück war es nah am Ufer. Der Forstbereiter, der mich begleitete, zog mich aus dem Wasser heraus. Der Sturz in das kalte Wasser und die Entfernung von

etwa zwei Werst, die ich durchnäßt zurücklegen mußte, um zu dem Bauerhause, in dem ich wohnte, gelangen zu können, zogen mir ein Halsübel zu, so daß ich am folgenden Morgen nur wenig mit heiserer Stimme sprechen konnte. Ich war jedoch gezwungen die Messungen der defraudierten Hölzer sowohl in der Luga als auch am Ufer derselben noch fünf Tag lang ununterbrochen fortzusetzen, stellte Tag und Nacht Wachen bei den am Ufer liegenden Hölzern aus, wozu ich sowohl die Forstwache als auch von der Landpolizei von mir geforderte Leute verwendete, und konnte dem Swinkin am 6. Tage eine Rechnung von mehr als 10,000 Rbl. S. übergeben für die von ihm defraudierten Hölzer.

Der Holzhändler Swinkin, der fortwährend in meiner Nähe blieb und den ich selbst aufgefordert hatte, von der Richtigkeit meiner Messungen sich zu überzeugen, wand sich wie ein Wurm, als es zur Bezahlung kam. Allein ich bestand darauf, er müsse sofort 10,000 Rubel baar einzahlen, oder in Wertpapieren. Er zahlte mir alles aus, worüber er von mir eine Quittung erhielt, die ich noch von zwei Forstoffizieren unterschreiben ließ, die bezeugten, daß ich diese Quittung eigenhändig unterschrieben hatte. Hierauf erteilte ich die Erlaubnis zur Verflößung der bezahlten Hölzer, womit auch sofort begonnen wurde. — Ich mußte auf einsamen Nebenwegen wieder nach Jamburg fahren, um auf die Poststraße nach St. Petersburg zu gelangen. Ich gestehe, daß ich froh war, als ich in Jamburg eintraf. Ich hatte befürchtet, auf den Nebenwegen überfallen und beraubt zu werden, weil in der Gegend, die ich durchfuhr, bekannt war, daß ich viel bares Geld bei mir hatte. Selbstverständlich stellte ich nach meiner Rückkehr nach Petersburg das empfangene Geld mit einem Bericht sofort dem Forstdepartement zu.

Das Halsübel und der anhaltende Husten, die ich von dieser Reise nach Hause brachte, verließen mich von Zeit zu Zeit, das Übel kehrte aber immer wieder. Im Frühling 1846 erkundigte ich mich, ob ich wohl um einen Urlaub zu einer Badereise nach Deutschland einkommen könne, erhielt den Bescheid, nach Rußland wohin ich wolle, nur nicht ins Ausland. Zu jener Zeit kostete der Paß ins Ausland für sechs Monate 500 Rbl. S., Kranke erhielten ihn für denselben Termin für 50 Rbl. S., durften zu ihrer Pflege noch eine Person in den Paß eintragen lassen, was

kostenfrei geschah. Ich wollte aber durchaus nach Deutschland reisen, und ging, ehe ich meine Bittschrift eingab, zuvor zum Minister, dem Grafen P. D. Kisselew, um ihn zu bitten, zur Herstellung meiner Gesundheit einen Urlaub auf drei Monate zu einer Reise nach Deutschland beim Kaiser mir auszuwirken.

Wenn je ein Minister ein Hofmann war, so war es der Graf Kisselew. Was tat er im vorliegengen Falle? Das wird schwerlich jemand erraten. Mir ist es durch meine Bekanntschaften im Forstdepartement bekannt geworden. — Zu meiner Bittschrift wegen Urlaub ließ er zwei ganz entgegengesetzte Eingaben an den Kaiser schreiben, welche er am nächsten Montag (das war der feste Tag seiner persönlichen Vorträge beim Kaiser) beide in seinem Portefeuille mitnahm. In der einen Eingabe stand dem Wesentlichen nach, daß ich meiner im Dienst erfolgten Erkrankung halber eines Urlaubs auf drei Monate mit Beibehaltung meines Gehalts bedürftig sei; in der andern Eingabe wurde der dreimonatliche Urlaub ins Ausland vom Minister in wohlwollender Weise befürwortet. Wie es scheint, wollte der Minister der momentanen Stimmung des Kaisers während des Vortrages Rechnung tragen und, je nachdem, die eine oder andre Vorlage vorbringen. Ich erhielt den Urlaub zur Reise ins Ausland auf drei Monate, mit Beibehaltung meines Gehalts und noch extra 500 Rbl., mußte für meinen Paß 50 Rbl. zahlen.

Zunächst brauchte ich Kissingen drei Wochen hindurch, das mir keinen Nutzen brachte. Über Dresden gingen wir nach Salzbrunn in Schlesien, wo wir Anfang August eintrafen. Ich kam heiser und mit vielem Husten hin. Der vierwöchentliche Gebrauch des „Salzbrunner Oberbrunnen" stellte mich vollkommen her.

Das Jahr 1848 war für mich ein schweres. Mit dem Beginn des Sommers desselben mußte ich als Präsident einer Untersuchungskommission infolge einer bei dem Ministerium eingegangenen Denuntiation in den Goldingenschen Kronsforst in Kurland mich begeben, um die dort angeblich stattgefundenen bedeutenden Holzdefraudationen zu ermitteln. Mitglieder dieser Kommission waren ein Gensdarmerieoffizier (vom Chef der Gensdarmerie Grafen Orlow zukommandiert) und ein Beamter des Generalgouverneurs der baltischen Provinzen Fürsten Suworow. — Die Abhörung von sehr vielen Zeugen und die überhaupt sehr ver-

worrene Angelegenheit verursachten große Schreiberei. Buchstäblich konnte ich drei Sommermonate hindurch kaum ein Stündchen täglich im Freien umhergehen. Der Gendarmerieoffizier sollte, so schien es mir wenigstens, mich überwachen, obwohl ich der Präsident der Kommission war. Im Spätherbst konnte ich die Untersuchungsakten dem Ministerium vorstellen, die sofort dem Senat zur Beprüfung und Entscheidung vorgestellt wurden, weil die hierbei implizierten kurländischen Förster Zivilbeamte waren, mithin diese weitläufige Sache auch im Zivilwege abzuurteilen war. In dem Dirigierenden Senat wurde diese Sache auf die lange Bank geschoben. Zwei Jahre später wurde ich vom Forstdepartement zu einer Belohnung vorgestellt, konnte aber keine erhalten, ebenso im nächstfolgenden Jahre, weil man im Ministerium noch immer nicht wußte, ob von seiten des Dirigierenden Senats die im Goldingenschen Kronsforst von mir geführte Untersuchung als genügend zum richterlichen Spruch anerkannt worden! Als diese Anerkennung endlich erfolgte, erhielt ich zu Ostern 1853 den Wladimirorden 3. Klasse, wozu mein Bericht über eine Revisionsreise im J. 1852 in den Gouvernements Kasan, Wjatka und Perm wohl auch beigetragen haben mag, da für diesen Bericht mir eine Danksagung des Ministers in einem Befehl kurz vorher zuteil geworden war.

Zu Ostern 1855 wurde ich zum Generalmajor im Forstkorps avanciert, blieb Vizeinspektor der 1. Forstinspektion. Im J. 1856, zur Zeit der Krönung des Kaisers in Moskau, erhielt ich eine Allerhöchste Danksagung für meinen bisherigen Dienst. Damals wurde in Moskau der bisherige Domänenminister Graf Kisselew zum Botschafter in Paris ernannt. Als derselbe nur auf wenige Tage nach Petersburg kam, um bald darauf nach Paris abzugehen, ließ ich zur Verabschiedung mich bei ihm melden. Er empfing mich wie einen guten Bekannten, und sagte, die Hand mir drückend: Danke Ihnen, Sie haben mir stets die Wahrheit gesagt.

Mit dem Abgang des Grafen P. D. Kisselew als Domänenminister trat eine Schreckenszeit in diesem Ministerium ein, die zum Glück kaum zwei Monate dauerte. Wie man sich erzählte, hatte der wirkliche Geheimrat Scheremetjew die Aufmerksamkeit des Kaisers dadurch auf sich gelenkt, daß er, obwohl er ein strenger Herr gegen seine Bauern gewesen sein soll, dennoch für selbige gut sorgte, so daß sie sich in zunehmendem Wohlstande befanden.

Er wurde Domänenminister, äußerte aber als solcher täglich seine Unzufriedenheit gegen die zu ihm kommenden höheren Beamten des Ministeriums in so erregter Weise, als ob ihm persönlich etwas Unangenehmes widerfahren wäre. Vielleicht hat keiner seiner Beamten und Offiziere so darunter gelitten, wie ich, daher ich das mit ihm Erlebte niederschreiben will.

Der neue Minister hatte, als ich mich ihm zum erstenmal vorstellte, freundlich mit mir gesprochen und mir gesagt, er habe sich nach meinem bisherigen Dienst näher erkundigt. Etwa zwei Wochen später erhielt ich aus dem Forstdepartement den Auftrag, auf Befehl des Ministers sofort in das Gouvernement Kowno zu reisen, um an Ort und Stelle mich zu überzeugen, ob es nötig sein würde, einige von Raupen befressene Waldteile sofort einzuschlagen, oder ob der angerichtete Schaden als ein vorübergehender zu betrachten sei, der keine Abtreibung dieser Waldteile erfordert. Dieser Auftrag war mir in doppelter Art auffällig, denn 1) lag das Gouvernement Kowno nicht in der 1., von mir verwalteten, sondern in der 3. Vizeinspektion, die einen andern Vizeinspektor hatte; 2) war durch einen Artikel des Forstreglements bestimmt, daß Aufträge dieser Art einem gelehrten Forstmann zu geben sind, der dem Range nach Stabskapitän, höchstens Oberstleutnant war. Besonders anstößig war mir der zweite Grund. Vom J. 1839 an bis 1855 war ich sozusagen derjenige im Forstkorps gewesen, dem immer die schwierigsten und unangenehmsten Sachen in entfernten Gouvernements übertragen worden waren; jetzt, da ich Generalmajor geworden, sollte ich wieder dieselbe Funktion wie ein gelehrter Forstmann – ganz gegen das Gesetz – haben, weil der Minister und der Direktor des Forstdepartements, der ganz kopflose General Norow, es wollten. — Ich ging mit dem aus dem Forstdepartement schriftlich erhaltenen Auftrage zum Direktor des Forstdepartements Generalmajor Norow, hielt ihm den betreffenden Artikel des Forstreglements vor, bat ihn, den Minister darauf aufmerksam zu machen, damit zur Ausführung des mir zugedachten Auftrages nach dem Ermessen des Ministers ein Stabs- oder Oberoffizier ernannt würde.

Der General Norow lehnte diese Bitte entschieden ab. Er sagte, der Minister habe befohlen, daß ich nach Kowno gehen solle. Er habe nur den Befehl des Ministers vollzogen, ich müsse jeden-

falls abreisen. Darauf erklärte ich dem General Norow, ich würde selbst zum Minister gehen und ihm dasselbe vortragen, was ich ihm soeben vorgetragen hätte. Hierüber war der General Norow ganz erschreckt und bat mich es nicht zu tun. Er setzte hinzu: Sie kennen den Minister nicht, tun Sie es ja nicht, Gott bewahre!

Ich begab mich nunmehr zum Domänenminister Scheremetjew, ließ mich melden, wurde gleich vorgelassen und trug so bescheiden als möglich mein Anliegen mit Anführung des Artikels des Forstreglements vor, worauf meine Bitte sich gründete. Kaum hatte ich meine Anrede geendet, als ich den ganzen Zorn des Ministers erleiden mußte. Er sprach nicht, sondern er schrie, wurde blutrot im ganzen Gesicht und fuhr mit den Armen nach allen Seiten umher. Der kurze Inhalt seines Bescheids war etwa folgender: „Täglich sehe ich in dem Domänenministerium immer mehr Unordnungen und Widersetzlichkeit. Es muß einmal ein Exempel statuiert werden, damit alle wissen, woran sie sind. Sie wagen es, sich mir zu widersetzen. Gut, so werde ich diesen Fall ganz speziell dem Kaiser unterlegen. Das muß ich tun, denn eine solche Keckheit ist im Dienst verpönt" xc. – Während der langen Rede des Ministers, von der ich nur den Kern erwähnt habe, ereiferte er sich immer mehr, kam immer näher zu mir heran, so daß er mich zwang, wenn ich nicht mit ihm zusammenstoßen wollte, in das angrenzende Zimmer, von welchem aus ich zu ihm eingetreten war, mich zurückzuziehen. Da öffnete sich die Eingangstür, der Kanzleidirektor des Ministers, Kschewitsch, trat ein, ein versiegeltes Couvert in der Hand haltend. Der Minister redete ihn sofort an: „Sie kommen zur rechten Zeit. Setzen Sie einen Bericht an den Kaiser über das Benehmen des Generals Bulmerincq auf, der sich meinen Befehlen widersetzt." So viel hörte ich noch an, als ich für gut fand wegzugehen, weil der Minister nicht mehr mit mir, sondern mit einem andern sprach. — Einen erneuten Befehl zur Abreise nach Kowno erhielt ich vom Forstdepartement nicht.

Nach einer Woche begab ich mich in die Kanzlei des Ministers. Als Kschewitsch (wirkl. Staatsrat) mich von weitem erblickte, kam er mit gehobenen Armen traurig auf mich zu und sagte. „Ach, was ist mit Ihnen geschehen!" Ich schwieg, machte mich aber innerlich auf das ärgste gefaßt. Kschewitsch fuhr fort: „Sie besinnen sich doch, wie wir heute vor acht Tagen beim Minister

zusammentrafen. Sie haben doch selbst gehört, wie er mir auftrug, über Sie und Ihre Widersetzlichkeit einen Bericht an den Kaiser zu schreiben.“ Ich bejahte dies. Darauf sagte Kschewitsch: „Der Minister war sehr aufgebracht gegen Sie, ich konnte nichts für Sie tun. Haben Sie vielleicht bemerkt, daß wie wir an der Eingangstür beim Minister beinahe zusammenstießen, ich ein Couvert, einen Brief an den Minister enthaltend, in der Hand hatte.“ — Ja, erwiederte ich, das Papier sah ich versiegelt in Ihrer Hand. Kschewitsch fuhr fort: „Es war ein Schreiben des Großadmirals der Flotte, des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch an den Minister. Nachdem der Minister mir den Bericht an den Kaiser über seine Unzufriedenheit mit Ihnen aufzusetzen übertragen hatte, reichte ich dem Minister das versiegelte Couvert hin. Er erbrach es sogleich und sagte dann in ganz andrem Tone, als er bisher zu mir gesprochen: „Vom Inhalt dieses Schreibens ist Generalmajor Bulmerincq in Kenntnis zu setzen.“ Das Papier enthielt nämlich die Mitteilung des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch an den Minister, der Großfürst habe mein Projekt über die Sistierung des Verkaufs starker Schiffbauhölzer aus den Kronsforsten in das Ausland gelesen, weil die russische Flotte solche, zumal in der Nähe von schiff- und flößbaren Gewässern nur in geringer Anzahl noch vorhandenen Masten, Spieren, Bugspriete usw. zu eigenem Gebrauch nötig hat. Der Großfürst erklärte mit diesem patriotischen Antrage, den ich gestellt hatte, sich für vollkommen einverstanden, bat daher den Minister, in seinem Namen mir seinen Dank dafür auszusprechen. Kschewitsch setzte hinzu: „Obwohl ich täglich beim Minister bin, hat er, seitdem Sie bei ihm waren, Ihrer nicht mehr erwähnt.“

Ich dankte Kschewitsch für seine offene Mitteilung und war im Begriff davonzugehen, als der Minister Scheremetjew plötzlich in das Kabinet seines Kanzleidirektors eintrat. Ich wollte sofort abgehen, allein der Minister vertrat mir den Weg zur Tür und sagte in freundlicher Weise zu mir, er freue sich einen General unter sich zu haben, der auch die Achtung des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch sich erworben hat; dabei klopfte Scheremetjew mich sehr freundlich auf eines meiner Epaulettes mit den Worten. „Unter uns herrschte ein Mißverständnis, was künftig nicht mehr sein wird.“ — Es versteht sich von selbst, daß ich nicht in das

Kownosche Gouvernement reiste; es wurde ein andrer von dem Minister dorthin abkommandiert.

Szenen, wie Scheremetjew sie mit mir hatte, in denen er seiner Heftigkeit die Zügel schießen ließ, wenn er mit Untergebenen zu tun hatte, wiederholten sich bei ihm oft. Er hat kaum fünf Wochen als Minister fungiert, worauf er, wohl infolge fortwährenden Ärgers, heftig erkrankte und den Kaiser sofort bat, während seiner Krankheit seinen Verwandten, den wohlbekannten M. N. Murawjew seine Stelle als Minister der Reichsdomänen vertreten zu lassen. Hiezu erfolgte die Allerhöchste Genehmigung. Scheremetjew starb nach wenigen Wochen, und Murawjew, bereits Dirigierender des Apanagen-Departements und Landmesser-Korps, wurde Minister der Reichsdomänen[1]. Es war kein Wunder, daß dieser scheinbar ruhige, aber böse Mensch, der immer kaltblütig blieb, mit großem Mißtrauen auf die Verwaltung der Domänen und Forsten blickte, wozu er von seinem Vorgänger und Verwandten sehr wahrscheinlich angestiftet worden war. Er war bereits einige Monate Minister gewesen, als er in einer Ansprache, die er den auf seinen Befehl bei ihm zahlreich versammelten Beamten des Ministeriums hielt (ich war auch hinbefohlen worden), scharf betonte, daß er die meisten Unordnungen im Ministerium in der Forstverwaltung gefunden habe, daß die Forstbeamten größtenteils nicht ihre Schuldigkeit tun und daher hier eine gänzliche Reform notwendig sei.

Der neue Minister hatte seine eigentümliche Zeiteinteilung. Die Direktoren der Departements wurden mit den vortragenden Sektionschefs nicht anders als spät abends zu ihm bestellt, mußten bis tief in die Nacht hinein bei ihm sitzen. Dann erst empfing er andre Beamte, oder solche, die er hatte rufen lassen. Es war ihm ganz gleichgültig, ob er Beamte, die ihm gemeldet waren, drei oder vier Stunden im Vorzimmer sitzen ließ, bevor sie bei ihm eintreten durften. Er sprach nie lauter als es nötig war, verstand aber vortrefflich seine Beamten in allen Richtungen auszufragen. Eines Tages erhielt ich den Befehl, um 7 Uhr abends mich bei ihm zu melden. Ich erschien auf die Minute, wurde gemeldet, mußte aber im Vorzimmer etwas warten. Er empfing

[1] Er wurde трехъ-прогонный министръ genannt, weil er zu seinen Dienstreisen im Innern des Reichs aus jedem der genannten drei Ressorts, die er verwaltete, sich die Fahrtengelder zur Reise auszahlen ließ.

mich in seinem Kabinet, nannte mich Excellenz und bot mir sogleich einen Stuhl an. Er begann damit, daß er mir erzählte, wo und welche Forstreisen ich unter dem Minister Grafen Kisselew gemacht hatte, und fragte mich über die betreffenden Gouvernements, in denen ich gewesen war, nach Möglichkeit aus, worauf ich ihm den Inhalt meiner früheren Reiseberichte referierte. Er hörte sehr aufmerksam zu, ich setzte daher zu dem Inhalt meiner früheren Berichte nichts hinzu. Etwa um 10 Uhr wurde uns Tee gereicht, zuerst mir, dann ihm. Speziell fragte er mich über das Archangelsche und Grodnosche Gouvernement aus, weil ich in verschiedenen Jahren beide zweimal bereist hatte. Seine Fragen waren eingehend und umsichtig gestellt. Offenbar hat er zu dem Examen, dem er mich unterwarf, sich vorbereitet. Mein Gedächtnis war damals noch gut, ich konnte ihm auf alle Fragen bündig antworten. Endlich, etwa um 11 Uhr abends, kam der Fuchs aus seinem Loch heraus. Er erklärte mir, daß ihm umständliche Denunziationen über große Unterschleife aus den Forsten dieser beiden Gouvernements vorliegen, daß er hierüber in diesen Tagen dem Kaiser speziell berichten müsse und dabei die Namen derer dem Kaiser namhaft machen werde, denen er diese Untersuchungen übertragen werde; so viel sei gewiß, daß ich einer von diesen beiden sein würde. Auf seine Frage, ob ich nach Archangel oder nach Grodno gehen wolle, erwiederte ich, daß ich der Bestimmung mich unterwerfen würde, welche er für gut befinde. Er lächelte dazu und sagte zu mir: Sie müssen mir auch den andern nennen, und zwar werden Sie die ganze Verantwortlichkeit für denjenigen übernehmen, den Sie mir dazu vorschlagen werden! Das war mir denn doch zu stark, denn wo in aller Welt wird man dafür verantwortlich gemacht, was ein andrer tut, zu dem man in gar keiner dienstlichen Beziehung steht, und der, wie in diesem Falle, hunderte von Meilen von mir entfernt arbeiten sollte, wo ich ganz außer stande war, seine Leistungen zu kontrollieren! - Eine solche geradezu sinnlose Zumutung empörte mich, da ich aber meine Avantüre mit Scheremetjew noch in frischem Gedächtnis hatte, wo ich nur durch einen glücklichen Zufall dem Verderben entgangen war, schlug ich ihm den Obersten des Forstkorps W. S. Ssemenow vor, welcher Lehrer am Forstinstitut bei St. Petersburg war, mit dem Zusatz, daß dieser der einzige sei, den ich in Vorschlag bringen könne.

Tags darauf teilte ich dies dem Obersten Ssemenow mit, der mir dankte, daß ich ihn dem Minister so gut empfohlen hatte.

Nach einigen Tagen erhielt ich den Befehl, als Präsident einer Untersuchungskommission in die Belowesshskaja Puschtscha des Grodnoschen Gouvernements mich zu begeben zur Untersuchung der angeblich bedeutenden Defraudationen, welche einem Holzhändler zur Last gelegt wurden, der über den Einschlag von starken Hölzern aus diesem Forst einen Kontrakt abgeschlossen hatte. Als Mitglied dieser Kommission wurde der Kollegienrat J. J. Nabokow, ein Verwandter des Ministers Murawjew, außerdem noch zwei Forstoffiziere, ein Kapitän und ein Stabskapitän ernannt. Bisher hatte ich keinen von diesen dreien gekannt. Der Wichtigkeit des Auftrages wegen, der mir geworden war, erhielt ich bei meiner Abreise von St. Petersburg 600 Rbl. zur Ausrüstung[1].

Die Untersuchung in Grodno an Ort und Stelle konnte bei beständiger Arbeit nicht eher als in drei Monaten beendet werden. Mit den in aller nötigen Form geführten Untersuchungsakten kehrte ich nach Petersburg zurück und stellte dieselben, wie es mir befohlen war, direkt dem Minister, nicht dem Forstdepartement vor, wie es sich eigentlich gehört hätte. — Der Minister machte mir bei meiner Meldung sogleich den Vorwurf, daß ich nach beendeter Untersuchung zurückgekehrt war. Meinen Einwand, daß mir außer dieser Untersuchung keine andern Aufträge im Gouvernement Grodno zuteil geworden wären, ich mithin, wie es bisher im Ministerium der Reichsdomänen immer geschehen sei, nach beendetem Auftrage nach Petersburg — den Ort meines Dienstes — zurückzukehren keinen Anstand habe nehmen können, ließ er nicht gelten. Er behauptete, ich hätte zuerst seine Erlaubnis zur Rückkehr nach Petersburg erbitten müssen, weil der Fall hätte eintreten können, daß er von Grodno aus in ein andres Gouvernement mich hätte schicken wollen.

---

[1]) Nach einer Reihe von Jahren, im J. 1876, traf ich mit J. J. Nabokow zufällig in Luzern in der Schweiz zusammen. Murawjew war längst gestorben, wir beide außer Dienst. Dort gestand er mir freiwillig, daß der Minister ihn, der früher im Domänenministerium nie gedient hatte, deshalb als Mitglied der Grodnoschen Kommission im J. 1857 ernannt habe, um die widerrechtlichen Handlungen, die ich etwa begehen würde, sofort zur Kenntnis des Ministers zu bringen. Ich habe, setzte Nabokow hinzu, während des Verlaufs unsrer Untersuchung oft an den Minister schreiben müssen, weil es mir so befohlen war; ich habe aber, wie es wirklich auch war, nur melden können, daß die Untersuchung in vollkommen gesetzlicher Weise, ohne alle Nebenrücksichten, von ihnen geleitet wurde.

Was bisher im Ministerium gegolten habe, gelte jetzt nicht mehr; er werde sich bestreben die erforderliche Ordnung einzuführen [1].

Nachdem die von mir vorgestellten Untersuchungsakten längere Zeit — ich weiß nicht weshalb — beim Minister liegen geblieben waren, mithin nur der Minister und die Untersuchungskommission den Inhalt dieser Akten kannten, ließ mich der Minister zu sich rufen. Ich traf den Minister an einem großen runden Tische sitzend. Die Untersuchungsakten, die ich ihm vorgestellt hatte, lagen vor ihm auf dem Tische. Er forderte mich auf, ihm gegenüber mich an den Tisch zu setzen. Dies geschah. Nun schob der Minister mir den Aktenstoß mit der Hand zu und sagte zu mir mit beispielloser Frechheit: Nehmen Sie die Akten zurück und machen Sie mir einen andern Bericht, nach welchem der Angeklagte (der Holzhändler) für schuldig befunden wird. Hierauf erwiederte ich, daß die Kommission eine Untersuchung zu machen beauftragt gewesen sei und über „schuldig" oder „unschuldig" zu urteilen garnicht berechtigt gewesen ist. Das gab der Minister zu, erklärte aber in entschiedener Weise, ich solle die Akten zurücknehmen und meinen Bericht so abfassen, daß die Schuld des Angeklagten daraus ersichtlich sei. Das war mir zu viel. Ich stand von meinem Sitz auf, machte ihm eine leichte Verbeugung und sagte, ich hätte die Sache wahrheitsgemäß so dargestellt, wie ich sie gefunden. Hätte ich Fehler in der Untersuchung mir zu schulden kommen lassen, so bitte ich mir selbige nachweisen zu lassen. — Darauf entgegnete Murawjew, daß er Untergebene, die seine Befehle nicht erfüllen, nicht brauchen könne, worauf er von mir zur Antwort erhielt: Ich danke sehr, daß Sie so aufrichtig mit mir sprechen, ich werde um meinen Abschied bitten, den Sie zu wünschen scheinen, worauf Murawjew bejahend antwortete und ich mich empfahl. Selbstverständlich wurde diese Unterhaltung von beiden Seiten mit größter Höflichkeit geführt.

Ich kehrte in großer Aufregung nach Hause zurück. Etwa eine Woche war verflossen, als ich eine Zuschrift von dem Direktor der Kanzlei des Ministers erhielt, mit der Bitte, ihn zu besuchen.

---

[1]) Der Minister Murawjew hatte die fixe Idee, das Forstwesen im Reiche müsse **durch ihn** ganz umgeschaffen werden. Dazu fehlte ihm aber offenbar die erforderliche Einsicht. Von vorne weg hielt er jeden Forstoffizier für einen Schuft, was er auch offen aussprach

Ich tat dies sofort. Derselbe erklärte mir, er sei vom Minister beauftragt mich zu fragen, wann ich meinen Abschied einreichen würde? Ich entgegnete, daß ich zuvor meine Angelegenheiten ordnen müsse, ich würde aber meinen Abschied einreichen, wie ich auch dem Minister selbst gesagt habe.

Ich war in einer schlimmen Lage. Ich hatte alles in allem 24 Jahre gedient. Zur halben Pension gehören 25 Jahre, mithin fehlte mir noch ein Dienstjahr, um auf diese Anspruch machen zu können. -- Ich schlug im Militärgesetzbuch hin und her, ob ich nicht ein Gesetz auffinden könne, welches, mit Berücksichtigung meiner Verwundung im Jahre 1831 bei der Erstürmung der Warschauer Redouten, mir zu meiner Pension verhelfen könne. Ich fand das Gesetz, daß wer in der Art verwundet ist, daß er nicht weiter dienen kann, ohne Rücksicht auf die von ihm gediente Zeit seine volle Pension erhält. -- Auf den Rat meines Freundes Schering ging ich zum Professor der Chirurgie an der medico-chirurgischen Akademie in St. Petersburg, Naranowitsch, der mich im J. 1831 in Warschau besucht und meine Wunde gesehen hatte. Als ich meinen Namen nannte und ihn an den Besuch in Warschau erinnerte, sagte er: „Also Sie sind damals genesen und leben noch." Ich brachte ihm mein Anliegen vor und übergab ein von mir angefertigtes Attest mit der Beschreibung der Wunde und deren Folgen. Er las es aufmerksam durch und meinte, es sei etwas zu vervollständigen. Am andern Tage brachte er mir selbst das Attest, welches auch Schering und der Leibarzt des Kaisers Dr. Arend unterzeichneten. Dieses Attest legte ich dem Gesuch um meinen Abschied bei[1]. Mir wurde die volle Generalmajors-Pension mit 840 Rbl. zuerkannt, auch erhielt ich außerdem diese Summe für ein Jahr extra, wozu Verwundete bei ihrer Entlassung aus dem Dienst berechtigt sind. Da ich über 10 Jahre gedient hatte, wurde ich mit Uniform verabschiedet.

Ich gestehe, ich hätte damals im Forstdienst gern weiter gedient, allein auf die freundlichen Worte von Murawjew konnte ich kein Gewicht legen; das ging vollständig gegen die Überzeugung, welche ich von diesem unmoralischen Manne hatte, der es gewagt

[1]) Streng genommen, paßte dieses Gesetz nicht auf mich, weil ich im J. 1831 verwundet war und bis 1858 noch gedient hatte. Wie mir schien, wollte aber der Minister Murawjew bei unsrer Trennung mir alles gewähren, was er konnte, um ferneren Erörterungen über mich zu entgehen.

hatte mir zuzumuten, ich sollte meinen Bericht über einen Unschuldigen zurücknehmen, statt dessen ihm einen andern Bericht machen, nach welchem dieser Unschuldige für schuldig von mir befunden worden. Hätte Murawjew an meinem Bericht Formfehler oder Mängel irgend einer Art finden können, so würde er meine Untersuchung kassiert haben und von einem andern eine neue Untersuchung, und zwar auf meine Kosten haben anstellen lassen, denn dazu hatte er als Minister das Recht. Da er aber keine Mängel an meiner ihm vorgestellten Untersuchungsakte finden konnte, wollte er mich zum Schurken machen. Da ihm dies nicht gelang, zwang er mich meinen Abschied einzugeben. Würde ich diesem Befehl keine Folge geleistet haben, so wäre ich sicher allen Chikanen ausgesetzt gewesen. Daß er dem Kaiser einen günstigen Bericht bei Gelegenheit meiner Dienstentlassung über mich machte, hat Murawjew nur deshalb getan, damit er, falls ich später gegen ihn klagbar würde, sich dadurch rechtfertigen könne, daß gerade dieser im Ministerium aufbewahrte Bericht beweise, wie ungern er mich aus dem Dienste habe gehen sehen.

III.

Nachdem General Dr. med. Bulmerincq seinen Abschied erhalten hatte, nahm er seinen Wohnsitz in Dresden. Hier widmete er seine Arbeitskraft dem Studium der Schutzpockenimpfung. Zwei Sommer hindurch (1865 und 1866) hat er auch in Finnland und in Petersburg im Auftrage des Ministeriums des Innern mit Unterstützung der Kaiserlichen Freien Ökonomischen Gesellschaft in St. Petersburg mit vielem Erfolge geimpft und ihm zukommandierte Ärzte in der Schutzpockenimpfung praktisch unterrichtet. Auf Verlangen des Medizinalrats des Ministeriums des Innern hat Bulmerincq auch einige schriftliche Eingaben über die Einführung der Zwangsimpfung in Rußland eingereicht. — Seine letzten Lebensjahre verbrachte Bulmerincq in Warschau, wo er auch im J. 1893 (Okt. 8.) im Alter von 89 Jahren starb.

Im April 1858 reiste ich mit meiner Frau und unsern Töchtern Mascha und Olga in unserm Reisewagen bis Königsberg. Dort wurde der Reisewagen verkauft und die Eisenbahn über Berlin nach Heidelberg benutzt In Königsberg, Karlsruhe und Heidelberg hatte ich Gelegenheit gehabt einige Notizen über die dort herrschenden Menschenblattern zu sammeln, auch über die Schutzpockenimpfung. Diese Notizen hatte ich durch Lesen einiger Schriften vermehrt, und kam auf den Gedanken, von nun an der

Schutzpockenimpfung meine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, um so mehr als ich in Petersburg, auch im Innern des Russischen Reiches mich vielfach überzeugt hatte, daß dort die Impfung auf der niedrigsten Stufe steht. Meine Idee, nach Kräften zur Verbesserung der Impfung „durch Rückimpfung des Kuhpockenstoffes vom Menschen auf eine Kuh, um dadurch reinen und kräftigen Schutzpockenstoff zu gewinnen“ beizutragen, war schon damals seit Jahren in Bayern mit dem besten Erfolge vielfach zur Ausführung gekommen, in Rußland jedoch, wie ich wußte, völlig unbekannt. — Im Spätherbst 1858 reiste ich allein nach Petersburg zurück, während meine liebe Frau mit beiden Töchtern nach Dresden übersiedelte, gab dem Minister des Innern Lanskoj einen Aufsatz über die Verbesserung der Schutzpockenimpfung im Reiche ein, worin ich den Weg bezeichnete, der deshalb einzuschlagen ist. — Alles, was ich erreichen konnte, war das mir gegebene Versprechen, daß hierüber Versuche im nächsten Frühling in Petersburg angestellt werden sollten. Ich kehrte daher mit Schluß des Jahres 1858 zu meiner lieben Amalie und beiden Töchtern nach Dresden zurück. Hier bewog ich den kgl. sächsischen Leibarzt Dr. v. Ammon bei dem kgl. sächsischen Minister des Innern dahin zu wirken, daß der von mir erwähnten Bayerischen Impfmethode Aufmerksamkeit gewidmet würde, um die Schutzpockenimpfung in Sachsen wesentlich zu verbessern. Infolge hiervon wurde der kgl. sächsische Zentral-Impfarzt Dr. Pienitz in Dresden zunächst nach Steiermark, nach St. Florian zum Dr. Unger kommandiert, wo die erwähnte Impfmethode seit Jahren ebenfalls im Gange war. Dr. Pienitz und ich reisten am 2. Juli 1859 von Dresden nach Steiermark, blieben etwa einen Monat in St. Florian bei dem Dr. F. Unger, und kehrten, befriedigt von dem, was wir beobachtet und erfahren hatten, nach Dresden zurück.

Die von mir zuerst in Dresden, dann von dem Dr. Pienitz daselbst empfohlene Impfmethode wurde im Königreich Sachsen eingeführt und hat viel Gutes bewirkt. Viel langsamer und unbefriedigend wurde diese für das Wohl der ganzen Menschheit so wichtige Angelegenheit in Petersburg gefördert. Allerdings erhielt ich im J. 1860 von der Kaiserlichen Freien Ökonomischen Gesellschaft in St. Petersburg 500 Rbl., um nach England zu gehen und über die angeblich guten Erfolge der Impfung von

Kühen nicht mit Schutzpockenstoff, sondern mit Menschenblatternstoff zu berichten, allein erst im Frühling 1862 schien man mit der Verbesserung der Impfung in Rußland Ernst machen zu wollen. Ich ging daher um diese Zeit auf meine Kosten dahin, lebte dort mehrere Wochen, um die bayerische, oder was dasselbe ist, die Steiermärker Impfmethode (mit einem Worte „Retrovaccination" genannt) möglichst zu fördern, konnte aber nur so viel erreichen, daß wegen der zu Versuchen hierüber notwendigen Geldmittel von seiten des Ministeriums des Innern eine Schreiberei mit der Kaiserlichen Freien Ökonomischen Gesellschaft in Petersburg begann, von der aber leider kein Ende abzusehen war. Ich ging daher nach meinem Standquartier Dresden zurück.

Im J. 1865 war die Schreiberei zwischen dem Ministerium des Innern und der Kaiserlichen Freien ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg so weit gediehen, daß diese Gesellschaft 3000 Rubel zur Anstellung von Impfversuchen mittelst der von mir empfohlenen Retrovaccination dem Ministerium des Innern zur Verfügung zu stellen beschloß, worauf dieses Ministerium mir die Ausführung dieser Versuche übertrug.

Auf diesen Antrag ging ich sofort ein, kam im April 1865 nach Petersburg, fand in der Nähe von Pawlowsk eine passende Lokalität zur Impfung von Kühen, und kehrte nach Petersburg zurück, um nach Empfang der Hälfte des mir bestimmten Geldes (1500 Rbl.) auf dem Lande sofort die Impfungen von Kühen beginnen zu können. Im Ministerium des Innern wurde ich wegen des Empfanges dieses Geldes an die Kaiserl. Freie ökonom. Gesellschaft verwiesen. Der Kassierer dieser Gesellschaft erklärte mir, er habe keinen Befehl zu irgend einer Zahlung an mich erhalten. Ich war daher veranlaßt bei dem Präsidenten der Gesellschaft, damals dem wirklichen Geheimrat Kowalewski, mich melden zu lassen. Dieser Mann war früher Minister des Innern gewesen, ruhte sozusagen auf seinen Lorbeeren, und empfing mich überaus ungnädig. Er erhob sich nicht von seinem Sitz, bot mir auch keinen Stuhl an. Auf meinen Antrag, durch den Kassierer der Gesellschaft mir 1500 Rbl. zahlen zu lassen, erklärte er, 300 wären fürs erste genug. Ich erklärte ihm, ich müsse längere Zeit zunächst auf dem Lande verbringen, ich könne, bloß um Geld zu empfangen, ohne möglichen Nachteil für meine Beschäftigungen

solche nicht verlassen, ich erwarte demnach, da ich die Verantwortlichkeit für das Gelingen der Impfungen habe, daß man aus der bestimmten Summe von 3000 Rbl. mir jetzt diejenige auszahlen werde, deren ich bedarf. Diese Erklärung mißfiel dem wirkl. Herrn Geheimrat sichtlich. Nun denn, sagte er, Sie sagen sich also von diesen Versuchen gänzlich ab, wenn ich Ihnen diese Summe jetzt nicht zahlen lasse? Das nicht, erwiederte ich, aber da der Minister des Innern durch das medizinische Departement diese Versuche mir übertragen hat, so werde ich meine Forderung von 1500 Rbl. ihm zur Entscheidung vorstellen. So unlieb diese Antwort dem Herrn Kowalewski sein mochte, so konnte er doch dagegen nichts einwenden. Tags darauf erschien ich im Meldezimmer des Ministers Walujew.

In dem Meldezimmer standen wohl über 20 Personen, die alle des Ministers harrten. Nach einer kleinen Weile erschien derselbe; hinter ihm ging ein Beamter, der ihm die Namen von ihm unbekannten Personen nannte, wenn er sich solchen zuwendete. Als er sich mir näherte, warf er sich in die Brust, zog die Stirn in die Höhe und sagte mit möglichster Kälte: Ich habe gehört, daß Sie Prätensionen machen in Betreff des Ihnen gewordenen Auftrages. Was wünschen Sie? Ich entgegnete ihm hierauf dasselbe, was ich Kowalewski gesagt hatte, worauf sich Walujew mit einem keineswegs freundlichen Blick von mir abwandte.

Noch an demselben Tage ließ mich der Vizedirektor des medizinischen Departements des Ministeriums des Innern Staatsrat Rosow zu sich bitten, und erklärte mir, er sei vom Minister Walujew beauftragt worden, in Betreff der gegenwärtig von mir zu erhaltenden Summe aus den Mitteln der Kais. Freien ökonomischen Gesellschaft eine Einigung zwischen dem wirkl. Geheimrat Kowalewski und mir zu vermitteln. Rosow suchte hierauf mit mir zu dingen, worüber ich ihn auslachte. Zwei Tage darauf wurden mir auf Anordnung von Kowalewski 1500 Rbl ausgezahlt.

Nachdem ich mit frischem, von Kühen auf dem Lande gewonnenen Impfstoff mich versehen hatte, begannen meinen öffentlichen Impfungen mit diesem Stoff. Dieselben wurden selbstverständlich unentgeltlich vollzogen. Damit aber die dort geimpften Kinder eine Woche nach der an ihnen vollzogenen Impfung zur Kontrolle derselben abermals in das Impflokal mir gestellt würden, hatte

ich, bevor ich die Impfungen begann, ausgewirkt, daß die Kais. Freie ökonomische Gesellschaft für jedes mir zur Kontrolle gebrachte Kind einen Rubel zahlte. Dadurch daß alle Kinder am Kontrolltage der Impfung erschienen, war mir die Möglichkeit gegeben, aus vielen mit reifen Impfpusteln erschienenen Kindern nur die gesundesten und mit den vollendetsten Impfpusteln behafteten zur Stoffentnahme für Weiterimpfungen nach meinem Ermessen auswählen zu können, außerdem noch Impfstoff in Glasröhrchen zu sammeln. Auf den Wunsch des medizinischen Departements des Ministeriums des Innern brachte ich in Holzkapseln von mir selbst verpackte Glasröhrchen, die mit Impfstoff gefüllt waren, in zureichender Menge allwöchentlich in dieses Departement. Meine öffentlichen Impfungen in Petersburg im J. 1865 begannen im Mai und dauerten bis in den Oktober. Nach dem Schluß der Impfungen zu Anfang Oktober stellte ich dem Ministerium meinen Bericht über meine Arbeiten vor, erhielt die mir noch zukommenden 1500 Rbl. und reiste nach Dresden zurück.

Kaum war ich einige Wochen in Dresden gewesen, als ich von dem Medizinalrat des Ministeriums des Innern in Petersburg eine Aufforderung erhielt, im J. 1866 im Frühling abermals nach Petersburg zu kommen, um meine Retrovaccinations-Impfungen den Sommer hindurch in Petersburg nochmals zu machen, und auch Ärzte, die aus verschiedenen Teilen des Reiches nach Petersburg kommandiert würden, in der Schutzpockenimpfung praktisch zu unterrichten. Dafür wurden mir in Summa 2000 Rbl. geboten. — Diesen mit Genehmigung des Ministers des Innern Walujew mir gemachten ehrenvollen Antrag nahm ich an und traf im April 1866 in Petersburg ein.

In dem medizinischen Departement des Ministeriums des Innern, wohin ich mich begab, sah es ziemlich trostlos für mich aus. Der Direktor des Departements E. Pelikan war im Auslande; der Vizedirektor Rosow, der interimistisch diese Stelle vertrat, sagte mir, daß man Ärzte aus den Gouvernements nach Petersburg kommandiert hätte, die ich in der Impfung praktisch unterrichten sollte, daß aber noch unbestimmt wäre, wann diese Ärzte eintreffen würden, indem ihnen zur Reise nach Petersburg noch keine Fahrtengelder bewilligt wären! – So unordentlich ging es in diesem Departement zu. Man hatte mich im Oktober des vorhergehenden

Jahres aufgefordert, von Dresden im Frühling 1866 nach Petersburg zu kommen, um Ärzte zu unterrichten, man dachte aber noch im April desselben Jahres garnicht daran, die betreffenden aus dem Innern des Reiches zu kommandierenden Ärzte mit den nötigen Reisemitteln zu versehen.

Somit trat ich denn meinen zugesagten Besuch bei dem Pastor Strolmann in Zarskaja Slawjanka unverzüglich an. Der Pastor Strolmann hatte mich mit Ungeduld erwartet. Täglich wurden ihm neue Todesfälle an Blattern aus seiner Gemeinde gemeldet, welche in vielen finnischen Dörfern in der Umgegend von Zarskoje Sselo lebte. Er legte mir sein Kirchenbuch vor, in welchem alle in seiner Gemeinde vorgekommenen Todesfälle mit Angabe der Todesursache verzeichnet standen. Es ergab sich daraus, daß die Blattern mit dem Eintritt des Winters von 1865 auf 1866 anfänglich einzelne, von Monat zu Monat aber immer mehr Menschen hingerafft hatten und daß im März und April 1866 die Blattern am meisten gewütet hatten und noch im Zunehmen begriffen waren.

Kaum hatte ich aus dem Kirchenbuch diese Überzeugung gewonnen, als auch mein Plan gemacht war, wie dem Übel von oben her zu steuern sei. — Der Kaiser war mit seinem Hofe in Zarskoje Sselo. Im medizinischen Departement des Ministeriums des Innern wußte man nichts von den tötlichen, um Zarskoje Sselo herum in den finnischen Dörfern epidemisch herrschenden Menschenblattern, wodurch die kaiserliche Familie, wenn sie nicht wiedergeimpft war, in augenblickliche Gefahr kam, an den Menschenblattern zu erkranken. Ich ersuchte nun den Pastor Strolmann, mir eine Kopie aus seinem Kirchenbuch über die seit dem Beginn der Epidemie vorgekommenen Todesfälle an Blattern von Monat zu Monat anzufertigen, diese Kopie zu unterschreiben, mit dem Kirchensiegel zu versehen und mir zu geben. Dies geschah. Ich wußte, daß der Geheimrat und kaiserliche Leibarzt Dr. Nik. F. Zdekauer, den ich im J. 1865 in Petersburg kennen gelernt hatte, bei dem Kaiser in Zarskoje Sselo war. Mit dem von dem Pastor Strolmann erhaltenen Papier fuhr ich zu ihm und ließ mich dort melden. Ich überreichte ihm das von dem Pastor Strolmann erhaltene Papier mit der Bemerkung, daß weil Zarskoje Sselo von finnischen Dörfern mit vielen Blatternerkrankungen umgeben war,

ich für meine Pflicht erachtet habe, dieses offizielle Papier zu seiner Kenntnis zu bringen, wobei ich mir die Frage erlaubte, ob der Kaiser, die Kaiserin und die Großfürsten mit Erfolg revacciniert wären. Diese Frage verneinte Dr. Zdekauer. Als Mitglied des Medizinalrats am Ministerium des Innern war ihm meine Tätigkeit als Impfarzt vom J. 1865 her bekannt. Auf seine Frage, ob ich in kürzester Zeit zu gutem Impfstoff für die Umgegend von Zarskoje Sselo gelangen könne, entgegnete ich ihm, daß wenn mir einige Kühe nach meiner Auswahl zum Impfen von der kaiserlichen Ferm zur Disposition hier in Zarskoje Sselo gestellt würden, ich mich anheischig mache, in wenigen Tagen ihm vorzüglichen Impfstoff in beliebiger Menge schaffen zu können. Ich konnte diese Verbindlichkeit übernehmen, da der Viehstand auf der kaiserlichen Ferm in Zarskoje Sselo seiner Güte nach mir hinreichend bekannt war. Hierauf forderte Dr. Zdekauer, ich möchte ihm das Papier von Pastor Strolmann übergeben und womöglich morgenden Tages zu ihm nach Zarskoje Sselo kommen. Dies geschah. Dr. Zdekauer sagte mir, er wäre beim Kaiser gewesen und habe um die Erlaubnis gebeten, daß in Anbetracht der jetzt um Zarskoje Sselo herrschenden Blatternepidemie ich einige Kühe auf der kaiserlichen Ferm impfen dürfe, um reichlich Impfstoff zu gewinnen. Der Kaiser habe geantwortet: „Wenn auch durch die Impfung meiner Kühe hier auf der Ferm alle fallen, so tut das nichts, wenn nur Menschenleben dadurch gerettet werden können.“ Über diese Allerhöchste Entscheidung berichtete Dr. Zdekauer sogleich dem in St. Petersburg wohnhaften Minister des kaiserlichen Hauses Grafen Adlerberg, mit der Bitte, mir diese Impfungen auf der Ferm zu übertragen. Der Minister bestimmte in seiner Antwort, daß nicht mehr als sechs Kühe auf der kaiserlichen Ferm geimpft werden sollten, schrieb auch dem Dirigierenden der Palais-Verwaltung in Zarskoje Sselo, dem Generaladjutanten Gogol, daß ich nicht mehr als sechs Kühe auf der erwähnten Ferm impfen dürfe. Als dieser Befehl mir eröffnet wurde, erklärte ich sofort, daß ich nicht mehr als drei Kühe auf der Ferm impfen würde, daß ich aber die Auswahl dieser drei Kühe mir vorbehalten müßte, um für den Erfolg verantworten zu können.

Um in der Ferm zur Impfung von Kühen zugelassen zu werden, besuchte ich nun den Generaladjutanten Gogol, welcher

darüber der Verzweiflung nahe war, daß nach seiner Meinung eine Seuche in das auf der Ferm befindliche Vieh eingeschleppt werden sollte[1]. Meine Versicherung, daß dies in keiner Weise zu befürchten sei, beruhigte ihn durchaus nicht. Mit sichtlicher innerer Bewegung sagte er zu mir: „Der Kaiser hat es so befohlen, es muß geschehen, ich füge mich. Alle auf der hiesigen Ferm Angestellten werden sofort von mir angewiesen werden, Ihnen in Ihren dortigen Beschäftigungen behilflich zu sein. Ich bin aber an allem, was erfolgen kann, unschuldig.“

Es war mir sehr willkommen, daß der Leibarzt Dr. Zdekauer sich erbot, bei der Auswahl der zu impfenden Kühe auf der Ferm zugegen zu sein. Jedenfalls fand ich dadurch die vollkommene Bereitwilligkeit der Beamten und Leute auf der Ferm, mir alle gewünschten Auskünfte zu geben. Unsre Besichtigung sämtlicher Kühe der Ferm, um nach meinem Ermessen die zur Impfung geeignetsten drei auszusuchen, machte ich sehr sorgfältig; es war mir aber unlieb, daß der Oberbeamte der Ferm mir eine Kuh, die ich besonders gern genommen hätte, abdisputierte, indem er bat, jede andre Kuh, nur nicht diese zu wählen, weil selbige von dem Kaiser aus der Ferm seines Bruders, des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch gekauft sei. Ich bemerkte deutlich, daß dieser Beamte glaubte, daß die Kühe, welche ich impfen würde, dem Tode unfehlbar geweiht sind, und bemühte mich, ihm dieses Vorurteil auszureden. Zdekauer trat aber als Mittler zwischen uns auf, wollte jede Differenz vermeiden und bat mich von dieser Kuh abzusehen. Ich erfüllte seinen Wunsch. — Auf der Ferm hatten die Kühe, die fast sämtlich Cholmogorischer Rasse[2] waren, jede ihren besonderen Namen. Die erwähnte Kuh hatte den Namen „Weiel“. Weiterhin wird ihrer wieder erwähnt werden.

Infolge einer von Zdekauer an mich ergangenen Aufforderung hatte ich einige Tage vorher mit aus Deutschland mitge-

[1] Im J. 1855 war die Rinderpest in die Ferme zu Zarskoje Sselo eingeschleppt worden. Infolge hievon fiel etwa 3/4 des dortigen schönen Viehstandes. Gogol befürchtete, ich würde abermals eine Seuche dort verbreiten.

[2] Cholmogory, Kreisstadt des Gouvernements Archangel, ist von schönen Wiesen umgeben, hat gute Viehzucht. Peter d. Gr. schuf durch Kreuzung mit dem auf seinen Befehl dorthin gebrachten holländischen Rindvieh die gegenwärtige ausgezeichnete Cholmogorische Rasse, welche allgemein geschätzt wird. In den Jahren 1843 und 1855 war ich in Cholmogory gewesen.

brachtem zuverlässigem gutem Impfstoff den Großfürsten Thronfolger und die Großfürsten Wladimir und Alexei Alexandrowitsch auf Befehl des Kaisers geimpft, nämlich wiedergeimpft, weil sie zum ersten Mal als Kinder geimpft worden waren. Die Wiederimpfung hatte bei allen gehaftet, ganz besonders aber bei dem Großfürsten Thronfolger, den ich im Verlaufe der Impfung auf sein ausdrückliches Verlangen wiederholt besuchte und stets mit größter Freundlichkeit von ihm behandelt wurde. — Als ich in Zarskoje Sselo auf der Ferm zum Impfen der drei von mir gewählten Kühe schreiten wollte, ließ mir der Thronfolger sagen, er wünsche selbst dabei zugegen zu sein, wobei er eine Stunde bestimmte, mit der Anfrage, ob mir selbige genehm sei, und mit dem Zusatz, daß ich, wenn dies nicht der Fall wäre, eine andre Zeit bestimmen möchte. Selbstverständlich erklärte ich sogleich, ich würde Se. kaiserl Hoheit zu der von ihm bestimmten Zeit auf der Ferm erwarten. Zdekauer, der auch allen Anteil hieran nahm, hatte mehrere Ärzte aus Petersburg zur Impfung der Kühe, die ich zu vollziehen hatte, eingeladen, die sämtlich erschienen. - In einem großen hellen Stalle der Ferm, in welchem für die Zuschauer ein erhöhter Platz sich befand, fanden sich zur bestimmten Zeit der Großfürst-Thronfolger, die Großfürsten Wladimir und Alexei Alexandrowitsch, der Generaladjutant Gogol und mehrere andre mir unbekannte Personen des kaiserlichen Hofes ein. Gogol wandte sich in Gegenwart des Thronfolgers mit der Frage an mich: „Hat man Ihnen die drei Kühe gegeben, welche Sie hier auf der Ferm verlangt haben?“ Damit zeigte er zugleich auf drei vorgeführte Kühe hin. Darauf antwortete Zdekauer, der neben mir stand: Eine Kuh, die wir gern gehabt hätten, wollte man uns nicht geben. — Welche? fragte Gogol. Zdekauer erinnerte sich nicht sogleich des Namens der Kuh. Ich bemerkte dies und sagte: Weiel. In sehr ernstem Tone wandte sich nun Gogol zu dem bereits blaß gewordenen, hinter uns stehenden Oberbeamten der Ferm mit dem kategorischen Befehl: „Sofort Weiel hierher!“ — Weiel wurde nun sofort vorgeführt, und Zdekauer winkte mir anzufangen, d. h. er hatte mich schon vorher veranlaßt, ehe ich zur Operation schreiten würde, eine kleine Rede russisch zu halten, um den anwesenden Großfürsten den Zweck der Operation an den Kühen zu erklären. Dies tat ich; unmittelbar darauf operierte ich

die drei Kühe. Während der Operation herrschte tiefe Stille; kein Wort wurde von einem der Anwesenden gesprochen.

Hinterher erwies es sich, daß die Kuh Weiel, wie ich gehofft hatte, die schönsten Impfpusteln bekam, von welchen ich nach sechs Tagen mit gutem Erfolg Kinder impfte, die ich hierzu in den Kuhstall bringen ließ. Somit hatte ich einen reinen und frischen Impfstoff gewonnen, der zur Impfung der Bevölkerung von Zarskoje Sselo und aller, auch der kleinsten Ortschaften des gleichnamigen Kreises verwendet wurde [1].

Die vom medizinischen Departement des Ministeriums des Innern mir zum Unterricht in der Impfung zugewiesenen 14 Ärzte erschienen in Zarskoje Sselo, wo ich den ganzen Sommer hindurch alle Sonntage öffentlich jeden impfte, der im Impflokal erschien; darunter waren viele angesehene Personen. Auf meine Bitte hatte Zdekauer in dem Impflokal eine von ihm versiegelte Sparbüchse angebracht. Alle Personen, die freiwillig für die Impfung mir bezahlen wollten, bat ich das Geld in diese Sparbüchse zu legen, welches Dr. Zdekauer auf meine Bitte unter solchen Personen verteilte, welche arm waren, und um ihre Kinder impfen zu lassen, weite Wege mit denselben nach Zarskoje Sselo im Laufe des Sommers gemacht hatten. Den 14 Ärzten zeigte ich die Impfung praktisch. Dr. Zdekauer und ich schrieben eine Instruktion für dieselben. Diese wurde sofort vom Medizinalrat bestätigt und gleich gedruckt. Diesen 14 Ärzten wurden nun, nach der Karte des Kreises von Zarskoje Sselo, einem jedem bestimmte Orte angewiesen, in denen sie impften. Acht Tage nach vollzogener Impfung mußten sie die betreffenden Orte nochmals bereisen, um zu konstatieren, ob alle Impfungen mit gutem Erfolg stattgefunden hatten. Hatte eine Impfung nicht gehaftet, so mußte sie wiederholt werden. Ich selbst fuhr nur einigemal im Kreise umher, um die Impfungen zu revidieren, soweit dies möglich war, denn ich impfte den ganzen Sommer hindurch öffentlich an jedem Mittwoch in Petersburg in der Maximilianowschen Heilanstalt (an der blauen Brücke) von 10–12 Uhr und an jedem Sonnabend in einem auf Wassilij-Ostrow errichteten Impflokal. In den Zwischentagen lieferte

[1] Der von einem Kinde auf ein andres verimpfte Stoff wurde nur von ganz gesunden Individuen genommen, welche vollständig ausgeprägte Impfpusteln hatten.

ich fortwährend gut verpackten Impfstoff, stets in Glasröhrchen, mit einer Gebrauchsanweisung in das medizinische Departement des Ministeriums des Innern, welches diesen Stoff, wie im Jahre 1865, an die Medizinalverwaltungen aller Gouvernements des Reiches versandte[1]. Außerdem impfte ich in Zarskoje Sselo auf den Wunsch von Zdekauer in ihren eigenen Wohnungen mehrere zum Hofe des Kaisers gehörende Herren und Damen. Auch den Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch und seinen Sohn (den ältesten) mußte ich auf Verlangen in Pawlowsk impfen.

Infolge dieser energischen, im ganzen Kreise gegen die herrschende Blatternepidemie allgemein vollzogenen Impfungen mit gutem Impfstoff verminderte sich rasch die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle an Blattern. Im Herbst erlosch die Krankheit gänzlich. Dr. Zdekauer hat hierüber einen im Druck erschienenen Bericht geschrieben. Den Anfangsstoff zu ihren Impfungen haben alle 14 Ärzte, die im Kreise impften, von mir bezogen und stets guten Erfolg gehabt.

Gleich nachdem Dr. Zdekauer und der Leibarzt Dr. Karell von der um Zarskoje Sselo herrschenden Blatternepideme durch mich Kunde erhalten hatten, stellten selbige dem Kaiser vor, daß auch er revaccinirt werden müsse. Den dazu nötigen Stoff forderte Dr. Karell von mir. Er revaccinierte den Kaiser, worüber der brave Zdekauer ganz empört war, weil er der Ansicht war, Karell hätte billigerweise dies mir überlassen sollen, damit ich zu größerer Anerkennung für meine Bemühungen hätte gelangen können. Er setzte hinzu: „Karell, dem ich dies nicht zugetraut hätte, hat an Belohnungen vom Kaiser schon so viel erhalten, daß er Ihnen auch etwas hätte gönnen sollen."

Aus dem Comptoir des Großfürsten Thronfolgers erhielt ich ein auf den Namen „Dr. Bulmerincq" adressiertes Couvert, das neben einem Dankschreiben im Auftrage des Großfürsten Thronfolgers einen goldenen Ring mit einem Solitair enthielt. In der Kapsel, die den Ring enthielt, stand der Name des Petersburger Goldarbeiters, von dem der Ring gekauft war. Nach seiner Angabe war er 175 Rbl. wert. Mithin war dies ein Geschenk, welches

[1]) Trockenen Impfstoff lieferte ich nie, weil der flüssige weit zuverlässiger als jener ist. Allerdings war das Füllen und Schließen der Glasröhrchen, welche den flüssigen Impfstoff enthielten, weit mühsamer und zeitraubender, als die Abgabe trockenen Stoffes. Ich unterzog mich aber dieser Mühe gern.

weder meinem Range noch meinen gehabten Bemühungen und der Verantwortlichkeit, die ich hatte übernehmen müssen, entsprach. — Daß der Großfürst-Thronfolger, die beiden Leibärzte und das Publikum mit mir zufrieden waren, kann ich ohne Übertreibung sagen. Viele hohe Personen und angesehene Familien habe ich geimpft und jede Geldbelohnung höflich abgelehnt. Ich habe auch einen ganzen Tag verloren, um die Familie des damaligen Oberpolizeiministers Generals Trepow in Gatschina zu impfen, wozu sich auch andre mir unbekannte Personen in Gatschina einfanden, welche ich alle impfte.

Dr. Zdekauer, der es mit mir gut meinte, riet mir dem Minister des kaiserlichen Hauses Grafen Adlerberg einen Besuch zu machen, da ihm mein Namen bereits bekannt sei, und ihm zu berichten, daß ich die von ihm mir gewordene Erlaubnis, sechs Kühe auf der kaiserlichen Ferm zu impfen, benutzt hätte, statt der erlaubten sechs aber nur drei Kühe zur Erreichung meines Zweckes erforderlich gewesen wären. Ich fand freundlichen Empfang bei diesem Minister, und erhielt den Bescheid, daß die Impfung ihn garnicht berühre, sondern Sache des Ministers des Innern sei!

Der Minister des Innern Walujew, welcher ohne Zweifel von meinen ohne seine Mitwirkung in Zarskoje Sselo vollzogenen Impfungen in der kaiserlichen Familie Kunde erhalten hatte, beauftragte den Dirigierenden des medizinischen Departements des Ministeriums des Innern, Rosow, bei dem Leibarzt Dr. Zdekauer sich zu erkundigen, in welcher Art ich diese Impfungen angestellt hätte und ob man mit meinen Leistungen in Zarskoje Sselo zufrieden gewesen wäre. An demselben Tage sah mich Rosow im Departement, zeigte mir den Brief, den er im Auftrage von Walujew in Betreff meiner an den Dr. Zdekauer in Zarskoje Sselo geschrieben hatte, und bat mich, weil ich eben wieder nach Zarskoje Sselo fahren wollte, diesen Brief mitzunehmen. Als ich denselben dem Dr. Zdekauer übergab, antwortete er Rosow, er werde über meine Leistungen dem Minister des Innern, Walujew, seinen Bericht machen.

Der kaiserliche Leibarzt, Geheimrat und Mitglied des Medizinalrats des Ministeriums des Innern, Dr. N. F. Zdekauer, stellte mich hierauf für meine in der Impfung geleisteten Dienste dem Minister des Innern Walujew zu einer vom Kaiser zu erbit-

tenden Vergrößerung meiner Pension vor, in der Art, daß wenn der Minister dies für nicht tunlich erachten würde, mir der Stanislaus-Orden erster Klasse gewährt würde. Ich habe diese Vorstellung, die sehr gut abgefaßt war, gelesen, da Dr. Zdekauer mir dieselbe zur Durchsicht gab. Auch ist derselbe noch in Person bei dem Minister Walujew gewesen, um ihn zu bitten, beim Kaiser das eine oder das andre für mich zu erwirken. Das hat ihm auch Walujew versprochen. Es geschah aber nichts von seiten dieses Ministers, der noch nicht vergessen hatte, daß ich meinen Willen gegen den des wirkl. Geheimrats Kowalewski im J. 1865 durchgesetzt hatte; mithin blieb die Vorstellung des Dr. Zdekauer für mich ohne allen Erfolg.

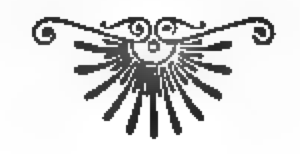
Der Minister Walujew, damit noch nicht zufrieden, verstand es, mir seinen Unwillen über mich noch anderweitig zu erkennen zu geben. In seinem Auftrage war ich auch im J. 1866 nach Petersburg eingeladen worden und hatte vom Frühling bis zum Herbst dieses Jahres auf zwei öffentlichen Impfstationen in Petersburg allwöchentlich geimpft, darauf im Herbst dem Medizinalrat des Ministeriums des Innern meine Impflisten mit einem Bericht vorgestellt. Der Medizinalrat nahm, wie im J. 1865, meinen Bericht beifällig auf, ließ hierüber ein Journal ausfertigen und stellte es dem Minister Walujew vor, der selbiges genehmigte. - Außerdem war ich in meinem Recht, für die auf Befehl des Kaisers vom Frühjahr bis zum Herbst andauernden Fahrten, die ich von Petersburg nach Zarskoje Sselo machen mußte, eine Entschädigung beim Ministerium des Innern zu beantragen, weil dieses Ministerium mich nach Petersburg zitiert hatte. Das medizinische Departement des Ministeriums des Innern unterlegte daher dem Minister, daß nach dem Ermessen des Departements mir für diese Fahrten eine Entschädigung von 400 Rbl. als Fahrtengelder, meinem Range gemäß, zu entrichten sind. Ich erhielt dieses Geld, welches mehrere Monate nach meiner Abreise aus Petersburg von dem Minister zur Auszahlung an mich angewiesen wurde, nicht als Fahrtengeld, sondern mit dem beleidigenden Zusatz: „Für Eifer.“ Walujew rechnete mithin die mir gesetzlich zukommenden Fahrtengelder nur als Belohnung an. — Das war gleichzeitig die Resolution des Ministers Walujew auf die Vorstellung, die Dr. Zdekauer infolge der Anfrage von Walujew über mich gemacht hatte. Aus Briefen,

die ich später von dem mir wohlwollenden Dr. Zbekauer in Dresden erhielt, habe ich erkannt, daß er das Benehmen von Walujew sich weit mehr zu Herzen genommen hatte, als ich.

Schon während meiner Anwesenheit in Petersburg in den Jahren 1862, 1865 und 1866 habe ich mich wiederholt bemüht, die obligatorische Schutzpockenimpfung im Russischen Reich zur Geltung zu bringen, und auf Verlangen des Medizinalrats des Ministeriums des Innern demselben einige schriftliche Eingaben hierüber gemacht. Einige Jahre später (!) begann man in Rußland dafür allgemeine Maßregeln zu treffen. Dieselben sind aber noch durchaus ungenügend. Man will in Rußland die Menschen zu Tausenden an Blattern alljährlich lieber sterben lassen, als sich zu der für jedermann verbindlichen Zwangsimpfung entschließen, die seit 1807 in ganz Bayern besteht, und zwar mit fortwährender genauer Kontrolle aller Geimpften und Nichtgeimpften im ganzen Lande. Den Segen, den dieses bayerische Gesetz seit einer langen Reihe von Jahren gebracht hat, habe ich in meinen Schriften umständlich erörtert und unwiderruflich nachgewiesen, was auch von allen Autoritäten und Rezensenten meiner Schriften anerkannt ist. Endlich, im J. 1874, hat Deutschland ein Zwangsimpfgesetz erhalten.

Über die Schutzpockenimpfung und die Menschenblattern — man kann eins ohne das andre nicht studieren — ist gewaltig viel geschrieben worden, und es sind ältere Schriften hierüber, die aber noch heute Wert haben, sehr selten geworden. Wie mangelhaft dieser Zweig der Literatur selbst in großen Bibliotheken vertreten ist, habe ich aus eigener Anschauung in den großen Bibliotheken zu Petersburg, Berlin, München, Paris und London selbst erkannt. In dem Britischen Museum zu London sind nicht einmal sämtliche Werke des Dr. Edward Jenner, des Engländers, der die Schutzpocken-Impfung zuerst begründet hat, und dennoch hat das Britische Museum den Zweck, alle klassischen Werke der Engländer aufzubewahren. Das klingt unglaublich, ist aber wahr, denn als ich im J. 1850 in diesem Museum war, konnte nur sehr wenig von E. Jenners Schriften dort aufgefunden werden, obwohl der Oberbibliothekar des Museums Panizza mir versicherte, seinen besten Bibliothekar hiermit beauftragt zu haben. Die Privatbibliothek des Dr. Reiter in München fand ich an Schriften über Kuhpocken,

Impfung und Menschenblattern reicher als irgend eine öffentliche oder Staatsbibliothek. Reiter's Bibliothek stand mir stets zur Benutzung offen, nicht nur in München, sondern auch eine Reihe von Jahren hindurch in Dresden, indem Reiter auf Monate und länger alle Bücher, die ich von ihm wünschte, mir sofort zuschickte. — Aus Büchern, welche ich selbst nicht besaß und käuflich nicht erlangen konnte, ferner aus Zeitschriften in verschiedenen Sprachen und Erlassen verschiedener Regierungen über Schutzpocken-Impfung und Menschenblattern habe ich seit dem Jahre 1858 Auszüge gemacht, die in Folio-Format in drei Kasten, bezeichnet „Exzerpte 1. 2. 3." in mehr als 500 Nummern enthalten sind. Außerdem habe ich mit vieler Mühe und nach langer Schreiberei mit Antiquaren, auch durch meine Reise im J. 1860 nach London, eine Bibliothek von mehr als 700 Nummern Kuhpocken- und Blatternschriften zusammengebracht, die ich, solange ich lebe, zu vervollständigen bemüht sein werde.



Das Christentum in der Geschichte.

Von

W. W. Rosanow.

Aus dem Russischen übersetzt von E. K.

Zwei große Volksstämme sind es fast ausschließlich, mit denen die Weltgeschichte sich beschäftigt — die Arier und die Semiten. Wenn wir die Charakterzüge dieser Stämme während der ganzen Dauer ihrer geschichtlichen Entwicklung verfolgen, so frappiert uns der bedeutende Unterschied, der sich allenthalben und in allem zwischen ihnen kundgibt. Bei ihrem Eintritt in die Geschichte nannten sich die Völker, denen auch wir unsern Ursprung verdanken, „die Hellen", arivi, und unbewußt bezeichneten sie damit die besondere Eigenschaft, die sie während ihrer ganzen Geschichte kennzeichnet. Überall, wo wir sie beobachten, vom Ganges bis zum Mississippi, von der „Veda" bis auf unsre Tage erscheinen sie erfüllt von einem Gefühl der Lebensfreude, lieben die Natur und verehren das Schöne, und, ohne ihre Gedanken auf eine ferne Zukunft zu richten, widmen sie ihre Geisteskräfte ganz der Gegenwart. Es ist unmöglich all die verschiedenen Zweige ihrer Tätigkeit zu nennen, und wenn die Geschichte so unendlich reich an Ereignissen ist, wenn das, wovon sie berichtet, so wunderbar mannigfaltig ist, so nur dank den besonderen Eigenschaften des arischen Geistes — Worin besteht nun dieses Besondere? Wie erklärt, wie definiert man das Geistesgepräge, aus welchem sich das Eigenartige der arischen Geschichte, des arischen Lebens herleitet?

Objektivität — mit diesem Namen können wir diese Charaktereigenschaft am richtigsten bezeichnen. Verstand, Gefühl, Wille — alle Geisteskräfte der Arier sind unausgesetzt auf das

Äußere gerichtet, erfassen begierig die von außen kommenden Eindrücke. Laßt uns sehen, mit welcher Notwendigkeit allein diese Eigenschaft zur Erzeugung alles dessen führen mußte, was wir in ihrer Geschichte, ihrem Leben finden.

Ein auf die Außenwelt gerichteter Sinn konnte nicht umhin, die Natur zu beobachten und über ihre Erscheinungen zu grübeln, eine Tätigkeit, aus der sowohl die Wissenschaft als auch die Philosophie hervorgehen, welche wir bei allen arischen Völkern finden. Das Gepräge dieser Wissenschaft und dieser Philosophie sind Reife und Scharfsinn, und wir sind geneigt dieses als etwas notwendig und unwandelbar ihnen Eigentümliches zu betrachten, bedingt durch das Wesen des Wissens selbst. In Wirklichkeit ist dieser Zug nur bedingt durch die subjektiven Eigentümlichkeiten des arischen Geistes, und wenn es uns so schwer fällt, dieses zu verstehen, wenn wir so hartnäckig bestreiten, daß der Charakter unsrer Wissenschaft von Ort und Zeit abhängt, so zeugt das nur davon, daß wir unfähig sind uns über unsre Natur zu erheben, wie wir unfähig sind uns über das zu erheben, was in ihr Persönliches und nicht Allgemeines ist.

Der auf die Außenwelt gerichtete Sinn hat die Kunst erzeugt als Streben die äußeren Eindrücke wiederzugeben. Bereits Aristoteles, welcher als erster mit seinem reflektierenden Verstande das definiert hat, was der Mensch unbewußt und intuitiv und ohne Definition früher erzeugt hatte, nannte die Kunst „Nachahmung", und mit dieser Bezeichnung wies er, ohne sich dessen bewußt zu sein, auf den Hauptzug des arischen Geistes hin, von dem ich jetzt spreche. Nachbilden werden wir nur das, was uns gefällt oder was uns interessiert; niemand wird etwas ihm Unangenehmes oder seiner Natur Fremdes zum Vorwurf nehmen, denn der Prozeß eines solchen Schaffens könnte keinenfalls Lust erregen. Und daß die Kunst der Arier eine so hohe Stufe der Vollkommenheit erreichte, daß sie in den Linien ihrer Gemälde, in den Umrissen ihrer Statuen, in den Worten ihrer Dichtung ein und dasselbe zu erreichen sich bestrebten, das zeugt von der Lebensfreude, von der ihnen innewohnenden liebevollen Aufmerksamkeit, mit welcher sie die Natur wie alles sie Umgebende betrachten. Ein auf das Äußere gerichteter Sinn endlich mußte darauf bedacht sein, sich die Außenwelt dienstbar zu machen oder wenigstens seine Beziehungen zu derselben zu regeln, und hier liegt die Erklärung der dritten Eigentümlichkeit in der Geschichte der Arier, die nämlich, daß sie überall, wo sie erschienen, Reiche gründeten und Rechte aufstellten.

Ein Reich ist das, worin sich die Beziehungen eines Volkes zu andern außerhalb des Reiches stehenden Völkern äußern, worin dieses Volk sich organisiert und sich von andern trennt; Recht ist das, was die Beziehungen einer Person zu andern ihr fremden Menschen bestimmt. Eines sowohl wie das andere ist auf das Äußere gerichtet, trägt gleicherweise einen objektiven Charakter. Hieraus, aus diesem auf das Äußere gerichteten Willen entsteht das Bestreben, sich mittelst der Wissenschaft die Natur zu unterwerfen, und der große Antagonist des Aristoteles, Bacon von Verulam hat, indem er auf dieses Unterwerfen der Natur als auf das Ziel der Naturphilosophie hinweist, in eben diesem Hinweise denselben Charakterzug der Arier bestätigt, welchen der griechische Philosoph in seiner Definition der Kunst uns erkennen läßt.

Der Mangel an Zeit gestattet es nicht tiefer in die Geschichte einzudringen; ich kann nur die größeren, allgemein anerkannten Fakta hervorheben. Die Wissenschaft, die Kunst, der Staat, das sind die drei Haupterzeugnisse des arischen Schöpfergeistes, hierin erreichten sie ihre Größe, und in der konsequenten, allmählichen Ausgestaltung derselben bestand ihre Geschichte. Und wie die Ursache sich zur Wirkung verhält, so liegt die Erklärung zu allem Gesagten darin, daß die drei Hauptfähigkeiten des arischen Geistes einen objektiven Charakter trugen.

Ich wende mich jetzt zur Betrachtung der Innenwelt der semitischen Völker in Verbindung mit ihrer Geschichte. Das, woran es dem arischen Charakter gebricht, was seiner Geistesrichtung vollständig entgegensteht, ist die S u b j e k t i v i t ä t, und sie gerade bildet das unterscheidende Merkmal der psychischen Organisation der genannten Völker. Sie bezeugten niemals Interesse für die sie umgebende Welt und nie ist eine Wissenschaft bei ihnen entstanden. Die hohe Meinung, welche sich im Mittelalter von der Wissenschaft der Araber gebildet und sich bis in die neue Zeit erhalten hat, erweist sich bei näherer Bekanntschaft mit den Tatsachen als irrig. Das Studium der Heilkunde begann bei ihnen erst dann, als der Kalif Almansur griechische Ärzte (aus Syrien) an seinen Hof nach Bagdad berief, unter dem Einfluß dieser Ärzte und geleitet von dem praktischen Bedürfnis fingen sie selbst an sich dem Studium der Medizin zu widmen, aber selbst dann begnügten sie sich mit den Übersetzungen und Erläuterungen des Hyppokrates und Galens. — Das, was sie in der Astronomie geleistet, beschränkt sich auf die Erfindung einiger Instrumente und auf genauere und eingehendere Beobachtungen, als die der Griechen;

aber auch hier arbeiteten sie auf bereits urbar gemachtem Boden und befruchteten ihn mit keinem neuen Gedanken. Lange Zeit wurde ihnen die Erfindung der Algebra zugeschrieben, aber es ist jetzt erwiesen, daß die Anfänge dieser Wissenschaft schon früher bei den arischen Indern existierten; die Auflösung der Gleichungen, die Progressionen, selbst das Summieren der Glieder — alles, was wir die elementare Algebra nennen, war an den Ufern des Ganges bekannt, ehe die Araber ihre Verstandeskräfte dieser Wissenschaft widmeten und ihr den Namen gaben, welchen wir jetzt gebrauchen.

In der Philosophie endlich, durch die sie lange Zeit berühmt waren, gingen sie nicht weiter als bis zu der Aneignung und Erklärung des Aristoteles und teilweise Platos. Al-Farabi, „der zweite Metaphysiker", wie ihn seine Zeitgenossen nannten, erzählte voll Stolz, daß er die „Physik" des Aristoteles vierzig mal und seine „Rhetorik" zweihundertmal durchgelesen habe. Averroes, den Dante mit solcher Hochachtung in seiner „Göttlichen Komödie" erwähnt, trug im Mittelalter den Beinamen „der große Kommentator." „Aristoteles hat die Natur erklärt, Averroes dagegen hat Aristoteles erklärt" sagten stolz die Araber von ihm. Und in allem diesem, dessen die arabischen Gelehrten sich rühmten und wofür andre Völker sie priesen, tritt eines klar zutage — der Mangel an Initiative, das Fehlen des schöpferischen Wirkens in allem.

Wenn wir uns von den Arabern zu den Juden wenden, so finden wir im Altertum bei ihnen auch keine Spur einer Wissenschaft, und obgleich sie in neuerer Zeit zuweilen hohe Fähigkeiten für wissenschaftliche Bildung bekunden, so ist es doch merkwürdig, daß sie auch hier nie als Initiatoren, als Schöpfer neuer Ideen erscheinen. Sie haben der europäischen Wissenschaft nur den Charakter des völlig Abstrakten gegeben, haben aus ihr alles Besondere und Persönliche entfernt. Derart war im 17. Jahrhundert der Einfluß Spinozas auf die Philosophie und im laufenden Säkulum der David Rikardos auf die Nationalökonomie. In dieser abstrakten Denkweise, in diesem Widerwillen gegen alle Forschung und Erfahrungswissenschaft zeigte sich dieser Zug der Subjektivität, dieser Hang sich in sich zu versenken und sich von der Außenwelt abzuwenden, welcher sich bei ihnen auch in allem andern äußert. Sie wußten nie etwas von der leuchtenden Welt der Kunst, und fremd war ihnen das erhebende Gefühl, mit welchem der griechische Künstler die Natur in einer Statue oder einem Gemälde nachbildete und mit welchem er sich an seinem Werke freute. Von

allen Künsten standen nur zwei — von den frühesten Zeiten an — bei ihnen in Blüte: die Musik und die Lyrik. Das sind aber gerade die Zweige der Kunst, in denen nichts wiedererzeugt, sondern nur ein Gefühl geäußert wird, und auf sie lassen sich die Worte des Aristoteles, daß die „Kunst eine Nachahmung ist“, nicht anwenden. Wenn ein Semit und nicht ein Grieche eine Definition der Kunst gegeben hätte, so würde er zweifellos gesagt haben: „In der Kunst kommt die Innenwelt der menschlichen Seele zum Ausdruck“; bis zu solchem Grade ist den Semiten fremd, was den Ariern vertraut ist, und den Ariern unbekannt, was den Semiten ihrer Natur nach verwandt ist. Bei den Semiten finden wir nicht einmal Spuren der Malerei und der Skulptur, dieser Künste, deren grobe Anfänge wir in Europa schon in den Denkmälern der vorhistorischen Epoche finden; man hat Knochen von jetzt ausgestorbenen Tieren entdeckt, auf denen Figuren von Tieren und Jagdszenen eingekratzt waren. Was die Architektur anbetrifft, so war nicht einmal der Tempel Salomonis von den Juden selbst, sondern von herbeigerufenen fremden Künstlern erbaut worden [1]. Dieses völlige Unvermögen der Semiten, sich in den bildenden Künsten zu betätigen, läßt sich auch in dem nachweisen, was in der Sphäre des poetischen Wortes Bildliches, Schöpferisches ist. Ein Epos, in dem sich, wie der Himmel im Meere, die ganze komplizierte Welt des menschlichen Lebens spiegelt, wie wir es in der „Mahabharata“, in der „Ramajana“ der Inder, in den Rhapsodien Homers, in der „Edda“ der Skandinavier, in unsern Volkssagen finden, ein solches Epos kannten die Semiten nicht. Sie besitzen keine Sagen, keine Mythologie, keine schriftlichen Denkmäler außer den heiligen und den historischen Büchern — ein Zug, der uns durch seine Sonderbarkeit in Erstaunen setzt; als ob diese Völker niemals eine Kindheit, nie eine heroische Jugend gehabt hätten, sondern stets so gewesen wären, wie wir sie jetzt kennen — immer im reifen Alter stehend, nie wachsend, sich entwickelnd, nie alternd.

Wenn wir uns endlich von der Wissenschaft und der Kunst zum politischen Leben wenden, so offenbart sich auch hier bei den Semiten diese Subjektivität. Wie sie infolge ihrer subjektiven

---

[1] Daß die Phönizier zu den Semiten gehörten, wie es einige Gelehrte behaupten, wird von andern bestritten. Aber selbst angenommen, daß sie Semiten waren, so ist es doch charakteristisch, daß von zwei semitischen Völkern das eine, welches einen Tempel bauen will, sich um Hilfe wendet an das andere, welches infolge der Nähe des Meeres, der Entwicklung des Handels und dank der Schiffsbaukunst auch einige Fertigkeit im Errichten großer Bauwerke erlangt hatte.

Charakteranlage den Naturschönheiten gegenüber kalt blieben, die Natur weder bewunderten noch sie liebten, so standen sie aus demselben Grunde den Nachbarvölkern teilnahmlos gegenüber. Sie siedelten sich inmitten andrer Völker an, gaben ihnen gern das Geforderte, um nur nicht die Pflichten des Regierens und der Organisation auf sich zu nehmen. Die Staaten, die die Geschichte semitische nennt — Tyrus und Sidon, Karthago und Judäa — sie waren im Grunde genommen Gruppen von Handelsfaktoreien oder eine Reihe von Ansiedlungen irgend eines Stammes. Ich führe die charakteristischen Worte an, mit denen die Bibel das beschreibt, was wir so unrichtig, unsre arischen Begriffe auf fremde übertragend, ein Reich nennen: „Und es gingen die fünf Männer weiter und kamen nach Laisch und sahen, wie das Volk, das drin war, sicher wohnte, nach der Weise der Sidonier ruhig und sicher; und daß niemand da war, welcher im Lande Unheil verübte und die Herrschaft sich angemaßt hätte." (Buch der Richter XVIII.)

Das ist ein merkwürdiges Volk, ohne Organisation und ohne Gewalthaber, d. h. ein Volk, wie wir es uns vorzustellen kaum imstande sind, wie wir es nirgends in der arischen Geschichte finden. Die Teilnahme der semitischen Völker an den politischen Ereignissen der Geschichte kann man, als auf ihre Ursachen, auf die politische Bewegung der um sie wohnenden arischen Völker zurückführen.

II.

Nach der Geschichte habe ich den Charakter der Arier und der Semiten gezeichnet in geistiger, künstlerischer und politischer Hinsicht, und habe nur eine Seite ihres Lebens nicht berührt — die religiöse. Jetzt müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf sie konzentrieren.

Die erste Frage, welche natürlicherweise hier aufsteigt, ist die, warum unter allen Erdenvölkern sich Gott den Semiten und insbesondere den Juden offenbarte? Warum die andern Völker dessen nicht gewürdigt wurden? Wenn wir uns tiefer in das Eigenartige hineindenken, das ich weiter oben im Sein und Wesen der Semiten nachgewiesen, so werden wir uns vielleicht der Beantwortung dieser wichtigen und interessanten Frage nähern. Um auf dem Gebiet der Geschichte zu bleiben, will ich mich hier nicht auf Beweise einlassen, sondern erwähne nur, daß wir Grund und

Ursache[1] haben allen Ernstes zu glauben und zu behaupten, daß der menschliche Geist weder ein Produkt der organischen Natur, noch etwas im Weltall allein für sich Bestehendes ist. Nicht nur vom religiösen, sondern auch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus wird es am richtigsten sein zuzugeben, daß in uns der „Odem“ unseres Schöpfers lebt, daß wir in diesem Odem leben, daß er die Quelle des Edelsten ist, das wir in uns fühlen, und daß seine Unterdrückung die Ursache alles Finstern ist, das uns in der Geschichte und im Leben begegnet. Wenn wir nun von diesem Gesichtspunkte aus die Arier und die Semiten betrachten, so wird uns klar, warum nicht die ersteren, sondern die letzteren für die Offenbarung ausersehen waren. Ihrem ganzen Wesen nach waren die Arier beständig auf das Äußere bedacht, ihre Aufmerksamkeit war auf die Natur gerichtet und alles das, was wir das Schöne in ihrem Leben und in ihrer Geschichte nennen — die Wissenschaft, die Kunst, der Staat — alles das ist schön nur für uns; in Wirklichkeit aber, wenn wir die menschliche Seele von einem höhern Standpunkte aus betrachten, so erscheint ihr Bild dadurch verzerrt und getrübt. Die Außenwelt spiegelte sich wie in einem Spiegel in dieser ihr zugewandten Seele, funkelte darin in Myriaden herrlicher Werke; wenn wir jedoch dessen eingedenk sind, daß das, worin sie sich spiegelte, der Odem und das Bild der Gottheit war, so verstehen wir leicht, daß diese Wiederspielung ihrer unwürdig war, daß sie dadurch erniedrigt und verfinstert wurde.

Hier nun ruht die Lösung des Rätsels. Der Geist der Semiten, der sich in sich selbst versenkte, auf den die Natur nicht wirkte und der sich vom Leben abwandte, dieser allein in der Geschichte hat seine Reinheit bewahrt, hat nie aufgehört der Odem Gottes zu sein.

Keinerlei Gedanken und keinerlei Wünsche haben ihn abgelenkt; nur das Göttliche war der Gegenstand seines beständigen und unstillbaren Sehnens. „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir,“ sagt David in einem seiner Psalmen (XLI). Dieses den Semiten und besonders

---

[1]) Diese Ursachen sind von mir dargelegt worden in dem Buche „Von der Erkenntnis Ein Versuch, die Natur, die Grenzen und die innere Struktur der Wissenschaft als ungeteilten Wissens zu erforschen“ Moskau 1886 in den Kapiteln XIII Seite 417 448, XIV S. 474—483 (in Bezug auf das Entstehen und die Entwicklung der religiösen Ideen) und im XV Seite 541—547 (in Bezug auf den Inbegriff der Religion).

den Juden innewohnende Verlangen nach dem Göttlichen hat der heilige Augustin schön ausgedrückt, als er, in der menschlichen Weisheit keine Befriedigung findend, sich dem Christentum zuwandte. „Herr unser Gott, du hast uns für dich geschaffen, und unsere Seele findet keine Ruhe, sie ruhe denn in dir.“

Als Antwort auf dieses fortwährende Suchen und Fragen, als die Befriedigung seines heißen Sehnens war dem jüdischen Volke die Offenbarung gegeben. In der Geschichte hat nur dieses Volk Ihn gesucht und war würdig Ihn aufzunehmen, weil seine Seele nicht befleckt war durch irdische Gedanken und Sorgen, in welche die Seele des Ariers ungeteilt versunken war.

Das verschiedene Verhalten dieser beiden Volksstämme der Offenbarung gegenüber hat der deutsche Gelehrte Grau sehr anschaulich dargestellt. Sich der Bildersprache der Bibel anpassend, in welcher das jüdische Volk wiederholt als die auserwählte Braut des Höchsten bezeichnet wird, sagt er: „Wenn wir uns die semitische und die arische Völkergruppe als zwei Jungfrauen denken, von welchen Gott eine erwählen muß, um sich in heiliger Liebe mit ihr zu verbinden, so vermag die arische Jungfrau sich mancher Vorzüge zu rühmen, welche der Semiten abgehen. Sie kann sich auf ihren Schmuck und auf die Schätze berufen, welche sie durch ihre Weltherrschaft erworben hat, auf ihre reiche Phantasie, die in allen Künsten zu Tage tritt, auf ihre Weisheit und auf die tiefen Kenntnisse in allen weltlichen Dingen. Als heldenhafte Jungfrau kann sie sogar, im Bewußtsein ihrer Stärke, Befriedigung und den Zweck des Lebens in sich selbst finden. Nichts von allem diesem hat die andere Jungfrau aufzuweisen. Sie steht vor jener arm und ungeschmückt wie eine Bettlerin vor der Königin. Aber etwas hat sie, woran es jener gebricht — ein Herz, erfüllt von unauslöschlichem Sehnen nach Gott und nach dem Erlöser ihrer Seele, dem Schöpfer ihres Lebens, ein Herz voll unendlicher Liebe, so daß sie nicht nach Himmel und nach Erde fraget, wenn sie nur Gott hat, und zugibt, daß ihr Leib und Seele verschmachten, wenn sie nur ihn zum Teil hat. Eins hat diese reizlose Jungfrau — das ist der demütige Glaube, kraft dessen sie aus sich selbst nichts sein will, sondern alles im andern hat, in welchem die Welt ihr keine Befriedigung gewahrt, so daß sie sich einzig an Gott hält, an Gott nicht zweifelt, sondern völlig auf Ihn baut. Lebhaft tritt uns das Bild einer solchen Jungfrau in der Mutter Gottes vor Augen, welche nichts hat außer dem demütigen Glauben einer reinen und keuschen Seele, wenn sie auf die Botschaft des

Engels erwidert: „Ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast[1].“ (Ev. Lukas 1, 38.)

III.

Das jüdische Volk hütete den ihm anvertrauten Schatz mit eifersüchtiger Wachsamkeit. Je größer seine Liebe zu Gott war, desto weniger Liebe brachte es den Menschen entgegen. Daß alle Völker der Erde einen Vater haben, der sich in erbarmender Liebe der Irrenden sowohl, als auch der Gläubigen annimmt, der um sie bekümmert ist und sie zu erlösen sucht — dieser Gedanke war den Juden völlig fremd. Es wäre ein Leichtes aus der Bibel viele Beispiele dieser merkwürdigen Abgeschlossenheit des auserwählten Volkes anzuführen, leicht zu beweisen, wie ungern sie andere Völker an der ihnen gewordenen Offenbarung teilnehmen ließen. So könnte ich darauf hinweisen, daß die ganze männliche

---

[1]) Das angeführte Zitat ist dem Werke des Herrn Beljajew entnommen: „Wie verhält sich zur Zeit die Frage von der Bedeutung der Rasseneigentümlichkeiten der Semiten, Hamiten und Japhetiten zur religiösen Entwicklung dieser Völkergruppen.“ Moskau 1881. — Aus diesem interessanten und wunderbarerweise in unsrer Literatur fast unbekannten Werke erfahren wir, daß die Frage nach dem Eigenartigen der psychischen Organisation bei den verschiedenen Rassen des Menschengeschlechts von der westeuropäischen Wissenschaft schon lange aufgenommen und eifrig untersucht wird, während sie bei uns in wissenschaftlicher Hinsicht noch ganz unerforscht ist. Die Charakteristik der Semiten gibt Grau in dem Werke „Semiten und Indogermanen in ihrer Beziehung zu Religion und Wissenschaft.“ Wenn wir diese Charakteristik eingehend lesen, so finden wir in ihr leider keinen Hinweis auf ein Bestimmtes Zentrales in der psychischen Organisation der semitischen Völker, woraus das Besondere ihrer Geschichte und ihres Lebens naturgemäß herzuleiten wäre. Die verschiedenen Charakterzüge sind nebeneinander gestellt, aufgezählt, und in dieser Form sind sie wenig geeignet eine erklärende Bedeutung zu gewinnen, sie weisen hin auf das Analoge in den Erscheinungen des kulturellen und des religiösen Lebens, bestimmen aber weder den ursächlichen Zusammenhang dieser Erscheinungen, noch die ihnen allen gemeinsame Quelle (z. B. der Semite zeichnet sich aus durch seine Subjektivität, durch sein lebhaftes und warmes Gefühl, durch sein energisches Vorwärtsstreben, durch die Anspannung aller inneren Kräfte und durch die hartnäckige, unentwegte Verfolgung des gesteckten Zieles usw.). Ich betrachte als zentrale Grundlage der Semiten ihre Subjektivität, das Versunkensein in sich selbst, und bei den Ariern — ihre Objektivität, den auf das Äußere gerichteten Sinn, und da wir dieses als Norm auch auf den weiten Gebieten des menschlichen schöpferischen Wirkens finden (wie in der Wissenschaft, dem Recht, der Kunst usw.), so verbinde ich das, wodurch sie sich bekräftigen und erklären. Ohne etwas Bestimmtes als die Haupteigentümlichkeit der Arier und der Semiten in den Vordergrund zu stellen, konnte Grau das Schicksal dieses Eigenartigen in der Geschichte keine Beziehungen zum Akt der Offenbarung und der Erlösung nicht verfolgen, gleicherweise konnte er die tatsächliche Stellung des Christentums in der gesetzmäßigen Entwicklung des historischen Lebens nicht feststellen. Diese Fragen sind von ihm nicht einmal aufgeworfen worden.

Bevölkerung von Sichem erschlagen wurde, nachdem sie bereits die Beschneidung angenommen hatte. Ich will aber hier ein anderes Faktum anführen, ich weise auf die souveräne Sicherheit hin, mit der die Juden die Frage von dem Verhältnis der andern Völker sich selbst und Jehovah gegenüber behandelten. Ihre Ansicht fesselt unsere Aufmerksamkeit um so mehr, als sie ausgesprochen wurde zu einer späteren Zeit, als Leiden und Erniedrigung die Herzen der Juden hätte erweicht haben müssen und als sie einem bedeutenden Manne ihrer Geschichte angehört. „Im 30. Jahre nach der Zerstörung der Stadt," berichtet Esra im 3. Buche seiner Weissagung, „war ich in Babylon, und da ich in meinem Bette lag, wurde meine Seele betrübt und mancherlei Gedanken stiegen in meinem Herzen auf." Er erinnert sich der merkwürdigen Schicksale seines Volkes, wie es von Gott auserwählt wurde, welch hohen Ruhm es unter David und Salomo erreichte und in welch tiefer Erniedrigung es sich nun befindet. Er murrte, er sprach zu Gott: „Du hast dein Volk in die Hände deiner Feinde gegeben; führen denn die Bewohner Babylons ein dir wohlgefälligeres Leben und herrschen darum über Zion?" In Babylon sündigt man ebenfalls und verehrt nicht einmal dem Namen nach den wahren Gott; das jüdische Volk dagegen hat sich auch in seinem tiefsten moralischen Falle nie von diesem Namen losgesagt, und doch ist das eine Volk erhoben und das andere in den Abgrund des Unglücks und der Knechtschaft gestürzt, das empört sein Herz und er sagt: „Ich habe gesehen, wie du diesen Missetätern gnädig bist und die Gottlosen verschonst, aber dein Volk hast du ins Verderben gestürzt, deinen Feinden hast du Schutz gewährt — und hast uns kein Zeichen gegeben." In seinem hadernden Herzen erhebt sich die tiefe, nie gelöste Frage nach dem Ursprung des Uebels, erhebt sich der Zweifel an der göttlichen Vorsehung und ihrer Gerechtigkeit. „Ich verstehe nicht", sagt er, „wie du deine Wege ändern könntest. Sollte wirklich Babylon gerechter sein denn Zion?" Oder hat ein Volk dich erkannt außer Israel? Oder hat ein Stamm deinen Verheißungen geglaubt wie Jakob? Die Wiedervergeltung für ihre Taten ist nicht gerecht und ihre Arbeit hat keine Frucht getragen. Ich bin unter den Völkern gewesen und habe gesehen, daß sie in Fülle leben, wenn sie auch deine Gebote vergessen haben." (Das 3. Buch Esra, Kapitel III.) Zu ihm wurde der Engel Uriel, gesandt und mit Worten, ähnlich denen, welche Hiob hörte, versuchte er seinen hadernden Geist zu beruhigen; er sagte ihm, daß sein Herz sich in die Zeit schicken müsse, daß sein Grübeln über Israel vermessen

ser, daß er umsonst versuche die Wege des Höchsten zu begreifen." (Ebenda Kapitel VI.) Aber diese Ermahnungen blieben fruchtlos. Einige Tage nach dieser Unterredung mit dem Engel stiegen die früheren Gedanken abermals in ihm auf, und in den Worten, die er diesmal äußerte, sprach er die merkwürdige Ansicht aus, welche ich weiter oben angeführt habe. Diese Worte betrafen schon nicht mehr Babylon, nicht die Bedrücker des israelitischen Volkes allein. Indem er sich der Schöpfung der Welt und der Erschaffung des Menschen erinnert, sagt er: „Für uns, o Herr, hast du diese Welt erschaffen; von allen übrigen, von Adam abstammenden Völkern hast du gesagt, daß sie nichts, daß sie dem Speichel vergleichbar seien, und ihre Menge hast du verglichen mit den Tropfen, die vom Gefäße herabträufeln. Und jetzt, o Herr, haben diese Völker, welche vor dir für nichts geachtet worden, angefangen über uns zu herrschen. Wir aber, dein Volk, welches du deinen Erstling, deinen Eingeborenen, deinen geliebten Sohn genannt hast, wir sind in ihre Hände gegeben. Wenn du diese Welt für uns geschaffen hast, warum haben wir kein Erbteil in der Welt? Und wie lange soll dies währen?"

Welch entsetzliche Kälte weht uns aus diesen Worten an; welch merkwürdige Entfremdung von allen Menschen hört man hier heraus; alle übrigen Völker der Erde sind nicht nur mißachtet, sondern fast vergessen. Weder in der Weltgeschichte, noch in der Weltliteratur, wo uns so viel Demut und Stolz, so viel Aufblühen und Verfall begegnet, sind wohl jemals Worte so voll Verachtung wie diese hier ausgesprochen worden. Und sie wurden ausgesprochen in nächtlicher Abgeschiedenheit im Gebet, waren an Gott gerichtet, d. h. sie kamen aus dem innersten Herzen, drücken einen beständigen Gedanken aus, in dem kein Zweifel aufkommt. Hier ist der Stolz einerseits und die Erniedrigung andrerseits so groß, daß diese Worte nicht einmal an die gerichtet sind, welche sie erniedrigen; die Erniedrigten existieren offenbar nicht für den, der sie demütigt. Esra konnte, während er mit Gott haderte, der Menschen vergessen; Gott vermochte es nicht. Und hier liegt meines Erachtens die Erklärung der auf den ersten Blick unbegreiflichen Schicksale des israelitischen Volkes, welches während so langer Zeit das auserwählte war, und dann verworfen wurde. Esra begreift nicht, warum das israelitische Volk in der Gefangenschaft ist, warum es leidet — und in der Tat, wenn wir die Sünden des einen Volkes und die der andern Völker in Erwägung ziehen, so erscheint es nicht mehr schuldbeladen vor Gott als die andern. Aber Esra

hat vergessen, daß nicht ein Teil Israels leidet, daß weder Hungersnot noch Pestilenz es betroffen, sondern daß es völlig in die Hände seiner Feinde gegeben ist.

Hier ist nicht die Strafe zu suchen für einzelne Sünden einzelner Menschen, sondern für eine dem ganzen Israel gemeinsame Sünde, für seine Sünde den andern Völkern gegenüber, deren es vergessen hatte, die es nicht in seinen Bund aufnehmen wollte. In der heiligen Schrift wird das Volk Gottes des öfteren mit einer Weinrebe verglichen; diese Rebe verdorrte jemehr in Entfremdung und Egoismus. Umsonst standen in Israel Propheten auf; umsonst war es, daß Jesaias, der größte und kraftvollste unter ihnen, die Worte sprach, daß alle Völker der Erde sich zu Zion sammeln sollten. Die Propheten wurden verfolgt und getötet. Israel wollte nichts mit dem Hinzuziehen der andern Völker gen Zion zu tun haben, und wie für Esra, so waren diese Völker, diese zahllosen Millionen menschlicher Seelen für dasselbe nur „unnütze Tropfen, die vom Gefäß herabträufeln," und daß sie fruchtlos verloren gingen und an der Erde vertrockneten, das machte ihm keine Sorge.

Diese Mitleidslosigkeit den Mitmenschen gegenüber, diese Mißachtung der menschlichen Seele, sie waren es eben, welche bestraft wurden, als „die Zeit erfüllet war," durch die Verwerfung des jüdischen Volkes. Die neue und höhere Offenbarung, welche den Menschen gegeben wurde, geschah durch Israel, aber nicht für Israel. Es hatte den Anschein, als hätten alle Kräfte der verdorrenden Rebe, die übrigen Teile in der Erstarrung lassend, sich an einem Punkte gesammelt, um die letzte und wunderbarste Erscheinung der israelitischen Geschichte, des israelitischen Lebens hervorzubringen — die Jungfrau Maria. Durch sie geschah die Menschwerdung des Sohnes Gottes. Israel wollte ihn nicht anerkennen, aber die Offenbarung, die er den Menschen brachte, wurde von andern Völkern und zwar von den Ariern angenommen.

Vor zweitausend Jahren, am entfernten Gestade des Mittelländischen Meeres, in öder, abgelegener Gegend begab sich das wunderbare, das folgenreiche Ereignis der Weltgeschichte.

Wie alles Große, alles wahrhaft Große, trat es ohne Lärm und in der Stille ein. Zu der Zeit, als im Westen unnötigerweise Legionen disloziert wurden, als leere Reden gehalten und bedeutungslose Gesetze gegeben wurden, zu der Zeit wurden in Bethlehem und in Jerusalem die Geschicke des Ostens und des Westens entschieden, dort ging die weltgeschichtliche Bedeutung der

Semiten zu den arischen Völkern über, dort wurde Roms Weltherrschaft aufgehoben und der Grund gelegt zu einer neuen Geschichte, einer neuen Civilisation, zu der, in der wir leben und denken, nach der wir streben.

Inmitten des Volkes, welches sich stolz das auserwählte nannte und sich von allen andern absonderte, wandelte, lehrte der Erlöser. Der armen Samariterin, mit welcher ein Schriftgelehrter nicht geredet hätte aus Furcht sich zu verunreinigen, sagte er Worte voll göttlicher Weisheit. Er vergab der Sünderin, die sich fürchtete die Augen vom Boden zu erheben. Er nahm Wohnung in dem voll Scham und Reue erfüllten Herzen des armen Zollners; er erzählte das Gleichnis vom barmherzigen Samariter.

Alles dies war so ganz anders als das, was das jüdische Volk während so langer Zeit gewohnt war von seinen Lehrern zu hören. Und doch war dieses Volk der Same Abrahams; es hatte in Egypten Schweres erduldet, hatte die Gebote gehalten, die Propheten gehört, im Laufe vieler Jahrhunderte hatte dieses Volk ausschließlich das Gesetz und den Namen des wahren Gottes vor Vergessenheit bewahrt. Jetzt aber, dem unabänderlichen Gange der Geschichte gehorchend, sank es so tief. Nur war dieser Fall mit seinem ganzen vorhergegangenen Schicksal eng verknüpft, war die Folge einer inneren Notwendigkeit und Israel konnte sich nicht mehr von demselben erheben.

Wenige Tage vor seinem Leiden und Tode äußerte sich Christus über das Schicksal des israelitischen Volkes in Worten voll unaussprechlicher Trauer und unauslöschlicher Gewalt: „Jerusalem, Jerusalem," sagte er auf Davids Stadt hinunterblickend, „wie oft habe ich dich versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt!" und an die hereinbrechenden furchtbaren Tage sowie an das letzte Schicksal der Welt und der Menschen denkend, fuhr er fort: „Euer Haus soll euch wüste gelassen werden; von nun an werdet ihr mich nicht sehen, bis ihr ausrufet: „Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn." (Ev. Matth. XXIII.) Die historische wie die religiöse Bedeutung des jüdischen Volkes hat ihr Ende erreicht.

IV.

Ich kann mich nicht enthalten hier einige allgemeine Bemerkungen historischen Charakters einzuflechten. Alles, was in der Geschichte sich ereignet, geschieht auf Grund innerer Notwendigkeit. Dieses zeigt sich sowohl darin, daß Israel zur Zeit des Alten

Bundes auserwählt wurde, wie auch darin, daß es im Neuen Bunde verworfen worden. Sagen wir mehr: dieses Schicksal war mit jenem durch ein unlösliches Band verknüpft und keines von ihnen hätte sich erfüllen können ohne das andere. Hier zeigte sich in seiner ganzen Stärke jenes Dunkle und für den menschlichen Geist Unklare, welches das Leben der Völker und den Gang der Geschichte unbeugsam lenkt, dessen Macht die Menschen zu allen Zeiten empfanden, aber was sie weder zu begreifen, noch sich zu erklären imstande waren, das, was die feinsinnigen Griechen mit dem Worte Fatum (Moira) bezeichneten und dem sie keinerlei Gestalt zu geben wagten, das, was viel früher auf einem Konzil von der buddhistischen Priesterschaft formuliert wurde als „Kausalgesetz“ und dessen Bedeutung unsere Wissenschaft nur schwach und teilweise (wiedergibt) andeutet in dem Worte Naturgesetz. Das Gute und das Böse ist in der Natur wie in der Geschichte durch ein unlösliches Band verknüpft, ist eins vom andern untrennbar: diese Unlöslichkeit zeigt sich in der Auserwählung und Verwerfung des jüdischen Volkes. Erinnern wir uns dessen, was seinerzeit von seinem Geistesgepräge gesagt worden, dessen, daß seine Gedanken immer auf das eigene Ich gerichtet waren, daß es subjektiv ist, da es unter allen Völkern als solches allein stand, konnte es durch irgend etwas seine geistige Reinheit trüben, konnte es den Schwerpunkt seiner geistigen Natur durch die Eindrücke der Außenwelt verschieben? Und wenn nicht, wenn es unter allen Völkern der Erde allein rein geblieben, war es anders möglich, als daß es allein auserwählt wurde, daß es als erstes alle Offenbarungen empfing? Weil es aber so subjektiv war, konnte es sich den übrigen Völkern gegenüber entgegenkommend verhalten? Und wenn es klar ist, daß dies nicht der Fall sein konnte, wie hätte sich die verheißene Erlösung, welche dem ganzen Geschlechte Adams, allen Völkern zu teil werden sollte, wie hätte sich diese Verheißung anders erfüllen können, als durch die Verwerfung dieses Volkes, sobald die Erlösung vollbracht war? Eine und dieselbe Ursache liegt diesen beiden Erscheinungen, der Auserwählung und der Verwerfung zu Grunde, und wenn wir begreifen, wenn wir erfassen, mit welch unabweisbarer Notwendigkeit dieses geschehen, so wird uns ein tiefes Mitleid erfüllen mit dem Volke der Juden, das einst so groß und heilig dastand und nun so tief gesunken ist. Dieses Gesetz der Vergeltung, diese Verkettung von Ursachen und Wirkungen — hängt über allen Völkern, auch über dem unsern; und wenn wir jetzt ein mächtiges, glückliches, freies Volk sind, so dürfen wir

nicht vergessen, daß dieses die eine Hälfte der Erscheinungen ist, und sollen, die andere in Erwägung ziehend, voll Teilnahme sein gegen alle, die in der Geschichte bereits gesunken und gedemütigt sind.

V.

In die Betrachtung des Aktes der Erlösung selbst kann und soll die Geschichte nicht eindringen — diese mystische Seite des religiösen Lebens der Menschen gehört ausschließlich der Theologie an. Ihre Aufgabe besteht darin, zu erforschen, unter welchen Bedingungen die Erlösung sich vollzogen, und, ohne die Offenbarung selbst zu berühren, nach ihren allgemeinen und äußeren Zügen die Beziehungen festzustellen, in welchen sie sich zu den verschiedenen Epochen und den verschiedenen Völkern befindet. Hier, zu gleicher Zeit genau und diskret bleibend, kann sie solche Berührungspunkte aufdecken, welche ein klares Licht auf einige dunkle Seiten in den Schicksalen der Menschheit werfen können.

Dieses im Auge habend, betrachten wir die Beziehung des Evangeliums zum Charakter dieser zwei wichtigsten historischen Volksstämme, der Semiten und der Arier. Den Charakter der Herzensreinheit, der den Semiten eigen ist, und welcher der Bibel aufgeprägt ist, diesen Charakter finden wir auch im Evangelium. Das Buch „Ruth“ erinnert uns an die lieblichsten Bilder in der Geschichte der heiligen Familie. Das Buch Jesus Sirach ist durchdrungen von derselben Einfalt und Weisheit wie viele Seiten der Evangelisten. In dieser Hinsicht bildet das Evangelium die Fortsetzung des Alten Testaments, es ist auch ein Bund Gottes mit den Menschen; aber der „Neue“ Bund, und hier in dieser Bezeichnung spricht sich ein Unterschied aus. Worin besteht er? Anstatt des Geistes der Abgeschlossenheit und des finstern Ernstes, der auf dem alten Testamente ruht, anstatt der Größe und Strenge, die uns von jeder seiner Seiten entgegenwehen, finden wir im Neuen Testament den Geist lichter Freude, den Geist des Verzeihens und der Versöhnung, der Liebe zu den Menschen. In jedem Worte des Erlösers, in jeder seiner Handlungen liegt etwas uns nahe Verwandtes, etwas, das uns an sich zieht, das uns antreibt unsere Herzen nicht zu verschließen, uns nicht in uns zurückzuziehen. Das ist schon nicht Jehovah, der seinem Volke, seinem Erstgeborenen und Auserwählten droht und zürnt, sondern es ist der Gottesmensch, der zu den Menschen herabgestiegen, der unter ihnen lebt, ihnen seine Liebe schenkt und alles versteht, auch

das Schwache und Geringe. Erinnern wir uns der Hochzeit zu Kana in Galiläa, seines liebevollen Eingehens auf die kleinen Freuden kleiner Leute; erinnern wir uns auch des Gleichnisses vom verlorenen Sohne.

Dieser lichte und freudige Charakter, dieser Geist des Entgegenkommens und des geselligen Verkehrs mit den Menschen, mutet er uns nicht an wie etwas alt Bekanntes und Vertrautes? Ja, das ist der Geist der Völker, welche, nachdem sie die ersten Lebenseindrücke aufgenommen, sich die „hellen“, arivi, nannten. Dem Ursprunge nach ihnen völlig fremd, zeigt er doch dasselbe Gepräge, fühlt sich zu ihnen hingezogen und zieht sie zu sich heran.

Die himmlische Freude, die sich im Evangelium kundgibt, vereinigt sich mit der Freude am Leben, von welcher die arischen Völker durchdrungen sind; sie verklärt das Leben, aber verneint es nicht. Dieser Zug des Objektiven, dieser Hang sich nicht in sich selbst zu versenken, sondern sich der Außenwelt zuzuwenden, der den Semiten stets so fremd war, tritt plötzlich hervor an der Neige ihrer Geschichte, im Moment der Vollendung ihrer historischen und religiösen Bedeutung. Sobald diese Tendenz sich mit der Außenwelt zu beschäftigen erscheint, zerreißt sie den Vorhang, hinter dem sich der semitische Geist in seiner Abgeschlossenheit gefiel, und wendet sich als „Frohe Botschaft“, als Evangelium an alle Völker der Erde. Aber nicht alle Völker haben dies verstanden; erfaßt haben es nur die, welche in diesem Hinwenden zum Äußeren, in diesem Geiste lichter Freude etwas Verwandtes und Vertrautes fanden. Nicht die Turaner und nicht die Egypter, sondern als Erste die Arier haben das Christentum aufgenommen und verbreiten es jetzt unter den andern Völkern.

Ich möchte die Arbeit des Historikers mit der des Geometers vergleichen, der bestrebt ist, die in einem alten Manuskript gefundene unvollendete Zeichnung auszuführen. Wie der Geometer seinen Verstand anstrengt, um den Gedanken des unbekannten Urhebers dieser Zeichnung zu erraten, so sind die Bemühungen des Historikers darauf gerichtet, den tiefen Sinn und den Plan zu erfassen, der dem Gange der menschlichen Entwicklung zu Grunde liegt. Wenn er die Richtung irgend einer Strömung gefunden und festgestellt hat, so lenkt er seine Blicke auf das noch übrige Gebiet der Geschichte, und sucht, ob er nicht andere Strömungen entdeckt, die der gefundenen entsprechen, mit ihr harmonieren, ihr gleichsam entgegenkommen. Dann kann die Ausführung des begonnenen

Bildes der Geschichte, die Deutung und vollendende Skizzierung des zutage tretenden Planes keine große Schwierigkeiten mehr darbieten.

VI.

Lange vor der Aera des Christentums trat in dem hellen, lebensfreudigen Griechenland ein merkwürdiger Mensch auf. Im Alter von 20 Jahren aus seiner Vaterstadt verbannt, führte er lange ein Wanderleben in Hellas, und wohin er auch seine Schritte lenkte, überall traf er auf Entfremdung und feindliche Gesinnung. „Bald sind es 67 Jahre, daß ich ein kümmerliches Leben in Hellas führe", sagte er im letzten Jahre seines Lebens. Er nahm keinen Anteil am politischen Leben seiner Zeit und die Ursache seiner Verbannung und seines unsteten Lebens war nicht die Feindschaft der Parteien. Aus einem Lande in das andre wandernd, verfaßte er Rhapsodien, und in dem Charakter derselben müssen wir ausschließlich die Erklärung seines sonderbaren Schicksals suchen. Etwas ganz Verschiedenes von dem, was Griechenland bis dahin gehört und gewußt hatte, wehte aus diesen Rhapsodien. In denselben sprach sich eine neue und unbekannte Seelenstimmung aus, das Gemüt des Verfassers war nicht im Einklang mit der ihn umgebenden Wirklichkeit, mit der Geschichte, der Poesie und der Religion. „Wohin ich auch blicke, wohin ich auch meine Gedanken richte," sagt er in einem Bruchstück seiner Gedichte, „alles löst sich auf in eins, alles strömt zusammen in einer einheitlichen, gleichförmigen Substanz. . . . Ich bin alt und irre doch auf trügerischem Wege umher. . . . Ein fester Geist ist nötig, um nach beiden Seiten auszuschauen. . . . Niemand kann dafür einstehen, daß sein Beruf der richtige sei. . . . Über allem schwebt drohend eine trügerische Meinung." Der Zweifel, der sich in den letzten Worten äußert, betrifft jedoch nicht die besonderen Gedanken, die ihn beschäftigten, sondern das Gefühls- und Geistesgepräge, das er allenthalben antraf. Die griechische Weltanschauung war ihm fremd, feindselig blickt er auf die leuchtende Welt Homers, voll Bitterkeit verlacht er den Olymp; „die Leute wähnen", sagt er, „daß die Götter geboren werden, daß sie ihnen ähnlich sind, daß sie ihre Kleidung, ihre Sprache, ihr Wesen haben. Darum bilden die Thraker ihre Götter ab mit blauen Augen und blonden Locken, die Äthiopier dagegen schwarz und stumpfnasig. Die Meder, Perser, Egypter und andere Völker bilden die Götter jedes auf seine Weise ab; und Homer wie auch

Hesiod, indem sie die verbrecherischen Taten der Götter besingen, schreiben sie ihnen alles zu, was bei den Menschen für schändlich und ehrlos angesehen wird: Diebstahl, Ehebruch und gegenseitige Betrügerei.“ Er kämpft gegen die anthropomorphistischen Vorstellungen der Religion seines Volkes und stellt ihnen seine Überzeugung entgegen: „Es gibt nur einen Gott,“ sagt er, der weder der Gestalt noch der Gesinnung nach den Sterblichen gleicht; er ist ganz Auge, allwissend, ganz Geist und Gedanke, mühelos regiert er mit seinem Verstande die Welt.“ Er lehrte, daß diese einige Gottheit ewig und unveränderlich, ohne Bewegung und unteilbar sei.

Dieser Rhapsode war Xenophanes von Kolophon. Im 90. Jahre seines Lebens kam er nach Großgriechenland und starb hier in der Stadt Elea. Nur ein Mensch von allen, die ihn gekannt und gehört, nahm seine Lehre an und entwickelte seine Gedanken weiter. Aber auch dieser einzige Schüler stand ihm feindselig, kalt gegenüber. Die ihm von Xenophanes hinterlassenen Gedanken betrachtete er als eine schwere, widerwärtige Last; so sehr standen sie im Widerspruch mit der Geistesrichtung des griechischen Volkes. Das, was bei Xenophanes noch nicht mit voller Klarheit zum Bewußtsein gelangte, das versah Parmenides mit wohlgegliederten Beweisen, gegen welche es selbst in unserer Zeit schwer wäre begründete Widerlegungen zu finden. Der lebendigen, mannigfaltigen und ewig wechselnden Wirklichkeit, von welcher unsere Sinne uns Zeugnis ablegen, in welcher der Grieche so ganz lebte infolge seiner objektiven Geistesrichtung, dieser Wirklichkeit stellte er den Begriff des reinen Seins gegenüber, dem Wechsel und Vervielfältigung fremd sind, und er als erster stellte fest, daß nur das reine Sein den Gegenstand des wahren und unvergänglichen Wissens bilden könne, und daß, da es unsern Sinnen verschlossen und nur dem denkenden Geiste sich offenbare, nur im Denken der Prozeß des Forschens, der Erkenntnis bestehen solle; alles, wovon unsere Sinne zeugen, ist nur ein Scheinen, ein Phantom, und wir geraten in Widersprüche, sobald unser Geist sich damit beschäftigt.

Schon in diesem Hinweise auf die Art und Weise zur Erkenntnis zu gelangen, verrät sich die völlige Umgestaltung des Verhältnisses der Arier zur Natur. Dasselbe war, wie wir gesehen, ganz von den Sinnen abhängig; immer war der Arier den von außen kommenden Eindrücken zugewandt. Aber bei Parmenides ist nur der Prozeß des Forschens subjektiv, das zu Erforschende dagegen, das reine Sein, trägt noch einen kosmischen Charakter.

Freilich auch dieses ist nicht mehr die organische Natur, aber es ist ihr beigesellt als ihr abstraktes Abbild, als ihr wechselloses, ewiges Substrat. In jedem Falle liegt dieser Gegenstand der Erkenntnis nicht im Menschen, sondern außerhalb desselben. Mit dem Auftreten des Sokrates verschwindet auch dieser Zug der Objektivität. Er zuerst widmete sich nicht mehr dem Erforschen der äußeren Natur, er brachte, wie man von ihm sagte „die Philosophie vom Himmel auf die Erde"; es wäre richtiger dieses so zu formulieren, daß er der Philosophie das Gebiet der menschlichen Seele erschloß, indem er gleichgiltig die Außenwelt verließ, sowohl die des Himmels als auch die der Erde. Wie Parmenides, so bestand auch er darauf, daß der Gegenstand der Erkenntnis nur das ewig Bestehende sein könne; aber mittelst seiner unnachahmlichen Methode zwang er seine Schüler dieses Ewige in ihrer eigenen Seele zu finden. „Meine Mutter war Geburtshelferin und ich setze ihr Gewerbe fort," sagte er von sich selbst, „ich belehre niemanden, ich helfe nur andern ihre Gedanken ans Licht zu bringen." Er war der Erste, welcher die Seele als die unerschöpfliche Quelle alles Wissens betrachtete, deren Reichtum uns nur deshalb nicht zum Bewußtsein kommt, weil wir so wenig ihren Regungen lauschen, weil wir uns nur mit der äußeren Natur beschäftigen, nur in der Sinnenwelt leben. Er lenkte die Aufmerksamkeit von der äußeren Welt ab und leitete sie zur Innenwelt, und darin eben besteht die weltgeschichtliche Bedeutung seiner Tätigkeit, seiner Lehre und seines Lebens. „Erkenne dich selbst." Dieser Gedanke scheint so einfach und unwichtig, wenn wir aber die Richtung der Entwicklung der arischen und der semitischen Völker verfolgen und diesen Gedanken damit in Verbindung bringen, so wird es uns klar, daß nur durch den „Dämon" des Sokrates ihm dieser Gedanke eingegeben werden konnte; in solchem Grade übersteigt seine Bedeutsamkeit in der Geschichte die Fähigkeit eines Individuums[1].

Und nicht nur in der Lehre des Sokrates, sondern in seiner ganzen Persönlichkeit, in jedem seiner Charakterzüge sehen wir, daß er der Mittelpunkt war in der Epoche, in welcher die Krisis ein-

---

[1]) Dieser Ausspruch mit noch einigen andern Weisheitsregeln stand auf dem Giebel des Delphischen Tempels, aber natürlich besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen ihm als Gemeinplatz, als weiser Sinnspruch, und dem tiefen und strengen Inhalt, den Sokrates in ihm entdeckt hatte In diesem Sinne kann man wohl sagen, daß er der Schöpfer dieses Ausspruchs ist, d. h. nicht seiner Form, nicht seiner Worte, sondern des Gedankens, der ihm innewohnt, der auf zwei Jahrtausende hinaus das Schicksal der Philosophie bestimmt hat

trat nicht nur im Leben des griechischen Volkes, sondern im Leben des ganzen weitverzweigten arischen Volksstammes.

Die Griechen erblickten in ihm etwas außergewöhnliches; er glich keinem von ihnen. Atopia „eine Anomalität“, das ist das Wort, womit Plato ihn in seinem „Symposion“ charakterisiert. Und in der Tat, er erscheint als nicht an seinem Platze stehend, als eigentümlich, wenn man ihn im Entwicklungsgange nur des griechischen Volkes oder allein der arischen Völkerstämme betrachtet; und umgekehrt, alles in seiner Persönlichkeit, jede seiner Handlungen wird verständlich und notwendig, wenn man ihn ansieht als Verbindungsglied zwischen den zwei selbständigen Werdeprozessen, welche das Leben der Arier und der Semiten durchmachte. Ein Sohn des arischen Volkes, gab er nicht nur der Gedankenarbeit seines Volkes die Richtung, welche sie bei den Semiten hatte, d. h. die in die eigene Innenwelt, sondern er zwang die Griechen auch in ihrem Geiste nur die Erkenntnis zu suchen, welche allein von den Semiten geschätzt wurde: die Erkenntnis der moralischen Wahrheiten unvergänglichen Charakters.

Er lehrte nichts über die Natur; er war nur Moralist. Seine Lehre endlich bekräftigte er endlich durch seinen freiwilligen Tod — ein Zug, der uns durch seine Seltenheit in der arischen Geschichte auffällt, in der Geschichte der Völker, welche einerseits so duldsam waren gegen die Meinungen andrer und so nachgibig anderseits. In Sokrates verurteilten die Griechen den Menschen, der ihre psychische Organisation aufhob, der, ohne sich dessen selbst bewußt zu sein, sein Volk und mit ihm alle arischen Völker einer neuen Strömung entgegenführte, von deren Existenz er nichts wußte, die er nicht erblickte, wie Moses das gelobte Land nicht schauen durfte, in welches er die Israeliten führte.

Wie sollte er nicht von seinem „Genius“ reden, von diesem guten, göttlichen Wesen, dessen Eingebungen er so oft lauschte; wahrlich, wenn er ihn nicht erwähnt hätte, so wären wir geneigt anzunehmen, daß er von ihm geschwiegen habe, aber wir wüßten, daß dieser gute Dämon, Daimonion, ihm zur Seite stand. Wir wären überzeugt davon, denn in hohem Grade harmonierte alles, was er tat, nicht mit der ihn umgebenden Wirklichkeit, sondern mit andern, entfernten Strömungen des Lebens der ganzen Menschheit, die teils schon nachgewiesen werden konnten, teils zukünftig waren. Zu der Zeit, als er, bereit den Giftbecher zu leeren, mit seinen Schülern redete und ihnen von der Unsterblichkeit der Seele sprach, zur selben Zeit entstand in einem andern und fremden

Volke auch eine Spaltung in dem bisher einheitlichen Leben: dort standen Propheten auf und wurden verfolgt und getötet. Selbst einzelne kleine Züge im Charakter des Sokrates fallen auf durch den Gegensatz zum Geiste des eigenen Volkes und die Verwandtschaft mit dem Geiste eines andern, ihm unbekannten Volkes. Plato erzählt in seinem „Phädros“, wie Sokrates einst auf die Aufforderung spazieren zu gehen, bitter antwortete, daß er keine Lust dazu habe, weil er „von den Bäumen und der Umgebung nichts lernen könne.“ Diese Gleichgültigkeit gegen die Naturschönheit, diese Unlust sie zu bewundern ist ein rein semitischer Zug und zugleich den Griechen völlig fremd und unbekannt. In der Bibel gibt es kaum eine Naturschilderung und unter den Griechen hätte sich kaum ein zweiter gefunden, der eine Antwort gegeben hätte ähnlich der, welche des Sokrates Freunde von ihm hörten.

Ich habe gesagt, daß das Auftreten des Sokrates auf eine Krise in der Geschichte Griechenlands hindeutet, und in der Tat fangen alle Strömungen des griechischen Lebens an zu verflachen und nur die Strömung schwillt an, welche geraume Zeit in der Person des Rhapsoden von Kolophon ihren Ursprung gehabt.

Nicht allein das politische Leben, die Freiheit der innern Entwicklung, nein auch die Religion, die Kunst, die Poesie — alles welkt hin und liegt darnieder in Griechenland, wie zu derselben Zeit das Leben eines anderen Volkes im Niedergange begriffen war. Und wie dort alle Kräfte des geistig hinsterbenden Volkes sich in einem Zweige sammelten, um die letzte köstliche Frucht zu bringen, so konzentrierten sich auch hier in Griechenland alle schöpferischen Kräfte eines reich begabten Volkes in einer schmalen aber tiefen Strömung und erzeugten die höchste Blüte der spiritualistischen Philosophie. Diese letzte und höchste Frucht der griechischen Entwicklung trägt ein doppeltes Gepräge: ihrem Wesen nach, als ein bestimmtes W i s s e n, ist sie das Erzeugnis des arischen Geistes; aber die tiefe S u b j e k t i v i t ä t, das Abwenden von der Natur, welche diese Philosophie kennzeichnet, veranlassen mich in ihr eine Hinneigung zum semitischen Geiste zu erblicken.

Je weiter sich diese Philosophie entwickelte, desto mehr näherte sie sich dem, was sich bei dem Hauptstamme der Semiten, dem jüdischen kundgab. Die uns aus der Bibel bekannten Wahrheiten werden noch nicht ausgesprochen, sind aber bereits im Keime vorhanden; denken wir nur an die Lehre Platos vom Wissen und vom Schönen.

Das gegenwärtige irdische Leben, lehrte dieser Philosoph, ist nur ein zeitweiliger Übergang für unsere Seele; sie findet hier keine volle Befriedigung, und wenn sie nach Wahrheit strebt, wenn das Eindringen in das Wesen des Schönen ihr Genuß bereitet, so nur deshalb, weil dies alles in ihr die Erinnerung weckt an eine andere Welt, in welcher sie vordem gelebt, und in welche zurückzukehren ihr beschieden ist. Alles, was der Mensch in seinem Leben Schönes und Wahres hervorbringt, erzeugt er nur aus der Erinnerung an die absolute Schönheit und die absolute Wahrheit, welche seine Seele geschaut hat in ihrem außerirdischen Dasein. Wenn er seinen Geist durch Wissen bereichert, wenn er zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt, so erinnert er sich nur dessen, was er vor seinem Erscheinen auf dieser Erde gewußt.

Ich weise noch hin auf die schöne Lehre dieses Philosophen vom Demiurgos: diese Welt der Materie, in der wir leben und die wir schauen, verdankt ihre Entstehung dem ewigen Baumeister, der sie geschaffen, indem er seine Blicke auf die Welt der Ideen richtete, dieser von Urzeiten her existierenden Vorbilder alles Bestehenden. Die Geisteswelt ist folglich zweifellos der Sinnenwelt vorhergegangen. Der biblischen Offenbarung noch näher kommt Aristoteles in seiner Lehre von der Gottheit, aber das Fesselnde dieser Lehre wird erst verständlich, wenn wir sie in Verbindung mit den übrigen Teilen seiner Philosophie betrachten, und besonders in Verbindung mit seinen Begriffen vom Werdeprozeß, der Genesis. Wie bekannt, erreichte die grichische Philosophie in Aristoteles ihr Ende; sie ging nicht weiter, sie vermochte sich nicht über die Ideen dieses Denkers zu erheben.

Worin bestand denn für ihn, in dem der griechische Geist seinen Höhepunkt erreichte, seine Philosophie, wie sah er ihr Wesen und ihre Ziele an? Ueberall und unterschiedslos bezeichnet er das Forschen nach dem Ursprung des Seins und des Wissens bald als „erste Philosophie“, bald als „Theologie“; die Lehre von den Grundpfeilern des Weltgebäudes verschmilzt bei ihm mit der Lehre vom Göttlichen. Ohne auf diese Lehre näher einzugehen, will ich in ihr, im Blicke auf ihre Beziehungen zur Bibel, auf einen besonderen Zug hinweisen: es ist bekannt, daß nach Aristoteles die Gottheit der (erste) Urheber der Welt-Evolution ist; ihr ist jede Veränderung fremd, folglich auch jede Bewegung im Raume An die Frage herantretend, wie das Unbewegliche die Ursache der Bewegung werden konnte, erläutert er dieselbe durch ein Beispiel. Die Gottheit, sagt er, ist der Ursprung der Welt-

entwicklung nicht in dem Sinne, in welchem der Anstoß die Ursache der Bewegung ist. Sie übt auf das Weltall, es erschaffend und regierend, dieselbe Wirkung aus, wie sie eine schöne Statue auf den Menschen hervorbringt, der in ihr Anschauen vertieft ist. Sie selbst bleibt unbeweglich; wir dagegen, welche sie betrachten, werden durch sie in Bewegung versetzt, werden erregt und zu ihr hingezogen. Die Gottheit, fährt er fort, ist in gleicher Weise die treibende Kraft in der Entwicklung des Weltalls und gibt ihr die Richtung zu sich hin. Sie ist die Quelle des ewigen Lebens, welches wir um uns wahrnehmen und in uns fühlen, und das ganze Leben ist nur das ewige Streben der Natur mit dem Schöpfer in eins zu verschmelzen, das ewige Sehnen sich ihm, ihrem Ursprung und ihrer Vollendung zu nähern. Unwillkürlich kommen mir hier die Worte des Königs David in den Sinn, die ich schon weiter oben angeführt: „Wie ein Hirsch lechzet nach frischem Wasser, so lechzet meine Seele, Gott, nach Dir.“ Das, was der Psalmensänger empfunden, das hat Aristoteles verstanden und erklärt; jedenfalls meinen beide dasselbe.

VII.

Wieder sind einige Jahrhunderte dahingegangen; an den Ufern des Nils, in dem jüngst gegründeten Alexandrien, wohin die Schiffe aller Länder und aller Völker segeln, trafen sich zum erstenmal Menschen, die bis dahin nichts von einander gewußt hatten. Hier fanden sich ein: christliche Presbyter, gelehrte Rabbiner, Philosophen der neuplatonischen Schule.

Jede dieser Menschengruppen erschien als das letzte Glied in der langen Kette des Prozesses der geschichtlichen Entwicklung. Diese Prozesse nahmen ihren Verlauf ganz unabhängig einer vom andern; aber merkwürdigerweise entdeckten alle diese Menschen einer im andern bekannte, vertraute Züge. Ein Neuplatoniker äußerte, nachdem er das Evangelium des Johannes gelesen, daß die ersten Zeilen desselben bis zu den Worten: „Und das Wort ward Fleisch. . .“ ganz seine Gedanken und die seiner Freunde ausdrücken. Wenn die Juden und Christen dagegen Plato kennen lernten, so fanden sie in seinem Demiurgos verwandte Züge mit dem Weltenschöpfer Jehovah, und in der Welt der körperlosen Ideen, mit deren Hilfe die Welt erschaffen worden, sahen sie einen entfernten Hinweis auf das Wort, das im Anfang war. Und nun begann die große Synthese zweier verschiedener Strömungen,

die bis da von einander entfernt waren, sowohl räumlich, als auch hinsichtlich der Stammesgemeinschaft. Das, was den griechischen Philosophen nicht die bedeutenden, ihnen hinterlassenen Lehren boten, aber wonach ihre Seele sich leidenschaftlich sehnte, das fanden sie und das nahmen sie auf in der Offenbarung. Das was den Christen das Verständnis der Offenbarung erschwerte, was unter ihnen Streitigkeiten und Mißverständnisse hervorrief, das erklärten sie, dafür fanden sie eine Lösung in den von der griechischen Philosophie erzeugten Begriffen. So beruht die Lehre der westlichen Kirche von der Transsubstantiation auf dem Unterschiede zwischen der Substanz und den Akzidenzien, welchen Aristoteles in seiner Metaphysik begründet hat. Einige Jahrhunderte später, als die griechisch-römische Zivilisation bereits tot und starr war, und als im westlichen Europa ein neues Leben aufblühte und eine neue Aufklärung anbrach, da mußte auf den Universitäten von Oxford und von Paris jeder, der daselbst eine Professur erlangen wollte, vorher den Eid leisten, daß er in seinen Vorlesungen weder von der Bibel noch von Aristoteles abweichen wolle. So sehr waren zu der Zeit die den Semiten gewordene Offenbarung und die edelste Frucht der arischen Geisteskultur miteinander verwachsen.

Das Sich-Aneignen dieser Synthese war schon zur vollendeten Tatsache geworden inmitten anderer Völker, als die, deren Los wir verfolgt haben. Als Vereinigung und Milderung der Gegensätze, als die Verschmelzung der Grundlagen des arischen und semitischen Charakters konnte sie, diese Synthese, von keinem der früher lebenden Völker assimiliert werden. Während der langen Dauer ihrer historischen Existenz prägten sich bei jedem von ihnen eigentümliche, besondere Züge aus, und diese Züge gewannen Festigkeit, wurden unbeugsam, waren nicht mehr wandlungsfähig. Darum sehen wir, daß im Moment des Zusammentreffens beider historischer Strömungen die griechisch-römische Kultur, dieses reine und unvermischte Produkt des arischen Geistes ihr Ende erreicht, und daß die Juden über die Erde zerstreut werden. Und zur selben Zeit treten in das Gebiet der Weltgeschichte neue und frische Völker ein: die Kelten, Germanen, Slaven; bis dahin hat die Geschichte nichts von ihnen gewußt, und folglich steht es der Phantasie frei, sich ihr früheres Leben auszumalen Die weichen, noch nicht in festen Linien gezogenen Charakterzüge geben jedem Drucke nach, und das, was noch getrennt, aber zur Verschmelzung vorbereitet war, vereinigte sich und söhnte sich in ihnen aus.

Diese Völker sind die letzten, welche fähig sind ein historisches Leben zu führen; im Hintergrunde bleiben nur die Völkerreste, die ihren Verfall erreicht haben und aus der Geschichte ausgetreten sind, oder die, obgleich noch jungen Rassen, welche ihren Kräften und ihren geistigen Fähigkeiten nach nicht imstande sind sich über das in der Geschichte Erreichte zu erheben oder sich auf dieser Höhe zu erhalten. Und wenn in dem tausendjährigen Geschicke der Menschheit in der Tat irgend ein Sinn ist, wenn das Leben des Menschen nicht ohne Zweck und Ziel ist, und wenn seine Geschichte kein Spiel des Zufälligen war, so sind wir bei der Lösung dieses Rätsels angelangt, im Vorhofe des Letzten und Höchsten, was der Mensch erforschen und erfahren kann.

Hier kann ich meine Aufgabe für beendet erklären. Zwei Ideen bleiben unwillkürlich in unserm Geiste haften, wenn wir, uns von der genaueren Forschung losreißend, den allgemeinen Sinn derselben betrachten, wenn wir die Schlußfolgerung suchen. Diese ist — die Idee der Zweckmäßigkeit, welche im Gange der geschichtlichen Entwicklung herrscht, und die Idee der christlichen Zivilisation, als die Ausgestaltung, die Vollendung der Geschichte. Die erste erhebt unsern Geist, kräftigt uns zu eifriger Tätigkeit, die letztere zeigt uns den Zweck dieser Tätigkeit. Von der Entdeckung des Kopernikus an, von dem Zeitpunkte angefangen, als die Lehre von der wirklichen Stellung der Erde im Weltall sich Bahn brach, lagerte sich ein trüber Gedanke mit schwerem Drucke auf die Gemüter der Menschen: der Gedanke von der Nichtigkeit des Menschen, der Gedanke, wie unbedeutend alles ist, was er sinnt und treibt, der Gedanke von der Zufälligkeit der blinden Naturgesetze, die ihn heute auf irgend einem entfernten Punkte des Weltalls ins Dasein gerufen und ihn morgen wieder vernichten können. Wie Waisen fühlen wir uns hinausgestoßen; in diesem Gedanken liegt etwas, das uns Verzweiflung einflößt und uns zugleich ein Gefühl schrankenloser Freiheit gibt. Der Mensch ist auf sich gestellt, niemand sieht ihn auf diesem kreisenden, winzigen Planeten und er kann handeln wie es ihm beliebt. Kein höheres Gesetz gebietet dem Menschen, keine andere Verantwortlichkeit existiert für ihn, als die, welche die Menschen selbst ausklügeln, deren Gut und Böse nur relativ und heute ein anderes als morgen ist.

Das ganze menschliche Leben, seine Geschichte ist nur ein Spiel des Zufalls, das wir nicht ernst nehmen können, in dem nichts unsere Freude und nichts Bedauern verdient. Unwillkürlich

kommt mir die merkwürdige Gestalt des Kaliban in Shakespeares „Sturm“ in den Sinn, das mißgestaltete Geschöpf, das die rohen Naturkräfte erzeugt, ein Zwitterding zwischen Mensch und Tier.

Diese Ansicht vom Menschen und seinem Verhältnis zum Weltall, welche viele große Geister in den letzten zwei Jahrhunderten ausgesprochen haben, wird beseitigt durch die Anerkennung der Zweckmäßigkeit in der Geschichte. Dort, wo die einzelnen Teile harmonisch sich ineinanderfügen, wo die Prozesse, die weit entfernt voneinander ins Leben treten, in ihrer Bewegung und Entwicklung geheimnisvoll miteinander übereinstimmen, dort können wir nicht leugnen, daß außer dem psychischen Element, das in jedem der Teile gesondert zutage tritt, noch etwas anderes und höheres existiert, das außerhalb steht und die Entwicklung lenkt.

Es ruht ein tiefer Sinn in der Geschichte, der sich im Verlaufe der Jahrtausende offenbart, und der die Entwicklung der Völker, die von ihrer gegenseitigen Existenz nichts ahnen, in Einklang bringt; der Ursprung dieses höheren Gedankens liegt außer uns, außerhalb der Erde, auf der wir leben und uns betätigen, von diesem Gedanken regiert. Wir vermögen diesen Ursprung nicht zu sehen und wir brauchen es auch nicht, um zu wissen, daß er ist; wir sehen seine Wirkung, wir selbst mit unsern Ideen, unsern Gefühlen und Wünschen, wir sind nur das Resultat dieser Wirkung.

Und hier mit dieser Vorstellung von dem Gedanken oder Willen, der sich in uns und in unsrer Geschichte betätigt, kehrt uns wieder die große, freudevolle und beruhigende Idee zurück, die der Mensch mit der Entdeckung des Kopernikus verloren hatte. Das, was er im Weltenbau verloren, findet er in der Geschichte wieder. Wir haben keine Veranlassung mehr uns vereinsamt oder verlassen im Weltall zu sehen oder vom Gefühle unserer Nichtigkeit durchdrungen zu sein. Wir können den gestirnten Himmel ruhevoll betrachten; unser Herz verlangt keine Antwort mehr von ihm; wir sind frei von dem niederdrückenden Gefühl, mit welchem die Menschen während vieler Jahrhunderte zum Himmel aufschauten. Nicht dort, inmitten der kalten, funkelnden Sterne, sondern in uns selbst in unserem Herzen entdecken wir den ewigen Gedanken, der unser Leben mit liebevoller Sorgfalt lenkt.

Das letzte und entfernte Ziel, zu dem uns dieser Gedanke leitet, ist, wie ich schon ausgeführt, die christliche Zivilisation.

Unter dieser Bezeichnung verstehe ich das völlige Verschmelzen der Elemente des semitischen mit denen des arischen Geistes in uns selbst und in allem, was wir tun und schaffen. Daß gerade in diesem Verschmelzen der Zweck der Geschichte besteht, das gesteht sich niemand ein, was in der blinden, unvernünftigen Hartnäckigkeit zutage tritt, mit welcher die Menschen bestrebt sind diese Elemente in ihrem Leben zu trennen, und solch eine Trennung nicht selten als einen Erfolg der Geschichte, als ihren Fortschritt ansehen. Als trauriger Beweis dieser Trennung können die gegenseitigen Beziehungen zwischen Religion und Geschichte gelten, von welchen die einen mit Bedauern, die andern voll Schadenfreude, alle aber mit gleicher Bestimmtheit behaupten, daß sie in nichts anderm als im Kampf bestehen können: ein großer Irrtum, begründet darauf, daß diejenigen, die das behaupten, kein Verständnis für den Gang der geschichtlichen Ereignisse haben. Wer vermag zu leugnen, daß im unsterblichen Gedanken des Menschen, der sich bemüht das All zu umfassen, der bestrebt ist in alle seine Tiefen einzudringen, derselbe „Odem" Gottes sich offenbart, der in uns lebendig ist, wenn wir in Minuten des Kummers oder der Hoffnungslosigkeit uns im Gebete zu Ihm wenden.

Diesen Gedanken in sich zu unterdrücken, zu meinen, daß dies Forschen Gott nicht wohlgefällig sei, heißt sich von Gott abwenden, in seiner unsterblichen Seele den göttlichen Odem ertöten. Der Wille des Schöpfers unserer Seele ist zweifellos in der Organisation der Seele selbst ausgedrückt, und wenn dieser Wille den Trieb nach Erkenntnis in dieselbe gelegt hat, so hindert uns nichts denselben zu befriedigen. Indem wir forschen, sind wir Gott gehorsam. Auf diese Weise hat die religiöse Erleuchtung der Wissenschaft ihr Siegel aufgedrückt. Und wie können wir andererseits wähnen, daß die Wissenschaft, in welchem Sinne es auch sei, unsere religiösen Überzeugungen erschüttern könne. Was ist Gemeinsames in der Astronomie und dem Gebote des Erlösers. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen." Hier ist weder Übereinstimmung noch Widerspruch; diese Wahrheiten gehöhren verschiedenen Kategorien an, von denen die eine keine Beziehung zu der andern hat. Wenn wir vom Widerspruch zwischen Wissenschaft und Religion sprechen, so denken wir immer noch an die kläglichen und untergegangenen Religionen, die entstanden sind aus den frühen Versuchen des arischen Geistes, sich die Natur zu erklären; solcherart waren der griechische Polytheismus und der

Pantheismus der Inder. Mit dem Erscheinen der Wissenschaft, als eines wirklichen Wissens, zerfielen sie in sich selbst als ein falsches, unzulängliches Wissen. Sie haben nichts gemein mit der Offenbarungs-Religion, welche den Semiten gegeben wurde und die wir von ihnen überkommen haben. Diese Religion ist das moralische Gesetz, uns gegeben, um unser Leben danach zu regeln.

Man kann es mit der Wissenschaft weder in Verbindung bringen, noch es ihr entgegenstellen, sie haben nichts Gemeinsames. Welches auch unser Wissen sei, die Bergpredigt des Erlösers bleibt eine unvergängliche Wahrheit, zu der wir unsere Zuflucht nehmen, so lange Leid und Erniedrigungen uns drücken, so lange wir Menschen bleiben.

Hier ist etwas Inkommensurabeles, und daher kann von einem Widerspruch nicht die Rede sein.

Nur oberflächliche Seelen, unfähig sich zu einem religiösen Gefühle aufzuschwingen oder auch sich wissenschaftlich zu betätigen, können einen Gegensatz darin finden. Menschen von wirklich erhabenem Geiste (geistig wirklich hochstehende Menschen) haben sowohl dieses religiöse Gefühl als auch wissenschaftliche Begabung in sich vereinigt.

Als ein Beispiel dieser Harmonie zwischen Religion und Wissenschaft führe ich das Leben des Kopernikus selbst an, dessen Arbeit von den Laien so falsch beurteilt wurde. Sie wähnten, daß seine Forschung die Religion untergrübe, und der römische Stuhl verurteilte ihn durch eine Bulle, Voltaire dagegen feierte ihn in begeisterten Worten.

Beide Meinungen beruhten auf einem Irrtum: sie entsprangen aus dem Bestreben, die semitischen Elemente von den arischen zu trennen, sie beruhten auf dem Nicht-Verstehen dessen, daß die Geschichte der Synthese dieser Elemente, ihrem harmonischen Zusammenwirken entgegengeht. Wir hingegen, uns dieses vergegenwärtigend, meinen, daß seine Geistesarbeit zugleich auch eine religiöse war. Dem ganzen Leben des großen Reformators der Astronomie ist der Stempel des tiefen Ernstes aufgedrückt, den unserer Seele ausschließlich der Glaube an Gott geben kann. Er schrieb sein Werk, ohne die Absicht zu haben, es herauszugeben. Seine Freunde nahmen das Manuskript fast mit Gewalt und veröffentlichten es gegen seinen Willen.

Einige Stunden vor seinem Tode brachte man ihm das erste gedruckte Exemplar seines Werkes. Er warf einen Blick

darauf und starb. Während seines ganzen langen Lebens blieb er Kanonikus der Hauptkirche in einem unbedeutenden Städtchen.

So lebte dieser große Mann und so war das Ende seiner Tage. Was auch andere von ihm denken mögen, ich bin überzeugt davon, daß sein tiefes Forschen vor dem Throne Gottes ebenso rein war, wie die Psalmen Davids und ebenso fromm wie sie.

Wir trennen das nicht: im Forschen wie im Gebete wendet sich unsre Seele der Quelle ihres Lebens, wendet sich — Gott zu.



Schlangenkönig.

(Sagenstoff vom Plikais-Morast in Kurland.)

Von

Helene von Engelhardt-Pabst.

Wildverwachsener mooriger Grund, —
Eidechsen schlüpfen ein und aus. . . .
Schlangenkönig im Krönlein bunt,
    Ist hier dein Haus?

Moosig dampft das weite Revier . . .
Farnkraut nickt in der Mittagsruh, — —
Schlangenkönig in funkelnder Zier,
    Wo schlummerst du?!

Ich komme nicht wie der Ritter kam,
Der — auf feurigem Renner dahergebraust —
Dir im Sturm die glänzende Krone nahm,
    Und, den Preis in der mutigen Faust,
Umzingelt von deiner Vasallen Schaar,
Die ihm zischend gefolgt bis zum sinkenden Tag,
Am Fuße der Burg mit den Zinnen klar
    Der Rache der Schlangen erlag.

Ich komme, ein fahrender armer Gesell,
Und biete dir fröhlichen Spielmannsgruß:
Ich habe nichts als die Töne hell,
    Der klingenden Weisen Erguß!

Ich singe dir eins, ich spiele dir eins, -
Ein güldenes Liedlein, ein silbern Getön, —
Und du bringst mir die Krone voll Edelgesteins
    Mit Perl' und Rubinen schön!

Perlen, Perlen der Träne gut,
Die Begeisterung heiß aus der Seele mir rang, —
Smaragden dem kühnen, dem wagenden Mut,
Und Rubinen dem jauchzenden Liebesgesang;
Und Gold dem Liede, das immer neu
Aufblüht von versunkener Sagenlust . . .
Und lichte Saphire der wachsamen Treu,
Die den Hort der Seele zu wahren gewußt!

Dann wendet sich plötzlich mit einem Schlag
Mein armes, wanderndes Spielmannsgeschick,
Ich trete hinaus in den sonnigen Tag
Und grüß' ihn mit freudigem Blick!
Und es zählt mich die Welt den Gewaltigen gleich,
Und nennet mich Perl' und Rubinenmund . . .
Schlangenkönig im Krönlein bunt —
Wo ist dein Reich?!



Von unseren Theatern.



Rückblicke und Wünsche.

Der Mensch hofft immer auf Verbesserung. So ergeht es uns auch mit unserem Stadttheater. Am Anfang einer jeden Saison hoffen wir neue, vollwertige Kräfte zu erhalten, erhoffen einen neuen, lebenskräftigen Aufschwung, und sind nach einiger Zeit schon bitter enttäuscht. Wiederum stehen wir vor einer neuen Saison; es sei uns daher gestattet, einige unsrer Wünsche zu verlautbaren.

Wann werden wir einen wirklich befriedigenden Helden erhalten? Das sei unser erster Stoßseufzer. Vielleicht sind wir in früheren Jahren durch die Herren Göbel, Rieckhoff und Schwemer etwas verwöhnt worden, in letzter Zeit haben wir mit den Vertretern des Heldenfaches entschiedenes Unglück gehabt. Große Erwartungen wurden anfangs, unserem beliebten Optimismus gemäß an Herrn Werner geknüpft: ein vorteilhaftes Aeußere, hohe große Gestalt schienen ihn für seine Rollen besonders zu befähigen, aber es fehlte der innere Schwung, die Begeisterung. Sein Spiel war häufig kraftlos und matt, der herrlichen Sprache Schillerscher Verse war sein Organ nicht gewachsen, er stolperte über die Worte. Bisweilen freilich schien auch ein anderer Geist in unseren Helden zu fahren, so gab er z. B. den Pfarrer von Kirchfeld wirklich gut. Gerade als Helden möchten wir uns einen fertigen Schauspieler wünschen und keinen Anfänger. Oft genug haben wir die traurige Erfahrung gemacht, daß unsre Künstler uns dann gerade verlassen, wenn sie wirklich etwas Tüchtiges zu leisten beginnen.

An Frl. Herters Stelle wünschen wir ein ebenso starkes Talent für große dramatische Rollen, hat sich doch unsere Heldin durch ihre Medea z. B. einen Ehrenplatz in der Erinnerung aller

Theaterfreunde erworben. Leider läßt sich dasselbe nicht von Frl. Herter als Salondame sagen, doch ist das eigentlich nicht ihre Schuld: gerade diejenigen Eigenschaften, die sie in hevorragendem Maße zur Heroine befähigten, schadeten ihr als Salondame, als solche klang ihr Organ häufig zu hart, ihre Bewegungen waren unschön, ihr ganzes Auftreten zu wuchtig. Am besten wäre wohl eine Teilung dieser beiden hochwichtigen Fächer, doch werden wir uns in dieser Hinsicht einstweilen wohl bescheiden müssen.

Für sentimentale Rollen wird sich für Frau Ermarth schwer ein voller Ersatz finden, sie war ein erklärter Liebling unsres Publikums, alle entzückte sie durch das Träumerische, Sinnende ihres Wesens und den ihr eigenen Charme. Ungern sehen wir sie scheiden und wünschen uns eine ihr gleichwertige Nachfolgerin.

Auch unser jugendlicher Liebhaber Herr John Feistel verläßt uns; in ihm verlieren wir einen Schauspieler von ungewöhnlich feurigem Temperament, das allerdings auch bisweilen überschäumte, immer aber den Zuschauer in Spannung erhielt. Herr Feistel ist noch jung, bei ernstem Bemühen dürfte es ihm nicht schwer fallen rasch einiger ihm noch anhaftenden Unarten Herr zu werden, so des beständig schiefen Mundes in Momenten höchsten Affektes und der eigentümlich gespreizten Stellung der Beine. Von seinem reichen Talent erhoffen wir dann noch manche tüchtige Leistung.

Recht schlecht war bei uns leider immer noch das naive Fach besetzt. Wohl übertraf Frl. Therese v. Kroll bei weitem ihre Vorgängerin, wohl verfügte sie über eine zierliche Figur, aber ihr Spiel war sterotyp und wirkte auf die Dauer ermüdend, insbesondere fehlte ihr jene graziöse Natürlichkeit, durch welche die letzte wirklich gute Repräsentantin des naiven Faches bei uns, Frau Ella Petersen, noch vor kurzem die Herzen Aller im Sturm eroberte. Die zweite Naive, Frl. Else Reichlin, war für unser Stadttheater einfach unmöglich, solche Dilettantinnen dürfen bei uns nicht vorkommen, je schneller sie von der Bildfläche verschwinden, desto besser.

Am meisten wird wohl von allen Theaterbesuchern Herr Bruno Harprecht vermißt werden, selten dürfte aber ein so vielseitiges Talent gefunden werden. Durch seinen frischen Humor, durch seine Bereitwilligkeit, immer wieder seine Kunst auch in den Dienst der Wohltätigkeit zu stellen, hat er sich viel Liebe bei uns erworben. In seiner Vielseitigkeit lag aber auch seine Schwäche. Sein munteres Wesen, seine erstaunliche Gelenkigkeit kamen in der Operette vorzüglich zur Geltung, leider versagte aber hier häufig sein Stimmmaterial, so waren z. B. sein Obersteiger und Vogelhändler keine hervorragenden Leistungen. In feineren Salonrollen jedoch trat zu prägnant der Komiker hervor, sein Spiel und seine

Bewegungen waren hier zu derb. Doch hat Herr Harprecht auch in ernsteren Rollen bisweilen vorzügliches geleistet, so als Dr. Rank in Ibsens Nora, als Advokat in der roten Robe und als Regierungsrat Keller in der Heimat. Bei seinem Abschiedsbenefiz als Wurzlsepp sprach der scheidende Künstler die Absicht aus, sich ernsteren Aufgaben zu widmen, bisher sei er nur ein Werdender gewesen. In der festen Ueberzeugung, daß seinem redlichen Wollen auch das Vollbringen folgen werde, begleiten ihn unsere besten Wünsche, uns selbst aber wünschen wir für die nächste Saison einen tüchtigen Komiker, der seine Kräfte nicht zersplittern möge.

Unserem neuen Charakterdarsteller Herrn Ludwig Stiehl merkte man es stets an, daß er es ernst nahm mit seiner Kunst, so waren z. B sein König Lear und Macbeth wirklich durchdachte Schöpfungen aus einem Guß, als Alba wirkte er geradezu unheimlich in seinem finsteren Fanatismus, und auch in modernen Stücken waren seine Figuren markant und kraftvoll. Hierzu kam noch das besondere Talent sich trefflich zu maskieren, eiserne Ruhe zeigte sein Gesicht als Herzog Alba und voller Bewegung, voll eifernden Lebens war er als roter Itzig im Graf von Charolais. Mit großer Spannung sehen wir seinen ferneren Leistungen entgegen.

In Herrn Willy Klein verlieren wir einen tüchtigen Regisseur, dem wir manch gute Aufführung, insbesondere klassischer Stücke verdanken; als Schauspieler wird man ihn weniger vermissen, er trat selten, meistenteils nur in kleinen Rollen auf und zeichnete sich durch eine besonders gezwungene Sprechweise aus, die sehr ausdrucksvoll sein sollte, mitunter aber so undeutlich war, daß man auch beim besten Willen selbst in der Nähe nichts verstehen konnte.

Sehr erfreut hat es uns, daß Herr Rückert noch unserer Bühne erhalten bleibt, wir haben uns schon ganz daran gewöhnt, diesen talentvollen Schauspieler zu den Unsrigen zu zählen.

Zum Schluß möchten wir noch zwei Wünsche allgemeiner Natur aussprechen. Die Zwischenpausen werden bei uns leider zu sehr ausgedehnt, außer den bereits angekündigten werden auch noch andere von recht bedeutender Länge eingeschoben. Hierdurch leiden aber die Aufführungen selbst, sie wirken auf die Dauer ermüdend Auf den großen Bühnen in Berlin, Wien und München werden nur ganz kurze Pausen gemacht In Wien sahen wir eine Vorstellung der Jungfrau von Orleans, die im ganzen nur drei Stunden dauerte, obgleich der Kronungszug allein fast eine halbe Stunde für sich in Anspruch nahm. Das könnte uns als gutes Beispiel dienen.

Endlich bitten wir um die Aufführung von Novitäten möglichst schon am Anfang der Saison In der vorigen Saison

wurde als erstes Schauspiel-Novität Waterkant erst am 30. Sept. gegeben, das ist aber entschieden zu spät, durch eine solche Verzögerung erlahmt das Interesse der Theaterbesucher. Die Novitäten müssen aber auch gut sein, obgleich solche nicht zu leicht zu finden sind. Stücke wie Madame X können wir ruhig missen, sie lohnen nicht die Einstudierung. Jetzt werden viele Rollen neu besetzt, dann könnte durch die neuen Kräfte in guten Stücken doch auch wieder neues Leben in unseren Musentempel einziehen. Und das tut wirklich not!

—y.



Vom Tage.

Im Spiegel der Presse.

Den 26. Juni.

Als eines Tages der König erwachte, fand er niemanden auf seinem Posten. Statt dessen sah er, als er auf den Balkon hinaustrat, alle seine Untertanen, vom Großvezir bis zum Kaminkehrer, im Hofe versammelt.

Wie? — was? sagte der König.

„Majestät", sagte der Großvezir, „unser Selbstbewußtsein ist erwacht!"

Sehr wohl, entgegnete der König, aber was sollen wir nun beginnen?

An dieser Frage angelangt, führte das erwachte Selbstbewußtsein zur Erregung der Volksseele. . . .

Die Erregung der russischen Volksseele ist nach der Versicherung der Presse eine sehr tiefe. Seitdem das Allerhöchste Reskript vom 18. Februar die Schleusen geöffnet, ergießen sich die öffentlichen Kundgebungen der Volksseele in einem unaufhaltsamen Strome von Briefen, Petitionen, Resolutionen und „Plattformen". Namentlich die „Plattformen", ein Mittelding zwischen Stimmungserguß und Parteiprogramm, mehren sich von Tag zu Tag. Gleich unsren düster langgestreckten Eisenbahnplattformen haben auch diese „Plattformen" des geistig politischen Lebens etwas trostlos Weitgedehntes und Windschiefes, als wäre beim eiligen Aufbau mehr auf die Quantität als die Qualität des Publikums Rücksicht genommen, ja, gleich den auf Kronskosten aufgeführten Gebäuden haben sie einen vorläufigen und gewissermaßen spannenden Charakter. Der politische Unterbau der meisten „Plattformen" besteht aus den Freiheiten negativen und positiven Charakters; fehlt eine der Freiheiten, so scheint sie mehr in der Eile vergessen, als nach reiflicher Ueberlegung fortgelassen. Der Oberbau der praktischen Vorschläge aber, das Dach der „Plattformen", ist von befremdender Zufälligkeit; so enthalten einzelne

„Plattformen" als Konsequenz der Volksvertretung und des Rechtsstaates die Einführung hygienischer, nationalökonomischer und juristischer Kurse in das Programm der Volksschule. Fast ebenso überraschend wirkt das Mißverhältnis zwischen den Forderungen und der wirtschaftlich politischen Lage der Petenten. „Allerdings, schreibt der „Mir Boihij", treten alle diese Bünde mit festen politischen und sogar wirtschaftlichen Programmen hervor, wenn wir aber die letzteren analysieren, so müssen wir gestehen, daß zwischen dem Programm und der wirtschaftlichen Position der betreffenden Gruppe jede Verbindung fehlt." Deutlicher äußert sich K. F. Golowin; er sagt: „In allen diesen Kundgebungen überrascht uns vor allen Dingen die erstaunliche Unkenntnis unsrer Vergangenheit und die ungewöhnliche Dürftigkeit, sozusagen die ordinäre Fadheit des leitenden Gedankens."

Zu einem wesentlich milderen Urteil aber gelangen wir, wenn wir dem dogmatisch-konfessionellen Charakter der Resolutionen und „Plattformen" Rechnung tragen und sie nicht so sehr als ernstgemeinte staatliche Reformvorschläge wie als allgemeinen Ausdruck einer noch nicht ganz spruchreifen Weltanschauung fassen. Für den dogmatischen Charakter der „Plattformen" spricht auch der Umstand, daß die meisten „Plattformen" einander gleichen wie die Kupferlinge. Es liegt daher nahe, eine gemeinsame Münzstätte aller „Plattformen" vorauszusetzen; örtlich läßt sich eine solche Gemeinsamkeit der „Plattformen" nicht konstatieren, wohl aber geistig. Die „St. Peterb. Wed." schreiben: „Wie gering ist die Zahl derjenigen, die unsre Sitzungen, Versammlungen und Kongresse, auf denen die Interessen des Landes, die wirtschaftlichen, moralischen und die übrigen wesentlichen Fragen unsres Lebens erörtert werden, besuchen. Werft einen Blick in unsre Landschaftsversammlungen, in unsre ständischen und übrigen Sitzungen, und ihr werdet staunen, wie wenig diese Räume, wo die brennendsten Fragen des Volkslebens verhandelt werden, vom Publikum besucht sind. In der Provinz interessiert sich niemand für diese Fragen. . . . Die Interessen dieses Publikums beschränken sich, abgesehen von den persönlichen und dienstlichen Angelegenheiten, auf Karten, Klatsch, Frühstück und Liebschaften und bisweilen buchstäblich skandalöse Abenteuer. Alle ernsthafte Zeitverwendung, wie allerlei Sitzungen, Kongresse und besonders Landschafts- und Stadtversammlungen werden von unsrem großen Publikum vollständig ignoriert. Hier sieht man allein unsre an Zahl geringe Intelligenz vertreten."

So werden wir nicht fehlgehen, wenn wir als die vorzüglichen Liebhaber dieser ernsthaften Beschäftigung die russische Intelligenz und in den verschiedenen „Plattformen" die Früchte dieser Liebhaberei erkennen.

Im Juniheft des „Mir Boshij“ untersucht M. Sobolew die künftige Entwicklung der Parteien in Rußland auf Grundlage der verschiedenen wirtschaftlichen Interessen. Nachdem er die Bildung einer agrarkonservativen Partei der Großgrundbesitzer, einer bäuerlich-demokratischen Partei, einer liberal-freisinnigen Partei der Industriellen und Kaufleute und einer sozialistischen Arbeiterpartei fixiert hat, erwägt er zum Schluß die Frage, „ob wohl die russische Intelligenz, als eine besondere Bevölkerungsgruppe, eine selbständige Partei innerhalb der Volksvertretung bilden könne?“ Die Fragestellung klingt befremdlich. Man fühlt sich versucht Herrn Sobolew die unökonomische Absicht zuzuschreiben, alle klugen Leute Rußlands für eine Partei zu verbrauchen und die übrigen vier aus dem törichten Rest zu formieren. Bei reiflicher Ueberlegung aber erkennen wir, daß Herrn Sobolew eine Parteibildung in Analogie der törichten und weisen Jungfrauen durchaus ferngelegen hat, denn das charakteristische Merkmal der Intelligenz bildet in Rußland keineswegs die Schärfe des Verstandes. Auch ist die Bildung nicht ihr wesentlichstes Merkmal. Während einerseits eine vorzügliche Bildung nicht notwendig die Zugehörigkeit zur Intelligenz nach sich zieht, bedarf es anderseits nur einer geringen Vorbildung, um der Intelligenz zugezählt zu werden. So wäre es fehlerhaft, den Professor Budilowitsch oder den Redakteur Gringmut für Vertreter der russischen Intelligenz zu halten, während die meisten Volksschullehrer und fast alle streikenden Studenten der Intelligenz zuzuzählen sind. Es ist die Intelligenz gewissermaßen ein Metier, eine Art politischer Beschäftigung im Nebenberufe, als Bestandteil der russischen Gesellschaft aufgefaßt, vielleicht am besten — eine Gruppe von Leuten, die durch das Fehlen jeder festen wirtschaftlichen Basis und eine fast erbliche Vorliebe für populärwissenschaftliche Lektüre zu einer Art von Interessengemeinschaft gelangt sind.

Nach den Ausführungen Golowins entwickelte sich auf dem verschwommen idealistischen Hintergrunde der liberalen Opposition der 40er Jahre mit überraschender Schnelligkeit etwas durchaus andersartiges — „der sogenannte „Intelligent“, der gerade Zeit gehabt hatte die Schule zu absolvieren, ohne sich indessen zugleich mit dem Wissen die Kultur anzueignen. Diese Intelligenz trat höchst energisch auf, nicht nur alles Bestehende, sondern auch alle Reformprojekte und die gesamte Adelsopposition der 70er Jahre über Bord werfend. Sie forderte etwas durchaus anderes, welches weder das vergangene noch das gegenwärtige Rußland aufzuweisen hatte, nicht die Aufhebung der Leibeigenschaft und des unhaltbaren Justizverfahrens, nicht die Reform der Administration und ihre Ergänzung durch die Einfügung der lokalen Selbstverwaltung, sondern die volle unmittelbare Demokratie mit der tatsächlichen

Herrschaft der Leute, die eine gewisse Reihe von Jahren die Schulbank gedrückt hatten." Für den Typus dieser in den 60er Jahren aufblühenden Intelligenz ist die kritische Schilderung Turgenjews und Dostojewskis zwar sehr bezeichnend, noch bezeichnender aber die gleichzeitige Schilderung der Geister zweiten und dritten Grades, ihrer Verherrlicher und Vorkämpfer. Michailow, Scheller, Poljakowskij, Sslepzow, Bunin, Oglisajewskij, Wolozin, Alsbow, Koronin, Baranzewitsch, Oertel, Olga Schapir usw. Ich zitiere abermals Golowin: „Mit mehr oder weniger Talent, mit mehr oder weniger Pessimismus durchlebten sie alle immer das eine Thema — den Triumph des „Intelligenten", unter der abwechselnden Gestalt des Hauslehrers, Landarztes, Landmessers, Statistikers usw. über die ganze Umgebung, in der es ihm bestimmt war zu handeln. Die Bauern schenken ihm ihr Vertrauen, die Dienstboten betrachten sie liebevoll, die jungen Leute in den Familien der Gutsbesitzer und Kaufleute hören mit Entzücken ihre flammenden Reden, die Frauen fallen ihnen um den Hals, die Väter — unter diesem Namen sind auch die weniger fortschrittlichen jungen Leute zu verstehen — werden von jedem ihrer Worte in den Staub geschmettert." . . .

Wie das Hauptthema und die Stärke jener Schriftsteller im Popularisieren zu suchen ist, so bildet das Popularisieren recht eigentlich das Wesen dieser Intelligenz, die aus dem Liberalismus der 40er und 60er Jahre hervorgegangen, eine Umformung und Vergröberung seiner freiheitlich philanthropischen Ideen auf der Grundlage der wirtschaftlichen Vogelfreiheit und des Hanges zur Einwirkung auf die Massen darstellt. Aus der Sphäre der guten Gesellschaft in die Atmosphäre eines geistigen Proletariats übertragen, verlor der Freiheitsdrang seinen schöngeistigen Charakter, an die Stelle des Idealismus trat der leicht faßlichere Materialismus, an die Stelle des Hegelianismus ein planer Marxismus zweiter Güte, denn die durch die Verhältnisse gebotene Fortpflanzung der Ideen auf dem Wege der geheimen Gesellschaften und der Inspiration bedingte es, daß die russische Intelligenz ihre Ideen niemals aus erster Hand, sondern zumeist aus dritter und vierter Hand erhielt. Verloren die Ideen dadurch an Inhalt und Schärfe, so gewannen sie an Verbreitung, denn gerade die Ideen vierter Hand waren am meisten geeignet auf dem Boden der wissenschaftlichen Halbbildung Wurzel zu schlagen. Hierdurch erklärt sich zur Genüge der sehr zufällige und eigentlich nur teilweise sozialistische Charakter der meisten „Plattformen", auch ihre Weltfremdheit und praktische Undurchführbarkeit kann in dem oben gesagten seine Erklärung finden. Gleich der russischen Bureaukratie befindet sich auch die russische Intelligenz in einem durch Jahrzehnte hindurch fortgesetzten Antagonismus mit dem Leben, und wird schwerlich

die Kraft dazu finden, der Träger einer freien Entwicklung dieses Lebens zu werden. Ja selbst der bedingungslose Enthusiasmus und die Fähigkeit der Selbstaufopferung werden sie vor dem Schicksal, den Tod der doktrinären Halbbildung zu sterben, schwerlich bewahren; einer erneuten Vergröberung der Ideen sich unterwerfend, wird sie der Kampforganisation und der Lebensanschauung des Terrors in die Arme getrieben werden, dessen Einfluß erlischt, wenn sein Werk erfüllt ist.

Das Landtagsreformprojekt ist in der lettischen Presse ausführlich besprochen worden. Die „Deenas Lapa" schreibt: „Mit den deutschen Projekten sich bekannt machend und das Erreichbare derselben auf eigene Verhältnisse beziehend, können die Letten in der Politik etwas lernen: denn in der politischen Taktik und Kunst sind die Deutschen den Letten in jeder Hinsicht voraus." Darauf schildert das Blatt die konservative und die liberale Strömung innerhalb der deutschen Gesellschaft an der Hand der russischen Presse, die liberale Partei wünscht die Beteiligung der Landgemeinden bei den Bezirkswahlen, und dadurch der landlosen Bevölkerung ebenfalls ein politisches Recht zuzugestehen, um sie aber vor finanziellem Leichtsinn zu bewahren, die Landschaftssteuern auf alle Glieder der Landgemeinde zu verteilen. Die Vertreter dieser Richtung, fügt das Blatt hinzu, haben sich vollständig von allen ständischen Prinzipien losgesagt. Es wäre möglich, daß andere Bewohner des Landes mit dieser Partei in Unterhandlung treten. Natürlich nur die Freunde der Landgemeinden; diejenigen, welche radikalere Reformen verlangen, werden hiermit nicht zufrieden sein, vor allem nicht mit dem starken Vermögens- und Bildungszensus. „Charakteristisch ist das, daß derjenige Teil der Letten, welche ihre Mitbrüder für politisch unreif halten und darin mit der deutschen herrschenden Partei übereinstimmen, besonders scharf und bestimmt den Anschluß an die Deutschen zurückweist. Aber auch das ist charakteristisch, daß dieser Teil der Letten seine Projekte über die Landesverwaltung noch geheimer hält, als die Deutschen die ihrigen."

Von den lettischen Projekten erfahren wir einiges durch die „Rig. Awise". Es scheint, daß das deutsche Projekt hier als Muster gedient hat und nur einige Verbesserungen erfahren hat. Die „Rig. Awise" schreibt, daß man häufig die Aeußerung hört, wir brauchen keine Reform des Landtages, sondern die Einführung der Semstwo. Dies ist aber blos ein Spiel mit Worten, da das deutsche Projekt nichts anderes enthält als die Einführung der

Semstwo in den Ostseeprovinzen. Das Blatt polemisiert gegen die Beibehaltung des alten Landtags. „Unter dem Worte „Landtag“ will man in Wirklichkeit nur die sog. politischen Rechte der Korporation der livländischen Gutsbesitzer erhalten. Diese soll auch in Zukunft in erster Linie das Land vertreten, der neue Landtag bloß die wirtschaftlichen Angelegenheiten verwalten.“

Die „Rig. Awise“ erklärt sich damit einverstanden, daß im ritterschaftlichen Landtagsprojekt alle ständischen Merkmale beseitigt sind, auch hält sie die Idee von allständischen Land- und Stadtbezirken für eine sehr glückliche, ebenso ist sie dafür die Selbstverwaltung auf dem Prinzip des Grundbesitzes zu basieren, die Bestimmung über die Sprachenfrage erfährt ihre volle Billigung. Gegen die 3 Wahlkollegien erhebt sie dagegen Einspruch, augenscheinlich sollen die Stimmen der Kleingrundbesitzer nur ganz unbedeutend ins Gewicht fallen. Das Projekt des Rigaschen Lett. Vereins will alle Wähler zusammenfassen und erlaubt nur den Großgrundbesitzern außerordentliche Deputierte in einer Anzahl von 25 % der übrigen Gewählten in die Bezirkstage zu entsenden. Die „Rig. Awise“ schlägt als Mittelweg zwei Wahlversammlungen vor, Großgrundbesitzer und alle übrigen Wähler, die ersten wählen ⅓, die anderen ⅔ der Gesamtzahl der Bezirksdeputierten. Die im Projekt analog den Bestimmungen der russischen Semstwo vorgesehene Beteiligung des Domänenhofs erregt gleichfalls ihren Widerspruch, hier will sie lieber die Arendatoren der Kronsgüter den Gutsbesitzern gleichstellen. Dieselben würden häufig gute Kandidaten der Kleingrundbesitzer für den Landtag abgeben. Schließlich befürchtet das Blatt, daß bei den Wahlen auf dem Bezirkstag die Minorität leicht unvertreten bleiben dürfte. Den im ritterschaftlichen Projekt vorgesehenen Wahlmodus, der diese Gefahr beseitigt, übersieht das Blatt augenscheinlich.

Der „Balt. Wehstn.“ nimmt ebenfalls im Allgemeinen einen ablehnenden Standpunkt dem Projekt gegenüber ein. „Welch' ein Reichtum!“ schreibt er, „ganze 6 Institutionen, eine über der anderen, ungerechnet die Bezirks- und die Gouvernementsvorsitzenden, welche ebenfalls ihre besonderen Aufgaben haben!“ Von diesen 6 Organen hält das Blatt das Gouvernementskomitee und das Kreisamt für überflüssig. „Dennoch können wir nicht annehmen, daß unsere praktischen und verständigen Edelleute Institutionen schaffen wollen, ohne entsprechende Aufgaben . . . Es ist klar, daß das Kreisamt und das Gouvernementskomitee nach ihrer Zusammensetzung rein ritterschaftliche Institutionen sind. . . . Dies ist ein kleiner, aber haltbarer Haken, mit dessen Hülfe man auf dem Papier äußerst viel geben kann, aber nachher im Leben dasselbe in äußerst wenig verwandeln kann.“ —

Die Idee des allständischen Bezirks hat ebenfalls den Beifall dieses lettischen Blattes gefunden, ebenso die Trennung der Kirche von der Selbstverwaltung. Dann plädiert das Blatt noch für Aufhebung der alten Landtage.

Falls die Landgemeinden als bäuerlich ständische Administrativorgane beibehalten werden sollen, so müßte man sie zum mindesten von den wirtschaftlichen Lasten befreien und diese den Bezirken zuteilen. — — —

In der „Peterb. Ztg." finde ich wieder nach langer Zeit einen Artikel des Herren y zur baltischen Verfassungsreform. Es scheint mir, als ob Herr y definitiv Herrn —f—l in diesem Blatt abgelöst hat. Hier erfahren wir, daß in Livland eine Parteibildung vor sich geht, was die „zahlreichen" gegen Herrn v. S. gerichteten Zuschriften in der Presse beweisen. Herr y fürchtet nun, daß dieser „einmütige Protest" in maßgebenden Kreisen nicht beachtet wird. Nebenbei bemerkt Herr y, daß der —f—l Artikel der „Pet. Ztg.": Landtag oder Versammlung der Grundbesitzer? „zur Strafe" von der „Balt. Mon." den Hetzartikeln nationaler Blätter gleichgestellt ist, und fragt dann weiter, ob der Verfasser von „Im Spiegel der Presse" in seiner Verständnislosigkeit konsequent genug sein wird, alle dem Herrn Verf. der Artikel in der „Nordl. Ztg." zustimmenden Aufsätze mit dem gleichen Anathema zu belegen. Hier muß ich ein Mißverständnis aufdecken, weder habe ich damals Herrn —f—l „strafen" wollen, als ich die Tatsache feststellte, daß Herr —f—l dieselben Gedanken über die Verfassungsreform wie ein Teil unserer nationalen Presse vertritt, noch will ich es jetzt mit seinem Parteigenossen y tun, da ich genügend Verständnis für diese — „Parteibildung" besitze.

Den 15. Juli.

In enger Verbindung mit der Landschaftsminorität, wie sie seinerzeit durch Schipow und Trubetzkoj vertreten wurde, haben sich aus der Mitte des russischen Adels zwei politische Korporationen monarchisch-konservativer Richtung entwickelt, „der Bund der russischen Männer" in Moskau und der „vaterländische Bund" in Petersburg, ersterer unter Leitung Scheremetjews, letzterer unter der Führung Bobrinskis. Beide Bünde stehen auf dem Boden des gesetzlichen Absolutismus und befürworten eine Reorganisation des Staates auf national-volkstümlicher Grundlage. In der Deputation vom 22. Juni, welche an Allerhöchster Stelle den Wunsch einer Erhaltung der Selbstherrschaft und die Warnung vor der Staatsweisheit politischer Schönredner zum Ausdruck brachte, handelten beide Bünde gemeinschaftlich, ein sachlicher Unterschied

zwischen der Petersburger und Moskauer Adelsgruppe besteht nicht und es unterscheiden sich die beiden Bünde allein durch eine größere und geringere Klarheit der Ziele und Vorstellungen, das Verdienst der Klarheit ist der Petersbu ger Gruppe zuzusprechen, während der russische Bund mehr das Eigenartige und Volkstümliche betont.

Bereits im Mai wurde der russische Bund in Moskau be- begründet, als „eine Vereinigung aller Männer jeden Standes und Berufes, die des unerschütterlichen Glaubens sind, daß Kirche, Selbstherrschaft und Volk in untrennbarer Einheit das große und mächtige Rußland bilden.“ Als die Aufgabe des russischen Bundes bezeichnet der Bund selbst in seinem Moskauer Manifest: „Mit allen gesetzlichen Mitteln für die Einheit der Kirche, des Thrones und des Volkes zu wirken, die richtige Erfüllung des kaiserlichen Manifestes vom 18 Februar und die Erwählung wahrhaft würdiger Volksvertreter anzustreben, mit allen Mitteln die Ueberwindung des äußeren Feindes, die Beruhigung der inneren Wirren und die Herstellung von Recht, Ordnung und Gesetzmäßigkeit zu fördern.“

Dieses Programm befriedigte die monarchische Partei Gringmuts ebensowenig wie die radikalen Bünde und ihre Presse, und verfiel nicht ganz unbegründet dem Vorwurf äußerster Unbestimmtheit. Als detaillierteres Programm diente dem russischen Bunde das Schipowsche so lange, bis dieses Programm dank der einmütigen Mißachtung aller Parteien aus dem Kreise der „Plattformen“ auszuscheiden gezwungen war.

Seit der Zeit ist der russische Bund mit der Ausarbeitung eines dauerhaften Programms beschäftigt. Ein Aufsatz Jeshows in der „Nowoje Wremja“ gibt uns die Möglichkeit, den Bund bei dieser Tätigkeit zu belauschen. Im Sitzungssaal des Bundes hatte sich ein zahlreiches Publikum verschiedener Berufe und Gesellschaftsschichten, vom Offizier bis herab zum Fabrikarbeiter und einfachen Manne versammelt, der Abend war dem Vortrage des Herrn Kurators des Moskauer Lehrbezirks, Professor P. A. Nekrassows, über die noch bevorstehende Staatsreform und die Wahl und Kammersysteme gewidmet. Professor Nekrassow wies darauf hin, daß in den früheren Sitzungen des Bundes ausschließlich die juristische Seite der Staatsreform von den betreffenden Vortragenden betont worden wäre, daß aber seiner Meinung nach die reine Jurisprudenz mit ihren Kräften allein nicht berechtigt wäre, die allgemeinen politischen und staatsrechtlichen Fragen zu entscheiden. Bei dem Bau, der wirtschaftlichen Ausrüstung und der Bewegung des Staatsschiffes auf den Wogen des Weltmeeres müssen alle an ihrem Platze, in der durch die oberste Gewalt bestimmten und geeinigten Ordnung behilflich sein. Des weiteren wandte sich der Redner den inneren Wirren zu, sowie der Notwendigkeit einer Vereinigung aller Klassen zum Kampfe gegen das Bestreben, durch

ungerechte Beschuldigungen die natürlichen und historischen Autoritäten des russischen Staates zu erschüttern. Ferner sprach Herr Nekrassow vom Bunde der drei Autoritäten, der Kirche, des Reiches und der Akademie, der sich im Leben des russischen Staates in der historischen Form der dreifachen Autorität, der Rechtgläubigkeit, der Selbstherrschaft und der Akademie der Künste und Wissenschaften konsolidiert hätte, und den er als den Widerschein der irdischen Wahrheitssonne bezeichnete. — Gegen 1 Uhr nachts schloß Herr Nekrassow seine Vorlesung, die um ca. 8 Uhr abends begonnen hatte. Die auf die Tagesordnung gesetzte Diskussion fiel fort, da das Auditorium allzu erschöpft war.

Die Wirkung des Vortrages wurde leider durch einen unvorhergesehenen Umstand beeinträchtigt. Während nämlich Herr Nekrassow seinen Vortrag nach seinen eigenen Worten auf das Bildungsniveau der 5. Gymnasialklasse berechnet hatte, hatte sich ein zahlreiches unter diesem Bildungsniveau befindliches Publikum eingefunden, so daß ein Drittel der Zuhörer den Ausführungen des Herrn Nekrassow nicht hatte folgen können.

Das Projekt des vaterländischen Bundes bietet eine Volksvertretung mit beratender Befugnis und auf ständischer Grundlage, als Kautel einer konservativen Entwicklung erscheint neben einem Vermögenszensus der Urwähler der Umstand, daß nicht die Volksvertretung selbst, die nur alle drei Jahre auf eine kurze Frist zusammentritt, sondern der aus dieser Volksvertretung gewählte Ausschuß des Reichsrats mit beratender Stimme an den Staatsgeschäften teilnimmt. Die Motive und die politische Denkweise des vaterländischen Bundes treten uns in prägnanter Fassung in den Ausführungen A. Karejews entgegen, der sich in einem Artikel der „Nowoje Wremja“ gegen die Angriffe der radikalen Presse anläßlich der Deputation der beiden Bünde vom 21. Juni verteidigt; er schreibt: „Bei uns wird der Konstitutionalismus nur von kurzer Dauer sein und gleich Staub von den Sozialdemokraten Gapponschen Schlages hinweggefegt werden. Sie versichern schon jetzt im Voraus ohne jede Ziererei, daß alle diese zu nichts brauchbaren Bourgeois unverzüglich entfernt werden müssen. Nicht lange wird sich wahrscheinlich auch dieses Gapponsche Regime halten, es wird vom Bauer hinweggefegt werden. Alles dieses wird sich sehr geschwind verwirklichen, da wir Russen verzweifelte Radikale sind; radikal aber sind wir erstens, weil wir Slaven sind und dem Slaven steckt der Radikalismus im Blute, und zweitens, weil wir nur wenig kultiviert sind.“ — „Unter den Delegierten, schließt Karejew, die sich an den Zaren gewandt haben, befanden sich zwei hochtitulierte Personen, die zugleich die Führer unsrer Bünde sind, dieses gefällt der radikalen Zeitung nicht, und sie wird ironisch. Rußland einer Kutsche vergleichend, führt sie aus, daß auf ihren

Trittbrettern zwei Lords stehen. Gut, antworte ich, vortrefflich! Gott sei Dank, daß sich noch Lords und Gentlemens finden, die dieser Kutsche dienen wollen. Sie werden nicht überflüssig sein, wenn unsre Gegner die Kutsche überfallen — die einen mit Sprengvorrichtungen, die andern mit ihren konstitutionellen Verfassungsentwürfen."

Die Diskussion in der Patronatsfrage schließt mit einem Artikel in der „Düna Ztg.", der die ganze Frage bloß vom nationalen Standpunkt aus behandelt. Die Aufhebung des Patronats wäre gleichbedeutend mit völligem Ausschluß der Deutschen vom Predigeramt. Es ist erklärlich, daß die Argumentationsweise unsrer nationalen Presse auf die deutsche rückwirkt. Der „Rig. Awise" kommt der Artikel natürlich sehr gelegen, schon längst sucht sie ja den Beweis zu erbringen, daß das einzige Motiv für Beibehaltung des Patronats sei, die deutschen Prediger mit Stellen zu versorgen.

Die Unruhen auf dem Lande stehen wieder einmal im Vordergrunde des politischen Interesses. Die „Düna-Ztg." brachte am 2. Juli einen längeren Artikel über die Agititionstätigkeit der lettischen Sozialdemokratie. Dieser Aufsatz machte ein gewisses Aufsehen, besonders überraschend kam er der russischen Presse, die „Rishk. Wed." und der „Rishk. Westn." brachten gleich am nächsten Tage ausführliche Wiedergaben. Bei den „Rishk. Wedom." war der Eindruck nachhaltig, sie hat jetzt den revolutionären Charakter der Bewegung auf dem Lande erfaßt. Der „Rishk. Westn." hat sich schnell von der ersten Ueberraschung erholt; schon am 5. Juli konnte er seinen Lesern aus bester Quelle versichern, daß die ganze lettische Sozialdemokratie von den Juden gemacht werde, die wieder im engen Zusammenhang mit Deutschland stehen. Es sei ein Fehler, der Bewegung einen politischen Charakter zuzuschreiben. Der „Balt. Westn.", welcher durch den Aufsatz der „Düna Ztg." arg verschnupft war, glaubte er doch aus demselben einen Vorwurf gegen die Letten herauslesen zu können, atmete erleichtert auf, druckte den ganzen Artikel des „Rishk Westn " ab, und erklärte, das russische Blatt habe den Beweis erbracht, daß die Letten allein an der Bewegung nicht schuld seien. Der „Balt. Westn." verteidigte sich vorschnell gegen eine Behauptung, die garnicht erhoben war, hatte sich aber in der „Düna-Ztg " nicht verrechnet, da diese sehr bald wieder in das nationale Fahrwasser eingelenkt war.

Die „Rishk. Wedom." ließ die günstige Gelegenheit nicht vorüber, dem „Rishk. Westn.", ihrem alten Feinde, die vielen

Widersprüche in seinen Behauptungen nachzuweisen. Der „Rishk. Westn" antwortete nicht gleich, der Angriff wurde darum in einem längeren Leitartikel wiederholt. Jetzt antwortete der „Rishk. Westn" in einem Artikel: „Ist denn das baltische Dorf revolutionär?" Diese Frage beantwortete er natürlich mit „Nein". Als aber der zähe Widersacher nicht aufhörte immer von neuem an Beispielen die Kurzsichtigkeit des „Rishk. Westn" zu illustrieren, sah sich das ehrenwerte Blatt am 11. Juli genötigt den Kurs zu ändern; in einem schwungvollen Leitartikel stellte es die Behauptung auf, immer die Revolution auf dem Lande kommen gesehen zu haben. Es sei darum immer für grundlegende Reformen gewesen, besonders auf dem Gebiete des Volksschulwesens, um den Zündstoff zu beseitigen. Hier machten die „Rig Awise" und der „Post." ein großes Fragezeichen. Einige Tage darauf leugnete der „Rishk. Westn." wieder den revolutionären Charakter der Bewegung. Seinen weiteren Wandlungen konnte ich nicht folgen, und überließ das den „Rishk. Wedom.", die behaglich in dem reichen Stoff für Leitartikel schwelgt.

Die „Rig Awise", die wie bekannt immer wieder energisch gegen die Unruhen Front macht, ist darum vielen Angriffen aus dem lettischen sozialdemokratischen und radikalen Lager ausgesetzt. Der Verein „Auseklis" veranstaltet Teeabende, auf denen Maßregeln zur Bekämpfung des feindlichen Blattes ausgedacht werden, unterstützt werden diese Bestrebungen durch die lettischen Blätter „Balt. Wehstn." und „Deenas Lapa", ja auch die „Rig. Rundsch." hält es für angebracht sich in diesem Streit auf die Seite der „Auseklis" zu schlagen.

Unter dem Landvolk scheint sich eine Bewegung zu Gunsten der „Rig. Awise" geltend zu machen, mehrere Lemsalsche Leser drücken ihre Zufriedenheit mit der Haltung des Blattes aus und meinen, daß die Zahl der Abonnenten desselben schnell wachsen wird, da das Landvolk vor allem nach Ruhe und Sicherheit sich sehnt. —

Das Interesse an der Selbstverwaltungsreform scheint nachgelassen zu haben, die nationalen Blätter haben ihren Standpunkt dem Projekt gegenüber mehr oder weniger ablehnend präzisiert. Die knappen Zeitungsberichte über die Landtagsverhandlungen wurden in der nationalen Presse wörtlich wiedergegeben. Der „Balt. Wehstn." fügte noch von sich aus hinzu, daß augenscheinlich die liberale Partei auf dem Landtag gesiegt habe. In eine etwas günstigere Beleuchtung ist das livländische Reformprojekt gerückt worden, durch die Veröffentlichung des kurländischen, und durch die Angriffe von deutscher Seite, die dieses in der „Lib. Ztg." und „Rig. Rundsch." erfuhr. Die „Rig. Awise" drückt ihre Zufriedenheit mit diesen deutschen Angriffen aus.

Dem „Balt. Wehstn." ist aus Kreisen des Kleingrundbesitzes eine Zuschrift zugegangen, welche abweichend vom Redaktionsstandpunkte das ritterschaftliche Projekt einer Kritik unterzieht.

Der Verfasser verlangt gemäß der Steuerquote nach dem Talerwert des Kleingrundbesitzes ein doppelt großes Stimmrecht für denselben gegenüber dem Großgrundbesitz. Weiterhin tritt er für Beibehaltung der Kirchspiele als unterste Selbstverwaltungseinheit ein, den Kreistag denkt er sich aus den Gutsbesitzern und den Gemeindeältesten des Kreises gebildet, die in der ersten Zeit getrennt sitzen. Sie wählen Delegierte für den Provinziallag und beständige Komitees. Bezahlte Aemter sollen nach dem Prinzip der Parität besetzt werden.

PB.

Eine estnische Stimme.

Der „Revaler Beobachter" vom 20. Juni und 19. Juli bringt zwei Zuschriften eines Esten, die uns wichtig und wertvoll genug erscheinen, um sie an dieser Stelle, wo sie weniger leicht in Vergessenheit geraten, in extenso wiederzugeben.

I.

20. Juni.

Ich habe hin und wieder in den Spalten Ihrer geehrten Zeitung maßvolle Entgegnungen auf die schamlosen Hetzartikel eines gewissen Teiles der estnischen Presse gefunden, habe aber doch immer daran denken müssen, daß die Entgegnungen von einer nicht unparteiischen Seite ausgegangen waren, d. h. von Deutschen, den sog. „Saksad" geschrieben waren. Diese Artikel wurden von der estnischen Presse stets mit beißender Ironie und grobem Spott abgefertigt, indem sich die führenden Organe, wie der „Postimees", in dem stolzen Bewußtsein sonnten, daß ihre Anschauungen mit den Anschauungen des estnischen Volkes identisch wären; denn aus dem Volke erhob sich keine Kontrastimme. Das Volk schwieg — und dieses Schweigen deutete der „Postimees" als Einverständnis mit seiner Gesinnung. In dieser glänzenden Sicherheit geht der „Postimees" so weit, daß er sich bei Erörterungen seiner Ansichten den Anschein gibt, als ob er der Vertreter des gesamten Estenvolkes wäre und im Namen des Volkes zu sprechen die innere Berechtigung hätte. Dem ist aber nicht so!

Daher ist es, denke ich, die höchste Zeit, daß auch aus dem Volke eine Stimme ertönt, die nicht in das Horn des „Postimees"

und Konsorten bläst, daß auch ein „Este" es versucht, die Schmach abzuwälzen, die der „Postimees" täglich auf das Volk wälzt, indem er seine Gesinnung der Gesamtheit aufoktroyiert und zugleich den Glauben erweckt, als ob das erbärmliche Bild, das aus seinem Rahmen herausschaut, ein Spiegelbild des estnischen Volkes wäre!

Ich bin ein Este, habe mein Land und mein Volk lieb und wünsche von Herzen, daß auch dem Estenvolke alle Segnungen der jüngst erlassenen Allerhöchsten Ukase baldigst zuteil werden mögen, auf friedlicher, vernünftiger Grundlage. Aber ebenso von Herzen wünsche ich auch, daß es vor solchen Phantasten, wie der „Post." usw. durch ein gütiges Geschick bewahrt werden möge, die das Volk allmählich auf eine schiefe Ebene drängen!

Oft hat mir beim Lesen der Leitartikel des „Postimees" das Herz gebebt in gerechtem Zorn, aber eben liegt die Nr. 128 des „Postimees" mit dem Artikel „Wenn das Salz dumm wird" vor mir, und meine Geduld ist erschöpft.

In Südlivland sind haarsträubende, unglaublich rohe Geschichten, kirchenschänderische Untaten an der Tagesordnung. Ein alter ehrwürdiger Pastor, der sein ganzes Leben der Gemeinde gewidmet hat, wird von der Kanzel gerissen, mißhandelt, zerschunden und längs der Landstraße durch den Schmutz geschleift. Nichts Heiliges ist mehr, es lösen sich alle Bande frommer Scheu.

Ich erwartete vom „Postimees" wenigstens ein Wort der Mahnung, ein Wort des Abscheus vor solchen Taten, statt dessen schreibt der „Postimees" unter der Spitzmarke „Wenn das Salz dumm wird" einen gehässigen Artikel, strotzend von Ungerechtigkeiten, Lügen und schamlosen Hetzereien gegen unsre lutherischen Pastoren. Frech ruft er der lutherischen Geistlichkeit ins Gesicht. „Was ihr gesät habt, das erntet ihr jetzt." Wo bleibt da die Moral?

Der Pastor hat Liebe gesät sein ganzes Leben lang; nach der Sophistik des „Postimees" müßte er auch Liebe ernten; er erntet aber Haß! Man hat vor seinem grauen Haar nicht Respekt, die Heiligkeit des Priesterrockes, die selbst bei den Menschenfressern Ehrfurcht genießt, ist ein überwundener Standpunkt! Wo liegt hier die Schuld, die ins Ungeheuerliche gewachsen ist? Sie liegt in den jahrzehntelangen Hetzereien der jungestnischen und junglettischen Presse! Möge jetzt der „Postimees" dagegen per „wir" protestieren. Ich aber weiß, daß hinter dem „wir" nur eine Handvoll gewissenloser Agitatoren steckt. Ich schreibe per „ich", weiß aber, daß ich hier Zehntausenden aus der Seele spreche.

Der „Postimees" fragt in Betreff der Kirchenschließungen: „Kroch etwa Luther auf Schloß Wartburg unters Bett, als in den Kirchen Wittenbergs Unruhen ausbrachen?"

Der „Postimees“ möge so liebenswürdig sein und mir mitteilen, ob Luther auch vom Volk mißhandelt und an den Füßen durch den Straßenschmutz Wittenbergs geschleift worden ist. Ich jedenfalls habe so etwas nicht gehört.

Weiter schreibt der „Postimees“: „In der Bibel steht, das Wort Gottes ist ein zweischneidiges Schwert, warum könnt Ihr nicht kämpfen? Seid Ihr kraftlos, so tretet aus der Reihe heraus hinter den Ofen, aber sucht dann die Schuld an Euch, nicht an der Gemeinde!“

Worin liegt aber die Schuld des Pastors? Der Pastor hat uns in der heiligen Taufe aufgenommen in die christliche Gemeinschaft. Der Pastor hat uns in der Konfirmationslehre die Lehren der Bibel, die Gebote des Katechismus ins Herz geführt und eingeprägt, uns väterlich ermahnt, auf der Bahn des Glaubens fortzuschreiten als gesittete Mitbürger der menschlichen Gesellschaft. Der Pastor hat uns beim Eintritt in die Ehe seinen Segen, welcher der Segen Gottes ist, aufs Haupt gesprochen. Der Pastor hat unsre Kranken getröstet und gestärkt mit seinem Wort und mit Gotteswort, hat an den Gräbern unsrer Lieben mit uns getrauert, bei der Taufe unsrer Sprößlinge sich mit uns gefreut. — Ist das die Schuld, von der der „Postimees“ predigt? Wahrscheinlich nicht! Aber der Pastor hat uns ermahnt, getreue Söhne des Reiches zu sein, Gott zu geben, was Gottes ist, dem Kaiser aber zu geben, was des Kaisers ist, hat uns ermahnt, der von Gott eingesetzten Obrigkeit gehorsam zu sein, hat uns ermahnt, uns der nationalen Agitation fernzuhalten, und hat versucht, uns über die schädliche Richtung des größten Teiles der nationalen Presse die Augen zu öffnen!

Ist das die Schuld, von der der „Postimees“ predigt? Wahrscheinlich wohl! Mit dieser Schuld auf dem Gewissen kann sich jeder Pastor fröhlich nach des Tages Last und Hitze zur Ruhe legen, sein Schlaf wird erquickend sein.

Also wenn der „Postimees“ die Kirchenschändungen, die das Herz eines jeden ehrenhaften Menschen, er mag nun Este, Lette oder Deutscher sein, vor Abscheu erbeben machen, im Namen des Volkes gutheißt, so protestiere ich hier im Namen des Volkes gegen eine solche Gesinnung.

Der zweite Sündenbock des „Postimees“ ist unser Großgrundbesitzer, oder, um die Sprache des „Postimees“ zu gebrauchen, der landbesitzende „Junker“ und der „Baron“. Nach unsrem Großgrundbesitzer ist im Laufe der Jahre vom „Postimees“ so viel Schmutz geworfen worden, daß ich schon lange erwartete, er werde keinen Schmutz mehr finden. Aber siehe da, der Schmutzbrunnen des „Postimees“ ist unerschöpflich. Der Großgrundbesitzer,

selbstverständlich der adlige, ist ein Volkstyrann, an dem kein einziges gutes Härchen ist, er ist ein Vampyr, der in vollen Zügen das Blut des armen Bauern trinkt, ein Mitesser, der sich vom Schweiße des Bauern nährt. Er besoldet seine Arbeiter so gering, daß sie, wenn nicht gerade Hungers sterben, so doch elendiglich vegetieren, von der Bauerschaft aber erpreßt er soviel Pachten, daß der größte Teil seiner Pächter nach einigen Jahren am Bettelstabe ist, und da fängt mit neuen Zuzüglern sein grausames Spiel von neuem wieder an. Er stellt den Loskaufpreis der Gesinde so hoch, daß die verkauften Gesinde nach einigen Jahren auf dem Auktionswege wieder in seine Hände zurückfallen rc.

So und ähnlich lauten die täglichen Jeremiaden des „Postimees", die natürlich von dem größten Teil der übrigen estnischen Presse in demselben Ton mitgejammert werden, und was den Stil dieser jämmerlichen Federerzeugnisse anbetrifft, so gilt hier natürlich das Motto: „Je frecher, desto besser."

Hier möchte ich vor allen Dingen die höflichen Fragen an den „Postimees" einschalten: „Warum dient der Hofsknecht viel lieber beim adligen Großgrundbesitzer, als beim heraufgekommenen estnischen Großgrundbesitzer? Warum pachtet der Pächter viel lieber eine Stelle beim adligen Großgrundbesitzer, als beim estnischen Großgrundbesitzer?"

Es wäre mir sehr angenehm, die Beantwortung dieser Fragen vom „Postimees" zu hören. Oder sollte er etwa diese Tatsachen ableugnen?

Was nun in den Beschuldigungen des Großgrundbesitzers Unwahres ist, detailliert nachzuweisen, liegt hier garnicht in meiner Absicht. Es genügt mir, wenn ich als langjähriger Kenner und Beobachter unsrer landischen Verhältnisse kategorisch erklären kann, daß die Beschuldigungen des „Postimees" kolossal übertrieben, zum größten Teil aber lauter gehässige Unwahrheiten sind.

Diese Erklärung wird genügen, um zu verhüllen daß der Stadtbevölkerung, die mit unseren landischen Verhältnissen unbekannt ist, Sand in die Augen gestreut wird.

Die landische Bevölkerung aber weiß es selbst, daß die Beschuldigungen des „Postimees" im wesentlichen nichts als nationale Hetzereien sind.

Vor einiger Zeit fragte ich einen sehr intelligenten Gemeindeältesten, was er von den Leitartikeln des „Postimees" halte. Der Gemeindeälteste antwortete mir: „Ich abonniere wohl auf den „Postimees", aber hauptsächlich, und besonders jetzt in der Kriegszeit, wegen der Telegramme und Nachrichten, die man im „Postimees" früher erhält, als in den meisten anderen Zeitungen; denn er erscheint täglich. Natürlich lese ich auch die gehässigen Artikel,

aber nur mit einem Auge; mit dem anderen schaue ich auf das wirkliche Leben um mich herum und staune darüber, wieviel Unwahrheiten und Phantasien aus dem Volksleben ein Journalistenkopf aushecken kann."

Vielen Bauern, mit denen ich im Laufe der Jahre zusammengekommen bin, habe ich diese Frage vorgelegt und immer ähnlich gehaltene Antworten, wie ich sie vom Gemeindeältesten erhielt, zu hören bekommen. Ein großer Teil der Bauern sagt ganz einfach, diese Artikel lesen wir garnicht, das ist alles Quatsch (lora). Wohl gibt es einen Teil der Bauernschaft, aber, Gott sei Dank, nur einen geringen Teil, von dem diese Geisteskost täglich begierig verschlungen und jedes Hetzwort zehnfach unterstrichen wird. Das sind Tagediebe, Taugenichtse, durch Saufen heruntergekommene Pächter, wegen grober Vergehen exmittierte Hofsarbeiter ꝛc. mit einem Worte, die Hefe der Bauernschaft. Aus diesen Leuten rekrutieren sich auch die Trupps, die Unruhen hervorbringen und Streiks arrangieren, denen nichts heilig ist, denen jede Ordnungsstörung einen Hochgenuß bereitet, weil sie dann im Trüben fischen können.

Die Ansichten dieser Leute decken sich mit den Ansichten des „Postimees". Diese Leute sind aber nicht das Volk, sondern wie gesagt die Hefe des Volkes. Das Volk trifft die Schuld, daß es sich bei den Ausschreitungen passiv verhält und nicht die Hand dazu reicht, die Aufrührer dingfest zu machen.

Die livländischen Kirchenschändungen sind ja meistenteils nur von einzelnen Individuen ins Werk gesetzt worden; hätte das Volk eingegriffen und den Pastor beschützt, so wären die Ausschreitungen im Sande verlaufen. Das Volk tat es aber nicht und muß jetzt die Folgen tragen, d. h. es kann sich nicht rechtfertigen, wenn es der Mitschuld bezichtigt wird.

Warum verhält das Volk sich aber passiv? Ich wage zu behaupten: aus Furcht vor den Aufwieglern. Der Bauer weiß es wohl, daß er dem Schreier in der Kirche oder dem sonstigen Unruhestifter physisch überlegen ist, aber er fürchtet die geheime Rache dieser Elemente, die sich äußert in Brandstiftung und Todschlag aus dem Hinterhalt.

Der „Postimees" sucht den Grund zu den Unruhen, die unter dem Volk Platz greifen, auf dem Lande in dem Verhalten des Großgrundbesitzers zum Bauern, in der Stadt in dem Verhalten des Großindustriellen zum Arbeiter. Ich gebe aber dem „Postimees" den dringenden Rat, auch anderweitig nach Ursachen zu suchen; heißt es doch in der Schrift, wer suchet, der findet. Ich bitte ihn aber mit dem Suchen in den eigenen Spalten den Anfang zu machen. Jedenfalls wird die Lage des Volkes nicht besser

werden, solange sich Männer als Führer des Volkes aufspielen, die am Glockenstrang des Aufruhrs ziehen und Gewalt predigen. Freilich, diese Arbeit macht sich bezahlt; dabei kann man leicht den Beutel füllen und Häuser kaufen.

Daher muß hier auch die Frage aufgestellt werden: „Was ist der wahre Grund der nationalen Agitation der betreffenden Presse? Ist es wirklich ein untilgbarer Nationalhaß, oder ist dieser Haß nur eine fette Kuh, die täglich Milch gibt?

Ich neige mich der letzteren Ansicht zu. - Das Volk aber braucht Männer, die es, fern von jedem Eigennutz, auf friedlichem Wege mit Vernunftgründen in den Grenzen des Möglichen, auf der Basis des friedlichen Wettbewerbes nebeneinanderlebender Nationen auf die kulturelle Höhe führen.

Daß unser Bauer eben wirtschaftlich schwere Zeiten durchlebt, das gebe ich allerdings dem „Postimees" unumwunden zu, muß aber hinzufügen, daß der Großgrundbesitzer es nicht leichter hat. Die Ursachen hierfür liegen aber einfach in den mehreren aufeinanderfolgenden schlechten Wirtschaftsjahren. In guten Jahren lebt unser Bauer auf ziemlich gutem Fuße; die besseren Elemente leisten prompt ihre Zahlungen und sind im Stande, noch einen Notgroschen zu erübrigen. Zwei schwere Laster freilich schädigen unseren Bauern empfindlich und untergraben seinen Wohlstand, das sind die allgemeine Trunksucht und die allgemeine Putzsucht. Die Summe, die jährlich für diese Laster von dem Gesamtergebnis unsrer Ernte verausgabt wird, ist sicher erschreckend hoch.

Das Vorstehende möge genügen.

Fern sei es von mir, mich mit dem „Postimees" in Betreff der genannten Fragen in eine Polemik einzulassen; denn Streitsucht war nicht der Zweck dieser Zeilen. Ich wollte nur unsrem gebildeten Publikum zeigen, daß wir durchaus nicht die gehässigen Leitmotive des „Postimees" im Speziellen und der übrigen estnischen Presse im Allgemeinen gutheißen. Habe ich das, wenn auch nur zum geringen Teile, erreicht, so ist die Aufgabe, die ich mir stellte, erfüllt. Den Spott und Hohn des „Postimees" fürchte ich nicht; denn ich weiß, meine Anschauungen werden von Hunderttausenden des Estenvolkes geteilt.

II.

19. Juli.

Die „Düna Ztg." veröffentlichte vor einigen Tagen eine Zuschrift aus ihrem Leserkreise, wo gegen die Aufhebung des Patronatsrechts protestiert wird. Dagegen führt der „Postimees" aus, daß es eine besondere Weise ist, wie die Deutschen die Wünsche und Ziele des estnischen Volkes verstehen. In Betreff der Aufhebung des Patronats waren alle estnischen Parteien, das ganze estnische Volk eines Sinnes. Was die verschiedenen estnischen Parteien anbetrifft, so mag der „Postimees" recht haben, daß sie alle für die Aufhebung des Patronats sind. Das ganze Volk aber vorzuschützen ist mindestens absurd, denn dem „Postimees" ist es sicher unmöglich gewesen, jeden einzelnen Esten in dieser Frage zu interviewen. Jedem aufmerksamen Beobachter ist es bekannt, daß die Bauernschaft weiter Gebiete Estlands sich für das Patronat nicht im geringsten interessiert, ja viele verstehen überhaupt den Sinn des Patronats garnicht. Viele gebildete Esten, zu denen auch ich gehöre, sind wohl im Prinzip für die Aufhebung des Patronats, halten aber die Aufhebung in den gegenwärtigen unruhigen Zeiten für mindestens verfrüht. Hauptsächlich aber aus dem Grunde, weil wir nicht wissen, was denn eigentlich an Stelle des Patronats treten soll.

Freiheit, allgemeines Stimmrecht, klingt wohl recht hübsch, die Resultate dieser Freiheit müßten aber erst abgewartet werden. Der „Postimees" meint, daß die Gemeinden für die allgemeine Wahl reif genug wären, denn wo die Gemeinden selbst den Pastor gewählt hätten, wären beinahe nirgends solche Unruhen vorgekommen, wie dort, wo das Patronat den Pastor gewählt hat. Das mag schon wahr sein, es darf aber nicht vergessen werden, daß der „Postimees" hier von der Vergangenheit redet, wo die Zeiten eben andere waren. Jetzt, wo durch die Volkspresse ein recht starker revolutionärer Geist weht, dürfte die freie Wahl doch anders ausfallen. Gesetzt nun den Fall, daß zu irgend einer bevorstehenden Pastorenwahl der „Postimees", die „Uudised" und die „Sakala" ihre Vertreter abdelegieren, so gibt es gleich schon drei Wählergruppen, die sich bis aufs Blut befehden werden. Rechnen wir nun den Adel und die Intelligenz als die vierte Gruppe und die besonneneren Männer des Volkes als Gruppe für sich hinzu, so gibt es statt der früheren zwei Gruppen deren fünf. Den Sieg erfechten wird aber die Partei, die am meisten Propaganda macht. Am meisten Propaganda wird aber die revolutionärste Partei machen. Das Resultat würde sein, daß nur ein jungestnischer Pastor gewählt wird, der sich offen oder im geheimen zu

der revolutionären Partei bekennt. Wird der auf diese Weise gewählte Pastor auch in der Folge der revolutionären Partei treu bleiben, so wird er von den übrigen Gruppen aufs stärkste bekämpft werden. Tritt er aber zu einer gemäßigten Partei über, so wird er wieder sicher von der Kanzel gerissen. Also Hader ohne Ende!

Daher denken wir, besonnenere Esten, das es besser wäre, das Patronatsrecht noch nicht definitiv aufzuheben, sondern erst hier und da die Pastorenwahl den Gemeinden probeweise freizugeben, um auf diese Weise die Resultate der freien Wahlen zu sehen und gleichzeitig das Volk allmählich zur Selbständigkeit zu erziehen. Der wirkliche Fortschritt greift nur Schritt für Schritt um sich, während Siebenmeilen-Sprünge oftmals nur rückwärts führen. Der „Postimees“ wirft unseren Pastoren vor, daß sie deutsche Politik treiben, er wird diesen Vorwurf mit nichts anderem beweisen können, als daß unsere Pastoren mit dem örtlichen Adel verkehren. Mit wem soll aber der Pastor verkehren, da wir ganze Kirchspiele haben, wo außer dem Adel, natürlich Doktor und Apotheker ausgenommen, keine einzige gebildete Familie zu finden ist. Auf dem Verkehr mit dem umliegenden Adel wird aber auch der Pastor estnischer Nationalität angewiesen sein, wenn er nicht innerlich verflachen will. Dann wird er aber wieder Verräter am Volk heißen. Würden aber wirklich solche Pastoren zu finden sein, wie die estnische Presse sie verlangt, dann würde erst recht Politik in die Kirchen getragen werden, dann erst würden unsere bis jetzt so stillen und ehrfurchtgebietenden alten Kirchen zu Schauplätzen sozialpolitischer und anarchistischer Propaganda werden. Davor schütze uns Gott!

Zum Schluß erklärte der „Postimees“ recht hochtrabend, wenn doch die Deutschen vom Piedestal niedersteigen würden und in ihm einen Gegner sehen würden, der wohl andere Ansichten hat, aber von ehrenhaften Bestrebungen geleitet wird, dann würde das gegenseitige Verstehen mehr Platz greifen und die Schärfe des Kampfes würde sich vermindern.

Hierzu muß ich bemerken, daß wohl die Bestrebungen des „Postimees“ und die Ziele, die er sich gesteckt hat, ehrenhaft sein mögen. Daß er für die Rechte des Volkes kämpft, wird ihm wahrscheinlich auch kein Deutscher verargen. Wir Esten aber verlangen sogar von ihm, daß er für die Rechte des Volkes kämpft, denn das ist seine heilige Pflicht. Wir verlangen aber auch dringend, daß der „Postimees“ mit ehrlichen Waffen kämpft. Das tut er leider nicht! Der „Postimees“ huldigt dem jesuitischen Grundsatze, der Zweck heiligt die Mittel, und daher führt er auch unehrliche, unflätige Waffen, die stets von grobem Schimpf und

frecher Satire triefen und nicht selten vom revolutionären Giftspeichel übertüncht sind.

Solange der „Postimees“ solche Waffen führt, darf er von der bis jetzt hochanständigen deutschen Presse nicht verlangen, daß sie mit ihm Schulter an Schulter kämpft, wenn auch für verschiedene Ziele. Ja wenn die deutsche Presse unter diesen Umständen wirklich dem „Postimees“ die Hand zu gemeinsamer Arbeit reichen würde, so würden wir Esten die ersten sein, die gegen eine solche Handlungsweise der deutschen Presse den stärksten Protest erheben würden.

Wie ehrlich die Waffen des „Postimees“ sind, dazu liefert er selbst die Illustration in Nr. 151 unter der Aufschrift „Die Synode und der Freisinn.“

Die estländische Predigersynode hätte den Beschluß gefaßt, darum zu petitionieren, daß der Zwang zu verschiedenen kirchlichen Handlungen wie Taufe, Konfirmation, Trauung, Abendmahl ꝛc. aufgehoben würde. Das wäre nun alles sehr gut gewesen, aber erst als die estnische Presse diesen Synodalbeschluß belobt hätte, wären die armen Synodalmänner darauf gekommen, daß dieser Beschluß sehr freisinnig wäre. Sie hätten ihren Trommelschläger gleich hinausgeschickt, um gegen die Meinung, als ob sie wirklich freisinnig wären, zu protestieren. Die Pastoren, die sonst den Teufel, gleich den Hundewelpen des heiligen Georg, schon am Geruch erkannt hätten, wären diesmal vom Teufel betrogen worden. Den Teufel Freisinn hätten sie unbewußt unter ihrem Talar herumgetragen. Jetzt soll sich jeder ordnungsliebende Mensch von den Pastoren abwenden, jeder Straßenjunge soll mit dem Finger auf sie zeigen und selbst im Traum sollen die armen Beschlußfasser sehen, wie der Teufel das Wort Freisinn mit roter Farbe auf ihren Körper malt.

In diesem Sinne geht es noch eine lange Weile weiter, mit unflätigen Worten. Die Autorschaft dieses Artikels gereicht jedem Straßenjungen zur Ehre. In den Spalten einer Tageszeitung bildet er aber einen unauslöschbaren Schandfleck. Ein weiteres Wort über diesen Artikel ist unnütz, ein jeder ehrenhafte Mensch übergeht so etwas mit Verachtung. Daß aber eine Zeitung, die solche — gelinde gesagt — Schmierereien in ihren Spalten beherbergt, mit ihrer ehrenhaften Gesinnung renommiert, ist einfach frech.

In derselben Nummer jammert der „Postimees“ darüber, daß nach der neuen proponierten Landesverfassung in Livland der Adel und die Intelligenz 941, die Bauernschaft aber nur 807 Wahlstimmen haben würde. Statt nun seine Zufriedenheit darüber zu erklären, daß wir endlich mit dem Adel gemeinsam zum Wohle des Landes arbeiten können, daß der Zeitpunkt gekommen ist, wo

zum größeren gegenseitigen Verstehen ein weiter Schritt vorwärts getan worden ist, zählt der „Postimees“ die Stimmen und vergällt sein Leben mit dem Gedanken, daß doch noch die Majorität auf seiten des Adels ist. Der Bauer soll plötzlich das ganze Land verwalten, derselbe Bauer, der noch nicht zur Selbstverwaltung der Gemeinden reif ist. Es ist doch bekannt, daß der Bauer zu den Beschlüssen der Gemeindeschreiber Ja und Amen sagt. Man nehme den Gemeinden den Schreiber und die innere Anarchie wäre da. Nein, auch zur Landesverwaltung muß das Volk allmählich erzogen werden, und daher darf der Bauer im Landtage, wenigstens eine Reihe von Jahren, nur in der Minorität vorhanden sein. Wird der Bauer sich in den Sitzungen der Landesverwaltung besonnen aufführen und sich nicht den Redakteur des „Postimees“ in den Sitzungen der Stadtverordneten in Jurjew (Dorpat) zum Vorbild nehmen, so wird die Majorität wohl immer den Wünschen der Minorität nach Möglichkeit entgegenkommen. Wird der Bauer politisch reifer und in seinen Anschauungen gebildeter werden, so werden sich die Verwaltungsgruppen ganz von selbst verschieben, ohne jedes äußere Zutun.

Der „Postimees“ wünscht, daß der Bauer gleich von vornherein in der Landesverwaltung die Majorität hälte. Was des Wunsches Vater ist, ist aber jedem Eingeweihten klar. Wenn es nach dem „Postimees“ ginge, so müßte der Bauer gleich die Majorität haben, damit dann laut Beschluß der Majorität Gesetze ausgearbeitet werden könnten, nach denen der Adel allmählich aus der Landesverwaltung hinausgedrängt werden könnte. Damit liefert der „Postimees“ ganz unbewußt den Beweis, daß er dem ärgsten Konservatismus huldigt. Es soll nämlich alles beim alten bleiben, wie es vor 50 oder 100 Jahren war. Nur der Spieß soll umgekehrt werden. Der Bauer soll befehlen, der Adel soll gehorchen. Von gemeinsamer Arbeit nichts!

Im weiteren beschwert sich der „Postimees“ darüber, daß zur Reform der Volksschule wohl die lutherische Geistlichkeit, nicht aber die landischen Schullehrer hinzugezogen werden. Damit beweist der „Postimees“ nur, daß er noch selbst in jeder Beziehung unreif ist. Es ist allgemein bekannt, daß das Gros unsrer landischen Schullehrer aus unreifen Burschen von 17 bis 25 Jahren besteht, deren Gesichtskreis über die vier Wände der Schule nicht hinausreicht. Wohl haben wir, besonders unter den alten Schullehrern, eine Reihe tüchtiger Kräfte, denen man wohl mit Recht ein richtiges Urteil bei der Schulreform zutrauen könnte. Da es derer aber wenige gibt im Verhältnis zur Zahl unserer Schullehrer, wer bürgt da, daß gerade diese herausgegriffen werden und nicht am Ende die Reformarbeit in die Hände der völlig unverläßlichen Elemente geht. Daß der Adel bei der Reform der Schule den Rat der

lutherischen Geistlichkeit einholen will, ist selbstverständlich. Denn, wie auch die Reform bewerkstelligt wird und wie auch die künftige Schulverwaltung sein wird, eines ist klar, der örtliche Pastor darf in der Schulverwaltung nie und nimmer fehlen. Er ist der Einzige, der die Bedürfnisse des gesamten Kirchspiels am besten kennt. Daß auch das Volk bei der Schulreform seine Wünsche verlautbart, ist allerdings nicht von der Hand zu weisen. Dann ist aber der sicherste Weg, wenn man die Kirchenvormünder und die Gemeindeältesten als ratgebende Personen hinzuzieht. Diese Männer genießen das Vertrauen des Volkes und besitzen als ältere erfahrene Männer ein gesundes Urteil. Von dem Gros unserer Schullehrer kann das aber nicht gesagt werden.

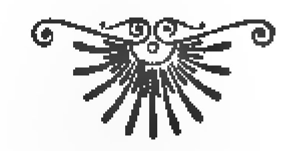
Jedenfalls wünschen wir als echte Patrioten unserer Selbstverwaltung bei der Schulreform eine gedeihliche, alle Teile zufriedenstellende Arbeit. So wie es eben mit der Schule steht, kann es durchaus nicht mehr weiter gehen, denn der Analphabetismus macht stetig krasse Fortschritte.

Daß die Kirchenvorsteher, überhaupt die Intelligenz in Süd-Livland, einen Selbstschutz organisiert haben und bewaffnet in die Kirche gehen, um vorkommenden Falles den Pastor, wie auch die Heiligkeit des Gotteshauses zu schützen, dafür ernten sie vom „Postimees“ außer Ironie, den Titel „Knüttelritter“. Beim Schutz der Seßauschen Kirche läßt Baron Bistram sein Leben, er stirbt wie ein Held auf dem Schlachtfelde. In den Augen des „Postimees“ ist er weiter nichts als ein „Knüttelritter“, der Verachtung verdient.

Deutlicher kann eine Zeitung ihre Tendenz schon nicht mehr offenbaren. Es bedeutet mit klaren Worten eine Aufforderung zur Revolution.

In Betreff eines früheren Artikels von mir, den der „Rev. Beob.“ vor einiger Zeit unter der Aufschrift „Eine estnische Stimme“ veröffentlichte, macht der „Postimees“ mir den Vorwurf der Feigheit, weil ich von vornherein jede Polemik ablehnte. Dazu habe ich zu bemerken, daß der „Postimees“ mir bis jetzt auch gar keinen Grund zur Polemik gegeben hat. Außer etwas Schimpf und der kleinlauten Klage, daß ich die Regierungsgewalten auf seine revolutionäre Agitation aufmerksam machen will (woran ich übrigens nicht gedacht habe), ist es ihm trotz drei seiner langen Entgegnungen nicht gelungen, auch die geringste meiner Ausführungen zu widerlegen. Aus dem Briefkasten des „Postimees“ in Nr. 152 ist zu ersehen, daß ein Anonymus noch einen Protest gegen meinen früheren Artikel eingesandt hat. Diesem Einsender kann ich nur sagen, daß seine Mühe wohl vergeblich gewesen ist, denn er kann doch nur erklärt haben, daß er anders denkt als ich.

Das wissen wir aber längst, daß es Andersdenkende gibt, der ganze „Postimees“ ist ja der sprechendste Beweis dafür. An einer Polemik mit dem „Postimees“ ist mir auch garnichts gelegen. Ich will durchaus nicht den „Postimees“ überzeugen (was eine Danaidenarbeit wäre), sondern ich will unser gebildetes Publikum, unsern Adel, unsre Geistlichkeit überzeugen, daß wir nicht so schlecht und unversöhnlich denken, wie der „Postimees“ die Oeffentlichkeit glauben machen will. Ich will unser gebildetes Publikum davon überzeugen, daß wenn der „Postimees“ schimpft und agitiert, eben nur der „Postimees“ schimpft und nicht das estnische Volk.



Wohin gehen wir?

Eine Betrachtung über die Unruhen auf dem Lande

von

Andreas Needra.

(Aus dem Lettischen übersetzt *).)

Ein großer Teil der Letten versteht die Arbeit der Aufwiegler auf dem Lande so, als ob sie sich gegen verschiedenes bestehende Unrecht wendet und dieses beseitigen will. Und das sei nichts schlechtes. Solches Unrecht wäre: Patronat, Wegegehorch, die Lage der Hofsknechte und Pächter, die Abhängigkeit der Kirche von den Herren. Um solches Unrecht zu beseitigen, müssen die Gutsbesitzer vertrieben werden. Ich will es gleich zu Anfang sagen, daß ich ein überzeugter Gegner des Patronats bin. Das Patronat entstand zu der Zeit, als noch den Gutsbesitzern alles Land gehörte und sämtliche Leute ihre Leibeigenen waren, sozusagen ihre Gesindeleute. Damals freilich war es ganz natürlich, daß der Gutsbesitzer für sein Gesinde zum Prediger nahm, wen er wollte. Denn er lohnte ihn mit seinem Lande und ließ dessen Felder von seinen Leuten beackern. Aber als die Bauern unabhängig wurden und nicht mehr die Fröhner des Gutsbesitzers waren, sondern freie Menschen auf eigenem Lande, die auch selbst dem Prediger einen Teil des Lohnes gaben, wurde es ganz unnatürlich, daß der Gutsbesitzer allein den Prediger wählte. Und dieser Umstand wurde noch schlimmer dadurch, daß mitunter ein einziger Gutsbesitzer seinen Willen vielen tausend völlig selbstän-

*) Die Schrift, zuerst im Verlage Sichmann in Kommission, wird nunmehr von der Buchhandlung Jonck u. Poliewsky in Riga vertrieben.

diger und unabhängiger Menschen aufdrängte, denn sein auserkorener Prediger gehörte fast immer einer andern Nation an, als die Gemeinde selbst. Solch eine Ordnung würde dort noch erklärlich sein, wo der Patron alle Ausgaben für die Kirche und den Prediger allein trägt; das wäre so, als ob der Herr sich einen Hofspastor annähme, ebenso wie er den Hofsarzt engagieren kann. Man müßte alsdann nur nicht die Gemeinde zwingen, zu diesem Prediger zu kommen. Aber solche Patrone, die alle Ausgaben für die Kirche und den Prediger tragen, gibt es wohl keinen in Livland. Von Kurland kann ich das nicht so sicher sagen. . . .

So ist es denn garnicht wunderbar, daß diese unnatürliche Ordnung viele gegen die Kirche kühl macht. Außerdem ist eine solche Ordnung dem Geiste der evangelischen Gemeinde ganz zuwider, denn der Pastor gilt bei uns als der Bevollmächtigte der Gemeinde in geistlichen Dingen. In dieser Richtung hat schon Luther den Weg gewiesen.

Es dürfte wohl keinen Letten geben, der das Patronatsrecht gern zu Recht bestehen ließe. Das kann nur jemand wünschen, der den Einfluß der Kirche auf die Gemeinde zu vernichten strebt.

Ebenso muß ich sagen, daß die Wegelast, wenn sie nicht anders verteilt wird, auch in dem erweiterten Landtag stets wie ein Stein des Anstoßes zwischen den Großgrundbesitzern und den Kleingrundbesitzern liegen wird.

Der Fehler ist damals begangen worden, als man diese Gehorche vom ganzen Lande nur auf die Bauerländereien wälzte, während das Recht der Wegebenutzung auch den Gütern verblieb. Nach dem Gesetz können die Gutsbesitzer sich wohl darauf berufen, daß sie die Gehorche beim Verkauf oder bei der Verpachtung des Bauerlandes mit eingerechnet haben. Aber im Leben ist es doch anders. Mit jedem Jahr mehrt sich bei uns der Verkehr, und es sind immer mehr Wege nötig, die allen zugute kommen; aber zugleich wird der Wegebau mit jedem Jahr teurer. Wie sollen da die Kleingrundbesitzer mit liebevollem Herzen für die Vermehrung der Wege stimmen, da sie es doch klar sehen, daß der Gewinn allen zukommt, aber die Bürde nur ihnen. Und so manchem Wirte, dessen Wegestück weit entfernt ist vom Hause und von den Grandgruben, sind diese Wegegehorche wahrlich beschwerlich. Und er wird immer nach einer gerechteren Ordnung streben.

Das ist nun nicht mehr zu leugnen — das Patronat und die Wegelast sind unsren Wirten nicht nach dem Sinn, und ein guter Teil von ihnen fühlt diese beiden Dinge als ein Unrecht. Das heißt: Nach dem Gesetz haben die Gutsbesitzer recht, aber mit unsrem jetzigen Leben klingt es nicht mehr zusammen. Die Rechte andrer dagegen werden hierdurch noch nicht verletzt.

Aber nun überlegt: Wie viele Wirte waren unter den Unruhestiftern? Wenn die Unruhen wegen des Patronats und der Wegegehorche entstanden wären, dann konnte man doch erwarten, daß gerade diejenigen an der Spitze stehen würden, die unter der bisherigen Ordnung zu leiden haben. Aber Wirte waren um die rote Fahne so gut wie gar keine zu sehen, höchstens etliche Pächter und einige Ewigunzufriedene. Um die rote Fahne waren versammelt erstens versteht sich die Agitatoren, die dazu aus der Stadt gekommen, dann Schüler, junge Lehrer, Handwerker, einige Knechte, Lostreiber, einige Trunkenbolde, einige Wirtssöhne, die selbst noch keine Wirtschaft leiten . . . also überhaupt nur solche Leute, die mit dem Patronat und der Wegelast nicht das geringste zu schaffen haben. Glaubt nicht, daß unsre Wirte zu feige sind, ihr Recht zu verteidigen. Erinnern wir uns doch, wie viele von ihnen mit dem Gute prozessiert haben, bis sie als Bettler von dannen gehen mußten, und das alles nur deshalb, weil sie von ihrem Recht überzeugt waren Aber unsre Wirte verstehen wohl, daß durch die Vertreibung der Gutsbesitzer die Wegelast nicht abgeschüttelt wird und daß der Gutsbesitzer von sich aus dieselbe weder auflegen noch erlassen kann. So kann es denn nicht wahr sein, daß die Unruhen auf dem Lande um Patronat und Wegelast entstanden sind. Eher könnte man sich die Gleichgültigkeit, mit der die Landleute den Unruhen zuschauen, so erklären, daß der Wirt denkt: Wozu soll ich mich da hineindrängen? Das Schwein ist nicht auf meinem Felde. Wenn's ihnen auskommt — nun, so ist es nichts Schlimmes, wenn die Wegelast auch den Gütern aufgeladen wird; kommt es nicht aus, so habe ich es auch nicht schlechter! Das ist natürlich nicht weitgesehen. Die Wirte verstehen es noch nicht, daß später diese Bewegung sich auch gegen sie selbst kehren wird, daß sie sich gegen jeden Grundbesitzer kehren muß. So also ist heute ihr Gleichmut zu deuten.

Anders steht die Sache mit den Gutsknechten und Pächtern.

Von denen wird man öfters den einen oder den andern unter den Unruhestiftern finden. Und auch stille Mitfühlende sind unter ihnen viel mehr. Es ist gewiß, daß auch unter ihnen die Unruhen nicht von selbst entstanden sind; die sozialdemokratische Partei schreibt ganz offen in ihren Proklamationen, daß es ihr gelungen sei, die Unruhen auf den Gütern zu veranstalten, und bekennt, daß die Sozialisten bei den Gutsleuten und Pächtern einen viel fruchtbareren Boden fanden, als bei den Ansässigen.

Die Worte der Unruhestifter sind wie der Brand der Rodung. Vergessen wir nicht, daß die grünen Bäume nicht brennen. Wo das Feuer faßt, da wird es auch was Brennbares geben.

Bei manchen Gutsknechten und Pächtern wird es an solchem Brennmaterial nicht gefehlt haben, denn dazu sind verschiedene Ursachen vorhanden. Einmal sind die Gutsknechte nicht immer die besten Menschen. Da sind die Knechte, welche nicht gern unter den Augen des Wirtes arbeiten; es sind zwei Arten von Leuten, solche, die gern etwas faulenzen, und solche, die gern ein wenig nebenbei erwerben. Und diese verderben häufig ihre Umgebung. Denn es fehlt auf den Gütern der Umgang zwischen Herr und Knecht. Täglich hat ferner der Gutsarbeiter die große Kluft zwischen Herr und Knecht vor Augen; der Knecht ist mit seinem Herzen bei der Arbeit, während der Herr sich mit seinen Gästen vergnügt. Ein echter Bauer empfindet aber ein jedes Vergnügen am Werktage als etwas unnatürliches und unrichtiges und erlaubt es nur bei besonderen Gelegenheiten. Aber auf dem Gute sieht er es stets und sagt zu sich selber: „Das ist von meinem Schweiße!" — Drittens zeigen manche Herren wirklich zu wenig Herz für ihre Leute. Ein jeder weiß, wo er am wenigsten gut gehaltene Knechtswohnungen gesehen hat, ob bei Wirten oder auf manchen Gütern? Ich selbst habe gesehen, daß unter den Knechten eines Gutes der Typhus entstand und drei Sommer der Reihe nach wütete und sich sogar über die ganze Gemeinde verbreitete; aber die Gutsverwaltung fand es nicht für nötig, die Brunnen der Knechte zu reinigen, noch ihre Wohnungen zu weißen, bis sich die Polizei einmischte. Ihre Schweineställe hätte dieselbe Gutsverwaltung weißen lassen, wenn sich dort nur irgend eine Seuche gezeigt hätte. Doch das Menschenleben kostet kein Geld. Solche Dinge können Gärung erzeugen.

Auch in den Pachtverhältnissen gibt es in unserm Lande manches Unnatürliche. Ohne Unrecht geht es selten ab. Entweder tut der Pächter Unrecht gegen den Herrn, indem er Land und Gebäude vernachlässigt, oder der Herr fordert zu viel und tut dem Bauer Unrecht. Besonders die Mißjahre machen auch den unbillig, der sonst billig denkt. Wir können sicher sagen, daß wo das Gut in den letzten Jahren vom Pächter ebenso viel einnehmen wollte, wie in besseren Jahren, ein Aussaugen geschah; entweder wurde das Land ausgesogen, oder die Gebäude vernachlässigt, oder die Arbeitskraft des Bauern ausgesogen. Täglich fühlt der Bauer, daß er anders gearbeitet und sich gemüht hätte, wenn er wüßte, daß die Früchte der Überarbeit nicht in fremde Hände kämen; aber diese Früchte sind ihm nicht sicher, auch kann er nicht begreifen, weshalb das Gut das Land nicht verkauft und ihn nicht zu rechter Arbeit kommen läßt. Kommt außerdem aber auch noch das Gericht dazwischen, dann ist das gute Verhältnis zwischen Pächter und Herrn schwer aufrecht zu erhalten. Diese Pächter werden dann gern zusehen und im Stillen sich freuen, wie man die Gutsbesitzer mit der roten Fahne schreckt — sie haben davon eher gutes als böses zu erwarten. Und die Mehrheit der Gutsleute und Pächter sieht auf die rote Fahne wahrlich wie auf das Schreckgespenst der Gutsbesitzer, das die Herren dazu zwingt, für Arbeiter und Pächter ein geneigteres Ohr zu haben.

Also die allerwärmsten „Sozialisten"-Vertreter auf dem Lande sind unter diesen beiden Klassen; denn diese haben öfters Streit mit dem Gute. Doch auch unter ihnen flackerten die Unruhen nicht von selbst auf, die Funken brachten die städtischen Agitatoren. Diese selbst sagen in ihren Zeitschriften sogar die Termine der Unruhen auf dem Lande an, die Zahl der Proklamationen, die auf dem Lande verteilt sind, und weshalb man die zuerst aufgestellten Forderungen später hat ändern und vervollständigen müssen, auf daß die Proklamationen mehr Anhänger fänden. Und soviel können wir mit Bestimmtheit behaupten: die Unruhen auf dem Lande sind von auswärts angefacht worden; sie richteten sich zuerst gegen die Gutsbesitzer und die Kirche, alsdann gegen diejenigen, die sich auf die Seite der Gutsbesitzer und der Regierung stellten; es beteiligten sich an diesen Unruhen am heftigsten die Leute, die keine Landarbeiter mehr sind, also die,

welche mit der Kirche und dem Gute am wenigsten zu tun haben. Aber auf vielen Gütern fühlten die Knechte und Pächter aufs wärmste mit ihnen; weniger Mitgefühl zeigten die Kleingrundbesitzer, wiewohl die Unruhestifter vorgaben, daß sie in ihrem Interesse und um der Wegebürden und um des Patronats willen kämpften. Doch auch bei den Kleingrundbesitzern wächst die Gleichgültigkeit und das Abwarten, das sich sagt: „Auf mein Dach fallen noch keine Funken." Nur wenige, sehr wenige Kleingrundbesitzer sehen schon weiter.

Und wer würde gegen diese Bewegung auftreten . . . ja, wo sind die?

Bei diesen Unruhen werden die Leute durch zweierlei betört: erstens durch die Absichten, welche die Unruhestifter zu verfolgen vorgeben; diese erscheinen vielen gut und sie achten nicht darauf, auf welchem Wege diese Absichten erreicht werden. Zweitens verstehen die Unruhestifter überall dasjenige herauszufinden, womit die Leute nicht zufrieden sind, und versprechen gerade diese Dinge zu beseitigen, wenn man nur mit ihnen geht; dabei beachten die Leute garnicht, daß dieselben Unruhestifter an andern Orten ganz was anderes versprechen, oder aber Dinge versprechen, die über Menschenkräfte gehen. Daher wollen wir zuerst betrachten, ob das, was die Aufwiegler versprechen, sich auf dem Wege, den die Aufrührer weisen, ohne zu große Verluste auf der andern Seite zu erreichen ist, und alsdann müssen wir versuchen zu unterscheiden, welches die wirklichen Absichten der Aufwiegler sind und was sie versprechen, nur um aufzuwiegeln.

Bedenken wir zuerst, daß die Kirchen- und Güterunruhen ein und derselben Wurzel entwachsen sind. Die rote Fahne wird gewöhnlich bei der Kirche entfaltet, weil da am meisten Menschen sind, und dann geht der Zug zum Gute, wo die Forderungen vorgelegt werden. Zum Entfalten der Fahne und Redenhalten werden von den Sozialdemokraten besondere sog. „organisierte Mitglieder" mit einem Redner ausgesandt. Die organisierten Mitglieder schützen dann den Redner und kommandieren die Gemeinde nach ihrem Gutdünken. Man soll nur ja nicht denken, daß die Unruhen von selbst entstehen, ohne Aufmunterung von außen. Wie dies alles verrichtet wird, ist aus den Proklamationen der sozialistischen Partei klar zu ersehen. Nehmen wir ein Beispiel

aus einer einzigen Nummer (Nr. 15) ihrer Zeitschrift „Zihna" (Der Kampf), die am 18. Juni c. herausgegeben und in 11,000 Exemplaren verbreitet ist. Da lesen wir im Artikel „Kirchenherren und Demonstranten" unter andrem: „. . . Und jetzt! Bei eben diesen Kirchentüren bilden sich revolutionäre (d. h. aufständische A. N.) Züge und mit flatternden roten Fahnen wälzen sie sich auf die naheliegenden Güter. Die Barone fliehen leichtfüßig hinein in den Wald, in den Gräben kriechen die ehrwürdigen Schwarzröcke nach Hause, und es kommt vor, daß so mancher von ihnen einen Faustschlag in den Rücken erhält und gezwungen wird die rote Fahne zu tragen. . . . Selbstverständlich wird kein Sozialdemokrat dagegen etwas einzuwenden haben, daß die revolutionären Proteste gerade in den Kirchenräumen geschehen sind und daß die Gebetsleier des Pastors verwirrt wurde. Hat sich überhaupt ein ehrlicher und rechtschaffener Mensch über die Kirchen aufzuregen, dann jedenfalls nicht wegen der revolutionären Gesänge und Ausrufe, sondern vielmehr darüber, daß hier noch immer an jedem Sonntag beschimpfende und verhunzende Worte gegen den Volksfreiheitskampf erschallen, und daß an jedem Sonntag noch Fürbitte abgehalten wird für eine solche Mörderbande, welcher . . .! Und wenn in der Tat noch manchem Gläubigen die Knie erzittern, dann soll er heute sehen und sich überzeugen, daß die Kirche nichts weiter ist, als ein großes, hohes Mauergebäude, das man sehr gut für Volksversammlungen benutzen kann. Von der Kanzel kann man ebenso gut Predigten vorlesen wie auch revolutionäre Aufrufe, und es gibt kein solches „Gottchen", das mit Blitz und Donner einschreiten würde. . . ."

In derselben Nummer werden die Kirchenunruhen in Setzen beschrieben, die am ersten Pfingsttage stattfanden. „Kaum war das Lied vor der Predigt angestimmt, so bestieg ein Redner die Kanzel (d. h. ein von Sozialisten gesandter A. N.); die Orgel wurde von den organisierten Mitgliedern zum Schweigen gebracht (d. h von denen, die auf diesen Sonntag zusammengefahren waren, um Unruhen in der Setzenschen Kirche zu veranstalten. A. N.), aber der Student des Rigaschen Polytechnikums, des Küsters Sohn, Schurewsky, zerrte in Begleitung einiger Vormünder den Redner von der Kanzel. Dieser drohte wohl mit dem Revolver, aber das augenblickliche Übergewicht auf Seiten der Gegner sehend, war er

gezwungen zurückzuweichen. Die Gemeinde drängte sich in Aufregung aus der Kirche, so daß es selbst den organisierten Mitgliedern nicht möglich war, das Herausströmen der Kirchengänger zu hemmen. Den Redner verfolgten ca. 40 Menschen, sogar mit zwei Pferden; des Küsters Sohn lief sogar nach Hause, um eine Flinte zu holen. Der Redner feuerte zwei Schüsse in die Luft ab, die Verfolger erschraken einen Augenblick, jedoch setzten sie die Verfolgung von neuem fort. Die Mitglieder vergaßen nicht ihre Pflicht, die Verfolger ins Gebet zu nehmen. . . . Dem Redner gelang es zu entkommen."

Ferner wird über die Unruhen in Glasmanka am 7. Juni berichtet, wo die Aufschrift der Fahne gewesen ist: „Weg mit dem Selbstherrschertum! Es lebe die Revolution!" Nach Popen sollen am ersten Pfingsttage 74 organisierte Mitglieder abgefahren sein (wahrscheinlich wohl aus Windau. A. R.), nach Dondangen 115; in der Kirche zu Angermünde sei eine sozialistische Versammlung am 6. Juni gewesen. „Sofort nach dem Erscheinen des Pastors trat der von der „Partei" (d. h. der lettischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei) gesandte Redner auf, der auf die Nichtsnutzigkeit des Gottesdienstes in diesen Kampfeszeiten hinwies. Nicht vom Himmel sollen wir Hilfe erwarten, sondern durch eigenes einmütiges Auftreten. . . . Schon wurde drinnen die rote Fahne entfaltet und unter dem bewaffneten Schutz der Mitglieder (einige hatten Flinten auf den Schultern) und mit dem Liede „Wachet auf ihr Arbeitsleute" (Mostatees juhs darba laudis) begaben sich alle nach außen, wo der Redner die in der Kirche begonnene Rede fortsetzte. Er wies hin auf den Herrengeist des christlichen Glaubens, auf die Abhängigkeit der Pastoren von der Regierung und den Gutsbesitzern, auf den Druck der Regierung in Glaubenssachen, und forderte auf für die Gewissensfreiheit zu kämpfen. In lebhaften Farben wurde das „liebliche Einvernehmen" zwischen dem Gutsbesitzer und der jetzigen Regierung dargestellt. Mit den Rufen „Weg mit den Gutsbesitzern! Weg mit dem Selbstherrschertum!" begab sich der Zug nach dem Walde, wo auf die wachsenden Bauer- und Arbeiterunruhen, auf den Anfang der Revolution und auf den politischen Zweck, den wir verfolgen usw. hingewiesen wurde. Endlich wurde in kurzen Worten auf den Sozialismus als auf den Endzweck der Arbeiter-

partei hingewiesen und auf die Verhältnisse des Klassenkampfes in der demokratischen Republik. Nach der Rede wiederum Rufe und Jauchzen „Es lebe der Sozialismus! Es lebe die Arbeiterklasse!"

In derselben Nummer werden die Pastoratspächter aufgefordert, dem Prediger die Arrende nicht zu zahlen, wo die Kirchen geschlossen sind, denn da die Prediger mutwillig „streiken", soll auch ihnen kein Lohn zukommen. Hierzu ist zu bemerken, daß dieselbe Partei für ihre Mitglieder von den Fabriken auch für gestreikte Tage volle Bezahlung verlangt.

Also ist aus einer einzigen Nummer des „Zihnas" (Kampf) klar zu ersehen, daß die Unruhestifter selbst die Kirchen- und Güterunruhen für ein und dasselbe, als eine Demonstration gegen die Regierung und die Gutsbesitzer und die Geistlichkeit, als Feinde der Arbeiterpartei ansehen; dabei gilt die Kirche als guter Versammlungsort, und die Aufrührer sehen nichts böses darin, wenn sie die Ehrfurcht der älteren Leute vor der Kirche vernichten. Aber diese Demonstrationen bezeichnen sie selbst als die ersten Anzeichen des Aufstandes (der Revolution); und die endgültige Absicht dieses Aufstandes würde der Sozialismus sein. Worin dieser Sozialismus besteht, das wird in der im April dieses Jahres herausgegebenen Proklamation „Den Landarbeitern" näher bezeichnet, die in 40,000 Exemplaren verbreitet worden ist. Dort ist gesagt: „Der Endzweck des Kampfes aller Arbeiter, sowohl der ländlichen wie auch der städtischen Arbeiter („ruhku") ist Sozialismus. Das heißt, eine solche Produktionsordnung, wo das Land, die Wälder, die Bergwerke, die Fabriken, die Maschinen, die Eisenbahnen, die Schiffe in das Eigentum der Gesamtgesellschaft übergehen. . . ." Wer in diesem Kampfe die Gegner der Arbeiter sind, das ist ebendaselbst gesagt: „Solange diese Gutsbesitzer, die Geistlichen und die Beamtenbande das Recht in den Händen haben, solange werden die Arbeiter keinen erfolgreichen Kampf führen können, weder für den Sozialismus noch gegen die Arbeitgeber."

Also gegen die Arbeitgeber richtet sich dieser Kampf und gegen die Regierung, die die Arbeitgeber schützt, und auch gegen die Kirche, die jede Ungesetzlichkeit und Tyrannei verdammt.

Auf dem Lande haben wir jedoch noch eine sehr starke Klasse: die Wirte, sowohl Pächter wie Grundbesitzer. Über diese schweigen die Proklamationen in der Regel still. Warum? Wohin sind denn diese zu zählen, zu den Arbeitern oder zu den Arbeitgebern? Es ist selbstverständlich, daß sie zu den Arbeitgebern zu zählen sind, denn sie lohnen die Knechte. Und hier und da haben auch die Sozialisten den Versuch gemacht, die Arbeiter gegen die Wirte aufzuwiegeln. Doch ist es ihnen bis jetzt noch nicht gelungen. Außerdem fühlen sich die Sozialisten noch zu schwach, um einen offenen Kampf gegen die Wirte zu beginnen, bevor zu ihrer Partei nicht alle Arbeiter zählen. Ja, den Sozialisten würde es angenehm sein, wenn sie die Wirte einstweilen, wenn auch nicht auf ihre Seite, so doch soweit bekommen würden, daß sie sich nicht hineinmischten, sondern gleichgültig zuschauten, wie man die Gutsbesitzer vernichtet. Darum pflegen sie sich ganz besonders an die Pächter zu wenden, die in mancher Hinsicht noch von dem Gute abhängig sind, die sozusagen den Mittelstand zwischen dem Arbeiter und dem Grundbesitzer bilden. Darum betonen die Sozialisten so gern alle die Dinge, mit denen die Wirte nicht zufrieden sind, indem sie das alles zu beseitigen verheißen, wie den Wegebau und die Patronate, wenn sie nur helfen, die Gutsbesitzer zu vertreiben. Ebenso versprechen sie den Pächtern, daß sie die Herren zwingen wollen, die Pachtstellen zu verkaufen. Aber gerade hier offenbart sich ihre Heuchelei und ihr Betrug. In ihrer Proklamation „Den Landarbeitern“ sagen sie, ihre endgültige Absicht sei der Sozialismus, das heißt, daß alles Land und die Wälder, sowohl der Güter wie auch der Bauern Land, der Gesellschaft gehören würde, d. h. — dem Staate, daß in Zukunft kein Eigentum mehr an Grund und Boden gelten solle.

So sind also ihre Versprechungen mit ihren Absichten nicht zu vereinbaren: Wie soll derjenige für den Verkauf des Landes sorgen, der darnach trachtet, jegliches Grundeigentum zu vernichten! Und hieraus können auch die Wirte verstehen, welches Schicksal ihrer wartet: Sobald die Sozialisten sich nicht mehr vor ihnen zu fürchten brauchen, so werden sie sich auch gegen die Wirte wenden, um ihren Grundbesitz ebenso wie den der Güter zu zerstören. Denn die Wirte sind ja auch Arbeitgeber und Grundbesitzer. Die Wege und das Pastorat, die Glaubens-

freiheit - sind nur Angelköder. Was sorgen die Stadtsozialisten um unsre Wege, welchen Teil haben sie an unsren Predigerwahlen und an unsrer Gewissensfreiheit? Diese Leute freuen sich, daß nun den Gläubigen die Augen sich öffnen, und sie erkennen, daß ein „Gottchen“ überhaupt garnicht da sei, der seine Kirche schützen könnte! Alles dieses erwähnen sie nur um zu verheimlichen, wie sehr ihr Kampf sich auch gegen die Wirte richtet, vor denen sie jetzt noch Angst haben.

Die Aufwiegler wissen es, wohin *sie* gehen, auch wenn sie es nicht sagen; ihr Endziel ist eine Gesellschaftsordnung, wo allen Besitzern Land, Wald, Fabriken, Schiffe abgenommen und alles dem Staate übergeben wird, und das Reich durch Beamte der Arbeiter regiert wird. Es wird kein Eigentum, noch Kirche, noch Ehe sein und die Kinder werden vom Staate erzogen werden. Und dieses Ziel hoffen sie zu erreichen durch den Aufstand der Arbeiter gegen die Arbeitgeber und gegen alle diejenigen, die sich etwas für ihre Kinder erspart haben.

Sie kennen ihren Weg. Aber ob diejenigen von uns, die zur Zeit gleichgültig zusehen, wie die Kirchen geschändet, die Güter zerstört und wie die Beamten und Privatpersonen geschlachtet werden, ob sie auch wissen, wohin wir in unsrer Gleichgültigkeit gehen? Und diejenigen, die da denken, daß sich alles um „gerechte“ Forderungen, um Aufhebung des Patronats und der Wegelast handelt, ob sie auch wissen, wohin wir gehen?

Aber das müssen wir wissen!

Wir stehen am Scheidewege. Es wankt die bisherige Ordnung. Darum müssen wir wissen, was wir verlieren und was wir zu erwarten haben. Meinethalben könnt ihr auf der einen oder auf der andern Seite stehen, aber tut es mit klarer Überlegung. Helfet nicht an euer eigenes Haus Feuer legen!

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß die städtische Sozialistenpartei die Unruhen auf dem Lande anstiftet. Die lokalen Übelstände haben hier keine andre Bedeutung, als daß sie den Sozialisten als Angelbissen dienen, und sie versprechen können, alles zu verbessern.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Absichten der Unruhestifter darin bestehen, *alle* Arbeiter gegen *alle* Arbeitgeber aufzuwiegeln, einerlei ob gegen schlechte oder gute. Denn

zu vernichten trachten sie die Ordnung selbst, wo es Arbeitgeber und Arbeitnehmer gibt.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß diese Unruhen sich gegen allen Grundbesitz richten. Noch fürchten die Aufwiegler die Wirte; aber sobald sie alle Arbeiter in ihre Partei hineingezogen haben, so werden sie sich auch gegen die Wirte wenden.

Womit *bedrohen* uns diese Unruhen auf dem Lande.

Sie bedrohen in erster Linie den *ererbten Landbesitz*. Es ist ja nicht denkbar, daß ihre geträumte Staatsordnung lange bestehen könnte. Natürlich nicht — denn eine solche Ordnung gibt es nirgends in der Welt, und wo sie versucht worden ist, hat sie sehr bald ein Ende gefunden. *Aufrichten* wird diese Bewegung garnichts; aber *vernichten* kann sie sehr vieles.

Vernichten kann sie unsern *Kleingrundbesitz, den festen Grund unsres Volkes*.

Ich weiß nicht, wie jeder von Euch diese Sache ansieht, und wie weit ein jeder von Euch unsern Kleingrundbesitz kennt. Ich bin in seinem Schoße aufgewachsen, habe jene Zeiten miterlebt, wo man zum ersten Mal nur für sich selbst und die eigenen Kinder arbeitete. Ich habe sie selbst gesehen, jene Stubben, welche die Gewißheit brach, auf dem eigenen Lande zu stehen; jene Steine, die der Wirt aus *seinem* Felde hob, jene Gräben, die er selbst mit schwieligen Händen grub, jene Rodungen, deren qualmiger Rauch ihm das Gesicht schwärzte. Ich habe es gelernt, in Demut mein Haupt zu beugen vor dieser unzerbrechlichen Kraft, vor der Hoffnung auf eine Zukunft, vor der Liebe zur eigenen Scholle und den eigenen Kindern, die wie ein frischer Kranz unsern Kleingrundbesitz immer schmückt. Und blickt ihr selbst zurück, ihr greisen Grundbesitzer, auf eure Jugend! Schwer ist sie gewesen, aber auch voller Kraft. Stehet doch still am Rande eurer Felder, sehet auf eure Gebäude, wo jeder Stein und jeder Balken von euren eigenen Händen gehoben ist . . . hättet ihr wohl das alles so leicht und mit solcher Freude verrichtet, wenn es nicht *auf eurem eigenen* Boden stände; für euch selbst und für eure Kinder? Und solltet Ihr euch jetzt von alledem lossagen, auf daß eure Kinder Arbeiter oder Pächter, Pflüger eines fremden Bodens werden sollen in demselben Hause, in dem eure Jugend gebettet und begraben worden ist? Wo werden sie denn diese Kraft hernehmen

woher die Arbeitsfreude, die euch eigen war? Mit Wegegehorch und Patronatsrecht wollen sie euch verführen zur Vernichtung eures Grundbesitzes! Ihr könnt mit der roten Fahne gehen, ihr könnt gleichgültig am Wege stehen bleiben und die Achseln zucken. Aber ihr müßt wissen, daß einmal diese rote Fahne auch über euer Haus gehen und von eurem Erbe nichts übrig lassen wird!

Und zweitens: diese Bewegung bedroht unser Familienleben. Mit klaren Worten wagen unsre Aufwiegler noch nicht in ihren Proklamationen darüber zu reden, denn sie wissen, daß sich dann gegen sie die Mehrzahl der Landleute erheben werden. Aber sie sagen, daß ihr Endziel der Sozialismus sei. Der Sozialismus ist nicht zu vereinbaren mit unsrem Familienleben, wo die Eltern für ihre Kinder sorgen. Das haben die Hauptpublizisten der Sozialisten schon längst erkannt. Sie erblicken in dem erblichen Eigentum die Wurzel alles Übels; solange die Eltern für ihre Kinder arbeiten, solange ist das Erbe nicht zu vernichten. Denn die Eltern werden immer darnach streben, die Früchte ihrer Mühe ihren Kindern und keinem Fremden zu hinterlassen. Darum soll die Kindererziehung der Staat übernehmen. Die Menschen aber können sich in freier Liebe paaren — solange zusammen bleiben, wie die Liebe da ist, und sich trennen, wenn die Liebe aufhört. Sobald man zuläßt, daß die Eltern ihre Kinder selbst versorgen, entsteht wiederum die Erbordnung und damit die Ungleichheit der Güter.

Auch auf das Familienleben soll jeder nach eigener Überzeugung blicken. Aber ich weiß es, was in der Natur des Letten schlummert: es ist ihm nichts zu schwer für seine Kinder. Für sie steht er früh auf und legt sich spät schlafen, für sie begnügt er sich mit seiner Alltagskleidung und seiner Alltagskost. Aber in ihnen findet er auch seine Freude und lebt zum zweiten Mal sein Leben. Und wenn er sieht, wie sie vorwärts kommen, so geht es ihm selbst gut.

Wenn man all die Arbeitsfülle und die Liebe zusammentragen könnte, die das Leben der lettischen Eltern hell und weit gestaltet! Ich denke, dann würden selbst dem allerheißesten Sozialisten die Hände sinken, und er müßte bekennen, daß die Elternliebe die Flügel gibt, die unser Volk und die ganze Menschheit in die Höhe heben. Geht, wenn ihr wollt, mit der

roten Fahne — aber wißt, daß die beschmutzten Füße dieser Fahnenträger über die Elternliebe gehen. . . .

Und drittens ist unser Glauben bedroht. Wohl verstehe ich unsern Glauben nicht so, als ob ihn ein Haufen lärmender Ungläubiger bedrohen könnte, der in die Kirchen einbricht und den Pastor an den Füßen schleift. Es sind Zeiten dagewesen, wo die Feinde auf ihren Pferden in die Kirche ritten, wo man auf dem Scheiterhaufen die Pastoren verbrannte, wo man mit der Säge diejenigen zersägte, die ihrem Glauben nicht entsagten. Und doch ertränkten diesen Glauben keine Blutströme, versengten seine Wurzeln keine Flammen. Denn nicht in der Kirche ist er geborgen, dieser unser Glaube, sondern in unsrem Herzen. Und solange diese Herzen noch schlagen, solange noch können wir unsern Glauben bekennen. Nicht die Aufwiegler bedrohen so sehr unsern Glauben, wie die Gleichgültigkeit, wie die Zweiseitigkeit der Herzen, die sich während dieser Unruhezeiten in unsern Gemeinden kundtut.

Die Sozialisten wissen es ganz gut, welchen Eindruck es auf das einfache Gemeindemitglied ausübt, wenn es sieht, daß es keinen Gott gibt, der durch Donner und Blitz seine Kirche schützt. Aber unser Gott arbeitet nicht durch solche äußerliche Zeichen. Unser Glaube bedarf solcher nicht. Tief in den Seelengründen des Menschenherzens erwacht unser Glaube, unsre Seele berührt der Odem der Ewigkeit, und wir werden stark, das zu bezeugen, was wir glauben, und für das zu leiden, was wir bezeugen. — Dort ist unser Glaube bedroht, wo keine Männer, keine Frauen sich erheben, die vor den Aufrührern ihren Glauben bekennen, und bereit sind durch deren Revolver zu sterben, und durch ihren Tod zu bezeugen, daß es noch Einen gibt, der sich in ihnen mächtig erweist. Aus solchen überzeugten Herzen muß das Wunder kommen, daß es doch noch einen Gott gibt, der seine Kirche und Gemeinde zu schützen weiß. Also um der Kleingläubigen und der geistig Schwachen willen ist unsre Kirche bedroht, wenn in ihr die Träger der roten Fahne ungehindert schalten und walten und nicht Männer und Frauen sich finden, die der Rotte entgegentreten und sagen: „Mich könnt ihr erschießen, aber mein Gott bleibt lebendig!“

Denn frei in seinem Herzen und in seiner Überzeugung ist ein jeder von euch. Ihr könnt jauchzend der roten Fahne folgen, ihr könnt gleichgültig am Wege stehen oder im Stillen euch freuen

und sagen: „Nun werden die Gutsbesitzer, die Pastoren und die Beamten ihr Teil bekommen.“ Aber ihr müßt es wissen, daß die rote Fahne nicht Halt machen wird auf den rauchenden Gutstrümmern, nicht Halt machen wird bei dem zertretenen Pastor oder dem erschossenen Polizeibeamten. Ihr müßt es wissen, daß sie alle Arbeiter gegen alle Arbeitgeber zum Kamf auffordert. Und wenn du auch nur mit den Deinigen und für die Deinigen dein Land bearbeiten wolltest, so wird sie auch vor dir nicht Halt machen, denn du bist Grundbesitzer und Familienvater. Wenn du alle Arbeitgeber, alle der Reihe nach, die guten wie die bösen, darum allein hassest, weil sie Arbeiter annehmen; wenn du unsre Kleingrundbesitzer darum allein hassest, weil sie ihr eigenes Land haben; wenn du alle diejenigen, die für ihre Kinder sorgen, darum allein hassest, weil sie bestrebt sind, für sie etwas zu ersparen; wenn du die Kirche darum hassest, weil in ihr über eine andre Welt und andre Mächte gepredigt wird, die die Seele im Glauben mit heiligem Schauer fühlt — dann gehe mit der roten Fahne, denn dann ist das der richtige Weg zum Verderb, wohin sie dich auffordert. Aber wenn du selbst gesehen hast oder es fühlst, welch eine Kraft, welch eine Freude, welch ein innerliches Glück dem Menschen das Arbeiten auf eigenem Boden und für eigene Kinder gibt, dann wisse: über dein Herz wird die rote Fahne ziehen.

Die Aufwiegler reden, daß sie das Unrecht vertilgen und die Gerechtigkeit bringen werden. Aber was ist denn Gerechtigkeit? Sie hängt doch nicht in den Wolken; sie ist doch nicht in irgend einem Fach verschlossen. In den Menschenherzen wohnt die Gerechtigkeit; nur solche Leute können die Gerechtigkeit mit sich bringen, die sie im Herzen haben und sie in Worten und Taten bekennen. Aber wenn diese Fahnenträger die Gerechtigkeit bringen, warum lügen sie denn? Warum versprechen sie die Gutsbesitzer zu zwingen, ihr Land Euch zu verkaufen, wenn sie selbst jedes Eigentum vernichten wollen? Warum verkünden sie Gewissensfreiheit, und schlagen doch dabei den Prediger, der nach eigenem Gewissen handelt? Warum sagen sie, daß sie dem Wirt zu Hilfe kommen, und bereiten sich doch vor, die Existenz des Kleingrundbesitzers zu vernichten? Warum versprechen sie Dinge, von denen sie wissen, daß sie nicht ausführbar sind? Und wenn sich nun auch einige Gutsbesitzer versündigt hätten — kein Mensch ist ja doch ohne

Fehler —, sind nun deshalb alle zu bestrafen, sind deshalb alle zu vertreiben und zu Bettlern zu machen? Und wenn sie sich auch alle versündigt hätten — was wäre das für eine Gerechtigkeit, wo ohne Gericht verurteilt wird? Wer sind hier die Ankläger und wer die Richter? Selbst die Wilden haben soviel Gerechtigkeitsgefühl, daß sie keinen Menschen ohne Gericht verurteilen; aber unsre Träger der roten Fahne haben nicht einmal soviel Gerechtigkeitsgefühl, wie die Wilden. Selbst das wissen diese Leute manchmal nicht, daß ein Gut keinen Herrn hat, und kommen — den Herrn zu verjagen. Nein, ich habe keinen Glauben an solche Gerechtigkeit, die in so schmutzigen Händen getragen wird.

Und ich weiß, daß es noch sehr viele Leute gibt, denen der lettische Hof, das lettische Familienleben und unser Glaube ebenfalls noch nicht gleichgültig sind. So mancher ist auf einen Augenblick wie betört; so mancher kann nicht das rechte Wort finden; aber viele brennen vor heiligem Eifer, auf dem Altar des Volkes, den die Leute der roten Fahne zu stürzen drohen, ein Opfer zu bringen.

Was sollen wir aber tun in diesen unruhigen Zeiten?

Zu allererst müssen wir wissen, daß wir nicht für die Ungerechtigkeit kämpfen wollen. Wo in dem Körper des Volkes altes Unrecht immer weiter um sich greift, da müssen wir dagegen kämpfen. Wo die kleineren Brüder bedrückt werden, da müssen wir sie beschützen. Es ist an der Zeit, die Axt an die Wurzel des Baumes zu legen und alles abzuhauen, was verdorrt und gestorben ist — in uns selbst und um uns.

Sodann müssen wir wissen, daß die lettische Kraft drei Quellen hat — eigenes Land, eigene Kinder und eigener Glaube. Die müssen wir schützen.

Wie werden wir sie schützen?

Wir müssen drei Dinge unterscheiden. Erstens die Demonstration, d. h. Wichtigtuerei. Junge Leute wollen sich damit wichtig tun, daß sie keine Angst vor der Polizei haben. Sie wollen neue Lehren verkünden. In England werden jeden Tag derart neue Lehren verkündet; auf der Straße geht eine Menge Menschen mit einer Fahne, man fängt an zu singen, bis Leute sich versammeln, und dann hält einer eine Rede und verbreitet Traktate. Das ist nichts Gefährliches. Von einem freien Wort haben wir nichts

zu befürchten. Nur müssen wir dafür sorgen, daß es nicht von unsrer Seite an Gegenworten mangelt. Wir müssen dafür sorgen, daß die Leute es auch von der andern Seite zu sehen und zu hören bekommen. Und den Neugierigen müssen wir abraten mitzugehen. Dann werden die Demonstrationen nichtssagend und lächerlich.

Die Wichtigtuerei dieser Jünglinge brauchen wir nicht für besonders gefährlich zu halten. Wir sind auch einmal jung gewesen, haben dumme Streiche begangen und geprahlt — erst später kommt der Verstand.

Nur da müssen wir diese Demonstrationen zurückweisen, wo sie sich in das Gotteshaus drängen. Da haben sie weder Platz noch Recht. So wie die Kirche nicht nach außen geht, um die Demonstrationen der jungen Leute zu stören, ebenso dürfen sie sich auch nicht in die Kirche hineindrängen, denn hier ist unsre Demonstration. Ebenso dürfen sie nicht in eine fremde Wohnung dringen.

Das zweite sind die — Streiks. Das ist nicht mehr Wichtigtuerei allein, es ist die Vernichtung von Hab und Gut eines andern. Zur Zeit stellen nur die Gutsknechte die Arbeit ein, später aber, wenn es ihnen gelingen wird, auf dem Gute die Rolle des Herrn zu spielen, wird sich dasselbe auch bei den Wirten wiederholen. Aber wir können hier nicht die Richter sein zwischen den Herren und ihren Knechten. Nur das können wir recht wohl verstehen, daß es nicht gerecht sein kann, wenn ein Mensch aus eigenem freien Willen Abmachungen getroffen hat und nun mit einem Mal mitten in der Arbeitszeit einen andern Lohn fordert. In den Fabriken ist es anders; dort verdingt sich der Arbeiter auf Wochen. Wir müssen bemüht sein zu erklären, daß eine Abmachung — Abmachung bleibt Aber solange die Arbeiter keine Gewalttaten verüben, solange soll über sie das Gericht urteilen.

Das dritte sind die — Gewalttaten. Wenn man den Pastor schlägt, wenn man ihn an den Füßen schleift, so ist es eine Gewalttat. Da ist keine Rede mehr von Gerechtigkeit und von Lebensveränderung, das ist eine gewöhnliche Gewalttat. Wenn man die Gutsbeamten quält, wenn man die Gebäude anzündet, so ist es eine Gewalttat. Und sollen wir denn ruhig zuschauen,

daß man vor unsern Augen einen Menschen erschlägt? Da müssen wir das Menschenleben beschützen. Auch wenn wir keine Waffen haben, sind wir dennoch zu schützen verpflichtet. Die Aufrührer ermuntern ihre Mitglieder, vor der Polizei sich nicht zu fürchten, sondern ihre Mitglieder zu befreien. Denn eine große Masse würde die Polizei doch nicht zu beschießen wagen. Noch weniger werden die Aufrührer es wagen, unschuldige Menschen zu beschießen. Denn sie wissen, daß dann ihre Rolle ausgespielt ist! Auf Mordgesellen wird man nicht mehr hören. Darum fürchtet euch nicht vor ihren Drohungen! Auch mit unbewaffneten Händen hat man sich ihnen entgegenzustellen, wenn sie aufdringlich werden! Und glaubet, daß nicht die Waffen siegen, sondern die Überzeugung.

Somit: Gegen Proklamationen — Proklamationen; gegen Reden — Reden; gegen Demonstrationen — Abraten vom Mitgehen; wenn sie aber anfangen in der Kirche zu reden, so soll die Gemeinde singen. Es soll einer das Lied „Ein feste Burg ist unser Gott" anstimmen, und die andern werden mitsingen!

Gegen Arbeitseinstellung — gesetzliches Gericht.

Gegen Gewalttaten — das Beschützen des Angegriffenen.

Aber wir dürfen nicht die Angreifer sein. — Die Spürer, die Aufstöberer, die Verdächtiger, die Waffenklirrenden dürfen wir nicht sein. — Vergessen wir es nicht, daß es keine Diebe und Räuber sind, mit denen wir den Kampf haben. Es sind betörte Jünglinge, die an ihre Sache glauben. Es sind Jünglinge, die ihr Gleichgewicht verloren haben, das Gefühl für Gut und Böse. Vergessen wir es nicht, daß man in unruhigen Zeiten dieses Gefühl selbst sehr schnell verlieren kann. Wie viele sind nicht unter uns selbst, die gleichgültig zuschauen, wenn andern Unrecht geschieht? Haben sie nicht auch das Gefühl für Gut und Böse verloren?

Wir dürfen uns nur verteidigen.

Ohne Zusammenstoß und ohne Blutvergießen wird es doch nicht bleiben; denn die Träger der roten Fahne werden bald ihren Führern nicht mehr gehorchen. So ist es bei allen solchen Bewegungen gewesen und das ist das Gefährliche auch bei den jetzigen Unruhen. Blut ist geflossen und wird noch fließen. Wir wollen

jedoch nicht die Schuld daran tragen. Wir wollen keinen zum Kampf auf Leben und Tod herausfordern.

Wir wissen es, daß einige von uns fallen werden. Das wird unsre Kraft sein. Über das unschuldig vergossene Blut wird die rote Fahne nicht hinüber können. Und wenn unser Boden, unsre Kinder, unser Glaube nicht unsres Blutes wert sind, dann mag auch das alles verloren gehen. . . .



Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland.

Von

Cl. von Hencke.

Die bekannte Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Bearbeitungen verschiedener Wissensgebiete „Aus Natur und Geisteswelt" hat durch Oswald Külpes Darstellung* der Hauptrichtungen der modernen Philosophie eine wertvolle Bereicherung erfahren. In kurzen, bedeutsamen Zügen werden hier die philosophischen Bestrebungen der Gegenwart und die Anschauungen ihrer hervorragendsten Vertreter in Deutschland charakterisiert und einer gründlichen Beurteilung unterzogen, wobei besonderer Nachdruck auf ihre Stellung zu den Grundproblemen der Erkenntnistheorie gelegt wird. So werden wir nicht nur von kundiger Hand in die philosophischen Gedanken der Jetztzeit eingeführt, sondern gewinnen auch dank der unbefangen und allseitig prüfenden Forschungsweise, die alle bisher veröffentlichten Arbeiten des Verfassers (besonders „Grundriß der Psychologie" und „Einleitung in die Philosophie") auszeichnet, eine möglichst klare, vorurteilsfreie Einsicht in die Vorzüge und Mängel der grundlegenden Auffassungen. Hiernach dürfte jedem, der seiner Zeit und den in ihr wirksamen geistigen Tendenzen nicht gleichgültig gegenübersteht, ein solches Buch willkommen sein. Um weitere Kreise der Gebildeten für die in diesem behandelten Fragen zu interessieren, wollen wir im Folgenden auf seinen Inhalt näher eingehen und in freier Anlehnung an denselben ein Bild der gegenwärtigen philosophischen Strömungen, freilich nur in seinen allgemeinsten Umrissen zu entwerfen suchen. Dabei behalten wir uns vor, auch eigene, von

*) Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland von Oswald Külpe. 2. Aufl., Verlag von B. G. Teubner. 1904.

denen des Verfassers abweichende Meinungen und Gesichtspunkte geltend zu machen.

Das philospMische Denken der Gegenwart steht nicht wie das des 18. Jahrhunderts in der Epoche der „Aufklärung“, oder wie in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, zur Zeit der „absoluten Philosophen“, unter dem bestimmenden Einfluß eines umfassenden und geschlossenen Systems, sondern geht den verschiedensten Anschauungen und Richtungen nach. Aus der bunten Mannigfaltigkeit derselben heben sich besonders vier von einigermaßen bestimmtem Gepräge ab: der Positivismus, Idealismus, Materialismus und Naturalismus. Das einzige, was diesen an sich ungleichartigen, ja teilweise entgegengesetzten Richtungen in ihrer gegenwärtigen Ausgestaltung gemeinsam ist, besteht in der uneingeschränkten Anerkennung der Einzelwissenschaften als einziger Grundlage aller Philosophie und in der damit verbundenen Ablehnung einer im freien Denken allein wurzelnden Spekulation. Darauf gründet sich bei ihnen der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. In höchst einseitiger, unkritischer Weise genügen demselben der Materialismus und Naturalismus, indem sie eine Welt- und Lebensanschauung aus den Begriffen der Naturerklärung allein zu bilden suchen. Sie sind denn auch seit jeher die unabtrennlichen Begleiter eines von der Naturwissenschaft bedingten Philosophierens geworden. Gegenwärtig erfreuen sie sich einer großen Verbreitung, aber fast ausschließlich unter den philosophisch ungeschulten, urteilslosen Massen, während sie aus ernsthaft denkenden, wissenschaftlichen Kreisen wohl ganz verschwunden sind. In letzteren ist das philosophische Interesse, soweit von einem solchen gesprochen werden kann, zwischen Positivismus und Idealismus geteilt. Beide Richtungen umschreiben das Verhältnis der Einzelwissenschaften zur Philosophie nach zwei Seiten hin in gleicher Weise, und zwar folgendermaßen: einmal ergänzt die Philosophie die Einzelwissenschaften durch eine sie begründende und verstehende Erkenntnistheorie oder Logik, zweitens nimmt sie unmittelbaren Anteil an der Arbeit jener, indem sie neue Einzelwissenschaften vorbereitet oder den vorhandenen neue Anregung gibt. Damit ist für den Positivismus Sinn und Bedeutung aller Philosophie erschöpft und vollkommen ablehnend verhält er sich gegen die vom Idealismus behauptete dritte Bestimmung derselben, Ergänzung der Einzelwissenschaften durch eine sie ausbauende und vollendende Metaphysik zu sein. Sucht letztere auch neuerdings ihr Ziel, die Begründung einer Weltanschauung, nur auf induktivem Wege, d. h. im An-

schluß an das positive Wissen unsrer Zeit zu erreichen, so erhebt sie sich doch über die Erfahrung oder über die unserm Bewußtsein gegebenen Tatsachen und sucht mit Hilfe des Denkens die Wirklichkeit, wie sie an sich, d. h. unabhängig vom erkennenden Subjekt ist, zu bestimmen. Eine solche Transzendenz oder Überschreitung der Erfahrung verwirft der Positivismus als unwissenschaftlich, indem er in jeder Metaphysik ein müßiges Spiel mit Bildern und mit Worten sieht, und betont demgegenüber die erfahrungsmäßig gegebene Wirklichkeit als einzig zuständige Instanz aller Erkenntnis und die Notwendigkeit, innerhalb derselben zu verharren. An diesen Gegensatz der Transzendenz und Immanenz, wie wir ihn kurz formulieren wollen, knüpft jene Frage an, der eine zentrale Bedeutung für alle Philosophie zukommt und die Külpe als das Problem der Realität bezeichnet — die Frage, ob und wieweit das Denken befähigt und berechtigt ist, sich auf eine transzendente, von ihm selbst verschiedene Wirklichkeit zu beziehen oder Realitäten zu setzen und zu bestimmen. Wenn auch der Positivismus durch entschiedene Verneinung dieser Frage im allgemeinen gekennzeichnet ist, so machen sich doch innerhalb desselben gegenwärtig in Deutschland verschiedene Abstufungen geltend. So geht der von F. A. Lange inaugurierte Neukantianismus auf Kant zurück und lehrt mit ihm die Einschränkung der Erkenntnis auf die Gegenstände der Erfahrung, die sogenannten Erscheinungen, und erblickt daher die Hauptaufgabe einer wissenschaftlichen Philosophie in einer kritischen Begründung und Begrenzung der Erkenntnis. — Mehr an Berkeley und Hume, als an Kant, schließt sich die von Schuppe eingeführte „immanente“ Philosophie an. Diese gelangt durch Aufhebung des von Kant jenseits der Erfahrung aufgestellten Begriffes eines Dinges an sich, einer durchaus unerkennbaren Realität, zu einer Auflösung aller Wirklichkeit in Bewußtseinsphänomene. Dementsprechend ist ihr die Philosophie gleichbedeutend mit einer Analyse des unmittelbar im Bewußtsein Gegebenen. Desgleichen gehört hierher der von R. Avenarius begründete Empiriokritizismus. Nach ihm ist die Bedeutung alles wissenschaftlichen Denkens darin beschlossen, eine möglichst einfache, adäquate und bequeme Beschreibung der Tatsachen zu liefern, und die Aufgabe der Philosophie sieht er in der deskriptiven Bestimmung des allgemeinen Erfahrungsbegriffs nach Form und Inhalt. Auch der „Psychologismus“, der in der Psychologie die Basis für alle philosophischen Wissenschaften findet, läßt sich in gewissem Sinne dem Positivismus zurechnen.

Weite Verbreitung besonders in naturwissenschaftlichen Kreisen finden gegenwärtig die Ansichten des Physikers und Philosophen E. Mach, die sich vielfach mit denen von Avenarius berühren. Ähnlich wie dieser betrachtet er die Leistungen der Wissenschaft als ökonomisch geordnete Erfahrung. Alle Erfahrung wird dabei nach Art des Sensualismus in lauter gleichartige Elemente, in Empfindungen von Farben, Gerüchen, Tönen, Drücken usw. aufgelöst, und dem Denken bleibt nichts weiter, als die Nachbildung dieser Elemente und ihrer wechselseitigen Beziehungen in begrifflicher Form, d. h. dem von Mach betonten Prinzip der Ökonomie des Denkens entsprechend, in vereinfachter und verallgemeinerter Darstellung. So erhalten alle wissenschaftlichen Aussagen ihren Inhalt und ihre Bedeutung nur durch die Beziehung auf die Erfahrung oder auf die Empfindungen, aus denen sie abstrahiert sind. Die Dinge, Körper usw., sowie auch das Ich, sind nicht für sich bestehende, selbständige Existenzen, sondern vielmehr annähernd konstante Verbindungen von Empfindungen unsrer Sinne. Solche Beständigkeit der Verbindung liegt als gesetzmäßige Beziehung aller kausalen Verknüpfung der Tatsachen zugrunde, und Mach verwirft daher jede naturwissenschaftliche Erklärung, die in naiver dem Fetischismus gleichender Metaphysik vermittelst der Begriffe von Ursache und Wirkung die Tatsachen selbst aus einander hervorgehen läßt, als ob es einen innern notwendigen Zusammenhang zwischen ihnen gebe und nicht eine solche Notwendigkeit eine bloß logische, begriffliche sei.

Die antimetaphysische Tendenz dieses von Mach vertretenen, wie überhaupt jeglichen Positivismus liegt in der Beschränkung und Herabsetzung des Denkens zu Gunsten der für unser Bewußtsein gegebenen Wirklichkeit. Dagegen führt Külpe mit Recht aus, daß unsern Gedanken eine selbständige Bedeutung und Gesetzlichkeit der Erfahrung gegenüber zukommt. Denn alle Wissenschaft liefert nicht bloß eine Nachbildung und Verallgemeinerung, sondern auch eine Ergänzung und Berichtigung der Erfahrung. Es ist deshalb auch nicht einzusehen, weshalb sich unsre Gedanken nicht auch in der Erkenntnis von Realitäten (etwa Körpern und Kräften) sollen betätigen dürfen. Dagegen sind die Empfindungen, die Bewußtseinsdata oder die unmittelbare Erfahrung, die der Positivismus als den allein gewissen Grund des Erkennens hinstellt, außerstande, eine allgemeingültige Wissenschaft zu begründen, denn allgemein kann nur das sein, was für jedermann besteht, Empfindungen sind aber nur für den da, der sie gerade erlebt. Wohl

ist die Erfahrung als Ausgangspunkt und Kontrolle aller realwissenschaftlichen Forschung anzuerkennen, doch kann sie in keiner Weise von sich aus irgend welche wissenschaftliche Gewißheit und Gesetzmäßigkeit gewähren. Dazu bedarf es in erster Linie des denkenden Erkennens.

Führt so die einseitige Bindung aller Erkenntnis an die ursprüngliche Erfahrung zu einer prinzipiellen Verneinung aller Metaphysik, so verfällt der Positivismus damit selbst in einen Dogmatismus, obwohl er doch nur formales Wissen für sich und damit für alle Philosophie gelten läßt und sich jeder Aussage über die Gegenstände selbst enthält. Ist ein derartiges materiales Wissen nach Ansicht des Positivismus ausschließlich Sache der Einzelwissenschaften, so widerspricht dem die Metaphysik, die von jeher darauf ausgegangen ist, das wahre Wesen der Welt und aller Gegenstände unsrer Erkenntnis zu bestimmen. Dieses Anspruchs will sich auch die Grundrichtung einer modernen Metaphysik nicht begeben, wenn sie als Idealismus die Wirklichkeit alles Seins in etwas Seelen- und Geistartigem erblickt. Bei aller Verschiedenheit derselben von der abstrakten Begriffsdialektik der älteren Metaphysik, ist sie gleich dieser aus dem Einheitsbedürfnis der menschlichen Vernunft, das Kant „unhintertreiblich" nennt, hervorgegangen und erstrebt die Befriedigung desselben in einer Totalweltanschauung. Die Voraussetzung für alle modernen Versuche, ein derartiges geschlossenes Weltbild zu entwerfen, bildet die durch Kant vermittelte Einsicht, daß das Denken von wesentlicher Bedeutung für alle Erkenntnis ist, und daß die Aufgabe der Erfahrungswissenschaften „nur unter Zuhilfenahme von Voraussetzungen, die selbst nicht empirisch gegeben sind", gelöst werden kann. Daraus folgt von selbst, daß eine Fortführung der von den Einzelwissenschaften begonnenen Arbeit und die widerspruchsfreie Verbindung ihrer Ergebnisse zu einem einheitlichen Ganzen nicht verwehrt sein darf. Kann es sich hierbei auch nicht um schlechterdings sichere Behauptungen handeln, so liegt doch darin noch kein Beweis gegen die Wissenschaftlichkeit eines solchen Unternehmens. Denn auch die Einzelforschung sieht sich im weiten Umfange auf Hypothesen angewiesen, d. h. auf Annahmen, die an der Hand der Erfahrung nicht erweisbar sind, von unsrer denkenden Vernunft aber dennoch als notwendige Ergänzungen gefordert werden. Wird hiernach die Grenze zwischen den Einzelwissenschaften und einer induktiven Metaphysik zu einer fließenden, so ist damit auch jene schroffe Scheidung des Immanenten und

Transzendenten, die Kant dazu führte, das Denken auf die Tatsachen der Erfahrung einzuschränken, aufgehoben.

Von diesem Gesichtspunkt aus haben die Metaphysik neuerdings mehrere Denker bearbeitet; unter ihnen sind es besonders drei: H. Lotze, E. v. Hartmann und W. Wundt, deren Systemen eine wahrhaft typische Bedeutung für die Gegenwart beizumessen ist. Alle drei legen in sorgfältigen erkenntnistheoretischen Untersuchungen den Grund für den Aufbau ihres idealistischen Lehrgebäudes, alle drei berücksichtigen in umfassender Weise die Resultate der empirischen Forschung und suchen ihre Spekulation an die Erfahrung anzuknüpfen. Sie bekunden darin gleich allen andern philosophischen Richtungen der Zeit den doppelten Einfluß, den einerseits Kant, anderseits die Erfahrungs- und besonders die Naturwissenschaften auf das moderne Denken ausüben. Trotz dieser Übereinstimmungen weisen die von ihnen entworfenen Systeme tiefgehende Unterschiede sowohl in den Ergebnissen als auch in der Methode auf. Suchen wir uns daher im Folgenden das Eigentümliche der von den genannten Denkern vertretenen Anschauungen kurz zu vergegenwärtigen.

Das durch die mechanistische Naturauffassung entworfene Weltbild genügt nach Lotze weder den Forderungen unsres Verstandes noch den Bedürfnissen unsres Gemüts. Volles Verständnis der gegebenen Wirklichkeit ist der in räumlich sinnlicher Betrachtungsweise steckenbleibenden Physik versagt; solches herbeizuführen ist die Aufgabe einer in das Wesen oder das Ansich der Dinge eindringenden Metaphysik. Diese hat vor allem den Begriff „Sein" näher zu bestimmen. Worin liegt der Sinn der Behauptung, daß ein Ding sei? Lotze antwortet darauf, daß es zu dem Sein der Dinge gehöre, in Beziehungen zu stehen, da ein gänzlich isoliertes, völlig beziehungsloses Ding undenkbar sei und wir ein solches nur als ein Nichtseiendes bezeichnen können. Reale Beziehungen sind uns aber nur als Wechselwirkung bekannt, die nicht etwa ein Übergehen des Geschehens oder der Veränderungen von einem Ding auf das andre bedeutet, sondern nur soviel besagt, daß jedes Wesen auf eine ihm zuteil werdende Anregung mit der ihm eigentümlichen Äußerung reagiert. Dabei stellen die einander korrespondierenden Veränderungen eine feste, von einer bestimmten Regel beherrschte Beziehung dar und in diesem Gedanken des Gesetzmäßigen liegt für uns nach Lotze die Einheit des Vorganges. Soll aber diese als reale sich von solcher bloß gedachten Regel unterscheiden, so muß angenommen werden, daß allen gesetzmäßig

vor sich gehenden Veränderungen in den einzelnen Dingen eine substanzielle Einheit zugrunde liegt. Dieselbe enthält als allumfassende Substanz die Dinge als Zustände oder Modifikationen in sich und gewährt ihnen dadurch die Möglichkeit der Wechselwirkung. So knüpft sie an den Zustand a von A den dazu gehörigen Zustand b von B, da sie sowohl in dem Dinge A als in B gegenwärtig ist. Die in der Einheit des Absoluten wurzelnden, durch diese auf einander wirkenden Individualwesen bestimmt Lotze als Geister oder Seelen, denn nur solche sind imstande, im Wechsel ihrer Zustände ihre Identität zu bewahren, also in Wechselwirkung mit andern stehende Dinge zu sein. Alle Realität ist also Geistigkeit, dem ähnlich, was wir in uns selbst erleben, und die Dinge sind geistige Wesen oder Monaden. Die allgemeine Substanz, der Grund der realen Welt, ist zugleich der Grund der idealen Welt und erhält als solcher den Charakter eines höchsten Wertes und der persönlichen Gottheit. Alle Entwicklung zielt auf eine Realisierung des Guten hin, und so wird der Weltmechanismus in den Dienst einer teleologischen Beziehung gestellt, um die letzte Aufgabe der Welterklärung zu erfüllen.

Im Mittelpunkt der Metaphysik Lotzes steht das Problem der Wechselwirkung. Die Lösung desselben erinnert an die Auffassung von Mach und noch mehr an Berkeley. Wie bei letzterem die Dinge und die unter ihnen vor sich gehenden Wechselwirkungen nichts weiter sind als regelmäßige Verbindungen und Beziehungen unsrer Vorstellungen, deren Konstanz uns durch Gott verbürgt wird, so betraut in ähnlicher Weise Lotze den Weltgrund mit der Aufgabe, den Dingen und ihren gegenseitigen Beziehungen zu einer wirklichen Einheit an Stelle der bloß gedachten zu verhelfen. Dabei ist auch bei ihm die Neigung unverkennbar, den Dingen, in Übereinstimmung mit Berkeley, jede Selbständigkeit zu nehmen und sie zu bloßen Aktionen des Weltgeistes zu machen.

Erstrebt Lotze in seiner Metaphysik das Ziel, einen Frieden zu stiften zwischen den Bedürfnissen des Gemüts und den Forderungen der Wissenschaft, so geht Hartmann darauf aus, die spekulative Gedankenarbeit eines Schelling und Hegel auf empirischer Grundlage und nach induktiver Methode weiterzuführen. Gegenüber der vom Positivismus allein anerkannten Bewußtseinswirklichkeit weist er auf die objektive Realität in der wissenschaftlichen Erkenntnis hin und gibt eine nähere Begründung derselben. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß die Prinzipien unsres Denkens, insbesondere das Kausalitätsprinzip, nicht bloß subjektiv sind,

sondern eine Anwendung auf die Dinge an sich gestatten. Letztere werden somit als Ursachen der Erscheinungen angesehen, und Hartmann hält sich daher für berechtigt, aus den Tatsachen der Erfahrung auf das Wesen der Dinge und den Grund der Welt zu schließen. Wenn er nun aber im Hinblick auf die große Bedeutung, die dem Unbewußten in der Natur und im Geistesleben zukommt, die gesuchte Realität als das Unbewußte bestimmt und dieses in der untrennbaren Einheit von Wille und Vorstellung dem Absoluten gleichsetzt, so zeigt er damit freilich, daß ihm die Induktion nur als Mittel zum Zweck, d. h. als ein bloßes Schwungbrett zum Fluge ins Reich abstrakter Spekulationen diene. In der Tat gehört dies zum Weltprinzip erhobene Unbewußte mit seinen beiden Äußerungen, dem Willen und der Idee, die ihnen erteilte Mission im Werden, Sein und Vergehen der Welt, die pessimistische Beurteilung des Daseins mehr in eine Begriffsdichtung als in eine Metaphysik, die eine Vollendung der einzelwissenschaftlichen Erkenntnis sein will. Ohne auf Hartmanns Weltanschauung näher einzugehen, führen wir als Beleg für das eben Gesagte den Schlußsatz der „Philosophie des Unbewußten“ an: „Das reale Dasein ist die Inkarnation der Gottheit, der Weltprozeß die Passionsgeschichte des fleischgewordenen Gottes und zugleich der Weg zur Erlösung des im Fleische Gekreuzigten; die sittliche Aufgabe der Individuen ist es aber, mitzuarbeiten an der Abkürzung dieses Leidens- und Erlösungsweges.“

So spielt bei Hartmann die Erfahrung dem spekulativen Denken gegenüber nur eine untergeordnete Rolle, trotz seines Bestrebens, einen Ausgleich dieser beiden Richtungen in seiner Philosophie herbeizuführen. Derselben Aufgabe unterzieht sich Wundt in seinem umfassenden „System der Philosophie“; dasselbe bringt in vorbildlicher Weise ein induktives Verfahren in der Metaphysik zur uneingeschränkten Anwendung. Von der größten Bedeutung für die Gestaltung der Philosophie Wundts ist die ihren erkenntnistheoretischen Ausgangspunkt bildende Einsicht, daß unsre ursprüngliche Erfahrung nicht in zwei Welten, eine subjektive und eine objektive, auseinanderfällt, sondern ein einheitliches Ganzes ist. Zu ihr gehört alles, was uns überhaupt gegeben ist: unsre Gefühle, Vorstellungen, Willenshandlungen, kurz die Gesamtheit unsrer Erlebnisse. Ebensowenig wie der Gegensatz von Subjekt und Objekt ursprünglich gegeben ist, ist es auch der von Vorstellung und Gegenstand; vielmehr ist die erstere von letzterem nicht geschieden, und Wundt bezeichnet daher den unmittelbar vorliegenden

Erfahrungsinhalt dieser Einheit wegen als Vorstellungsobjekt. Die innerhalb desselben vorgenommene Trennung einer subjektiven und einer objektiven Seite und deren begriffliche Bestimmung und Bearbeitung in den Geistes- und Naturwissenschaften heben nach Wundt die ursprüngliche Realität des Vorstellungsobjekts nicht auf. So werden die Vorstellungen als diejenigen Bestandteile der unmittelbaren Erfahrung, die „weder erzeugt noch willkürlich verändert werden können", den objektiven Erfahrungsinhalten zugerechnet. Die Erforschung derselben in der ihnen eigenen Gesetzmäßigkeit und in ihrer Unabhängigkeit vom erlebenden Subjekt ist auf mittelbare, begriffliche Erkenntnis angewiesen, wodurch das anschaulich gegebene Vorstellungsobjekt in ein gedachtes umgeformt wird. Dagegen werden die auf ein selbsttätiges Handeln bezüglichen Elemente derselben Realität, wie Gefühle und Willenshandlungen, dem Subjekt zugewiesen und als solche in ihrem unmittelbaren Sein erfahren und erkannt. Dieselbe Wirklichkeit, die von den Naturwissenschaften begrifflich erfaßt wird, wollen die Geisteswissenschaften und an ihrer Spitze die Psychologie in den konkret-lebendigen Zusammenhang der Vorgänge nach ihren einfachsten Bestandteilen einerseits und umfassendsten Verbänden anderseits bestimmen. Diesem Gedanken einer unteilbaren Einheit und einer universellen Gesamtheit, zu dem der Grundsatz der Verbindung unsrer Erkenntnisse nach Grund und Folge notwendig führt, kann jedoch nur genügt werden in einer Ergänzung der einzelwissenschaftlichen Ergebnisse durch transzendente Begriffsbestimmungen. Die metaphysische Betrachtung der äußeren Erfahrung fordert als letzte Einheit den Begriff des Atoms, das jedoch als absolutes nur quantitativ oder formal bestimmbar ist. Hinsichtlich der Totalität des Weltinhalts und des Weltgeschehens schwankt unser Denken zwischen einer unbegrenzten und begrenzten Transzendenz. In einer entsprechenden Untersuchung des psychologischen Tatbestandes führt Wundt ungefähr folgendes aus: Wenngleich sich alle unsre subjektiven Zustände auf Tätigkeit und Leiden zurückführen lassen, so fassen wir doch die Tätigkeit als etwas unser Ich unmittelbarer charakterisierendes auf, als das Leiden, das wir auf die Gegenstände beziehen, die uns affizieren und dadurch unsre Tätigkeit hemmen. Fassen wir die reine Tätigkeit des Ich als Wille auf, so bleibt als Ergebnis der individuellen psychologischen Transzendenz der reine Wille zurück, von dem Wundt sagt: „Es gibt schlechterdings nichts außer dem Menschen, noch in ihm, was er voll und ganz sein eigen nennen könnte, außer seinem Willen."

Er ist tätiges Element im innern Vorstellen, in der Apperzeption der Vorstellung und in den äußeren Willenshandlungen. Bei der Idee der individuellen Willenseinheit kann die Vernunft nicht stehen bleiben, da das reine Wollen für sich allein immer inhaltsleer bleiben würde; es setzt also äußere Bedingungen voraus, die man sich als Willenstätigkeiten wieder denken wird. Tatsächlich zeigen sich uns empirisch die Verbindungen der geistigen Einheiten in Form von immer umfassenderen Willensgemeinschaften. Geht man in dieser Richtung weiter fort, so gelangt man schließlich zu der Idee „eines menschlichen Gesamtwillens, der die ganze Menschheit in der bewußten Vollbringung bestimmter Willenszwecke vereinigt." Kann auch dieser Endpunkt der Reihe nie eine Erfahrungstatsache werden, so darf man doch nach der Betrachtung des „bisherigen Verlaufs der menschlichen Entwicklung" annehmen, daß sich letztere nach diesem Ziele hin bewegt, und so verwandelt sich die Humanitätsidee in ein praktisches Ideal. — Doch die theoretische Vernunft kann sich dabei noch nicht beruhigen und fordert einen adäquaten Grund dieses Ideals in einer umfassenden ontologischen Idee. Maßgebend aber für die Behandlung des ontologischen Problems ist das Streben der Vernunft, die Sonderung des Vorstellungsobjekts in das Objekt und die Vorstellung wieder aufzuheben und eine begriffliche Bestimmung der ursprünglichen Realität zu liefern. Es handelt sich daher um die Frage nach der transzendenten Einheit des Natürlichen und Geistigen. Da nun mit der Idee eines weder geistigen noch materiellen Seins nichts anzufangen ist, so bleibt nur folgende Alternative: „Entweder muß die Welt als eine materielle, oder sie muß als eine geistige Einheit gedacht werden." Wundt entscheidet sich für die letztere Lösung aus folgender Erwägung. Alle Vorstellung von Objekten beruht auf einer Wirkung, die das Wollen erfährt. „Der Wille leidet, indem er Wirkungen empfängt, und er ist tätig, indem ihn dieses Leiden zu vorstellender Tätigkeit anregt." Da uns aber nur die Tätigkeit unsres Willens bekannt ist, so können wir unser eigenes Erleiden nur auf ein fremdes Wollen und demnach alles Geschehen auf eine Wechselwirkung verschiedener Willen zurückführen, wobei das reine Wollen durch die Wechselbestimmung zum wirklichen oder vorstellenden Wollen wird. Die Welt ist daher die Gesamtheit der Willenstätigkeiten, die durch ihre Wechselbestimmung, die vorstellende Tätigkeit, in eine Entwicklungsreihe von Willenseinheiten verschiedenen Umfanges sich ordnen. Müssen wir nun, um die Möglichkeit einer Weltentwicklung überhaupt zu verstehen, einen

„den zu erreichenden Erfolgen adäquaten Grund", eine der Vielheit vorausgehende Einheit voraussetzen, so läßt sich diese Idee eines letzten Weltgrundes nicht näher bestimmen, und der Glaube tritt in seine Rechte. Indem er den Inhalt der Gottesidee dem sittlichen Ideal entnimmt, denkt er sich „Gott als Weltwillen, die Weltentwicklung aber als Entfaltung des göttlichen Wollens und Wirkens." Die Vernunftideen sind zwar unbeweisbar, aber allgemeingültig und damit notwendig, wie die Philosophie zu zeigen vermag; dagegen kann sie die Notwendigkeit einer ihnen entsprechenden Realität nicht erweisen.

Von den mancherlei Bedenken gegen dieses groß angelegte philosophische System, dessen Gedankenreichtum wir nur höchst unvollkommen wiedergeben konnten, wollen wir hier nur folgendes erwähnen.

Sind nach Wundt die Erlebnisse, unsre unmittelbare Erfahrung, eine schlechthin gegebene Wirklichkeit, die durch alle daran vorgenommenen Denkbestimmungen nicht beseitigt werden könne, so ist nicht recht klar, in welchem Verhältnis diese rückhaltlos zugestandene Realität zu der bei rationaler Bearbeitung derselben gesetzten Realität von Gedankendingen steht. Entweder ist nur das in der Erfahrung Vorgefundene real; dann ist natürlich alle Metaphysik ausgeschlossen; oder unser Denken hat die Fähigkeit, Realitäten zu setzen, dann ist die Erfahrung wohl Ausgangspunkt für die Untersuchung, an sich aber nicht real. — Diese Schwierigkeit ließe sich unsres Erachtens durch den Hinweis auf die innere Erfahrung heben, der wir nach Wundt eine unmittelbare Erkenntnis der Wirklichkeit verdanken, und die uns deshalb die Einheitsidee liefert, die innerem und äußerem Geschehen gemeinsam ist. Nur weil Wundt dem Erlebnis, wie es in einem Bewußtseinsvorgang vorliegt, eine unmittelbare Evidenz zuschreibt, kommt er dazu, in dem kosmischen Mechanismus eine „äußere Hülle" zu sehen, hinter der sich ein geistiges Wirken und Schaffen, ein Streben, Fühlen und Empfinden verbirgt, dem gleichend, was wir in uns selber erleben." Wenn dabei besonders der Wille hervorgehoben wird, da er nach Wundts Ansicht die Eigenart alles Bewußtseins und damit unser und der Welt Wesen am besten erkennen lasse und am reinsten auspräge, so mag das vom psychologischen Standpunkt anfechtbar sein, aber ein Widerspruch mit der behaupteten Realität der Erfahrung dürfte darin schwerlich enthalten sein.

Im Gegensatz zu der monistischen Weltanschauung Wundts, für die die Wirklichkeit lebendige, geistige Entwicklung ist, steht

der Materialismus, der neuerdings als Einheitslehre dem Dualismus gegenübergestellt wird. Dabei wird nicht klar unterschieden zwischen einer monistischen, Körperliches und Geistiges als zwei verschiedene Seiten desselben Wesens betrachtenden, und einer materialistischen, das Geistige auf das Körperliche zurückführenden Anschauung. — Auch der neueste Vertreter dieser Weltanschauung, Häckel, macht sich in dieser Hinsicht großer Inkonsequenzen schuldig. Indem er im Substanzbegriff Materie und Energie untrennbar verbunden denkt, setzt er ohne weiteres für den Zusammenhang dieser den wesentlich andern von Materie und Geist oder Seele. Damit hängt es denn zusammen, daß das Seelenleben einerseits an jegliche Art von Materie gebunden wird, anderseits als Funktion einer bestimmten Materie, des Psychoplasma, erscheint. Ohne weiter auf die grellen Widersprüche der Häckelschen Ausführungen einzugehen, wollen wir nur die von Külpe gegebene Kritik gegen den Materialismus kurz zusammenfassen. Gegen ihn läßt sich erstens ein naturwissenschaftliches Argument geltend machen. Nach dem Gesetz von der Erhaltung der Energie ist die Summe der im Universum vorhandenen Energie stets eine konstante, und alle Veränderungen sind nur Wandlungen in der Verteilung der Energie. Nach diesem Gesetz würde die Erzeugung von Bewußtseinsvorgängen durch materielle Prozesse einen Verlust von Energie auf der physischen Seite bedeuten, ohne daß dafür ein äquivalentes Quantum einer andern Energieform einträte. — Zweitens ist der Materialismus nicht imstande, auch nur den einfachsten psychischen Vorgang zu erklären; denn wie ein Nervenprozeß es anfange, einen Bewußtseinsvorgang hervorzubringen, ist schlechterdings nicht einzusehen, wenn auch die Bedingtheit der Seelenerscheinungen durch materielle Prozesse nicht geleugnet werden soll.

Was endlich die vom Materialismus der Naturwissenschaft entlehnten Begriffe, wie Materie, Energie u. dergl. anbetrifft, so dienen sie dazu, das in unsrer Erfahrung von uns Unabhängige darzustellen. Der unsrer Willkür entzogene Zusammenhang, in dem unsre Bewußtseinsinhalte erscheinen, läßt uns von einem Körper, den wir wahrnehmen, oder von einer Energie, die auf uns wirkt, reden. Hieraus erhellt, daß die Bedeutung dieser Begriffe seitens des Materialismus völlig verkannt wird, wenn man ihnen zutraut, das gesamte Seelenleben aus sich erzeugen zu können.

Läßt sich der Materialismus von der Naturwissenschaft vorschreiben, was über jedes Sein und Geschehen gedacht werden muß, so erhebt der Naturalismus eine derartige Anschauung zur

Norm für unser ganzes praktisches Verhalten, besonders in sittlicher und religiöser Hinsicht. So hat Feuerbach völlig unverhüllt die religiösen Konsequenzen aus dem Materialismus gezogen. Alle Religion ist nach ihm ein naturwissenschaftlich zu erklärender und berichtigender Wahn, der von dem falschen Eindruck einer Selbständigkeit der psychischen Welt gegen die Körperwelt ausgeht und mit der Illusion der Seele überhaupt auch die von seelenähnlichen Gottwesen entstehen läßt. Eine wesentlich andre Färbung hat der Naturalismus bei Nietzsche erhalten. Seine Lehre läßt sich am besten als „immoralistischer Individualismus“ bezeichnen. Solchergestalt bekämpft sie durch den Hinweis auf die Natur und die durch sie bedingte Wirklichkeit alle Moral, insbesondere die des Utilitarismus und die sog. Sozialethik. Scheint den Vertretern dieser Sittenlehre die Natur auf „das Prinzip der Gegenseitigkeit“, des allgemeinen Nutzens und der allgemeinen Wohlfahrt zu verweisen, so erhebt Nietzsche gegen diese „Heerdentiermoral“ energisch Einspruch, indem er das absolut Individuelle aller Wirklichkeit, das „Different-Sein“ alles Lebens betont. Die Natur lehrt nach ihm dem unbefangenen Interpreten nicht das Glück der größten Anzahl, sondern ein „robusteres Ideal“: Leben ist Wille zur Macht. „Die rücksichtenlose Durchsetzung von Machtansprüchen“, das schrankenlose Geltendmachen des eigenen Willens — das ist das einzige Ideal, das uns die Natur an die Hand gibt. So wird der Individualismus zum ausgesprochenen Egoismus, der sich gleich der Natur, dem großen „Immoralischen“, jenseits von Gut und Böse stellt. Auch der höhere Typus Mensch, der Übermensch, den Nietzsche lehrte, soll zugleich Immoralist sein.

In dieser Lehre Nietzsches liegt uns die eigenartigste und zugleich folgerichtigste Gestalt einer naturalistischen Lebensauffassung vor. Ihr gegenüber möchten wir folgendes bekennen: In der Religion sowohl wie in der Ethik handelt es sich um Wertschätzungen, d. h. um Überzeugungen, die einen persönlichen Wert in sich schließen. Wir bekennen uns zu ihnen um der Bedeutung willen, die sie für unser Leben und Streben besitzen. Nicht auf das Leben als solches, sondern auf das wertvolle Leben kommt es dem religiös und ethisch gerichteten Menschen an. Dagegen haben wir es in der Natur mit Tatsachen zu tun, die wir zu erkennen, d. h. richtig zu deuten suchen. Die Natur steht nicht nur jenseits von Gut und Böse, sondern auch jenseits von Wert und Unwert. Es ist daher verkehrt, wenn der Naturalismus eine Tatsache nur um ihrer nackten Tatsächlichkeit willen als wertbestimmend hinstellt.

Dazu bedarf es eben einer über dem Tatsächlichen stehenden Norm oder eines Wertkriteriums; von Natur wegen haben alle Tatsachen gleichen Anspruch und keine verdient den Vorzug vor der andern. Hiernach hebt sich jede naturalistische Wertung von selbst auf. — Die Begründung einer Lebensanschauung, die der Naturalismus somit außer stande zu geben ist, wird vor allem von jener idealistischen Richtung angestrebt, die wir im Unterschied von der schon besprochenen als praktische bezeichnen können. Sie richtet von vornherein ihr Augenmerk auf das Leben und die konkreten Lebensmächte, sucht hier einen wahren Gehalt und Wert objektiv zu ermitteln und stellt dann diesen, das Geistesleben, als ewig gültiges Ziel alles Strebens, als letzte Bestimmung alles Seins hin. Der konsequenteste und bedeutendste Vertreter eines solchen „Lebenssystems" ist gegenwärtig R. Eucken. Zweifellos hat der praktische Idealismus in der Ausgestaltung seitens dieses Denkers große Bedeutung für die Gegenwart und vielleicht noch mehr für die Zukunft. Hier sind uns die Richtlinien für eine lebensfähige, moderne Weltanschauung sicher vorgezeichnet, die nicht als graue Theorie in den Köpfen einzelner Denker ein mehr oder weniger ephemeres Dasein zu fristen berufen ist, sondern, als persönliches Besitztum ergriffen, eine bestimmende Macht in unsrem Leben werden soll. Die Autonomie des Denkens, das sittliche Urteil, die künstlerische Konzeption — das sind die unanfechtbaren Tatsachen, die Eucken dem naturgesetzlichen Ablauf der äußern und innern Erfahrung gegenüberstellt und die auf eine umfassende Geisteswelt jenseit des unmittelbaren Daseins hinweisen. Diese ist für den Menschen zugleich Tatsache und Aufgabe, „innerster Kern und fernes Ziel"; „sein Leben wird unablässiges Suchen des eigenen Wesens, und erhält damit erst die Möglichkeit einer wahrhaftigen Geschichte." Die Transzendenz, d. h. die Überschreitung der Erfahrung, wie sie jeder Metaphysik zugrunde liegt, geschieht also hier nicht nach der Seite des Objekts, sondern nach der des Subjekts, da Eucken mit Kant Herkunft und Wesen des dem Erkennen sich bietenden Empfindungsstoffes für unerforschbar hält. Doch soll das jenseit der Einzelvorgänge des seelischen Mechanismus aufsteigende Geistesleben nicht etwa ein abgeschlossenes Sonderreich neben der großen Wirklichkeit bilden, vielmehr soll es in ihr stehen, sie an sich ziehen und in sich aufnehmen „Darum ist es in allem Sein zugleich die Behauptung, das Letzte, Ganze, Allumfassende, der Kern der gesamten Wirklichkeit zu sein."

Welche Richtung auch die Philosophie der Zukunft einschlagen mag, ob sie, wie Külpe glaubt, als Neorationalismus das Denken gegenüber der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit wieder mehr in den Vordergrund rücken wird, oder ob sie als moderne Lebensphilosophie unserm Dasein zu größerer Tiefe und Sammlung verhelfen wird, jedenfalls besteht die Aussicht, daß ihr auch fernerhin jene hohe Bedeutung erhalten bleibt, die sie von jeher für den denkenden wie auch für den handelnden und strebenden Menschen gehabt hat.



Johann Friedrich La Trobe

ein baltischer Musiker.

Schluß[1].

In eigentümlicher Verschlingung hatte ein freundliches Geschick seine Fäden gewoben. Bald nachdem er nach Livland gekommen, hatte La Trobe im Kreise seiner ersten Bekannten auch die junge Baronin Sophie v. Stackelberg, geborene Zöge v. Manteuffel (Ottenküll) kennen gelernt, eine anmutige und geistig überaus angeregte Erscheinung. Es war die Schwester jener Marie Helene v. Zöge, der Gattin des Malers Gerhard v. Kügelgen, deren anziehender Briefwechsel vor einigen Jahren veröffentlicht wurde. Gegenseitige Sympathie gründete nun bald zwischen ihm und dieser hochbegabten, namentlich auch musikalisch ungewöhnlich talentvollen Frau, ein ideales Freundschaftsverhältnis von seltener Innigkeit und Wärme. Ihr tiefes und reiches Gemüt wurde für La Trobe gar oft ein Quell des Trostes, und in seinen Briefen an die vertrauten Freunde spricht er immer wieder davon, welch unschätzbaren Wert diese Freundschaft für ihn gewonnen. Als Sophie v. St. 1797 aus Gesundheitsrücksichten eine Reise ins Ausland unternehmen mußte, weilte La Trobe gerade in Riga und er konnte den Augenblick ihrer Durchreise kaum erwarten, zumal er ja nun ihre belebende Nähe auf längere Zeit missen sollte. „Wo bleibt denn Sophie?" fragt er bei einem Freunde an; „ich habe einen wahren pruritus sie zu sehn — und wollte in allem Ernst, sie könnte ihre Gesundheit hier im Lande wieder herstellen und wäre in unsrer Nähe — denn der Heiligen sind wenig." — Im März des folgenden Jahres besuchte La Trobe die in Reval weilende Schwester Sophies, Marie Helene, die jener darüber

---

[1] Vgl. Balt. Monatsschr. 1904 Oktober Bd. 58, S. 216 ff.

berichtete[1]: „Der liebenswürdige La Trobe ist viel bei uns gewesen und uns allen lieb geworden mit seinem ehrlichen Gesicht und seinem schönen Klavierspiel."

Sophie v. St. hielt sich längere Zeit in Braunschweig auf — dem Ort gerade, an dem La Trobe der ersten Jugendliebe Wonne und Schmerz gekostet. Hier gab sie einer Tochter, Alwine, das Leben. Wer konnte ahnen, daß eben dieses kleine Mädchen, der Freundin Tochter, dereinst die Gattin La Trobes werden sollte, an deren Seite ihm noch mehr als fünfundzwanzig Jahre ungetrübten Glückes beschieden waren.

Die Sommermonate des J. 1819 verlebte Sophie v. St. am estländischen Strande in der Nähe Revals. Hier besuchte auch La Trobe die alte treue Freundin und siehe da, hier fand er, worauf er längst Verzicht geleistet zu haben glaubte, das Glück der Liebe, die Neigung der zwanzigjährigen Tochter der Freundin. „Ihre Frau hat ganz recht, Alwine einen Engel zu nennen," berichtet er dem Freunde Bock, „denn sie ist es in der Tat, da sie mich aus einem Verhältnis gerettet hat, bei dem ich früher oder später zu Grunde gehen mußte. So bin ich ein unaussprechlich glücklicher Mensch geworden, und will sehen, es zu bleiben." — Am 29. März 1820 führte er die junge Gattin heim.

Die nun folgenden neun Jahre vergingen in neubelebter abwechslungsreicher Tätigkeit. Ein so vielbeschäftigter, im praktischen Leben stehender Mann konnte der Kunst freilich nur seine Mußestunden widmen, aber sie ging doch nicht leer aus. Hatte früher die schmerzliche Resignation, die ihn mitunter erfüllte, La Trobe von einem ganz eigentümlich elegischen Zauber durchwehte Gesänge entlockt — seine Lacrymosa (1804), seine fünfstimmige Messe (1813), sein Invocantem (1814) —, so war es jetzt auf der Höhe seines Lebensglücks mehr die moderne Lyrik, die seiner Musik einen leichteren, rascheren Puls verlieh. Es entstanden eine Reihe kleinerer lyrischer Kompositionen für eine und mehrere Singstimmen, von denen die meisten in den Sammlungen von 1826 und 1832 gedruckt sind. Von den ungedruckten muß namentlich die vierstimmige Komposition des Goetheschen Gedichts „Rastlose Liebe" (1824) angeführt werden.

---

[1]) Marie Helene v. Kügelgen. Ein Lebensbild in Briefen. (Lpz. 1900.) Seite 10.

Überaus anregend in künstlerischer Hinsicht war in dieser Zeit für La Trobe die Bekanntschaft mit dem Maler Timoleon v. Neff und dem Dichter und Musiker August v. Weyhrauch, beides jüngere Männer, die sich ihm mit der innigsten Freundschaft angeschlossen hatten. Neff führte mit ihm eine lebhafte Korrespondenz[1], als er 1824 zu weiterer Ausbildung in Dresden weilte und auch noch später von Petersburg aus; er hat auch ein schönes Portrait von La Trobe gemalt (1837), Weyhrauch ihm (schon 1819) tiefempfundene Stanzen gewidmet. Die Freundschaft mit diesen Beiden dauerte bis an sein Lebensende.

Es waren Jahre des reinsten Familienglücks, das ihm die Gattin und allgemach auch vier Kinder gewährten. Aber freilich fehlten auch die Schatten nicht, die wirtschaftlichen Sorgen, die sein Leben trübten. Aus geschäftlichen Verwicklungen entstanden Mißverhältnisse, die ihn schließlich nötigten, seine wenn auch nicht glänzende, so doch unabhängige Stellung als Landwirt aufzugeben und 1829 — nun schon über 60 Jahre alt — mit einer recht unsicheren Existenz in Dorpat zu vertauschen.

Der Entschluß zu dieser Veränderung all seiner Lebensverhältnisse fiel ihm schwer genug. Einen gewissen Trost gewährte ihm nur die Hoffnung, in Dorpat mehr Anregung für seine Kunst zu finden, als es auf dem Lande möglich war, und sich dort vielleicht eine selbständige musikalische Wirksamkeit schaffen zu können.

In Dorpat fehlte es nicht an musikalischem Sinn und mancherlei Anregung[2]. Die günstige Lage der Stadt an der Hauptverkehrsstraße aus Deutschland nach Petersburg brachte es mit sich, daß alle Künstler, die nach der russischen Hauptstadt reisten, ihren Weg durch Dorpat nehmen mußten, und so manche von ihnen ließen sich bereit finden, die Bewohner der kleinen Musenstadt durch ihre Kunst zu erfreuen, warteten ihrer auch keine glänzenden Einnahmen, so doch ein herzlich dankbares und begeistertes Publikum. Damals war es namentlich der Professor des Provinzialrechts (seit 1825) E. v. Bröcker, der sich unermüdlich um das Zustandekommen solcher Konzerte verdient machte.

---

[1]) M. v. Grünewaldt, Skizzen und Bilder a. d. Leben C. T. v. Neff. Darmst. 1887

[2]) Vgl. Kruse, Einiges Historische über die Musiker und Musikvereine in Dorpat. Inland 1844, Sp. 829 ff.

— Den Mittelpunkt der musikalischen Bestrebungen bildete die „Akademische Musse", teils unter der Leitung des Universitäts-Musiklehrers Thomson oder selbständiger Lehrer, teils musikliebender Privatpersonen. Unter letzteren waren es namentlich einige Professoren, die durch Gründung verschiedener Dilletantenvereine und ihr lebhaftes und tätiges Interesse anregend wirkten, — so der Theologe Chr. Fr. Segelbach (1810—23), der Philosoph G. B. Jäsche (1802—39), der Botaniker K. Chr. Fr. Ledebour (1811—36), der Chirurg T. Chr. Moier (1814—36); öfters lag die Leitung musikalischer Veranstaltungen durch studentische Orchestervereine auch in den Händen des Privatlehrers L. A. F. Kieseritzky († 1853 in Paris als Redakteur eines Schach-Journals und Direktor des dortigen Schachklubs). Auch die mit einigen Einschränkungen 1823 wiedergestatteten dramatischen Vorstellungen durch Dilletanten, die seit 1812 verboten waren, trugen dazu bei, das musikalische Leben anzuregen, und in den Schulen, im Gymnasium unter dem Musiklehrer H. Biedermann, sowie in den Mädchenschulen der Hofrätin Struve und der König'schen, wurde ebenfalls für guten Musikunterricht nach Möglichkeit Sorge getragen.

Als La Trobe 1829 nach Dorpat zog, fand er also in dieser Hinsicht manches Erfreuliche vor. Freilich sah es in dieser kleinen musikalischen Welt recht dilletantenhaft aus; aber die allgemeine Liebhaberei für Musik ließ die Hoffnung berechtigt erscheinen, mit der Zeit dem Publikum eine tiefere Teilnahme an den wahren Interessen der Kunst abzugewinnen, wenn man mit dem ganzen künstlerischen Ernst, wie er in La Trobes Natur lag, ans Werk ging. Diesen Kampf der Kunst gegen den Dilletantismus fand er an einer Stelle bereits glänzend eingeleitet vor.

Einer der reichsten Livländer, dessen Besitzung Ratshof in unmittelbarer Nähe der Stadt lag, Herr v. Liphart, ein Kunstkenner in jeder Hinsicht, dessen im Winter bewohntes Stadthaus einen wahren Kunsttempel bildete, hatte ein Streichquartett organisiert, das in seiner Art einzig dastand, so vollendet war es in seiner Zusammenwirkung. Die beiden Violinen waren durch Ferdinand David, einen der ausgezeichnetsten deutschen Violinisten, späteren Musikdirektor in Leipzig und dort mit Felix Mendelssohn zusammenwirkend († 1873) und Rudelsky, die

Bratsche durch Herrn Hartmann und das Cello anfangs durch Cyprian Romberg und später dem bekannten Komponisten J. L. Graß vertreten. Zu diesen Quartetten, die wöchentlich zweimal spielten, fand ein ausgewählter kunstliebender Kreis im Liphartschen Hause in liebenswürdigster Weise Zutritt, auch stand es den vier Herren frei, obgleich sie von Herrn v. Liphart engagiert waren, auch das größere Publikum durch Konzerte zu erfreuen.

An den regelmäßigen Quartettabenden wurden ständig drei Quartette gespielt; als erstes eines von Haydn oder Mozart, dann eines von Spohr, Mendessohn oder einem andern neueren Komponisten und das dritte und letzte war immer von Beethoven. Die Schule solcher Meister, durch Jahre wirkend, konnte freilich nicht ohne Einfluß auf den Geschmack und das Urteil des Publikums bleiben. — La Trobe trat bald zu diesen Künstlern in ein näheres Verhältnis und wurde ein ständiger Besucher der Quartettabende, die nach seinem Ausspruch alles übertrafen, was hier zu Lande je gehört worden ist. Angeregt durch diesen künstlerischen Genuß, fühlte er sich seinerseits nun angeregt, auf dem Gebiete des mehrstimmigen Gesanges tätig zu sein. An wohlwollender Gesinnung im Publikum fehlte es nicht, auch der Reiz der Neuheit wirkte, und daß nicht sobald ein Gesangverein, auf dessen Bildung La Trobe ausging, zustande kam, lag wohl nur an der Strenge der Forderungen, die er an ein solches Unternehmen als Ganzes, wie auch an jeden einzelnen Teilnehmer stellte. Auch war ja der Hauptzweck des bisherigen musikalischen Treibens der Mehrzahl aus dem Dörptschen Publikum das Amüsement gewesen, und die strenge Auffassung La Trobes mußte daher anfangs ohne Erfolg bleiben.

La Trobes ökonomische Verhältnisse hatten ihn genötigt, sein Einkommen durch Erteilung von Musikstunden, und speziell solche für Gesang, zu mehren. Dies brachte ihn zugleich in nähere Berührung mit denjenigen musikalischen Elementen der Stadt, die ihm für die Ausführung seines Lieblingsplanes unentbehrlich sein mußten. Besonders kam ihm in dieser Hinsicht der Gesangunterricht zu statten, den er durch eine Reihe von Jahren in einer der damals besuchtesten Mädchenschulen erteilte; dort konnte er die theoretischen Forderungen, wie er sie an einen Sängerverein stellte, praktisch prüfen und zugleich bot sich ihm die Gelegenheit, dem

großen Mangel an Kompositionen für Frauenchöre durch eigene Werke, deren er nun eine ganze Reihe schuf, abzuhelfen. Die Texte sind teils kirchlich, teils weltlich, alle aber ernsten Charakters. Außer mehreren Psalmen entstanden in dieser Zeit auch zwei größere Vokalkompositionen, a capella, für 6 Stimmen gesetzt; es sind dies ein „Agnus Dei“ und ein „Stabat mater“; letzteres ist vielleicht das Beste und Schönste, was La Trobe geschaffen[1]. Auf das Zureden seiner Freunde hin übersandte er die Manuskripte beider Werke zum Zweck einer möglichen Veröffentlichung an seinen alten Universitätsfreund Georg Poelchau, welcher Mitglied der Berliner Singakademie war. Interessant sind die Briefe, die er La Trobe in Anlaß dieser Zusendung 1834, 35 und 36 schrieb. Er vergleicht in ihnen besonders das Stabat mater mit Kompositionen damals sehr beliebter Meister, wie Caldara, Tema, Seydelmann und Schuster, deren Werken er dieses gleichstellt und ihm zugleich den Vorzug vor Schöpfungen von Pergolese und Haydn einräumt.

Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es nun endlich La Trobe im J. 1834, unterstützt von einem jungen, eminent musikalischen Theologen Joseph Kohlreif[2], einen Gesangverein zu bilden. Kohlreif war ein begeisterter Anhänger älterer Kirchenmusik und ganz spezieller Kenner der Werke Bachs, dessen Fugen und Präludien er vollendet zum Vortrag zu bringen wußte. Mit regem Eifer widmete er sich dem großen Werke, das sie beide planten, nämlich die Aufführung des Alexanderfestes von Händel. Nach vielen Mühen und Überwindung verschiedener Hindernisse kam es denn auch zu einer recht gelungenen Aufführung dieses

---

[1]) Im „Inland“ 1848 Sp. 395 findet sich die Besprechung einer Aufführung von La Trobes Stabat mater am 2 Mai 1848 durch den Brennerschen Gesangverein (es war die zweite; die erste hatte La Trobe selbst noch geleitet). Hier heißt es: „. . . Dies klassische Tonwerk gehört weder dem alten sogenannten strengen Kirchenstil mit seiner überwiegenden Fugenherrschaft und seinen hergebrachten harten Dissonanzen an, noch auch dem Begefälligungsstyle der neueren geistlichen Musik. . . . Am meisten nähert sich La Trobe unter den Neueren Cherubinis geistlicher Weise (man vergleiche namentlich dessen Regina coeli); der Einfluß italienischer Schule bis Durante hinauf ist unverkennbar, doch ist die Musik tiefer, gediegener, als Cherubinis, deutscher Charakter nicht verleugnet (man vgl Gluck). Seine Meisterschaft bewährt La Trobe vorzugsweise in zweierlei: durch die geschickte Behandlung des Rhythmus und durch die große Mannigfaltigkeit in der Auffassung der einzelnen Sätze“

[2]) Stud. Theologie 1829—35. Pastor an der St. Michaelis-Kirche in Moskau, † 1837.

Meisterwerkes mit 100 Stimmen in der St. Johanniskirche. — Ohne die tatkräftige Hilfe seines jungen Freundes wäre dieses Unternehmen — bisher in seiner Großartigkeit einzigartig in Livland — wohl nicht zustande gekommen, aber nun, da es gelungen war, war auch das tiefere Interesse des großen Publikums für solche ernste musikalische Genüsse rege geworden und das Vertrauen zu der energischen und sachkundigen Leitung gewonnen. Die Sache wurde nun ernstlicher und vielseitiger als bisher in Erwägung gezogen und im März 1835 bildete sich ein Singverein, der zweimal wöchentlich in La Trobes Wohnung zusammenkam, und bald so zahlreich war, daß eine sechsfache Besetzung der einzelnen Stimmen möglich wurde. Eine Quelle unversiegbarer Freude und beständigen Genusses war nun für La Trobe selbst geöffnet und voll gab er sich diesem Schaffen hin, keine Mühe und Arbeit scheuend sowohl bei der Ausbildung der einzelnen Stimmen zu Reinheit und Vollendung im Vortrag, als auch bei der mühevollen Ausschreibung der Noten.

Eine ausgesuchte Sammlung der besten Kirchenkompositionen, die er selbst besaß, bildeten den Grund zu einem vorzüglichen Repertoir: Händels Messias und hundertster Psalm, Mozarts Requiem und diesen ebenbürtige Werke wurden aufgeführt und auch seine eigenen Schöpfungen hatte er die Freude erklingen zu hören. Sein Freund Pölchau sandte ihm dazu oft mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit aus seiner im Interesse einer Geschichte der Musik angelegten zahlreichen und vielseitigen Sammlung von Musikwerken eine bedeutende Anzahl der seltensten und wertvollsten Kompositionen, meist eigenhändig abgeschrieben, da zu damaliger Zeit, wie schon erwähnt, die Vervielfältigung sowohl wie die Veröffentlichung von Musiksachen durch den Druck mit unsagbaren Schwierigkeiten und Unkosten verbunden war. „Meine Dir gesandten Gaben“ — schreibt Pölchau an den Freund — „sind nicht des Dankes wert, denn für wen hätte ich wie ein Maulwurf in alten Bibliotheken und Musikalien gewühlt, wenn der Gewinn nicht solchen Geweihten, wie Du bist, zu statten kommen sollte.“ Ein stattliches, 47 Nummern starkes Verzeichnis von „Singsachen“, die er von Poelchau erhalten, enthält die seltensten und edelsten Kompositionen für Kirchenmusik, und Namen wie: Valotti, Durante, Caldara, Fasch, Haydn, Bach. Besonders die Werke der beiden

erstgenannten Italiener, die La Trobe bisher fremd gewesen waren, entzückten und begeisterten ihn zu regem Studium dieser alten Meister, und ihre kunstreiche und doch so einfache Form verlockten auch ihn sich in dieser Art zu versuchen, ohne dabei natürlich an einen Vergleich zu denken.

Von den in diesem Verzeichnis genannten Kompositionen brachte La Trobe mit seinem Gesangverein zur Aufführung: Valottis Salve Regina (zweichörig, achtstimmig), Durantes Magnificat (vierstimmig) und zwei Misericordias Domini (zweichörig, achtstimmig), Caldaras vierstimmige Fuge Regina coeli, Faschs achtstimmiges Requiem und „Heil dem Manne“, Haydns vierstimmige Fuge Non nobis Domine, C. Ph. Bachs „Bitten“, Andreas Rombergs fünfstimmiges „Neige, Ewiger, dein Ohr“, Zelenkas vierstimmiges Tenebrae, Zelters Choral „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'“ und desselben Tenebrae.

Charakteristisch für La Trobes Ansicht über seine eigenen Leistungen als Komponist ist folgende Stelle aus einem Briefe an seinen Schwiegersohn W. v. Bock: „Wenn ich bedenke, was alles innerlich und äußerlich einer gediehenen Ausbildung des mir verliehenen Talents entgegengestanden, so muß ich mich manchmal verwundern, daß Einzelnes so gut geraten ist; aber ich weiß auch, was Meister im Fach geleistet haben, und wenn ich darüber mich wie in ein Nichts versinkend fühle, so ist es ein schlechter, oder vielmehr gar kein Trost, sich sagen zu können, daß vieles, sogar Gepriesenes, weit untergeordneter, ja erbärmlich ist!“

Mittlerweile hatte Dorpat in Bezug auf Instrumentalmusik einen schweren Verlust erlitten, indem schon im J. 1836 das Streichquartett genötigt gewesen war, auseinander zu gehen. Die Lücke, die dadurch in dem musikalischen Leben der Stadt entstand, war groß und niemand konnte sie tiefer empfinden, als La Trobe, dem diese Wendung zugleich vier befreundete Kunstgenossen entführte. Ein Orchesterverein, teils aus sog. Pragern, teils aus Liebhabern zusammengesetzt, konnte freilich nicht mit dem Anspruch auftreten, jenen großen Verlust zu ersetzen, dennoch gewährte er die Möglichkeit, mit dem Singverein verbunden, größere kombinierte Musikaufführungen, teils zu wohltätigem Zweck, zu veranstalten. Der Singverein stand in den Jahren 1837 und 38 jedenfalls auf der Höhe seiner Bestimmung, und dadurch, daß bei den Sing-

abenden vollständige Ausschließung von Zuhörern strenge Regel war, konnte es erreicht werden, daß sämtliche Teilnehmer ihr ganzes warmes Interesse nur der Sache widmeten. Die gesellige äußere Form, unter der die Übungsabende stattfanden, trug auch ihren Teil dazu bei, die zwanglose Unbefangenheit zu fördern, aber nicht zum wenigsten war es wohl die Persönlichkeit des Dirigenten selbst, die belebend und anregend wirkte; fühlte er sich doch nie wohler als im Kreise fröhlicher Jugend, wurde dort selbst wieder zum Jüngling; nicht nur ging er auf alles ein, was Kunst und sonstige geistige Interessen betraf, sondern auch auf das, was an keckem Scherz und an Schwänken vorgebracht wurde, seine muntere Laune und sein kerniger Witz trugen selbst das meiste zur Belebung der „Tabagie“ bei, wie der muntere Kreis der männlichen Mitglieder des Singvereins, die ja zumeist Studenten waren, von ihm genannt wurde, der an den Singabenden vor dem Beginn des Musizierens im Arbeitszimmer La Trobes sich bei Tee und Zigarren erquickte. „Greifen Sie zu den Blasinstrumenten, meine Herren“, war die herkömmliche Aufforderung, mit der er seine Gäste zum Rauchen einlud. War dann alles bereit, so trat er an der Spitze seiner „Löwen“ in den Musiksaal und nach einer verbindlichen und humoristischen Begrüßung der Damen konzentrierten sich aller Sinne auf das gemeinsame Unternehmen

Obgleich schon nahe an 70 Jahren, wußte La Trobe mit bewunderungswürdiger Übersicht die reichste Partitur zu handhaben und das Ganze kraftvoll und feurig zusammenzuhalten. Und wenn dann das Werk eines seiner Lieblinge, ein Crucifixus von Lotti oder Händels Hallelujah nach Wunsch gelang, strahlte von ihm eine jugendliche Begeisterung aus, die keine Schranken kannte. Einmal, nach einem besonders wohlgelungenen Vortrage des Hallelujah, drehte er sich mit einer leidenschaftlichen Bewegung zu einigen hinter ihm stehenden Sängern um und rief: „Und wenn die Engel im Himmel das Hallelujah anders singen, als beim Händel, so will ich nicht hinein!“

Im Lauf der Zeit war aber die völlige Ausschließung von Zuhörern nicht mehr durchzuführen. Daraus folgte dann eine Störung der Unbefangenheit, namentlich bei den weiblichen Mitgliedern, es entstanden Eifersüchteleien und auch ständische Spaltungen, wozu noch hinzukam, daß einige vorzügliche Sängerinnen

teils starben, teils Dorpat verließen. Da die Sänger hauptsächlich Studierende waren, traten auch von dieser Seite Störungen entmutigender Art ein, da sie, kaum so recht eingeübt und herangebildet, nach absolviertem Examen die Stadt verlassen mußten; bei einem großen Teil des Publikums hatte zudem die Sache den Reiz der Neuheit eingebüßt, was eine Ergänzung fehlender Stimmen oft erschwerte, so daß schon 1839 häufig nur noch ein spärlich besetzter Männerchor sich an den Singabenden versammelte. Dieser männliche Teil des Vereins blieb La Trobe infolge persönlicher Anhänglichkeit noch am längsten treu und ermöglichte es ihm, noch bis 1840 seinen Singverein zu halten. Zur völligen Auflösung trug auch noch ein recht minderwertiges Konkurrenzunternehmen bei, das La Trobes Unternehmungsgeist völlig lähmte und ihn mutlos seine Sache aufgeben ließ; zu ihrer energischeren Durchführung war ihm jegliche Freudigkeit in kurzer Zeit geraubt worden.

Wohl entstanden in dieser Zeit vor der Auflösung noch eine Anzahl vierstimmiger Männerchöre, die freilich nur kurze Zeit das Leben des Singvereins fristen konnten, denn wenn es nun auch nicht mehr an Kompositionen für Männerstimmen allein mangelte, so war eben, infolge des oben erwähnten Konkurrenzunternehmens, das Ende des Singvereins nicht mehr abzuwehren. La Trobe schreibt selbst darüber zu Anfang des Jahres 1840 an W. v. Bock: „. . . . Sie werden sich nicht wundern, daß ich nicht wenig verwundert war, als plötzlich ***, von dessen hübscher, lebenslustiger Frau der Plan kommen mochte (denn er versteht von der Musik soviel wie Händels Koch), zu Ende des vorigen Semesters bei mir erschien und mir einen vollständigen Plan zu dieser „großen Akademie“[1], wie das Ding heißt, vorlegte, mit der Bitte, auch meinen Namen darunter zu setzen. Es standen schon da . . . . — nur mein Name fehlte, um die Zahl der Fundatoren eines so herrlichen Unternehmens zu krönen und der Sache erst Gewicht zu geben. Ich war in Gefahr, ihm ins Gesicht zu lachen, gab ihm aber nur, so höflich es gehen wollte, was ich darüber meinte, zu verstehen und unterschrieb mit der wahrhaften Erklärung, daß ich es gegen meine An- und Einsicht nur tue, um den Schein des

[1]) Der Jurist Professor K. O. v. Madai (1837–42) gründete 1840 eine „Singakademie“, welcher der Musikdirektor Pohley vorstehen sollte

Neides zu vermeiden, weil, wenn das Werk gelänge, ich das Todesurteil meines mir so lieben Vereins unterzeichnet haben würde, daß ich aber damit nichts weiter zu tun haben wolle, noch nach meinem musikalischen Glaubensbekenntnis haben könne und daher unter keiner Bedingung mich zu einem der sieben Vorstände wählen lassen werde. Demohngeachtet erschien *** mit den fertigen Statuten und bat wieder dringend um meine Unterschrift, was ich aber klüglich bleiben ließ, obgleich er (toll genug) mich von aller Mühe und Tätigkeit völlig freisprach; wenn ich dann und wann nach Bequemlichkeit einmal erschiene, so würde man sich darüber sehr freuen. Eine so ehrenlose Ehre würde mich allein von der Teilnahme abgehalten haben, wäre ich nicht ohnehin bestimmt gewesen, mich nicht vergeblich mit dem Jammer eines solchen musikalischen Treibens abzugeben, wo noch dazu die Hauptsängerinnen ihr Talent mit Ziehen, Zerren und Heulen schänden, worüber ich mehr als einmal buchstäblich übel geworden bin. So kam ich los, ohne grob sein zu müssen. Um die Statuten bekümmerte ich mich nicht, doch erfuhr ich gesprächsweise ungefähr Folgendes: Es wird eine Singakademie errichtet — (hierzu konnte nach der geschehenen Aufforderung jeder und jede sich melden, und Sie können denken, was sich in Unschuld oder Kühnheit für musikalische Krüppel und Lahme gemeldet haben und angenommen worden sind). Mit diesem Singverein vereinigt sich nach Erfordernis der usw. Orchesterverein und bilden zusammen die g r o ß e Akademie. . . . Denken Sie, *** hat sich so getummelt, daß das Institut mit einer Kasse von 300 Rbl. S. M. zustande kam . . . . für einen solchen Praktikus hätte ich ihn nicht gehalten . . . man sieht: labor improbus omnia vincit. . . . Es soll zum Teil gotteserbärmlich noch gehen und mehrere gehen nicht mehr hin, auch fehlen jedesmal viele, a b e r e s s i n d L e g i o n, und so kann man immer etwas singen. . . . Man fing mit der „Schöpfung" an, ich höre aber, daß sie aufgegeben ist, da das „C h a o s" zu arg war. . . . An die vier Konzerte, die diesen Winter zustande kommen sollten, ist nicht zu denken . . . s t a t t d e s s e n h a b e i c h m e i n e n S i n g v e r e i n a u f g e b e n m ü s s e n, was mir in mehr als einer Art ein wahrer Todesstoß ist. . . . Den ersten Mittwoch nach meinem Konzert kam kein Herr, den zweiten keine Dame, den vierten kam gar niemand. ***, der nach Errichtung der g r o ß e n Aka-

demie seinen Singverein aufgegeben hatte, fing ihn plötzlich wieder an. Neben einer solchen musikalischen Tätigkeit, die soviel gewichtigen Vorschub hat, konnte ich nicht mehr bestehen, und um die, welche denn doch noch erschienen, nicht rein zum Besten zu haben, congedierte ich, herzlich für das Bisherige dankend, die lieben Leute. . . . An freundlichem, gutem, liebevollem Willen hat es nicht gefehlt, aber — der Wille bringt die Taten nicht herbei. Der Hindernisse sind jetzt zu viele, und meine Kraft zu gering. Man wünscht die Fortsetzung; jetzt . . . ist nicht daran zu denken . . . ich glaube: tot ist tot, und hin ist hin."

In seiner Antwort auf diesen Brief äußert Bock unter andrem: „Wo die „Schöpfung" so kläglich ausfällt, da lassen die „letzten Dinge" nicht lange auf sich warten" — und dieser Weissagung folgte die Erfüllung auf dem Fuß. Nun gab es aber weder einen La Trobeschen Singverein, noch eine „große Akademie"! In zwei Rundschreiben an die Damen und die Herren seines Singvereins hatte La Trobe ihnen Ende März 1810 die Schließung seines Vereins mitgeteilt, und die teils ironischen, teils wehmütigen Ausdrücke, in denen das geschieht, geben einen deutlichen Beweis, wie nahe ihn selbst diese Auflösung berührte.

Einige Jahre früher hatte La Trobe eine ehrenvolle Einladung zum ersten Rigischen Musikfest (1836) erhalten. Neben dem großen musikalischen Genuß erwuchs ihm aus diesem Aufenthalt in Riga auch manche andre Anregung, so die ihm sehr wertvolle Bekanntschaft des Festdirigenten, des Musikdirektors Dorn, durch dessen Empfehlungen an La Trobe dieser in der Folge häufig interessante Bekanntschaften durch Dorpat reisender Künstler und Künstlerinnen machte, von denen die Sängerinnen Klara Novello, Anna Bishop und Agnes Schebest besonders hervorragten. Solche vorübergehende Anregungen konnten aber doch den empfindlichen Schlag, den ihn nun das Eingehen des Singvereins erleiden ließ, nicht mildern; schwere pekuniäre Verluste die er gerade in diesen Jahren erleiden mußte, vereint mit den persönlichen Kränkungen, die mit den oben geschilderten Vorgängen zusammenhingen, sowie auch die Trennung von mehreren seiner Kinder, die er gezwungen war aus dem Hause zu geben, trugen dazu bei, auch seine körperliche Rüstigkeit zu untergraben, und in der nun folgenden Zeit des schweren körperlichen und seelischen Leidens blieben ihm als einziger

Trost die Liebe seiner Gattin und seiner 7 Kinder, vier Töchter und drei Söhne, mit denen er ein zurückgezogenes, aber glückliches, durch keine äußeren Verhältnisse gestörtes harmonisches häusliches Leben genoß.

Im Spätherbst 1839 schrieb er an den Sohn seines Freundes W. v. Bock: „Komponiert habe ich nichts diesen Sommer — es möchte auch einem Siebenziger nicht mehr ziemen; aber ich bin jetzt gemütlich zu niedergebeugt, als daß die oft sich regende Lust zum Laut hätte werden können!“ Trotzdem entstanden noch im Winter desselben Jahres drei schöne Lieder: „Es war ein alter König“, „Der Runenstein“ und „Zwei Särge“, von denen er selbst schrieb: „Wenn ich noch solche Texte wüßte, wollte ich noch am Schluß meines 71. Jahres alle Tage ein Lied fabrizieren, das eben nicht schlecht sein sollte!“

Im Winter 1841/42 beteiligte er sich an einer Reihe von Konzerten, die der Musikdirektor Pohlen veranstaltete, und lieferte dazu seinerseits einen interessanten Beitrag, indem er nach einem einige Jahre früher erschienenen Klavierauszug der von Mozart als Fragment hinterlassenen Oper Zaïde eine Instrumentierung der darin vorkommenden Terzette und Quartette unternahm, die natürlich dem Dorpater Orchester angepaßt und in Ermangelung einer Originalpartitur bei seiner eingehenden Kenntnis Mozartscher Partituren recht gelungen war und eine Aufführung mehrerer Teile dieses Werkes ermöglichte. 1841 schuf er noch sein letztes Lied „Wer sich der Einsamkeit ergibt, ach, der ist bald allein“ aus einer tief traurigen Stimmung heraus, denn die letzten Jahre hatten auch seinen Freundeskreis stark gelichtet; Schleusner, Graß, Lehrberg, Zelter, Sivers, sowie seine geliebte und verehrte Schwiegermutter († 1828) waren ihm gestorben und zuletzt auch noch der talentvolle Maler Senf, mit dem er in Dorpat von 1829—38 einen genußreichen und anregenden Verkehr unterhalten hatte. Nur sein alter treuer Freund Waldemar v. Bock in Kersell lebte noch und dieses Verhältnis wurde ein noch herzlicheres, da der älteste Sohn Bocks, Waldemar, 1841 La Trobes älteste Tochter Sophie heiratete. Von nun an verlebte er jeden Sommer in Kersell und genoß dort im Freundeshause, im Kreise seiner Kinder und Enkel, schöne, ungetrübte Monate. Am 29. März 1845 fand die Feier seiner Silberhochzeit statt und der 21. November des-

selben Jahres veranlaßte einige Freunde des 50. Jahrestages seiner medizinischen Doktorwürde in freundlicher Weise zu gedenken.

Ein langwieriger, von bedenklichen Symptomen begleiteter Fieberanfall im Sommer 1845 hatte seine Kräfte sehr geschwächt und auch sein altes Übel trat nun immer stärker hervor. La Trobe selbst hielt seinen Zustand für bedenklicher, als seine Umgebung, und obgleich er das Leben liebte und den Tod haßte, ohne ihn zu fürchten, sah er doch mit Fassung einem vielleicht baldigen und plötzlichen Tode entgegen. Im Spätherbst dieses Jahres tat sich, durch die Initiative einiger Freunde veranlaßt, ein kleiner musikalischer Kreis zusammen, und dem eindringlichen Zureden der Seinigen und seiner Freunde gelang es endlich La Trobes anfänglichen Widerstand zu besiegen, und so entstand ein schwaches Abbild des ehemaligen Singvereins, dessen Mitglieder sich eifrigst bemühten, dem geliebten Meister zur Zufriedenheit und Freude das Ihrige zu bringen, und es dauerte auch nicht lange, so war er mit der alten Begeisterung und Leidenschaft bei der Sache. Wieder erklangen ihm nun alte vertraute Lieder und auch Neues wurde mit Fleiß und Eifer geübt. Die Singabende fanden an jedem Dienstag statt. Der letzte Abend hatte am 11. Dezember stattgefunden; der nächste war zum 18. angesagt, doch ergaben sich einige Schwierigkeiten, und man kam überein, statt dessen am Mittwoch den 19. zu singen — doch an diesem Mittwoch sollte es nicht mehr dazu kommen! Nach sechstägigem schwerem Leiden starb La Trobe am Abend des 19. Dezember nach kurzem Kampfe — sanft und still. Nach einer weihevollen Feier im Hause am 22., bei welcher ein von ihm selbst vor 11 Jahren komponierter Grabgesang „Nun auf, wohlauf! zum letzten Gang!“ von den befreundeten Sängern und Sängerinnen ertönte, wurde er am 23. Dezember auf dem Dorpater Kirchhof begraben.

Verzeichnis sämtlicher vorhandener Kompositionen Johann Friedrich La Trobe's.

A. Gedruckte.

Nr. — Jahr

1. Zwölf Variationen fürs Klavier, seinem Lehrer Herrn Johann Gambold gewidmet. Leipzig, in der Breitkopfschen Buchhandlung. 1793
2. Sonate pour le Pianoforte, avec Violon obligé. Leipzig, en magasin de musique de Breitkopf. 1795
3. Trois Divertimentos à Violon, Taille et Basse, à S. Petersbourg chez F. A. Dittmar. . . . . } nach
4. Cinquante petites pièces de tous les tons pour exercer egalement les deux mains. ibid.. . . . . } 1800
5. Sei Canzone per 3 e 4 voci con Pianoforte. St. Petersburg, bei J. Päz. 1812
6. Drei Lieder mit Begleitung des Fortepiano. Dorpat, in der akademischen Buchhandlung. 1819
7. Zwölf deutsche Lieder mit Begleitung des Pianoforte. Dorpat. A. Sticinsky. 1828
8. Zwölf deutsche Lieder mit Begleitung des Fortepiano. Mitau, bei G. A. Reyher. Leipzig, bei F. Kistner. 1832
9. Zehn deutsche Lieder mit Begleitung des Fortepiano. Dorpat, Verlag von C. A. Kluge. 1837
10. Sechs deutsche Lieder mit Begleitung des Fortepiano. Verlag von F. Kluge. Dorpat. (Opus posthumum). 1846

B. Ungedruckte.

I. Für Singstimmen ohne obligate Begleitung.

a. Für lauter weibliche Stimmen.

1–7. Sieben drei- und vierstimmige geistliche und weltliche Gesänge. . 1833

b. Für lauter männliche Stimmen.

8. „Gewohnt, getan." Dreistimmiger Chor. 1832
9. Trinklied von Uhland. Vierstimmiger Chor. 1834

c. Für weibliche oder männliche Stimmen.

10. Kyrie eleison (russisch) 4 und 5stimmig. 1820
11. Agnus Dei, 6stimmig. 1829
12. Stabat mater, 6stimmig. 1840
13. Deus ad me etc., 4stimmig. 1834
14.–17. Vier Grabgesänge („Der ernste Todesengel senkt" — „Selig sind die Lebensmüden" — „Senkt die Leiche" usw. — „Nun auf! wohlauf zum letzten Gang.") 4 und 5stimmig 1810–1834

Nr.		Jahr
18.	Miserere mei Domine. 4stimmig	1834
19.	Agnus Dei. 4stimmig	1834
20.	Choral, quasi à la Fasch. 4stimmig	1835
21.	Beati integri via. 8stimmiger Doppelchor	1836
22.	„Im allgemeinen Bunde." } zwei 4stimmige Chöre.	1798
23.	„An dem wohlbekannten festlichen Tage." } zwei 4stimmige Chöre.	1798
24.	Ländliches Glück. 4stimmiger Chor	1800
25.	„Freundschaft." 4stimmiger Chor	1833
26.	„Heiß mag uns wohl" usw. 4stimmiger Chor	1833
27.	„Seid, ihr Brüder, frohen Mutes." 4stimmiger Chor	1834
28—30.	Drei Kanons für 3 Stimmen	o. Jahr.

II. Für Instrumente ohne Singstimmen.

a. Für das Fortepiano.

31.	Ouvertüre zu der Festkantate auf die Thronbesteigung Pauls I. Vierhändiger Klavierauszug des Komponisten	1797
32.	Präludium	1798
33—36.	Vier 3 und 4stimmige Fughetten	1798
37.	Zwölf Variationen auf ein Thema in E-moll	1798
38—41.	Vier Inventionen	1798 1799
42.	Solo pour le Clavecin (G-moll)	1801
43—51.	Neue variierte Themata.	

b. Für die Orgel.

52—56.	Fünf Präludien	1805
57.	Orgelmenuett	1817

c. Für Fortepiano und Violine.

58—60.	Drei Sonaten	1801

d. Für Violine und Bratsche.

61—66.	Sechs Duette	1800—1801

e. Für Violine, Bratsche und Cello.

67—73.	Sieben Trios	1798—1805

f. Für Viole d'amour, Violine, Bratsche und Cello.

74.	Quartett (Es-dur)	1800

g. Für volles Orchester.

75.	Ouvertüre (D-dur) zu einer Festkantate zur Feier der Thronbesteigung Pauls I.	1797

III. Für Singstimmen mit obligater Instrumentalbegleitung.

a. Für weibliche Stimmen.

Nr.		Jahr
76—88.	Dreizehn Lieder mit Begleitung des Fortepiano	1796—1840
89—98.	Zehn Lieder mit Begleitung der Guitarre	o. Jahr.
99—126.	Achtundzwanzig italienische Arien mit Begleitung von 3—8 verschiedenen Streich- und Blaseinstrumenten	1797—1808
127—135.	Neun dreistimmige italienische Gesänge mit Begleitung des Fortepiano	1809—1812
136.	Ave Regina. 3stimmig mit Begleitung des Fortepiano oder der Orgel	o. Jahr.

b. Für männliche Stimmen.

Nr.		Jahr
137.	„Seht die Blässe dieser Wangen." Tenorarie aus Goethes Scherz, List und Rache, mit Begleitung von Violine, Bratsche und Cello.	1799
138—146.	Neun Gesänge für 4 Männerstimmen mit Begleitung des Fortepiano	1831—1839

c. Für weibliche und männliche Stimmen.

Nr.		Jahr
147.	Lacrymosa. 7stimmig, mit Begleitung des Orchesters	1804
148.	Dignare Domine. 5stimmig, mit Begleitung des Orchesters	1813
149.	Fünfstimmige Messe mit Begleitung des Orchesters	1813
150.	Invocantem me exaudi. 4stimmig, mit Begleitung des Orchesters.	1814
151.	Aus dem 13. Psalm. 4stimmig, mit Begleitung der Orgel oder des Fortepiano	1834
152—154.	Kyrie — Qui tollis — Salvum fac, Domine. 4stimmig, mit Begleitung der Orgel oder des Fortepiano	o. Jahr.
155.	„O Jehova." 3stimmig, mit Begleitung der Orgel oder des Fortepiano	o. Jahr
156 - 164.	Neun 4stimmige Choräle mit Begleitung der Orgel	o. Jahr.
165.	Trauerkantate, 4stimmig, mit Begleitung des Fortepiano	1793
166.	Gesang der Geister über dem Wasser von Goethe. 3stimmig, mit Begleitung des Fortepiano	1798
167	Festkantate 4stimmig, mit Begleitung des Fortepiano	1798
168.	„Si ti credo." Duett für Sopran und Tenor mit Begleitung des Orchesters	1805
169—177.	Neun italienische Gesänge für 3, 4 und 5 Stimmen, mit Begleitung des Fortepiano	1809—1811
178.	„Rastlose Liebe" von Goethe. 4stimmig, mit Begleitung des Fortepiano	1824
179—181.	Drei Festgesänge, für 3 und 4 Stimmen, mit Begleitung des Fortepiano	1835—1838
182.	Festkantate 4stimmig, mit Begleitung des Fortepiano und einer Intrade für kleines Orchester	o. Jahr
183.	Er und sie. („Hangend, ach, an deinem Blick.") Duett für Sopran und Tenor mit Begleitung des Fortepiano	o. Jahr.

Prinzipielle Fragen zum (russischen) Bauer-Agrarwesen,

nebst den Antworten der lokalen landwirtschaftlichen Komitees*.

Die Arbeiten der lokalen landwirtschaftlichen Komitees beleuchten überaus eingehend die gegenwärtige Lage der Bauer-Agrarfrage; was jedoch die auf diesem Gebiet erforderlichen Maßnahmen anlangt, so projektieren die Komitees nur in vereinzelten Fällen eine genaue, nach ihrer Ansicht zur Beseitigung der Mängel des geltenden bäuerlichen Rechts notwendige Normierung; diese wenigen Fälle ausgenommen, drücken sie ihre Wünsche in Form von Prinzipien aus, die zur Grundlage einer solchen Normierung gemacht werden müssen, und geben eben dadurch auch eine ganz bestimmte Richtung an zur Lösung der Agrarfrage in allen ihren wesentlichen Teilen.

Eine solche Behandlung dieser Frage in den Arbeiten der Lokalkomitees entspricht genau dem Modus, wie ihn die Allerhöchst niedergesetzte „Besondere Konferenz über die Bedürfnisse des landwirtschaftlichen Gewerbes" dabei eingehalten hat. Die zur Beurteilung der Bauer-Agrarfrage berufene „Besondere Konferenz" ist, nach Pkt. 30 und 31 ihres am 12. Mai 1902 Allerhöchst bestätigten Tätigkeitsprogramms, nicht verpflichtet, die Frage auf dem Wege einer speziellen Durcharbeitung und durch Projektierung eines entsprechenden Gesetzentwurfs zu lösen, was in den Kreis der Aufgaben des Ministeriums des Innern gehört, sondern hat ihr Gutachten abzugeben, das der Allerhöchsten Entscheidung zu unterbreiten

*) Nachstehender Artikel ist die Übersetzung einer von der „Allerhöchst niedergesetzten Besonderen Konferenz über die Bedürfnisse des landwirtschaftlichen Gewerbes" herausgegebenen Publikation (St. Petersburg 1904), die von deren Vorsitzendem, dem Staatssekretär Witte, eingeleitet und zusammengestellt ist.

ist. Dieser Modus ist durch das Allerhöchst bestätigte Journal der „Besonderen Konferenz“ Nr. 1 überhaupt bezüglich aller Fragen von allgemeinstaatlichem Charakter, die für das landwirtschaftliche Gewerbe Bedeutung haben, und im Speziellen für die Bauerfrage festgestellt worden, die die besondere Aufmerksamkeit des Konferenz schon in den ersten Sitzungen auf sich lenkte.

Dementsprechend muß das Programm der einzelnen Fragen im Bauer-Agrarwesen, die der Beurteilung der Konferenz unterliegen, die Fundamentalprinzipien umfassen, durch welche die Richtung der gesetzgeberischen Arbeit an der Reform des geltenden bäuerlichen Rechts bestimmt wird.

Ähnliche Fragen prinzipiellen Charakters sind bereits durch die im Ministerium des Innern arbeitende Redaktionskommission zur Revision der Gesetzgebung uber die Bauern aufgestellt worden, und zwar so erfolgreich, daß damit fast alle Fundamentalprinzipien erschöpft werden, die hauptsächlich die Aufmerksamkeit der Lokalkomitees auf sich gezogen haben. Dies Programm auszunutzen ist um so mehr am Platz, als die früheren Minister des Innern D. S. Ssipjagin und W. K. Plehwe mehr als einmal in der „Besonderen Konferenz“ betont haben, daß die Beleuchtung der Agrarfrage in ihr für das Ministerium des Innern von höchstem Wert ist und bei der bevorstehenden Reform der Agrargesetzgebung die höchste Beachtung verdient. In seiner Ansprache an die Beamten in Anlaß des 100jährigen Jubiläums des Ministeriums des Innern bemerkte W. K. Plehwe, „daß die Aufgabe der Sanierung des Agrarwesens die wichtigste unter allen Arbeiten unsrer Zeit sei“, und fügte hinzu: „Wir hoffen auch darauf, daß in den Beratungen der Besonderen Konferenz über die Bedürfnisse des landwirtschaftlichen Gewerbes viele Seiten der Agrarfrage ihre notwendige Klärung finden werden.“ So schiene es angemessen, den angeführten Wünschen entgegenzukommen und sich in der Besonderen Konferenz über die prinzipiellen Fragen auszusprechen, die in dem vom Ministerium des Innern ausgearbeiteten Programm aufgestellt sind.

Auf diesen Grundlagen ist nun auch die nachstehende Fragenübersicht zusammengestellt, in Übereinstimmung mit dem genannten Programm und mit dem äußerlichen Unterschied, daß einzelne Fragen, die durch das Ministerprogramm als prinzipielle anerkannt

sind, jedoch verschiedene Seiten ein und derselben Sache betreffen, in eine Hauptfrage zusammenzogen sind. Auf diese Weise erhalten wir deren sechs: Verwaltung, Gericht, Zivilrecht, Kriminalrecht, Gemeinde, Familienbesitz; dazu war als siebente hinzuzufügen: der Austritt aus den Bauergemeinden, die zwar im Ministerprogramm vorgesehen, aber nicht den prinzipiellen Fragen zugezählt ist, während ihr in der Aufstellung der Lokalkomitees, die ihr besondere Aufmerksamkeit widmen, diese Bedeutung beigemessen wird. Zu allen diesen 7 Fragen sind die Antworten der Majorität und der Minorität der landwirtschaftlichen Lokalkomitees hinzugefügt; die der Minorität zerfallen natürlich in Gruppen, nach Maßgabe ihrer größeren oder geringeren Abweichung von der Meinung der Majorität.

Sollte es den Hh. Mitgliedern der Besonderen Konferenz genehm sein, dieses Programm zu vervollständigen, so bitte ich ergebenst, solches dem Geschäftsführer der Konferenz mitteilen zu wollen und zugleich zur Aufnahme ins Programm die wünschenswerten Ergänzungen und Änderungen zu formulieren.

Der Vorsitzende der Besonderen Konferenz S. Witte.

* * *

1. Die Verwaltung.

Sollten nicht die auf die Landnutzung bezüglichen Angelegenheiten aus der Kompetenzsphäre der Dorfversammlungen ausgeschieden und solchen Landgemeinden überwiesen werden, die aus Bauern bestehen, die durch gemeinsamen Besitz des Seelenlandes eine Einheit bilden? und sollten nicht die übrigen Angelegenheiten, die jetzt vor die Bauergemeindeversammlung kompetieren, besonderen, aus solchen Personen zusammengesetzten Organisationen übergeben werden, die innerhalb bestimmter territorialer Grenzen wohnen und daselbst unbewegliches Eigentum besitzen?

(Fragen der Redaktionskommission des Min. d. J. Programm I Nr. 1, 2, 10, 20.)

Antworten der Majorität.

Es ist wünschenswert, in der Kompetenz der ständisch-bäuerlichen Verwaltung (Versammlungen und gewählte Personen) ausschließlich wirtschaftliche Angelegenheiten zu belassen, die aus dem gemeinsamen Landbesitz resultieren, d. h. die Verwaltung des

Gemeindelandes und, bei Bauer-Hofbesitz, der Weiden, Heuschläge und überhaupt Appertinentien, die in gemeinsamer Nutzung stehen.

Die übrigen wirtschaftlichen Angelegenheiten (Medizinal- und Schulwesen, Wegebau, Feuerwehr, Versicherungswesen, Oeffentliche Fürsorge, landwirtschaftliche Beihülfe, und überhaupt die Angelegenheiten der öffentlichen Wohlfahrt) sind gewählten Organisationen zu überweisen, die keinen ständischen Charakter haben, und diese mit den bestehenden landschaftlichen Institutionen zu verbinden.

Die administrativen Angelegenheiten (Polizei-, Steuer-, Paßwesen, Rekrutierung, Remonte ꝛc.) sind zu überweisen:

a) nach der Meinung der einen — denselben gewählten Organisationen,

b) nach der Meinung der andern — den Regierungsorganen der allgemeinen Verwaltung.

Die Notwendigkeit der Befreiung der Bauern von den streng ständischen Verpflichtungen in der niederen administrativ-wirtschaftlichen Verwaltung findet ihren Ausdruck auch in den allgemeinen Wünschen, die Bauern in ihren Rechten im Allgemeinen und im Verwaltungs- und Gerichtswesen im Besondern den übrigen Ständen gleichzustellen; — die Naturalpräſtanden der Bauern zum Unterhalt der ländlichen Administration abzulösen; — zur Tragung der Kosten für deren Unterhalt auch Personen nichtbäuerlichen Standes heranzuziehen; — diese Kosten aus den Mitteln der Staatskasse zu bestreiten.

Antworten der Minorität.

Zur Beseitigung der Mängel der ständisch-bäuerlichen Verwaltung ist es notwendig, die Dorfgemeindeversammlungen zu regeln und den Bestand der beamteten Personen dieser Verwaltung zu verbessern.

Das erste kann erreicht werden:

a) durch die Trennung der landwirtschaftlichen Funktionen der bäuerlichen Gemeindeverwaltung von den administrativen;

b) dadurch, daß in volkreichen Dörfern die Versammlung der Wirte durch eine Versammlung von Deputierten ersetzt wird, so jedoch, daß die erstere für die wichtigsten Angelegenheiten bestehen bleibt;

c) durch Reduzierung der Präsenzziffer der Versammlungen, die für ihre gesetzliche Gültigkeit festgestellt ist, sowie der Majorität, die für die Entscheidung einer Sache erforderlich ist;

d) durch einen Zensus für die Teilnahme an der Versammlung, einen Alterszensus: nicht jünger als 25—30 Jahre, einen moralischen Zensus: gerichtliche Unbescholtenheit, und einen wirtschaftlichen Zensus: persönliche Nutzung des Landanteils

e) durch geheime Wahl auf den Versammlungen.

Das zweite, die Verbesserung des Beamtenbestandes der bäuerlichen Gemeindeverwaltung, kann erreicht werden:

a) indem die verantwortlicheren Aemter, die der Gemeindeältesten, der Dorfältesten, der Gemeindeschreiber, durch Ernennung von seiten der Regierung besetzt werden;

b) indem man diesen Amtspersonen die Rechte des Staatsdienstes verleiht und ein bestimmtes Gehalt, das höher ist als das jetzt gewöhnlich nach Gutdünken der Bauergemeinden und der die Bauerangelegenheiten verwaltenden Institutionen bestimmte;

c) indem man für die Besetzung der genannten Aemter einen Bildungszensus festsetzt, wenn auch keinen hohen;

d) indem man die Unabhängigkeit der Wahl bei der Besetzung dieser Aemter sicherstellt,

e) indem man bezüglich dieser Amtspersonen den bestehenden Modus der administrativen Strafen beseitigt und sowohl die disziplinarische Aufsicht über diese Personen als auch ihre Bestätigung im Amte den höchsten Instanzen der Bauerbehörden (Kreisversammlung, Gouvernementsbehörde) überträgt;

f) indem man die Zahl der Kandidaten, die von der Bevölkerung zu den Aemtern der Gemeinde- und Dorfältesten gewählt werden, vermehrt, um den Institutionen für bäuerliche Angelegenheiten den nötigen Spielraum bei der Auswahl der Personen zu gewähren, die zur Besetzung dieser Aemter tauglich sind.

2. Das Gericht.

Soll ein besonderes bäuerliches Gemeindegericht mit seiner gegenwärtigen Kompetenz beibehalten, oder soll diese erweitert, oder eingeschränkt werden, und wenn sie eingeschränkt, oder auch das Gemeindegericht aufgegeben wird, welchen Organen ist die Rechtsprechung in Sachen, die vor dieses Gericht kompetieren, anzuvertrauen?

(Fragen der Redaktionskommission des Min. d. I. Programm II Nr 1, 2, 3, 12.)

Antworten der Majorität.

Es ist wünschenswert, die Sonderstellung der Bauern in ihren Rechten im Allgemeinen und im Verwaltungs- und Gerichtswesen im Besonderen zu beseitigen. Dementsprechend ist das besondere bäuerliche Gericht aufzuheben und durch ein allgemeines zu ersetzen, das unabhängig von der Administration ist und zum Bestande der Justizverwaltung gehört. Organe eines solchen Gerichts müssen sein:

a) entweder gewählte Friedensrichter;

b) oder ein gewähltes kollegiales Gericht, dem (für das Amt eines Vorsitzenden) Personen mit einem Bildungszensus beizugeben sind;

c) oder Kron-Richter.

Antworten der Minorität.

Indem ein besonderes Bauergericht beibehalten wird, ist es wünschenswert, zu seiner Verbesserung folgende Maßregeln zu ergreifen:

a) seine Kompetenz zu verringern;

b) indem die ständische Kompetenz des Gemeindegerichts gewahrt bleibt, sind ihm (für das Amt eines Vorsitzenden) Personen mit einem Bildungszensus, ohne Rücksicht auf den Stand, beizugeben;

c) für das Amt eines Gemeinderichters ist ein wenn auch nicht hoher Bildungszensus festzusetzen;

d) es ist die Unabhängigkeit der Wahl bei der Besetzung dieser Aemter sicher zu stellen;

e) bezüglich der Gemeinderichter ist der bestehende Modus administrativer Strafen zu beseitigen und den höchsten Instanzen der Bauerbehörden (Kreisversammlung, Gouvernementsbehörde) sowohl die disziplinarische Aufsicht über die Personen, die diese Aemter bekleiden, als auch ihre Bestätigung im Amt zu übertragen;

f) die Revision der Urteile der Gemeindegerichte beim Appellations- und Kassationsverfahren den allgemeinen Gerichtsinstitutionen zu übertragen;

g) die bestehende Abhängigkeit der Revision geringfügiger Sachen vom Gutdünken der Landhauptleute zu beseitigen.

3. Zivilrecht.

Ist es notwendig, das Gemeindegericht mit schriftlichen Normen des materiellen Zivilrechts auszustatten? Sollen zu diesem Zweck die Streitigkeiten über vermögensrechtliche, sowie das bäuerliche Erbrecht betreffende Fragen den allgemeinen Gesetzen unterworfen werden, oder ist es umgekehrt notwendig, den Gemeindegerichten einen besonderen Kodex des Zivilrechts in die Hand zu geben, der dem Rechtsbewußtsein des Volkes, den ländlichen Lebensverhältnissen und dem Verständnis des Gemeindegerichts angepaßt ist?

(Fragen der Redaktionskommission des Min. d. J. Programm II Nr. 4, 5, 6, 7, 8.)

Antworten der Majorität.

Es ist wünschenswert, die rechtliche Sonderstellung der Bauern überhaupt und im Zivilrecht im Besonderen zu beseitigen. Dementsprechend sind die Gewohnheiten als Quelle des materiellen Rechts der Bauern auszuschalten und ihre privatrechtlichen Beziehungen nach dem allgemeinen Zivilrecht zu normieren.

In den Kreisen dieser Majorität wird bisweilen die Meinung geäußert, daß es möglich sei, bei der Erbordnung das Gewohnheitsrecht zur Geltung kommen zu lassen, indem man es vorläufig nach einzelnen Rayons erforscht und kodifiziert.

Antworten der Minorität.

Zur Beseitigung des Mangels an Stabilität in den Rechtsverhältnissen der Bauern, welchen die bestehende Anwendung des Gewohnheitsrechts durch die Gemeindegerichte zur Folge hat, ist es wünschenswert:

a) eine Erforschung und Kodifikation des Gewohnheitsrechts nach einzelnen Rayons auszuführen;

b) das Gewohnheitsrecht durch ein geschriebenes Gesetz zu ersetzen, das auf gewohnheitsrechtlichen Grundlagen beruht;

c) die Geltung des ungeschriebenen Gewohnheitsrechts in der Jurisdiktion der Gemeindegerichte, vorausgesetzt, daß deren Personalbestand verbessert wird, beizubehalten.

4. Das Kriminalrecht.

Soll dem Gemeindegericht ein besonderes Strafreglement in die Hand gegeben werden mit genau bestimmten Strafen für die einzelnen Vergehen, welches nach vollkommen selbständigen Prinzipien oder in Anlehnung an das neue Strafgesetzbuch zusammengestellt ist? Sollen nicht in letzterem Fall, mit Rücksicht auf die ländlichen Lebensverhältnisse, einige Abweichungen von dem allgemeinen kriminellen Strafverfahren zugelassen werden?

(Fragen der Redaktionskommission des Min. d. J. Programm II Nr. 9, 10, 11.)

Antworten der Majorität.

Es ist wünschenswert, die rechtliche Sonderstellung der Bauern im Allgemeinen und in Hinsicht auf die kriminelle Verantwortlichkeit im Besonderen zu beseitigen, und dementsprechend für die gleichen Vergehen eine gleiche Strafbarkeit festzustellen, wie sie für die übrigen Stände besteht.

Antworten der Minorität.

Außer dem allgemeinen Grundsatz, daß die rechtliche Gleichstellung der Bauern mit den übrigen Ständen nicht erwünscht sei, sind von seiten der Minorität der Komitees keine speziellen Angaben hinsichtlich der kriminellen Verantwortlichkeit gemacht worden.

3. Der Gemeindebesitz.

Soll den Bauergemeinden der Übergang vom Gemeindebesitz zum Hofsystem erleichtert werden?

(Fragen der Redaktionskommission des Min. d. J. Programm III Nr 36.)

Antworten der Majorität.

Der Übergang zum Hofsystem ist wünschenswert, jedoch ohne jegliche Zwangsmaßregeln; anderseits muß notwendigerweise auch auf eine künstliche Konservierung des Gemeindebesitzes, indem man die einzelnen Bauern zwangsweise dabei erhält, verzichtet, und ihnen das Recht des freien, von der Zustimmung der Dorfgemeinde („Mir") unabhängigen Austritts aus der Gemeinde, gewährt, sowie die ihnen zugehörigen Seelenlandanteile als eigener Hofbesitz zugesprochen werden.

Ueberhaupt ist die Entscheidung der Frage über den Modus der Landnutzung den Bauern selbst zu überlassen, der Zwangscharakter des Gemeindebesitzes zu beseitigen und eine Einmischung in sein wirtschaftliches Leben, sei es in Form einer legislativen Reglementierung desselben (Regeln über die Umteilung), oder einer administrativen Bevormundung (Kontrolle der Behörden für Bauerangelegenheiten über alle wirtschaftlichen Maßnahmen der Gemeinde), zu vermeiden.

Unter der Majorität der Komitees, die sich gegen den Gemeindebesitz ausgesprochen haben, sehen einige in ihm das hauptsächlichste Hindernis zu einer gedeihlichen Entwicklung des landwirtschaftlichen Gewerbes, und äußern den Wunsch, daß regulierende Einrichtungen verboten würden.

Antworten der Minorität.

Die Beibehaltung des Gemeindebesitzes ist wünschenswert, wobei zu seiner Regulierung notwendig ist:

a) die Regulierung der Dorfversammlungen (vgl. oben unter 1.);

b) die Befreiung der Dorfversammlungen und der Amtspersonen der bäuerlichen Gemeindeverwaltung von allen polizeilichen, fiskalischen und überhaupt administrativen Verpflichtungen, indem der Gemeindeverwaltung ausschließlich landwirtschaftliche Funktionen überlassen bleiben (vgl. oben unter 1.);

c) die Teilung umfangreicher Gemeinden in selbständige Teile;

d) daß bei den Umteilungen das einzelne Gemeindeglied obligatorisch im Besitz der von ihm meliorierten Anteile belassen werde;

e) die Ausdehnung der Regeln über die Umteilung auf die nicht unter dem Pfluge stehenden Appertinentien,

f) die Verlängerung der durch die genannten Regeln zugelassenen kürzesten Frist (12 Jahre) der Umteilung;

g) die Verkürzung dieser Frist;

h) das Verbot der Streulegungen;

i) die Zulassung privater radikaler Umteilungen (Zusammenlegen, Umlegen) in der Zeit zwischen den allgemeinen;

k) die Verbindlichkeit der allgemeinen Umteilungen nach Ablauf der bestimmten Frist;

l) die Erleichterung der Umteilungsmöglichkeit durch die Ersetzung der bei Entscheidung dieser Frage gesetzlich geforderten 2/3 Majorität durch die einfache Majorität

6. Familienbesitz.

Sollen die Dorfshofanteile und Gehöftsanteile beim Gemeindebesitz als persönliches Eigentum der einzelnen Bauern oder als gemeinsames Eigentum des ganzen Bauerhofes (Familienbesitz) anerkannt werden? In welchem Maße soll in letzterem Fall diese Regel auf die Kompetenz des Hauswirten einwirken hinsichtlich der Verfügung über die genannten Anteile und ihre Nutzung, und ist nicht in dieser Hinsicht das Recht des Hauswirten in einigen Fällen einzuschränken und von der Zustimmung der übrigen Glieder des Hofes abhängig zu machen und namentlich in welchen Fällen? Soll nicht auch das nicht zum Anteil gehörige Eigentum als Familienbesitz anerkannt werden, und endlich, welche Ordnung ist bei der Teilung des Familienbesitzes zu beobachten?

(Fragen der Redaktionskommission des Min. d. J. Programm II Nr. 92, 96, 97; Programm III Nr. 3, 12, 16, 17, 39.)

Antworten der Majorität.

Es ist wünschenswert, die rechtliche Sonderstellung der Bauern im Allgemeinen und die zivilrechtliche im Besonderen zu beseitigen. Dementsprechend sind die vermögensrechtlichen Verhältnisse der Bauern nach den gemeinbürgerlichen Prinzipien des persönlichen Eigentums zu normieren und alle Maßregeln einer zwangsweisen Fesselung der Mitbesitzer an eine gemeinsame Wirtschaft zu beseitigen, indem man ihnen das unbedingte Recht der beliebigen Teilung gewährt und Streitigkeiten über die Erbanteile auf gerichtlichem Wege entscheidet.

Antworten der Minorität.

Die Beibehaltung des Familienprinzips beim Besitzrecht ist wünschenswert, sowie auch Maßregeln zur Verhinderung des Zerfalls der bäuerlichen Familien. Zu diesem Zweck ist notwendig:

a) eine weitere Beschränkung der Familienteilungen auf legislativem Wege;

b) die Feststellung einer Grenze der Teilbarkeit der Dorfshof- und Gehöftsanteile, sowie des Ackerlandes beim Gemeindebesitz;

c) die Beschränkung der Rechte des Hauswirten hinsichtlich der Verfügung über das Familieneigentum durch die Forderung der Zustimmung aller erwachsenen Familienglieder.

7. Der Austritt aus der Bauergemeinde.

Welche Änderungen an dem bestehenden Modus beim Austritt aus den Bauergemeinden und beim Eintritt in dieselben sind notwendig?

(Fragen der Redaktionskommission des Min. d. J. Programm I Nr. 33, 34, 35, 36.)

Antworten der Majorität.

Es ist wünschenswert, die rechtliche Sonderstellung der Bauern im Allgemeinen und in den persönlichen Rechten im Besonderen zu beseitigen. Dementsprechend ist es notwendig, die bestehenden Hindernisse zum Austritt aus der Dorfgemeinde und zu zeitweiliger Entfernung auf Grund eines Passes zu beseitigen oder zu erleichtern, und besondere Aufmerksamkeit zu richten auf die Beseitigung der bestehenden rechtlichen Schwierigkeiten bei der Liquidation des Anteilsbesitzes, die das hauptsächlichste Hindernis beim Austritt aus der Gemeinde bilden.

Zugleich mit letzterem Wunsche wird unter der Majorität auch der Gedanke der Wahrung der ständischen Unentfremdbarkeit des Anteillandes (Gesetz vom 14. Dez. 1893) und der Aufstellung einer normativen Grenze für die Konzentrierung solchen Landes in einer Hand zum Ausdruck gebracht.

Endlich wird sowohl unter der Majorität als auch der Minorität auf die Notwendigkeit hingewiesen, eine den Bauern zugängliche Ordnung der Korroboration der Rechte auf den Anteilsbesitz einzuführen

Antworten der Minorität.

Ohne sich gegen die Abschaffung der fiskalischen Einschränkungen des Austritts und zeitweiliger Entfernung aus der Gemeinde zu äußern, spricht sich die Minorität für die Aufrechterhaltung der Prinzipien des Familienbesitzes mit der daraus entspringenden persönlichen Abhängigkeit vom Hauswirten aus. Hinsichtlich des Hauptshindernisses zum Austritt aber, nämlich der Beschränkungen des Verfügungsrechts über den Anteil, projektiert die Minorität:

a) die Gemeinde ist zu verpflichten, für den aufgegebenen Anteil, beim Mangel einer gütlichen Einigung, nach einer von den Institutionen für bäuerliche Angelegenheiten ausgeführten Schätzung Zahlung zu leisten;

b) den einzelnen Bauern ist das Recht der Veräußerung des ihnen gehörigen Anteillandes zu gewähren, wobei der Gemeinde das Vorkaufsrecht zusteht;

c) die Veräußerung des Anteillandes durch die einzelnen Bauern ist zuzulassen, jedoch nur in bäuerliche Hände (Gesetz vom 14. Dez. 1893);

d) diese Veräußerung ist zuzulassen, jedoch nur für die Gemeinde oder die Glieder einer Gemeinde;

e) in die Rechtsgrundlagen der Pachtung von Anteilland ist größere Klarheit zu bringen;

f) die Verpachtung von Anteilland durch die einzelnen Bauern ist zuzulassen, jedoch nur mit Zustimmung der Gemeinde oder unter der Kontrolle der Institutionen für bäuerliche Angelegenheiten;

g) es sind verkürzte Pachttermine für das Anteilland festzustellen (bis zur Umteilung oder auf eine bestimmte Anzahl von Jahren),

h) jegliche Verfügung über das Anteilland ist vollständig zu verbieten.



Beitrag zur Beantwortung der Frage: Ist die Einführung der Reichs-Baueragrarbank in Livland als den livländischen Kleingrundbesitzern nutzbringend und daher als wünschenswert zu betrachten?

Von

Friedrich Baron Schoultz von Ascheraden,

Rat der Oberdirektion der Livländischen adeligen Güter-Kreditsozietät.

Seit einer Reihe von Jahren, insbesondere aber nachdem im J. 1902 die Beratungen der Gouvernementskomitees in Sachen, betreffend die Bedürfnisse der Landwirtschaft, stattgefunden haben, ist die Frage der Einführung der Reichs-Baueragrarbank in Livland von verschiedenen Seiten, darunter auch von der Presse, zum Gegenstande wiederholter Verhandlungen gemacht worden.

In Anbetracht dessen, daß der in Rede stehenden Frage eine wesentliche Bedeutung beizumessen ist, und daß die Ansichten über diesen Gegenstand einander oft direkt widersprechen, ohne daß bisher bei Vertretung der einen oder der andern Meinung in der Presse auf das für die Beurteilung der Sache maßgebende gesetzliche Material näher eingegangen worden ist, dürfte es angezeigt erscheinen, in dieses Material genaueren Einblick zu tun.

Im Nachstehenden soll nun eine Gegenüberstellung derjenigen gesetzlichen Bestimmungen vorgenommen werden, aus denen die wesentlichsten Unterscheidungsmerkmale zwischen der Reichs-Baueragrarbank und der Livländischen adeligen Güter-Kreditsozietät ersichtlich sind, und gleichzeitig eine kurz gefaßte Erläuterung zu diesen Merkmalen — und zwar vornehmlich vom Standpunkt des Anleihe nehmenden Kleingrundbesitzers aus — gegeben werden.

Hinzuzufügen ist noch, daß die auf die Baueragrarbank sich beziehenden Artikel der „Verordnung über die Baueragrarbank" (Swod der Reichsgesetze, Band XI, Teil II, Abschnitt VII, Ausgabe vom J. 1903) entstammen, während die auf die Livländische adelige Güter-Kreditsozietät sich beziehenden §§ dem am 23. Mai 1896 Allerhöchst bestätigten „Reglement der Livländischen adeligen Güter-Kreditsozietät" (Sammlung der Gesetze und Verordnungen der Staatsregierung Nr. 96 vom 9. August 1896) angehören.

I.

Die Art. 49, 52 u. 53 der Verord. üb. d. BAB. bestimmen:

Der Wert der Ländereien wird in der Regel durch eine Spezial-Taxation und nur ausnahmsweise durch die Normal-Taxation festgestellt. Die Anleihen werden im Betrage von nicht mehr als 60 pZt. der Normal- und 90 pZt. der Spezial-Taxation erteilt, können aber auch im Betrage von mehr als 90 pZt. und sogar in der Höhe des vollen Schätzungswertes des Grundstückes bestimmt werden, dürfen jedoch in keinem Falle den zwischen Käufer und Verkäufer vereinbarten Kaufpreis übersteigen.

Die §§ 54 u. 56 des Reglem. der GKS. bestimmen:

„Der Wert eines . . . Grundstücks wird entweder nach einer speziellen Abschätzung oder nach der bestehenden Steuereinschätzung in Haken und Talern bestimmt, wobei der Taler auf 150 Rbl., der Haken aber auf 12,000 Rbl. veranschlagt wird. Der Oeselsche Revisionshaken wird auf 6000 Rbl. geschätzt. Das Darlehn darf zwei Dritteile des Schätzungswertes des zu verpfändenden . . . Grundstücks nicht übersteigen."

Aus einem Vergleich vorstehender beider Gruppen von Bestimmungen ist ersichtlich, daß die Beleihungen seitens der BAB. a priori (siehe Pkt. II) höhere sind, als diejenigen der GKS., wodurch dem Anleihenehmer scheinbar ein größeres Entgegenkommen bewiesen wird. Tatsächlich wird aber durch eine bis an den Verkehrswert hinanreichende Beleihung einer weitgehenden Mobilisierung des Grundbesitzes, einer annormalen Steigerung der Bodenpreise, einem Ankauf von Ländereien seitens nicht genügend kapitalkräftiger, oft nur im Interesse des Bodenschachers handelnder Elemente und einer dadurch bedingten irrationellen Bewirtschaftung des Bodens — nicht zum Nutzen der Bevölkerung — Vorschub geleistet.

II.

Der Art. 54 der Verord. über die BAB. bestimmt:

Die Mitwirkung der Bank wird begrenzt durch die Fälle der Erwerbung von Land in nicht größerem Umfange, als durch die Kräfte des Käufers und dessen Familie bearbeitet werden kann.

Diese die Normierung des Anleihebetrages — im Gegensatz zu den vorstehend erwähnten Artt. 52 u. 53 d. Verord. üb. d. BAB. — bedeutend einschränkende Bestimmung findet in dem Reglement der GKS. keine Analogie, so daß jedes auf Grund des letzteren zu beleihende bäuerliche Grundstück ohne Rücksicht auf seine Größe und die zu seiner Bearbeitung erforderlichen Kräfte eine gleichmäßige Behandlung seitens der GKS. erfährt.

III.

Der Art. 56 der Verord. über die BAB. bestimmt:

Bei Ausreichung des Darlehns fordert die Bank von dem Anleihenehmer ein Revers al, in dem die Verpflichtung bezeichnet ist, bis zur Bezahlung seiner Schuld keine Pachtverträge ohne Genehmigung der Bank abzuschließen.

Diese Beschränkung des Anleihenehmers ist in dem Reglement der GKS. nicht vorgesehen.

IV.

Der Art. 57 der Verord. über die BAB. bestimmt:

Die Darlehen werden von der Bank in barem Gelde erteilt.

Der § 53 des Reglem. der GKS. bestimmt:

„Die Darlehen werden in Pfandbriefen zum Nominalwert derselben ausgereicht."

Ob die erste oder die zweite der zitierten Bestimungen für den Anleihenehmer vorteilhafter ist, richtet sich selbstverständlich nach dem jeweiligen Kurse der Pfandbriefe. Hat z. B. der Anleihenehmer sein Darlehen im September 1898 erhalten, wo die $4^1/_2$ pZt. Pfandbriefe einen Kurs von $101^1/_2$ und die 4 pZt. Pfandbriefe einen Kurs von 98 hatten, und dieses Darlehn im Juli 1905 in Pfandbriefen bei dem Kurse von 92 bezw. $82^1/_2$ zurückgezahlt, so ist ihm ein bedeutender Vorteil gegenüber einer Entnahme und Rückzahlung in barem Gelde erwachsen, während etwa entgegengesetzte Kursverhältnisse bei Entnahme und Rückgabe

der Pfandbriefe einen bedeutenden Nachteil für den Anleihenehmer mit sich bringen würden.

V.

Der Art. 61 der Verord. über die BAB. bestimmt:

Bis zur endgültigen Tilgung der Schuld, die auf dem unter Mitwirkung der Bank gekauften Grundstücke ruht, darf dieses Grundstück mit keinerlei Obligationen, außer der beim Ankauf angemeldeten und unbezahlt gebliebenen Schuld an den früheren Eigentümer, belastet werden.

Diese wesentliche Beschränkung des Anleihenehmers in seinen vermögensrechtlichen Dispositionen existiert nach dem Reglement der GKS. nicht. Es kommt hier vielmehr nur der § 65 des Reglements in Betracht, der lautet:

„Die zum Besten der Sozietät zu bestellende Hypothek muß unbedingt die erste hypothekarische Stelle einnehmen. . . "

VI.

Die Art. 81 der Verord. über die BAB. bestimmt:

Die von den Anleihenehmern zu den festgesetzten Terminen nicht geleisteten und nicht gestundeten Zahlungen oder deren Teile werden als Restanz betrachtet, von der eine Weilrente im Betrage von 1/2 pZt. für jeden verabsäumten Monat erhoben wird.

Der § 75 des Reglem. der GKS. bestimmt:

„Der mit der Leistung der ihm obliegenden Zahlungen oder der Bezahlung andrer gegen ihn auf Grund dieses Reglements geltend gemachten Forderungen im Rückstande befindliche Pfandbriefschuldner zahlt eine Weilrente von 1 pZt. monatlich für die rückständigen Beträge. . . ."

Es liegt auf der Hand, daß der säumige Zahler bei der BAB. günstiger gestellt ist, als bei der GKS. Die GKS. aber, die keinen Rückhalt an der Staatskasse in Bezug auf die Erfüllung ihrer Verpflichtung zur terminlichen Auszahlung der fälligen Pfandbrief-Couponbeträge hat, ist gezwungen höhere Weilrenten zu erheben, um nicht der Möglichkeit beraubt zu werden, dieser ihrer Verpflichtung aus den zu denselben Terminen einfließenden Darlehnsrenten gerecht zu werden. Hierzu kommt, daß die bäuerlichen Terminzahlungen durchschnittlich nicht mehr als 50 Rbl. ausmachen und daß es sich daher bei den Weilrenten um so geringe, nach Kopeken

zu berechnende Beträge handelt, daß die Differenz von 1/2 pZt. pro Monat für den einzelnen Zahler kaum in Betracht kommt.

VII.

Der Art. 93 der Verord. über die BAB. bestimmt:

Wenn die Restanz im Laufe zweier Halbjahre, gerechnet vom Zahlungstermin, nicht beglichen und in Bezug auf ihre Bezahlung keine Stundung gewährt worden ist, so bringt die Bank das Land des säumigen Anleihenehmers auf dem Wege des öffentlichen Ansbots zum Verkauf.

Der § 77 des Reglem. der GKS. bestimmt:

„Wenn im Laufe dreier Monate nach dem Termin die Zahlung für die Pfandbriefschuld oder andre der Sozietät von dem Darlehnnehmer zukommende Zahlungen und Leistungen nicht prästiert worden sind, wendet sich die Direktion an die zuständige Justizbehörde mit der Bitte, das verpfändete Immobil . . . zum öffentlichen Meistbot zu stellen."

Auch hier ist der säumige Zahler bei der BAB. zunächst in günstigerer Lage, als bei der GKS., doch ist durch die Praxis genugsam erwiesen worden, daß 1) eine lange Stundung fälliger Zahlungen den Schuldner in der Bewirtschaftung seines Grundstücks nachlässiger macht und ihm daher nicht zu dauerndem Vorteil gereicht und daß 2) von der BAB. trotz der ihrerseits gewährten langen Stundung alljährlich eine große Anzahl bäuerlicher Grundstücke auf den Torgen zum Eigentum erworben werden muß, während die GKS seit dem J. 1860, d. h. seit dem Beginn des Bauerlandverkaufs mit Hülfe der Sozietät, nur zwei bäuerliche Grundstücke anzukaufen genötigt gewesen ist. In praxi findet übrigens nicht selten eine Stundung weit über die im § 77 angegebene Frist hinaus statt.

VIII.

Ein Vergleich der Beilage zum Art. 79 der Verordnung über die BAB. (berechnet nach der dem zitierten Artikel beigefügten Anmerkung) mit nachstehenden Bestimmungen des Reglements, der Beleihungsinstruktion und der Geschäftsordnung der GKS. ergibt das am Schluß dieses Abschnitts zusammengestellte Tableau.

Der § 68 des Reglem. der GKS. lautet:

„Der Betrag der von der Sozietät von ihren Darlehnsschuldnern behufs Einlösung der Pfandbriefcoupons zu erhebenden Zinsen, die Frist, binnen welcher jedes Darlehen vermittels der jährlichen Tilgungsbeiträge getilgt werden kann, oder binnen welcher der Tilgungsfonds die Höhe des gewährten Darlehns erreicht, wie auch der Betrag des dieser Frist entsprechenden Tilgungsprozents werden durch besondere, von der Generalversammlung zu bestätigende Tilgungspläne festgesetzt."

Nach § 1 der Beleihungsinstruktion vom J. 1899 kann das Darlehen, je nach dem Wunsche des Anleihenehmers, in $4^1/_2$ pZt. oder 4 pZt. Pfandbriefen erteilt werden. Nach § 21 derselben Instruktion kann das Darlehen, je nach dem Wunsche des Anleihenehmers, mit $^1/_2$ pZt. oder 1 pZt. jährlich getilgt werden und nach § 97 der Geschäftsordnung vom J. 1899 sind an Beiträgen zur Deckung der Verwaltungskosten von jedem Darlehnsschuldner jährlich 0,3 pZt. der Anleihe zu zahlen.

Hiernach ergibt sich folgendes Tableau:

Kredit-Institut.	Tilgungsfrist	Zinsfuß-%	Tilgungs-%	% zur Deckung d. Verwaltungskosten und zum Besten des Reservekapitals.	Zusammen im Jahr.
BAB.	13	4	6	0,75	10,75
BAB.	$17^1/_2$	4	4	0,75	8,75
BAB.	28	4	2	0,75	6,75
BAB.	41	4	1	0,75	5,75
GKS.	41	4	1	0,3	5,3
BAB.	$55^1/_2$	4	0,5	0,75	5,25
GKS.	$55^1/_2$	4	0,5	0,3	4,8
GKS.	$38^1/_2$	4,5	1	0,3	5,8
GKS.	52	4,5	0,5	0,3	5,3

Aus vorstehendem Tableau ist u. a. ersichtlich, daß bei den 4 pZt., in 41 bezw. $55^1/_2$ Jahren sich tilgenden Darlehen der Anleihenehmer an die BAB. größere Jahreszahlungen zu entrichten hat, als an die GKS., und daß sogar ein $4^1/_2$ pZt., in $38^1/_2$ Jahren sich tilgendes Darlehen der GKS. eine nur um 0,05 pZt. größere Jahreszahlung von seiten des Schuldners beansprucht, als ein 4 pZt., in 41 Jahren sich tilgendes Darlehen der BAB.

IX.

Der § 100 des Reglem. der GKS. bestimmt:

„Wenn der dem Pfandbriefschuldner gehörende Tilgungsfonds die für diesen Zweck von der Generalversammlung festgesetzte Minimalhöhe erreicht hat, so können auf Wunsch des Pfandbriefschuldners für den dem gedachten Tilgungsfonds entsprechenden Betrag an Stelle der eingelösten neue Pfandbriefe ausgefertigt und ihm ausgereicht werden."

Eine diesem § des Reglements der GKS. entsprechende Bestimmung existiert für die BAB. nicht. Die Entnahme von Pfandbriefen unter den angegebenen Voraussetzungen ist aber für den Schuldner der GKS. unter Umständen, wie z. B. für den Fall von Erbteilungen, von überaus großem Wert und gibt u. a. in vielen Fällen die Möglichkeit zur Konservierung des Grundstücks im Eigentum einer und derselben Person oder Familie.

X.

Abgesehen von allem Dargelegten ist noch besonders hervorzuheben, daß die BAB. ein von Grund aus andersartiges Institut, als die GKS. ist. Die Operationen der BAB. dienen nämlich nur dem Zwecke, den Bauern eine Beihülfe zur eigentümlichen Erwerbung verkäuflicher Ländereien zu gewähren (Art. 1 der Verord. über die BAB.), oder die von Bauern ohne Beihülfe der Bank angekauften Ländereien behufs Tilgung der durch diese Ländereien sichergestellten, aus dem Kaufe originierenden Schulden zu beleihen (Art. 97 l. c.), während die GKS dem Bauern nicht nur den Ankauf von Ländereien erleichtert, sondern ihm, auch wenn er seinen Kaufverpflichtungen vollständig nachgekommen ist, zu jedem andern von ihm gewollten, durch das Reglement in keiner Weise bestimmten Zweck (w. z. B. zur Tilgung von nicht aus dem Kaufgeschäft stammenden Schulden, zur Melioration seines Grundstücks, zur Anschaffung landwirtschaftlichen Inventars usw.) einen bequemen, mit der Erhöhung des Bodenwertes steigenden Kredit gewährt.

Endlich ist zu erwähnen, daß von der Anzahl der Bauergesinde im livländischen Gouvernement am 1. Januar 1905

bereits 87,57 pZt. in bäuerlichem Eigentum standen und daß das Gros der noch unverkauften Bauerländereien aus Grundstücken besteht, die ihrem Umfange und Werte nach weit über das im Art. 54 der Verodnung über die BAB. (siehe Pkt. II) vorgesehene Maß hinausgehen, so daß die BAB. in diesem Gouvernement nur über ein äußerst beschränktes Operationsgebiet verfügen würde.



Vom Tage.

Briefe vom Embach.

IV.

August 1905.

Seit zwei Monaten hält ein sommerliches Stillleben uns umfangen, dessen vollständige Ereignislosigkeit eine geradezu narkotische Wirkung auf die Psyche ausübt. Wer nicht in der Lage gewesen, den städtischen Staub von den Pantoffeln zu schütteln, verfällt wohl oder übel diesem allbezwingenden Einfluß. Was dem Straßenbild sonst sein charakteristisches Gepräge verleiht, die in sehr bescheidene Grenzen zurückgedrängte Schar der baltischen Studenten und die durch Massenaufgebot und Uniformierung imponierenden Studenten aus dem Innern des Reichs — sie alle haben bis auf verschwindend kleine Reste der Stadt den Rücken gekehrt. Man ist sozusagen ganz unter sich — ein Zustand, der unter Umständen seine Vorzüge haben kann. Uebrigens machte sich in diesem Jahr der Abstand zwischen Semester und Ferien weniger fühlbar als gewöhnlich, da durch die Schließung der Universität das akademische Leben zeitweise überhaupt unterbunden ist. Wie es scheint, soll dieser Stillstand auf das kommende Semester ausgedehnt und erst im ersten Semester 1906 die Wissenschaft in ihre Rechte wieder eingesetzt werden. Jedenfalls wird mit aller Macht direkt und indirekt darauf hingearbeitet, die Stadt ihren — offiziell doch immerhin noch akademischen — Charakter vergessen zu machen.

Ich habe übrigens Unrecht, von einer absolut toten Saison zu reden. Eine Sensation haben wir erlebt. Es war der Kongreß der estnischen landwirtschaftlichen Vereine, der unter dem Vorsitz des Redakteurs Tönnisson hier tagte. Eine Sensation insofern, als die Abgeordneten, über deren Verhandlungen viel zu wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, das landwirtschaftliche Gebiet als tragfähig genug erachteten, um auf diesem erprobten Boden ihren politischen Kohl zu bauen. Es geschah in mehr oder weniger lebhafter, temperamentvoller Weise. Das Resultat der wechsel-

seitigen Aussprache scheint nicht durchweg befriedigt zu haben. Wenigstens hat eine estnische Zeitung, die dem Präsidenten allerdings sowieso nicht wohlgesinnt ist, diesen ziemlich energisch abgekanzelt. Aus den mangelhaften Berichten über die Sitzungen ging indeß hervor, daß Herr Tönnisson insofern durchaus korrekt verfahren war, als er den Redestrom formell in sein programmmäßiges Bett zu bannen und Abschweifungen auf das politische Gebiet möglichst zu verhindern suchte. Freilich half es wenig. Die ganze Veranstaltung ruhte auf einer durch und durch tendenziösen Basis. Den Rednern und Rednerinnen kam es weniger auf die objektive Erörterung landwirtschaftlicher Fragen an, als auf den Nachweis der Untauglichkeit und Verkommenheit der baltischen Verhältnisse, soweit sie von Deutschen beeinflußt werden. Dabei sprang natürlich nicht viel heraus und von positiver Arbeit konnte wenig die Rede sein. Die Tatsache an sich, daß eine Gesellschaft numerisch imstande ist, Vereine zu gründen und Kongresse abzuhalten, wiegt wirkliche Leistungen nicht auf. Sie fordert sie im Gegenteil heraus. Diese Forderung hat der Kongreß in überaus bescheidenem Maße erfüllt. Das Programm war sehr vielverheißend, seine Ausführung blieb unter dem Durchschnitt.

Eine eigentümliche Methode befolgte der Präsident bei der Leitung der Diskussion. Nach jeder Rede faßte er das Gesagte zusammen und zog diejenigen Folgerungen daraus, die ihm wichtig und beherzigenswert erschienen. So präsentierte sich schließlich alles, was dahin und daher geredet worden war, in der bengalischen Beleuchtung des Tönnissonschen Geistes. Jedem Mitglied wurde die Richtschnur für sein Urteil gleichsam fix und fertig auf den Heimweg mitgegeben. Der Präsident machte es wie mancher sehr jugendliche studentische Senior: selbst ganz Partei und nicht imstande, objektiv zu den einzelnen Fragen Stellung zu nehmen, bemühte er sich seine eigene Ansicht derjenigen der Kongreßmitglieder zu substituieren. Damit schadete er der Sache und sündigte gegen die erste Pflicht eines Präsidenten, als Vertreter seiner Partei und Vorkämpfer seiner Privatmeinung ganz in den Hintergrund zu treten.

Wie die leitenden Geister des Kongresses seinen Zweck und ihre Aufgabe im letzten Grunde auffaßten, wird durch die Tatsache grell beleuchtet, daß sie — mit ihnen der Präsident selbst — nach eiliger Schließung der Versammlung ohne deren Autorisation nach Petersburg reisten und dem Minister des Innern — offenbar doch im Namen des „landwirtschaftlichen" Kongresses — ihre politischen Wünsche ans Herz legten. Genaueres ist hierüber nicht bekannt geworden. Die Tatsache selbst steht fest. Herr Tönnisson und seine Freunde haben durch diesen Staatsstreich in geradezu provozierender Weise ihre Nichtachtung der übrigen Kongreßmitglieder

an den Tag gelegt, deren Zustimmung einzuholen sie nicht einmal für notwendig hielten. Ueber die Köpfe der andern hinweg konstituiert sich eine Delegation, die sich selbst delegiert und von keinem Menschen eine Vollmacht erhalten hat, als berufene Vertreterin der „estnischen Nation“. Ein Beweis, wie diese Herren Geschichte machen und mit welcher Skrupellosigkeit sie sich über die primitivsten Grundsätze des politischen Anstandes hinwegsetzen. Die Gefolgschaft, der man solches zu bieten wagt, ist nicht zu beneiden.

*

Mitten hinein in die akademische Stille, die nur vorübergehend von jenen unakademischen Sitzungen unterbrochen worden war, fiel ein warm, um nicht zu sagen erregt geschriebener Artikel der „Düna Ztg.“, der sich ganz speziell mit hiesigen Universitätsangelegenheiten befaßte und unter dem Titel „Akademisches“ in die „Nordlivländische Zeitung“ überging. Der Verfasser selbst hatte die Ueberschrift „Unter dem Joche der Seminaristen“ gewählt und diesem pathetischen Ton den Stil seiner Ausführungen angepaßt. Sie gipfelten in dem Appell — ja, an wen — an das baltische Publikum*) — die Fesseln der Seminaristen, die den Tod für den wissenschaftlichen und akademischen Geist bedeuten, abzuwerfen; mit andern Worten: für die Entfernung dieser Leute von der Universität Sorge zu tragen. — In einer gleichfalls in der „Düna Ztg.“ erschienenen Entgegnung ist bereits auf einige Unrealisierbarkeiten hingewiesen worden. Zunächst — wenn der Appell an das baltische Publikum gerichtet ist —: in welcher Form soll die Austreibung der Seminaristen erfolgen? Wir haben bekanntlich nicht den geringsten Einfluß auf die Geschicke der hiesigen Universität, und können, wie die Verhältnisse im Augenblick liegen, nicht im Entferntesten an die Möglichkeit denken, irgend welche Wünsche, die ihren Charakter alterieren würden, durchzusetzen. Die Universität steht mitten im Lande und mitten in der Stadt als vollständig fremdartiges Gebilde da, ohne jeden organischen Zusammenhang mit dem Boden, auf den sie gewaltsam verpflanzt worden ist. Wenn baltischerseits ein Wunsch geäußert wird, dann ist nicht nur ein negativer, sondern unter Umständen ein direkt entgegengesetzter Erfolg das wahrscheinliche Ergebnis. Angesichts solcher Zustände haben wir schon lange auf jede aktive Teilnahme an der weiteren Entwicklung dieser sogenannten Universität verzichtet. Es läßt uns kalt, daß die Absolventen der geistlichen Seminare das Niveau der Studentenschaft noch tiefer herabdrücken Ihr Kommen oder Fortbleiben ändert nichts am Wesen der Sache. Es handelt sich viel-

*) Uns scheint der Schluß jenes Artikels allerdings darzutun, daß der „Appell“ an die baltischen Studenten gerichtet war. Die Red.

mehr um eine rein interne Angelegenheit der Universität, die sie mit sich und ihrer vorgesetzten Behörde ausmachen mag. Ich verstehe nicht, was die baltischen Studenten, die ganz für sich dastehen, durch das Hinausgraulen der Seminaristen gewinnen sollen — einen höheren wissenschaftlichen Aufstieg der vortragenden Professoren oder ein Gefühl erhöhter eigener Vollkommenheit im Bewußtsein ihrer Superiorität gegenüber den Seminaristen? An ersteres glaube ich nicht und letzteres kommt mir komisch vor. Wer sucht denn überhaupt noch die hiesige Universität auf um der reinen Wissenschaft willen? Man kommt her, um im Anschluß an § so und so viel dies oder jenes Lehrfach vorschriftsmäßig in sich aufzunehmen und dann, durch das Examen abgestempelt, den Weg für das bürgerliche Leben freizuhaben. Das ist doch auch Arm in Arm mit den Seminaristen möglich. Wie da von der Würde der Wissenschaft und verwandten idealen Gegenständen die Rede sein kann, ist rätselhaft. Wenn jemand über russisches Universitätswesen sich zu verbreiten gedächte — ein gewiß sehr interessantes Thema —, dann müßte er die Frage der Zulassung der Seminaristen selbstverständlich erörtern und, je nach seinem Standpunkt, im positiven oder negativen Sinne beantworten. Das hat aber nicht in der Absicht des Verfassers des Dünazeitungartikels gelegen. Vielmehr hat er nur die hiesige Universität im Auge gehabt, und zwar im Hinblick darauf, daß sie auch von baltischen Studenten besucht wird, die dadurch gezwungen werden, auf einer Bank mit Leuten zu sitzen, denen nach europäischen Begriffen die Qualifikation zum Studium abgeht. Es scheint, daß der Verfasser hierin für die Nichtseminaristen eine deminutio capitis sieht. Darüber läßt sich streiten. Die Entscheidung darüber, ob ein russischer Student, der die legalen Vorbedingungen zum Eintritt in die Universität erfüllt hat, seinen aus einem Seminar hervorgegangenen Kollegen als ebenbürtig ansieht, wollen wir denjenigen Kreisen überlassen, die an der Frage persönlich interessiert sind. Für eine Angelegenheit, die mit baltischen Dingen schlechterdings nichts zu schaffen hat, sollte nicht der Gesichtswinkel heimischer Politik in Anspruch genommen werden.

Der ganze Artikel macht einen unmotivierten Eindruck. Er ist so unaktuell nach allen Richtungen, daß er, zeitungstechnisch gesprochen, geradezu wie ein sommerlicher „Füllartikel“ aussieht. Er betrachtet die Verhältnisse aus einem Wolkenkukuksheim von so respektabler Weltentrücktheit, daß man sich gewaltsam besinnen muß: es handelt sich um die russische Universität Jurjew und die Zulassung der Seminaristen zum Studium. Daß die „akademische Freiheit“ eine große Rolle in dem Artikel spielt, versteht sich von selbst — diese unglückliche Freiheit, der die armen Seminaristen zum Opfer fallen sollen. Einer jener Begriffe von kautschukartiger

Dehn- und Wandelbarkeit, bei denen jeder sich was anderes denken kann. Wie stark er schwankt, hat sich vor kuzem in Preußen gezeigt, als die Studentenschaft Front gegen die konfessionellen katholischen Verbindungen machte. Wieviel Definitionen der akademischen Freiheit traten da nicht zutage! Wie weit unterschied sich die akademische Freiheit, die der Gewaltige der preußischen Unterrichtsverwaltung, Herr Althoff, meinte, von der Auffassung des studentischen Nachwuchses, ja selbst von derjenigen der Professoren. Und das im klassischen Lande der akademischen Freiheit! Eine Seite dieser Freiheit, die in Deutschland nur in Zeiten gewaltigster Erregung hervorgetreten, ist für die russische studierende Jugend das A und O ihres Strebens geworden: die politische, die — richtig verstanden — freilich alle übrigen umfaßt.

Ich glaube, daß der Kampfruf „für oder wider die Seminaristen" uns für eine Sache engagiert, die uns garnichts angeht. Die rein theoretische Untersuchung, ob die Seminaristen überhaupt auf eine Universität gehören, kann für Kenner und Liebhaber russischer Verhältnisse sehr interessant sein. Für uns kommt praktisch nichts darauf an und nichts dabei heraus. Die feierliche Erklärung, die der Verfasser des zweiten, gegen den eben besprochenen polemisierenden Artikels abzugeben sich gedrungen fühlt, daß er sein Schwert jedenfalls nicht gegen die Seminaristen ziehen werde, wirkt in jeder Beziehung beruhigend, ist aber, wie die ganze Erörterung pro und contra, deplaziert und zum mindesten überflüssig. Die Polemik in der „Düna Ztg." dauert zur Zeit fort. Neues bietet sie nicht. Eine Aenderung der unbefriedigenden hiesigen Universitätsverhältnisse ist auf solchem Wege nicht zu erreichen. Auch sind die entscheidenden Punkte, an denen eine etwaige Aktion einzusetzen hätte, nicht dort zu finden, wo sie der Gegner der Seminaristen sucht *.

Wir haben im Augenblick wichtigeres zu tun, als uns wegen derartiger Fragen über oder unter dem Strich zu erhitzen. In Südlivland und Kurland ist kein Mensch seines Lebens sicher und auch bei uns kann es heute oder morgen losgehen. Schon seit einiger Zeit besteht der Plan, eine Art Bürgerwehr zum Schutz von Leben und Eigentum zu organisieren, wie sie für Riga ja schon tatsächlich ins Leben getreten ist. Vor kurzem ist in der hiesigen Zeitung die Angelegenheit öffentlich besprochen worden. Nichts widerspricht natürlich dem Wesen dieses Unternehmens mehr, als irgend eine partei- oder nationalpolitische Tendenz. Kein Mensch, der dafür eingetreten ist, hat an die Möglichkeit gedacht, daß es in irgend einer Form damit in Verbindung gebracht

---

*) Mit den obigen Ausführungen unsres F.-Mitarbeiters in der Seminaristenfrage stimmen wir in allen wesentlichen Punkten vollkommen überein.

Die Red.

werden könnte. Wenn man von Aufrührern und Räubern umringt ist, hat man die Pflicht, sich zu wehren. Daß es erwünschter ist, sich selbst zu schützen, als Kosaken ins Land zu rufen, liegt auf der Hand. Es klingt wie Ironie, wenn man derartige Gemeinplätze wiederholt, die sich jedem einigermaßen normalen Menschen von selbst ergeben. Trotzdem ist es dem „Postimees" gelungen, seinen Lesern gegenüber die Sache zu verdächtigen und als niederträchtige deutsche Machenschaft zu denunzieren. Damit identifiziert er sich endgültig mit den Elementen der Revolution und Anarchie. Er spielt ein gefährliches Spiel. Sein Standpunkt: lieber uns von den Revolutionären totschlagen lassen, als diese deutsche „Lumpigkeit" mitmachen — treibt ihn mit unerbittlicher Konsequenz in die Arme dieser Revolutionäre. Wer nicht wider ist, der ist für sie*. Ja, der Verdacht ist nach der ganzen Stellung des „Postimees" durchaus berechtigt, daß die Tiraden vom Totschlagenlassen nur eine Deckung für seine eigene revolutionäre Gesinnung sind. Er hat sich damit zwischen zwei Stühle gesetzt. Niemand wird ihm glauben, daß er nur seinen Standpunkt gegen die von ihm befehdete deutsche Partei wahre. Die Sache hat nichts mit der Partei zu schaffen. Mit demselben Recht könnte der „Postimees" gegen die Zugehörigkeit zur Feuerwehr zu Felde ziehen. In beiden Fällen ist der Schutz von Leben und Eigentum das einzige Ziel, die einzige „Tendenz". Unter dem Vorwand, aus Feindschaft gegen die Deutschen nicht Schulter an Schulter mit ihnen kämpfen zu wollen, schließt sich der „Postimees" tatsächlich denjenigen an, die nicht nur Gegner der Deutschen, sondern Verächter jeder Autorität und jeder staatlichen und sittlichen Ordnung sind. Unter unverschämtem Poltern und Schimpfen entfaltet er verschämt das Banner der Revolution. Er spottete ja auch über die Heranziehung von Militär gegen den Aufruhr. Wie denkt er sich denn eigentlich dessen Unterdrückung? Durch seine Hetzartikel wird sie sich nicht erreichen lassen. Er wünscht sie aber garnicht. Das ist klar zutage getreten. Er erntet eine Saat, an deren Aufkommen er redlich mitgearbeitet hat und die jetzt üppig ins Kraut geschossen ist. Er geht noch weiter, der Gedanke des Selbstschutzes ist nicht nur ein verächtliches Erzeugnis deutscher Parteiniedertracht, er ist auch geeignet Unruhe und Aufregung hervorzurufen. Mit andern Worten: die Unruhen, von denen wir bedroht werden und und denen wir nicht rechtzeitig genug einen Damm entgegensetzen konnen, entspringen aus den Maßregeln, die zu ihrer Unterdrückung

---

*) Ähnlich liegt die Sache ja auch bei einem Teil der lettischen Presse, „Baltijas Wehstnesis", „Deenas Lapa" u. a., die durch ihr nachhaltiges Schweigen in den Verdacht gekommen sind, im Grunde mit der revolutionären Bewegung zu sympathisieren. Gegen Meuchelmord und Brandstiftung finden sie kaum ein Wort der Mißbilligung"! Die Red.

geplant oder unternommen werden. Diese Logik krönt das Gebäude der „Postimees"-Sophistik ebenso überraschend wie würdig. Sobald der Aufruhr bei uns ausbricht, wird es heißen: da habt ihr es; das ist eure Schuld; ihr habt durch eure Schutzmaßregeln das Volk aufgeregt. Man sieht, es liegt System in der Kampfweise des „Postimees". Natürlich gewinnt in den Augen des harmlosen Lesers die Sache ein äußerst verdächtiges Aussehen, umsomehr als er geflissentlich in den Glauben versetzt wird, der Plan bezwecke einerseits nicht lediglich die Defensive und richte sich anderseits überhaupt gegen „das Volk", gegen die Esten. Also ein Mittel junkerlicher Barbarei zur Unterdrückung des armen wehrlosen Bauern. Alles ist in schönster Ordnung und es kann lustig weiter gehetzt werden.

Die Leistungen dieser Presse im Verdrehen der allereinfachsten Tatsachen werden einer späteren Zeit, die an eine historische Darstellung dessen gehen sollte, was wir jetzt erleben, als reichste Quelle indirekter Belehrung dienen können. Der Forscher wird ein vollkommen getreues Bild des wirklich Geschehenen gewinnen, wenn er durchweg das Gegenteil der dort gegebenen Darstellung als wahr annimmt.

F.

Im Spiegel der Presse.

20. August.

Karl Amalia Gringmut hat seinerzeit versichert und tut es noch heute, daß alle Unruhen das Werk der Juden und Fremdstämmigen sind. Mit dieser Auffassung Gringmuts hat sich das Publikum nachgerade ausgesöhnt, denn es kann sie nicht ändern. Höchst befremdlich ist es aber, daß die „Birsh. Wed." den Satz aufgreifen und ihren Lesern gewissermaßen einen echten Grigmut vorsetzen, bloß einen umgekehrten. Sie schreiben: „Wir sind daran gewöhnt, daß ein „echt russisches Herz" nur Deutsche haben und die kriegerischsten Artikel zur Verteidigung der Rechtgläubigkeit von Juden geschrieben werden!" Ganz abgesehen davon, daß ein russisches Herz und der Glaube des russischen Volkes in derselben Weise verwertet werden, wie die „Mosk. Wed." die Dogmen der radikalen Partei benutzen, so fahren ja auch die Juden und Fremdstämmigen in diesem Ausspruch nicht um ein Haar besser, als bei Karl Amalia Gringmut. Das aber stimmt schlecht zu der sonst so menschenfreundlichen Tendenz der „Birsh. Wed." Je tiefer wir uns in die Psychologie dieses Satzes hineindenken, desto sonder-

borer mutet er uns an, und desto mehr fühlen wir uns versucht den rätselhaften Ausspruch auf Rechnung der nervösen Reizbarkeit zu setzen, die in letzter Zeit nicht allein die „Birsh. Wed.“, sondern die gesamte radikale Presse befallen hat. Diese Nervosität ist verständlich, denn es sind natürlich zwei sehr verschiedene Dinge — Scheibenschießen und zu schießen, wenn die Scheibe zurückschießt. Die radikale Presse, die seit Monaten das rückständige Volk zur Zielscheibe ihres Schnellfeuers von Freiheiten und Enthüllungen genommen hat, die sozusagen mit Bomben und Granaten ins Volk gegangen ist, um es vom Schlafe zu wecken, verliert ihre Treffsicherheit, seit diese Zielscheibe sich selbsttätig zu bewegen beginnt. Die Vorgänge von Odessa, Nishnij Nowgorod und Balaschew reden in ihrer logischen Aufeinanderfolge eine nicht mißzuverstehende Sprache. Sie beweisen, daß es zwei Arten von Gewalttaten gibt — beklagenswerte und schändliche. Schändlich sind die Gewalttaten der „schwarzen Haufen“.

Das ganze Land ist voll schwarzer Haufen und reaktionärer Führer. Gleich den Raben fliegen sie von allen Seiten hinzu, um das bißchen Konstitution vollends zu töten; Gringmut, Berg, Scharapow und viele andre fliegen hinzu und krächzen: Kain, schlag tot, Kain, schlag tot. — Das Bild entnehme ich dem „Sihn Otjetschestwa“, der bei dieser Gelegenheit eine Legende von Kain und Abel erzählt. Als Abel am Boden lag, stürzten sich die Raben auf seinen Körper, Abel aber bewegte sich noch ein wenig. Die erschreckten Raben flogen auf und krächzten: Kain, schlag tot, Kain, schlag tot! Kain hörte ihren Ruf, kehrte zurück und tötete Abel. Abel ist in der Anwendung der Legende selbstverständlich die Konstitution, es könnte aber auch die radikale Partei sein. — Noch schwärzer schildern die „Birsh. Wed.“ die Gefahr der schwarzen Haufen:

„Der Edelmann Pawlow“, schreiben sie, „ruft in Atkarsk zum Brudermord!

Der Schreiber Ryschenkow im Swenigorodschen Kreise hetzt die dunklen Massen gegen den Landschaftsarzt Dorf!

In Tiflis und andern Städten bilden sich „schwarze Haufen“!

Scharapow, Suworin (Vater), Kruschewan, Gringmut reizen die Völker gegeneinander auf.

Die konservative Partei „Volkswille“ benachrichtigt die Ärzte der Moskauschen und andrer Landschaften durch ihr Komitee, daß sie jene auf Leben und Tod herausfordere und die energischsten Maßregeln ergreifen werde.

Ist das nicht Aufreizung zur Selbsthilfe, zu Mord und Gewalttat?

Das sind die wirklichen Aufwiegler, die die dunkeln Massen auf den Weg der Gewalttat und der Plünderung stoßen.

Dem Morde unsrer Kinder, unsrer Brüder und Schwestern muß ohne Aufschub und mit aller Energie ein Ende gemacht werden!

Ihre Predigt ist eine Predigt der Anarchie, des Menschenhasses, der Bosheit und Rache!

Unter der Firma des Patriotismus festigen sie den Staat nicht, sondern zerstören ihn, säen sie Streit und Feindschaft nicht allein zwischen den verschiedenen Bevölkerungsklassen (Adel, Landschaftsvertreter, Bauern, Arbeiter 2c.), sondern wecken Haß auch gegen Kinder (Studenten, Kursistinnen, Gymnasiasten, Gymnasiastinnen) und die besten Diener der Gesellschaft (Aerzte, Advokaten, Agronomen, Landschaftsbeamte 2c.).

Den blutigen Volkspatrioten entgegenzutreten — das ist die Pflicht aller Ehrenleute Rußlands und vor allem die Pflicht der Regierung."

Wie sich die radikale Presse die Tätigkeit der Regierung denkt, ist fraglich, da sie in ihrer Agitation gegen die Schutzmaßregeln der Regierung, gegen Ausnahmegesetze, Belagerungszustand und Todesstrafe, kurz gegen alles das, was sie sprechend genug mit dem Namen des gesetzmäßigen Terrors zu bezeichnen pflegt, mit bewundernswertem Gleichmut fortfährt; wie sie sich aber die Aktion der Ehrenleute denkt, können wir zum Teil aus einer Korrespondenz der „Nowoje Wremja" schließen, die aus Tiraspol datiert ist.

„Zum schwarzen Haufen", schreibt der Korrespondent, „beginnt man jetzt mit verdächtiger Hast alle diejenigen zu zählen, die sich in irgend einer Weise unsrer roten Rechten mißliebig gemacht haben. Und der Ausdruck „schwarzer Haufe" hat als ein modernes geflügeltes Wort das Bürgerrecht in unsren radikalen Kreisen und der radikalen Presse, besonders in der Provinz, erworben. Das ist verständlich, denn nichts ist bequemer, als alle andersdenkenden Gegner zum „schwarzen Haufen" zu stempeln. Jeder Kreis in der Provinz, jedes Unternehmen, das unsern Radikalen nicht paßt, wird ohne weiteres mit dem Namen des „schwarzen Haufens" behaftet, und es werden förmliche Listen solcher Dunkelmänner, d. h. aller derer, die nicht gewillt sind ohne alle Umschweife und Einwände das Glaubenssymbol der Radikalen anzunehmen, zum Frommen der Nachwelt publiziert. . . . Unsre örtlichen Radikalen haben diese Taktik sehr lieb gewonnen und übertreiben sie ein wenig. . . . Die Provinzradikalen begnügen sich nicht mit der einfachen Taktik, sondern beginnen ihre eigenen Häuflein zu bilden, die man füglich mit dem Namen der „roten Haufen" bezeichnen müßte. Jeder aber, der seiner Ueberzeugung und Handlungsweise nach einem solchen Haufen mißfällt, wird ohne Erbarmen in die Proskriptionsliste eingetragen, wovon er sogar auf das liebens-

würdigste benachrichtigt wird. Unser „roter Haufe" beabsichtigte z. B. einen Schulstreik zu arrangieren, einige Lehrer aber störten ihn in seiner Tätigkeit, indem sie den Schülern klar machten, daß Lernen auf jeden Fall nützlicher sei, als streiken. Diese Lehrer nun wurden nicht allein in die Liste des schwarzen Haufens aufgenommen, sondern erhielten die Warnung, daß sie zum Tode verurteilt werden würden, falls sie sich binnen Monatsfrist nicht gebessert hätten. — Und alles dieses, schließt der Korrespondent, heißt bei uns in der Provinz Freiheit des Wortes, der Ueberzeugung, der Persönlichkeit, und Achtung fremder Rechte!"

Allzu scharf macht schartig. Es scheint fast, als wäre die russische Gesellschaft es müde, so sehr energisch befreit zu werden. „Unsre Radikalen", heißt es in einer Korrespondenz der „Rusj" aus Kiew, „wollen, wenn sie reformieren, gründlich reformieren. Die agrare Frage ist für sie gleichbedeutend mit der Nationalisierung des Grund und Bodens, die Arbeiterfrage mit der Vergesellschaftlichung der Arbeitsmittel, die Verfassungsfrage — darüber lohnt sich nicht ein Wort zu verlieren. Die Radikalen werden bei uns geliebt, sie werden geachtet, sie werden gelesen, ihre Kühnheit wird allgemein bewundert, aber schwerlich werden die Wähler für sie stimmen."

Ein weit bedenklicheres Zeichen aber ist es, daß die „Nowoje Wremja", die wie eine Magnetnadel nach Norden stets dorthin weist, wo sich die Macht im politischen Kampfe hinneigt, alle Sympathie für radikale Freiheitsbestrebungen verloren hat und sich nach einem gesunden, lebensfrohen konservativen Zentrum zu sehnen beginnt. „Der Konservatismus", meint die „Now. Wremja", „ist berufen durch eine Vertiefung und Reinigung seines patriotischen Gefühls das geschichtliche Rußland zu retten, so daß die reißende Volksmasse zu ihm drängt und nicht von ihm sich abkehrt. Das Volk ist in seinen Anschauungen, in seinen Gefühlen konservativ, und wenn sich unter der konservativen Flagge nicht geistiges und physisches Raubrittertum birgt, so wird es nicht mehr unter der roten Fahne den geringen Teil der Freiheit suchen, dessen es bedarf, um zufrieden zu sein. Noch ist es Zeit, den Strom der Volkskraft in das rechte Bett zu leiten, aber es ist die höchste Zeit und jeder Tag ist kostbar. Die Organisation eines gesunden konservativen Zentrums ist das unabweisbare Bedürfnis des gegenwärtigen politischen Moments."

Der „Mir Boshij" erzählt eine amüsante Anekdote. Auf dem Wege von Atkarsk nach Ekaterinowka unterhielt sich der Ingenieur Archangelsky mit seinen beiden Unterbeamten im Eisenbahncoupee laut und ohne jeden Rückhalt über die Freiheitsbewegung und das Verhalten der Regierung. Das Urteil, welches der Ingenieur Archangelskij über die Regierung fällte, war ein sehr

scharfes. Ein wenig abseits saß die ganze Zeit über schweigend ein unbekannter Herr. Als der Zug hielt, stieg der Unbekannte aus und forderte das Klagebuch. Er beabsichtigte sich darüber zu beschweren, daß ein Beamter öffentlich und in Uniform die Regierung desavouiere. Das Klagebuch wurde ihm verweigert. Der unbekannte Herr — war der Edelmann Pawlow.

Es liegt kein Grund vor, an der Wahrhaftigkeit der Anekdote zu zweifeln. Das Vorgehen des unbekannten Herrn entspricht durchaus den Anschauungen Pawlows, der nach den Ausführungen der „Mir Boshij" in Atkarsk eine Liga zur Unterdrückung der Unruhen gegründet hat, „da die Lage des besten Teiles der Bevölkerung unerträglich zu werden beginnt und die Erregung des Volkes die äußersten Grenzen überschreitet." Dieselbe Denkweise, die die Anekdote des „Mir Boshij" wiedergibt, liegt den Petersburger Briefen Pawlows zugrunde, die ein eigenartiges Bild der Freiheitsbewegung entwerfen.

„Ich erinnere mich, schreibt er, wie vor 10, vor 5, ja vor einem Jahr jedermann mich auslachte, wenn ich schrieb und behauptete, daß wir am Vorabend des Umsturzes und der Revolution angelangt wären. Ich habe zwanzig Jahre ihre Vorbereitung in der Anarchie, Zügellosigkeit und gewissenlosen Trägheit der Semstwo und aller Beamten vor Augen gehabt, all diese provinziale, städtische und hauptstädtische Erbärmlichkeit habe ich vor Augen gehabt, die nie und nirgends ihre Pflicht erfüllte und die Revolution vorbereitete.

Und auch jetzt wieder ist all diese Erbärmlichkeit an der Spitze der Bewegung; das ließe sich leicht durch die genaue Biographie unsrer Reformatoren beweisen.

Vor allem aber wollen wir uns des Gewesenen erinnern und die Gallerie unsrer Politiker, wie sie selbst es tun, nach „Plattformen" teilen. Die älteste und ihrem Wesen nach erste Plattform ist die Plattform der hauptstädtischen Beamten.

In den Korridoren und Kabinetten des Finanzministeriums, des Ministeriums der Landwirtschaft und der Volksaufklärung vollzog sich unter der glücklichen Hand der letzten Minister die Mobilisierung einer eigenartigen radikalen Partei, die Ermolows, Kowalewskis . . . und viele andre schufen die erste konstitutionelle „Plattform", sie trugen sie längs den Schienen der Eisenbahn in die Tiefen Rußlands, in die Städte und Kreise, in der Person tausender gleichgesinnter Agenten — der Inspektoren, Ingenieure, der Fabrik-, Wirtschafts- und Akzisebeamten ꝛc.

Dieses ganze Lager bereitete zäh und geduldig die Sache der Freiheit vor. Ihre Bemühungen kannte niemand, denn niemand durfte sich unterstehen zu wissen, was in den Laboratorien der Ministerien bereitet wurde. Zu derselben Zeit, wo die Straßen-

liberalen auf Grund ihrer staatsfeindlichen Agitation . . . gingen die Reformatoren in Amt und Würden unentwegt ihrem Ziele zu, ohne nebenher ihre Karriere zu vernachlässigen . . .

Alle diese Kommissionen untergruben systematisch die Grundgesetze, diese Gesetze zu allerlei temporären Regeln gestaltend. Es ist charakteristisch, daß die Beamten dieser „Plattform" sich mit allen Mitteln der Durchführung örtlicher Reformen widersetzten.

Vom ersten Tage des Schipowschen Kongresses an beginnt in Rußland eine der verächtlichsten und schlimmsten Sachen, die jemals erdacht sind: an die Spitze des freiheitlichen Umsturzes und der Verschwörung tritt eine Partei von Edelleuten, teils besitzlose Edelleute, die den Zusammenhang mit dem Lande verloren haben, teils Latifundienbesitzer und Kapitalisten. Alle drei Jahre dem Throne und den Grundgesetzen des Reiches Treue schwörend, brechen diese Edelleute als erste ihren Schwur und ihre Pflicht. Ohne die Uniformen abzulegen, ohne den Mut zu besitzen, auf ihren Verhandlungen eine Aenderung des Eides vorzuschlagen (was, scheint es, das einfachste und ehrlichste gewesen wäre), ohne in die Reihen derjenigen zu treten, die als politische Verbrecher verfolgt wurden, begannen diese Edelleute die Verschwörung gegen die Selbstherrschaft, die sie nach dem Wesen ihrer Existenz zu verteidigen verpflichtet waren . . .

Mittlerweile aber wollen wir in unsrem Rückblick nicht die dritte „Plattform" übergehen — die Plattform der Vollstrecker, die mit den Zielen der Progressisten unablöslich verbunden sind — diese Gapons, Kolajews, Plechanows, Struwes, Balmaschows, Kulikowskis und ihnen ähnliche Vollzieher des Programms und der Rechtstheorien unsrer edlen Reformatoren, der Verräter aus der Zahl der Staats- und Landschaftsbeamten und der freien Professionen. . . .

Alles Unglück, aller Schade, alle Schande, alles Blut des Krieges und die Opfer dieser lastenden unerträglichen Revolution wird auf das Haupt der Schuldigen fallen — auf die Hausdiebe aller Rangklassen und Plattformen . . .

Es naht die Stunde eines neuen, in Rußland nie dagewesenen Vorganges, die Welt wird schauen, wem das russische Volk folgt, — ob es der Wahrheit folgt und ihren Trägern, oder der Lüge und dem Verbrechen, als deren Vertreter nun ein ganzes Jahr die Führer der radikalen Parteien und „Plattformen" sich vor uns brüsten. . . .

Ihr aber, ihr eigenmächtigen Reformatoren und Häupter der Unruhen und der Revolution, prägt euch eins ins Gedächtnis: Auf euch ruhen Millionen von Augen, noch ein Ausfall, noch ein Ruf zur Gewalttat, noch ein Verbrechen — und über euch stürzt

die ganze Lawine des Hasses, der Verzweiflung, der Demütigung und der Trauer, die allein um euretwillen das schuldlose Volk trägt! . . .

Bereitet euch, zählt eure Kräfte, vor allen Dingen aber — herunter die Uniformen, herunter die Abzeichen, herunter die Titel und Wappen, die euch von der Masse und dem Straßenpöbel scheiden und die ihr befleckt und verraten habt. . . ."

So bekämpft der Edelmann Pawlow in der Revolution vor allem den Eidbruch; die radikale Presse ist ihm die Antwort nicht schuldig geblieben, sie sagt, daß der Edelmann Pawlow ein Reaktionär wäre, allerdings ist es nicht anzunehmen, daß es in seiner Absicht gelegen hätte, liberal zu erscheinen.

Eine ungewöhnlich ausgibige Beachtung schenkt die radikale Presse der Tätigkeit des russischen Bundes. Es vergeht kaum ein Tag, wo die radikale Presse nicht darauf aufmerksam macht, daß der russische Bund seiner Zahl nach gering, seiner Bedeutung nach nicht ernst zu nehmen, seiner Wirksamkeit nach verbrecherisch und seinen Absichten nach reaktionär wäre. Sagt der russische Bund, er verfolge dies und dieses Programm, so sagt die radikale Presse, er hätte gar kein Programm und wäre gar keine Partei, und wenn er ein Programm hätte, so wäre es nicht das, welches er angibt; sagt der russische Bund, daß er in seiner Mitte viele Professoren hätte, so sagt die radikale Presse, es wäre höchst unwahrscheinlich, daß ein Professor sich zu dieser Partei bekenne, macht die Leitung des Bundes darauf aufmerksam, daß die Listen der Mitglieder jedermann zur Einsicht offen ständen, so entgegnet die radikale Presse, daß die Professoren des russischen Bundes es nicht wagen würden, ihre Namen zu nennen; tun sie das, so behauptet die radikale Presse, es wären keine richtigen Professoren — kurz, der Kampf wird mit allen Mitteln geführt, denn hier handelt es sich nicht um Ehre und Abstraktionen, sondern um ein sehr reales Gut — den russischen Bauern, die Sphinx der „Birsh. Wedomosti".

„Schade ist es, wahrhaft schade", schreibt der „Ssyn Otjetschestwa", auf die Deputation des russischen Bundes anspielend, „daß die breite Welle des Lebens den unglücklichen Bauern gerade neben den Grafen Bobrinski und den Stadtverordneten Naryschkin stellte. Armer, unglücklicher Bauer! Warum bist du in die Gesellschaft dieser „russischen Leute vom 18. Februar" geraten, die sich im Marstall versammeln?" — So rührend diese Frage klingt, so unmotiviert ist sie, denn die Antwort ist nur zu leicht gefunden.

Der russische Bund hat seine platonische Beschäftigung mit Verfassungsvorträgen aufgegeben und ist mit ungezählten Tausenden von Exemplaren des „Pacharj" und des „Russkoje Delo" unter der Leitung Scharapows ins Volk gegangen. Auch die Sitzungen

des Bundes haben ihren Charakter geändert. Herr Jeshow berichtet in seiner zwanglosen Weise in der „Nowoje Wremja“:

„Der russische Bauer ist grau, aber seinen Verstand hat der Wolf nicht gefressen.“ — Dieses volkstümlichen Sprüchwortes gedachte ich, als ich einige Tage vor der Veröffentlichung des Kaiserlichen Manifestes die Sitzung des „russischen Bundes“ besuchte und zuhörte, wie die einfachen Leute sprachen, die nach ihren Worten ihre Bildung auf eigene Faust erworben hatten. Es war eine extraordinäre, aber sehr interessante Sitzung. Etwa 250 Menschen waren versammelt, meistens — Pöbel, schlecht gekleidet und mit Schwielen an den Händen.

Ich erkundigte mich nach der Ursache dieser Invasion und fragte einige Besucher nach dem Zweck ihres Erscheinens, als Graf P. A. Scheremetjew, der die Seele des Moskauschen Bundes ist, erklärte: Meine Herren! Auf heute haben wir keine Sitzung angesagt, dennoch hat sich eine Menge einfacher Leute versammelt, die nicht zu den aktiven Gliedern des Bundes gehören. Diese zufälligen Gäste bitten mich, die Aufgaben unsrer Gesellschaft zu erklären, und wollen sich überhaupt mit uns unterhalten. Ich schlage vor, nicht eine Sitzung, sondern eine zwanglose Unterredung folgen zu lassen, und werde sogleich das Programm des Bundes verlesen.

Alles setzte sich im geräumigen Saal, die Stühle, die Fensterbretter — alles war dicht besetzt. Um eine kleine Zahl gebildeter Leute schlossen sich in dichtem Ringe die einfachen Arbeiter, Bauern usw. Als Graf Scheremetjew das Programm verlesen hatte, und vorschlug, einen Vorsitzenden zu erwählen, baten ihn die Glieder des Bundes den Vorsitz zu behalten.

Schön, ich habe nichts dagegen, antwortete Scheremetjew. — Also, meine Herren, wollen wir beginnen!

Nein! erschallte plötzlich eine Stimme in den hintersten Reihen. — Wir wünschen einen aus unsrer Mitte zum Vorsitzenden, wir brauchen zum Vorsitzenden einen einfachen Mann, wie wir selbst. Ich bitte die Herren sich durch meine Worte nicht beleidigt zu fühlen. Ich und die übrigen wünschen es, weil wir einen Vorsitzenden von den Herren weniger gut verstehen. Ein Herr braucht Worte, die wir nicht begreifen, aber unsereins spricht klar und verständlich. Das ist alles, was ich sagen wollte.

Diese Worte, die ich nur wenig verändert wiedergebe, machten sofort Eindruck — alles bewegte sich.

Vortrefflich — sagte Graf Scheremetjew. Ich bin vollständig einverstanden. Wen, meine Herren, wollen Sie wählen?

Iwan Jakowlewitsch! klang es von allen Seiten. Er hat uns geleitet, wenn wir uns untereinander beraten haben! Wir wollen ihn wählen! Iwan Jakowlewitsch — geh doch! Iwan Jakowlewitsch, wo sind Sie? Bitte hierher!

Aus der Menge, sich zwischen den Stuhlreihen durchwindend, erschien ein untergesetzter Bauer in abgeschabtem Rock, Liegekragen und Wasserstiefeln. Er hatte ein einfaches russisches Gesicht mit einem kleinen russischen Keilbart. Aber dieses Gesicht war von zwei schönen dunkelblauen Augen belebt, in denen ein scharfer, lebhafter Verstand funkelte. Dieser Bauer, der an der Wage an einer der Eisenbahnlinien arbeitete, nahm den Platz des Vorsitzenden ein, klingelte, und vollständiges Schweigen entstand im Saale. Die „Intelligenz“ spitzte besonders die Ohren.

Ich danke Euch, Brüder, für die Wahl! begann Iwan Jakowlewitsch. Ich bin ein einfacher Mann, habe drei Wochen lang beim Psalmsänger Lesen gelernt, also — fordert nicht zu viel von mir. . . . Jetzt, verehrte Versammlung, wollen wir unsre Unterhaltung mit dem Programm anfangen, das Herr Scheremetjew eben verlesen hat. Wollen wir es besprechen, wie es ist, und ob wir es richtig verstanden haben.

Iwan Jakowlewitsch unterzog seiner Kritik den wesentlichsten Punkt des Programms, nämlich den Punkt von der Verteidigung der Selbstherrschaft. Er drückte den Gedanken aus, das ein solcher Punkt im Programm nicht ganz am Platze wäre. — Und aus welchen Gründen? Erstens klingt es sonderbar; in Rußland ist die Selbstherrschaft stark, für sie stehen die Millionen des russischen Volkes, warum wird denn das Volk aufgefordert das zu wahren, was auch ohne die Einladung des Bundes gewahrt wird und das Heiligtum aller Heiligtümer für jedes echt russische Herz ist?“

Nachdem die Versammlung bis zu später Stunde beisammen gewesen war, trennte sie sich im besten Einvernehmen. —

Die „Birsh. Wedom.“ haben Recht, der russische Bauer ist eine Sphinx; die „Birsh. Wed.“ haben die besten Einfälle; in der heutigen Nummer lese ich: „Je näher wir den Wahlen rücken, desto klarer wird es, daß es „rechtsstehende Parteien“ bei uns überhaupt nicht gibt.“

Das Manifest vom 6. August ist für die russische Parteibildung von entscheidender Bedeutung. Die monatelange unfruchtbare „Plattformen“arbeit konnte für die einzelnen Parteien keinen festen Boden geben; erst durch das Gesetz über die Reichsduma ist hier Wandel geschaffen und das heitere Spiel „der gesellschaftlichen Kraft“ in Ernst verwandelt worden. — Vor allem mußten die Bestimmungen über die Wahlen das größte Interesse finden, allerdings dauerte es eine geraume Zeit, bis sich die leitenden Parteiorgane soweit in den neuen Bestimmungen zurechtfanden, um den zu erwartenden Vorteil vom Nachteil trennen zu können.

Die radikalen Blätter können eine große Enttäuschung nur schwer verbergen. Das kann niemand überraschen, der ihre Vorliebe für den sog. Vierschwanz (das Allgemeine, Gleiche, Geheime und Direkte) kennt, und daher müßte man erwarten, daß sie jetzt, soweit es ihnen die Zensur gestattet, einen erbitterten Feldzug gegen die Zensusbeschränkungen im neuen Reichstagswahlgesetz eröffnen werden. Aber es geschieht nicht Und der Grund ist der Bauer im Reichstag, die Sphinx, von der alle Parteien das Heil erwarten

Die radikale Presse hat die ganze Zeit hindurch für die Zulassung des Bauern plädiert, jetzt kann sie es nicht übers Herz bringen, ihrem demokratischen Prinzip untreu zu werden. Die Regierung hat allerdings ihren frommen Wunsch in sehr ausgibiger Weise erfüllt, indem sie dem Bauer das Privilegium des doppelten Stimmrechts erteilt hat. Einmal wählen die bäuerlichen Wahlmänner einer jeden Provinz ihren Deputierten in die Duma allein und aus ihrer Mitte, zum zweitenmal beteiligen sich die bäuerlichen Wahlmänner an der Deputiertenwahl der beiden übrigen Klassen. Dazu kommt noch, daß die Zahl der bäuerlichen Wahlmänner mehr als 41 pZt. der Gesamtzahl aller Wahlmänner beträgt und daß sie viel größer ist als die Zahl der beiden andern Gruppen einzeln genommen. Dieses Verhältnis gestaltet sich für die Bauern noch günstiger durch die Verteilung der Stimmen in den einzelnen Gouvernements. Der „Sihn Otjetschestwa" berechnet, daß nach dem Wahlgesetz, unter der Voraussetzung, daß die einzelnen Klassen miteinander keine Kompromisse abschließen und jede Gruppe nur für Kandidaten aus ihrer Mitte stimmt, die Duma umfassen wird:

273 Bauern	91 Grundbesitzer	48 Städter
(66,3 %)	(22 %)	(11,7 %)

Aber auch dann, wenn sich Großgrundbesitz und die Städte gegen den Bauer verbünden, sind dem Bauer 153 Sitze im künftigen Reichstag sicher, weil in 15 Provinzen die bäuerlichen Wahlmänner die absolute Majorität haben und in den übrigen 36 Gouvernements ebensoviel bäuerliche Abgeordnete nach dem Gesetz gewählt werden müssen. Und die Bauern würden nach wie vor die stärkste Partei in der Duma sein.

Schließen dabei noch in irgend einer Provinz Großgrundbesitz oder die Städte mit den Bauern einen Kompromiß, so wächst dadurch naturgemäß die Vertretung des Bauerstandes. —

Unsre nationale Presse ist mit den Bestimmungen der Reichsduma, vor allem mit dem doppelten Stimmrecht der Bauern recht zufrieden, sie hofft die Deutschen von der Vertretung in der Duma auszuschließen und gründet diese ihre Hoffnung auf einem dreifachen Stimmrecht der Bauern für die Ostseeprovinzen, wie sie die

Bestimmungen des Wahlgesetzes interpretiert. Sie glaubt, daß der zu dem Landgemeindebezirk gehörige Kleingrundbesitz mit den Landgemeinden Wahlmänner wählt, aus deren Mitte dann für jede Provinz ein Deputierter hervorgeht, daß dann, wie in den übrigen Gouvernements, die bäuerlichen Wahlmänner mit den Wählmännern der beiden andern Klassen sich an der Wahl der übrigen Deputierten beteiligen und daß schließlich drittens der Kleingrundbesitz des Gemeindebezirks durch Bevollmächtigte in der Großgrundbesitzwählerversammlung vermöge seiner größeren Stimmzahl den Großgrundbesitz majorisieren kann. —

Mit dem Bauer muß also in jedem Fall gerechnet werden, daher die lebhafte Agitation unter den Bauern seitens der Landhauptleute, seitens des russischen Bundes, — daher die heftigen Angriffe, denen Scharapow und die übrigen Anhänger des russischen Bundes in jedem radikalen Blatt ausgesetzt sind.

Die „Rußj" glaubt noch an eine progressive Majorität in der Duma und eilfertig publiziert sie die Liste ihrer Landschaftskandidaten. Die übrigen Blätter wissen ihr wenig Dank dafür, weil die Aktion verfrüht und ein Teil der Kandidaten nicht radikal genug sind. Während die Radikalen die bäuerlichen Stimmen fürchten, rechnen die Konservativen schon ziemlich sicher auf dieselben. Ihnen kommt vor allem das vierfache Sieb, durch welches die bäuerlichen Stimmen hindurch müssen, zugute, und dann die Tätigkeit der Landhauptleute, die dieses Sieb von den Landschaftswahlen her zu handhaben verstehen.

Wie die neue Duma sich zu der herrschenden Bureaukratie verhalten wird, darüber sind die Meinungen geteilt, die einen glauben, daß sich nichts ändern wird, andre sehen schon mit Gewißheit den Beginn einer neuen Aera.

* * *

Der Beginn des Semesters steht vor der Tür, mit der Möglichkeit eines erneuerten Streiks an unsrer Hochschule muß um so mehr gerechnet werden, als die Verfassung, die wir erhalten, nicht nach den Wünschen unsrer radikalen Seminaristen ausgefallen ist. An den übrigen Hochschulen Rußlands rechnet man ebenso mit dieser Tatsache und die Gegner des Streiks planen verschiedene korporative Verbände, um eine Fortsetzung der wissenschaftlichen Arbeit auch gegen den Wunsch der Majorität der Studenten zu erzwingen.

An unsrer Hochschule sind derartige Neugründungen nicht am Platz, da die Gegner des Streiks leicht an unsrem Chargiertenkonvent einen starken Rückhalt haben können. Es ist hierzu nur notwendig, daß der Chargiertenkonvent offen und ohne jede Ein-

schränkung erklärt, daß er gegen die Schließung der Universität sei, und diesen Beschluß zur Kenntnis der Universitätsobrigkeit bringt. Bescheidet die Universitätsobrigkeit die Studenten abschlägig, so sind damit nicht alle Mittel erschöpft, um eine Schließung der Universität zu vermeiden, diese Frage hat ja nicht bloß eine akademische Bedeutung — hier handelt es sich um eine Angelegenheit des ganzen Landes.

Nehmen aber die streikenden Seminaristen zu Gewalt und Terror ihre Zuflucht, so gibt es genug Mittel, den streikenden Teil von unsrer Universität fernzuhalten. Geschieht es nicht, so wird es noch dazu kommen, daß die streikenden Arbeiter nicht bloß ihre Fabriken, sondern auch „die Universitätsfabrik" zum Stehen bringen werden.

Die Seminaristenfrage in Dorpat ist in der „Düna Ztg." der Gegenstand einer Polemik zwischen Karl von Freymann und Axel v. Roth gewesen. Beide treten für eine Aktion zur Gesundung unsrer Hochschule ein. Freymann denkt sich die Aktion gegen die Seminaristen gerichtet, Roth gegen die Beamtenprofessoren — da die Seminaristen für ihn nur das Opfer einer verfehlten Pädagogik sind.

Wie Herr v. Roth sich seine Aktion denkt, ist mir und vielen andern nicht klar geworden, auch nicht nach seinem zweiten Aufsatz „Zur Klärung". Herr v. Roth sagt in beiden Aufsätzen:

„Daß wir Deutsche unglücklich sind über die Invasion der fremden Elemente in unsre alte Universität, daß wir die immerwährenden Streiks als eine Landplage empfinden und auf eine Wiederkehr der alten Zustände auf der Landesuniversität hoffen, ist zu selbstverständlich, um noch diskutiert zu werden. . . . Aber ich meine, wir Balten sollen nicht intolerant gegen die russische Jugend sein, die mit ehrlichem Wollen und unter unsäglichen Opfern, wenn auch oft in kindischer Form, Verbesserungen erstrebte, die auch uns wünschenswert erscheinen. . . . Selbstverständlich muß auch Stimmung gemacht werden für eine Agitation zur Gesundung der Hochschule. . . . Aber unser Land, das außer der allgemeinen Reichsmisere unter den lokalen sozialen und nationalistischen Erregungen erzittert, bedarf wahrlich keiner neuen Reizmittel und Kampfziele."

(Nachdem dieser Artikel bereits gesetzt war, ist durch den Kaiserlichen Befehl über die Autonomie der Universitäten vom 27. August hoffentlich der Vorwand für eine Forsetzung des wissenschaftlichen Streiks entzogen.)

PB.

Über das Wesen der Unruhen auf dem Lande und ihre Bekämpfung[1].

Von einem Esten.

Meine Stellungnahme zu der Tendenz der estnischen Presse in früheren Artikeln, die vom „Rev. Beob." veröffentlicht wurden, ist besonders von gebildeten estnischen Kreisen mit lebhafter Sympathie begrüßt worden. Dieser Umstand gibt mir die Berechtigung, auch heute einige der brennendsten Fragen in unsren landischen Verhältnissen möglichst objektiv zu erörtern.

Vor allen Dingen fällt es in die Augen, daß die Unruhen, die in Südlivland und Kurland um sich greifen und auch in Estland auszubrechen drohen, von der deutschen Presse größtenteils als revolutionär bezeichnet werden. Zur Unterdrückung der Unruhen empfehlen die deutschen Zeitungen Verstärkung der Polizei, Entsendung von Militär und eine ausgibige Organisation von Selbstschutz. Die estnische Presse anderseits versucht die ausgebrochenen Unruhen möglichst zu vertuschen. Was sie aber durchaus nicht vertuschen kann, stellt sie ihrem Leserkreise als recht gering und nichtssagend dar und verlegt die Ausschreitungen ins agrarpolitische Gebiet. Zugleich empfiehlt die gesamte estnische Presse zur Verhütung oder Unterdrückung der Bewegung die Beseitigung der Ursachen der Unruhen, verdammt einstimmig jede polizeiliche Maßregel und kämpft mit allen zu Gebote stehenden Mitteln gegen die Organisation von Selbstschutz.

Wären die landischen Unruhen, die mit entsetzlichen Roheiten und Gewalttaten verknüpft sind, wirklich agrarpolitischen Ursprungs, so hätte die deutsche Presse vollkommen unrecht, wenn sie nach Polizei und Militär ruft, denn mit Gewaltmitteln kann eine solche Bewegung entweder garnicht oder doch nur zeitweilig unterdrückt werden. Die estnische Presse dagegen wäre im Recht, wenn sie die Beseitigung der Ursachen verlangt, welche die Unruhen hervorrufen. Sind die Unruhen aber nur revolutionär, so ist die Sache umgekehrt!

Wer hat nun Recht? Die Beantwortung dieser Frage, mit völliger Vermeidung von nationalem Dusel, ist höchst interessant, zu gleicher Zeit aber auch nicht sehr schwierig.

Wenn man die Art und den Gang der landischen Unruhen aufmerksam verfolgt, so sieht man, daß sie überall nach gleichem

---

[1] Vgl. „Balt. Monatsschr." 1905, Hft. 7/8, S. 114. Auch den nachstehenden Artikel aus dem „Revaler Beobachter" Nr. 183 vom 23. August geben wir in extenso wieder im Anschluß an die beiden früheren. Denn auch von diesem meinen wir: meminisse juvabit. Die Red.

Plan inszeniert sind, nur die Ausführung ist je nach den Verhältnissen verschieden. Auch kann dem Plan eine gewisse Logik nicht abgesprochen werden. Zuerst werden öffentlich und geheim Proklamationen verteilt. Die Proklamationen sind gegen die Regierung gerichtet, also revolutionär. In den Proklamationen wird das agrarpolitische Gebiet meist nicht einmal gestreift. Es heißt wohl darin: „Vertilgt die Adligen, sie sind erbärmliche Boten der Regierung.“ Das bedeutet aber, die Adligen sollen vertilgt werden, nicht weil sie Grundbesitzer und Brotherren eines sehr großen Teiles der Bevölkerung sind, sondern weil sie die festeste Stütze des Staates bilden. — Darauf folgt die Versammlung in der Kirche. Die Führer verhalten sich während der Predigt still, und erst beim Gebet für den Kaiser geht der Trubel los, wobei der Pastor von der Kanzel gerissen wird. Der Pastor wird aber nicht von der Kanzel verdrängt, weil er vom Patron gewählt oder möglicherweise ein Deutscher ist, sondern weil er für den Kaiser gebetet hat, und vor allen Dingen, weil die Kanzel für den revolutionären Redner frei werden soll. Daß es dabei zu Revolveraffairen kommt, ist unter diesen Umständen selbstverständlich. Mit dem Absingen revolutionärer Lieder schließt der Akt in der Kirche. — Die Unruhen in der Kirche sind also revolutionär. Diese These bleibt bestehen, auch wenn die estnische Presse alles aufbietet, um das Gegenteil zu beweisen.

Aus der Kirche bewegt sich der Trupp nach Entfaltung roter Fahnen zum Gemeindehause. Dort werden die Kaiserbilder aus dem Rahmen geschnitten und müssen als Objekte für mancherlei Unfug dienen. Nebenbei werden noch diverse Gewalttaten verübt, Gemeindebücher verbrannt 2c. Daß auch der Akt im Gemeindehause nur revolutionär ist, kann nicht geleugnet werden. Den Schluß des Tages bildet die Prozession zum Gute. Dieser Gang hat eine agrarpolitische Färbung. Die Hofsarbeiter werden zum Streik aufgefordert, die Gutsverwaltung versucht man unter Androhung von Mord und Brand zur Einführung neuer Maßregeln zu bewegen, die in Erhöhung der Gagen, in Verminderung der täglichen Arbeit gipfeln. Die Besitzer und Verwalter werden zur Herausgabe größerer Geldsummen gezwungen. Im Nichtgewährungsfalle werden sie mißhandelt. Bei dieser Gelegenheit ist in letzter Zeit in Kurland sogar der Verwalter Godt sozusagen standrechtlich erschossen worden. Aber auch dieser Akt muß als revolutionär bezeichnet werden, schon weil die Hofsleute und Gesindewirte garnicht über irgend etwas klagen, sondern mit Revolvern und Knütteln zum Mithalten veranlaßt werden. Außerdem muß bei einer revolutionären Bewegung der Adel, als zur besitzenden Klasse gehörig, naturgemäß angegriffen werden, weil die besitzende Klasse, überhaupt die Intelligenz, Beschützer in der bestehenden Ordnung

und daher auch eine feste Stütze, sozusagen das Fundament des Staates ist.

Die Bewegung auf dem Lande ist also total revolutionär, greift dabei aber scheinbar ins agrarpolitische Gebiet hinüber. Ich sage scheinbar, weil das verblendete Volk, teils gezwungen, teils freiwillig, den terrorisierenden Banden folgt, ohne überhaupt die Beweggründe der Führer zu kennen. Das Volk hat es in seinen Preßorganen täglich gedruckt vor den Augen, daß schwerwiegende Gründe und Ursachen die Unruhen rechtfertigen, und hofft mit dem Terror die Ursachen, die es selbst kaum kennt, zu beseitigen. Dabei schweben dem Volke unerreichbare Glücksgüter vor den Augen, und die Führer geben zu verstehn, daß diese in absehbarer Zeit dem Volke als Geschenk des Himmels in den Schoß fallen; das sind: Verteilung der Hofsländereien, Seelenland, Tilgung der Loskaufsschulden der Gesinde durch die Krone 2c.

Wer hat es aber verschuldet, daß das Volk soweit irregeleitet ist, daß es sich zu Zwecken, welche die Lebensverhältnisse des Volkes absolut nicht tangieren, mißbrauchen läßt? Die Antwort darauf kann nur lauten: die nationale Presse!

Die nationale Presse sah die Unruhen ausbrechen, sich ausbreiten, verfolgte täglich den Terror, aber sie rührte keinen Finger, um das Volk aufzuklären, um dem Volke den richtigen Weg zu weisen. Im Gegenteil, sie schürte! Sie gab dem Volke dunkle Rätsel auf. Sie sprach. „Ihr Herrschaften, es sind schwere Ursachen zu den Unruhen vorhanden, beseitigt sie, erst dann könnt ihr auf geordnete Zustände hoffen.“ Sie hütete sich aber wohlweislich zu erklären, wie die Ursachen beschaffen sind. Es paßte ihr daher auch, über Maßnahmen der Intelligenz zur Unterdrückung der Unruhen zu spötteln. Sie gab vor, der einzige wahre Freund des Volkes zu sein, führte aber dabei das Volk in die Sackgasse, von wo es vielleicht sobald nicht heraus kann.

Und der Zweck? Ja, das ist schwer zu sagen. Solange aber die Vertreter der nationalen Presse nicht klar und deutlich, mit für alle verständlichen Worten erklären, warum sie mit der revolutionären Bewegung sympathisieren, solange sind wir darauf angewiesen, ihre Beweggründe zu suchen und können sie finden nur in Eigennutz, Eigendünkel und nationaler Ueberhebung. Daher sehe ich auch die Zeit kommen, wo dem Volke die Augen aufgehen, wo es vor die Vertreter seiner Presse hintritt, ihnen die Larven vom Gesicht reißt und Rechenschaft fordert.

Die ländischen Unruhen können also nur als revolutionär bezeichnet werden. Auch die russische Obrigkeit vertritt erfreulicherweise vollkommen diesen Standpunkt. Darum muß die Polizei, das Militär, verbunden mit der Intelligenz, alles aufbieten, um die Unruhen zu unterdrücken. Gegen die Führer müssen die

strengsten Maßregeln ergriffen werden, gegen sie muß man mit voller Rücksichtslosigkeit vorgehen, das irregeleitete Volk aber mit Milde und Güte zu geordneten Zuständen zurückführen. Was bis jetzt in dieser Richtung geleistet worden ist, ist äußerst gering, ja fast gleich Null. Brand- und Mordbuben durchziehen mit grauenhaftem Terror ungehindert das Land. Das kann und darf nicht länger geduldet werden. Jeder Untertan des Reiches hat das volle Recht auf Schutz seiner Person und seines Vermögens.

Zugleich muß aber dem Volke, und das ist die Hauptsache, geeignete Tageslitteratur in die Hand gegeben werden. Es müssen auch in Estland, um rohen Ausschreitungen vorzubeugen, notwendig Schritte in dieser Richtung gemacht werden, wie es Herr Reebra in Livland eben versucht. Es müssen Männer gefunden werden, die nicht nur fähig sind, ein neues, von guten Prinzipien ausgehendes Volksorgan zu gründen, sondern die auch vollkommen imstande sind, mit der radikalen umstürzlerischen estnischen Presse erfolgreich zu konkurrieren.

Es muß ein Tageblatt gegründet werden, das bei einem Abonnementspreis von höchstens vier Rubel im Jahr das Doppelte davon bietet, was eben „Teataja" und „Postimees" bieten, dabei aber fest auf der Basis von Besonnenheit und nationaler Duldung steht. Unser Volk ist gegenwärtig gezwungen, die Schundware auf literarischem Gebiet zu verdauen, weil ihm nichts besseres geboten wird. Unser „Ristirahwa pühapäewa leht" steht als wöchentliches Sonntagsblatt jedem politischen Getriebe fern und kommt daher nicht in Betracht.

Ich habe im Vorstehenden dargelegt, daß die Unruhen auf dem Lande revolutionären Ursprungs sind. Die estnische Presse behauptet aber, sie wären agrarpolitisch, und verlangt die Abschaffung der Ursachen. Besonders der „Postimees" spricht täglich von diesen Ursachen und Gründen. Der „Postimees" möge aber so gütig sein und deutlich erklären, worin die Ursachen bestehen.

Sollten wirklich Ursachen existieren, die der ländischen Bevölkerung Grund zur Unzufriedenheit geben, so bin ich der festen Ueberzeugung, daß sie auch abgeschafft werden, wenn es nur von der Kompetenz unsrer Selbstverwaltung oder vom persönlichen Wollen unsres Adels abhängt. Oder sollte der „Postimees" wirklich glauben, daß unser Adel in seine 700jährige Tradition so vertieft ist, daß er außer stande ist, den Zeitläuften Rechnung zu tragen und sich in die Gegenwart hineinzuleben. Nach allem, was man aus dem „Postimees" herausgelesen hat, kann man das dem „Postimees" wohl zutrauen. Ich meinerseits kenne jedenfalls hunderte von Fällen, wo Ursachen zur Unzufriedenheit abgeschafft wurden, sobald es nur bekannt wurde, daß solche Ursachen wirklich vorhanden waren. — Der „Postimees" hat allerdings einige kleine

Anläufe zur Erklärung der Ursachen genommen. Er hat aber nichts andres zutage gefördert, als daß die Pachten und die Loskaufpreise der Gesinde zu hoch sind, die Hofsarbeiter zu gering besoldet werden, die Wohnungen der Hofsarbeiter zu erbärmlich sind, und hauptsächlich, daß der Adel nicht „human“ genug ist.

Daß die Höhe der Pachten und Loskaufpreise das Volk zu Mord und Brand verleiten sollten, ist einfach lächerlich. Ein Bauergesinde ist ein Handelsobjekt, wie z. B. ein Haus in der Stadt, und die Pacht- oder Kaufsumme wird reguliert von Angebot und Nachfrage, aber durchaus nicht von der Willkür des Besitzers. So mancher Herr möchte vielleicht für seine Stelle, sagen wir 200 Rbl. Pacht erhalten; er erzielt aber nur 120 oder 130 Rbl., weil die Stelle nicht mehr wert ist, und muß sich damit zufrieden geben. Es wird eben über den Wert einer Stelle hinaus keine Pacht gezahlt. Nach Ansicht des „Postimees“ wäre es eben wunderschön, wenn der Bauerwirt überhaupt keine Pacht zu zahlen brauchte. Diese seine Ansicht dokumentiert der „Post.“ mit der Aeußerung, daß der Bauer wohl die Freiheit, nicht aber Land erhielt. Daß das Land aber rechtliches und gesetzliches Eigentum eines andern war, kümmert den „Postimees“ nicht, obwohl er von einem Herrn redigiert wird, der sich gern Cand. jur. nennt.

Außerdem meint der „Postimees“, daß der Hülfsgehorch unsern Bauerwirt zu sehr belastet. Das ist auch nicht der Fall, weil der Gutsbesitzer das Hülfsgehorch ebenfalls nicht willkürlich bestimmen kann, weil die Höhe des Gehorchs vom Gesetz genau, und zwar recht mäßig, stipuliert ist. Es darf laut Gesetz nur 1/6 der Jahrespacht in Arbeit verlangt werden. Das wäre für eine ziemlich große Stelle, für die 200 Rbl. Pacht gezahlt wird, Arbeit für nur 3 3 Rbl. im Jahr. Daß eine Arbeit in diesem Wert den Bauer aber stark belastet, ist wohl schwer anzunehmen, umsomehr, da die Gehorchsarbeit ziemlich hoch taxiert ist. Der „Postimees“ meint allerdings, daß der Bauer die Gehorchsarbeit an schönen Tagen verrichten muß, während für seine eigene Arbeit nur die schlechten Tage nachbleiben. Das kann man aber nur behaupten, wenn man unsre Verhältnisse garnicht kennt. Der Bauerpächter ist wohl kontraktlich verpflichtet, sofort, wenn es befohlen wird, die Gehorchsarbeit zu leisten, das ist und bleibt aber nur auf dem Papier. Der Pächter leistet die Hofsarbeit eben nur dann, wenn er zu Hause nichts versäumt. Im entgegengesetzten Falle leistet er die Gehorchsarbeit überhaupt nicht, sondern bezahlt sie lieber mit Geld. Aus diesem Grunde haben diverse Herren den Hülfsgehorch des Bauerlandes ganz abgeschafft.

Ueber die Löhne und Wohnungen der Hofsknechte werde ich versuchen in der Zukunft detailliert zu berichten. Heute will ich aber untersuchen, ob unser Adel denn wirklich „inhuman“ ist.

Bevor wir dieser Frage näher treten, müssen wir konstatieren, daß es in jedem Stande ohne Ausnahme und so auch unter dem Adel gute und schlechte Elemente gibt. Anders kann es garnicht sein, da wir es hier mit Menschen und nicht mit überirdischen Wesen zu tun haben. Daß aber in jedem Stande und so auch unter dem Adel das Gute weitaus überwiegt, kann nur ein eingefleischter Parteimann oder ein dünkelhafter Weltverbesserer wie der „Postimees“ bestreiten. Der „Postimees“ nebst der übrigen estnischen Presse wirft unserm Adel täglich seine fremdländische Nationalität vor, obwohl der Adel schon über 700 Jahre im Lande ist; der Adel hat aber noch keinen Esten deswegen gering behandelt, weil er eben ein Este war. Auf welcher Seite hier Gehässigkeit und Kleinlichkeit und auf welcher Seite Edelmut zu finden ist, das möge der geehrte Leser selbst entscheiden. Wenn der Adel sich hier und da dem Volke gegenüber reserviert zeigt, so ist es eben die Ueberlegenheit des gebildeten Mannes dem Ungebildeten gegenüber, die Ueberlegenheit des Besitzenden dem Besitzlosen gegenüber. Geleistete Dienste hat der Adel aber stets zu würdigen verstanden, und vielleicht in höherem Maßstabe, als jeder andre Stand. Diese meine Behauptung werde ich mit einigen Beispielen illustrieren. Damit aber der „Postimees“ dazu nicht ungläubig den Kopf schüttelt, werde ich so deutliche Winke geben, daß er eine Bestätigung meiner Aussagen leicht sich selbst verschaffen kann.

Vor ca. 10 Jahren verkaufte C. Baron U. sein Familiengut Heimar und nahm für die Folge seinen Wohnsitz im Auslande. Aber noch heutigen Tages beziehen diverse seiner Hofsangestellten ihre Gage weiter und werden sie beziehen bis zu ihrem Lebensende, abgesehen davon, ob sie anderweitigen Dienst angenommen oder sich in den Ruhestand zurückgezogen haben. Auch das Verhältnis der Bauerschaft zum herrschaftlichen Hause war ein überaus ansprechendes. Das Gut hat nun wohl den Besitzer gewechselt, aber das Verhältnis der Bauerschaft zum jetzigen Besitzer Herrn Landrat A. Baron B. ist das alte geblieben. Nach wie vor wird die Gemeindeschule hoch subventioniert, nach wie vor haben die Hofsangestellten Arzt und Medikamente frei, und der Weihnachtsmann verteilt Alt und Jung reichlich seine Gaben. Es verlautet in letzter Zeit sogar, daß die Pachten, die dort durchaus nicht hoch sind, freiwillig noch reduziert werden sollen.

Vor mehr als 20 Jahren verkaufte die Familie v. K. ihr Gut Jerlep, aber 20 Jahre hindurch versammelte der Weihnachtsabend diverse Jerlepsche frühere Hofsangestellte in den gastlichen Räumen der Familie v. K., wo sie nicht nur mit einem Weihnachtsmahl abgespeist wurden. Seit ein paar Jahren sind die Veteranen ausgestorben, aber die Nachkommen der Alten sind in diesem adligen Hause noch nicht fremd geworden.

Vor einigen Jahren verlor Herr v. O. im estnischen Teil Livlands durch einen Riegenbrand den größten Teil seines Viehfutters. Nach einigen Tagen bewegte sich eine lange Fuderreihe zum Gute. Was war es? Die Pächter des Gutes hatten sich zusammengetan und brachten dem durch den Brand geschädigten Gutsherrn je nach Vermögen ein Geschenk an Heu und Stroh dar. Dabei erklärten die Leute: „Der Herr hat uns geholfen, wenn wir in Not waren, wir helfen jetzt dem Herrn." Die Fama erzählt, daß Herr v. O. sich bei dieser Begebenheit eine Träne der Rührung aus dem Auge gewischt hat.

In den neueren Nummern des „Postimees" lesen wir, mit welcher Innigkeit und Liebe die gesamte örtliche Bauerschaft an der Beerdigung des Grafen Rehbinder und der Komtesse Tiesenhausen teilgenommen hat. Und doch sagt derselbe „Postimees" in irgend einer Nummer der letzten Zeit: „Die Kluft zwischen der Bauerschaft und dem Adel ist unüberbrückbar. Zwischen dem Adel und der Bauerschaft kann keine Liebe herrschen. Der Este haßt den Deutschen." — Mit welchem Recht sagt das der „Postimees"? Mit keinem! Also mit Unrecht!

Differenzen in geschäftlicher Beziehung sind zwischen dem Adel und der Bauerschaft nicht ausgeblieben und werden auch nicht ausbleiben, niemals hat aber der Bauer den Adel, der Este den Deutschen gehaßt! Wenn sich aber in letzter Zeit gegenteilige Strömungen bemerkbar machen, so ist es eben die aufkeimende Hassessaat der nationalen Presse!

Darum auf, ihr echten Söhne des Estenvolkes! Mäht nieder, was dem Sumpfboden der unduldsamen estnischen Tagesliteratur entsprießt! Baut auf, was nationale Hitzköpfe niedergerissen! Wahret eure heiligen Güter — das sind Ehre, Recht, Gewissen, Ordnung, Gesetz, Religion! Nur auf dieser Basis hat ein Volk Existenzberechtigung als Volk!

Wenn aber der „Postimees" mehr ähnlicher Beispiele verlangt, wie ich sie vorstehend wiedergab, so kann er sie haben. Da der Raum einer Tageszeitung dazu aber nicht ausreicht, so bin ich bereit, sie in Buchform auszugeben, wenn der verehrte „Postimees" die Druckkosten übernimmt. Ich muß aber voraus schicken, daß daraus mehrere stattliche Bände werden würden.

In einer der letzten Nummern macht der „Postimees" der deutschen Presse den Vorwurf, daß sie ihn mit groben Worten beleidigt, führt aber als Beweise hauptsächlich meine Worte, die Worte eines Esten, an. — Also soweit ist es mit dem „Postimees" gekommen. Um die Deutschen schlecht zu machen, muß er ihnen die Worte eines Esten in den Mund legen. Ein Kommentar ist hier überflüssig. Ich kann nur mit Hamlet ausrufen: „Sonderbar, höchst sonderbar!"

Mir persönlich macht der „Postimees“ in Spottgedichten den Vorwurf, daß ich in deutschen und nicht in estnischen Blättern schreibe. Ja, mein verehrter „Postimees“, auch mein Herzenswunsch ist es, alles was ich schreibe, in estnischer Sprache dem estnischen Volk zu schreiben. Ich kenne aber bis jetzt kein einziges estnisches Preßorgan, das liberal genug wäre, meine Artikel dem estnischen Volke ohne Kommentare zu übermitteln.

Ich bin aber der festen Ueberzeugung, daß ich die Zeit erlebe, wo ein großes estnisches Tageblatt meine Artikel abdruckt. Ein Tageblatt, das größer und reichhaltiger sein wird als der „Postimees“, dabei aber von einer höheren Warte aus darauf hinarbeiten wird, daß Friede in unsrem engen Vaterlande herrscht, Eintracht und Wohlgefallen aber unter den verschiedenen Nationen unsrer Scholle — unsrer Scholle, die uns allen, abgesehen davon, ob wir Deutsche oder Esten sind, ans Herz gewachsen ist.



Mitteilung der Redaktion.

Auf das Preisausschreiben der „Baltischen Monatsschrift“ für eine baltische Novelle oder novellistische Skizze in Heft 6 und 9 v. J. 1904 waren nur einige wenige Arbeiten eingelaufen.

Die vier im Ausschreiben genannten Herren, die es freundlichst übernommen hatten, als Preisrichter zu fungieren, haben leider keine einzige der gelieferten Arbeiten des Preises würdigen können, namentlich auch da keine der gerechten Anforderung genügte, ihren Stoff „dem wirklich typischen und charakteristischen Leben der Heimat“ zu entnehmen.

Die Manuskripte stehen den Einsendern jederzeit zur Verfügung.

Die Redaktion der B. M.

Zur projektierten Reform der Mittelschulen.

Von

Oberlehrer C. Seywang.

I.

Was aus dem endgültigen ministeriellen Entwurf über diese Reform bekannt geworden ist, bedeutet nicht einen Ausbau, auch keinen teilweisen Umbau des alten Gebäudes, sondern ein Niederreißen des alten und einen Neubau von Grund aus. Nicht nur neuer Gehalt soll in die alte Form gegossen werden, sondern diese selbst soll auch durch eine neue ersetzt werden. Es ist ein Aufgeben, innerlich und äußerlich, des Alten, des schon lange Zeit Bestehenden.

Entgegen dem allgemein anerkannten Grundsatz, daß pädagogische Fragen nur historisch behandelt werden müssen und trotzdem auch anderswo stets versucht worden ist, sobald erst wieder die höchste Obrigkeit des Staates zu festem Regiment entschlossen war, die abgerissenen Fäden der historischen Entwicklung wieder anzuknüpfen, wie es z. B. 1851 in Deutschland nach der Katastrophe von 1848 mit ihrer Erschütterung des Bestehenden durch den neuen Kultusminister Raumer geschah[1] — soll bei uns das Alte, das schon lange Zeit Bestehende vernichtet werden und ganz was Neues an seine Stelle kommen, das auch äußerlich ein anderes Aussehen erhalten soll: nach der projektierten Reform der Mittelschulen, die allerdings noch der Bestätigung der Volksduma und des Reichsrats unterliegt, sollen aus dem langjährigen Bestande unsrer Mittel-

[1] Vgl. Wiese, Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen S. 178.

schulen **neue** Vorbereitungsschulen mit dreijährigem Kursus ausgeschieden werden. In ihnen wird das erste Jahr der Elementarbildung gewidmet, die beiden folgenden werden der ersten und zweiten Klasse der mittleren Lehranstalten gleichgestellt und auch in ihnen neue Sprachen gelehrt werden. Die Gymnasien und Realschulen werden also nur sechs Klassen haben, wobei die erste Klasse der neuen Mittelschulen der dritten Klasse der jetzt bestehenden entsprechen wird.

Ob diese Neuordnung der Mittelschulen einer in andern Ländern bestehenden nachgeahmt ist, scheint zweifelhaft, in Deutschland, Frankreich und Österreich wenigstens existiert, soviel ich weiß, dergleichen nicht, und was speziell Deutschland anlangt, so besteht daselbst nur in Preußen die Einrichtung der Vorschule mit drei Klassen als Vorschule für die **unterste** Klasse der Gymnasien und Realschulen[1]. Diese preußische Vorschule, die unter demselben Direktorat wie das Gymnasium oder die Realschule steht, ist also ganz was andres, als die bei uns jetzt projektierte **neue** Vorschule, und kann dieser unmöglich zum Vorbilde gedient haben. Eine Nachahmung irgend welcher Art wäre ja auch kaum zu empfehlen und ein gar mißliches Ding, denn was für das eine Land oft vorzüglich ist, paßt meist ganz und gar nicht für ein anderes. Deutschland z. B. würde sich gewiß sehr hüten, englische Schulordnungen, die für England durchaus gut und gesund sind, für das eigene Land einfach zu übernehmen.

Doch betrachten wir uns die, wie es scheint, nicht in einem andern Lande vorzufindende neue dreiklassige Vorschule etwas näher. Bis jetzt werden gewöhnlich unsre Knaben entweder durch

---

[1]) Diese nimmt mit sechs Jahren auf. Gelobt wird in ihr, daß die Schüler gleichaltrig sind und gleichmäßig und gut vorbereitet werden. Mit Recht dagegen wird unter andrem gegen diese Vorschule vorgebracht, daß die Eltern schon bei dem sechsjährigen Kinde entscheiden müssen, ob sie es später, nach drei Jahren, ins Gymnasium oder in die Realschule geben und daß eine spätere Aenderung leichter ist, wenn das Kind die allgemeine Volksschule besucht. Die größte Gefahr dieser Vorschulen besteht aber in der Neigung zu einseitiger Abrichtung und im Hinausgehen über die ursprünglichen Ziele. Eine Vordressur für die einzelnen Fächer ist aber entschieden nachteilig und gilt daher in Deutschland die preußische Vorschule für nicht nur überflüssig, sondern auch falsch, und hält man die Volksschule oder die Privatvorbereitung zu Hause für den Eintritt in die unterste Klasse der Mittelschulen für vollständig ausreichend und allein richtig. Eine andre Ansicht über diese Vorschulen vertritt Kern, Grundriß der Pädagogik, S. 256.

häuslichen Unterricht oder auch durch private Vorbereitungsschulen bis zur ersten Klasse oder bis zur Vorbereitungsklasse der Gymnasien und Realschulen vorbereitet. Wird nun die Aufnahme in diese Schulen erst in die jetzige dritte Klasse möglich, so genügen unsre jetzigen Privatvorbereitungsschulen nicht mehr und müssen entweder durch noch zwei Klassen ergänzt werden, sich also zu etwa fünfklassigen Vorschulen mit fünfjährigem Kursus weiter ausbilden oder aber sie bleiben bestehen, wie sie sind und geben ihre Absolventen in eine zweite, höhere, zweiklassige Vorschule ab, die sie dann bis zum Eintritt in die jetzige dritte oder erste der neuen Mittelschulen vorzubereiten hätte. Hier entsteht aber der Übelstand der Vielschuligkeit, der durchaus zu vermeiden ist, da bekanntlich ein mehrfacher Wechsel der Schule auf die Kinder nur zu oft nachteilig wirkt. Daß jetzt auch noch ein wie bisher meist dreijähriger Kursus genügen sollte, um bis zur dritten Klasse vorzubereiten, was bisher bis fünf Jahre beanspruchte, ist nicht recht denkbar. Die Fassung des ministeriellen Entwurfs lautet aber[1]: In den neuen Vorbereitungsschulen mit dreijährigem Kursus wird das erste Jahr der Elementarbildung gewidmet, die beiden folgenden werden der ersten und zweiten Klasse der mittleren Lehranstalten gleichgestellt. Wie es den Anschein hat, gedenkt man also den Elementarunterricht, also den Anschauungsunterricht, der auch den ersten Religionsunterricht umfaßt, den ersten Geschichtsunterricht, d. h. die Erweiterung des Gedankenkreises durch Erzählungen, die Sprechübungen, das mechanische Lesen, das Schreiben, die Anfangsgründe des Zeichnens und Rechnens, die Kalligraphie und die ersten Übungen im Gesang, kurz alles das, was man Elementarunterricht nennt[2], in einem einzigen Jahr bewältigen zu können. Dazu hat man bis jetzt drei Jahre gebraucht, vom sechsten bis zum neunten oder vom siebenten bis zum zehnten Lebensjahre. Auch wenn die Muttersprache die Unterrichtssprache ist, werden im besten Falle zwei Jahre für den Elementarunterricht angesetzt werden müssen. Da nun aber bei uns neben der Muttersprache noch das Russische sehr, sehr viel Zeit beansprucht, so ist an ein Jahr zur Bewältigung des Elementarkursus garnicht zu denken, und bleibt nichts übrig, falls das Reformprojekt bestätigt wird, als die bisherigen Vor-

[1]) „Düna-Ztg." resp. „Nowoje Wremja".
[2]) Vgl. Kern, Grundriß der Pädagogik. S. 255.

bereitungsschulen zu erweitern, oder eine zweite, höhere, zweiklassige für Knaben von neun bis elf oder zehn bis zwölf Jahren ins Leben zu rufen. Beides ist aber weder wünschens- noch empfehlenswert.

Was hat wohl die Ministerkonferenz bestimmt, die erste und zweite Klasse und auch die Vorbereitungsklasse aus dem bisherigen Bestande der Mittelschulen auszuscheiden? Im ministeriellen Entwurf ist dafür eine zweifache Motivierung angegeben: 1) heißt es da, „in die Mittelschulen werden nur gehörig vorbereitete Schüler eintreten" und 2) „die Mittelschulen werden von zurückgebliebenen, erfolglosen Schülern befreit." Die erste Motivierung scheint uns ebenso hinfällig wie die zweite. Auch jetzt werden in die Vorbereitungs- und erste Klasse nur gehörig vorbereitete Schüler aufgenommen, dazu ist ja doch das Examen mit seinen bestimmten Anforderungen da, und bei der ungenügenden Anzahl unsrer Mittelschulen lag und liegt immer die Möglichkeit vor, aus der großen, ja übergroßen Zahl der Aspiranten nur gut- oder sogar nur bestvorbereitete aufzunehmen, wie das ja auch in Wirklichkeit geschieht. Aus Mangel an Vakanzen müssen sogar oft für eine höhere Klasse vorbereitete Schüler in eine niedrigere eintreten. Die erste Motivierung ist also nicht stichhaltig und es bleibt bei dem Eintritt in die erste Klasse der neuen sechsklassigen Mittelschulen genau dieselbe Lage bestehen, wie jetzt, wohl aber liegt in dieser Motivierung, daß dann nur gehörig vorbereitete Schüler in die Mittelschulen eintreten werden, quasi das Geständnis, daß die jetzigen Mittelschulen es nicht recht fertig gebracht haben, ihre eigenen Schüler in der ersten und zweiten oder in der Vorbereitungsklasse, wie gehörig, vorzubereiten und daß man diese in mancher Hinsicht schwierigen Klassen gern loswerden möchte. Etwas unbequem sind ja gewiß die unteren Klassen, schon durch die meist große Anzahl der Schüler, die dadurch nötigen Parallelklassen 2c. Es gehört Geduld und abermals Geduld, zähe Konsequenz und auch eine gute Portion Pedanterie besonders in Bezug auf Äußerlichkeiten dazu, um die aus den verschiedensten Vorschulen stammenden oder auch durch Gouvernanten und Hauslehrer vorbereiteten, allen Ständen zugehörigen und bisher den verschiedensten Einflüssen im Hause unterworfenen Zöglinge zusammenzuarbeiten und zu einem gewissen Ganzen zu formen. Feste Formen sind aber nun mal

nötig, um die Arbeit zu erleichtern, und es läßt sich daher die zwar interessante, aber höchst schwere Mühe des Zusammenarbeitens der neuen Schüler nicht umgehen[1].

Die Lehrer dieser Klassen haben es gewiß nicht leicht, und unbequem sind ohne Zweifel die unteren Klassen für die Lehrer besonders bei uns, da hierzulande die Lehrer notgedrungen immer eine größere Stundenzahl übernehmen müssen, als in andern Staaten[2]; aber deshalb die unteren Klassen aufzugeben ist ein Nonsens schon deshalb, weil bei den projektierten sechs Klassen der Mittelschulen in der ersten Klasse derselben fast genau dasselbe Zusammenarbeiten der Schüler nötig sein wird, wie jetzt, ja dasselbe vielleicht noch schwieriger sein wird, da man es da mit schon zwölf- bis dreizehnjährigen Knaben zu tun hat, die, wie bekannt, nicht immer Musterknaben sind, sondern im Gegenteil recht unausstehlich sein können. Also auch aus diesem, allerdings im Entwurf nicht bekannt gegebenen Grunde der Unbequemlichkeit der unteren Klassen sollten und dürften diese nicht aus dem Bestande der Mittelschulen ausgeschieden werden.

Ein andrer, ebenfalls nicht erwähnter Grund dafür ist möglicherweise die bekannte Erscheinung, daß nur ein verhältnismäßig geringer Prozentsatz derer, die von unten auf, von der Pique, eine Mittelschule besucht haben, auch das Abiturium ablegt, und daß diese Piquisten, wenn auch nicht zu den schlechteren, so doch, wie zu erwarten, auch nicht zu den besten Schülern gehören und oft von Schülern übertroffen werden, die nach häuslicher Vorbereitung erst in eine mittlere Klasse eingetreten sind. Aber auch dieses Faktum, daß der Prozentsatz der Abgangsquote der Piquisten oft gering, ja erstaunlich gering ist, ist noch kein Grund zum Auf-

---

[1]) Wie sind hierbei die besonderen Schwächen und Stärken eines jeden Zöglings zu beobachten! Dem Unbeholfenen muß nachgeholfen werden, oft auch in einer Stunde extra, der Denkfaule muß angespornt, der allzu Lebhafte gezügelt werden! Disziplinarische Untersuchungen nehmen kein Ende! Die Teilnahme des Lehrers wird bald hier, bald da in Anspruch genommen.

[2]) In Deutschland ist das Maximum vierundzwanzig Stunden, für jüngere Lehrer hält man aber auch neunzehn Stunden für genügend. Nicht zu vergessen dabei ist, daß junge Kandidaten, die eben erst ihr Staatsexamen abgelegt haben, noch lange nicht für praktisch-pädagogisch genug vorgebildet gelten, um sofort eine größere Anzahl Stunden zu erhalten und richtige Klassenlehrer mit einer größeren Anzahl Stunden zu werden. Wie steht es dagegen meist traurig mit der pädagogischen Vorbildung, auch der theoretischen, unserer jungen Lehrer!

geben der unteren Klassen und meiner Meinung nach ist die Schuld für diese unerfreuliche Erscheinung vor allen Dingen in der mangelhaften Konzentration des Unterrichts und der Erziehung in den unteren und mittleren Klassen der Mittelschulen zu suchen. Bei unsrem unglückseligen, weil einseitigen Fachlehrersystem, das in Bezug auf untere und auf mittlere Klassen doch schon der Geschichte der Pädagogik angehören sollte, wirken oft sieben und mehr Lehrer auf die Schüler einer Klasse ein. Wie ist da eine gleichartige Behandlung möglich? Einen Lehrer für alle Stunden einer Klasse, wie in der Volksschule, anzustellen, ist allerdings selten möglich, weil die Vielseitigkeit der Unterrichtsgegenstände in der Mittelschule einem einzigen Lehrer Schwierigkeiten bereiten würde, aber die Verbindung des Klassenlehrersystems mit dem Fachlehrersystem kann und muß, wie in Deutschland und auch sonst fast überall, auch bei uns eingeführt und eingehalten werden, um die Gefahr multi — multa, diversi — diversa mit all ihren traurigen Folgen zu vermeiden. In der ersten und zweiten Klasse wenigstens müßten auch bei uns überhaupt nur zwei Lehrer unterrichten, von denen der eine das ja auch zur Konzentration beitragende Klassenordinariat und die historisch-wissenschaftlichen Fächer zu vertreten hätte, der andre aber die mathematisch naturwissenschaftlichen geben sollte. Auch der Turnunterricht müßte mit übernommen werden. So würde dem jetzt bestehenden Mangel an Konzentration einigermaßen gesteuert werden. Auch in der dritten und vierten Klasse könnte das Klassenlehrersystem noch vorherrschend sein und erst allmählich in den oberen Klassen dem Fachlehrersystem notgedrungen Platz machen. In unsren jetzigen Vorbereitungsschulen liegt ja auch — und nicht zum Nachteil unsrer Kinder — der ganze Unterricht in der Hand von meist nur zwei Lehrerinnen, ob das aber auch in der erweiterten fünfklassigen Vorschule noch der Fall sein könnte, ist doch noch sehr die Frage, weil den Lehrerinnen wohl zum größten Teil die dazu nötigen vielseitigen Kenntnisse und auch die theoretische und praktische pädagogische Vorbildung fehlen dürfte. Auch in disziplinarischer Hinsicht dürften sich einige Schwierigkeiten zeigen. Unsre deutschen Lehrer der Mittelschulen werden aber gewiß auch bis in die mittleren Klassen außer ihrem Spezialfach noch mehrere andre vertreten können und wollen. Auch dieser Grund dürfte maßgebend sein für das Beibehalten der unteren

Klassen in dem Bestande der Mittelschulen[1]. Ein weiterer Grund, diese beizubehalten, wären doch wohl auch die recht bedeutenden Unkosten für die Miete großer Räumlichkeiten, die Beheizung ꝛc., kurz für den Unterhalt einer fünfklassigen Vorbereitungsschule. — Würde hier die Privatinitiative ausreichen und das nicht geringe Risiko übernehmen wollen? Auf eine Unterstützung von seiten des Staates ist kaum zu rechnen, da dieser ja nach der projektierten Reform sich offenbar von den Vorbereitungsschulen lossagen will. Pädagogisch tüchtige Leute würden sich wohl auch weniger für solche Schulen, als für Gründung höherer Privatschulen mit eigenen Zielen interessieren, in denen sie Neuerungen machen könnten, die in den staatlichen Schulen nicht vorgenommen werden können, da diese ja von vielen Instanzen abhängen[2]. Solche höhere Privatschulen bis zur Maturität wären schon der Konkurrenz wegen für die Staatsschulen sehr heilsam. Deren Omnipotenz ist nicht gut und der bei ihnen vorherrschenden Uniformität Schranken zu setzen ist durchaus wünschenswert. Der durch die Verschiedenheit der Individualitäten bedingte verschiedene Umfang des Unterrichts ergibt ja die Notwendigkeit verschiedener Schularten[3] und zwingt zur Mannigfaltigkeit der Schulen. In Deutschland gibt es daher, abgesehen von den vielen Privatschulen mit ihren verschiedenen Zielen, auch staatlicherseits eine ganze Reihe Schultypen, und man denkt garnicht daran, durch Uniformität alles über einen Kamm scheeren zu wollen, bringt daher auch Privatunternehmungen in Erkenntnis ihres großen Nutzens von seiten der höheren Schulverwaltung nicht das bei uns meist übliche Mißtrauen entgegen. Letzteres ist ja auch bei solchen Privatunternehmungen garnicht angebracht. Die Gefahr pädagogischer Industrie ist nicht groß. Privatschulen hängen ja von der Gunst des Publikums ab und der betreffende Inhaber ist — ihr Gedeihen hängt meist von einer

---

[1] Daß hierbei Schwierigkeiten auch von seiten der bureaukratischen höheren Schulverwaltung gemacht werden dürften, die z. B. für den Unterricht in der russischen Sprache nur Russen bestätigen will, ist wohl zu erwarten, aber diese Schwierigkeiten müssen und werden mit der Zeit überwunden werden.

[2] Manche oder richtiger die meisten solcher Neuerungen, die sich in Privatinstituten bewährt haben, werden und sind dann in die staatlichen Schulen übernommen worden.

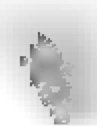
[3] Vgl. Kern, Grundriß der Pädagogik. S. 253.

pädagogisch hervorragenden Persönlichkeit ab — schon durch seinen Unterhalt zu besonderen Anstrengungen getrieben[1].

Bestrebungen also, Privatschulen zu gründen, sollten nicht aus wenig angebrachtem Mißtrauen Schwierigkeiten entgegengesetzt werden — mit solchen, so mit Heranziehung tüchtiger Lehrkräfte und dem Festhalten derselben, mit Verteidigung gegen Eingriffe der Familien und mit dem Nichtgesichertsein gegen oft plötzlichen Niedergang der Gunst des Publikums haben sie selbst genügend zu kämpfen —, sondern man sollte sie auch von der höheren Schulverwaltung noch unterstützen, wenn auch gerade nicht durch Einräumung des Abituriumrechts — bei einiger Kontrolle könnte übrigens auch dieses gegeben werden —, so doch sicherlich des Freiwilligenrechts. Es kann und will und soll doch nicht jeder nur eine unsrer staatlichen Mittelschulen besuchen, es müssen für andre Ziele durchaus auch andre Schularten vorhanden sein. Sorgt für diese nicht der Staat, so darf die Privatinitiative nicht beschränkt werden. Wie wäre z. B. in unsrer alten Stadt Reval eine Schule mit dem Programm etwa unsrer früheren Kreisschule am Platz. Die Klagen der Kaufleute über Mangel an gut vorbereiteten, brauchbaren Lehrlingen, wie sie früher unsre gute Kreisschule lieferte, mehren sich und die Spatzen pfeifen es vom Dach, daß unsre jetzigen Stadtschulen diese Aufgabe zu leisten nicht imstande sind, schon deshalb nicht, weil sie, wie auch die andern russischen Schulen bei uns im Lande, in ihrem ganzen Wesen einem außerhalb des Unterrichts liegenden Zweck dienen[2]. Eine solche Kreisschule wäre auch schon deshalb hier nötig, weil sie unsre Mittelschulen von allen denjenigen Schülern befreien würde, die diese Schulen nur „des Papieres wegen" besuchen. Die Hoffnung, dieses durch die dreiklassigen höheren Vorbereitungsschulen zu er-

[1] Schon aus Unabhängigkeitsgefühl und zur Erreichung besonders gesteckter Ziele hat es und wird es immer pädagogisch tüchtige Kräfte geben, die Privatschulen gründen wollen. Einzelne derselben sind sehr berühmt geworden und sind es zum Teil noch. Ich erinnere nur an das frühere Plamannsche Institut in Berlin, das Pestalozzi's Gedanken auch für das höhere Schulwesen verwirklichen wollte und unter vielen andern später berühmt gewordenen Männern auch von Bismarck besucht wurde, an das Vitzthumsche Gymnasium Blochmanns in Dresden, das freilich auch das Recht des Abituriums hat, und an die schon mehr als hundert Jahre alte Salzmannsche Erziehungsanstalt in Schnepfental, das einzige Ueberbleibsel der Basedower

[2] Vgl. „Balt. Monatsschr." 1905, Heft 5: R. v. Freymann, „Um die livländische Volksschule."



reichen — und das ist die zweite Motivierung im ministeriellen Entwurf: „die Mittelschulen werden von zurückgebliebenen, erfolglosen Schülern befreit“ — ist vergeblich. Denn, abgesehen von den ganz hoffnungslosen, den unbegabten Schülern, die ja schon auf der ersten Stufe und noch vor Eintritt in die jetzigen Mittelschulen zu Fall kommen, sind es nur selten die erste und zweite Klasse, die mit ihren Anforderungen die Knaben zum Scheitern bringen und ein Ausschluß erfolgt hier meist nur infolge unmöglichen Betragens, hervorgerufen durch schlechtes Beispiel und schlechten Einfluß im Hause, sondern viel häufiger gerade die mittleren Klassen, in denen die Anforderungen an mehr selbständiges Arbeiten schon mehr hervortreten und in denen die aus den Vorbereitungsschulen mitgebrachten Kenntnisse nicht mehr reichen. Auch die höhere, leicht jedem, also auch dem schlechten Einfluß nachgebende Altersstufe der Schüler der Mittelklassen spielt dabei eine nicht zu unterschätzende Rolle. In den projektierten sechsklassigen Mittelschulen würde, besonders infolge erhöhter Anforderung jeder Art, die Zeit der gefahrbringenden Klippe wohl meist in deren dritter und vierter Klasse eintreten, und da fragt es sich doch, ob diese Zeit des gezwungenen Austritts nicht ungünstiger wäre, als die jetzt gewöhnliche. Scheitert jetzt ein Schüler in der dritten oder vierten Klasse, so kann er immer noch ohne große Schwierigkeiten ins praktische Leben treten und, sei es als Lehrling in einem kaufmännischen Geschäft oder als Apotheker rc., einen Beruf ergreifen; ist er aber schon etwa bis in die dritte oder zweite Klasse der neuen Mittelschulen aufgerückt, so würde das ihm doch schwer fallen und er es quasi unter seiner Würde halten, etwa hinter einem Ladentisch zu stehen. Die neuen Mittelschulen haben ja auch nicht das Ziel, für eine *solche* praktische Tätigkeit vorzubereiten. Dazu müssen andre Arten von Schulen vorhanden sein, zu denen aber nicht die dreiklassige Vorschule der neuen Mittelschulen zu rechnen ist, da sie mit ihrem Programm für den Eintritt in die praktischen Lebensberufe zu wenig bietet.

Aus allen den bisher angeführten Gründen kommen wir zum Schluß, daß neue sechsklassige Mittelschulen und getrennt von diesen fünfklassige oder eine zweite, höhere, dreiklassige Vorschule nicht wünschens- und erstrebenswert erscheinen und daß der jetzige äußere Bestand unsrer Gymnasien und Realschulen beizubehalten ist,

und wir können nur hoffen, daß der dem Reichsrat vorzulegende Reformentwurf ganz anders lauten wird, als der, welcher uns durch die Zeitungen bekannt gegeben ist oder in der bekannt gewordenen Fassung vom Reichsrat nicht bestätigt wird. — Doch noch viel wichtiger, als dieser äußere Neubau unsrer Schulen und von der größten, entscheidensten Bedeutung ist das, was für das Innere des Neubaues geplant wird.



Schlummerlied.

Von

Eugenie Hirschberg-Pucher.

Du und ich, im Wald wir zwei; und kein Laut zu hören.
Sommerlichter huschen scheu um den Stamm der Föhren.
Was dein Herz an Schmerzen faßt, leg in meine Hände,
Dir das Glück und mir die Last meiner Kraft kein Ende.
Leg dein Haupt mir in den Schoß, leise will ich's wiegen,
Meine Sehnsucht riesengroß wird dein Leid besiegen.
Und ich sing ein Schlummerlied in das große Schweigen
Von der schönen Königin, die dir wird zu eigen.
Heiß ihr Sinn, ihr Haar wie Gold unter goldner Krone,
Warte, bis ihr roter Mund süß dein Sehnen lohne. . . .

Träumend nickt das Farnkraut zu, schwülen Sommers trunken,
Träumend streichle ich dein Haupt, das in Schlaf gesunken.
Was dein Herz an Schmerzen faßt, will ich für dich tragen —
Was mein Herz an Schmerzen faßt, werd ich dir nicht sagen.

Zur Reform des humanistischen Gymnasiums[1].

Zwei Wege vermitteln der modernen Anschauung nach ein gereiftes Denken — der Weg der Geisteswissenschaften an der Hand der humanistisch sprachlichen Bildung und der Weg der Naturwissenschaften durch die Erkenntnis der Naturgesetze an der Hand der realen Bildung. Denn in der Wertschätzung des Zeitgeistes, wenn wir berechtigt sind einer Richtung von wenigen Jahrzehnten diesen Namen beizulegen, hat sich das Verhältnis der Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften verschoben.

„Viele überzeugte Anhänger der überlieferten Geistesbildung, sagt Dr. Haby, sahen in der modernen Richtung nur eine auf wirtschaftlichen Erwerb gerichtete Geistesströmung. Richtig ist, daß sie aus Not auf dem Boden wirtschaftlicher Arbeit erwachsen ist, aber sie hat diese Fesseln längst von sich abgestreift und sich aufgeschwungen zu reineren Höhen einer von wissenschaftlichem und ethischem Geist durchtränkten Weltanschauung[2].“

Beachten wir die Gegenüberstellung der überlieferten und modernen Geistesbildung, so erkennen wir, daß der angeführte Satz in voller Tragweite nicht allein die Ebenbürtigkeit der Geistes- und Naturwissenschaften, sondern bereits diejenige Folgerung enthält, die es nahe liegt aus dieser Ebenbürtigkeit zu ziehen — die Gleichsetzung der Geistes- und Naturwissenschaften als Bildungsmittel. Der Grundsatz der alten Schule, daß die gesamte höhere

---

[1]) Diese Arbeit hat der vom livländischen Landtag niedergesetzten Schulkommission als ein Referat über die Frage des klassischen Unterrichts am humanistischen Gymnasium im Anschluß an die Reformbewegung in Deutschland, speziell in Preußen, vorgelegen.

[2]) Vgl. Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts. Berlin, 6.–8. Juni 1900 (Halle 1902), S. 7. Die Belege für dieselbe Anschauung ebenda.

Bildung auf dem Sprachunterricht beruhe, als dem zur Schulung des Denkens geeignetsten und fruchtbarsten Teil der Geisteswissenschaft, erscheint hinfällig, die Vorherrschaft der humanistischen Bildung gebrochen und die Scheidung zwischen Berufsschule und Gymnasium nicht mehr als eine prinzipielle. Gleich dem Gymnasium erhebt auch die 9klassige Berufsschule mit starkem naturwissenschaftlichem Unterricht den Anspruch, nicht Kenntnisse, sondern Bildung zu verleihen, und indem der naturwissenschaftlichen Geistesschulung derselbe Wert wie der formal klassischen Bildung zugesprochen wird, verwischt sich der Unterschied beider Schularten so weit, daß Gymnasium und Realschule nur noch als die Vertreter zweier Bildungsideale erscheinen. Dem alten Bildungsideal des Gymnasiums tritt die Personifikation der Unterrichtsfächer der Realschule als modernes Bildungsideal gegenüber:

„Es gehörte früher zum gebildeten Manne die Kenntnis der alten Sprachen, der antiken Kultur und Geschichte, es gehört jetzt zum gebildeten Manne die Kenntnis der neueren Sprachen, der deutschen Kultur und Geschichte und der Naturwissenschaften[1].“

Obgleich nun die beiden Wege, mögen sie immerhin zum gleichen Ziele der Bildung führen, augenscheinlich weit von einander liegen, — denn im Kern der humanistischen Bildung stehen geistige Größen und ihre Wertschätzung ist eine qualitative, im Zentrum der realen Bildung stehen meßbare Größen und ihre Wertschätzung ist eine quantitative — so hat der Zeitgeist doch nicht übel Lust gehabt, beide Wege zugleich zu befahren. Einmal mußte die zitierte Gegenüberstellung des klassischen und modernen Bildungsideals, das tatsächliche Wesen des humanistischen Unterrichts verdunkelnd, den Gedanken nahelegen, daß derjenige der Allergebildetste wäre, der die Kenntnis der alten Sprachen der antiken Kultur und Geschichte, der neueren Sprachen, der deutschen Kultur und Geschichte und der Naturwissenschaften in sich vereinige, oder doch möglichst viel von alle diesem, — sodann aber behielt das Gymnasium seinen privilegierten Charakter. Die Mehrzahl mußte daher, nach wie vor ins Gymnasium drängend, bestrebt sein in die privilegierte Schule die ihr wünschenswerten praktischen Kenntnisse hineinzutragen, sobald sie nicht mehr durch die Scheu vor dem

---

[1]) Dr. Hinzpeter in den zit. Verhandlungen S. 5.

einzigartigen Bildungswert der klassischen Sprachen von einer Korrektur des Gymnasialprogramms zurückgehalten wurde. Der Zeitgeist befürwortete eine Versöhnung der modernen und klassischen Bildung des Gymnasiums und der Realschule, dem Druck des Zeitgeistes nachgebend, betrat das Gymnasium den langen Leidensweg der Reformen.

Die Neuordnung[1] der preußischen Lehrpläne im J. 1882 unter dem Ministerium Goßler, durchgeführt durch Bonitz, suchte die Charakterunterschiede der Schularten möglichst auszugleichen. Unberührt von der Aussöhnungstendenz blieben die lateinlose Realschule zweiter Ordnung, als Oberrealschule, und die sechsklassige Bürgerschule, als Realschule, die Realschulen erster Ordnung dagegen erhielten bei verstärktem lateinischem Unterricht den Charakter und Titel der Realgymnasien, mit der Aufgabe, das moderne Gymnasium vorzubereiten. Im Gymnasium sollte der Lehrbetrieb der klassischen Sprachen nach den Grundsätzen der humanistisch formalen, auf die Sprachkenntnis gegründeten Bildung weitergeführt werden. Zugleich aber wurde der klassische Unterricht zu gunsten einer Verstärkung der Mathematik, der Naturwissenschaften und des Französischen beschränkt und der Gegensatz der realen und humanistischen Bildung in das Gymnasium selbst verlegt. Die Folgen[2] waren die Klagen der 80er Jahre über Überbürdung und die Zwecklosigkeit des klassischen Unterrichts, die beide weniger auf das absolute Maß des Lehrstoffes, als auf das Vielerlei des gebotenen Stoffes und die Zersplitterung der Kräfte und des Interesses der Schüler zurückzuführen sind. Das Odium dieses Zustandes aber blieb am klassischen Unterricht haften.

Im Dezember des Jahres 1890 wurde durch den Kultusminister Goßler eine Schulkonferenz zusammenberufen und die Verhandlungen mit einer kaiserlichen Rede und Willensäußerung eröffnet. Der Kaiser wandte sich nicht so sehr gegen den Umfang der alten Sprachen, als gegen die sprachlich formale Bildung und gegen den Unterrichtsgeist des Gymnasiums überhaupt.

„Wenn man sich mit einem der Herren, heißt es in der kaiserlichen Rede, unterhält und ihm klar zu machen versucht, daß

---

[1]) Vgl. W. Lexis, Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich (Berlin 1904) 2 Abteilung, 1. Abschnitt. Geschichtlicher Rückblick.
[2]) Ebenda S. 79.

der junge Mensch doch einigermaßen praktisch für das Leben und seine Fragen vorgebildet werden sollte, dann wird immer gesagt, das sei nicht Aufgabe der Schule, Hauptsache sei Gymnastik des Geistes, und wenn diese Gymnastik des Geistes ordentlich getrieben würde, so wäre der junge Mann imstande, mit seiner Gymnastik alles für das Leben notwendige zu leisten. Ich glaube, daß nach diesem Gesichtspunkt nicht mehr verfahren werden kann."

Zugleich erfuhr das absolute Bildungsziel des Gymnasiums eine Zurücksetzung hinter den politisch-nationalen Zielen:

„Wir wollen nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer, wir müssen von der Basis abgehen, die Jahrhunderte lang bestanden hat, ... statt des klassischen Altertums soll das Moderne und besonders das Nationale in den Mittelpunkt des Unterrichts treten. Es fehlt uns vor allem an der nationalen Basis. Wir müssen als Grundlage für das Gymnasium das Deutsche nehmen. Der deutsche Aufsatz muß der Mittelpunkt sein, um den sich alles dreht [1]."

Die Beschlüsse der Konferenz bildeten im wesentlichen einen Kompromiß zwischen der Anschauungsweise der Konferenz, die einer radikalen Modernisierung des Schulwesens abgeneigt war, und der Willensäußerung des Kaisers. In den im Kulturministerium auf Grundlage der Verhandlungen ausgearbeiteten Lehrplänen wurde das Maß des lateinischen Unterrichts im Realgymnasium nach „dem praktischen Bedürfnis seiner Schülerkreise bestimmt." — Bemerkenswert ist es, daß in den Motiven eine ablehnende Haltung gegen das Realgymnasium überhaupt zum Ausdruck gelangte, als einer Halbheit, mit der nur Halbheit der Bildung und Halbheit für das ganze Leben nachher erreicht werde. Im Gymnasium wurde nach wie vor „diejenige geistige Zucht, welche bewährtermaßen durch eindringliche Beschäftigung mit den alten Sprachen erworben wird" [2], als das allgemeine Ziel des Unterrichts bezeichnet, doch wurden sowohl die Aufgaben als auch die Stundenzahl des klassischen Unterrichts vermindert und diesmal der deutsche Unterricht „neben dem der Religion und Geschichte als der ethisch bedeutsamste in dem Organismus unsrer höheren Schule" [3] hervorgehoben.

---

[1] Ebenda S. 81.
[2] S. Verhandlungen über Fragen höheren Unterrichts. S. 122.
[3] Lexis, Unterrichtswesen im Deutschen Reich. S. 84

Obgleich nun dadurch die alten Sprachen als zentrales Fach abgedankt schienen, so wurde diese Aufgabe doch nicht ernstlich dem deutschen und Geschichtsunterricht durch eine entsprechende Vermehrung der Stundenzahl übertragen[1] — aus naheliegenden Gründen.

Ungeachtet der zweiten Reform blieb der Zustand der Schulen ein mißlicher und die Unzufriedenheit wuchs, Lehrer und Schüler begannen in den Leistungen zu versagen.

Für den Juni 1900 wurde vom Kultusminister Studt eine neue Schulkonferenz berufen. Die Konferenz brach mit dem Aussöhnungssystem und beseitigte vor allem das innere Agens dieser Bestrebungen — die privilegierte Stellung der Gymnasien. Die Studienberechtigung wurde auf Realgymnasium und Oberrealschule ausgedehnt und dadurch das Gymnasium von der schweren Last des Universitätsmonopols befreit, die es von Zugeständnis zu Zugeständnis hinabgedrückt hatte. Dieses Universitätsmonopol war der eigentliche Grund gewesen, daß ein Angriff gegen die humanistisch formale Bildung stets auf die Sympathie der Mehrzahl rechnen konnte. Denn die Unlust aller derer, die ein Universitätsstudium absolvieren wollten, ohne Neigung zu einer wissenschaftlichen Bildungsvertiefung zu spüren, — und solcher gibt es naturgemäß viele, — traf den klassischen Unterricht, mit dem sich nichts Nützliches beginnen ließ und in den Augen des großen Publikums bald den Charakter einer Universitätsbarriere annahm, — ein Charakter, der gewiß nicht den alten Sprachen an und für sich innewohnt.

Die Früchte der Befreiung brachte bereits der Erlaß des Kaisers vom 26. November 1900. „Durch die grundsätzliche Anerkennung der Gleichwertigkeit der drei höheren Lehranstalten wird die Möglichkeit geboten, die Eigenart einer jeden kräftiger zu betonen. Mit Rücksicht hierauf will ich nichts dagegen erinnern, daß im Lehrplan der Gymnasien und Realgymnasien das Lateinische eine entsprechende Verstärkung erfährt."

Die Konferenz hatte indessen, wie sie sich überhaupt gegen eine Mischung der Schulformen und die Verbindung der klassischen und modernen Geistesrichtung ausgesprochen hatte, auch eine Ver-

[1] Vgl. Anhang I. ein Plus von 5 deutschen Stunden und ein Minus von 3 Geschichtsstunden.

mehrung des lateinischen Unterrichts am Realgymnasium abgelehnt[1]. Die Motive dieser Ablehnung treten am schärfsten in der Anschauung Prof. Mommsens hervor. Nach der Meinung Prof. Mommsens ist das Latein der Realgymnasien der Krebsschaden der ganzen modernen Erziehung, da er als steter Klotz am Bein die Entwicklung eines ernsthaften modernen Sprachunterrichts hindere. „Der Sprachunterricht ist nach meiner Meinung die Grundlage aller Bildung. Nun gehe ich nicht soweit zu sagen, daß dieser Sprachunterricht notwendig in den klassischen Sprachen geschehen muß. Das ist einmal der Fall gewesen, aber die Zeiten sind vorüber. Ich meine, daß man mit dem Unterricht in den modernen Sprachen etwas ähnliches erreichen könnte, als man früher mit dem Unterricht in den klassischen Sprachen erreicht hat, und daß dabei mancherlei Nachteile, aber auch mancherlei Vorteile sich ergeben. Hätten wir also ein Realgymnasium, wo man wirklich sagen könnte: der Unterricht in den modernen Sprachen steht dem Sprachunterricht in den humanistischen Gymnasien gleich, so würde ich mich unbedingt der Resolution anschließen (nämlich die Gleichberechtigung beider Gymnasien anzuerkennen)[2]." Wie das Gymnasium die alten Sprachen, so sollte das Realgymnasium die modernen Sprachen zum zentralen Fache erhalten, und so auch dieser Schulform die Bahn zu einer eigenartigen Entwicklung gewiesen werden. War nun allen Schularten durch das Verscheiden der Aussöhnungstendenz volle Entwicklungsfreiheit geworden, so ist es um so auffallender, daß denjenigen Grundsatz, der das Panier der gesamten Reformbewegung im Kriege gegen die humanistische Bildung gewesen war, — die Übermittlung der Bildung durch Naturerkenntnis, — niemand auf seine Fahne schrieb. Eine Schule mit zentralem naturwissenschaftlichem Unterricht wurde weder gefordert noch geschaffen

Betrachten wir die augenblicklich geltenden Lehrpläne der verschiedenen Schularten, so überzeugen wir uns, daß dieses nicht der Fall ist. Die Lehrpläne weisen auf:

Im Gymnasium —

Lateinisch . . . . 68 Stunden
Griechisch . . . . 36 „

[1] Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts. S. 98–127.
[2] Ebenda S. 43.

Französisch	20	Stunden
die sprachlichen Fächer zusammen	124	"
Naturwissenschaften	18	"

Im Realgymnasium —

Französisch	29	Stunden
Lateinisch	49	"
Englisch	18	"
die sprachlichen Fächer zusammen	96	"
Naturwissenschaften	29	"

In der Oberrealschule (Unterbau-Realschule) —

Französisch	47	Stunden
Englisch	25	"
die sprachlichen Fächer zusammen	72	"
Naturwissenschaften	36	"

Die Zahl der Mathematikstunden beträgt am Gymnasium 34, im Realgymnasium 42, in der Oberrealschule 47. Aus der Gegenüberstellung sind die Mathematikstunden weggelassen, denn Mathematik ist keine Naturwissenschaft. Sie gehört voll und ganz zu den Geisteswissenschaften und steht mit den Naturwissenschaften in keiner andern Verbindung, als daß diese ihrer bedürfen. Wollte man aber dennoch das heterogene als dieselbe Couleur in Blau zusammenlegen, so erhielte man nur für die Realschule ein Gleichgewicht der sprachlichen und naturwissenschaftlichen Fächer, aber auch nicht ein zentrales Fach, sondern zwei!

Schwerlich ließe sich ein besserer Beweis dafür fordern, daß das humanistisch sprachliche Bildungsprinzip seine Rolle nicht ausgespielt hat, als die Annahme seiner Grundlage durch die Gegner dieses Prinzips selbst. Fügen wir noch hinzu, daß von den Freunden des modern sprachlichen Unterrichts eine Vervollkommnung der Unterrichtsmethode im Sinne einer grammatikalisch-logischen Durcharbeitung des modernen Sprachstoffes erwünscht wird, so scheint es allerdings, als wüßte man auch heute kein besseres Mittel den Geist in seiner Entwicklung zu schulen, als das humanistische. — Jener andre Pfad der Naturerkenntnis aber, der Kriegspfad der Modernen, ist auch heute noch so geblieben, wie er von Anfang an war — in der Luft schwebend und von niemandem betreten.

Die Verschmelzungsbestrebungen klassischer und realer Bildung auf Kosten des humanistischen Prinzips hatten ihren Ursprung nicht allein in der Richtung des Zeitgeistes, sondern ebensosehr in den Verhältnissen des deutschen Schulwesens[1]. Diese Momente praktisch schulpolitischer Natur, der Wunsch einer freieren Bewegungsmöglichkeit der Schüler und das Bedürfnis einer Vereinheitlichung des Schulwesens fanden gleichzeitig ihren unmittelbaren Ausdruck in den sog. Reformschulen. Das Reformgymnasium verdankt seine Entstehung dem Wunsche, einen gemeinsamen Unterbau der drei Schultypen zu ermöglichen, ohne das Prinzip des humanistischen Gymnasiums hintanzusetzen. Der Lehrplan des Reformgymnasiums wird durch diese Aufgabe bestimmt, dem gemeinsamen Unterbau dient die Hinausschiebung des klassischen Unterrichts, der Wahrung des humanistischen Prinzips das ungewöhnlich starke Betonen dieses Unterrichts in den oberen Klassen. Diejenige Sprache, die in allen drei Schularten gelehrt wird, das Französische, bildet im Reformgymnasium bis Untertertia mit 6 Wochenstunden die einzige Fremdsprache, in Untertertia setzt der lateinische Unterricht mit 10 Wochenstunden ein, erreicht im ganzen 51 Wochenstunden; in Untersekunda beginnt der griechische Unterricht mit 8 Wochenstunden und erzielt 32 Wochenstunden; somit bietet das Reformgymnasium die Möglichkeit eines gemeinsamen Lehrganges mit der Realschule bis Untertertia, mit dem Realgymnasium bis Untersekunda[2]. — Die Einbuße, die der klassische Unterricht gegenüber dem alten Gymnasium an absoluter Stundenzahl erleidet, wird durch die Verlegung des Unterrichts in ein reiferes Alter und mehr noch durch die Wucht des klassischen Unterrichts in den oberen Klassen, welche, alle übrigen Fächer erdrückend, die Konzentrierung des Interesses und der Arbeitskraft auf die alten Sprachen zur Folge hat, wieder aufgewogen. Die große Bedeutung des Reformgymnasiums liegt in der Kombinationsfähigkeit, die namentlich dort, wo die Mittel beschränkt sind oder in kleineren Städten mit schwacher Gymnasialfrequenz von hohem Wert sein muß, namentlich das Reformrealgymnasium mit seiner engen und fast natürlichen

[1] Vgl. Reformschulen nach Frankfurter und Altonaer System. Hrsg. von Lierman (Berl. 1903). — Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts. S. 421—474. — Lexis, Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich. S. 105—109.

[2] Vgl. im Anhang II, 5 den Lehrplan des Goethe-Gymnasiums in Frankfurt.

Verbindung mit der Realschule hat vielfachen Anklang gefunden. Der soziale Wert der Reformschule ist demnach nicht zu bestreiten, der pädagogische Wert des Reformschulsystems dagegen ist bis heute unerwiesen. Der pädagogische Satz, der sich in dem Bestreben, aus der Not eine Tugend zu machen, aus dem System der Reformschule ableiten läßt und in der Tat abgeleitet worden ist, betrifft die Methode des klassischen Unterrichts, und besagt, daß es vorteilhafter wäre, den fremdsprachlichen Unterricht mit einer modernen Sprache zu beginnen, im Besonderen für den lateinischen Unterricht das Französische zum Ausgangspunkt zu nehmen. Der Satz ist bisher nicht erwiesen, da er sich mit Gründen der Logik nicht beweisen läßt und die Dauer des Versuchs noch zu kurz ist, um einen Erfahrungsbeweis erbringen zu können. Dagegen zeigen die „Verhandlungen der Versammlung von Direktoren der Schulen nach Frankfurter und Altonaer Lehrplan" sehr augenscheinlich, daß die neue Methode mit ernsthaften Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die, wenn sie ihrem Charakter nach neu, doch keineswegs geringer sind, als die Schwierigkeiten der alten Methode. So muß der erste sprachliche Unterricht im Gegensatz zur Unterrichtsmethode der modernen Sprachen dem Kinde die ersten Grundlagen des grammatisch logischen Denkens vermitteln und die modernen Sprachen Deutsch und Französisch laufen Gefahr, zu gunsten des künftigen Lateinunterrichts vergewaltigt zu werden. Zu welchen sonderbaren Lösungen derartige Widersprüche führen können, zeigen die Worte Dr. Hausknechts: „Wenn vorgeschlagen worden ist, daß wir zurückkehren sollen zu jener Methode (Ploetz), weil auf diese Weise grammatisch logische Schulung erreicht werde, so möchte ich zur Erreichung der grammatisch logischen Schulung ein viel geeigneteres Mittel in Vorschlag bringen, nämlich das Studium der chinesischen Ideogramme[1]."

Vollständig unberechenbar aber wäre das Reformverfahren, wollte man zum Ausgangspunkt nicht das Französische, sondern eine andre moderne Sprache, etwa das Russische, wählen. In diesem Falle wäre gemäß der Struktur des Russischen die parallele klassische Sprache das Griechische. Logischerweise also müßte das Griechische in Untertertia mit 10 Wochenstunden einsetzen, dem

[1]) Reformschulen nach Frankfurter und Altonaer System. S. 67.

Lateinischen aber die bisherige Rolle des Griechischen zufallen; es ergäbe sich auf diese Weise ein absolut einzigartiges Gymnasium, welches nicht notwendig schlecht sein müßte, dessen Güte aber allerdings durch nichts gewährleistet wäre. In der Praxis würde sich aber ein solches Reformgymnasium durch die geringe Zahl der russischen Stunden (31 entsprechend den 31 französischen Stunden des Reformgymnasiums) von selbst verbieten. Wollen wir die Ergebnisse des vorliegenden Referats auf den projektierten Lehrplan des Landesgymnasiums anwenden, so gelangen wir zu folgenden Sätzen:

Der Gedanke, die sprachlich formale Bildung durch Naturerkenntnis zu ersetzen, ist zwar ausgesprochen, aber selbst von den Vertretern dieses Gedankens niemals ernstlich versucht worden. Die auf Grund des erwähnten Gedankens versuchte Mischung realer und humanistischer Bildungselemente, das heißt eine Beschränkung des klassischen Unterrichts zu gunsten der Naturwissenschaften, hat sich nicht bewährt, sondern ist überall von Überbürdung und Halbheit begleitet gewesen. Es wäre verspätet, sollte dieser Versuch am Landesgymnasium wiederholt werden.

Eine Beschränkung des klassischen Unterrichts zu gunsten des deutschen und Geschichtsunterrichts, das heißt einer Vermittlung der klassischen Bildungselemente auf kürzerem und müheloserem Wege ist gleichfalls versucht worden; soweit sie versucht worden ist, hat sie sich nicht bewährt. Eine eigentliche Erhebung dieses Unterrichts zum zentralen ist in weiser Vorsicht unterblieben. Deutsch und Geschichte enthalten die Bildungselemente der humanistischen Denkweise bereits in der Verarbeitung und sind daher als Ergänzung willkommen, als wesentliches Bildungsmittel aber ganz und gar unbrauchbar. Dem Geschichtsunterricht die Stelle des klassischen anzuweisen wäre dasselbe, wie die sittliche Erziehung durch die Einprägung der zehn Gebote zu erledigen — Sittlichkeit und Bildung würden in beiden Fällen vielleicht geglaubt, aber nicht geübt werden. Ein guter Historiker mit klassischer Bildung aber, dem das Einprägen von Kenntnissen keinen Genuß bereitete, wüßte nicht, was er in der Schule mit einem zentralen Geschichtsunterricht beginnen sollte, und würde die überflüssige Zeit überlegterweise zur Einführung in das Lateinische und Griechische, als der wichtigsten Quellensprachen, benutzen. Die alten Sprachen umfassen

allerdings die Bildungselemente des Geschichtsunterrichts, nicht aber umgekehrt. Eine Beschränkung des klassischen Unterrichts zu gunsten der modernen Sprachen ist ebenfalls versucht worden, auf diesem Gedanken beruht im wesentlichen das Realgymnasium oder sollte wenigstens beruhen. Diese Beschränkung ist die dem Prinzip des Gymnasiums am nächsten liegende, und es stimmt hiermit überein, wenn nach der Auffassung Mommsens von der konsequenten Durchführung des Gedankens, die alten Sprachen durch starken modernen Sprachunterricht zu ersetzen, die Zukunft des Realgymnasiums abhängig gemacht wird. Der Schade des Realgymnasiums ist die Halbheit — der lateinische Unterricht, der ohne den ergänzenden griechischen Unterricht zum Sterben zu viel ist und zum Leben zu wenig. Eine Beschränkung der alten Sprachen zu gunsten der modernen Sprachen ist von Übel, die Errichtung eines modernen Gymnasiums auf Grundlage eines erstklassigen modernen Sprachunterrichts hat aller Wahrscheinlichkeit nach eine Zukunft. Was den projektierten Lehrplan des Landesgymnasiums betrifft, so ist eine Beschränkung des klassischen Unterrichts zu gunsten der modernen Sprachen durch den sehr starken russischen Unterricht bereits erfolgt, und es bleibt uns der Trost, in der Not eine Tugend zu sehen.

Wollen wir also ein klassisches Gymnasium, so müssen wir von allen weiteren Schritten, die eine Erweiterung des klassischen Geistes und eine Unterbindung der humanistischen Kraft nach sich führen, Abstand nehmen; wollen wir aber modern sein, so empfiehlt es sich etwas modernes zu schaffen, dem nicht aus inneren Gründen eine gedeihliche Entwicklung abgeschnitten ist, so empfiehlt es sich daher auf der Grundlage der sprachlich formalen Bildung ein modernes Gymnasium mit obligatorischem englisch französischem und russischem Unterricht zu schaffen.

Anhang I.

Der obligatorische griechische Unterricht.

Die Scheidung der Lehrfächer in obligatorische und fakultative findet ihre Rechtfertigung in dem Anspruch jedes Schulplanes, einen Organismus zu bilden, der Charakter der Schule wird durch die obligatorischen Fächer bestimmt, eine Ergänzung des Bildungsstoffes bietet der fakultative Unterricht gleichfalls wünschenswerter,

aber dem Schulorganismus nicht notwendig immanenter Lehrfächer. In der Praxis ist der Unterschied der obligatorischen und fakultativen Fächer noch schärfer als in der Theorie, da erfahrungsgemäß die fakultativen Unterrichtsgegenstände von den Schülern fast immer, von den Lehrern meist wenig gepflegt werden. Wenn es daher im Sinne der Lernfreiheit wünschenswert wäre, möglichst viele Fächer wahlfrei zu lehren, so fordert anderseits das Interesse eines lebensfähigen Schulorganismus, daß diese Freiheit auf die für den Schulorganismus wesentlichen Fächer nicht ausgedehnt werde. Sollte nun der obligatorische griechische Unterricht zum fakultativen gestaltet werden, so wäre vor allem zu erwägen, ob nicht durch eine solche Wertschätzung des Griechischen innerhalb des Schulprogramms der Wert des klassischen Unterrichts überhaupt und das Wesen des Gymnasiums selbst tangiert würde.

Vom philologischen Standpunkt aus ist der griechische Unterricht die notwendige Ergänzung des Lateinischen. Sprachlich und historisch bilden erst beide Sprachen zusammen ein Ganzes, sprachlich ist die Freiheit und Formenfülle des griechischen Ausdrucks das Gegengewicht gegen die lateinische Schärfe und Gebundenheit, historisch ist die griechische Kultur die Voraussetzung und Quelle der römischen Weltanschauung und Denkweise. Isolierter lateinischer Unterricht ist, nach den Worten Mommsens, „eine große Verkehrtheit und mit dem heutigen Stande der Philologie schlechterdings unverträglich.“ Falls es nun tatsächlich niemandem von Nutzen wäre, lateinisch allein zu treiben, so ließe es sich nicht einsehen, wem die Wahlfreiheit des Griechischen zugute kommen sollte; diejenigen Schüler, die einer Bewältigung beider Sprachen nicht gewachsen wären oder die Erlernung moderner Sprachen vorzögen, täten besser, auch das Lateinische zu lassen. Indessen würden durch die Wahlfreiheit des Griechischen nicht nur diejenigen Schüler geschädigt werden, die von ihr Gebrauch machen, sondern nach der Ansicht Prof. Harnacks auch die übrigen. „Werden in denselben oberen Klassen solche unterrichtet, die Griechisch treiben und nicht treiben, so ist das Griechische tatsächlich ausgestoßen, denn wenn der Lehrer im Lateinischen, im Deutschen und im Geschichtsunterricht griechische Kenntnisse nicht mehr voraussetzen kann, so ist das zusammengestürzt, was das Wesentliche des alten Gymnasiums ist, nämlich Latein, Griechisch und Deutsch als Sprache.

als Literatur und als Kultur sich gegenseitig beleuchten zu lassen und den inneren Gang der Geschichte als Geschichte des Geistes von hier aus und an den inneren reinen Quellen kennen zu lernen. Daß diese Zerstörung des alten Gymnasiums unter der genannten Voraussetzung eintreten muß und wird, daß „allgemeine Altertumskunde", Klassikerübersetzungen und dergl. sie nicht aufhalten werden, kann niemandem zweifelhaft sein. Mit dem Griechischen in Untersekunda beginnen und es zugleich für wahlfrei erklären, heißt das humanistische Gymnasium abschaffen und eine andre Lehranstalt an die Stelle setzen. Es ist eine Täuschung, zu meinen, durch Latein, Deutsch und Geschichte den Charakter der klassischen Bildung bewahren zu können. So wie jene drei Fächer in den oberen Klassen des Gymnasiums behandelt worden sind und behandelt werden müssen, haben sie das Griechische — nicht nur den Geist, sondern die Sprache — zur Voraussetzung[1]."

Vor die Frage einer Wahlfreiheit des Englischen an Stelle des Griechischen gestellt, erklärte die Schulkonferenz von 1900: „Es erscheint ausgeschlossen, an Stelle des Griechischen Englisch wahlfrei zuzulassen, weil es das Gymnasium zerstören würde[2]."

Der Kommission konnte bei dieser Äußerung das Realgymnasium als warnendes Beispiel vor Augen stehen, welches eben durch die Hinansetzung und den Ausschluß des Griechischen zur Kompromiß- und Zwitteranstalt geworden war.

Für die Wahlfreiheit des Griechischen resp. fakultativen oder dispensiblen Unterrichts im Griechischen kann der Wunsch einer Herabsetzung der Schulanforderungen überhaupt oder einer Modernisierung des Bildungsstoffes sprechen. Im ersteren Falle ließe sich entgegnen, daß es der Bestimmung einer Schule nicht entsprechen könne, geringere Anforderungen zu stellen, als bei scharfer Arbeit geleistet werden könne, und daß eine Wahlfreiheit des Griechischen ohne entsprechende Vermehrung des Lernstoffes der Schule den Charakter eines Realgymnasiums ohne moderne Sprachen und Naturwissenschaften, mithin einer Schule zweiter Ordnung verleihen würde, im zweiten Falle ließe sich auf das moderne Gymnasium ohne Lateinisch und Griechisch, aber mit vollwertigem Französisch und Englisch verweisen, sollte aber dieser Typus zu gewagt erscheinen, auf die Realschule.

[1]) Verh. üb. Fragen d. höheren Unterrichts. S. 278. — [2]) Ebenda S. XIII.

Anhang II.

1. Aus der Bürgerschule (Realschule) hat sich durch den Aufbau von drei Klassen eine Schule höherer Ordnung ergeben, die den Namen Oberrealschule trägt. Als Hauptfächer an der Oberrealschule gelten: Französisch, Englisch, Naturwissenschaften. (Neben den Hauptfächern aller Schulen — Deutsch und Mathematik.)

Lehrplan der Realschulen und Oberrealschulen in Preußen.

Unterrichtsfächer	Realschule.						Oberrealschulklassen.			
	VI	V	IV	UIII	OIII	UII	OII	UI	OI	Zus.
Religion	3	2	2	2	2	2	2	2	2	19
Deutsch und Geschichtserzählungen	4 } 1 } 5	3 } 1 } 4	4	3	3	3	4	4	4	34
Französisch	6	6	6	6	6	5 }	4 }	4 }	4 }	47
Englisch	—			5	4	4 }	4 }	4 }	4 }	25
Geschichte	—	—	3	2	2	2	3	3	3	18
Erdkunde	2	2	2	2	2	1	1	1	1	14
Rechnen u. Mathematik	5	5	6	6	5	5	5	5	5	47
Naturwissenschaften	2	2	2	2	4	6	6	6	6	36
Schreiben	2	2	2	—	—	—	—	—	—	6
Freihandzeichnen	—	2	2	2	2	2	2	2	2	16
Zusammen	25	25	29	30	30	30	31	31	31	262

2. Das Realgymnasium (aus der früheren Lateinschule) zeigt folgende historische Entwicklung:

Realgymnasium.	1859	1882	1892	1901
Religion	20	19	19	19
Deutsch	29	27	28	28
Lateinisch	44	54	43	49
Französisch	34	34	31	29
Englisch	20	20	18	18
Geschichte und Erdkunde	30	30	28	28
Rechnen und Mathematik	47	44	42	42
Naturwissenschaften	34	30	30	29
Schreiben	7	4	4	4
Zeichnen	20	18	16	16
Zusammen:	285	280	259	262

1859 überwiegen die sprachlichen Fächer Mathematik und Naturwissenschaften um 17 Wochenstunden, 1901 um 25, trotzdem die Gesamtstundenzahl um 23 gefallen ist.

Die Hauptfächer des Realgymnasiums sind — Lateinisch, Französisch, Englisch.

Lehrplan der Realgymnasien.

Unterrichtsfächer.	VI	V	IV	UIII	OIII	UII	OII	UI	OI	Zus.
Religion	3	2	2	2	2	2	2	2	2	19
Deutsch und Geschichtserzählungen	3, 1 } 4	2, 1 } 3	3	3	3	3	3	3	3	28
Lateinisch	8	8	7	5	5	4	4	4	4	49
Französisch			5	4	4	4	4 }	4 }	4 }	29
Englisch	—	—	—	3	3	3	3 }	3 }	3 }	18
Geschichte		—	2	2	2	2 }	3 }	3 }	3 }	17
Erdkunde	2	2	2	2	2	1 }	}	}	}	11
Rechnen u. Mathematik	4	4	4	5	5	5	5	5	5	42
Naturwissenschaften	2	2	2	2	2	4	5	5	5	29
Schreiben	2	2	—				—		—	4
Zeichnen	—	2	2	2	2	2	2	2	2	16
Zusammen:	25	25	29	30	30	30	31	31	31	262

3. Das klassische Gymnasium zeigt folgende historische Entwicklung:

Gymnasium.	1856	1882	1892	1901
Religion	20	19	19	19
Deutsch	20	21	26	25
Lateinisch	86	77	62	68
Griechisch	42	40	36	36
Französisch	17	21	19	20
Geschichte und Erdkunde	25	28	26	26
Rechnen und Mathematik	32	34	34	34
Naturwissenschaften	14	18	18	18
Schreiben	6	4	4	4
Zeichnen	6	6	[illegible]	6
Zusammen:	268	268	252	259

Die Hauptfächer des Gymnasiums sind Lateinisch und Griechisch.

Der geltende Lehrplan ist:

In Preußen:

Unterrichtsfächer	VI	V	IV	UIII	OIII	UII	OII	UI	OI	Zus.
Religion	3	2	2	2	2	2	2	2	2	19
Deutsch und Geschichtserzählungen	3} 1} 4	2} 1} 3	[illegible]	2	2	3	3	3	3	25
Lateinisch	8	8	8	8	8	7	7	7	7	68
Griechisch			–	6	6	6	6	6	6	36
Französisch			4	2	2	3	3	3	3	20
Geschichte			2	2	2	2	3	3	3	17
Erdkunde	2	2	[illegible]	1	1	1				9
Rechnen u. Mathematik	4	4	4	3	3	4	4	4	4	34
Naturwissenschaften	2	2	2	2	2	2	2	2	2	18
Schreiben	2	2					–	–	–	4
Zeichnen		2	2	2	2					8
Zusammen	[illegible]	25	29	30	30	30	30	30	30	259

4. Diesem Plane möglichst angenähert ist das Schema eines Gymnasial-Lehrplans, auf der Sitzung des kurländischen Schulrats am 28. August 1905 festgestellt. (Mitau, Ritterhaus.)

	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	Zus.	IX	Zus.
Religion	2	2	2	2	2	2	2	2	16	2	18
Russische Sprache	6	5	6	5	6	6	4	4	42	4	46
Russische Geschichte		1	1				2	2	6	2	8
Russische Geographie				2					2	—	2
Logik											
Latein	7	7	7	6	6	5	5	5	48	6	54
Griechisch		—		6	6	6	6	6	30	6	30
Deutsch	4	3	2	2	2	2	2	3	21	3	24
Geschichte[1]	1	1	2	2	2	3	3	3	15	2	17
Geographie[2]	2	2	2		2				8	—	8
Mathematik	4	4	4	4	4	4	3	3	30	4	34
Physik[3]	–	—			–	2	3	2	7	2	9
Naturbeschreibung	2	2	2	—	–				6		6
Kalligraphie	1	1			–		–	–	2		2
	30	30	30	30	30	30	30	30	240	29 31	269
Turnen }[4]	2	2	2	2	2	2	2	2			
Gesang }	1	1	1	1							
Französisch oder Englisch }[5]					3	3	3	3		3	15
Zeichnen }					1	1	1	1		1	

[1]) Die 2 Stunden „Geschichte" in I und II sind als „Geschichtserzählung" zu „Deutsch" gerechnet. — [2]) I und VI–VIII muß in den Geschichtsstunden an passender Stelle die Geographie repetiert werden. — [3]) Physik 2 Stunden, in IX, falls es Examenfach sein sollte. — [4]) verbindlich — Gesang von V aufwärts fakultativ. — [5]) fakultativ; die Schüler aller Klassen sind mit Rücksicht auf ihren Kenntnisstand in Gruppen zu verteilen.

Die Gesamtdauer der Unterrichtszeit kann dadurch vermindert werden, daß man die Länge der einzelnen Lektionen von 50 auf 45 Minuten herabsetzt.

5. Lehrplan des Goethe-Gymnasiums in Frankfurt a. M.

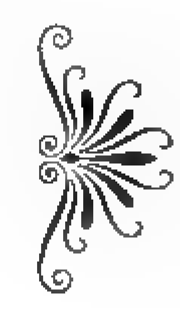
Unterrichtsfächer.	Gemeinsamer Unterbau.			Gymnasium.						
	VI	V	IV	UIII	OIII	UII	OII	UI	OI	Zus.
Religion	3	2	2	2	2	2	2	2	2	19
Deutsch und Geschichtserzählungen	4 / 1 (5)	3 / 1 (4)	4	3	3	3	3	3	3	31
Lateinisch	—	—	—	10	10	8	8	8	7	51
Griechisch	—	—	—	—	—	8	8	8	8	32
Französisch	6	6	6	3	2	2	2	2	2	31
Geschichte u. Erdkunde	2	2	6	3	4	2	2	2	3	26
Rechnen u. Mathematik	5	6	5	4	4	3	3	3	3	35
Naturwissenschaften	2	2	3	2	2	2	2	2	2	19
Schreiben	2	2	—		—			—	—	4
Zeichnen	—	2	2	2	2	—	—		—	8
Zusammen:	25	25	28	29	29	30	30	30	30	256

6. Lehrplan der Musterschule und der Reformabteilung des Wöhler-Realgymnasiums in Frankfurt a. M.

Unterrichtsfächer	Gemeinsamer Unterbau.			Gymnasium.						
	VI	V	IV	UIII	OIII	UII	OII	UI	OI	Zus.
Religion	3	2	2	2	2	2	2	2	2	19
Deutsch und Geschichtserzählungen	4 / 1 (5)	3 / 1 (4)	4	3	3	3	3	3	3	31
Lateinisch	—	—	—	8	8	6	6	5(6)	5(6)	38
Französisch	6	6	6	4	4	3	3	3	3	38
Englisch	—				—	6	4	4	4	18
Geschichte u. Erdkunde	2	2	6	4(3)	4(3)	3	3	3	3	30
Rechnen u. Mathematik	5	5	5	4	4	4	5	5	5	42
Naturwissenschaften	2	2	3	3	3	3(2)	4	5(4)	5(4)	30
Schreiben	2	2	—	—	—	—			—	4
Zeichnen	-	2	2	2	2	2	2	2	2	16
Zusammen:	25	25	28	30	30	32	32	32	32	266

7. Lehrplan des Realgymnasiums mit Realschule in Altona.

Unterrichtsfächer.	Gemeinsamer Unterbau.			Realschule.				Realgymnasium.						
	VI	V	IV	III	II	I	Zus.	UIII	OIII	UII	OII	UI	OI	Zus.
Christl. Religionslehre	3	2	2	2	2	2	13	2	2	2	2	2	2	19
Deutsch und Geschichtserzählungen	4} 1} 5	3} 1} 4	4	3	3	3	22	2	2	3	3	3	3	29
Lateinisch	—				–		—	6	6	6	6	6	6	36
Französisch	6	6	5	6	5	5	33	4	4	3	3	3	3	37
Englisch	—	—	4	5	4	5	18	3	3	3	3	3	3	22
Geschichte	—	—	2	2	2	2	8	2	2	2	3	3	3	17
Erdkunde	2	2	2	2	2	1	11	2	1	1	—	—	—	10
Mathematik }	—	—	3	4	5	5}	34	4	4	5	4	5	5}	44
Rechnen }	5	5	3	2	1	1}		1	—	—	—	—	—}	
Physik }	—	—	-		2	3}	17	—	2	2	3	2	2}	11
Chemie }	—	—		—	—	2}		—	—	—	2	2	2}	6
Naturbeschreibung }	2	2	2	2	2	–}		2	2	2	—	—	—}	12
Schreiben	2	2	—	—	—	—	4	—	—	—	—	—	—	4
Zeichnen	—	2	2	2	2	2	10	2	2	2	2	2	2	16
Zusammen:	25	25	29	30	30	31	170	30	30	31	31	31	31	263



Eine Visitationsfahrt durch Livland im J. 1864.

Im Sommer 1864 unternahm der Erzbischof von Riga und Mitau Platon eine Rundreise durch Livland zur Visitation der griechisch-orthodoxen Kirchen und Gemeinden. Der Minister des Innern Graf Walujew wünschte darüber von der Gouvernementsregierung einen offiziellen Bericht, der ihm auch im selben Jahre vom Generalgouverneur zugestellt wurde. Diesen freilich mitunter etwas eintönigen, aber dennoch nicht uninteressanten Bericht geben wir im Nachstehenden in deutscher Übersetzung wieder.

* * *

Nach seiner Abreise aus Riga hielt S. Em. der Erzbischof von Riga und Mitau auf der Durchreise in der Kirche zu Koltzen eine Ansprache an die versammelten Bauern, ermahnte sie in Frieden, Eintracht und Gehorsam zu leben, und fragte sodann, ob sie ihm irgend welche Bitten oder Klagen vorzubringen hätten. Hierauf äußerte eine Frau lutherischen Bekenntnisses den Wunsch, es möge ihren aus einer gemischten Ehe stammenden Kindern gestattet werden, zum Luthertum überzugehen. Auf die Frage nach den Gründen dieser Bitte sagte sie, daß sie mangels einer orthodoxen Kirche ihre Kinder nicht dahin führen könne. Die Antwort Sr. Em., daß in Bälde in dieser Gegend eine neue Kirche erbaut werde und die Weisung an den Ortspriester, die Kinder der Bittstellerin zu besuchen und zu Hause zu lehren, beruhigte augenscheinlich letztere.

Der Erzbischof machte nun erst wieder in Lemsal Halt, wo er am 10. Juni eintraf. Am andern Tage nach dem Gottes-

dienst forderte er die Anwesenden, deren Zahl sehr ansehnlich war, auf, ihm ihre Wünsche und Klagen zu eröffnen, und versprach ihnen Hülfe, soweit es in seiner Macht stände und mit den Gesetzen übereinstimme. Dieses veranlaßte auf seiten vieler Bauern die Bitte, sie aus dem Schoße der orthodoxen Kirche zu entlassen, deren Lehren und Gebräuche ihnen vollständig unbekannt seien. S. Em. erwiderte, er wolle nur gesetzliche Bitten hören, das Gesetz aber, einheitlich für ganz Rußland, gestatte wohl Andersgläubige in den Schoß der rechtgläubigen Kirche aufzunehmen, verbiete jedoch strikt, aus der Orthodoxie zu irgend einer andern Konfession überzugehen. Wenn solch ein Gesetz für das ganze russische Reich existiert, wie kann denn allein für das Gouvernement Livland eine Ausnahme gemacht werden. S. Em. erklärte sodann von neuem, daß er andre Bitten gern anhören wolle, aber von verschiedenen Seiten aus der Masse des Volkes ertönten abermals die früheren Bitten, ihnen die Rückkehr zum Luthertum zu gestatten, wobei einige sich über die Unmöglichkeit beschwerten, die von der Geistlichkeit vorgeschriebenen Fasten einzuhalten, weil häufig orthodoxe Arbeiter bei lutherischen Wirten dienten und mit letzteren an einem Tische essen müßten. Hierauf entgegnete S. Em., daß die Fasten kein Glaubensdogma seien und man bei ihrer Einhaltung sich den Umständen anpassen könne, und wandte sich sodann wiederum an die Bittsteller: „Wenn ihr so unglücklich seid, so siedelt doch in die inneren Gouvernements über, wo der Herr und Kaiser euch Land schenken wird, geht z. B. nach Jeisk." — Darauf antworteten einige aus der Menge, sie würden gern übersiedeln, wenn sie das Reisegeld besäßen, andre sagten, daß viele von ihnen ins Innere übergesiedelt seien, aber dort kein Glück gehabt hätten, und daß sie selbst vollständig zufrieden sein würden auch auf ihren gegenwärtigen Wohnsitzen, wenn man ihnen nur ihren alten Glauben wiedergäbe. — „Bedenket doch, entgegnete S. Em., zuerst wird der Same gesät, dann wächst die Frucht und dann erst beginnt die Ernte. Wartet auch ihr ruhig, ich kann euch versichern, daß der Herr und Kaiser aufrichtig um euch besorgt ist und mir noch unlängst 18,000 Rbl. für Kirchenbedürfnisse zu senden geruht hat, die ich vornehmlich zur Erbauung von Kirchen im Pernigelschen und Ubbenormschen Kirchspiel zu verwenden gedenke. Außerdem beabsichtige ich, wenn jemand von euch der Krone für das im

J. 1848 vorgeschossene Korn noch schuldig ist, diese Schuld für ihn zu bezahlen." Auf diese Worte des Erzbischofs antworteten die Anwesenden: Wir wollen weiter nichts, als unsern alten Glauben wieder zurück haben. - Während des weiteren Gesprächs Sr. Em. ertönten aus der Menge Stimmen: Wenn wir hier kein Recht erlangen, dann werden wir uns mit unsern Bitten an S. ksrl. Maj. unsern Herrn und Kaiser wenden. — Nach der Ermahnung Friede und Ruhe zu halten, geruhte S. Em. die Versammlung zu verlassen.

Am selben Tage, den 11. Juni, begab sich S. Em. nach Abelit. Nach dem Gottesdienst in der dortigen Interimskirche forderte er die etwa 150 Versammelten auf, ihre Bitten und Klagen vorzubringen. Aus der Menge erhoben sich nun viele Stimmen, die energisch die Befreiung von der Orthodoxie verlangten. Da aber alle auf einmal sprachen und es nicht möglich war, ihre Bitten zu verstehen, befahl S. Em., daß die Kirchenältesten die kirchlichen Bedürfnisse darlegen sollten. Die letzteren baten um die Erbauung einer Kirche und die Einrichtung eines Kirchhofs. S. Em. eröffnete dem Volk, daß S. ksrl. Maj. unlängst 18,000 Rbl. für kirchliche Bedürfnisse gespendet habe, die der Erzbischof zur Erbauung einer Kirche im Ubbenormschen Kirchspiel zu verwenden versprach, indem er zugleich anfragte, ob jemand den Bau übernehmen wolle. Diese Erklärung wurde durch zahlreiche Stimmen aus der Menge unterbrochen: Wir brauchen keine orthodoxe Kirche, wir wollen nur unsern alten Glauben zurückbekommen. Einige von ihnen traten vor und sagten, sie seien als kleine Kinder von ihren Eltern zum orthodoxen Priester gebracht und getauft worden. Jetzt seien sie zum Verständnis gelangt und fühlten sich im orthodoxen Glauben sehr unglücklich. Der Erzbischof verbot ihnen, sich über ihre Eltern zu beklagen, weil jeder Christ, folglich auch ein Lutheraner, nicht nach seinem eigenen, sondern nach der Eltern Glauben getauft sein muß. Deshalb müßten sie zufrieden und ihren Eltern dankbar sein. — Darauf antworteten sie, ihre Eltern seien verlockt und getäuscht gewesen durch die Versprechungen, ihnen Land zu geben, jetzt endlich sei die Zeit gekommen, sich von dem großen Unglück zu befreien, in dem sie sich befänden, weil sie es nicht mehr ertragen könnten. Man fragte sie darauf, was das für ein Unglück sei, von dem sie sprächen, ob es nicht in der

Verfolgung und Bedrückung von seiten der Lutheraner bestände? — worauf sie antworteten, daß ihre Kinder ohne Lehre und sie selbst ohne christliche Seelsorge blieben und Verachtung und Spott ausgesetzt seien; außerdem nehme man sie weder als Pächter noch als Käufer der Gesinde an. S. Em. ermahnte sie, sich zu bedenken und geduldig zu sein, S. Maj. habe die Absicht, ihnen in Jeisk Land zu geben, wenn sie dorthin übersiedeln wollten; darauf antworteten sie einstimmig ablehnend mit der Bemerkung, daß sich schon viele dorthin begeben hätten, aber in Not und Armut zurückgekehrt seien. „Wir wollen aber hier bleiben und unsern alten Glauben zurück haben." Der Dolmetscher Sr. Em., der Eichenangernsche Priester Poljakow, sagte diesen Leuten, daß er wohl wisse, wer sie aufgehetzt, das sei der Pastor Neiken aus Dickeln (der kurz zuvor in Abelit eingetroffen und von ihm Sr. Em. vorgestellt war). Die Nachforschung ergab, daß der Lappiersche orthodoxe Kirchenälteste dem genannten Priester darüber berichtet hatte, welcher jedoch keine Beweise dafür beibringen konnte. Die Leute aber, die angeblich vom Pastor Neiken aufgestachelt waren, versicherten, daß alles, was sie vor Sr. Em. ausgesprochen hätten, ihnen nicht von Menschen, sondern von Gott eingegeben sei und daß sie in dieser Hinsicht so aufrichtig und fest seien, daß sie bereit wären, falls sie dafür zur Verantwortung gezogen würden, gern jede Strafe zu ertragen. Da aber ihre Bitte nicht erfüllt werde, so müßten sie jetzt vor Sr. Em. entschieden erklären, daß sie sich von jetzt an nicht mehr zur rechtgläubigen Kirche zählten. Möge Gott über sie ergehen lassen, was sein Wille sei.

S. Em. erklärte ihnen, daß es für die orthodoxe Kirche gar kein Nutzen sei, in ihrem Schoße so undankbare Glieder zu haben, und er sie gern entlassen würde, wenn das Gesetz es nicht verböte. — Hierauf begann S. Em. ein Gespräch mit den Ältesten über die Kirche, den Kirchhof, die Schule usw., während aus der Menge des Volkes nach wie vor Bitten um Befreiung von der Orthodoxie vorgebracht wurden. — Auf den Vorschlag des Erzbischofs, die Kronsschulden vom J. 1848 zu bezahlen, antworteten die Bittsteller, daß sie schon längst bezahlt seien und wiederholten zugleich lärmend die Forderung, aus der orthodoxen Kirche entlassen zu werden. Während der folgenden freundlichen und von Würde erfüllten Ermahnung Sr. Em., Friede und Ruhe zu halten, ertönte

aus der Menge das Schluchzen einer alten Frau, welche sagte: „Ich habe meine Kinder in die rechtgläubige Kirche zur Taufe getragen und nun fluchen sie ihrer Mutter.“

Um 12 Uhr begab sich S. Em. nach Alt-Salis. Nach dem Gebet erkundigte er sich bei den 60 bis 70 versammelten Leuten nach ihren Bedürfnissen und Klagen, und fragte zugleich, ob sie mit ihrem Geistlichen zufrieden seien. Ein Gemeindeglied brachte eine Klage gegen den Priester vor, weil er ihn nicht zum heil. Abendmahl zugelassen, worauf ein Streit zwischen dem Kläger und dem Beklagten entstand, der mit einer Ermahnung Sr. Em. an beide, sich zu beruhigen, endete. Sodann wurden die Kirchenältesten nach ihren Wünschen gefragt. Sie baten um die Erbauung einer Kirche. S. Em. teilte ihnen mit, daß sie bald eine solche haben würden, da S. ksrl. Maj. für kirchliche Bedürfnisse 18,000 Rbl. gespendet habe. Hier meldete sich niemand mit dem Verlangen, aus der Orthodoxie entlassen zu werden. Nachdem er das Volk gesegnet, reiste der Erzbischof in den Pernauschen Kreis.

Am 12. Juni um 7 Uhr abends langte S. Em. in Gudmannsbach an und machte bei der Interimskirche Halt, wo sich etwa 40 Bauern und eine große Zahl Weiber und Kinder versammelt hatten. Nach dem Gottesdienst fragte S. Em. die Anwesenden, ob sie über den Ortsgeistlichen und die Schulmeister zu klagen hätten und mit der Kirche zufrieden seien. Die erste Frage verneinten sie, hinsichtlich der Kirche wünschten sie jedoch ein neues und geräumigeres Gotteshaus. Als S. Em. darauf fragte, ob jemand noch irgend welche andere Bitten habe, erfolgte keine Antwort.

Von hier begab sich S. Em. nach Pernau. Am andern Tage, den 14. Juni, nach der Liturgie, erschienen bei Sr. Em. Bauern aus Torgel mit der Bitte, dort eine orthodoxe Kirche zu erbauen. Dann versammelten sich Bauern von den umliegenden Gütern Zintenhof, Reidenhof, Tammist u. a. mit der Bitte, ihnen die Rückkehr zum Luthertum zu gestatten, weil sie in der orthodoxen Kirche keine Seelenruhe fänden, wobei viele von ihnen erklärten, daß sie die rechtgläubigen Kirchen nicht mehr besuchen und nicht zum Abendmahl gehen würden und daß sie beabsichtigten, den Herrn und Kaiser persönlich in dieser Sache zu bitten. — Hierauf erwiderte S. Em. den Bittstellern, wenn sie die Dogmen

des orthodoxen Glaubens besser kennten, dann würden sie sehen, daß zwischen der lutherischen und der orthodoxen Konfession ein sehr geringer Unterschied bestehe; ihm und der orthodoxen Kirche liege wenig daran, zu welchem Glauben sie gehörten, es liege aber nicht in seiner Macht, ihnen den erbetenen Übertritt zu erlauben, der durch die Gesetze des Reiches und der Kirche verboten sei, und der Herr und Kaiser kenne selbst das Gesetz und entziehe sich seiner Erfüllung nicht.

Von Pernau begab sich S. Em. auf das Kronsgut Jäpern. Nach dem Gottesdienst legte er den Anwesenden die Fragen vor, ob sie mit der Kirche, der Geistlichkeit, den Schullehrern zufrieden seien oder etwas zu klagen hätten. Daraufhin klagte ein Teil der Bauern über ungenügende Anweisung von Holz und Torf, der andre bat um Zuteilung von Land. Auf die Frage des Erzbischofs, ob sie nicht nach Rußland übersiedeln wollten, wo viel gutes freies Land vorhanden sei, entgegneten die Bauern, daß sie keine Mittel zur Übersiedlung mit ihren Familien hätten und außerdem ihre Gemeinde nicht verlassen wollten, daß sie jedoch wünschten, es würde das Gesindeland unter ihnen verteilt, wofür sie bereit seien Pacht zu zahlen. Darnach trat eine große Zahl Personen beiderlei Geschlechts vom Privatgut Audern vor und bat, ihnen die Rückkehr zum Luthertum zu gestatten. Dabei fiel ein junges Mädchen dem Erzbischof zu Füßen und bat mit Tränen, ihr die Rückkehr zu ihrem alten Glauben zu erlauben. S. Em. erklärte, daß er die Bitte nicht erfüllen könne, weil das Gesetz den Übertritt aus der Orthodoxie verbiete und er an die Aufrichtigkeit ihres Wunsches nicht glaube, weil einige von den Anwesenden zugleich mit ihnen vom Luthertum zur Orthodoxie übergegangen und mit dem Religionswechsel zufrieden seien.

Am selben Tage, den 15. Juni, begab S. Em. sich auf das Gut Podis, wo den Anwesenden nach dem Gottesdienst die üblichen Fragen vorgelegt wurden, worauf die Bittsteller ausschließlich Klagen über ihren ökonomischen Zustand vorbrachten. Einige Podissche Bauern klagten, daß der Gutsbesitzer ihnen zu wenig Holz anweise, so daß sie es kaufen müßten, und daß die Vermessung ihrer Landstücke bis jetzt noch nicht vollendet sei, obgleich sie schon drei Jahre dauere. Auch hier wurden Bitten um Land vorgebracht, und S. Em. schlug den Petenten vor,

nach Rußland überzusiedeln, worauf sie antworteten, daß sie ihre jetzigen Wohnsitze nicht verlassen wollten, und sich auf die ihnen beim Übertritt zur Orthodoxie gegebenen Versprechungen, ihnen dafür Land zu geben, beriefen S. Em. erwiderte, er habe ihnen niemals Land versprochen, und wenn es geschehen sei, so sei es zu Unrecht geschehen, er jedoch wisse davon nichts.

Von hier begab sich S. Em. nach Sellie, wo am 16. Juni die feierliche Einweihung der neuerbauten Kirche stattfand. Auf die üblichen Fragen des Erzbischofs wurden Bitten um Landzuteilung vorgebracht und von Sr. Em. wie früher die Übersiedlung nach Rußland vorgeschlagen, oder aber daß sie sich Stellen auf andern Gütern suchen sollten. Die Antworten waren ablehnend. Die örtlichen Arbeiter baten, daß alles Land des Gutes zu gleichen Teilen unter die Bauern verteilt werden möge. Hier klagten Testamasche Bauern auch über die allzu hohe Pachtzahlung. S. Em. befahl dem Propst, die Klagen zur Beförderung an den Generalgouverneur entgegenzunehmen. Später kamen noch einige meist alte Leute, die früher Lutheraner gewesen waren. Sie fielen mit auf der Brust gefalteten Händen auf die Knie und wandten sich mit der Bitte an den Erzbischof, ihnen die Rückkehr in den Schoß ihrer alten Kirche zu gestatten, in der allein sie nach ihrer Überzeugung Seelenruhe finden könnten. — Als sie von Sr. Em. die Antwort erhalten hatten, daß ihre Bitte dem bestehenden Gesetz widerspreche und es nicht in seiner Macht liege, sie zu erfüllen, entgegneten die Bittsteller, es sei ihnen aus der Lehre der Priester des einen wie des andern Bekenntnisses bekannt, wenn jemand aufrichtig und von ganzem Herzen Gott und so auch seine Vertreter auf Erden bitte, daß solche Gebete erhört und erfüllt würden; sie bäten S. Em. von ganzer Seele und von ganzem Herzen im Namen Jesu Christi, er möge sich ihrer erbarmen, und wenn er selbst ihnen die Rückkehr in die alte Kirche nicht erlauben könne, so möge er ihnen die Gunst erweisen, ihre Bitte dem Herrn und Kaiser vorzulegen. - Der Erzbischof erwiderte hierauf, daß der Kaiser selbst durch das Gesetz gebunden sei und deshalb nicht in der Lage sein werde, ihren Wunsch zu gewähren.

S. Em. begab sich sodann nach Urrast, wo auf seine Fragen eine große Anzahl Personen, unter ihnen eine Frau, Mutter von 7 Kindern, und ein Bauer mit 9 Kindern den

Wunsch vorbrachten, zusammen mit ihren Kindern zum Luthertum zurückzukehren. Der Letztere führte zur Begründung seiner Bitte an, daß er vor 18 Jahren unter dem Einfluß von Überredungen und Drohungen zur Orthodoxie übergetreten sei, jetzt aber Gewissensbisse darüber empfinde. Als sie von Sr. Em. eine ablehnende Antwort erhalten hatten, erklärten die Bittsteller ruhig und fest, daß sie niemals wieder die orthodoxe Kirche besuchen, noch dort das Abendmahl nehmen würden, und verließen die Kirche.

Hierauf baten einige von den versammelten Frauen den Erzbischof, er möge ihnen wenigstens gestatten, während des Gottesdienstes geistliche Lieder zu singen nach dem Gebrauch der lutherischen Kirchen. S. Em. entgegnete, er müsse sich zuvor mit dem Inhalt dieser Lieder bekannt machen, und hieß die Bittstellerinnen sich gedulden, indem er versprach, die Sache zu bedenken. — Einige Bauern des Privatgutes Audern klagten über die hohe Pacht, und die Kirchenältesten von Kokenkau darüber, daß man sie verpflichte Fuhren zu stellen und vor zwei Jahren am Bau der lutherischen Schule teilzunehmen. S. Em. versprach ihnen diese Unordnung zu beseitigen und ihnen bald eine orthodoxe Schule zu erbauen.

In der Hoflage Kodasma, die S. Em. gleichfalls besuchte, wurden auch Bitten wegen des Übertritts zum Luthertum oder wenigstens um Erlaubnis des Gemeindegesanges in den Kirchen vorgebracht.

Nach der Ankunft auf der Insel Mohn begab sich S. Em. nach Hellama, wo sich etwa 170 Esten versammelt hatten. Hier wurden keine Bitten wegen des Übertritts zum Luthertum geäußert, die Frage des Erzbischofs, ob die Gemeinde mit ihrem Geistlichen zufrieden sei, wurde bejaht. Auf die Frage, ob sie mit den übrigen Kirchenbeamten zufrieden seien, wurde der Wunsch geäußert, den früheren Küster Andrees Paß zurückzubekommen, welche Bitte erfüllt wurde. Auf die nun folgende Frage Sr. Em. nach irgend welchen andern Bitten der Gemeinde, wobei er streng ermahnte, sich an die Wahrheit zu halten, klagten Bauern von Magnusdahl und Pedast, daß sie durch den Gehorch übermäßig belastet seien, so daß sie ihren Verpflichtungen hinsichtlich der Kirche nicht nachkommen könnten, und genötigt seien, sogar an Feiertagen

zu arbeiten. S. Em. versprach diese Klagen dem Generalgouverneur zu übermitteln.

In Neuenhof, wo sich etwa 600 Menschen versammelt hatten, übergaben auf die üblichen Fragen Sr. Em. Bauern von diesem Gute sowie Holmhof und Thomel eine Bittschrift, deren Inhalt unbekannt ist, außerdem klagten Thomelsche Bauern über das beschwerliche Gehorch und wünschten zur Geldpacht überzugehen, so jedoch, daß diese nicht zu hoch sei. Auf die Aufforderung nach Rußland überzusiedeln, erfolgte eine ablehnende Antwort.

In Sakla wurde von Bauern verschiedener Güter der Wunsch verlautbart, vom Gehorch zur Geldpacht überzugehen.

In Reo, wo sich gegen 200 Menschen versammelt hatten, wurden Sr. Em. Bitten unterbreitet, die Rückkehr zum Glauben der Väter zu gestatten, weil die Bittsteller nicht imstande seien, die Dogmen ihrer jetzigen Religion zu verstehen und weil sie Gewissensbisse empfänden. S. Em. fragte, ob jemand sie zu dieser Bitte veranlaßt habe, und erhielt eine verneinende Antwort, worauf er sagte: Eure Vorfahren waren Heiden, mit Feuer und Schwert wurden sie zum Katholizismus bekehrt und sodann auf Anordnung der damaligen Regierung zu Lutheranern gemacht; freiwillig aber seid ihr zur Orthodoxie übergetreten. Der Übertritt vom orthodoxen Glauben zu einem andern Bekenntnis werde vom Gesetz verboten, und es läge nicht in seiner Macht, diese Bitte zu gewähren. Da er gekommen sei, die treuen Glieder der rechtgläubigen Kirche zu besuchen und zu trösten, und nicht erwartet habe, Leute zu treffen, die ihn mit ihrem Leichtsinn in Glaubenssachen kränken würden, so könnten sie weggehen und solchen Gliedern der Gemeinde Platz machen, die ihn sehen und sprechen wollen. Hierauf, als S. Em. sich an die in seiner Nähe stehenden Kinder zu wenden geruhte, ertönten aus der Menge des Volkes Bitten, ihnen den Übertritt zum Luthertum zu gestatten. S. Em. forderte den Ordnungsrichter auf, die Ruhe wieder herzustellen. Unterdeß erklärten die Bittsteller, daß sie in allen Dingen dem Gesetz gehorsam wären und sein werden, und nur flehen, daß man ihnen wieder ihren alten Glauben wiedergebe. Dann traten zwei Esten vor, Anhänger der orthodoxen Kirche, mit Bitten um Einführung der Geldpacht; S. Em. versprach in dieser Sache sich an den Generalgouverneur zu wenden, und fügte hinzu, daß er zur Er-

leichterung der Lage sowohl der Orthodoxen als auch der Lutheraner beizutragen wünsche.

Sodann wurde Gottesdienst gehalten und S. Em. geruhte sich über Arensburg noch Jerme zu begeben. Hier wie auch an andern Orten der Insel Oesel, die S. Em. passierte, nämlich in Paatz, Laisberg, Kawanda, wurden keine Bitten wegen des Übertritts zum Luthertum vorgebracht. Auf die Frage Sr. Em. nach andern religiösen Wünschen baten die Versammelten um Einrichtung eines neuen Kirchhofs, und auf die Aufforderung, auch andre Wünsche zu äußern, jedoch lediglich solche, die S. Em. erfüllen könnte, baten Kaeselsche Bauern um Einführung der Geldpacht; einer klagte, daß obgleich das Kirchspielsgericht ihn von der Zahlung der Abgaben befreit habe, diese von ihm dennoch gefordert würden. Dem Ortsgeistlichen wurde aufgetragen, sich darüber mit dem Gutsbesitzer auseinanderzusetzen und in allen Fällen, wo Klagen der Bauern gegen die Gutsbesitzer zu seiner Kenntnis gelangen, sich an die letzteren zu wenden und zur Einstellung der Klagen mitzuwirken. Zwei Bauern des Gutes Mönnust klagten über den übermäßigen Gehorch, Bauern von Paast über die allzu hohe Pachtsumme, in Laisberg Bauern von Laugo und Ropaka gleichfalls über den drückenden Gehorch. In Kawanda baten Bauern von Masick um Rückgabe der an die Keinastschen Bauern übergegangenen Heuschläge, und teilten mit, daß sie sich dieserhalb an den Kreisinspektor gewandt, aber bis jetzt noch keinen Bescheid bekommen hätten. Außerdem baten sie um schleunige Beendigung der Regulierung ihrer Landstücke. Bauern von Karridahl baten um Einführung der Geldpacht.

Nach der Rückkehr aus Oesel begab S. Em. sich über Pernau am 26. Juni nach Uddafer. Hier waren die Bitten um Rückkehr zum Luthertum ziemlich zahlreich und die Bittsteller sehr beharrlich. S. Em. geruhte ihnen zu erklären, daß die orthodoxe Religion die älteste sei und Millionen von Menschen sie bekennen und vollkommen zufrieden seien; deshalb sei es nicht besonders wichtig, ob eine handvoll Esten dazu gehört oder nicht, und die Bittsteller dokumentierten nur ihre Undankbarkeit gegenüber der geistlichen Obrigkeit, die ihnen Kirchen baut und für ihre Seelen sorgt. Da aber die Bittsteller beharrlich bei ihrer Bitte blieben, so geruhte S. Em. zornig zu werden und sie fortzuschicken.

Am selben Tage (26. Juni) begab S. Em. sich nach Alt-Fennern, wo sich sehr viele Leute versammelt hatten, von welchen sehr zahlreiche Bitten um Gestattung der Rückkehr zum Luthertum vorgebracht wurden. Als die Ermahnungen des Erzbischofs erfolglos blieben und die Bittsteller mit großer Festigkeit bei ihren Gesuchen beharrten, befahl S. Em. ihnen, sich zu entfernen, und erklärte ihnen, daß er sie nicht zu sehen wünsche. – Hierauf entfernte sich ein Teil der Leute, indem sie sagten, daß sie nie wieder in die orthodoxe Kirche kommen, die Kinder zum Taufen nicht hinbringen und selbst auch nicht zum Abendmahl gehen würden; der andre Teil blieb zurück, und aus ihrer Mitte hörte man Stimmen: Wir sind hierher gekommen, nicht um leere Phrasen zu hören, wir haben noch keinen endgültigen Bescheid bekommen usw. Der Ordnungsrichter war genötigt diese Leute zu entfernen. — Hier übergaben einige Personen dem Erzbischof schriftliche Gesuche, deren Inhalt unbekannt ist.

Bei seiner Abreise aus Alt-Fennern erschienen bei Sr. Em. wiederum Bittsteller mit dem Gesuch, ihnen den Übertritt zum Luthertum zu gestatten, sowie wegen des Landes, das ihnen angeblich bei der Annahme der Orthodoxie versprochen worden sei.

Am 27. Juni langte S. Em. im Fellinschen Kreise an. In diesem Kreise war die Zahl der Leute, die sich bei der Durchfahrt des Erzbischofs versammelten, viel geringer und auch die Zahl der Bittgesuche bezüglich der Rückkehr zum Luthertum unvergleichlich viel kleiner, als bei der Durchreise des Grafen Bobrikow, obgleich man die Reise Sr. Em. bekannt gemacht hatte. So wandten sich in Arrosaar und Ollustfer nur zwei Weiber mit Bitten an S. Em., die ihnen abgeschlagen wurden. In Karkus traten zwei Bauern als Bittsteller auf. In Oberpahlen und Abia war die Zahl der Bitten wegen des Luthertums größer und die Leute hartnäckiger in ihren Bemühungen. In seinen Ermahnungen geruhte S. Em. zu erklären, daß es den Petenten frei stände, sich an den Herrn und Kaiser zu wenden, daß aber S. Maj. diese Frage nicht anders entscheiden könne, als in Übereinstimmung mit den bestehenden Gesetzen.

In Fellin bildeten die um den Übertritt Bittenden die Mehrzahl unter dem versammelten Volk. Der abschlägige Bescheid und der Befehl Sr. Em., sich aus der Kirche zu entfernen, riefen

Äußerungen der Unzufriedenheit hervor. In Tuhhalane, wo die Zahl der Bittsteller ziemlich groß war, ereignete sich dasselbe wie in Fellin.

Im Fellinschen Kreise wurden Bitten um Vergrößerung der Anzahl der Kirchspiele eingebracht, um Reparatur der Kirchen, um Anweisung von Land für Kirchen, Kirchhöfe und Schulen; zugleich auch Klagen über Bedrückungen, denen die Bittsteller von seiten der Gutsbesitzer ausgesetzt seien wegen ihrer Zugehörigkeit zur Orthodoxie. Außer den genannten wurden Sr. Em. verschiedene kleinere Klagen und Bitten vorgetragen. In betreff der mehr oder weniger Beachtung verdienenden Sachen geruhte S. Em. zu versprechen, daß er wo gehörig darüber Rücksprache nehmen wolle, und riet den Leuten sich an die zuständigen Behörden zu wenden. Überall geruhte S. Em. die Verhandlungen mit dem Volke mit der Ermahnung zu schließen, in Friede und Eintracht zu leben, der Obrigkeit gehorsam zu sein und geduldig auf die Verbesserung ihrer Lage zu warten, indem er dabei versicherte, daß S. ksrl. Maj., die örtliche Obrigkeit und die Ritterschaft selbst auf ihr Wohlergehen bedacht seien und die Verbesserung ihrer Lage im Auge hätten.

Am 1. Juli kam S. Em. nach Rujen, und legte andern Tages, nachdem er einen Gottesdienst abgehalten, den in großer Anzahl erschienenen Leuten die üblichen Fragen vor. Auf die Frage, ob die Gemeinde mit dem Geistlichen zufrieden sei, erfolgte von verschiedenen Seiten eine verneinende Antwort, und einer sagte: Wir verstehen seine Worte nicht und uns sind die Zeremonien der orthodoxen Kirche fremd, wir wünschen nach dem Beispiel unsrer Väter einen Prediger zu haben und bitten uns unsern alten Glauben wiederzugeben und mit ihm unsre frühere Geistlichkeit. Dieser Bitte schlossen sich viele Gemeindeglieder an. S. Em. erwiderte: Ich frage euch, ob ihr mit eurem Priester zufrieden seid, und ihr bittet zum Luthertum übergehen zu dürfen, und seid dabei so laut, daß ich euch nicht verstehen kann. Wer sprechen will, möge vortreten, die übrigen aber mögen schweigen. Ich habe gehört, fügte der Erzbischof hinzu, daß einige von euch mit dem Geistlichen unzufrieden sind, so sagt also, weshalb eigentlich. — Einer der Anwesenden antwortete: Wenn wir in der Kirche sind, wollen wir eine Predigt hören, der orthodoxe Priester predigt

aber nicht. S. Em. entgegnete, daß alles, was der Priester in der Kirche rede, auch Gotteswort sei, so gut wie die Predigt eines lutherischen Pastors. Darauf war wiederum von verschiedenen Seiten zu hören: Wir wollen nichts anderes, als aus der orthodoxen Kirche entlassen zu werden. Auf die Bemerkung des Erzbischofs, daß das Gesetz die Aufnahme Andersgläubiger in den Schoß der orthodoxen Kirche gestatte, den Austritt aus ihr dagegen verbiete, erwiderte einer aus dem Volke, wenn ein Gesetz erlassen worden sei, welches gestattete, durch allerlei Lockungen ihre Väter in die Orthodoxie aufzunehmen, so müßte eben ein Gesetz erlassen werden, das den Kindern den Austritt aus dieser Kirche einräume, den Kindern, die an dem Glaubenswechsel der Väter unschuldig sind. — Eine Menge Stimmen erhoben sich zur Bekräftigung dieser Worte, und in der Volksmasse entstand eine große Bewegung. Als die Ruhe durch den Ordnungsrichter wieder hergestellt war, geruhte S. Em. zu sagen, er werde Bitten um Übertritt zum Luthertum nicht mehr gestatten, und sie würden vergeblich davon reden; wenn sie nicht auf ihn hören würden, werde er die Versammlung unverzüglich entlassen. — Bei diesen Worten entstand ein starker Lärm im Volke, man hörte von verschiedenen Stellen die Bemerkung: Weshalb sind wir denn hierher gekommen, wenn man unsre hauptsächlichste Bitte nicht anhören will? und dem Ordnungsrichter gelang es nur mit Mühe, die Ruhe wieder herzustellen. — Hierauf forderte S. Em. die Gemeinde auf, ihre Wünsche und Klagen über andre Dinge zu äußern. Hierauf bemerkte einer der Anwesenden: Wir haben bis jetzt das Land nicht bekommen, das uns beim Übertritt versprochen wurde, und die Lutheraner lachen über uns, daß wir unsern Glauben gewechselt. S. Em. erwiderte, daß S. Maj. viel Land habe und ihnen welches geben werde, wenn sie übersiedeln möchten. Die Leute antworteten, sie wünschten auf ihren Stellen zu bleiben. S. Em. geruhte sodann zu bemerken, daß ihnen hier kein Land gegeben werden könne, weil es den Gutsbesitzern gehört und man diese zum unentgeltlichen Abtreten von Land nicht zwingen könne. Auf die Ermahnung Sr. Em., Ruhe und Frieden zu halten, erwiderten die Petenten, sie dächten garnicht daran, die Ruhe zu stören, ihre wesentliche Bitte sei, daß man ihnen ihren alten Glauben wiedergebe. Wir verlangen nichts, sagten sie, sondern bitten nur

bescheiden. S. Em. erklärte ihnen, wenn die Rede nochmals den Übertritt berühre, so werde er die Versammlung sogleich verlassen, worauf viele aus der Menge antworteten, daß sie von jetzt ab nie mehr in die orthodoxe Kirche gehen würden. Geht wohin ihr wollt, entgegnete ihnen S. Em.

Aus Rujen begab S. Em. sich am selben Tage nach Wolmar, wo er von den versammelten Gliedern der orthodoxen Gemeinde begrüßt wurde. Am andern Tage bei seiner Abfahrt nach Riga wandten sich viele Personen an S. Em. mit der Bitte um Entlassung aus der orthodoxen Kirche, worauf S. Em. zu bemerken geruhte, daß dergleichen Bitten nicht berücksichtigt werden könnten. — —

Am 16. Juli langte S. Em. wieder in Wolmar an. Nachdem er andern Tages in der dortigen orthodoxen Kirche Gottesdienst abgehalten hatte, wandte Se. Em. sich an die in geringer Anzahl erschienenen lettischen Gemeindeglieder mit folgender Rede: „Bei meiner Rundfahrt ist es öfters vorgekommen, daß zur orthodoxen Kirche gehörige Gemeindeglieder um Rückkehr zum Luthertum baten. In der Voraussetzung, daß auch unter euch solche Leute sich finden, halte ich es für meine Pflicht zu erklären, daß das Gesetz den Austritt aus der Orthodoxie streng verbietet. Man kann einen schlechten Glauben gegen einen guten vertauschen, aber niemals umgekehrt. Daß aber die griechisch-rechtgläubige Lehre die bessere ist, kann man schon daraus schließen, daß sie eben rechtgläubige genannt wird. Sie bildet die Wurzel, aus der alle übrigen Konfessionen hervorgegangen sind. Deshalb verbiete ich euch um Rückkehr zum Luthertum zu bitten."

Darauf, nachdem den versammelten Zuhörern die Bedeutung verschiedener Gebräuche der orthodoxen Kirche erklärt worden waren, bat ein Gemeindeglied S. Em. um Befreiung seiner Tochter von der Orthodoxie. Der Dolmetscher Sr. Em., der Eichenangernsche Priester Poljakow verbot ihm namens Sr. Em. zu reden. Der Bittsteller erwiderte, daß er mit seinem Glauben vollständig zufrieden sei, seine Frau jedoch, eine Lutheranerin, veranlaßt durch andre Lutheraner, ihn zu dieser Bitte überredet habe. Darauf erkundigte sich der Dolmetscher sogleich nach dem Namen der Personen, die seine Frau dazu angestiftet hatten; der Bittsteller konnte jedoch niemand nennen und fuhr inzwischen fort zu ver-

sichern, daß dies nur infolge der Überredung seiner Frau durch die Lutheraner so habe kommen können, worauf der Erzbischof zu bemerken geruhte: „Da seht ihr, was für schlimme Leute die Lutheraner sind.“ — S. Em. eröffnete nun den Anwesenden, daß diejenigen, die irgend welche andern Wünsche hätten, zu ihm in die Wohnung des Priesters kommen möchten, segnete das Volk und verließ die Kirche.

Der Ordnungsrichter, der S. Em. in die Wohnung begleitete, traf im Vorzimmer acht orthodoxe Gemeindeglieder in heftigem Gespräch mit verschiedenen Priestern, die sich eifrig bemühten, sie auf einen besseren Weg zu bringen. Als der Ordnungsrichter sich in das Gespräch mengte, erfuhr er, daß diese Leute dem Erzbischof vorgestellt zu werden wünschten, die Priester aber sich anstrengten, sie davon abzuhalten. Der Ordnungsrichter bat den Erzbischof, die Bittsteller anzunehmen. Auf die Bitte der letzteren erwiderte S. Em., daß die Rückkehr zum Luthertum, wie sie schon in der Kirche gehört hätten, gesetzlich unmöglich sei, worauf fast wie aus einem Munde die Antwort erfolgte: „Wir besuchen die orthodoxe Kirche schon längst nicht mehr und werden auch künftig unsern Fuß nicht dahin setzen; wenn wir dafür bestraft werden müssen, werden wir es geduldig ertragen. Aber eine solche Lage wie die jetzige ist für uns unerträglich.“

S. Em. erwiderte darauf, daß er so üble Leute gern aus der Kirche entlassen würde, wenn das Gesetz es nicht verböte, daß er aber den Kaiser bitten werde, sie in Rußland, wo Lutheraner sind, anzusiedeln. Darauf wurde Sr. Em. jedoch erwidert, daß hier nicht von einer Verbannung, sondern von der Bitte die Rede sei, den armen irregeführten Leuten ihren alten Glauben wiederzugeben. Einem von diesen Leuten, der eine Lutheranerin zur Frau hatte und annahm, daß es daher schwer sei, die Pflichten eines Rechtgläubigen hinsichtlich der Fasten und der Kindererziehung zu erfüllen, bemerkte S. Em., daß die Fasten nicht zur Religion gehören. Nachdem er die Bittsteller entlassen und zu Mittag gespeist hatte, fuhr der Erzbischof um 5 Uhr nach Walk.

Am 19. Juli abends kam der Erzbischof in Walk an. Hier versammelten sich am andern Tage in der Wohnung Sr. Em. 20–30 Letten und Esten, von den letzteren trugen einige Sr. Em. Bitten vor. So beklagte sich ein Koikküllscher Bauer darüber, daß

man ihn verpflichte, statt für das Gut Arbeiten für das Pastorat zu leisten.

S. Em. wies die Bittsteller an, sich mit ihrer Klage an die zuständige Stelle zu wenden. Ein Hummelshofscher Bauer aus dem Fellinschen Kreise brachte eine ebensolche Klage vor, und fügte hinzu, daß der Gutsbesitzer ihn wegen seiner Zugehörigkeit zur Orthodoxie bedrängt. Der Erzbischof versprach dieser Sache seine Aufmerksamkeit zu widmen und schlug dem Bittsteller zugleich vor, sich an die Zivilbehörde zu wenden. — Ein Kawershofscher Bauer überreichte Sr. Em. die Bitte, wenn nicht ihm und seiner Frau, so doch wenigstens seinen Kindern die Rückkehr zum Luthertum zu gestatten S. Em. erklärte ihm, daß er eine solche Bitte nicht entgegennehmen könne, da sie gesetzwidrig sei. Endlich reichten drei Lude-Großhofsche Bauern eine Bittschrift ein nebst einer Klage über Bedrückung durch den Gutsbesitzer wegen ihrer Zugehörigkeit zur Orthodoxie. Die Bittschrift wurde vom Erzbischof entgegengenommen, zugleich aber die Bittsteller angewiesen, sich an die zuständige Behörde zu wenden.

Über Fölk, wo ein Gottesdienst gehalten wurde, langte S. Em. am 20. Juni in Ilmjärw an. Am andern Tage wurde in der dortigen orthodoxen Kirche ein Gottesdienst gehalten und der Erzbischof legte sodann den etwa 300 Versammelten die üblichen Fragen vor, ob sie mit dem Priester und Küster zufrieden seien, und fragte sodann, ob jemand irgend welche andre Klagen habe. Daraufhin beklagten sich einige aus dem Volk darüber, daß sie bis jetzt noch nichts von dem erhalten hätten, was ihnen für den Übertritt zur Orthodoxie versprochen worden wäre; andre klagten über die allzu hohen öffentlichen Abgaben, und ein Bauer bat, daß jedem, der es wünsche, die Rückkehr zum Luthertum gestattet werden möge. Indem er der Gemeinde erklärte, daß der Austritt aus der Orthodoxie vom Gesetz nicht gestattet werde, geruhte S. Em. hinsichtlich der oben erwähnten Klagen zu bemerken, daß eine Landverteilung für den Übertritt zur Orthodoxie ganz und gar nicht versprochen worden sein kann, daß aber zur Verbesserung ihrer Lage von seiten des Generalgouverneurs und der Gutsbesitzer alles geschehen werde und daß ihm positiv bekannt sei, daß der Herr und Kaiser den Edelleuten befohlen habe, die Verbesserung der Lage der Bauern zu beschleunigen.

Sodann wandte S. Em. sich an die Anwesenden mit der Ermahnung, fest am Glauben und an der rechtgläubigen Kirche zu halten und ruhig auf bessere Zustände zu warten, und geruhte unter andrem zu bemerken, wie ihm bekannt sei, daß die Bauern es schwer haben, daß sie arbeiten müssen zu der Zeit, wo die Gutsbesitzer in ihren Betten liegen, daß es aber anders und leichter werden wird.

Am selben Tage nachmittags kam S. Em. nach Kastolatz und begab sich in die orthodoxe Kirche, wo etwa 400 Leute aus dem Volke sich versammelt hatten. Nach dem Gottesdienst forderte S. Em. die Anwesenden auf, ihre Wünsche hinsichtlich der religiösen Frage zu verlautbaren. Daraufhin sprach ein großer Teil derselben den Wunsch aus, zum Luthertum zurückzukehren. S. Em. bemerkte, es sollten nicht alle auf einmal sprechen, sondern irgend einer allein. Als hierauf einer aus dem Volke die Bitte wegen des Übertritts wiederholte und der größte Teil der Anwesenden sie bekräftigte, schwieg S. Em. still. Viermal wiederholte sich das gleiche, daß einer zu sprechen begann und die übrigen seine Worte bekräftigten. Darauf befahl S. Em., daß alle, welche um den Übertritt bitten, sogleich die Kirche verlassen sollten, worauf gegen 300 Leute sich aus der Kirche entfernten. Einige von den Bittstellern blieben jedoch in der Kirche zurück und diesen letzteren erklärte der Erzbischof, daß die lutherische und die orthodoxe Religion ein und dieselbe seien, daß der Unterschied nur in den kirchlichen Gebräuchen und Sakramenten bestehe, daß er persönlich solche Abtrünnige nicht im Schoße der rechtgläubigen Kirche zurückhalten möchte, daß aber das Gesetz die Rückkehr zum Luthertum verbietet.

Diese Erklärung brachte nicht den gewünschten Eindruck hervor und die Bittsteller blieben bei ihrem Gesuch. Als der Erzbischof aus der Kirche trat, kamen die Leute, welche auf seinen Befehl die Kirche verlassen hatten, auf ihn zu und baten ihn um seine Mitwirkung zur Erlangung der Erlaubnis zu ihrer Rückkehr zum Luthertum. Da nun viel Volk vorhanden war und alle auf einmal sprachen, so wurde ihnen befohlen, sich zu beruhigen, worauf der Schloß-Odenpähsche Bauer Michel Lahn in achtungsvollen Ausdrücken dem Erzbischof die Bitte wegen des Übertritts wiederholte. S. Em. befahl diesen Bauern wegen seiner Hartnäckigkeit zu arre-

tieren. Lohn wurde auf Anordnung des Ordnungsrichters zur Seite geführt und der Erzbischof setzte seinen Weg zur Wohnung des Ortsgeistlichen ruhig fort.

Hierauf umringten die stark erregten Bauern den Ordnungsrichter und baten ihn ihre Bitte wegen der Rückkehr zum Luthertum der höheren Obrigkeit vorzustellen, da es Sr. Em. nicht genehm gewesen sei, ihnen Aufmerksamkeit zu schenken, und fügten hinzu, daß es Sr. kais Maj. vermutlich ganz einerlei sei, welchen christlichen Glauben seine getreuen Untertanen bekennen, und daß nicht nur sie, sondern auch tausend andre ebensolche Bitten vorbringen würden.

S. Em. geruhte sich zur Nacht zum Sontackschen Priester zu begeben und hielt am 22. Juni in der dortigen Kirche einen Gottesdienst, wobei gegen 350 Menschen anwesend waren Hier wurde gleichfalls der Wunsch zum Luthertum zurückzukehren verlautbart. S Em. forderte diejenigen, die den Übertritt wünschten, auf, einen aus ihrer Mitte zu beauftragen, ihre Bitten auszusprechen. Hierauf wiederholte einer aus der Menge das Gesuch wegen des Übertritts, und antwortete auf die Fragen nach den veranlassenden Gründen dazu, daß sie in der lutherischen Kirche getauft und erzogen seien, ihnen der Ritus der rechtgläubigen Kirche unbekannt sei und daß sie im Herzen dem lutherischen Glauben treu geblieben seien. Bei gemischten Ehen, sagte er, kommt es vor, daß die einen Glieder der Familie die lutherische Kirche besuchen, die andern genötigt sind in die orthodoxe zu gehen, woraus eine Zerrüttung des Familienlebens entspringt. Der Erzbischof antwortete, daß er ihre Bitten nicht erfüllen könne, da sie dem Gesetz widersprechen, und befahl darauf, daß diejenigen, die keine andern Bitten hätten, sich aus der Kirche entfernen sollten. Hierauf wurden von einigen Leuten Klagen darüber vorgebracht, daß sie keine Landanteile bekommen könnten und daß bei der Verpachtung von Ländereien den Lutheranern der Vorzug gegeben werde. S. Em. erwiderte, daß im Samaraschen und Saratowschen Gouvernement viel freies Land sei und sie sich nur dorthin zu begeben brauchten, um es zu bekommen. Er seinerseits wünsche dazu mitzuwirken, daß das Gesindeland auf den Kronsgütern unter die Bauern verteilt werde, die Land zu haben wünschen. Hierbei bemerkte S. Em. auch, daß der Ackerbau nicht die einzige Quelle

der Existenz sei, sondern daß man durch Tagelöhnerarbeit und Handwerk gleichfalls die Mittel zum Leben erwerben könne. — Nachdem der Erzbischof sich in die Wohnung des Ortspriesters begeben hatte, versammelte sich ein Volkshaufe von etwa 300 Mann, und baten, daß ihnen gestattet werde, nochmals mit Sr. Em. zu sprechen und ihm die Bitte wegen der Rückkehr zum Luthertum vorzulegen. Trotz des Befehls einiger geistlicher Personen ging die Menge nicht auseinander und nur das Versprechen des Ordnungsrichters, ihre Bitte dem Generalgouverneur vorzulegen, beruhigte das Volk.

Am Abend desselben Tages langte der Erzbischof in Dorpat an, von wo er sich am andern Morgen nach Schloß Lais begab. Hier waren gegen 150 Personen versammelt und eine große Anzahl der anwesenden Männer und Frauen wandte sich an den Erzbischof mit der Bitte, daß ihnen die Rückkehr zum Luthertum gestattet werde. S. Em. antwortete, daß er sie mit Vergnügen aus der orthodoxen Kirche entlassen würde, da sie ihr nicht treu seien, daß aber das Gesetz es verbiete. Auf die Bemerkung der Bittsteller, daß der allergnädigste Kaiser, der das Wohl seines Volkes im Auge habe, sicherlich ihre Bitten erfüllen würde, wenn man sie ihm vorlegte, entgegnete der Erzbischof, daß der Herr und Kaiser selbst zur orthodoxen Kirche gehöre und deren Gesetze wahren müsse. Hierauf erklärten einige von den Frauen, daß aus den gemischten Ehen Unglück und Zwist im Familienleben entständen, und baten mit Tränen, daß denen, die es wünschen, die Rückkehr zum Luthertum gestattet werde. S. Em. erwiderte, er habe schon vielemal erklärt, daß solche Bitten nicht erfüllt werden könnten, und er deshalb wünsche, mit dergleichen nicht mehr belästigt zu werden. Auf die Frage, ob jemand noch irgend welche andre Bitten habe, sagte einer der Anwesenden, daß man von ihm Abgaben zum Besten der lutherischen Schule erhebe, obgleich er zur orthodoxen Kirche gehöre. Einige klagten darüber, daß sie kein Land hätten und daß ihr Leben unter Lutheranern und solchen, die der orthodoxen Kirche nicht ganz treu sind, äußerst unangenehm sei und daß es wünschenswert wäre, den treuen Anhängern der Orthodoxie gesondert von den Lutheranern Land anzuweisen. Der Erzbischof antwortete, daß die Glieder der orthodoxen Kirche nicht verpflichtet seien, irgend etwas zum Unterhalt der

lutherischen Kirchen und Schulen zu zahlen, und daß er, wenn es auch sehr schwer zu erfüllen sei, sich bemühen werde dazu beizutragen, daß die Orthodoxen zusammen wohnen und ihnen zu diesem Zweck Gesindeland auf den Kronsgütern angewiesen werde.

S. Em. geruhte in Tschorna zu nächtigen und am 24. Juli wurde in der dortigen Kirche ein Gottesdienst gehalten, dem eine große Anzahl genuiner Russen und nur etwa 80 zur Orthodoxie übergetretene Esten von den benachbarten Gütern beiwohnten. Nach Beendigung desselben erklärten auf die üblichen Fragen des Erzbischofs fast alle anwesenden Esten, den Wunsch zum Luthertum überzugehen. Der Erzbischof antwortete, daß er diese Bitte nicht erfüllen könne, da sie nicht gesetzlich sei, und begab sich darauf nach Lohusu, wo er in der auf eigene Kosten vom Bauern Treuling erbauten Kirche einen Gottesdienst abhielt. Aus Tschorna, wohin der Erzbischof aus Lohusu zurückkehrte, begab er sich nach Jaegel, wo in der Interimskirche ein liturgischer Gottesdienst gehalten wurde. Die hierbei anwesenden Esten baten um die Rückkehr zum Luthertum; da aber diese Bitte von allen anwesenden Männern und Frauen auf einmal ausgesprochen wurden, so befahl der Erzbischof, daß einer von ihnen allein reden solle, worauf ein in der Nähe stehender Pallascher Bauer die Bitte wiederholte. S. Em. erklärte durch den Dolmetscher der Versammlung, daß die Bitte dem Gesetz widerspreche und daher nicht erfüllt werden könne. Hierauf sagte ein Kockorascher Bauer, daß vor 18 Jahren die damalige Geistlichkeit die Bauern zum Übertritt zur Orthodoxie bewogen habe, indem sie ihnen dafür Land und die Erlassung vieler Abgaben versprochen. S. Em. erwiderte, daß er bei seinem Amtsantritt in den Akten nirgendwo gefunden habe, daß ein ähnliches Versprechen gegeben worden sei, und er zweifle umsomehr daran, als den Bauern erklärt worden sei, daß sie für den Übertritt zur orthodoxen Kirche keinerlei zeitliche Vorteile zu erwarten hätten. Hierauf erwiderten derselbe Bauer und zwei andre, daß die erwähnte Erklärung erst einige Monate nach dem Übertritt zur Kenntnis des Volkes gelangt sei, wobei sie hinzufügten, daß sie auf der Erfüllung der erwähnten Versprechungen nicht bestehen, sondern nur wünschen, daß ihnen die Rückkehr zum Luthertum gestattet werde. S. Em. erklärte diesen drei Bittstellern, daß er bereit sei sich in Petersburg für sie um die Erlaubnis zu bemühen,

zum Luthertum zurückzukehren, sowie um Anweisung von Land in Rußland, z. B. im Samaraschen Gouvernement, damit sie von ihrem gegenwärtigen Wohnsitz entfernt und ihnen die Möglichkeit genommen würde, die übrigen Orthodoxen zu verwirren. Die Bittsteller sowie andre in der Nähe stehende Leute erwiderten, daß sie weder Land noch andre Vorteile wünschen und geduldig alle Entscheidungen des Herrn und Kaisers über sie ertragen wollten, sogar die Einsperrung, wenn ihnen nur gestattet werde, zu ihrem früheren lutherischen Glauben zurückzukehren, in dem sie getauft und erzogen seien. S. Em. befahl ihnen nochmals zu erklären, daß er ihre Bitten wegen der Rückkehr nicht erfüllen könne und daß es ein unwahres Gerücht sei, daß er diese Reise unternommen habe, um diejenigen aus der orthodoxen Kirche zu entlassen, die es wünschen, und daß sie sich aus der Kirche entfernen sollten, wenn sie keine andern Gesuche vorzubringen hätten. Hierauf entfernte sich ein großer Teil der Leute aus der Kirche, und sagten, daß sie sie nie wieder besuchen würden.

Ein Allatzkiwwischer Bauer klagte sodann darüber, daß der Gutsbesitzer sein sowie andre Landstücke zum Hofe gezogen und ihnen dafür andres untaugliches Land gegeben habe. Diese Klage wurde von zwei andern Allatzkiwwischen Wirten bestätigt. S. Em. antwortete den Bittstellern, er könne ihnen keinerlei Hilfe erweisen, sie sollten jedoch auf eine Besserung ihrer Lage hoffen, da der Kaiser und die Gutsbesitzer sich dessen annähmen.

Am 26. Juli kam S. Em. nach Dorpat. Als hier der Erzbischof nach dem Gottesdienst, dem gegen 300 Esten beiwohnten, diese aufforderte, ihre Wünsche hinsichtlich des Glaubens zu äußern, erhoben sich von verschiedenen Seiten Stimmen: wir bitten um unsern alten lutherischen Glauben. S. Em. erwiderte, daß er die Bitte um Rückkehr in die lutherische Kirche nicht erfüllen könne, da sie dem Gesetz widerspreche. Ein ziemlich hörbares Gemurmel in dem Haufen der Esten zeigte deutlich ihre Unzufriedenheit mit diesem Bescheid. Der Erzbischof befahl Stille, indem er die Anwesenden daran erinnerte, daß sie sich nicht in einem Kruge, sondern in der Kirche befänden und er bei einer Wiederholung ähnlicher Demonstrationen die Ruhestörer arretieren lassen werde. Hierauf klagte ein Kerimoisscher Bauer, daß man ihm ein Bauergesinde, um das er gebeten, abgeschlagen habe wegen

seiner Zugehörigkeit zur orthodoxen Kirche. Der Erzbischof befahl dem Propst, seinen Namen zu notieren. Um 1 Uhr nachmittags geruhte S. Em. die Kirche zu verlassen.

Am 28. Juli traf S. Em. in der Heimadraschen Kirche ein, wo sich von den umliegenden Gütern etwa 70 Bauern beiderlei Geschlechts versammelt hatten. Auf die Aufforderung, ihre Bitten bezüglich der Religion vorzubringen, erklärten drei Bauern, daß sie die Worte des Priesters nicht verstünden und deshalb zum Luthertum zurückzukehren wünschen würden. Der Erzbischof erwiderte darauf, daß er einen andern Priester ernennen werde, dessen Sprechweise sie verstehen würden. Einer der Bittsteller entgegnete, daß er in diesem Fall mit dem orthodoxen Glauben zufrieden sein werde; die beiden andern aber beharrten auf ihrer Bitte, indem sie hinzufügten, daß ihre Kinder ihnen keine Ruhe ließen und ihnen Vorwürfe machten wegen des Übertritts zur Orthodoxie. Ein Bauer sagte, er könne nur einmal jährlich in die Kirche gehen, weil er den Weihrauchduft nicht vertragen könne und jedesmal Kopfschmerzen bekäme. Der Erzbischof entgegnete, daß er selbst sie gern aus der orthodoxen Kirche entlassen würde, dies jedoch nicht tun könne, da das Gesetz es nicht gestatte.

Am 29. Juli kam der Erzbischof in die Nappinsche Kirche, wo sich einige hundert Leute versammelt hatten. Hier wurde auf die Frage Sr. Em., ob sie mit der Geistlichkeit zufrieden seien und ob jemand irgend welche Bitten vorzubringen habe, der vollen Zufriedenheit mit allem Ausdruck gegeben.

Am Abend langte der Erzbischof in Werro an. Am andern Tage versammelten sich in der dortigen Kirche einige hundert Leute von den umliegenden Gütern aus dem 5., 6. und 7. Kirchspielsbezirk. Nach Beendigung der Liturgie erhoben sich auf die üblichen Fragen des Erzbischofs gleichzeitig eine Menge Stimmen. S. Em. bemerkte, wenn jemand in kirchlicher Hinsicht ein Anliegen an ihn habe, so möge er vortreten, worauf eine große Anzahl von Leuten mit Bitten und Klagen vortrat. Der Erzbischof ermahnte die Bittsteller, sich streng an die Wahrheit zu halten und keine Gegenstände hineinzumengen, die nicht die religiöse Sache beträfen. Die Bittsteller äußerten den Wunsch, zum Luthertum zurückzukehren, weil sie die Bedrückungen, Verfolgungen und Verspottungen nicht länger ertragen könnten, denen sie seit vielen Jahren wegen ihrer

Zugehörigkeit zur Orthodoxie ausgesetzt seien. Wenn das Gesetz, sagten sie, sie auch von allen Verpflichtungen zum Besten der lutherischen Kirchen befreit hat, so zwingen die Gutsverwaltungen sie doch durch Drohungen der sofortigen Aussetzung vom Lande, alle Arbeiten zum Besten der lutherischen Kirchen ebenso wie die Lutheraner zu leisten; wenn sie sich dem entzögen, so würden sie ohne Dach über dem Kopfe bleiben, weil sie ihres Glaubens wegen keine Stellen und kein Land finden würden; deshalb bäten sie, entweder sie gegen die Verfolgungen zu schützen oder ihnen die Rückkehr zum Luthertum zu gestatten.

Der Erzbischof erklärte ihnen, daß es nicht in seiner Macht liege, ihnen den Austritt aus der orthodoxen Kirche zu gestatten, weil das Gesetz es strikt verbiete, und schlug ihnen vor, sich mit ihren Klagen, wenn sie gerechtfertigt seien, an die zuständigen Behörden zu wenden. Auf den Einwand der Bittsteller, daß sie dies schon einigemal, aber ohne jeden Erfolg getan hätten, riet S. Em. ihnen, sich an die höchste Obrigkeit zu wenden. Sie erwiderten, daß sie so zerrüttet seien, daß sie keine Reise nach Riga unternehmen könnten. Der Erzbischof versprach ihnen ihre Klagen zur Kenntnis der Gouvernementsregierung zu bringen und ermahnte sie ruhig zu bleiben, da die Ritterschaft die Verbesserung der Lage der Bauern sich bereits zur Aufgabe gestellt habe, und bat sie zugleich dem Beispiel des Erlösers zu folgen, der nicht nur denen vergab, die ihn verfolgten und schmähten, sondern auch für sie betete.

Am 31. Juli kam der Erzbischof in die Hahnhofsche Kirche, wo sich gegen 100 Bauern versammelt hatten. Hier wurden ebensolche Bitten und Klagen vorgebracht, wie in Werro, und von seiten des Erzbischofs erfolgten dieselben Antworten und Ermahnungen. Der einzige Unterschied war, daß hier drei Frauen um die Rückkehr zum Luthertum baten mit der Motivierung, daß sie schon als kleine Kinder von ihren Eltern mit der orthodoxen Kirche vereinigt seien, in deren Schoß sie keine Seelenruhe fänden. Der Erzbischof erklärte ihnen, daß es nicht in seiner Macht stehe, ihren Bitten zu genügen, tröstete sie damit, daß ein Christ in jeder christlichen Konfession Ruhe finden könne, und riet ihnen sich an ihren Seelsorger zu wenden, damit er sie mit der Lehre ihrer Kirche bekannt mache, die in den Grundlagen mit der der lutherischen gleich sei.

Am 31. Juli kam Se. Em nach Alt-Laitzen. Hier wurde nach dem Gottesdienst von seiten der Anwesenden der Wunsch ausgesprochen, daß jetzt endlich jene Versprechungen hinsichtlich der Landverteilung erfüllt werden möchten, die von der orthodoxen Geistlichkeit den Übertretenden gemacht worden seien. Der Erzbischof antwortete, daß die Lage seiner Untertanen und besonders des einfachen Volkes dem Herrn und Kaiser sehr nah am Herzen liege, daß sie sich damit trösten könnten, daß Se. Maj. sich soviel als möglich um die Verbesserung ihrer materiellen Lage kümmern werde. Wie das zur Ausführung gebracht werden wird, sei ihm, dem Erzbischof, unbekannt; er könne sie jedoch versichern, daß man die Verbesserung ihrer Lage erwäge. Ohne Zweifel würde diese Verbesserung in solcher Weise erfolgen, daß die Vorteile, die dem Bauern gewährt würden, die Interessen der gegenwärtigen Eigentümer des Landes nicht verletzen. Deshalb rate er ihnen geduldig darauf zu warten, was hinsichtlich ihrer von der Obrigkeit geschehen werde. — Die Bauern antworteten hierauf, daß sie schon lange warten, daß man sie jedoch betrüge. Der Erzbischof bemerkte, daß er während seiner Rundfahrt häufig die Bitten um Land gehört habe und er zu seinem Bedauern daraus schließen müsse, daß die Bittsteller sich mehr um zeitliches als um das ewige Wohl kümmerten. Übrigens, fügte er hinzu, gibt es im Innern des Reiches viel freies Land, dorthin könnten sie übersiedeln und Land erhalten. Aber hierzu erklärten sich die Bittsteller nicht bereit.

Darauf traten viele vor und erklärten, daß sie auch ohne Land zum Luthertum übertreten möchten, da sie jetzt weder Orthodoxe noch Lutheraner seien und gar keine Religion hätten. Orthodox geworden schon als kleine Kinder ohne ihren eigenen Wunsch, bäten sie ihnen die Rückkehr in die lutherische Kirche zu gestatten. Der Erzbischof erwiderte darauf, die Erfüllung ihrer Bitte läge nicht in seiner Macht, weil das Gesetz den Austritt aus der Orthodoxie verbiete. Diese Worte riefen Unzufriedenheit im Volke hervor und es kam zu einer starken Erregung, wobei übrigens die Ordnung nicht gestört wurde.

Auf der Fahrt von Alt-Laitzen hielt der Erzbischof in der Marienburgschen Kirche in Gegenwart einer großen Anzahl Volkes einen Gottesdienst ab. Auf die Frage S. Em., ob jemand

mit ihm über die religiöse Frage reden wolle, bat ein Marienburgscher Bauer, ihm die Rückkehr zum Glauben seiner Väter zu erlauben, weil er noch als Kind, ohne reife Einsicht, der Orthodoxie zugezählt sei. Dieser Bitte schlossen sich viele aus der Menge an, sie wurden aber angewiesen zu schweigen, weil der Erzbischof, wenn sie alle auf einmal reden, sich keinen klaren Begriff von ihren Bitten machen könne. Hierauf erklärte S. Em., daß er in Anbetracht der bisherigen Beispiele es für notwendig halte, dem vorzubeugen und Bitten um Rückkehr zum Luthertum nicht mehr annehmen noch anhören werde. Diese Worte des Erzbischofs riefen ein dumpfes Gemurmel im Volke hervor, es waren in der Menge die Äußerungen zu hören: „wir wollen nicht mehr bleiben", und „dann ist ja alles zu Ende."

Als der Erzbischof nun fragte, ob sie nicht irgend welche andre Bitten hätten, traten drei Fiandensche Bauern vor und einer von ihnen beklagte sich darüber, daß der Gutsbesitzer ihn widergesetzlich gestraft habe, der andre, daß die Fiandenschen Gemeindeglieder ungerechterweise zum Rekrutenlosen herangezogen seien, der dritte, daß den rechtgläubigen Bauern die Pachtung von Land erschwert werde wegen ihrer Zugehörigkeit zur Orthodoxie. Der Erzbischof hieß sie in seine Wohnung kommen, indem er hinzufügte, daß sie sich mit ihren Bitten eigentlich an die weltliche Obrigkeit wenden müßten, dabei aber im Auge behalten, daß sie einer Strafe unterzogen würden, falls ihre Klagen sich als ungerechtfertigt herausstellten.

Statt am 31. Juli traf S. Em. erst am 1. August in M a l u p ein, und wahrscheinlich deshalb hatten sich in der dortigen Kirche sehr wenig Orthodoxe eingefunden, dagegen füllte sich diese nach Beendigung des Gottesdienstes mit vielen Lutheranern. Zu Beginn des Gesprächs mit dem Volk ordnete der Erzbischof an, daß jeder einzeln seine Bitten vorbringen solle, und der Ortsgeistliche ließ einen Bauern näher herantreten; der letztere drückte seine volle Zufriedenheit mit dem orthodoxen Glauben aus, und bat um die Erbauung eines Altars in der Interimskirche. Hierauf traten drei Annenhofsche Bauern vor und klagten, daß bei der Verpachtung von Land Lutheranern der Vorzug vor ihnen als Rechtgläubigen gegeben worden sei. Mit großen Opfern, sagten sie, haben wir unsre Landstücke melioriert, um sie an solche abzu-

treten, die eine höhere Arrende zahlen. S. Em. erwiderte ihnen, daß das Land den Gutsbesitzern gehöre und ihnen in dem Sinne, wie sie es verstehen, keine Hülfe erwiesen werden kann ohne Verletzung des Eigentumsrechts. Dann fragte der Erzbischof sie, ob sie nicht nach Rußland übersiedeln wollten, wo sie Land bekämen, mehr als sie nötig hätten; sie antworteten, der Weg dahin sei ihnen unbekannt, sie wünschten jedoch die jetzt von ihnen gepachteten Landstücke durch Kauf zu erwerben. S. Em. erwiderte, daß sie die Erfüllung dieses Wunsches auf dem gesetzlichen Wege vom Herrn und Kaiser, der Obrigkeit und den Gutsbesitzern erwarten müßten. — Schließlich klagten drei Beyenhofsche Wirte darüber, daß sie entgegen dem Kontrakt statt der Hofsarbeit für das lutherische Pastorat Arbeit leisten müßten. Der Erzbischof schlug ihnen vor, sich an die zuständigen Behörden zu wenden.

Aus Malup begab sich S. Em. nach Stomersee. Hier wurde ihm nach dem Gottesdienst eine Bitte um Rückkehr zum Luthertum vorgetragen. Da sich die Bittsteller sehr hitzig äußerten, so bemerkte ihnen der Ordnungsrichter, daß sie sich in der Kirche befänden und Sr. Em. Ehrerbietung schuldig seien. Der Erzbischof erklärte ihnen, daß es der rechtgläubigen Kirche einerlei sein würde, so undankbare Glieder aus ihrem Schoße auszuschließen, und er, wenn es von ihm persönlich abhinge, sie nicht eine Minute zurückhalten würde, daß aber das Gesetz den Austritt aus der Orthodoxie verbiete. Während meiner Reise, fügte er hinzu, habe ich bemerkt, daß das Gerücht verbreitet ist, als reiste ich durch die Eparchie, um denen, die es wünschen, die Rückkehr zum Luthertum zu gestatten. Dieses Gerücht ist vollkommen falsch; der Zweck meiner Reise ist nicht den Übertritt zu begünstigen, sondern ihn zu verhindern. Deshalb soll sich niemand mit ähnlichen Bitten an mich wenden, sie werden ohne Folgen gelassen werden. Auf die Frage, ob die Gemeinde noch andre Bitten vorzubringen habe, war die Antwort: „Wir wollen nicht bleiben, wir haben nichts mehr zu sagen."

Aus Stomersee fuhr der Erzbischof nach Golgowski. Hier drückte nach dem Gottesdienst in der vollen Kirche auf die Aufforderung des Erzbischofs, Bitten auf geistlichem Gebiet vorzubringen, ein Druwenscher Bauer den Wunsch aus, zum Luthertum zurückzukehren. Das wurde ihm von S. Em. abgeschlagen, der

dabei der Gemeinde eröffnete, daß das Gesetz den Übertritt nicht zulasse, daß die rechtgläubige Kirche dieselben Mittel geistlichen Trostes besitze, wie die lutherische, und endlich, daß er aus Mitleid den Verirrten nicht erlaube, zum Luthertum zurückzukehren, weil jeder, der der rechtgläubigen Kirche untreu geworden und von ihr ausgeschlossen ist, dem Fluche verfällt. Darauf wandte sich ein Alt-Schwaneburgsches Mädchen mit der gleichen Bitte an ihn; sie wurde jedoch gleichfalls abgewiesen. Sodann klagten einige Tirsensche Wirte darüber, daß ihre Pachtgrundstücke zum Hofe gezogen seien. Die Bittsteller wurden angewiesen, sich an die Zivilobrigkeit zu wenden.

Am 2. August traf S. Em. in Kerstenbehm im Wendenschen Kreise ein, wo ihn etwa 700 Leute erwarteten. Nach dem Gottesdienst trat der Erzbischof an die Kirchentür und begann ein Gespräch mit dem Volk; nach der Ermahnung unter sich Frieden zu halten und den gewöhnlichen Fragen, ob sie mit der Geistlichkeit zufrieden seien, fragte S. Em., ob sie nicht noch andre Bitten hätten. Einige Bauern klagten über die Gutsbesitzer, daß sie aus Zeitmangel bis in die Nacht arbeiten müßten, weil sie sonst weder ihre Pacht zahlen noch die Kirche besuchen könnten, und baten um Einrichtung eines neuen Kirchspielsgerichts, in dem die Glieder und der Schreiber Rechtgläubige wären; zweitens um Erlaß des Korns, das sie der Krone schuldig seien, und drittens, daß ihre Pachtkontrakte in derselben Weise abgeschlossen würden, wie es in den übrigen russischen Gouvernements geschieht. - Andre Bauern klagten darüber, daß die Wendensche Kreisverwaltung Abgaben von 60jährigen Wirten verlange, obgleich das Kirchspielsgericht ihnen erklärt habe, daß dies ungesetzlich sei.

Auf diese verschiedenen Klagen hin erklärte der Erzbischof dem Volke, daß das Land den Gutsbesitzern gehöre und daß diese nicht gezwungen werden könnten, es den gegenwärtigen Wirten zu verkaufen, daß ihnen aber, wenn es ihnen an ihrem Wohnort nicht gefalle, freistehe, in russische Gouvernements überzusiedeln, da jetzt gerade viele Menschen im Kaukasus, in der Krim und in Ssamara gebraucht würden. Hierbei fügte S. Em. hinzu, daß sie seinen Rat nicht als eine Forderung der Übersiedlung ansehen sollten, er riete es ihnen vielmehr nur deshalb, weil sie selbst sagten, daß sie hier kein Land finden konnten, und er müsse sie

auch darauf aufmerksam machen, daß sie vor der Übersiedlung zuerst ihre Schulden bezahlen müßten. Auf die Erwiderung der Anwesenden, daß sie gern übersiedeln würden, bemerkte S. Em., daß sie sich an wohltätige Menschen wenden könnten, die sie mit den nötigen Mitteln versehen würden. – Bezüglich des neuen Kirchspielsgerichts bemerkte S. Em., das hinge nicht von ihm ab, er könne sie aber versichern, daß unter den lutherischen Richtern viele anständige Menschen seien; und hinsichtlich des schuldigen Korns: diese Schuld liege nicht auf den Personen, sondern auf der Gemeinde, er habe sich bereits an den Generalgouverneur gewandt, um seine Mitwirkung zu ihrer Verringerung zu erlangen. Hinsichtlich der übrigen Gesuche äußerte S. Em., da die Preise für alle Produkte in die Höhe gegangen seien, so sei es doch nicht verwunderlich, daß auch die Pachtsumme sich vergrößert hätte; ihm sei wohl bekannt, daß Se. Majestät, die Ritterschaft und die örtliche Obrigkeit ernsthaft mit der Verbesserung der Lage der Bauern beschäftigt seien und dieserhalb die nötigen Anordnungen zusammengestellt hätten, und sie könnten darauf hoffen, in kurzer Zeit die Nachricht zu erhalten, z. B. darüber, daß auf dem letzten Landtage die Aufhebung des Gehorchs und die Gründung einer Bauerlandbank beschlossen ist. Auf die Frage, ob jemand noch Bitten in religiöser Hinsicht habe, drückten sechs Bauern den Wunsch aus, zum Luthertum zurückzukehren, worauf der Erzbischof erwiderte, daß dies vom Gesetz streng verboten sei. – Hier übergaben viele von den Anwesenden dem Erzbischof schriftliche Bitten, deren Inhalt unbekannt ist.

In Lübern, wohin der Erzbischof am andern Tage kam, hatten sich etwa 60 Leute versammelt, und brachten Bitten desselben Inhalts vor, wie die in Kerstenbehm; um Übertritt zum Luthertum baten sechs Leute. Die Antworten des Erzbischofs waren die gleichen wie früher. Ein Bersohnscher Wirt überreichte eine schriftliche Klage seiner Gemeinde; da er jedoch Lutheraner war, so wurde er entfernt, das Schriftstück jedoch nahm der Erzbischof an sich.

Von hier begab sich S. Em. nach Alt-Pebalg, wo sich einige 30 Leute versammelt hatten; die Klagen und Antworten darauf waren dieselben wie die früheren, um den Übertritt baten sechs Leute, denen es abgeschlagen wurde.

Am 4. August kam S. Em. nach Eschenhof, wo gegen 600 Leute versammelt waren; auch hier wurden ganz die gleichen Klagen vorgebracht, wie in den übrigen erwähnten Orten des Wendenschen Kreises; um den Übertritt baten sechs Leute.

In Ritau an demselben Tage hatten sich nur wenige Bauern versammelt. Auf die üblichen Fragen Sr. Em. äußerten nicht wenige sofort die Bitte um Erlaubnis mit ihren Familien zum Luthertum zurückzukehren. Nach der Ermahnung und Erklärung Sr. Em., daß er solche Bitten als ungesetzliche nicht annehmen könne, erklärten die Petenten, sie würden ihre Bitten andern Orts vorlegen.

Am 5. August hielt S. Em. in der Jürgensburgschen Kirche Gottesdienst. Hier hatte sich sehr viel Volk versammelt. Einige Bauern klagten, daß der Gutsbesitzer eine sehr hohe Pacht verlange, andre, daß sie durch den Gehorch überlastet seien, indem sie bis zur späten Nacht arbeiten müßten, was auch Sonnabends geschehe, so daß sie nicht die Möglichkeit hätten, die Kirche zu besuchen. Sie baten, daß der Monarch seine Aufmerksamkeit auf ihre Lage lenken möge. S. Em. erwiderte, es sei nicht seine Sache, diese Klagen zu untersuchen, er werde aber darüber dem Generalgouverneur berichten; was die Bitte an den Herrn und Kaiser anlange, so mögen sie geduldig warten, weil S. Maj. ihr Wohl weder aus dem Auge verloren habe noch verlieren werde, und sie könnten in nächster Zeit Verfügungen hinsichtlich ihrer Lage erwarten. — Hierauf traten viele Bauern vor und baten nachdrücklich um die Erlaubnis, mit ihren Familien zum Luthertum zurückzukehren. Ein Bauer überreichte eine Bittschrift desselben Inhalts. S. Em. entgegnete, daß eine Rückkehr zum Luthertum unmöglich sei. Als die Leute noch eindringlicher zu bitten begannen, wurde ihnen erklärt, daß dergleichen Bitten nicht angenommen werden könnten.

Auf dem Rückwege kam S. Em. wieder zur Ritauschen Kirche, wo viel Volk versammelt war. Einige Bauern klagten über Bedrückungen von seiten der Gutsbesitzer. S. Em. gab seinem Bedauern Ausdruck und hieß sie sich an die zuständigen Gerichte wenden, da er kein Recht habe, solche Klagen zu untersuchen und zu entscheiden; die Gemeinde möge die Entscheidung des Herrn und Kaisers geduldig erwarten, da eine baldige Verbesserung ihrer

Lage bevorstehe. S. Ew. ermahnte die Bauern, sich bis dahin ruhig zu verhalten und den Gutsbesitzern keinen Grund zur Klage zu geben.

In Kosenhof, wo S. Ew. am selben Tage abends eintraf, waren gegen 60 Leute versammelt; die Bitten waren dieselben und um den Übertritt baten gleichfalls etwa sechs Leute. Viele Bauern klagten hier darüber, daß ihre lutherischen Nachbarn über sie lachen, und baten um Schutz. S. Ew. versprach ihnen Erfüllung der Bitte und ermahnte sie in Frieden zu bleiben.

Am 6. August kam der Erzbischof nach Wenden, wo sich gegen 200 Bauern versammelt hatten. Nach dem Gottesdienst trat der Erzbischof in die Vorhalle und fragte nach den Wünschen der Gemeinde. Viele Bauern erklärten nun, daß ihre Gesinde ihnen weggenommen würden, weil sie Rechtgläubige seien, und sie deshalb diese verlassen und andren, Lutherischen überlassen müßten. Der Ordnungsrichter berichtete hierbei dem Erzbischof, daß dergleichen Maßnahmen in der Tat häufig vorkämen, jedoch nicht aus religiösen Motiven, sondern weil jetzt häufiger Bauergesinde verkauft würden. Dies wurde auch durch den bei dem Gespräch anwesenden Besitzer von Schloß Wenden Geheimrat Graf Sievers bestätigt. Klagen über Verfolgung und Verspottung durch Lutheraner und das weltliche Gericht wurden hier gleichfalls vorgebracht. Der Erzbischof ermahnte wie früher zum Frieden. Viele Bauern brachten mit großer Energie das Gesuch vor, zum Luthertum zurückzukehren. Auf die Antwort des Erzbischofs, daß die Erfüllung ihrer Bitte unmöglich sei, erklärten sie, daß sie die Absicht hätten, Se. Majestät um Aufhebung des Gesetzes zu bitten, das den Rücktritt verbietet; bei der Rechtgläubigkeit aber könnten sie nicht bleiben, weil sie noch als kleine Kinder in sie aufgenommen seien. S. Ew. erwiderte, daß ihre Bitten unbegründet seien, weil alle in der Kindheit getauft zu werden pflegen, und entließ sodann die Gemeinde. — — —

Am 31. August nach dem Gebet in der Üxküllschen Kirche fragte S. Ew. die in geringer Anzahl versammelten Leute nach ihren Bitten in religiöser Hinsicht, doch wurden Gesuche dieser Art nicht vorgebracht. Ein Üxküllscher Bauer klagte, daß die vom Stadtkassakollegium geforderte Pachtsumme von 5 Rbl. 50 Kop.

pro Taler zu hoch sei. S. Ew. bemerkte, daß er solche Klagen nicht annehmen könne. Einige Bauern klagten, daß im Gemeindegericht ihre Klagen keinerlei Berücksichtigung fänden, weil zu Gliedern desselben nur Lutheraner gewählt würden und keiner ihrer Glaubensgenossen im Gericht vertreten sei. S. Ew. erklärte ihnen darauf, daß das Gesetz die Wahlordnung bestimme, und wenn dieses nicht beobachtet sei, so könnten sie sich mit einer Klage an die zuständige Gerichtsbehörde wenden.

Am 1. September besuchte S. Ew. die Kirchen von Elisenhof (unter Ringmundshof) und Kokenhusen. In der ersteren war die Versammlung nicht groß und es wurden keinerlei Bitten und Klagen vorgebracht. In Kokenhusen klagte ein Bauer, daß er vor 10 Jahren ungerechterweise aus seinem Gesinde exmitiert worden sei. Hierzu gab der anwesende Kirchspielsrichter v. Gerstenmeyer die Erklärung ab, daß diese Sache von allen Bauergerichten untersucht und zuletzt vom ehemaligen Generalgouverneur Fürsten Suworow nicht zu gunsten des Klägers entschieden worden sei. Ein andrer Bauer klagte, daß infolge des bevorstehenden Verkaufs der Bauergesinde er und viele andre Wirte, die jetzt Landstücke in Pacht hätten, aus diesen verdrängt werden würden. S. Ew. erklärte, das Land sei Eigentum der Herren und deshalb hätten sie das Recht, es zu verkaufen, er selbst könne allen, welche die Mittel hätten, nur raten, sich am Kauf der Landstücke zu beteiligen, weil die Erwerbung der Gesinde aus der Hand der Herren leichter sein werde, als wenn später die Bauern sie einer dem andern verkauften. Klagen und Bitten in geistlicher Hinsicht wurden keine geäußert.

In Odensee, am 2. September, hatten sich gegen 70 Leute versammelt. Auf die üblichen Fragen Sr. Ew. erklärten zwei Bauern, daß sie zum Luthertum zurückzukehren wünschten, worauf ihnen bemerkt wurde, daß ihre Worte keine Antwort auf die vorgelegten Fragen sei. Nun baten die Kirchenältesten um Verbesserung des Kirchengebäudes. Dann aber erklärten viele Gemeindeglieder zwar bescheiden, aber doch energisch, daß sie nicht im Schoße der orthodoxen Kirche bleiben könnten, sondern zum Luthertum überzugehen wünschten. Auf die erste Bitte antwortete der Erzbischof, er werde sich um bessere Kirchenräume bemühen, auf die zweite, er habe mit den Persönlichkeiten der Bittsteller

nichts zu tun, das Gesetz aber verbiete ihm irgend jemand aus der Orthodoxie zu entlassen.

Ohne auf diese Antwort Rücksicht zu nehmen, wiederholten die Gemeindeglieder ihren Wunsch, worauf S. Em. bemerkte, daß in Riga bereits Leute bei ihm gewesen seien, die um Absonderung der von der Orthodoxie abgefallenen Letten von den Treugesinnten gebeten haben, weshalb er es zur Kenntnis Sr. Maj. bringen werde, daß es in Livland Leute gebe, die von der Rechtgläubigkeit sich abkehren wollen, und zugleich den Herrn und Kaiser bitten, daß diese Leute gänzlich aus dem Gouvernement entfernt werden. Die Bittsteller antworteten, es sei ihnen gleich, wohin man sie schicke, wenn sie nur zu ihrem alten Glauben zurückkehren könnten. — Endlich traten zwei Saussensche Bauern vor und berichteten, daß ihnen die Gesinde gekündigt seien und trotz eines 1½jährigen Prozesses beim Kirchspiels- und Kreisgericht eine Entscheidung noch nicht erfolgt sei. S. Em. bemerkte darauf, dergleichen Bitten kompetierten nicht vor ihn, er habe durch diese weltlichen Bitten bereits Unannehmlichkeiten gehabt und sie möchten sich an die weltlichen Behörden wenden.

Vor dem Entlassungssegen erklärte S. Em. ausführlich das ganze Unrecht, das in dem Abfall vom Glauben aus weltlichen Vorteilen liege. In diesem Moment unterbrach eine Stimme aus der Menge die Rede mit den Worten, ein solches Unrecht hätten jene Letten begangen, denen der Laudohnsche Priester weltliche Vorteile versprochen hätte; eine andre Person aus der Menge bat mit erhobener Stimme um Entlassung aus der Orthodoxie. Dies war Madde Amoling. Der Erzbischof wandte sich an den Ordnungsrichter mit dem Ersuchen, die Ruhe herzustellen. Herr von Grünbladt ging hin, um die Madde zu beruhigen, zu dieser war jedoch inzwischen ihre Mutter getreten mit derselben Absicht; Madde aber spuckte aus und antwortete der Mutter, sie solle sie in Ruhe lassen, da sie allein an ihrem Unglück schuld sei. Auf Verlangen des Ordnungsrichters entfernte sich Madde aus der Versammlung, die sodann von Sr. Em. entlassen wurde. Kurz vorher unterbrach Eva Paus aus Odensee die Rede Sr. Em., und versicherte, lutherische Pastoren hätten Leute geschickt, sich anschreiben zu lassen, und als der Ordnungsrichter verlangte, daß sie den Pastor nennen

solle, der dies getan, entfernte sie sich weinend, nannte keinen Namen und sagte, sie hätte das lieber garnicht aussprechen sollen.

Nach **Monbijou** bei Alt-Kaltzenau kam S. Em. am 2. September um 2 Uhr nachmittags. Hier waren sehr wenig Menschen versammelt. Nach dem Gebet und den üblichen Fragen baten viele um Entlassung aus der rechtgläubigen Kirche. Die Antworten Sr. Em. waren fast die nämlichen wie in Odensee. Sodann wurde über den Bau einer neuen Kirche in Neu-Kaltzenau beraten und endlich erschienen zwei Alt-Kaltzenausche Gesindewirte mit der Klage über die übermäßige Pachtzahlung, die sie nicht aufbringen könnten, und baten S. Em. zu erwirken, daß sie in dieselbe Lage versetzt würden, in der sich die Bauern der russischen Gouvernements befänden. Hierauf erklärte S. Em., wenn diese Bitte auch nicht in seinen Amtskreis falle, so müsse er ihnen doch raten, geduldig in ihrer gegenwärtigen Lage zu warten und die Mittel zu benutzen, die ihnen durch den Herrn und Kaiser, die Regierung und die Gutsbesitzer in der Gründung einer Bank zur Verfügung gestellt würden. Ausführlich erklärte der Erzbischof die Bedeutung und Einrichtung der Gehorchsarbeit in den russischen Gouvernements, und bemerkte, daß die Anwendbarkeit dieser Ordnung in den hiesigen Gouvernements noch sehr zweifelhaft sei, er schloß mit der Ermahnung, sich weniger um das leibliche Wohl zu sorgen, sondern vielmehr an das Seelenheil zu denken.

Um 6 Uhr am selben Tage langte S. Em. in **Laudohn** an, wo er vom Tode des dortigen Priesters Ballod erfuhr und daher seine Fahrt nach Kalsall verschob. Am andern Tage nach der Liturgie begab er sich auf das Gut Laudohn, wo sich viele Menschen versammelt hatten, die dem Ordnungsrichter und dem zufällig anwesenden Kirchspielsrichter v. Klot ihren Wunsch mitgeteilt hatten, den Erzbischof zu bitten, ihnen die Rückkehr zum Luthertum zu gestatten; es wurde jedoch von Sr. Em. niemand angenommen.

Am 3. September wurde S. Em. von einer kleinen Versammlung von etwa 30 Personen in **Wilhelmshof** begrüßt. Bitten um Rückkehr zum Luthertum wurden keine vorgebracht. Ebenso am 4. September in **Praulen**. Hier bat jedoch ein Heidenfeldscher Bauer Jahn Atmeet um seine und seines 7jährigen Sohnes Aufnahme in die orthodoxe Kirche. Auf die Frage Sr.

Em., was ihn dazu bewege, antwortete er, daß das Leben der Orthodoxen billiger zu stehen komme, denn sie würden nicht zu Kirchenbauten herangezogen und brauchten dem Priester nicht zu zahlen. Jahn Atmeet wurde angeschrieben. — Sodann wurden noch folgende Klagen vorgebracht: daß mehr Abgaben verlangt würden, als das Gesetz bestimme; daß die Kontrakte über die Gesindepachtungen auf so hohe Summen abgeschlossen seien, daß man sie nicht einhalten könne; ein Praulenscher Mann wies einen Stock vor, mit dem ihn soeben der Verwalter geschlagen habe; daß die Klagen der Bauern, da die Gerichte bloß aus Gutsbesitzern beständen, in diesen schwerlich Berücksichtigung fänden.

S. Em. ermahnte die Leute sich zu beruhigen und sich an die weltlichen Behörden zu wenden; betreffs der vierten Klage bemerkte er, daß noch unlängst in den Gerichten eine Sache zu gunsten der Bauern gegen den Gutsbesitzer, nämlich den Grafen Scheremetjew in Alt-Pebalg, entschieden sei. Dort bestand eine Pacht von 3 Rbl. 25 Kop. pro Taler, man wollte sie erhöhen, aber das Hofgericht ließ es nicht zu. — Dieses Beispiel führte der Erzbischof an, um zu beweisen, daß die Sachen auch zu gunsten der Bauern entschieden werden. Viele von den Praulenschen Bauern wünschten Kontrakte wie die Pebalgschen zu haben.

In Bersohn am 4. September wurden nach den üblichen Fragen von seiten der Gemeindeglieder Klagen hörbar, daß der Priester sie nicht einzeln zum Abendmahl annehme und die Schule selten besuche. S. Em. versprach sofortige Remedur.

Am selben Tage gegen Abend in Fockenhof war außer dem Kirchenältesten niemand erschienen und am 5. September in Wesselshof auch nur 16 Personen, von denen 7 Bittschriften unbekannten Inhalts übergaben.

Am selben Tage hielt S. Em. in Altenwoga Gottesdienst ab; da er aber um 1 Uhr hatte eintreffen wollen, jedoch bereits um 11 Uhr angelangt war, so war das Volk bereits entlassen worden.

Am 6. September in Sunzel nach dem Gottesdienst klagte ein Bauer über die ihm vom Gutsverwalter zugefügten Beleidigungen. S. Em. sagte ihm, er solle sich an die zuständige Behörde wenden. Sodann klagten viele Bauern teils über die von ihnen geforderte allzu hohe Pacht, teils darüber, daß sie infolge des

Verkaufs der Gesinde ihrer Pachtgrundstücke verlustig gehen würden. Die erstere Klage wies S. Em. ab, als nicht vor ihn gehörig, und sagte bezüglich der zweiten, die Gutsbesitzer als gesetzliche Eigentümer des Landes hätten das Recht, die Gesinde zu verkaufen, und er rate ihnen, sich am Kauf zu beteiligen.

Am selben Tage abends besuchte S. Em. die Kirche in Lemburg; auch hier klagte ein Bauer, daß sein Pachtgesinde verkauft sei und er es verlassen müsse. Herr v. Grote, der Besitzer des Gutes, erklärte, er habe dem Kläger das Gesinde zum Kauf angeboten, der jedoch damit nicht einverstanden gewesen sei, was dieser auch bestätigte. S. Em. riet auch hier zur Erwerbung der Landstücke. — An den zuletzt genannten drei Orten wurden nirgends Klagen in geistlicher Hinsicht vorgebracht.

Am 7. September kam S. Em. zur Hänselhofschen Kirche, wo sich Bauern von Aahof und Ringenberg versammelt hatten; viele von ihnen baten um die Erlaubnis, zum Luthertum zurückzukehren, weil sie in geistlicher Hinsicht keinerlei Befriedigung in der rechtgläubigen Kirche fänden. Obgleich S. Em. ihnen erklärte, daß das Gesetz dies verbiete, blieben sie dennoch bei ihrer Bitte, und einige von ihnen erklärten, daß sie die Kirche nicht besuchten, es sei denn, daß sie zum hl. Abendmahl müßten. Eine Frau äußerte, daß sie ihr durch die Hebamme nach lutherischem Ritus getauftes Kind nicht zur Taufe in die orthodoxe Kirche bringen werde.



Literarische Rundschau.



Eine neue Konstruktion der Weltgeschichte.

In der Gelehrtenrepublik gehört die Geschichte zu den jüngeren Wissenschaften. Bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts ist sie von Philologen, Theologen und Juristen im Nebenamte betrieben worden, und ihre Methode, ihre Forschungsziele sind vielfach von diesen Mutterwissenschaften bestimmt worden. Das ist in mancher Beziehung bis heute geblieben. Die Grundlage für das, was man „Weltgeschichte" nannte, bildete die griechisch-römische Welt mit ihrer orientalischen Einflußsphäre; auf den Trümmern des römischen Weltreichs erbaute man dann die europäische Staatengeschichte, von der aus einzelne Fäden nach den übrigen Erdteilen gezogen wurden. Etwaige Bedenken gegen diese Begrenzung der Weltgeschichte wurden beseitigt, indem man von den „historischen" Völkern andere als „unhistorisch" und darum der Berücksichtigung nicht würdig unterschied — eine Scheidung, die im Grunde doch wohl auf einer petitio principii beruhte, denn die Merkmale der historischen Völker entnahm man eben jenen Völkern, mit deren Geschichte man sich tatsächlich beschäftigte. So stellt sich die Weltgeschichte noch bis heute in den landläufigen Hand- und Lehrbüchern dar; Grenzüberschreitungen, wie etwa in Herders „Ideen", ließ man als geniale Extravaganzen gelten, ohne ihnen einen Einfluß auf den offiziellen Betrieb der Wissenschaft zu gestatten. Erst die jüngste Zeit hat hierin einen Wandel angebahnt. Seitdem die Staaten Europas immer mehr in die Bahnen außereuropäischer Weltpolitik gedrängt werden, sind auch die Interessen der Geschichtsforschung immer kosmopolitischer geworden.

Zu denen, die eine Berücksichtigung auch der sog. Naturvölker in der Weltgeschichte fordern, gehört auch der Berliner Professor Kurt Breysig, und in der uns vorliegenden Schrift* sucht er eine den erweiterten Anforderungen entsprechende Methode der Geschichtsdarstellung zu begründen. Im ersten Kapitel führt er die Formen der Weltgeschichtsschreibung vor, wie sie bisher geübt sind und wie sie etwa außerdem noch möglich wären. Zunächst nennt er die bisher herrschende, im wesentlichen auf der Zeitfolge beruhende Geschichtserzählung. Mit dieser rechnet er ziemlich kurz ab. Er weist darauf hin, wie unaussiehlich „ihre folgerechte Durchführung" werden müßte, die „auf die geistigen Höhen der Plötzschen Tafeln zur Weltgeschichte führt" und, um Gleichzeitiges zusammenstellen zu können, die einzelnen Volksentwicklungen auseinanderpflücken muß, was dann natürlich zu einem äußersten Maß von Unübersichtlichkeit führt. Dabei scheint Breysig ohne weitere Begründung vorauszusetzen, daß die „folgerichtige", d. h. hier die einseitig-konsequente Durchführung irgend einer Methode der Geschichtsschreibung notwendig oder wünschenswert sei, und da müssen wir denn von vornherein neben seine Ausführungen ein großes Fragezeichen setzen. Eine Konsequenz, die nicht bloß dem Gesetz der Trägheit folgt, sondern das Prinzip zeitlicher Entwicklung geistig zu erfassen und zu durchdringen sucht, wird sicher nicht zur Form der Zeittafeln führen. Als klassisches Beispiel der Darstellung nach der Zeitfolge führt Breysig Rankes „Weltgeschichte" an, die er freilich als Weltgeschichte nicht gelten läßt, sondern nur als „Darstellung der europäisch vorderasiatischen Geschichte". Schon auf diesem begrenzten Gebiet habe sich der Ordnungsgrundsatz der Zeitfolge nicht bewährt; noch viel weniger könne er für eine wirkliche Weltgeschichte passen. Worin das Unzulängliche der bisherigen Darstellungsart sich in diesem Falle geäußert habe, wird leider nicht gesagt.

Die zweite bisher geübte Methode ist die der räumlichen Teilung, der Ordnung nach Ländern. Ihr Vertreter ist Helmolt in der unter seiner Redaktion erschienenen Weltgeschichte. Sie hat den Vorzug, daß sie tatsächlich den ganzen Erdkreis umfaßt; dem stehen aber Nachteile gegenüber, die eine konsequente Durchführung nicht rätlich erscheinen lassen. Die Entwicklungsgeschichte vieler Völker mußte auseinandergerissen, gelegentlich wohl spätere Stufen derselben vor den früheren geschildert werden. Das ist z. B. im

*) Kurt Breysig, Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. Berlin, G. Bondi, 1905. Mk. 1,50, geb. 2,50.

ersten Bande der Helmoltschen Weltgeschichte geschehen, wo auf die Geschichte der indianischen Urzeit Amerikas unmittelbar die der europäischen Kolonien folgt, während die Geschichte der Mutterländer erst in einem späteren Bande nachfolgt, so daß zuerst der Freiheitskampf der nordamerikanischen Kolonien, die Entstehung der Vereinigten Staaten und dann, viel später und an ganz andrer Stelle, die Entwicklung des englischen Parlaments, des europäischen Liberalismus dargestellt wird. Allerdings eine auf den Kopf gestellte Weltgeschichte!

Dieselben Bedenken wie gegen die räumliche Teilung würden sich auch gegen die bisher noch nicht versuchte Gliederung der Weltgeschichte nach Rassen erheben. Auch hierbei müßte Gleichartiges getrennt, Verschiedenartiges zusammengeworfen werden. Die Geschichte Ungarns etwa müßte von der Geschichte Österreichs, der germanischen und slavischen Nachbarstämme getrennt werden und im Zusammenhange der asiatisch-mongolischen Völkergeschichte einen Unterschlupf suchen.

Diesen von ihm ungenügend befundenen Methoden setzt Breysig eine neue entgegen, die nach seiner Meinung den Vorzug hat, daß sie überall das Gleichartige und darum sachlich Zusammengehörende zusammenstellt. Das leitende Prinzip dieser Methode ist die Stufenfolge der Entwicklung, die alle Völker wesentlich gleichartig durchmachen, mit dem Unterschiede nur, daß die einen auf niederen, die andern auf höheren Stufen stehen bleiben. Den Maßstab aber für die Entwicklungsstufen entnimmt Breysig der Verfassungsgeschichte. Sie hat vor der Wirtschaftsgeschichte und der Geschichte des geistigen Lebens nicht nur den Vorteil, daß sie gröbere, leichter greifbare Merkmale liefert; ihr Vorzug beruht vor allem darauf, daß die Staatsverfassung das konservativste, widerstandsfähigste Element im Völkerleben darstellt, so daß ihre Umgestaltung den natürlichen Abschluß einer erreichten Stufe bildet.

Als Typus der Entwicklungsgeschichte stellt Breysig die Germanen hin, deren historische Wirksamkeit ihm als die wichtigste, mannigfaltigste und fruchtbarste erscheint, ihrer Geschichte entnimmt er die auf die Weltgeschichte übertragenen Stufennamen: Urzeit, Altertum, frühes und spätes Mittelalter, Neuzeit und neueste Zeit, Namen, die, auf die germanischen Völker angewandt, für uns eine bestimmte, prägnante Bedeutung gewonnen haben.

Als Urzeit der Germanen bezeichnet Breysig die Zeit bis 400 n. Chr.; über sie sind wir vor allem durch Tacitus' Germania unterrichtet. Das Staatsleben des deutschen Volkes erscheint hier

auf derselben Stufe der Entwicklung, auf der es auch bei den meisten der sog. Naturvölker heute steht. Der charakteristische Zug ist der innige Zusammenhang zwischen Staat und Familie; die Staatsverfassung ist im wesentlichen eine Stammesverfassung. — Daß dies die Urform aller Staaten gewesen sei, läßt sich auch da, wo uns direkte Nachrichten fehlen, fast überall aus dem Fortleben von Einrichtungen oder auch nur Namen erschließen, die nur aus einer ursprünglichen Geschlechterverfassung erklärt werden können.

Das Anwachsen der Geschlechter und Stämme zu Völkern, die Ausdehnung ihres Herrschaftsgebiets führt zur nächsthöheren Stufe, — der des Altertums. Ihr Kennzeichen ist die Entstehung der Alleinherrschaft, die Machtsteigerung des Herrschers. Die Regierung größerer Länder- und Menschenmassen führt zu einer gesetzmäßig geregelten Staatsverwaltung, zur Bildung einer Beamtenhierarchie, aus der ein Dienstadel erwächst, neben dem vielfach noch eine aus Stammeshäuptern hervorgegangene Aristokratie besteht. Auf dem Gebiete der Kultur zeigt sich der Einfluß dieser Ausgestaltung des Staates nach zwei Seiten hin: die Königsherrschaft schafft sich Denkmäler in gewaltigen Bauwerken, und sie spiegelt sich wieder in der monarchischen Gestaltung der Götterwelt; ein Gott tritt unter den andern als der höchste, als der Herrscher hervor, und in einigen Altertumsreichen bereits als der einzige, alle andern ausschließende. Solche Altertumsreiche finden sich bei vielen Naturvölkern, unter den Negern Afrikas sind in der jüngsten Vergangenheit mehrere schnell entstanden und schnell untergegangen. Zu voller Ausbildung und längerer Dauer gelangten solche Reiche in der Zeitperiode des Altertums: einerseits die Monarchien in Vorderasien und Ägypten und anderseits das chinesische Reich in Hinterasien. In der Zeitperiode des Mittelalters gehören ihnen die Khalifenreiche der Araber und die Reiche der gewaltigen mongolischen Eroberer an, deren Überreste noch heute Persien und die Türkei bilden. Eine ganz getrennte Gruppe bilden die altamerikanischen Reiche, die, völlig getrennt von den Staaten der alten Welt, dennoch eine in vielen Zügen gleichartige Entwicklung durchgemacht haben. Von den Völkern, die die höchste Kulturstufe erreicht haben, Griechen, Römer und germanisch-romanische Völker, ist es nur die letztere Gruppe, über die wir genauere Nachrichten aus der Zeit der Altertumsstufen besitzen. Es ist die Periode der Völkerwanderung und des Karolingerreiches. Leider hat sich Breysig gerade hier auf nur wenige Worte beschränkt, eine eingehender begründete Durchführung der von ihm angeführten Parallele

zwischen den ägyptischen Pharaonen und den Karolingern wäre doch wohl am Platz gewesen.

Sinken der Königsmacht und Emporsteigen des Adels zur herrschenden Stellung ist der Zweck des Mittelalters auf politisch-sozialem Gebiet, auf dem Gebiet des geistigen Lebens das Erwachen subjektiver Regungen in Kunst und Religion, die Vergeistigung des Glaubens, seine Durchdringung mit Gefühlselementen, die ekstatische Steigerung der Glaubenskraft und Gottesliebe zu einem alles Begreifen übersteigenden Schauen, alle jene vielgestaltigen Regungen des religiösen Lebens, die unter dem Namen „Mystik" zusammengefaßt werden. Ansatzbildungen zu solchem Mittelalter finden wir außerhalb Europas in Ägypten und China; ein wirkliches Mittelalter haben Japan, Indien und die Araber in Spanien durchlebt. Bei den Völkergruppen der höchsten Stufen scheidet Breysig in ein frühes und ein spätes Mittelalter. Das letztere stellt den Höhepunkt der Adelsmacht dar, zeigt aber zugleich neben ihr das Emporkommen des städtischen Bürgertums und als Gegenwirkung die Unterdrückung des freien Bauernstandes. In dieser Zeit der Ständekämpfe entwickelt sich der Gedanke eines von Einzelpersonen und Ständen unabhängigen Staates. In Griechenland und Rom trägt die Zeit des frühen Mittelalters noch sagenhaften Charakter: in Griechenland umfaßt sie die Periode von 1000–750, in Rom die Königszeit (bis 500). Ein Bild der griechischen Lebensverhältnisse jener Zeit gewinnen wir aus den homerischen Dichtungen. In dem trojanischen Kriege erblickt Breysig eine vorgeschichtliche Parallele zum ersten Kreuzzug. In der germanisch-romanischen Völkergruppe dauert das frühe Mittelalter von 900—1150, im wesentlichen also die Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser umfassend. Überall ist dieses frühe Mittelalter die Zeit adligen Rittertums, bei Griechen und Germanen auch die Zeit volkstümlicher Heldendichtung. Das späte Mittelalter ist sowohl für Griechenland — Athen (750—500) und Rom (500—300) — als auch für die germanisch-romanischen Völker (1150–1494) die Periode der Ständekämpfe, in denen das Bürgertum seine Stellung neben dem Adel behauptet, als ein Resultat dieser Kämpfe erwachsen die Grundzüge eines Verfassungsgesetzes, das die widerstreitenden Kräfte dem Staatsgedanken unterordnet; dem typischen Verlauf in den Staaten des klassischen Altertums tritt hier als germanisches Gegenbeispiel England entgegen. Im geistigen Leben zeigt sich das Erwachen der Subjektivität in freierer Ausgestaltung der Baukunst, der dorischen und der jonischen hier, der gotischen dort, und

in dem Entstehen lyrischen Gesanges, vor allem aber in der persönlichen Vertiefung des Glaubenslebens; auch die ersten Versuche bewußter Handhabung wissenschaftlichen Denkens gehören diesen Zeiten.

Das späte Mittelalter ist die Vorbereitungsstufe der neueren Zeit, die alle seine Charakterzüge in erhöhtem Maße zeigt. Sie ist vor allem „die Stufe der stärksten Steigerung des Staatsgedankens nach innen wie nach außen.“ In Griechenland ist es das Jahrhundert 500—400, die Periode der wetteifernden Großstaatbildung Spartas und Athens, die Zeit straffster Organisation im Verfassungsleben beider Staaten. In Rom umfaßt die neuere Zeit die Jahre von 330—133, die Blütezeit der Senatsherrschaft, die Entstehungszeit des römischen Weltreichs. Bei den germanisch-romanischen Völkern ist die Zeit von 1494—1789 die, in welcher die großen Monarchien den Höhepunkt ihrer Macht erreichen oder wenigstens das Fundament dazu legen, die Zeit der großen Staatskriege. Auch auf dem Gebiet des geistigen Lebens ist es die Zeit höchster konzentrierter Kraftsteigerung, durch die Namen Äschylos, Sophokles, Shakespeare, Goethe, Phidias, Michelangelo, Platon und Kant gekennzeichnet.

Die neueste Zeit umschließt die Epochen des Hellenismus, der römischen Bürgerkriege und des Kaisertums, endlich die für uns mit der französischen Revolution anbrechende Epoche. Zwei Strömungen sind es, die sie durchziehen, meist einander widerstreitend, aber oft doch auch sich vereinigend — Demokratie und Imperialismus. Auf wirtschaftlichem Gebiet stellt die neueste Zeit den bislang erreichten Höhepunkt der Entwicklung dar, die in steter Folge die bisherigen Perioden durchzieht — des Überganges von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft, von der Gemeinwirtschaft zur Sonderwirtschaft. Die ungleiche Verteilung des Besitzes, die Konzentrierung des Reichtums in wenigen Händen erzeugt dann freilich wiederum eine nach neuen Formen der Gemeinwirtschaft suchende Reaktion, den Sozialismus und Kommunismus. Ähnliche Gegensätze zeigt das religiöse Leben. Das Erkalten des religiösen Gefühls führte schon am Ausgang der neueren Zeit zunächst zum Vernunftglauben, dann zum Unglauben, der in der neuesten Zeit die herrschende Richtung ist, während anderseits ein neu erwachendes religiöses Gefühl nach neuen Formen des religiösen Lebens sucht. In der Wissenschaft herrscht die exakte Einzelforschung; in der Kunst entsteht der Naturalismus, dem mancherlei Wiedererneuerungen früherer Kunstweisen zur Seite gehen.

Zusammenfassend, stellt Breysig dann die Verteilung der verschiedenen Entwicklungsstufen über Erdteile und Zeiträume, sowie über Rassen und Völkergruppen dar, wobei er mit wenigen Worten auf den Gegensatz zwischen der griechisch-römischen Neuzeit und den Neuzeitvölkern der Gegenwart hinweist, daß jene nämlich eine absterbende Welt darstellte, während die Gegenwart im Staats- und Kulturleben Neubildungen zeigt, die ohne Gegenstück in der Vergangenheit sind und als ein Beweis ungebrochener Lebenskraft angesehen werden können. Er schildert die Einwirkung der verschiedenen Stufen aufeinander, die Folgen der Unterwerfung eines Volkes unter ein anderes von höherer oder niederer Stufe und die friedlichen Kulturmischungen. Schließlich formuliert er die Gesetze, 24 an der Zahl, die sich ihm aus der Betrachtung der Geschichte ergeben. Solche Gesetze zu ermitteln und zu bewähren erscheint ihm als die eigentliche und höchste Aufgabe der Geschichte, die aus einer bloß beschreibenden zu einer Begriffswissenschaft erhoben werden soll.

Wie soll sich nun die Darstellung der Weltgeschichte gestalten, wenn ihr das Prinzip der Stufenfolge zugrunde gelegt wird? Auf diese Frage gibt Breysig keine klare Antwort, weder theoretisch noch praktisch. In der universalhistorischen Skizze, die den größten Teil seiner Schrift einnimmt, ist der von ihm an die Spitze gestellte Grundsatz nicht mit Konsequenz durchgeführt. Die außereuropäischen Völkergruppen sind von jenen europäischen getrennt, die bisher den hauptsächlichen, nahezu ausschließlichen Gegenstand der historischen Forschung und der Geschichtsschreibung gebildet haben. Breysig hat nun jenen ersteren, bisher vernachlässigten Gruppen seine Hauptaufmerksamkeit zugewandt. Ethnographie und Orientalistik haben ihm hier ein reiches Material geliefert, dem er interessante, anregende und überraschende Parallelen zu entnehmen weiß, und es ist sicher durchaus berechtigt und höchst dankenswert, wenn die Fachhistoriker recht eindringlich darauf hingewiesen werden, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als die Seminarroutine sich träumen läßt. Von der alt- und neueuropäischen Geschichte aber, die doch auch nach seiner Meinung allein diesen Namen im höchsten Sinne verdient, gibt Breysig kaum die Skizze einer Skizze; er setzt hier die vollständige Kenntnis des Gegenstandes voraus und hebt nur die nach seiner Meinung besonders charakteristischen, sein System bestätigenden Züge hervor. Inwieweit eine ausgeführtere Darstellung von der bisher üblichen Weltgeschichtsschreibung abweichen sollte, läßt sich aus den frag-

mentarischen Andeutungen nicht entnehmen; jedenfalls wird sie aber doch auch dem von Breysig in diesem Kapitel eingeschlagenen Gange nicht durchweg folgen können. Er erkennt selbst an, daß „die Stufenanordnung einer gewissen Ergänzung bedarf“, daß „an einer letzten Stelle“ „dem Grundsatz der Gleichzeitigkeit, der als Lösung im ganzen abgelehnt wird, Rücksicht geschenkt werden“ muß. Dazu sieht er sich durch die Vorgänge gezwungen, die er als „Störungen“ bezeichnet. Mit diesem Namen benennt Breysig alle Einwirkungen, die Völker von verschiedener Stufe auf einander ausgeübt haben, Kriege, Eroberungen und friedliche Kulturmischung. Auch die Förderung eines niedriger stehenden Volkes durch den Einfluß einer höheren Kultur ist ihm eine Störung „der eigentümlichen und selbständigen Entwicklung.“

Hiermit hat aber doch wohl Breysig ein Zugeständnis gemacht, das die Fundamente seines Systems bedenklich erschüttert; denn was hier unter dem anspruchslosen Namen einer „letzten Stelle“ auftritt, ist ungefähr dasselbe, was früher vorzugsweise „Weltgeschichte“ genannt wurde. Wie weit Breysig der Gleichzeitigkeit Rücksicht schenken, wie er die beiden Grundsätze der Gleichzeitigkeit und des Stufenanbaus vereinigen will, darüber hat er sich nicht ausgesprochen; aber die größte Wahrscheinlichkeit scheint doch dafür zu sprechen, daß bei der Geschichte der alten und der neuen Kulturwelt der Grundsatz der Gleichzeitigkeit den Vorrang vor der Stufenordnung behaupten wird. Wie sollte man etwa das Altertum der Germanen, die Völkerwanderung, die Bildung und Entwicklung der germanischen Stammesreiche bis zu Karl dem Großen vor der neuesten Zeit der Römer darstellen, vor der römischen Kaiserzeit, oder die Scholastik des Mittelalters vor Plato und Aristoteles? Es steht zu befürchten, daß das, was Breysig nur als Ausnahme gelten läßt, sich tatsächlich als Regel behaupten wird.

Breysig will den Stufenbau der Weltgeschichte zum Prinzip der Geschichtsdarstellung machen, weil dieser „in sich selbst Gesetz und Regel darstellt“ und weil ihm als höchstes Ziel die Umgestaltung der bisher beschreibenden Geschichtswissenschaft zu einer Begriffswissenschaft erscheint, die die Entwicklungsgesetze des historischen Geschehens bestimmt. Aber zugestanden und gern zugestanden, daß dies das letzte und wertvollste Ziel historischer Erkenntnis ist, folgt daraus, daß diese von der Forschung zu suchenden und zu erweisenden Gesetze von vornherein der Darstellung zugrunde gelegt werden müssen? Ich glaube, man kann diese Frage weder unbedingt bejahen noch verneinen. Es versteht

sich ja ganz von selbst, daß eine Formulierung von Gesetzen nur auf Grund eines durch Beobachtung, durch Synthese von Tatsachen gewonnenen Materials möglich ist, das in der Wissenschaft ja auch zunächst zu beschreibender Darstellung gelangen muß. Ebenso selbstverständlich aber ist es, daß eine wissenschaftlich fruchtbare Synthese, eine wissenschaftlich nutzbare Beschreibung bereits eine gewisse analytische Durchdringung des Stoffes voraussetzt, ein mehr oder weniger klares Bewußtsein der allgemeinen Begriffe oder Gesetze, die doch wieder anderseits das Resultat der Synthese bilden sollen. So flechten sich in allen Wissenschaften Synthese und Analyse, Sammlung und Zergliederung der Tatsachen derart ineinander, daß die eine ohne die andre nicht denkbar ist oder zwecklos wäre. Welche von den beiden Methoden in der Forschung oder Darstellung die leitende sein müsse, kann durch keine allgemeine Regel festgestellt werden, darüber müssen im einzelnen Falle die besonderen Aufgaben jeder Wissenschaft entscheiden.

Das Beispiel der Naturwissenschaften, das Breysig anruft, nach deren Vorbild auch die Geschichte aus einer beschreibenden sich zu einer Begriffswissenschaft entwickeln soll, braucht für die Geschichtswissenschaft an sich nicht maßgebend zu sein, ganz abgesehen davon, ob die beschreibenden Naturwissenschaften denn in der Tat überwunden oder entbehrlich sind. Für die Geschichte müßte die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit einer naturwissenschaftlich exakten Methode erst durch eine wissenschaftliche Tat erwiesen werden. Die bisherigen Versuche in dieser Richtung hält Breysig offenbar für verfehlt; er selbst hat sich auf eine Skizze beschränkt, die viele sich aufdrängende Fragen unbeantwortet läßt. Aber freilich sieht er die Gewißheit der von ihm aufgestellten Gesetze gerade dadurch bestätigt, daß sie schon bei der „Feststellung der weitesten Umrisse des Bildes“ sich ergeben. Da liegt doch ein offenbarer Trugschluß vor, und es ist befremdlich, daß Breysig nicht wahrgenommen hat, in welchem Zirkel er sich hier bewegt. Die scheinbare Evidenz, mit der die Gesetze aus seiner Darstellung hervorgehen, beruht ja gerade auf dem skizzenhaften Charakter seines Geschichtsbildes, das eben nichts anderes enthält, als eine erzählende Umschreibung dieser Gesetze. Ich halte es für durchaus möglich und garnicht unwahrscheinlich, daß diese Gesetze, die Breysig natürlich aus einem viel reicheren als dem mitgeteilten Material gewonnen hat, ihr gutes Existenzrecht besitzen. Aber in der von ihm angedeuteten Weise sind sie nicht bewiesen und auch nicht beweisbar. Außerdem berücksichtigen diese Gesetze fast ausschließlich

das Verfassungsleben der Völker. Für die Entwicklung des Geisteslebens Gesetze aufzustellen hält Breysig zur Zeit noch nicht für möglich. In welcher Weise soll nun bei einer ausführlicheren Geschichtsdarstellung die Kulturgeschichte mit der Verfassungsgeschichte verbunden werden; sollen hier etwa zwei Methoden nebeneinander zur Anwendung kommen? Und angenommen, daß es einst gelingt, auch in der Entwicklung der Kultur feste Gesetze, eine regelmäßige Stufenfolge nachzuweisen, welches Recht haben wir anzunehmen, daß die Stufen der beiden Entwicklungssysteme einander durchgehend entsprechen werden?

Noch einer Frage dürfen wir nicht vorübergehen, der Breysig keine Beachtung geschenkt hat. Er stellt die beschreibenden Wissenschaften ohne weiteres tiefer als die Begriffswissenschaften. Nun ist ja aber der Geschichte gerade ihrer beschreibenden oder vielmehr erzählenden Darstellung wegen von manchen Seiten der Charakter einer Wissenschaft abgesprochen, ist sie vielmehr für eine Kunst erklärt worden. In dieser alternativen Form freilich: Ist die Geschichte eine Wissenschaft oder eine Kunst? vermag ich der Frage keinen rechten Sinn abzugewinnen. Die Darstellung jeder Wissenschaft ist selbstverständlich eine Kunst, und sei es die trockenste, sei es die abstrakteste Wissenschaft. Je reicheren Stoff, je größere Freiheit der Gegenstand einer Wissenschaft der gestaltenden Phantasie gewährt, desto deutlicher muß dieser künstlerische Charakter in ihrer Darstellung hervortreten, und das ist ja in besonderem Maße bei der Geschichtschreibung der Fall. Wird denn aber dadurch ihre Wissenschaftlichkeit, ihr Erkenntniswert auch nur im geringsten beeinträchtigt? Bildet nicht vielmehr die schaffende und formende Phantasie die eigentliche Grundtätigkeit der wissenschaftlichen Forschung, der die sondernde und zerlegende Kritik nur als Werkzeug dient?

Es beruht auf einer ganz willkürlichen, von der Wirklichkeit fort und fort Lügen gestraften Begrenzung der Begriffe, wenn man einen ausschließenden Gegensatz zwischen Kunst und Wissenschaft konstruiert. Leicht lassen sich Geschichtswerke ersten wissenschaftlichen Ranges nennen, in denen sich eine selbständigere, freiere künstlerische Persönlichkeit offenbart, als in einer Masse von sog. Dichtungen. Wenn wir nun diese Vereinigung von Wissenschaft und Kunst in der Geschichte als eine Tatsache, und zwar als eine berechtigte, wohlbegründete Tatsache anerkennen, so werden wir daraus die Konsequenz ziehen dürfen, daß die Form der Geschichtschreibung, die Gliederung des Stoffes von künstlerischen, ästhetischen

Gesichtspunkten mitbestimmt sein muß, die ja den wissenschaftlichen in keiner Weise zu widersprechen brauchen. Es wird sich also nicht bloß darum handeln, die als wahr erkannten Ergebnisse der Forschung möglichst vollständig zusammenzustellen und überzeugend zu begründen, sondern sie sollen auch zu einem Bilde vereinigt werden, das von der Phantasie unmittelbar als wahr anerkannt wird, das sich der Phantasie mit der zwingenden Gewalt der Sympathie einprägt. Freilich haben wir mit dieser Forderung die Frage anscheinend auf schwankenden Boden gestellt; denn was scheint heutzutage ungewisser als das Wesen der Kunst?

Hier, wo wir das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Kunst in der Geschichtschreibung nur beiläufig erörtern können, mag es gestattet sein, nur die Kunsttheorien zu berücksichtigen, die in besonders prägnanter Weise dieses Problem bestimmen können. Wenn es uns auf eine bequeme Widerlegung der Behauptungen Breysigs ankäme, so brauchten wir uns nur auf den Standpunkt des Naturalismus zu stellen, wie er von Zola und seinen Anhängern vertreten wird; was dieser von der reinen Kunst fordert, dürfte dann mit noch größerem Recht von der künstlerischen Darstellung der Wissenschaft beansprucht werden, nämlich daß sie die Wirklichkeit mit all ihren Zufälligkeiten darstelle, wobei es dann auch dem Zufall überlassen bleiben muß, ob dabei irgend ein Gesetz zum Ausdruck kommt oder nicht. Da aber der Naturalismus in diesem extremen Sinne bisher nur eine Kunsttheorie und vereinzelte Kunstexperimente hervorgebracht, den Wahrheitsbeweis künstlerischer Taten aber nicht angetreten hat, dürfen wir uns auf ihn auch in unserem Falle nicht berufen. Wir wollen uns vielmehr resolut auf den Boden der Theorie stellen, die Breysigs Forderungen am meisten entgegenkommt, der von Aristoteles begründeten Theorie, nach der die künstlerische Nachbildung „nicht sowohl auf die einzelnen, mit mancherlei Zufälligem behafteten Objekte, als vielmehr auf deren Wesen und Gesetz und gleichsam auf die Tendenz der Natur bei deren Bildung" geht, eine Definition, bei der Aristoteles allerdings die Kunst ausdrücklich in einen Gegensatz zu der Geschichtschreibung stellt. Aber wenn wir auch gewiß der Geschichte, insofern sie Wissenschaft ist, in höherem Maße als Aristoteles die Richtung auf Wesen und Gesetz des Geschehens und der Entwicklung zugestehen wollen, so wird sich doch die Geschichtschreibung, soweit sie Kunst ist, niemals auf eine nackte Darlegung der Gesetze reduzieren lassen. Mögen wir noch so fest von der Gesetzmäßigkeit geschichtlicher Entwicklung überzeugt sein und noch so entschieden

auch von der künstlerischen Darstellung der Geschichte verlangen, daß diese Gesetzmäßigkeit aus ihr erkennbar sei; doch wenn unsre Phantasie ergriffen und überzeugt werden soll, so müssen wir dieses pragmatisch metaphysische Gerüst von Gesetzen von jenen tausenderlei Zufälligkeiten, Widersprüchen, von all jenen irrationalen Elementen umspielt sehen, die erst das Bild wirklichen, individuellen Lebens wachrufen. Selbstverständlich ist es daneben auch eine Aufgabe der Geschichtswissenschaft, die Gesetze der geschichtlichen Entwicklung zu systematischer Darstellung zu bringen; aber es wäre eine ungerechtfertigte Beschränkung, darin die einzige Aufgabe der Wissenschaft zu sehen.

* * *

Anhangsweise mag noch ein etwa gleichzeitig mit dem Breysigschen Buche entstandenes, gleichfalls prinzipielle Fragen der Historik behandelndes Schriftchen erwähnt werden, eine Jenenser Antrittsrede des Professors Cartellieri „Über Wesen und Gliederung der Geschichtswissenschaft“ *. Cartellieri unterscheidet sich freilich von Breysig aufs entschiedenste dadurch, daß er im wesentlichen ganz auf dem Standpunkt der bisher üblichen Geschichtsforschung steht und sich darauf beschränkt, über deren Aufgaben und Methoden in einem raschen Überblick zu orientieren. Eingehender verweilt er bei der Methode historischer Kritik, die er, im Anschluß an den Franzosen Seignobos, auf eine psychologische Analyse der Berichterstattung gründet. Die in das Gebiet der Geschichtsphilosophie hinüberweisenden Fragen werden nur beiläufig berührt und wohl nicht immer ganz nach Gebühr gewürdigt; so wenn er z. B. sagt (S. 15): „Der Historiker kann ruhig warten, bis es den Verfechtern der Rassenlehre gelingt, ihre Überzeugung in einem streng quellenmäßig gehaltenen Geschichtswerk so niederzulegen, daß die Erweiterung oder Vertiefung unsrer Erkenntnis des Werdens und Vergehens der Völker sich deutlich offenbart.“ Von wem anders soll man denn solch ein Geschichtswerk erwarten, als gerade von dem Historiker? Im übrigen ist der Vortrag Cartellieris wohl geeignet, den Laien über den Stand der heutigen Geschichtswissenschaft zu orientieren, und auch der Fachgenosse wird bei ihm manchen anregenden Gedanken finden.

K. Girgensohn.

---

*) Leipzig, Dyk, 1905. 80 Pf.

Vom Tage.

Im Spiegel der Presse.

12. Oktober.

An dem Grabe des Fürsten Trubetzkoj häufen sich Blumen und Kränze zu unabsehbarer Menge — der Ausdruck des Dankes eines ganzen Volkes. Der Dank gilt dem Rektor, dem Freiheitskämpfer und dem Menschen, gewiß nicht in letzter Linie dem Menschenschicksal Trubetzkojs, denn in den letzten Monaten dieses Lebens und in seinem jähen Erlöschen liegt etwas Typisches. — Der Fürst Trubetzkoj erlag der Ueberanstrengung der letzten Monate, ein eiserner Wille überspannte die Kräfte des Körpers über das Maß der natürlichen Leistungsfähigkeit. So pflegen Menschen zu arbeiten, die der Ueberzeugung sind, daß es nur einer letzten äußersten Anstrengung bedarf, um ihr Lebenswerk zu vollenden. Die Lebensarbeit des Fürsten Trubetzkoj aber war das Glück seines Vaterlandes. War er der Meinung, daß dieses Glück unmittelbar bevorstehe, war er der Meinung, das Heilmittel seiner Zeit gefunden zu haben? — Fast scheint es so! Und hierin läge das Typische, denn gleicht nicht die gesamte russische Gesellschaft einem Manne, der seine Kräfte bis zum Herzschlage anspannt, in der Meinung, nur wenige Schritte vom Heil entfernt zu sein. Die Vorbedingung des Heils aber ist die Freiheit — Freiheit der Presse, Redefreiheit, Versammlungsfreiheit, — das Leben will zum Licht empor und fordert eine Gasse, gebt ihm Raum und es wird für sich selbst sorgen. Und allenthalben rottet sich das Leben zusammen, um den Durchgang zu erzwingen. Auf den Straßen steht das Volk in dichter Menge und redet, redet und lauscht den farbenglühenden Zukunftsbildern unter der sorgsamen Obhut schweigender Soldatenpiketts, die Auditorien der Universitäten aber erzittern buchstäblich unter dem Anprall des Lebens. Das Leben strömt in die Universität, erhitzt und staubig, wie es von seiner Arbeit kommt, das Leben — kleine Leute, Proletarier, Arbeiter, Dirnen

— die Studentenversammlungen werden zum Volksmeeting, denn „die Universitäten müssen der Herd der russischen Revolution sein." Es ist nicht allein die politische Freistatt, die das Volksmeeting in den Räumen der Universitäten sucht, denn aus der sicheren Freistatt wälzt sich das Meeting wiederum hinaus auf die Straße, lärmend und demonstrierend, wohlwissend, daß es die Polizei nicht zu fürchten braucht, solange es nicht von Worten zu Taten übergeht. Nicht allein die Freistatt sage ich, denn diese Erklärung, so naheliegend sie ist, erscheint mir zwar richtig, aber nicht erschöpfend, auch läßt sie unerklärt, warum die Studenten sich berufen fühlen, an allen Orten als Führer der Revolution hervorzutreten und die Sache des Proletariats zu ihrer Sache zu machen, sie läßt unerklärt, warum die studierende Jugend ihre Lebensaufgabe im politisch-sozialen Kampfe erblickt.

Ein tieferes Verständnis der Erscheinung vermittelt uns die Annahme, daß Studenten, Professoren und Universitäten im Mittelpunkt des politischen Kampfes stehen, nicht trotzdem, sondern weil sie Diener und Tempel der Wissenschaft sind, wenn wir annehmen, daß im Aufbau und im Leben des Zukunftsstaates der revolutionären Gesellschaft der Wissenschaft die führende Rolle zugedacht ist.

Nach den Ausführungen Owsjaniko-Kulikowskis, der eine Reihe von Artikeln über das Wesen der Wissenschaft und die Aufgaben der russischen Universitäten im „Ssyn Otetschestwa" veröffentlicht hat, ist die Universitätsfrage nicht eine eng akademische, sondern eine politische Frage, „eine ebenso politische Frage, wie dank der Logik der Dinge, die Arbeiterfrage, die agrare Frage, die Landschaftsfrage usw." Doch ist die Universitätsfrage von ihnen die wesentlichste, denn durch sie entscheiden sich mittelbar alle übrigen Fragen. Die Universität ist die Vermittlerin jener höchsten, abstrakten Wissenschaft, durch deren Tätigkeit sich der geistige Fortschritt der Menschheit vollzieht. „Die Universität ist die Schule, in der der junge Verstand das wissenschaftliche Denken lernt — hier zuerst erfaßt er die Kraft und die Würde des kritischen Gedankens, der allen Kompromissen und aller Dogmatik feind ist — des wissenschaftlichen Denkens, das so sehr dem Gewissen gleicht. Hier eröffnen sich ihm unbegrenzte Horizonte — kosmische und menschliche, hier atmet es sich leicht in der erfrischenden Atmosphäre der weiten Ideen moderner Wissenschaft und Philosophie, welche die Seele von dem durch Jahrhunderte aufgehäuften Wust alter Ideen, von konventionellen „Wahrheiten", Vorurteilen und archaistischen Denkformen befreien." Hier also lernt er das wissenschaftlich philosophische Denken, das nach dem Ausdruck Owsjaniko-Kulikowskis von dem Denken des sog. gesunden Menschenverstandes wesensverschieden ist. Es wäre — nach den weiteren Ausführungen Owsjaniko-Kulikowskis — fehlerhaft zu glauben, daß nur ein starker

und tiefer Verstand das wissenschaftlich philosophische Denken, das in seinen Spitzen zu dem gewöhnlichen Verstande unfaßbaren Begriffen und Abstraktionen gelangt, zu handhaben fähig wäre. — Der betreffende braucht kein Philosoph zu sein — für ihn philosophiert die Wissenschaft selbst. Demnach besteht die erzieherische Wirksamkeit der wissenschaftlichen Arbeit in der Vernichtung der Vorurteile und in der Uebermittlung eines erstklassigen Denkapparats auch an diejenigen, die von Natur nicht damit begabt sind. Mit dieser Auffassung stimmt es überein, wenn Owsjaniko Kulikowski an andrem Orte die Wissenschaft für ihrem innersten Wesen nach demokratisch erklärt. Von Interesse wäre es hierzu Descartes zu vergleichen, der bereits vor einigen Jahrhunderten demselben Irrtum anheimfiel; auch er war der Meinung, daß nachdem er die Methode des Philosophierens gefunden, die Philosophie und die Wissenschaft der Begabung werden entraten können.

Neben der erzieherischen Tätigkeit aber liegt der Wissenschaft auch eine allgemeine weltgeschichtliche Aufgabe ob, zur Lösung dieser Aufgabe bedarf sie der akademischen Freiheit. „Sie bedarf ihrer vor allen Dingen deshalb, damit die Tätigkeit des wissenschaftlichen Gedankens dem Lande, der Nation, der Menschheit die ganze Summe jener geistigen Güter bringen könne, zu deren Produktion sie berufen ist.“ „Aus der Geschichte wissen wir, wie viel die Völker durch die mangelnden Garantien der Gedanken und Gewissens-freiheit verloren haben, wie viel unschätzbare geistige Güter der Menschheit verloren gegangen sind, nicht allein buchstäblich, sondern mehr noch dadurch, daß die breiteren Gesellschaftsschichten (ganz abgesehen von der Volksmasse) nicht die Möglichkeit hatten, sich diese Güter anzueignen.“

Diesen Worten liegt offenbar die Anschauung zugrunde, daß philosophisch wissenschaftliche Gedanken von dem Kopfe, der sie hat, unabhängig sind, daß diese Gedanken in breite Schichten getragen, ja sogar in die Volksmassen verpflanzt, eben dieselben Gedanken bleiben, die sie in ihrer Entstehung waren, daß mithin die Güter der Wissenschaft, und nicht allein die der Naturwissenschaften, sondern ebenso der Geisteswissenschaften, unbeschränkt übertragbar sind, unabhängig von der Gehirnkonstruktion des Empfängers — das heißt nicht bedingte, sondern absolute Güter. Es sind Wahrheiten, die ihre heilsame Wirkung nicht verfehlen, auch wenn sie nicht erkannt, sondern, wie das bei der Volksmasse allein möglich ist, geglaubt werden, sie tragen den Charakter religiöser Dogmen, sie sind — eben Wahrheiten. Deshalb ist auch der radikalen Anschauung nach die Errichtung von Volksuniversitäten, welche den Kleinverschleiß der wissenschaftlichen Errungenschaften besorgen sollen, von so imminenter Bedeutung für das gesamte Volksleben, — einer Bedeutung, die allein dann voll verständlich wird, wenn

man die Ansicht teilt, daß die wissenschaftlichen Wahrheiten feststehend sind und nur mitgeteilt zu werden brauchen, um ihren weltverbessernden Einfluß auszuüben. So sagt Professor Markow (Birsh. Wed. 2. Sept.), die Volksuniversitäten müßten zuvörderst Nationalökonomie und Jura pflegen. „Die Verbreitung, sei es auch nur der Grundzüge der nationalökonomischen und juristischen Disziplin im breiten Publikum, erweckt in der Gesellschaft den Begriff des Rechts, der Notwendigkeit ihr Recht zu vertreten und geltend zu machen ꝛc.“

So erblicken wir hinter der modernen sozialistischen Fassung einen von jeder historischen Betrachtungsweise jungfräulichen Rationalismus, welcher mit Hülfe der Wissenschaft und der Trefflichkeit des menschlichen Verstandes, des wissenschaftlich-philosophischen natürlich, den segensschweren Zukunftsstaat bauen will, und es ist nur selbstverständlich, wenn in diesem Falle die Jünger der Wissenschaft, denen ja doch die endgültige Lösung aller Fragen zufällt, die Führung haben. Ja noch mehr, die Güter und Errungenschaften der Wissenschaft liegen bereits fertig zur Verteilung, zwischen ihnen aber und dem Volke steht die Böswilligkeit der Reaktionäre, die das Volk in Finsternis halten und die Freiheit, — die Freiheit der Presse, des Wortes und der Versammlung, die Vorbedingungen der Verteilung der geistigen Güter, immer wieder zu hintertreiben suchen.

In den „Birsh. Wedom.“ schreibt Wl. Nowosselow: „Die russische Gesellschaft muß einmütig den Kampf mit der Finsternis beginnen. Die Bomben und Granaten der Reaktion dürfen sie nicht erschrecken!

Für denjenigen, der die Heimat liebt, gibt es keinen größeren Schrecken, als den Anblick der Heimat, die in die Finsternis undurchdringlicher Nacht versunken ist.“

Hinter den Bomben und Granaten der Reaktionäre wohnt das Licht, die Wissenschaft, das Glück! Und erfüllt von großer Begierde drängt sich das Volk in die Vorhöfe des Lichts, die Universitäten, und aus den Universitäten treten die Studenten unter das dürstende Volk, — sie bringen das Licht, die Wissenschaft, das Glück! — — — Der Glaube macht selig!

PB.

Den Landflüchtigen.

Ihr, die die Heimat leichten Sinn's verlaßt,
Nun sie bedrohen überall Gefahren,
In ihrem Glück hallt ihr sie warm umfaßt,
Am Unglückstag laßt ihr sie schnöde fahren.

*

Ihr rühmtet euch, als niemand danach frug,
Des kecksten Streits, ich hört euch oft drauf pochen;
Jetzt, wo des ernsten Kampfes Stunde schlug,
Ist stumpf das Schwert und euer Mut gebrochen.

*

Versiegte schon das treue deutsche Blut,
Das in der Väter Adern Gott gegossen,
Und ist verraucht der alte Heldenmut,
Der uns so oft das Tor Walhalls erschlossen?

*

Im Leben oder Tod, hier ist eu'r Platz,
Hier ist das Land, wohin uns Gott gewiesen!
Verschleudert ihr den anvertrauten Schatz,
Wird sich das Land euch schließen und der Himmel.

V.



Ein russischer Sänger des alten Dorpat.

N. M. Jasykow.

Von

Alex. C. G. Rosenberg.

Lang, lang ist's her . . .

Verschwunden ist die alte Burschenherrlichkeit, die einstmals mit ihrem bunten Tun und Treiben im Vordergrunde des gesellschaftlichen Lebens stand. Hin sind ihre berufenen Sänger, die: Hinze, Grindel, Haase u. a., sie selber Kinder und Künder ihrer stillbewegten Zeit. Neue Sänger, unmittelbar schöpfend und schaffend, erstehen nicht mehr – anders wurden die Verhältnisse wie die Menschen. Doch die Traditionen, die Lieder erhalten den alten Geist noch lebendig und erzählen laut von entwichenen wildfrohen Tagen. . . .

Wohl keinem Dichter hat das Wesen Dörptschen Studententums so deutlich seinen Stempel aufgedrückt, wie dem russischen Dichter Jasykow. In erster Linie war der Dichter bekannt und ist es geblieben, als der Jasykow Dorpats. In und durch Dorpat fand seine Poesie den Weg des Ruhms. Die Fülle der Begeisterung, die ihm am Orte zuteil wurde, faßte der Meister der Diktion und Sprache (geistreich stellte Gogol den Namen Jasykow mit dem Worte „jasyk", d. h. Sprache, zusammen) würdig in die glanzvolle Form, die ihm zu gebote stand. Ein russischer Literat, W. Longinow, bemerkt sehr richtig, wenn er, von neueren Dichtern redend, sich dahin äußert: „. . . Diese Motive, diese Gegenden kommen euch allzuvor in den Sinn, wenn ihr an den poetischen Schauplatz derselben denkt. . . Bei Jasykow ist es die Dörptsche Universität. . . . Ohne diese Eindrücke wäre ihre Poesie ihrer Originalphysiognomie beraubt."

Die Beziehungen Jasykows zu Dorpat, insbesondere die Bezugnahme seiner Poesie auf diese Stätte legen es nahe, den Spuren, die er hinterlassen, nachzugehen.

Nikolai Michailowitsch Jasykow[1], Sproß einer wohlbegüterten alten Adelsfamilie tatarischen Ursprungs, wurde 1803 am 4. März zu Ssimbirsk geboren. (Im Ssimbirsker Adelshause ist auch sein Bildnis, als eines bekannten Vertreters des örtlichen Adels, zum ehrenvollen Gedächtnis aufgehängt[2].) In Jasykowo, dem Stammgute der Familie, verlebte der Dichter auf dem Lande seine Kindheit. 1814, mit elf Jahren, kam er nach St. Petersburg in das Bergkadettenkorps, dessen allgemeinbildende Klassen er absolvierte, um dann ein weiteres Jahr in den Spezialklassen zu verbleiben. Wie vielen Jüngern der Poesie, waren auch ihm die mathematischen Fächer nicht nach dem Sinne. Doch einem seiner Lehrer hier, der auf seinen poetischen Sinn einwirkte, wahrte er ein warmes Andenken — A. D. Markow. Seinem Gedächtnis hat er in Erkenntlichkeit ein Gedicht geweiht; ein andres Gedicht aus späteren Jahren überliefert uns ein Bild des eigenartigen Pädagogen:

> „Er hatte starke Getränke gern, und nicht wenig
> genoß er davon in den Mußestunden,
> doch war er stets gesund und kam seinem Dienst nach
> ordentlich, und die Sache geriet seinetwegen
> nicht ins Stocken, war festen Geists, scharfsinnig.
> Worte verschwendete er nicht unnütz, doch mit knapper Rede
> wußte er entscheidend und stark zu wirken.
> Gelegentlich überraschte er die Gemüter seiner Zöglinge
> durch sie, wie ein Blitz. So einstmals,
> von Durst gequält, weigerte er sich Wasser zu trinken —
> ein andrer Kato in der Wüste! — und sprach,
> stirnrunzelnd: „Wasser stillt den Durst nicht."
>
> (Ein Ausspruch A. D. Markows.)

---

[1]) Vgl. über ihn vor allem die Aufsätze W Schönrocks in „Westnik Jewropy" 1897 und „Russkaja Starina" 1903; ferner W. Ssemewskij in Russkij Archiv 1867, die Monographie W. J. Smirnows, Perm 1900. -- Läge uns des Dichters reicher Briefwechsel gedruckt vor, so wären wir auch über seine Dorpater Zeit besser unterrichtet. Ein anderer N. Jasykow ist neuerdings als Erzähler aufgetreten.

[2]) Zufällig stieß ich in der Zeitung „Nordische Biene" (russ.), 1847, Nr 92 auf die Mitteilung, daß des Dichters hinterbliebene Bibliothek, mindestens 5000 Bände umfassend, den Grundstock abgeben sollte für die Karamsinsche öffentliche Bibliothek in Ssimbirsk.

Mehr als ein Jahr privatisierte Jasykow danach. Ende 1822 kommt der 19jährige nach Dorpat. Es soll vorwiegend auf den Rat A. Wojeikows, der 1814—20 Professor der russischen Sprache und Literatur in Dorpat gewesen war[1], geschehen sein. Dazumal wurde die Dorpater Hochschule von Angehörigen der russischen Geburts- und Geistesaristokratie aufgesucht. Es genüge etliche, wie W. Poroshin, Enkel des Erziehers Kaiser Pauls I, den Grafen W. Sollohub, nachmaligen Schriftsteller, die Gebrüder Karamsin, Söhne des Historiographen[2], hier namhaft zu machen. Im ersten Semester 1823, den 17. Mai, wird Jasykow — der erste in der Zahl russischer Dichter, die an der Dorpater Hochschule die Bildung genossen — immatrikuliert. Im Album acad. nr. 1767 ist „phil. 23—27“ die lakonische Fassung für den ganzen Inhalt seiner Dörptschen Studienjahre — das „phil.“ bezeichnet bloß seine Zugehörigkeit zur damaligen philosophischen Fakultät. Was seinen Spezialgegenstand anlangt, so weist die Universitätsmatrikel bei ihm den Vermerk „Humaniora“ auf, ein Fach, das sich lediglich bei ihm einzig und allein vorfindet! Später hat Jasykow jedenfalls, wie Äußerungen von ihm und seinem Vorlesungscyklus zu entnehmen, gleich vielen seiner näheren Bekannten kameralistischen, staatswissenschaftlichen Studien obgelegen.

In der ersten Zeit war er wohnhaft bei dem Universitätssyndikus und verdienstvollen Übersetzer russischer Dichtungen ins Deutsche, Karl Friedrich von der Borg, der aus St. Petersburg gebürtig war. Dem studentischen Treiben war er zu Anfang durchaus abhold. Seine Zeit widmete er der Erlernung von Sprachen, insbesondere der deutschen, und geistigen Interessen. Einige Briefstellen — mehr oder weniger aus der ersten Zeit — lassen seine Stellungnahme erkennen, führen in sein Geistesleben ein. „Das ist wertvoller, wichtiger, angenehmer und entzückender für mich, als alle meine jetzigen und früheren Erzeugnisse, als alle möglichen Eintritte in die Universität, als alle gelehrten Grade. . . Das ist . . . das ist . . . ich lese den „Don Karlos“! den „Don Karlos“!“ Ein andermal: „Ich kam her, nicht etwa um zu

[1]) Über Wojeikow, insbesondere den Charakter seiner Dorpater Tätigkeit ist nachzulesen bei N. Gretsch, Aufzeichnungen von meinem Leben, 1886 (russ.).

[2]) Es ist wohl der Erwähnung wert, daß an den Historiker Karamsin selbst vom ritterschaftlichen Kuratorium ein Ruf an die Dorpater Universität ergangen ist.

arbeiten (was auch daheim möglich wäre, wofern nicht . . .); ich habe es weit eher nötig, arbeiten zu lernen." Und wiederum: „Wie gering ist unser Großes in der zeitgenössischen Literatur! wie nichtssagend das Bedeutende und einfältig das Erhabene, und blickt man darauf, Goethe und Schiller kennend, — so sind wir Pygmäen vor ihnen, und wenn wir anders denken, so entweder darum, weil wir sie nicht kennen, oder uns selbst nicht, noch das Wesen wahrer Poesie." Geschicke und Eigenart Livlands erregen sein Interesse und finden gleich einen Niederschlag in seinen Poesien. — So entstehen schon zu Beginn seines Dörptschen Aufenthalts Gedichte, die lokalen Charakter haben. In dem Poem „Empfindsame Reise von Dorpat nach Reval" (1823) zeichnet er im 2. Gesang die wilde Romantik des altlivländischen Landkrugs, im 5. stellt er seine Meditationen an über Schloß Oberpahlen, und im letzten, 6. Gesange, muß er, als ihn die Mückenplage um die Nachtruhe bringt, eingedenk der bekannten deutschen Gelehrsamkeit, gleich witzeln, eine „Geschichte" der Mücken verfassen zu wollen. Das Gedicht „Meine Einsiedelei" (1823) schildert die Behausung des Dörptschen Studenten:

Abseits von der Welt[1],
fand ich meine Penaten,
eine schlichte Behausung
auf ödem Boden;
hier führt die steile Treppe,
vom Eingang an der Wand
schneckenförmig gewunden,
im Dunkel zu mir.
Der finstre Genius der Jahre
nahm ihr das Geländer,
und die schweren Stufen
machte morsch er und schwankend.
— — — — — —

Dank sei den Göttern!
In meiner Einsiedelei
ist Freiheit — das Paradies der Sänger,
rege Phantasie
und Arbeitsstille.
— — — — — — — —
An der unschönen Wand
steht ein einfacher Tisch,
der schweigende Hüter
all des, was mein Genius,
ein redsel'ger Schwärmer,
zur müßigen Stunde,
dem Dichter-Anachoreten

[1]) Zugrunde liegt die bis jetzt vollständigste Ausgabe seiner Gedichte in der Billigen Bibliothek Suworins 1898. — In Ermangelung von Übertragungen in gebundener Rede, habe ich mir gestattet Gedichte und Gedichtstellen in einer gehobenen Prosa wiederzugeben. Auch ohne den Rahmen des Reims wird meist — und das hat was zu sagen — die Wirkung des Jasykowschen Gedichts nicht beeinträchtigt. Poetische Uebertragungen ins Deutsche einzelner Gedichte haben wir von Karl Friedrich von der Borg, von Karoline v. Jänisch, vereh. Pawlow (einer Dichterin in drei Sprachen), von Emil Anders (unveröffentlicht), A. Ascharin, Karl Hunnius und wohl auch von Fr. Fiedler. Ist im vorliegenden Aufsatz der Name des Uebersetzers nicht genannt, so rührt die Uebertragung vom Verfasser des Aufsatzes her.

insgeheim eingab
und streng untersagte
der blinden Welt zu eröffnen;
davor hat meine Hand,
in weiten Reihen,
aus Regalen, zwischen den Wänden
und hinan bis zur Decke,
einen verborgenen Winkel
euch zubereitet,
russische Kamönen,
geheiligt Jahrhunderten!
— — — — — — — —

Andre Gedichte zeitigt sein Studium der Geschichte Livlands. Die ruhmbedeckte Vergangenheit des Landes begeistert ihn zu dem Gedicht „Livonia" (1824). Das Gefühl der Wehmut um Livlands geschwundene Herrlichkeit bringt die erste Strophe durch den Tonfall fast wundervoll zum Ausdruck:

Nicht erstehst du aus dem Schutte der Jahrhunderte,
du erblitzst nicht mehr unter dem Kreuzesbanner,
schweres Schwert der Nachfolger Rohrbachs,
Livonias herrliche Schöne!
Vorbei ist die Zeit deiner Eroberungen,
als in den Feuern des Kampfgewoges,
die Führer des Siegs, die Bezwinger Kasans,
erbleichend, still wurden vor dir!

Das im Epostil gehaltene, weit umfangreicher geplante, aber nur Bruchstück gebliebene Gedicht „Schwertritter Aran" (1824) gibt ein Bild aus der Zeit der Christianisierung Livlands, während das Fragment „Ala" (1824) uns in die Tage des ausbrechenden Nordischen Krieges versetzt.

Doch nur zu bald erfolgte bei Jasykow von der völligen Abneigung vor studentischem Leben die ganze ungeteilte Zukehr zu selbigem. Das Jahr 1824 bereits bringt das zu deutlichem Ausdruck in einem Cyklus von sechs Liedern — richtigen Burschenliedern. Im Laufe der Zeit ist noch manches Lied diesen gefolgt. Aus einem Liede dieses Cyklus ist die sich vorfindende Wendung: „Die Harfe beim Kruge" zum Titel eines russischen Burschenliederbuches genommen, das, sozusagen, Jasykows Manen, als dem Vater des russischen Burschenliedes, geweiht ist. Das Büchlein, von V. A Borkewitsch (1891, Riga) herausgegeben, enthält außer Jasykowschen Liedern nebst Melodien u. a. das Farbenlied der späteren Ruthenia, sowie in Übertragungen Lieder von Grindel, Hinze und Adolphi. Eines der Lieder aus besagtem Cyklus sei als recht charakteristisch hier mitgeteilt:

Wir trinken, wie's die Ritter übten,
doch singen wir, wie sie's nicht liebten:

der trotz'ge Kriegessinn der Herrn
hielt schon vom Mahl die Musen fern.
Vernunft und Ordnung grad nicht leiten
der Mannen Rohrbachs Lustbarkeiten:
sie stehn am Tisch im Rittersaal
beim Wein gewappnet allzumal.
Und mit der Wildheit ihnen eigen,
will trunken jeder Mutwill zeigen
und ungezähmter Worte Schwall
ergießt sich von den Lippen all.
Wir tun's nicht, wie die Väter trieben,
da wir des Liedes Gaben lieben,
wenn frohe Lust, der wir uns weihn,
uns ladet zum Gelage ein.
An langen Tischen kann gewahren
man sitzen uns in hellen Scharen,
und jeder, vor sich den Pokal,
singt mit, wie Goethe es befahl
Und auf den Freund und Bruder bringen
das Wohl wir aus beim Becherklingen,
und laut die Worte, froh und frei
erschallen auf der Zecherei!
Wir trinken, wie's die Ritter übten,
Doch singen wir, wie sie's nicht liebten.

Doch ist zu beachten und aus der Acht nicht zu lassen, daß Jasykow bei Verherrlichung des Burschenlebens und aller Hochschätzung der Dörptschen deutschen Studentenideale auch eine starke nationale Note in seinen Poesien durchklingen läßt. Er war durchdrungen von einem stark ausgesprochenen Nationalgefühl und eigentlich kein Deutschenfreund. In vollen Zügen wurden von ihm die Freuden des Burschenlebens im Kreise der Freunde genossen. Intimer verkehrte er hauptsächlich mit Landsleuten, so mit Alexius Wulf (Alb. acad. 1720), dem Genossen der Petersburger Lehranstalt, mit Andr. Tutschew (Alb. acad. 1677), Peter Schepelew (Alb. ac. 1881), dem Landschafter Alex. Chrjpkow (Alb. ac. 1067), von welchem wir das bekannteste Bild Jasykows besitzen, mit Alex. Peterson (außerehelicher Sohn eines russischen Edelmannes; Alb. ac. 1368) usw., doch auch Deutsche, wie Karl Peltzer (Alb. ac. 1537), der nachmalige Bibliothekar Emil Anders und wohl noch andere gehörten zu seinem Umgang. Die bunten Bilder des frohbewegten Lebens wurden von ihm in einer Reihe von Gedichten festgehalten; festgehalten wurden aber auch im Liede die bleibenden

Eindrücke von den hohen Gütern, dem festen Kern Dörptscher Studentenart. Das kündet beredt das Gedicht „Dorpat“ (1825):

Willkommen mir, mein trautes Land,
wo ich, vom Frohsinn hingerissen,
den Weg erst zu den Hochgenüssen
des Sangs, des Weins, der Musen fand!
Mir sind der schönen Jugendtage
so mannigfache Güter lieb:
des Lebens ungebundner Trieb,
der Burschen lärmende Gelage,
das freie Wort, des Armes Kraft,
der Geister noch so leicht Entzünden
für Ruhmestat und Wissenschaft
und den Philistern Fehdankünden!
Das Los uns schaffen wir zumal,
nicht das Genie hat zu verhüllen
sich scheu hier und um Christi willen
zu stehn am Pranger voller Qual!
Mit freiheitssel'gen warmen Grüßen
nah dir ich, du mein trautes Land,
wo ich, vom Frohsinn hingerissen,
den Weg erst zu den Hochgenüssen
des Sangs, des Weins, der Musen fand!

In packendem Wort ersteht lebensvoll im Gedicht: „An Peltzer“ (1826) eine Szene aus dem Burschenleben:

Jung, frei, in der Blüte der Kraft,
hausten wir lustig, hausten wir lärmend;
uns hatte Bachus, der feurige, lieb,
uns hatten lieb begehrliche Mädchen;
im Wettlauf gleichsam entflogen unsre Tage,
hell leuchteten unsre Nächte. . . .
So flammt Wetterleuchten im Gewölk,
so strahlen fröhliche Blicke!
Wo ist sie aber, mein Genosse,
jene zaubervolle Zeit?
Wo sind unsre Lieder, unser Wein,
und das Fest tollkühnen Lebens?
Alles ist vorbei! . . . Zum Abschiede
streck' ich still, sinnend deiner Hand
die meine entgegen,
ich seh' den Schlummer, ich seh' die Langweile voraus
in meinem einsamen Winkel,
wo wir, mächtiger Hoffnungen voll,
die Süße des Daseins genossen,

und wo gestern noch, Wogen gleich,
die ungestümen Freunde lärmten.
Jedoch, mein Teurer, das Unheil geht vorüber,
irgendwann und irgendwo
soll, wenigstens für einen Augenblick,
Erdenglück unsern Lebenspfad verschönen;
ich werde dich wie einen Bruder umfangen;
unter dem Dach guter Penaten
wird sich meine Muße mit der deinen vereinen
Dann mein Freund, ja dann, mein Freund,
setz ich den letzten Groschen dran,
berausch mich namens entschwundner Tage
und begehe dichterisch
die Gedächtnisfeier meiner Jugend'

Jasykow behalte noch weiter selber das Wort im Gedicht: „An Wulf, Tutschew und Schepelew" (1826):

Uns war's lustig, ihr Freunde,
als wir tüchtig zechten,
die Freiheit unsres Lebens
und die ganze Welt hintansetzten!
Jene Tage flogen hin wie ein Pfeil,
abgeschnellt vom starken Bogen;
sie tönten vom hellen Klange
ausgelaßner Lieder und des Glases;
wie die sprühenden Funken des Stahls
im verhängnisvollen Zweikampfe,
wie Blicke, von Wein erhellt,
glänzten sie zauberhaft.
— — — — — — — —

Jetzt, Freunde, ist eine andre Zeit:
nicht mit trunkner Würze des Weins
versüßen wir des Lebens Last;
jetzt feiern wir nicht;
reich an gewichtiger Beschäftigung,
ruhn wir nicht lang, zur Zeit der Dunkelheit
stehn wir mit den Hähnen früh morgens auf;
altersgrauer Zeiten
große Reiche verfolgen wir,
ihre Taten im Krieg und Frieden,
ihre Bildung, ihre Sitten,
ihre Regierung, Gesetze,
die stürmischen Erregungen der Geister,
Handel, Macht und Götter,
die Gründe des Unglücks, die Gründe des Ruhms.
— — — — — — — — —

> Eine Arbeit voll Sinn! an ihr
> richtet sich die Seele auf, erstarkt der Wille,
> und unser eignes Schicksal
> wird deutlicher bestimmt. . . .

doch was die ernstere Arbeit betrifft, von der soeben die Rede war, so ist es seinerseits bloß bei dem Vor- und Ansatz geblieben.

Wie jede Dichternatur, war auch Jasykow für Frauenreiz keineswegs unempfänglich. Von manch andern Eindrücken abgesehen, stand er sonderlich im Minnedienst zweier Damen — des Fräuleins M. Dirin, der nachmaligen Gattin des Dörptschen Professors des russischen Rechts A. v. Reutz, und der Frau Professor A. Wojeikow, die eine Schwester der Professorin Moier — letztere das Herzensidol des russischen Dichters Shukowskij — des öfteren in Dorpat weilte. Und zwar, nach des Dichters eigenem Geständnis, war Frl. Dirin mehr oder weniger der Ersatz, um während der Abwesenheit von Frau Wojeikow ihre Stelle bei ihm im Herzen auszufüllen! Hier im Zusammenhange sei zweier Gedichte gedacht, in denen Jasykow sinnige Dichterworte an Katenka Moier, die noch im zarten Kindesalter stehende Tochter des Professors Moier richtet[1].

Unterbrochen war das ungezwungene Leben worden durch eine Reise nach Ssimbirsk 1824. Vielleicht Früchte vom Wege sind zwei Gedichte, die auf unsre engere Heimat Bezug nehmen: „Der Landkrug" (1825), ein Gedicht voll sprudelnden Lebens und glücklichen Ausdrucks und „Zwei Bilder" (1825), die den Reiz des Peipusees bei Sonnenaufgang frühmorgens und im Mondenscheine des Nachts schildern. Jasykows des Studiosen Dichtungen, den Weg an die Öffentlichkeit durch die Almanache nehmend, fanden großen Beifall; zur Zeit des herrschenden Byronismus fallen die Strahlen seiner Lebensfreude auf den Weltschmerz. Puschkin, in Verbannung dazumal nicht allzu fern von Jasykow auf dem Gute Michailowskoje im Pleskauer Gouvernement lebend, wird auf ihn aufmerksam. Der Dörptsche Student Alexius Wulf[2],

---

[1]) Der Professorin A. Wojeikow hat noch ein andrer Dichter, E. Baratynski, poetisch ungemein schön gehuldigt. — Katharina Moier, die einzige Tochter des Professors Moier, war verheiratet an W. Jelagin, ihr Sohn, der Großsohn Moiers, Alexis Jelagin, hat in Dorpat studiert (Alb. ac. 9412).

[2]) Alexius Wulf, der in Dorpat 1822—25 Militärwissenschaften studierte, war trotz seines fremdlautenden Namens Russe. Seine Mutter, in zweiter Ehe Ossipow, wohnte mit ihren Töchtern auf dem Gute Trigorskoje im Gouv. Pleskau.

Puschkins nächster Nachbar auf dem Lande, vermittelt den Verkehr zwischen den beiden Dichtern, und endlich im Sommer 1826 führt ein Ausflug Jasykow in die bewußte Gegend.

> „Was ist entzückender, was schöner
> als ungezwungene, freundschaftliche Gespräche,
> wenn beim schäumendem Glase
> der Dichter mit dem Dichter spricht?"
> (Trigorskoje, Epistel an Puschkin.)

äußerte sich Jasykow in dankbarer Erinnerung an genußreiche, ihm für immer unvergeßlich gebliebene Tage. U. a. geht eins der schönsten Gedichte Jasykows: „Auf den Tod der Kinderfrau A. S. Puschkins" (1830) auf Eindrücke des damaligen Aufenthalts zurück. Von großem Interesse ist es, daß dank den Beziehungen zu Jasykow das alte Dorpat bei dem größten russischen Dichter in seinen Poesien eine Stätte findet, wenn es heißt:

> Längst wär ich auf die Dörptsche Straße
> in der Morgenstunde getreten,
> und hätte meinen schweren Stab
> zur wohlgeneigten Schwelle getragen,
> und wär zurückgekehrt, erfrischt
> vom Bild harmloser Tage,
> von freibegeistertem Gespräch
> und von deiner wohltönenden Laute. . . .

und später wieder anderwärts:

> Zu dir macht' ich mich schon lange auf,
> in die deutsche Stadt, von dir besungen,
> mit dir zu trinken, wie Poeten trinken,
> den von dir besungenen Wein.

Bislang war in Jasykows akademischem Studium nichts erreicht. Außer den mannigfachen studentischen Zerstreuungen lag der rechte Grund dazu in seiner trägen quietistischen Natur, seinem energielosen Charakter. Nur zu bezeichnend für ihn ist eine Stelle aus einem Schreiben an Wulf, der mittlerweile die Universität

---

Der „Dörptsche" Student A. Wulf ist das Urbild des „Göttinger" Studenten Lenski in Puschkins „Eugen Onegin". Wulf, der Russe, war ein Glied der „Dörptschen Burschenschaft", die von ihrem Stifter Frantzius den Spitznamen „Franziskaner" hatte (vgl. A. v. Gernet, Das Ringen des landsmannschaftl. und burschenschaftl. Prinzips in Dorpat, 1893, S. 36). An Frantzius, der auch Dichter war (vgl. über ihn Grotthuß, Balt. Dichterbuch und die Einleitung zu der Ausgabe seiner Gedichte) hing Wulf schwärmerisch. Vgl. „Russkaja Starina" 1899, Wulf und sein Tagebuch. Wulf ist unvermählt den 17. April 1881 gestorben, welches Datum im Alb. ac. zurechtzustellen ist.

verlassen, vom Februar 1827: „Meine Vorbereitung zum Examen geht sehr schlecht von statten; kaum hatte ich begonnen etwas aus den Kameralwissenschaften zu machen, als dieser Beschäftigung in die Quere (unter uns gesagt) mir sich das Vergnügen darbot, mit meinem Quartier Pelzer zu dienen. . . . Ich weiß nicht, wann ich wieder imstande bin mich zu beschäftigen, wie ich es wünschte, so wie du dich beschäftigt hast. Was wird — das wird! es wird aber das, was Gott will.“ 1827, den 18. Januar, hatte sich Jasykow exmatrikulieren lassen, um jedoch als freier Zuhörer an der Universität weiter zu verbleiben.

Zwei zeitgenössische Zeugnisse überliefern uns interessante Züge vom Bilde seiner Persönlichkeit. Der bekannte Universitätsbibliothekar Emil Anders, der gerade gleichzeitig mit Jasykow 1823—29 seinen Studien oblag, erzählt in seinen Erinnerungen (Balt. Monatsschrift 1892): „Durch einen unsrer Pensionäre, meinen sehr nahen Freund Studiosus Tatarinow, lernte ich den damals in Dorpat lebenden Dichter Jasykow, meinen Coetanen, kennen und trat mit ihm in recht warme freundschaftliche Beziehung. Er war ein mittelgroßer, starkbeleibter junger Mann, der zu Hause beständig im Schlafrock und Pantoffeln lebte. Sonst freisinnig, beobachtete er doch streng alle vaterländischen Sitten. Vom Wein animiert, wußte er glänzende Verse zu improvisieren. Die deutsche Literatur liebte er. Ich habe manche seiner Gedichte ganz zu seiner Zufriedenheit metrisch übersetzt. . . .“ Ein andrer, der Komponist und Musikschriftsteller Karl (später Juri) Arnold[1], der freilich erst 1829, Sem. II immatrikuliert ist (Alb. ac. 2665), aber, das örtliche Gymnasium besuchend, in Dorpat bereits früher wohnhaft war, teilt mit, daß die nach ihm 1826 zustande gekommene Gründung der „Ruthenia“ geschehen sei „hauptsächlich dank der Idee und Initiative Jasykows, der auch zum ersten Senior dieser russischen Landsmannschaft gewählt wurde.“ Jasykow habe mit andern als Pensionär von Thaddäus Bulgarin im untersten Stock (rez de chaussée) des Karlowaschen Herrenhauses gewohnt. Von Jasykow, der „ein Gesicht hatte wie Milch und Blut“, heißt es

[1] Vgl. über ihn das Konversationslexikon. Arnold, Sohn eines Ausländers und einer Russin, fühlte leidenschaftlich sich als Russe. Seine Erinnerungen (russ.) Moskau 1892 u. 93 berichten manch Interessantes von Dorpater Verhältnissen und Persönlichkeiten.

weiter: „Überhaupt war Jasykow ein vorzüglicher Kamerad, ein braver Bursche von ganzer Seele, ein Meister im Fechten, und lustigen Gelagen keineswegs abhold. Sehr viele von den auf Kommersen der „Ruthenia“ in russischen Übertragungen gesungenen Studentenliedern waren eine Frucht Jasykowscher Muse. Ich entsinne mich, daß er unter anderm auch zwei der beliebtesten Tafellieder der damaligen Zeit übersetzt hat: „Crambambuli, das ist der Titel“, „Vom hohen Olymp herab ward uns die Freude“[1]. . . . Den Burschen der „Ruthenia“ dienten als Zentrum der kameradschaftlichen Zusammenkünfte der Fechtsaal der Korporation und das Quartier des Seniors, d. h. Jasykows (und später Nik. Prokofjews) im Erdgeschoß des Karlowaschen Schlosses.“ Nach Karlowa ist Jasykow, wie aus einem Brief an Wulf zu schließen wäre, erst im Frühjahr 1828 übergesiedelt[2]. Die „Ruthenia“ hatte öffentlichen Charakter 1829, doch mögen ihre Anfänge weiter zurückreichen. Auf die „Ruthenia“ bezieht sich gewiß Jasykows wohl über alle russischen Hochschulen hin verbreitetes Studentenlied: „Aus dem Lande, dem Lande fern“ (1827). Feierlich erhebend nimmt sich seine Sangesweise aus. Eine deutsche Übertragung brachte gelegentlich die „Nordlivl. Ztg.“ 1896 in der Nr. 8 (der Verfasser war nicht genannt):

Ferneher, aus fernem Lande
kamen wir, vom Wolga-Strande,
von dem weiten Wogenmeer,
um der süßen Arbeitsbande,
um der Freiheit willen her.

Unsre Hügel laßt uns singen,
die die Täler weit umringen,
unsrer Tempel, Dörfer Zahl,
und im fremden Land soll klingen
Heimatgruß beim frohen Mahl.

Mit den Deutschen eng verbunden
hat in segensreichen Stunden
uns der Herzenskünd'ger Wein:
traulich, lärmend, ungebunden
zechen froh wir im Verein.

Und auf Rußlands Wohl erheben
wir mit stillem Hoffnungsbeben
unser volles Glas zugleich.
Möge es in hohem Streben
sein der Erde erstes Reich!

In den Sommern 1827 und 1828 verweilte Jasykow auf dem Gute Kambi. Im Gedicht „An A. N. Wulf“ (1827) „Jetzt

[1]) Findet sich in der Ausgabe seiner Gedichte jedenfalls nicht vor.

[2]) Nach Fertigstellung meiner Arbeit war mir erst die „Nordische Biene“ (russ.) 1847 zugänglich, wo Thad. Bulgarin (richtiger Bulharin) in Nr. 40 manches Interessante von Jasykow aus eigener Anschauung aussagt. Als bezeichnend führe ich einen Passus an: „Liegen, etwas lesen und Verse schreiben, wenn die Poesie Begeisterung zuwehte, zwischen Schlaf und Verdauung, machten das Wesentliche des Lebens Jasykows in Dorpat aus, und sein Bestes ist von ihm in dieser Epoche geschrieben.“ Nach den Angaben an dieser Stelle zu urteilen, hat aber Jasykow in Karlowa wohl nicht gelebt.

weile ich in Kambi, mein Lieber" malt er idyllisches Behagen an diesem Orte aus. Noch nach Verlassen Dorpats gedenkt er (1831) im Gedicht „Kambi" dankbarlich der stillen Reize des Orts, wo ländliche Ruhe seine Liebe und seine Muse umfriedete. Zwei Gedichten des Jahres 1828 u. a. liegen livländische Motive zugrunde: der Träumerei „Die Ruinen" und der „Romanze" vom Ritter Konrad.

Doch der schäumende Becher der Freude hatte auch seinen Bodensatz: Gefühle der Vereinsamung — Gefährten, die ihm besonders nahe standen, verlassen Dorpat —, Schmerz um ein ihm ohne Arbeitskraft und -erfolg zerrinnendes Leben, Sorgen wegen drückender Schuldenlast beschleichen ihn. Im Gedicht: „An A. N. Wulf" (1828), in welchem er eingangs die Feier des 21. April, des Tags der Immatrikulation des ersten Studenten schildert (der Anfang sei hier gereimt mit kleiner Änderung des Versmaßes wiedergegeben):

Denkst du noch, mein Zechgenosse,
ungebundner Jugendtage,
wie wir in des Waldes Dunkel
uns befanden beim Gelage?
Rauschbezwungen wir da lagen;
neben uns der Holzstoß brannte;
und die Feuerflammen zischten.
Als der Brüder wohlbekannte
Lieder in den Abend schallten,
freuten wir uns, wie sie sangen,
darnach auseinanderliefen
und keck durch die Feuer sprangen . . .,

muß er weiter bekennen:

Doch jetzt dem Gram und der Trägheit
überlaß ich gleichgültig
den Morgen lichter Begeisterungen,
meine gute Jugend.
Nicht lärmen meine Mußestunden,
nicht eilt meine Arbeit. . . .

Ja, mit der leidigen Arbeit schien es garnicht gehen zu wollen! „Noch ein Monat ist ohne Plan und ohne Zweck vergangen", doch „derselbe ist wie ein Tropfen ins Meer gelassen", heißt es in Briefen nach Hause. Das Jahr 1828 beschließt er in katzenjämmerlicher Stimmung „Nie war es mir hier so langweilig und traurig, wie jetzt, so verzweifelt ärgerlich! Alles ist mir zuwider,

alle sind mir zuwider, ich tauge zu nichts. Ich schäme mich, das Gewissen gibt mir keine Ruh! Ich sitze die Hände auf dem Schoß, erwarte was, irgend ein Wunder; doch Wunder gibt es schon längst nicht." Kurz, das des rechten Zwecks und Sinns entbehrende Leben in Dorpat, „der Stadt der Professoren und der Langeweile", wurde ihm über die Maßen verleidet. Es mußte einen Abschluß haben. „Ich rette mich!" — entringt sich der Schrei dem beschwerten Herzen in einem Brief nach Hause. „Dorpat", schreibt er im Februar 1829 an Wulf, „ist mir so zuwider geworden, daß ich zu Fuß von hier fortliefe, schämte ich mich nicht, meinen Namen hier den Gläubigern zum Schimpf zurückzulassen." Die Höhe seiner Schulden wirft ein scharfes Schlaglicht auf seinen Lebenswandel und seine Lebensweise. Betragen sie doch — 28,000 Rbl., ungeachtet vieler Abzahlungen, ein Faktum, das vielleicht wohl einzig in seiner Art im Dörptschen Studentenleben dastehen dürfte! Freilich ist Jasykow, der für sehr reich galt, auch ausgenutzt worden[1]. 1829 im Mai hat Jasykow Dorpat endgültig verlassen, ohne seine Studien — nach 6½ Jahren Aufenthalts an diesem Orte — irgendwie der Vollendung näher gebracht zu haben. Doch bemerkt Schönrock sehr richtig: „Die Zeit, von ihm in Dorpat zugebracht, war für ihn keineswegs eine verlorene . . . besonders im bildenden Sinne." Nicht ohne Interesse ist ein Aktenstück, ein Generaltestimonium der Dorpater Universität (im Universitätsarchiv), das Jasykow auf sein Ansuchen vom 12. Sept. 1830 erhielt, als er später in Moskau seine Studien zu Ende zu bringen gedachte. Es beleuchtet den Kreis seiner Interessen, den Gang seiner Beschäftigungen.

„Auf Befehl ꝛc. ꝛc. erteilt das Konseil der K. U. D. dem gewesenen Studierenden der Philosophischen Wissenschaften Herrn Nikolaus Jasykow, Sohn eines Garde-Leutnants aus Ssimbirsk, hiemit das Zeugnis: daß derselbe vom 17. Mai 1823, als vom Tage seiner Immatrikulation hieselbst an, bis zum 18. Januar 1827 seinen vollständigen akademischen Kursus gehörig absolviert

[1]) In den traulichen, ansprechenden Plaudereien: Aus den Erinnerungen eines Dörptschen Studenten, Biblioteka dlja tschtenija, 1850 erzählt der Ruthene Paul (Tschumiko)w (nicht Pjätkowski, wie Winkelmann Bibl. Liv. Hist.), nach der Tradition, von Jasykows auch großer Selbstlosigkeit. Er habe selbst schlicht gelebt und sich gekleidet; auf dem Wege zum Schneider pflegte er wohl den neuen Stoff wegzugeben, wenn ihm ein andrer Kommilitone im dürftigen Anzuge begegnete.

und nach dem hierüber produzierten Atteste der Philosophischen Fakultät nachstehende öffentliche Vorlesungen mit vielem Fleiße gehört hat, als: über Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften, philosophische Religionslehre, Logik, theoretische Physik, Römische Geschichte (zweimal), Geschichte des Mittelalters, neuere Geschichte, neueste Geschichte Europas, Geschichte der Reußen, den gegenwärtigen Zustand aller Europäischen Staaten, Geschichte des Europäischen Staatensystems, Verfassung und Verwaltung Rußlands, Europäisches Völkerrecht, politische Oekonomie, Enzyklopädie der zur politischen Oekonomie gehörenden Wissenschaften (1. und 2. Teil), Handlungswissenschaft, Römische Altertümer, Geschichte der Malerei und Baukunst der Alten, Aesthetik, Geschichte der russischen Literatur, Erklärung ausgewählter Stellen russischer Dichter und Prosaiker.

Das Konseil vermag über seine erworbenen Kenntnisse kein Urteil zu fällen, weil er selbige keiner Prüfung unterwarf, und kann ihn auch nicht zu Ansprüchen auf die den graduierten Studierenden verliehene zwölfte Rangklasse berechtigen. Sein sittlicher Wandel während des hiesigen Aufenthalts war stets tadellos."

Vor allem aber hat sich in Dorpat sein dichterisches Talent entwickelt und ist hier zu seiner Entfaltung gekommen. Hier gipfelt sein dichterischer Ruhm, von hier ging helle sein Ruf in die Welt — wenn er gleich die viel höheren Erwartungen, die man an ihn knüpfte, nicht rechtfertigte.

Weihevoll gestaltet Jasykow den Abgang von Dorpat in seinen Poesien. In den Abschiedsversen: „An A. W. Tichwinski" (1829), den russischen Lektor der Universität, gibt er die Erklärung ab:

In dem Lande, wo sittlich gut,
sich in alles fügend, mit allem zufrieden gebend,
lebt, lieblich und friedlich,
und gedeihet das Deutschtum;
in dem Lande, wo dem Gotte der Aufklärung
der Monarch gesegneten Andenkens
zum rechtgläubigen Dienst
einen flammenden Altar errichtete, —
hier leuchteten meiner Jugend
wohltätige Jahre,
hier fand ich der Freiheit Güter,
die Liebermuse und Freunde,
hier ersetzte der Dichterrausch
und eine Welt mächtiger Gedanken
mir das Erdentreiben,
der Liebe Wonnen und Spiel! —

Im Poem „Die Abreise“ (1829) nimmt er Abschied von dem Burschenleben, den Ausflugsorten (vielleicht Heiligensee), dem Marktplatz. . . . „O Jugend“, scheidet er ergriffen,

> Jugend, flüchtiger Traum,
> wunderbar lichte Zeit,
> Tummelplatz mächtiger Freude,
> der Freiheit, des Lärms und des Guten! . . .

Er führt einzelne der liebsten Freunde in ihrer Eigenart vor, um dann fortzufahren:

> Doch möge es blühn, mein Freund,
> dies livonische Athen!
> — — — — — — — — — —
> O! Dank sei Euch gesagt,
> Euch, deren Wissen, Geschmack und Verstand
> die Richtigkeit unsres Denkens überwachten,
> Aufklärung in uns verpflanzten!
> Allen Euch! Dir aber, κατ' ἐξοχήν,
> unser Lehrmeister, Lob und Preis,
> an Seele Jünger der Kamönen,
> an Körper ein Ebenbürt'ger Boleslaus',
> Mann der Staatswissenschaften!
> Nicht war's mir vergönnt
> die Abschiedsfeier mit dir zu begehen
> bei Wein und Rundgesang!
> Dort, dort, wo rauschend umgaben
> die Estenstadt die Meereswellen,
> im sandigen Ufer, fern
> deinem Heimatland,
> ruhn deine Überreste still;
> ich aber, als ein Gast bess'rer Tage,
> gedenke deiner bislang,
> und hier, mit meiner Göttin,
> erricht' ich dir, Lehrer,
> ein unvergänglich Mausoleum! . . .

Der Hochschullehrer, dessen Jasykow hier so pietätvoll gedenkt, ist der Professor der Kameralwissenschaften F. E. Rambach, der 1826 im Bade zu Reval verstarb; derselbe, ein Enkel des Kirchenliederdichters Joh. Jak. Rambach, war auch als Dichter hervorgetreten. (Warum russische Kommentare hier auf den Professor Dabelow, gest. 1830, hinweisen, ist nicht recht ersichtlich.)

Gedankenvoll nimmt Jasykow Abschied vom Burschenleben im „Abschiedslied“ (1829):

Zum letzten Mal die Burschenlust genießen
soll ich noch, Freunde, mit euch im Verein;
der Becherschall, der Freundschaft Stimme rein,
dies Lärm'n und Schrein, der Seelen Sicherschließen,
mich heute noch zum letzten Mal erfreun.
Ein Leben neu wird über'n Tag erstehen,
frisch atmen auf wird meine junge Brust;
der Heimat Täler, Wälder bin bewußt
ich wiederum mit frohem Blick zu sehen. . . .
Doch wo bleibt ihr, Genossen toller Lust?
Der mächt'ge Gott will, daß aus Burschenkreise
ich von euch, Freunde, in die Ferne zieh:
dies Leben froh, der Arbeit Poesie,
der Reden Glut, das Bündnis eigner Weise,
Gedanken frei von Zwang . . . das find' ich nie!
O daß die Freiheit doch der jungen Jahre
euch, Freunde, auf der Bahn ein Leitstern hält!
und, wenn zu mut'ger Rede ihr gesellt,
ureignen Stempel eurem Geist bewahre
und euch erhelle stets die düstre Welt!
Mich aber, Freunde, wird noch lang umfangen
ein süßer Trost — der wonnevolle Traum
von euch, von Dorpat, manchem lieben Raum,
wo jung, begeistert ich mich einst ergangen
und mit euch sang: — nun aber wurd's zu Schaum!

Burschenmäßig wird noch auch von ihm (1829) das Lied „Ihr Brüder, wenn ich nicht mehr trinke“ dahin variiert: wenn er gestorben, verzichte er auf Marmor und Grabschrift, doch sein Gedächtnis möge fortleben beim kreisenden Becher und Liedern der Heimat.

Das Dorpater Jugendeiland, wenn auch zu Zeiten von einem Schatten verdüstert, blieb der Erinnerung bestehen als „unvergeßliche Gegenden“. . . .

Schon von der Heimatflur richtet er (1829) an A. Tutschew eine Epistel: „Willkommen, Bruder! Stell hin zwei Gläser!“, in der er das Fazit des zieht, was Dorpat ihnen geboten, und dermaßen schließt:

Reich die Hand, Bruder! angesichts des Heimatlandes
laßt uns unser freudiges Gelübde erneuen,
noch jenes Land zu schauen, stets liebgehalten,
der schrankenlose Tummelplatz der jungen Jahre,
die Pflanzstätte höher Gefühle und Gedanken!

Wir wollen wieder unsre fernen Freunde umfangen,
sie zu stürmischem Gespräch einen —
und die Willkommgläser sollen erklingen
für Dorpat und die Musen und unsre Freuden,
die frei und von Wein überschäumten! —

Doch Dorpat hat Jasykow nicht mehr gesehen. —

Er wandte sich nach Moskau, wo er bis zum Frühjahr 1833 fast beständig wohnte. Aus dem Plane, an der Moskauer Universität seinen Studien einen Abschluß zu geben, wurde indessen nichts Das lockere Leben wurde auch hier aufgenommen. — Lebensvoll stellt der bekannte Historiker M. Pogodin uns den Jasykow jener Tage vor die Augen: „Doch entsinnt ihr euch Jasykows, zu seiner glänzenden Zeit, in den 30er Jahren in Moskau, wie er wohl beim freundschaftlichen Gespräch, wenn das Herz froh ward, frisch blühend, in blonden Locken, blumengeschmückt, die blauen Augen nach oben gerichtet, seine Verse herzusagen begann, voller Leben und Kraft, feurige, helltönende; und all das laute Gespräch verstummte um den entzückten Dichter und lauschte mit verhaltenem Atem seinem prophetischen Lied; es hatte den Anschein, als ob der jugendliche Bachus im Lorbeerkranze, strahlend und froh, singe, von Indien zurückkehrend[1]." Und derselbe Pogodin schreibt in sein Tagebuch von Jasykow: „Schlichter, lauterer sah ich niemanden." Im Herbst 1831 trat der Dichter in den Staatsdienst an der Vermessungskanzlei, welchen Dienst er mit Erlangung des ersten Klassenranges eines Kollegienregistrators nach zwei Jahren bereits quittierte. Nur im Dienste der Musen wollte er stehn. Noch befand sich seine Poesie im Banne Dorpats. Wie er noch 1833 bei Übersendung seiner Gedichte an Wulf bekannte:

Ich verwahre die verweg'ne Mütze
von meinem Studentenhaupte,
und die Locke dunkelgolden
einer Schönen . . .,

so mußte er in einem Gedicht: „An A. P. Jelagin" (1832), bei Überreichung seines Porträts an sie, aussagen.

Doch heilig sind mir die entschwundnen Jahre!
Bis hierher leuchten von ihrer Kraft
meine ausgelassenen Freuden,
tönt mein forscher Vers. . .

---

[1]) Nachruf auf Jasykow, „Moskwitjanin" 1846.

Die einstigen Dorpater Tage ruft ins Gedächtnis zurück „Die Feuersbrunst" (1831; A. Peterson gewidmet). Das Gedicht führt zunächst ein nächtliches Gelage vor:

Weißt du noch, wie wir zur nächtlichen Feier,
schon lustig und lärmend vom Weine,
schon mitten im Sang und wohlaufgeräumt, in Kreisen
saßen am Tische, von uns aufgebaut?
Schon mischte in unsern feierlichen und festlichen Chor
sich zu Zeiten dünkelhafte Rede,
schon, geleert auf Rußland und unsre Versammlungen,
stießen hoch über'm Tische die Gläser zusammen,
und, geschleudert auf einmal mit ganzer Kraft des Arms,
sprangen sie am Boden, zersplitternd und klirrend
Entzücken, Zusprüche, Zank und Geschrei und Händeschütteln!
Wir schwärmten Genossen und Brüder!

Da schauen sie unweit ein lichtes Flammenmeer. Es geht an ein Löschen des Hauses, wo eine von ihnen angeschwärmte Schöne wohnt. Ihr Anblick weckt die ersten Liebesfunken in des Dichters Busen! Im Gedicht „Ho!" (1831) an die „blauäugige, jugendliche, meinen schwarzbrauigen Engel Edens" im Embachstädtchen berichtet er:

Bunt, regellos lebte ich!
Dort das alles, womit der Gott des Guten und des Lichts
viele Jahre segnet
jenes Land, alles — die Frische der Gefühle und Kräfte,
das Studium, Freundschaft, unsre Freiheit,
flottes Leben, Lärm, Muße, Faulheit — goß ich
in einen prunkenden Pokal,
und trank und sang . . . lange trank ich!

Burschengeist atmen: „Der Tagesanbruch" (1830), schildernd, wie nach durchzechter Nacht der neue Tag in erhebender Weise sie überrascht, „Ihnen" (1831), den Zechgenossen geweiht, „Der Pokal" (1831), eine Dichtung voll Schwung und Verve, u. a. Im Gedicht: „Auf den Tod A. N. Tutschews" (1831) weiht er herzbewegt der Dichternatur des frühverblichenen Dörptschen Freundes einen tiefempfundenen Nachruf[1]. Die 1. Sammlung seiner schon lange zum Druck vorbereiteten Gedichte erschien in

[1]) A. Tutschews Gedichte sind an die Öffentlichkeit nicht gelangt. — Bis zu einem gewissen Grade Zeitgenosse Jazykows war ein andrer Landsmann, der „Professor-Student" P. Schkljarewskij (Alb. nr 2484), dessen poetischen Nachlaß beim Hinscheiden als Student der nachherige Professor M. Kutorga herausgab (das verschollene Büchlein in der Bibliothek Morgensterns).

St. Petersburg 1833. Sie trugen ein deutsches Motto des kürzlich erst verstorbenen Goethe, das recht wohl paßte:

> Wer das Dichten will verstehen,
> muß ins Land der Dichtung gehen;
> wer den Dichter will verstehen,
> muß in Dichters Lande gehen.

(Gewissen russischen Kritikern, denen die Eigenart des Dörptschen Studentenlebens unbekannt geblieben, war drum auch das rechte Verständnis der Jasykowschen Muse verschlossen.) Der größte Teil der Gedichte in der genannten Sammlung ist unten mit dem Vermerk D., d. h. Dorpat, versehen. Die ihrer Zeit recht schmucke Ausgabe, die dem Dichter sehr zusagte, war geziert und gekennzeichnet durch nette Vignetten, die eine Traube, dann einen Pokal mit der Inschrift: In vino veritas, die Attribute des Duells u. dgl m. darstellten.

* * *

> Freunde, was ist unsre Jugend?
> Wunderbaren Weins ein Krug;
> und die selbstvergeß'ne Freude
> leert ihn ganz in einem Zug!
> (Jasykow, Stanzen. 1831)

Das war eine zu spät erfahrene Wahrheit, der Jasykow selbst die feine Prägung im Verse gab. Das ungebundene Leben seiner Jugend war auch ein nur zu ungezügeltes. Schon in Dorpat war der Keim zu einer Krankheit (Rückenmarksleiden) erworben, deren Schatten sich immer dunkler über den Lebensweg des Dichters legten. Wohl auch unter dem Einfluß der Krankheit wandte sich Jasykow in seinen Dichtungen religiösen Motiven zu.

> Wem, o Herr, sind zugänglich
> deine Zionshöhen?
> Dem, dessen Sinn unbestechlich,
> dessen Gedanken keusch,

sang er im andern Ton. Unter seinen religiösen Dichtungen ist von evangelischer Schlichtheit der schöne „Chorgesang" (1830) gelegentlich des Aufhörens der Cholera in Moskau.

Die Steigerung seiner Leiden bewog ihn mithin im Frühjahr 1833 Landaufenthalt auf seinem Gute Jasykowo zu nehmen. Hier hat er fast ununterbrochen 5 Jahre zugebracht. Launig weiß er

von seinem dortigen Leben zu erzählen in einer Epistel an P. W. Kirejewskij (1835):

Kurz ist meine Tafel; mit gesundem Reiz
gewöhnlicher, ländlicher Gerichte ist mein einfacher Tisch geziert
und schwankt nicht von trunknem Weine,
nicht lang, nicht üppig ist meine Ruhe, ein Schatten,
und der stygische Schatten, der gewohnten starken Faulheit;
ich erwache zu den nämlichen Beschäftigungen,
oder leichtem Nachdenken und Träumereien ergeben,
ergehe ich mich aufs Geratewohl über Berg und Tal.

— — — — — — — — — — — — —

Mit mir erwarten dich Freiheit und Ruhe,
zwei Vorzüge meines gewöhnlichen Schicksals,
Einsamkeit, Daunenpfühle,
Schlafrock, Schreibtisch und bestellte Bücher.
Du findest hier Teiche, Sümpfe und Wälder,
eine Flinte und einen klugen Jagdhund.
Hier ist das wohltuende Asyl des Dichters
von der Öde der Stadt und den Aufregungen der Welt.

Jedoch der schlimme Zustand seiner Gesundheit gebot ernstere Maßregeln. So mußte er sich August 1838 ins Ausland begeben. 5 Jahre hatte er hier vergeblich Hilfe und Besserung gesucht, in verschiedenen Kurorten Deutschlands, Österreichs und Italiens verweilend. Der einst so liederfrohe Mund klagt in einer Elegie (1841):

Gott weiß, ob ich umhergestrichen
nicht unnütz bin im fremden Land:
mein Unglückstag ist nicht gewichen,
und einen Trost ich nimmer fand!
Und kummervoll, ermattet, zagend
eil ich zurück zum Vaterhaus,
wie in sein Nest sich birget klagend
das Vöglein in des Wetters Graus.

Die Zeiten des Frohsinns waren unwiederbringlich hin! Sonst aber war der Zauber der Dorpater Tage in der Erinnerung nicht verblichen. In der Epistel: „An den Grafen W. A. Sollohub“ (1839) begrüßt er selbigen als den Genossen ein und desselben Studentenlebens, im Gedicht „Der neunte Mai“ (1839) gedenkt er, wie er einst so anders, laut und festlich, seinen Namenstag in Dorpat beging, wo ihn die Freunde umjubelten. Er preist im „Lied an die baltischen Gewässer“ (1841) diese, als sie zur Zeit der Stürme dem ihm befreundeten Jelagin glückliche Heimfahrt

gewähren. Überhaupt haben Jasykows Gedichte, wie an dieser Stelle bemerkt sei, für uns etwas anheimelndes, wenn in den Versen „der weißbewimperte Livländer“, „das Dörptsche Trinkglas“, „die Schatten des Ratshofschen Parkes“ u. dgl. m. auftauchen.

Im August 1843 kehrte Jasykow nach Moskau zurück, um hier sein Leben zu Ende zu leben. Strotzend von Lebensfülle und Gesundheit, tritt uns sein Jugendbildnis entgegen; abgehärmt, abgezehrt, spitz sind die Züge seines Antlitzes, wie sie uns ein Bild aus seinen späteren Jahren (in der Neuausgabe der Polewoischen Literaturgeschichte) aufbewahrt. War aber der Körper gleich siech, der Gebrauch der Gliedmaßen beschränkt, die Qualen der Krankheit groß — der Geist war ungebrochen, frisch und stark. Daß er in einigen kraftvollen Gedichten slavophilen Charakters — er stand dem Lager der Slavophilen schon als Schwager des Dichters Chomjäkow sehr nahe — zu sehr über das Maß des Schicklichen hinausging, ist durch die Reizbarkeit seines Zustandes entschuldbar. Aber Schönrock weist mit Recht darauf hin, „es wäre äußerst irrig, bei Jasykow in seinen Studienjahren seine spätere Religiosität und Slavophilentum anzunehmen“ — unbeschadet seiner stets bekundeten nationalen Gesinnung. Die Heilige Schrift stand Jasykow in seinen letzten Jahren nahe.

Bei der Fahrt von der Wasserheilanstalt zog Jasykow sich im Dezember 1846 eine Erkältung zu. Zu der alten Krankheit trat ein Fieber. Sein Ende ahnend, nahm er Abschied vom Erdenleben und sah dem Tode ruhig entgegen: er gebot alle Freunde und Bekannten zum Begräbnis einzuladen, ordnete selber das Leichenmahl an. . . .

Den 26. Dezember 1846, als am 2. Weihnachtsfeiertage, entschlief er. In Moskau wurde er auch bestattet.

Er starb, im 44. Lebensjahre stehend, unvermählt.

Eigentümlich genug ist es, daß das Jahr 1846 auch einen andern Burschendichter Dorpats abrief: Georg Grindel (gest. Febr. 1846), welch letzterer, im J. 1829, Sem. II die Dorpater Hochschule beziehend, gleichsam Jasykow, der 1829 im Mai Dorpat verließ, in seiner Rolle ablöste! Ein dritter Burschendichter Dorpats, der Lübecker Johann Hinze, von 1826—29 an der Hochschule weilend, war Zeitgenosse Jasykows, Jasykow war aber der Zeit nach der erste unter ihnen.

—

Daß die Dorpater Eindrücke von unwandelbarem Bestand waren, hat Jasykow noch in einem Gedicht aus seinen letzten Jahren auf schöne Weise bezeugt. In den tiefempfundenen, einem Jugendideal geweihten Versen, „Von ihr“, heißt es gleich zu Anfang:

Es scheint der helle mitternächt'ge Mond,
am blauen Himmel hüten und hegen
Schlummer und Stille meine Einsamkeit.
Ich liebe diese Stunde, wenn die Phantasie
mich in jenes Land zieht, wo es eine lichte Welt der Wissenschaft gibt,
ein ungebund'nes Leben und froher Becherklang,
freies Arbeiten, ausgelaß'ne Lustbarkeiten,
Feuergeister und ritterliche Sitten. . . .
O, meine Jugend, warum ist sie vergangen!

So war Jasykow auch ein Barde Dörptschen Burschenlebens, ein Herold der Ideale und des Eigens der Dorpater Hochschule.

Sein Charakterbild jedoch in den Grundzügen können wir am besten schauen im Spiegel seines eigenen Lebens:

Er war ein Dichter — und mit ruh'gen Blicken
schaut' er die Welt, doch fremd war er der Welt'
Mit Freunden pflog er Zwiesprach voll Entzücken,
vergötterte die Schönheit hochbeseelt,
im leichten Vers sang er vor allen Stücken
Wein, Liebe, Freundschaft, Ruhe ungeschmält. . . .
(Lied, 1831)



Ein furchtbarer Nihilist.

Von

Priester **Grigorij S. Petrow.**

Aus dem Russischen übersetzt von **E. K.**

Vor einigen Jahren hatte ich in einem Kurort der Pyrenäen eine merkwürdige, unvergeßliche Begegnung. Ich lernte dort einen hohen kirchlichen Würdenträger Spaniens kennen, eine wunderbare, seltene Erscheinung. Er war ein Greis, ein Asket, beobachtete streng alle Fasten, war abgezehrt, dürr, vertrocknet wie Pergament, und doch wurde er nicht müde, sich unaufhörlich tagelang geistig zu beschäftigen. Sein Arbeitszimmer im Kurort war geradezu angefüllt mit den neuesten Journalen und Zeitungen nicht nur in der spanischen, sondern auch in französischer, italienischer, englischer und deutscher Sprache. Der Würdenträger besaß auch Kenntnisse im Russischen, nur fiel ihm das Sprechen schwer. — Er war Philologe, hatte sich aber viele Jahre mit Astronomie, Geologie, den Naturwissenschaften überhaupt beschäftigt und hatte eine Reihe gründlicher Schriften über Theologie, Pädagogik und über soziale Fragen herausgegeben. Alles zeugte von einer hohen Gelehrsamkeit, von einem scharfen, weiten, analytischen Geiste; aber alles dieses wirkte niederdrückend auf den Leser, legte sich auf sein Herz mit bleierner Schwere.

Einen ebensolchen Eindruck gewann man von seiner Tätigkeit als Staatsmann. Dank seinem Verstande, seiner vielseitigen Bildung und seiner beständigen, völligen Hingabe an die katholische Kirche und die Interessen Roms fand der greise Bischof eine kräftige

Stütze am Papste und war in seinem Heimatlande eine Person voll Macht und Einfluß. Aber diese Macht war auf rätselhafte Weise seinem Lande und der römischen Kirche nur verhängnisvoll und verderblich. Sie gestattete niemandem und nichts ein Vorwärtsstreben: sie hielt die Geistlichkeit und das Volk in Unwissenheit, rief allgemeinen Unwillen hervor, wirkte vernichtend auf das Leben des Volkes. Die Gebildeten empörten sich gegen die Kirche, büßten ihren Glauben ein, wurden atheistisch und allem feind, was nur auf die Religion Bezug hatte. Die wirklich Gläubigen waren tief bekümmert, verzweifelten, und die schwachen, schwankenden Seelen hielten sich ängstlich abseits und waren nur auf ihre eigene Sicherheit bedacht.

Seine Gehilfen, welche gemeinsam mit ihm das arme Spanien in den Schraubstock zwängten und sein geistiges Leben erstickten, waren Leute zweifelhaften Charakters und zweifelhaften inneren Wertes. Jeder im Lande, der es ehrlich meinte, alle Talente hielten sich fern von dem verknöcherten Greise. Da war auch kein einziger wirklich überzeugter, für die Idee beseelter, glaubenseifriger Mensch. Da gab es nur bestechliche Leute, Leute, die Kronsgelder unterschlugen, bestenfalls — trockene Streber, gefühllos und kalt gegen Gott im Himmel und gegen Gottes Werk auf Erden. Sie haßten ihr Ressort, verachteten sich gegenseitig und allem Anscheine nach auch sich selbst. Hochmütige, freche Satrapen gegen ihre Untergebenen, die armen, in der Einöde lebenden Patres, waren sie schamlose Schmeichler ihren Vorgesetzten gegenüber. Der Greis, als kluger Mensch, durchschaute sie und verachtete die grobe Schmeichelei, unterlag aber doch ihrer verderblichen, zersetzenden Wirkung: er konnte nicht ohne sie leben, ertrug nicht den geringsten Widerspruch, wurde maßlos heftig, gestikulierte, stampfte mit den Füßen, schrie die ehrenwertesten Kirchenväter an.

Man zeigte mir im Kurort diesen mumienhaften Greis, erzählte mir ausführlich von seinem Charakter und von seiner Tätigkeit. Man sagte: Er will der Kirche dienen und ertötet das Göttliche in den Menschen. Gleichsam im Namen Christi, des Gottes der Liebe, arbeitet er die Hände in Blut getaucht.

Eines Tages kam er mir auf einem Pfade entgegen und ich schaute ihm in die Augen, mit denen er mich anblickte. Fürchterliche Augen. Möge Gott alle mit solchen Augen verschonen. Eine

bitterböse Verachtung sprach sich darin aus und irgend ein tiefer, tiefer Seelenschmerz.

Ich empfand plötzlich Mitleid mit ihm. Noch mehr: mir wurde angst um das Reich, um die Kirche, um das Volk, um alle, die durch Schicksalsfügung in die Hände dieses gefühllosen, asketischen Bischofs gegeben waren. Die größte Angst empfand ich um ihn selbst. — Welch qualvolle, schlaflose Nächte muß er haben! dachte ich und wünschte ihn nicht wiederzusehen. Ich vermied sogar jede zufällige Begegnung.

Zuerst lernte ich seinen Sekretär persönlich kennen und wir traten uns bald näher. Der Sekretär war ein junger, gelehrter Mönch, feurig, enthusiastisch, erfüllt von heißer Liebe zu Gott und eifrig bestrebt Sein Werk zu fördern. Er war auch in den Dienst seines Patrons getreten ausschließlich um der Kirche zu nützen. Er hoffte mit Hilfe seines Prinzipals seine Arbeit auf kirchlichem Gebiet weiter, reicher und fruchtbringender zu gestalten. Jetzt schien er durch irgend etwas tief bekümmert. Oft saß er lange allein in einer einsamen Allee des Parks neben dem Hotel und oft hörte man ihn seufzen.

Einst, spät des Abends, sah ich durch das offene Fenster, wie er betete; er griff sich wiederholt an die Stirn, preßte die Hände auf die Brust, neigte den Kopf inbrünstig auf das Kruzifix.

Ich meinte, der junge Mann durchlebe ein Herzensdrama, glaubte zu erraten, daß er übereilt sein junges Herz mit der schwarzen Soutane bedeckt habe und nun Qualen leide.

Mir tat er in der Seele leid. Mir gefiel sein schönes, edel- und scharfgeschnittenes intelligentes Gesicht, und ich beobachtete gern verstohlen das Mienenspiel auf diesem Antlitz, wenn er eifrig und sogar leidenschaftlich mit seinem mumienhaften Greise über irgend etwas disputierte. Und wenn mich etwas zurückhielt von einer näheren Bekanntschaft mit meinem Liebling, dem Mönche, so war es eben diese Mumie. Die Bekanntschaft fand jedoch trotz allem statt.

Nach einem besonders heißen Streite mit dem Greise, als der junge Sekretär mit den Tränen kämpfte und sein Patron mit einem Ausdruck der Verachtung mürrisch dasaß, kam mein Liebling auf meine Bank zu, setzte sich und lehnte ermattet den Kopf mit dem erblaßten Gesicht gegen die Bank.

„Sie haben es schwer mit dem heiligen Vater?“ entfuhr es mir unwillkürlich.

„Ach, ich ersticke!“ erwiderte er ebenfalls unwillkürlich und knöpfte den Kragen der Soutane auf.

Wir gerieten ins Gespräch. Als der junge Mönch erfahren, welches mein Beruf, gewann ich an Interesse für ihn; er überschüttete mich mit Fragen nach Rußland, nach der russischen Gesellschaft, nach der Bedeutung der Religion im Leben des russischen Volkes.

„Ich werde Sie mit meinem Patron bekannt machen. Es wird ihm eine Freude sein. Er fühlt lebhaftes Interesse für die Lage der östlichen Kirche und liest selbst russische Zeitschriften und Bücher“, sagte er.

Ich lehnte höflich ab. Der Sekretär bestand auf seinem Vorhaben. Ich meinte, daß ich bald abreisen wolle — er wurde dringender.

„Um so mehr muß man die Gelegenheit benutzen“ —

Noch immer verhielt ich mich ablehnend.

— „Aber warum? Warum wollen Sie nicht seine Bekanntschaft machen.“ — Dann schien er den Grund zu erraten und sagte leise: „Sie schreckt die traurige Reputation des Alten ab?“

Ich nickte zustimmend.

Er schwieg und, von der Bank aufspringend, stellte er sich vor mich hin.

„Übrigens, ich versiche Sie. Der wächserne Greis flößt mir selbst jetzt Furcht ein. Ich fürchte ihn, ich fange an ihn zu hassen. Ich werde ihn fliehen müssen. Ich fange an für meinen Glauben zu bangen, ich fürchte für meinen Gott, für meine Lebensfreude, mein Lebensglück, für meine Liebe zu Christo, zu meinem Erlöser, der Leuchte meiner Seele.“

Der junge Mönch drehte nervös an seinen Fingern, sich bald auf die Bank setzend, bald wieder aufspringend.

„Ich habe niemals auch nur den Schatten des Gefühls der Liebe empfunden, auch nicht für das reinste Mädchen, ruhig und ohne Besorgnis legte ich die Soutane an. Ich weiß, daß die Liebkosungen des Weibes und der Zauber ihrer Liebe über mich keine Gewalt haben. Mein Herz ist erfüllt von einer andern Liebe, von der Liebe zu meinem Erlöser, zu dem, der für die Menschen,

die ihn verrieten und ihn schmähten, Sein unschuldiges Blut auf Golgatha vergossen. Wie sehr wünsche ich selbst mein sündiges Leben für ihn dahinzugeben! Ich beneide die Märtyrer der ersten Zeiten, und gern versenke ich mich in den Gedanken, mit welcher Wonne ich Leiden und Folterqualen für den Namen des Erlösers erdulden wollte, um Sein Reich in den Herzen der Menschen zu bauen. Und nun sehe ich, daß ich neben meinem wächsernen Greise gleichsam die Vergoldung vom Glauben verliere. Wie Eiseshauch weht es mich von seinem kalten Herzen an und meine Seele erstarrt. Er vergiftet mich, wirkt zersetzend wie eine scharfe Säure. Zu Zeiten bangt mir vor ihm: ich fange an zu glauben, daß er kein Mensch, sondern der Satan ist, die Verkörperung des Geistes der Finsternis. Was er auch angreift mit seinen knöchernen Fingern, da erscheinen mir schwarze Flecken, als ob die Stelle da von der Hölle ein Brandmal davongetragen. . . . Und dabei arbeitet er fortwährend im Dienste des Katholizismus, stellt die Interessen der Kirche allem voran und hebt sie immer und überall hervor. Er gibt der Kirche alles; aber in ihm selbst ist auch keine Spur religiösen Geistes. — Wie läßt sich das vereinen? Dieser Mensch hat eine so große Gewalt in den Händen, ein so weites und dankbares Feld der Tätigkeit ist ihm gegeben, solch große Fähigkeiten und Kenntnisse und dabei — solch ein klägliches Resultat. — Wissen Sie was? fügte der junge Mann eilig hinzu, als er sah, daß ich sprechen wollte. „Während dieser Monate, seit ich im Dienste meines Patrons stehe, habe ich mit vielen über ihn gesprochen, habe sie um ihre Meinung befragt, habe gefragt, warum das ganze Leben dieses an Leib und Seele vertrockneten Menschen eine völlige Verneinung alles Lebens sei. Und ein Professor hat, wie mir scheint, die Ursache richtig getroffen. Er sagte mir: „In Ihrem Patron ist alles Analyse und auch keine Spur von Synthese. Er kann wie eine ätzende Flüssigkeit alles auflösen, zersetzen; aber er besitzt keinen Zement, er vermag nichts zu verbinden. Sein Los ist es — alles Lebendige zu zerstören und niemals etwas Neues zu schaffen."

„Wenn dem so ist", sagte der junge Mönch mit einem tiefen Seufzer, „was für ein beklagenswerter, unglücklicher Mensch muß er sein!"

„Ich würde noch hinzufügen — und was für ein furchtbarer

Mensch", meinte ich und empfand plötzlich Lust den finstern Greis genauer zu beobachten.

Solch ein Typus ist interessant und selten. Er ist in seiner Art ein Unikum — dachte ich. Man muß die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen. Nun bat ich selbst mich dem finstern Schatten des hellen Spaniens vorstellen zu dürfen, und bedauere nicht diese Bekanntschaft gemacht zu haben. Der wächserne Greis, wie ihn sein Sekretär nannte, war in der Tat ein Mann von umfassendem Verstande. Wie erfaßte er die Lage der Dinge, wie treffend waren seine Bezeichnungen, wie scharf umrissen die Gestalten, die er leicht hinwarf.

„Was geschieht bei uns in der katholischen Welt!" waren seine Worte. „Wie soll da in der Gesellschaft keine Feindschaft gegen die Kirche entstehen! Was haben wir für Prälaten, was für Geistliche, was für Klöster? Eine allgemeine Unwissenheit der Dorfpriester und eine übermäßige Gier und Stumpfheit der Mönche! Das weitere ist auch nicht besser: Die Seminare taugen nichts; man lehrt veraltetes Zeug, kann sich nicht entschließen mit dem alten Schutt aufzuräumen. Hier auf dem Tische liegt ein Buch, das ich vor kurzem erhalten. (Der finstere Greis kramte in den Schriften und holte ein Buch in englischer Übersetzung hervor.) Dieses Buch hat mir ein gelehrter Doktor der Philosophie aus Madrid gesandt. Er ist voll Freude und will auch mich durch das große Ereignis erfreuen, daß sein Werk ins Englische übersetzt worden ist. Und wovon handelt das Buch? Von der Begebenheit mit der Eselin Bileams, wie sie die Gabe der Rede erlangte."

— „Sagen Sie, was soll das nun heißen!" rief der wächserne Greis, ganz erregt im Zimmer auf und ab rennend. „Von allen Seiten wird die Kirche angegriffen, der Sozialismus wächst, ebenso der Anarchismus, unter den enterbten Klassen der Bevölkerung gärt es, jeder neue Tag bringt tausend neue brennende Fragen, und dieser Mensch schreibt ein gelehrtes Buch, vergeudet Jahre der Arbeit und des Lebens für die Eselin des Bileam. Ja wahrhaftig, man muß selbst Bileams Eselin sein, um sich in unseren brennenden Tagen mit so etwas zu beschäftigen. Und er schickt das Buch noch mir zu, will mich erfreuen! Ich werde ihn schon erfreuen, wenn ich nach Hause komme."

Ich ließ den Redestrom dieses scheinbar ganz erschöpften Greises über mich ergehen und machte große Augen. Ich dachte: wenn du dies alles verstehst und siehst, warum duldest du alles, warum deckst du nichts auf? Damit nicht genug, warum erlaubst du auch andern nicht frische Luft hineinströmen zu lassen?

„Aber von Ihnen hängt doch alles dieses ab!" konnte ich mich nicht enthalten endlich auszurufen. „Sie besitzen solche Macht und Gewalt, warum lassen Sie alles beim alten, warum unternehmen Sie nichts?"

„Wie, was soll ich unternehmen? Mit wem?" fragte er ganz ruhig.

„Fangen Sie mit den Menschen an; sie taugen nichts; setzen Sie andere an ihre Stelle."

„Ha — ha — ha! Junger Mann, junger Mann!" spottete er. „Mit den Menschen — wo sind sie, diese Menschen? Sie sind nicht vorhanden. Es gibt nur mannigfaltige Schlechtigkeit in menschlicher Gestalt; aber Menschen gibt es nicht —" und er ging unvermittelt auf ein andres Gesprächsthema über.

Und wovon er weiterhin auch sprach, von der Literatur, der Politik, dem Theater, der Presse, der Kunst — er übte eine schneidende Kritik, so als ob er lebenden Menschen die Haut und das Fleisch abziehe, daß nur das unförmliche, blutige Skelett übrig blieb.

„Das sind sie, Ihre Menschen", fügte er jedesmal mit einer Art wollüstiger Bosheit hinzu.

Mir, wie vorher seinem Sekretär, wurde es schwül und ich verabschiedete mich bald; besuchte ihn auch nicht wieder.

Das ist kein Mensch, sondern eine menschenähnliche Maschine, gemacht, um die Seele in Kälte erstarren zu lassen — sagte ich zu mir.

Als ich am nächsten Tage dem jungen Sekretär mein Gespräch mit dem wächsernen Greise mitteilte, besonders sein Urteil über die Geistlichkeit, die Klöster, die geistlichen Schulen und die kirchliche Administration, glaubte er seinen Ohren nicht trauen zu dürfen.

„Ja, wenn man dieses drucken würde und sagen, daß es die eigenen Worte meines Patrons sind, so würde man Sie für einen neuen Baron Münchhausen erklären. Man würde Sie beschuldigen, etwas ganz Unwahrscheinliches erfunden zu haben

Es ist geradezu unbegreiflich; wie soll man das verstehen?" sagte der junge Mönch.

„Sehr einfach", erwiderte ich, „Ihr Prinzipal ist der größte Nihilist, den es nur auf der Welt geben kann. Er verneint nicht allein diese und jene Institutionen, die gesellschaftliche Ordnung oder die verschiedenen Lebenserscheinungen — er verneint den Menschen überhaupt. Er will die Persönlichkeit und die Fähigkeiten des Menschen nicht anerkennen. Daraus erklären sich alle seine Maßnahmen, in welchen weder ein menschliches Fühlen noch eine menschliche Seele zutage tritt. Er negiert die Schönheit der menschlichen Seele, er sieht die Seele nicht, er kennt sie nicht, fühlt sie nicht. Ich weiß nicht einmal, ob er nicht vor sich selbst auch die Existenz Gottes leugnet. In jedem Falle ist er ein großer Sünder. Sie wissen, daß gesagt ist: „Jede Sünde wird dem Menschen vergeben, nur nicht die Sünde wider den heiligen Geist." Die ganze Tätigkeit dieses Menschen ist aber nur eine große Todsünde, er beleidigt den Geist Gottes im Menschen, will das Bild Gottes in der menschlichen Seele nicht anerkennen, darum knechtet er sie. Er ist im buchstäblichen Sinne des Wortes ein „Seelenverkäufer". Er unterdrückt, erstickt die lebendigen menschlichen Seelen und reißt sie ins Verderben. Gott gebe, daß meine Worte sich nicht bewahrheiten, aber ich fürchte, daß der Tod dieses Menschen, seine letzten Stunden und Minuten entsetzlich sein werden. Wenn der Todesengel vor ihm erscheinen und ihn vor das letzte gerechte Gericht laden wird, wenn er alle seine Handlungen aufzeichnen, den Strich darunter setzen und sagen wird: „Zähle zusammen und ziehe das Fazit" — was wird dann dieser wächserne Greis erblicken, womit wird er vor Gott, seinen Schöpfer und Richter treten, er, der auf Erden so machtvoll und fürchterlich war und der im Himmel eine so klägliche Rolle spielen wird. — Ein entsetzliches Fazit: Ich habe den Glauben an die Menschheit, an meinen Beruf, den Glauben an mich selbst verloren. Das nackte Nichts ist übriggeblieben und mit diesem Nichts muß ich vor den treten, der war und ist und sein wird. — Fliehen Sie, mein junger Freund, diesen schrecklichen Greis, diesen furchtbaren Nihilisten", versuchte ich den Mönch zu überreden, als ich zwei Tage später von ihm Abschied nahm, um in die Schweiz zu reisen. „Wahren Sie Ihr größtes Heiligtum — den Glauben an die

Menschheit, den Glauben an den Geist Gottes, der über dem Chaos des Lebens schwebt und sucht sich in die Herzen der Menschen zu ergießen. Man soll die Herzen der Menschen nicht verschließen, sondern sie weit öffnen, ihnen die Möglichkeit geben, den segenbringenden Geist der göttlichen Wahrheit, der göttlichen Liebe in sich aufzunehmen."

Vor einigen Tagen wurde mir durch einen Bekannten ein Brief überbracht; der frühere Sekretär des wächsernen Greises war an der Riviera einem mir bekannten Russen begegnet, hatte nach mir gefragt, und da er meine genaue Adresse nicht erfahren konnte, hatte er gebeten mir den Brief gelegentlich zu übergeben. Der Brief war im Juli geschrieben worden; in demselben schrieb der junge Mönch unter anderm: Sie haben Recht gehabt. Vor einem Jahr ist der wächserne Greis gestorben und die letzten Stunden seines Lebens waren wahrhaftig entsetzlich. Ich war bei ihm bis zu seinem letzten Augenblick. Damals verließ ich ihn nicht, konnte ihn nicht verlassen. Ich fühlte tiefes Mitleid mit ihm. Nach der Unterredung mit Ihnen fing ich an ihn zu studieren und sah, daß wenn sein Tod furchtbar war, sein vorheriges Leben noch qualvoller gewesen sein muß. Dieser große Sünder, dieser große Nihilist, wie Sie ihn nannten, war zugleich auch ein großer Kreuzträger. Und ich bedauere nicht, der Sekretär eines so schrecklichen Menschen gewesen zu sein. Er hat mich vieles gelehrt, wenn auch negativ. Ich bin jetzt fest überzeugt, daß das Leben ohne Glauben an den Menschen, ohne Vertrauen zum Guten im menschlichen Herzen nur eine Hölle ist, nichts außer einer Hölle — schon hier sein kann. Ich habe den tiefen Sinn der Worte des Erlösers verstanden: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, fürchtet euch vor denen, die Leib und Seele verderben können."



Literarische Rundschau.



Notizen für Kunstfreunde.

Jeder, der etwas mehr als ein paar Sonntagnachmittage im Jahr dem Studium der modernen Malerei widmet, kennt den Namen Richard Muther. Sein hervorragendes Werk „Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts" ist viel gelesen, aber auch viel angefeindet worden. Und doch müssen seine erbittertsten Gegner zum mindesten ein Talent dem Professor der Kunstgeschichte zu Breslau lassen: das feine Witterungsvermögen für das Aktuelle. In unzähligen Kritiken und ästhetischen Studien hat er es bewiesen. Er weiß es, wann die Zeit für eine alte, halbvergessene Sache wieder gekommen ist, und er weiß es, wann es Zeit für eine andre ist, vom Schauplatz zu verschwinden. Seine geschäftige Feder hilft emsig mit bei diesen erfreulichen Auferstehungsfesten und wehmütigen Leichenfeiern.

Muther ist durch und durch Essayist, sein unüberwindlicher Abscheu ist das Kunstdogma in jeder Form und das läßt ihn oft unberechenbar erscheinen. Der Einfall regiert seine Feder, und er hat gute Einfälle. Sein Stil will zu viel sein und das verdirbt ihn; ihm fehlt Grazie, weil er graziös sein will. Denn Grazie heißt mit dem Mindestmaß sichtbarer Anstrengung das Gewollte erreichen, sie verhüllt in gewissem Sinne die Absicht.

Alle Stärken und Schwächen dieser besonderen, aber höchst zeitgemäßen Veranlagung Muthers teilt seine Sammlung von Künstlermonographien, die unter dem Gesamttitel „Die Kunst" schon seit einigen Jahren bei Bard in Berlin erscheint.

Die kleinen Büchlein, die bei uns noch viel zu wenig bekannt sind, haben den Vorzug überaus billig zu sein, von mustergültiger Ausstattung und angenehm für Auge und Hand. Die Zahl der Illustrationen ist im Verhältnis zu den bekannten Knackfußschen Monographien eine überaus geringe, aber dafür um so prägnanter und von guter Qualität.

Vor kurzem ist der 37. Band der Sammlung erschienen — „Paris“ von Uhde. Man möchte den Versuch verwegen nennen, in den Rahmen des kleinen Duodezbändchens das hineinzuzwängen, was das Wort „Paris“ bedeutet. Ich habe das Buch mit Spannung in die Hand genommen.

„Eine Impression“ nennt Uhde sein Essay, also ganz subjektiv, persönlich will er es aufgefaßt wissen — „wie ich es sehe.“ Das ist sein gutes Recht und er unterstützt mit allen erlaubten Mitteln seine Absicht. Keine banale Photographie verunziert den feinen stilistischen Aufbau seiner Impression — jedes greifbare Detail würde hier stören. Degas, Toulouse-Lautrec, Renois, Pissarro, Claude Monet geben ihm das Geleit. Ich vermisse Le Sidaner's Mondscheinbrunnen auf der Place du Théâtre français. — Wenn man diese farblosen Reproduktionen von Gemälden auf ihre architektonische Genauigkeit prüft, so wird man enttäuscht sein, aber diese gehört auch nicht in Uhdes Impression, wohl aber das weiße Licht der Place de la Concorde mit den seltsam japanisch durchschnittenen Pariser n eines Degas oder das vielköpfige Menschengewirr und die unendliche Wagenkette im Schlackwetter des Boulevard Montmartre von Pissarro. Auf diesem Boulevardbild bemerkt man ein winzig kleines schwarzes Pünktchen — es ist der Hut eines Kutschers, aber nicht irgend ein Hut bloß, dieser Hut sitzt sogar vortrefflich, so dick in die Stirn gedruckt, daß man die würdevolle Miene des herrschaftlichen Kutschers unter ihm zu sehen glaubt. Das ist das Geheimnis des Impressionismus: mit einem einzigen sinnvollen Fleck Ketten von Erinnerungsbildern auslösen, mit einer Leere Raumvorstellungen wecken, mit dem Uebersehen von Einzelheiten das Ganze lebendig gestalten. Man weiß oft nicht, ob diese Bilder Text oder Begleitung sind, so sehr verschmilzt Uhdes Schilderung mit ihnen. Wie in Liedern von Hugo Wolf oder Richard Strauß Worte und Ton eins geworden sind, so hier Wort und Bild.

„Paris ist das reife Kunstwerk, das ein glücklich veranlagtes Volk unter einem gütigen und milden Himmel schuf.“ So beginnt Uhde. Von „den Gärten, den weiten königlichen Gärten“ erzählt er und von hohen eisernen Gittern und von dem zarten Grün, das „wie hingeweht vor dem Grau der hohen gleichmäßigen Häuser“ und „zitternd gegen die machtvollen Türme der Notre Dame“ steht. Dann schiebt er plötzlich die feine Bemerkung ein, „man staunt über die Begabung und Konsequenz des künstlerischen Gesamtwillens. . . .“ Das sind die Komponenten des Kunstwerks, das Augenfällige, Sinnlich Sachliche und das, was hinter der Erscheinung ruht — der künstlerische Wille, der das Ganze schuf. — Und nun begleitet er die Seine auf ihrem Lauf und läßt sie flüchtige Worte des Grußes mit ihrer ehrwürdig vornehmen Nach-

barschaft wechseln. Dann hält er inne und sieht die Menschen an, in ihrer Beziehung zur Umgebung. „Menschen und Dinge stehen in Paris nicht hart und unvermittelt nebeneinander im Raume." Von dem Kindlichen und Natürlichen ihres Wesens redet er und von ihrem Recht „Mensch zu sein" in erster Linie, und vor allem: „Wenn in Deutschland ein Richter Bilder malt oder Romane schreibt, wird er lächerlich. . . . Die schönen Künste sind eine Rubrik für sich, die ihn nichts angeht." „In Paris gibt es dagegen Minister, die ehemals Journalisten waren." „Dort (in Deutschland) ist die Gesamtleistung des Volkes die addierbare Summe der Arbeiten, welche von staatlichen und privaten Einzelfunktionären, die nichts oder wenig mit einander zu tun haben, geleistet wird. Hier ist es die großzüge Tat e i n e s schöpferischen Willens. I n d i e s e r V e r s c h i e d e n h e i t l i e g t z u g l e i c h d e r U n t e r s c h i e d z w i s c h e n U n k u l t u r u n d K u l t u r." — Der Gesamteindruck dieses Kulturwerkes ist zu groß, zu einheitlich, um ihn durch kleinliche, minutiöse Einzelheiten zu zerreißen. „Paris ist zu vornehm als Ganzes, um es mit neugieriger Hand zu betasten, und Uhde wahrt diese ehrfürchtige Distanz. Er spricht nicht von einzelnen Kunstwerken, nicht von blendenden Auslagen der Schaufenster, aber die alten Pariser Herren schildert er, wie sie durch eine Gemäldegallerie gehen und „als Amateure einige Bilder und Porzellane" betrachten, und die Fäden spinnen sich weiter und wecken Erinnerungen beglückender Art. Mag er die königliche Pracht der Champs Elysées oder das zierliche Raffinement des Parc Monceau schildern, mag er das Künstlerviertel Montparnasse oder den Tummelplatz der Bohème auf dem Montmartre in flüchtigen Strichen zeichnen, überall zeigt er nur den Pariser in der besonderen Beziehung zu dem Milieu, dem Schauplatz seiner Erlebnisse, seiner Geschichte. Ja, „Menschen und Dinge stehen in Paris nicht hart und unvermittelt nebeneinander im Raum."

Und mit entschlossener Hand setzt er tiefe Schatten in sein impressionistisches Bild: sie unterbrechen fast zu jäh den reichen Zauber froher Farben, „und Paris ist noch anders. Es ist die angstvolle Nacht in engen Gassen. . . ." Aber Uhde kehr wieder zurück zur Place de la Concorde, zum Etoile und zum Bois de Boulogne — „es ist das Paris, das wir lieben, das in seiner feinen und kultivierten Schönheit so starke Paris!" Wenn er zum Schluß sagt, „Paris ist nicht die Summe einzelner Dinge, von Nutzen und Luxus blind nebeneinander gestellt; es ist die taktvolle Leistung eines einheitlichen Willens, ist als echtes und reifes Kunstwerk aus einem Guß", so wird jeder, der einmal von dem Zauber dieser Stadt gepackt wurde, ohne sich durch das Blendende der Einzelheiten zerstreuen zu lassen, diesem Urteil aus vollem Herzen zustimmen.

So wird Uhdes „Paris“ nicht nur dem Kenner und Verehrer dieser wunderbaren Stadt ein Erinnerungsblatt von seltsamem künstlerischem Werte sein, auch der, dem dieses Erlebnis fehlt, wird an dem differenzierten Temperament und dem vornehmen Stil des Werkes seine echte Freude haben.

Ein zweites Werk dieser Sammlung ist auch auf Pariser Boden entstanden. Das ist Rainer Maria Rilke's „Rodin“. Auch hier weht die silbergraue Pariser Luft, aber sie ist nicht mehr die bindende und vereinigende, sie ist der Hintergrund, auf dem sich die Gestalt Rodins machtvoll abhebt. Latouche malte einmal Puvis de Chavannes: der greise Künstler stand in einen Mantel gehüllt gegen einen grauen geballten Wolkenhimmel. Wenn man es hinschreibt, klingt es wie Phrase, wie eine jener Pariser Inschriften, die in aufdringlichen goldenen Lettern irgendwo an auffallender Stelle prangt: „liberté, fraternité, égalité“. Aber hier ist es anders. Latouche verstand es, mit seiner Begeisterung richtig umzugehen, wozu nach Jacobsens klugem Wort „soviel Delikatesse gehört.“ Auch Rilke hat diese Delikatesse. Er will Rodins Genie zeichnen, aber die Umrißlinien verlieren sich in der Unendlichkeit. Es ist nicht nur Rodin, den er umgreift, es ist alles, was ihn werden ließ, und vieles, das nach ihm kommen muß. „Dieses Werk, von dem hier zu reden ist, ist gewachsen seit Jahren und wächst an jedem Tage wie ein Wald und verliert keine Stunde.“ Mit diesen einfachen Worten ist das Wesen des genialen Kunstwerks umschrieben, es ist nicht abgeschlossen, tot, ein Gewordenes, es lebt und wächst mit den Zeiten, wie die Apassionata oder Hamlet. Von Rodins Leben, seinem Werden erfahren wir wenig, denn „es ist eine dunkle Geduld in Rodin, die ihn beinahe namenlos macht, eine stille, überlegene Langmut, etwas von der großen Geduld und Güte der Natur, die mit einem Nichts beginnt, um still und ernst den weiten Weg zum Ueberfluß zu gehen.“ Aber als Leitmotiv zu dieser stillen Symphonie eines Künstlerlebens gibt uns der Verfasser das uralte Mahnwort eines Mönches: „Travaille, petit, regarde tout ton saoul et le chlocher a jour de Saint Pol, et les belles oeuvres des compaignons, regarde, aime le bon Dieu, et tu auras la grâce des grandes choses.“ Und die „belles oeuvres des compaignons“ liegen ausgebreitet vor ihm, „da war das Louvre mit den vielen lichten Dingen der Antike, die an südliche Himmel erinnerten und an die Nähe des Meeres, und dahinter erhoben sich andre schwere steinerne Dinge, aus undenklichen Kulturen hinüberdauernd in noch nicht gekommene Zeiten.“ Wie ein Gedicht von seltsamen Rhythmen baut sich vor unsern Augen die Notre Dame auf mit ihrer Ueberfülle von Unbeachtetem, Kleinem, und dieses „Namenlose und Ueberzählige

war nicht weniger erfüllt von dieser tiefen, innerlichen Erregtheit, von dieser reichen und überraschenden Unruhe des Lebendigen." „Ihre Münder waren weit und schreiend, wie bei Tauben, denn die Nähe der Glocken hatte ihr Gehör zerstört." Mit solchen Worten belebt Rilke diesen Kreuzzug seufzender Kreatur an den durchbrochenen Firsten der Notre Dame. Die Kunst der Renaissance, „damals als das Leben sich erneut hatte, als man das Geheimnis der Gesichter fand", wird mit kurzen Worten umrissen und nun steigt das neue Problem vor Rodin auf, unser Körper, unser Leib, den „die wachsende Seele verändert hatte, während sie atemlos an den Gesichtern arbeitete", und die Frage drängt sich ihm auf, wie die Plastik sich dieses rätselvollen Neuen bemächtigen soll, und doch mußte es sich irgendwie von den andern Dingen unterscheiden, den gewöhnlichen Dingen, denen jeder ins Gesicht greifen konnte. Es mußte irgendwie unantastbar werden, sakrosankt, getrennt vom Zufall und von der Zeit." Da entsteht dann zuerst der l'homme au nez cassé, mit welchem Rodin zum ersten Mal an die Oeffentlichkeit tritt. „Die Oeffentlichkeit antwortete verneinend." Und Rodin verschloß sich abermals für 13 Jahre. „Dieses Gesicht war nicht vom Leben berührt worden, es war um und um davon angetan, als hätte eine unerbittliche Hand es in das Schicksal hinein gehalten, wie in die Wirbel eines waschenden, nagenden Wassers." Und die Schönheit dieses Kopfes entsteht „aus der Empfindung des Gleichgewichts, des Ausgleichs aller dieser bewegten Flächen untereinander, aus der Erkenntnis dessen, daß alle diese Erregungsmomente in dem Dinge selbst ausschwingen und zu Ende gehen."

Die bewegte Fläche des Körpers darzustellen, die Spuren jeder Erregung, jedes leisesten Impulses dort wieder zu finden, wird jetzt Rodins Aufgabe. Die ganze komplizierte Gebärdensprache des heutigen Menschen will in ihren feinen Nüancen studiert und dargestellt sein, „das Ergreifen war anders geworden, das Winken, das Loslassen und das Halten. In allem war viel mehr Erfahrung und zugleich auch wieder mehr Unwissenheit; viel mehr Mutlosigkeit und ein fortwährendes Angehen gegen Widerstände; viel mehr Trauer um Verlorenes, viel mehr Abschätzung, Urteil, Erwägung und weniger Willkür. Rodin schuf diese Gebärden." Immer neue Probleme und Aufgaben erwachsen nun aus der vertieften Intuition des Künstlers in die formende und bewegende Psyche des Menschen, und wo sich zwei Körper begegnen, muß diese Begegnung etwas Neues, ein Drittes schaffen, denn „eine Hand, die sich auf eines andern Schulter oder Schenkel legt, gehört nicht mehr ganz zu dem Körper, von dem sie kam: aus ihr und dem Gegenstande, den sie berührt oder packt, entsteht ein neues Ding, ein Ding mehr, das keinen Namen hat und niemandem

gehört." An dem herrlichen „Kuß" Rodins im Luxembourg wird dieses feine und kluge Wort erläutert. Dann folgt die Reihe der Porträtbüsten: „ein Bildnis schaffen hieß für ihn, in einem gegebenen Gesicht Ewigkeit suchen, jenes Stück Ewigkeit, mit dem es teilnahm an dem großen Gange ewiger Dinge. Er hat keinen gebildet, den er nicht ein wenig aus den Angeln gehoben hätte in die Zukunft hinein, wie man ein Ding vor den Himmel hält, um seine Formen reiner und einfacher zu verstehen."

Wer vor Rodins Werken stand und nicht die geheimnisvolle Tiefe enträtseln konnte, die sich unter der zitternden Oberfläche des Steines birgt, mag Rilke überschwänglich nennen, mag daran zweifeln, daß dieses Gedicht einer sachgemäßen Prüfung standhielte. Im letzten Grunde können aber doch nur solche Werke zu schöpferischer Mitarbeit anregen, denen eine versteckte Energie innewohnt, Leben zu wecken, die nie zu den vergangenen, fertigen Dingen gehören, sondern zu denen, die immer noch werden und in den weiten Kreis des Lebens hineinwachsen. Und zu diesen gehört Rodins Kunst.

Es ist oft und viel darüber gestritten worden, ob dieser ausgesprochen persönlichen Essaykunst ein bleibender Wert, ein Stück Zeitlosigkeit zugestanden werden dürfe! Ich meine, die Frage sei nicht schwer zu beantworten! Das Genie wird unbedingt stark subjektiv in seiner Darstellungsweise sein, aber weil sein Bewußtsein mehr als das seiner Mitmenschen Vergangenheit und Gegenwart umfaßt, wird es die Dinge in ihren tiefsten Zusammenhängen erkennen und uns ihren eigentlichen Sinn eher enthüllen, als eine noch so peinliche objektiv-sachliche Beschreibung. Die Intensität und Extensität der Beziehungen eines Menschen zu sich selbst und der Außenwelt wird seiner subjektiven Darstellung den Wert des Zeitlosen leihen. Und so wird jeder dort unentdeckte Schätze heben, wo ihn ein besonderes Interesse fesselt und die Wahl des Gegenstandes seinen Neigungen gemäß ist. Dort werden seine Beziehungen reichere und innigere sein, als bei dem bestellten Kritiker oder Darsteller, der sich mit seinem Stoff abfinden muß. Es ließe sich der Vergleich kritischer Arbeit mit dem reinen Kunstschaffen noch weiter verfolgen, auch beim Kritiker schätzen wir das leise Nachklingen seines Kampfes mit dem Stoff, das absolut fertige Urteil ist uns weniger lieb, als das vorsichtig tastende, suchende. Wir wollen keine voreilige Sicherheit spüren, wir wollen, daß die Hand noch zögert, ehe sie den Stoff packt, weil eine ehrfürchtige Scheu sie zurückhält. Von dieser Scheu hat Muther, der einige Bände (Velazquez, Leonardo da Vinci u. a.) selbst geschrieben hat, zu wenig. Sein gutes Auge und seine geschickte Feder beherrschen seine Seele, die im Grunde fein genug besaitet ist, um nicht nur zu empfinden, was sich geschickt oder überraschend sagen läßt.

Dagegen haben seine Mitarbeiter sich nach freier Wahl für ihr Thema entschieden, und das ist das Geheimnis der starken Wirkung: der eine wählt Giorgione, weil seiner Natur das Weichmelodische dieses lyrischen Dichters und Gestalters verwandt ist, der andre die prickelnde Kunst der Gruppe vom Montmartre, weil ihm die Melodie jener halb sentimentalen, halb cynisch-sarkastischen Chansons der Künstlerkabarets zu Herzen geht.

Jede persönliche Kunst wird neben der warmen Zustimmung, die ihr zuteil wird, auch auf Widerspruch oder Ablehnung stoßen. Das ist verständlich, denn die feinsten ästhetischen Fühlfäden hat doch jeder Mensch für sich allein, und sie sind so eng verknüpft mit einer Reihe unterbewußter Elemente, daß sie nur dort auf Resonanz rechnen können, wo die Grundstimmung die gleiche ist. Das sollte uns aber nicht von dieser Kunst geringer denken lassen, denn es ist niemals das beste im Menschen gewesen, was mit zwingender Logik wie ein mathematischer Lehrsatz jeden mittelmäßigen Kopf, der bloß zu rechnen versteht, überzeugt.

Man sollte bei der Lektüre solcher Werke nicht zuerst fragen: wo soll ich mich ablehnend verhalten, oder wo kann ich dem Autor einen logischen Sprung oder Fehler nachweisen — man sollte sich nur dem Eindruck hingeben, den das Ganze hervorruft, und genau hinhorchen, ob es nicht doch irgendwo ein Echo weckt, und wenn es einem plötzlich leise wie eine altbekannte Melodie durch den Sinn fährt, dann hat man erst den Sinn dieser feinen Essaykunst begriffen.

Muthers „Kunst" bewegt sich aber nicht nur auf der hier gezeichneten Linie. Dem deutschen Aesthetiker liegt nun einmal ein Stück Schiller im Blut, und mit der ästhetischen schlüpft unvermerkt auch die ethische Forderung in sein Erziehungsprogramm des Menschen. Die romanische Parole „l'art pour l'art" wird nur selten von einem Deutschen ohne Einschränkung angenommen werden.

Charakteristisch für diese besondere Art des Kunstkalküls ist *Schefflers „Konstantin Meunier"*. Die Bedeutung Meuniers, dessen schaffensfroher Hand der Meißel für immer entsank, rechtfertigt eine eingehendere Besprechung dieses Essays.

Angeregt durch die Tatsache, daß Meuniers Skulpturen klassisch wirken, sucht Scheffler das Problem des Gegensatzes von Antik und Modern zu lösen. Er findet den Gegensatz durch die Begriffe „ornamental" und „grotesk" charakterisiert. Ornamental nennt Scheffler alle Bewegungen, deren Kräfte sich automatisch balancieren. „Wenn sich der nackte Mensch im Vollbesitz seiner körperlichen Elastizität bewegt, sich seiner gesunden Leiblichkeit freut, indem er gymnastisch mit ihr spielt, wirken seine Bewegungen — ornamental; sobald sein Körper aber unter der Diktatur einer

seelischen Willensregung handelt, wird die fließende und kreisende Harmonie der Kräfte unterbrochen und jede Bewegung erscheint mit Rücksicht auf den sich manifestierenden Willen ausdrucksvoll (grotesk). Jene schönen Bewegungen sprechen musikalisch zum Betrachter, diese charakteristischen beschäftigen das logisch rechnende Bewußtsein." „Die Wirkung des Grotesken beruht auf Dissonanzen." Die Griechen bildeten ornamentale Kunst größten Stils: diese Kunst war „ein Produkt inneren Zwanges, nicht freier Wahl." Der Hellene erfaßte Welt und Leben nicht dualistisch, „von der Relativität alles Lebens wußte er nichts." „Frohe Menschen machen nie Problemkunst." Diese Bemerkungen Schefflers über das Wesen antiker und moderner Kunst sind nicht unfruchtbar, aber sie sind zu schematisch und daher zu eng. Seit Burkhardt und Nietzsche hat man doch wohl die Legende von dem olympisch lächelnden, naiven Hellenen endgültig abgetan — auch er hat den Kampf der zwei Seelen in seiner Brust redlich kämpfen müssen, und ob man diese beiden mit Nietzsche das Apollinische und Dionysische nennt oder anders, ändert nichts am Wesen der Sache. Die griechische Tragödie ist nicht das Werk naiver Künstler, die diesen Zwiespalt nicht kannten. H. Bahr hat einmal die feine Bemerkung gemacht, daß die antike Kunst nur die schöne Bewegung darstellte, ohne unser Interesse für den Ursprung dieser Bewegung zu wecken, sie sah die Dinge von weitem und gab sich nicht Rechenschaft darüber, welche psychischen Faktoren ihr zugrunde lagen. — Das erinnert an das „Ornamentale" Schefflers und scheidet das Charakteristisch-Individuelle aus. Die klassische Kunst hat immer die Bewegungsmomente bevorzugt, welche auch innerhalb der Bewegung eine gewisse Stabilität zeigten, aber sie waren keineswegs nur Endprodukte einer unbewußten Automatie. Auch heute harrt das Problem der antiken Kunst noch der Lösung, und sie wird nur gefunden werden im engsten Zusammenhang mit der Kulturgeschichte Griechenlands, um die sich die hervorragendsten Geister aller Nationen bemüht haben, ohne uns bisher ein lückenloses Bild jener Zeiten nachgeschaffen zu haben.

Aus diesem Gegensatz von Einst und Jetzt formuliert Scheffler die Aufgaben unsrer heutigen Kunst: „Die Arbeit des Genies besteht jetzt darin, jene Harmonie zu finden, die in gerader Linie aus der Dissonanz herauswächst und die ornamentalen Schönheiten aus der Tonart des Grotesken zu entwickeln." Dem modernen Künstler „muß es im Gefühl liegen, daß die Formen des Charakteristischen zeitlich beschränkt sind, bei aller Wichtigkeit, die sie für uns haben und neben der Schilderung dieser in ihren Formen vergänglichen Wahrheiten soll er auf das sich ewig erneuernde Leben in seinem ornamentalen Ewigkeitsgewande hinweisen." Diese Kunst findet Scheffler in Meuniers Gestalten verkörpert; aber

Meunier suchte nicht das „ornamentale Ewigkeitsgewand“, wie Scheffler behauptet, neben dem „zeitlich beschränkten Charakteristischen“, sondern entdeckte gerade in diesem einen neuen Typus ornamentaler Natur. Dadurch bewies er, wie Rodin es in noch höherem Maße getan hat, daß das, was wir heute Typus nennen, ein Neues ist, was vor zweitausend Jahren nicht existierte und nicht existieren konnte. Schon der Umstand, daß die moderne Tierskulptur auch dort, wo sie ruhende Objekte darstellt, wo also vom Grotesken im Sinne Schefflers kaum die Rede sein kann, wesentlich neue Linien und Formen betont, ihre Akzente anders als früher verteilt, muß das Dogma vom Ewigkeitsbestande des Typus erschüttern. Barge's Löwin, Tuaillon's Amazonenroß, Gaul's Ziegen und Surann's Panter wirken klassisch, nicht weil sie einen für ewige Zeiten fest geprägten Typus repräsentieren, sondern weil jenes Charakteristische in ihnen zur Geltung kommt, was uns heute typisch für Rasse und Art erscheint. Es ist die alte Streitfrage zwischen alter und neuer Schule, die längst durch einen Meunier und einen Rodin zu gunsten der letzteren entschieden ist, denn diese Künstler haben uns den Beweis geliefert, daß jede Zeit nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht zu eigener Kunstanschauung und eigener Stilbildung hat und nicht dazu verurteilt werden darf, bloß alte Formeln zu einem Scheinleben zu erwecken.

Man muß sich über die Frage nach dem Wesen des Typischen völlig klar werden, um gerecht über unsre heutige Kunst zu urteilen. Scheffler ist hier der Gefahr ebenso wenig entgangen, wie sogar ein Taine in seiner „Philosophie der Kunst“, aus vollendeten Kunsterzeugnissen vergangener Zeiten bedingungslos bindende Gesetze zu formulieren. Beide übersehen dabei die Bedingtheit jeder äußeren Erscheinung, die immer eine doppelte ist, eine innere, in ihr selbst gelegene, und eine äußere, durch ihre Abhängigkeit von Zeit und Umgebung motivierte, und je nach der geistigen Atmosphäre, in welcher der Künstler lebt, wird er bald in dieser, bald in jener die Momente zu finden glauben, welche das Wesen, den Typus der Erscheinung bestimmen. Meunier, Rodin, Bartholomé entkleideten den Menschen, den sie darstellten, des zufällig zeitlichen Beiwerks, aber sie ließen seine Geberde aus einem Geist entstehen, der der Geist unsrer Zeit ist. So wurden sie zu einer Verkörperung unsrer Gedanken über den Menschen, wie es Rilke in seiner Arbeit über Rodin klar und anschaulich gesagt hat. Das ist ja das wunderbar Befreiende, das uns der Entwicklungsgedanke gebracht hat, daß auch die alte Lehre vom festen Typus aufgehört hat ein lähmendes Dogma zu sein, und wir gelernt haben, die leisen Schwankungen und Verschiebungen der Art nicht als Entartung, sondern als Vorstufen neuer, vielleicht höherer Arten anzusehen. Und je mehr die scheinbare Automatie der Bewegung uns

bei erneuter Prüfung als eine zweckmäßige, von innen heraus motivierte erscheint, desto mehr werden wir die Betonung dieses Zusammenhanges im Kunstwerk verlangen, sogar auf Kosten einer ornamentalen Harmonie, die nur dort ihre innere Berechtigung hat, wo die Seele darauf verzichtet hat, über sich selbst hinauszubauen.

Muthers Kunstbüchlein sind in hohem Grade anregend; hat man sie einmal zur Hand genommen, so sieht man mit Spannung den folgenden Bänden entgegen und begrüßt sie bereits bei ihrem Erscheinen wie gute Bekannte, mit denen man gern ein Stück Weges zusammen wandert.

Wer sich aber nicht nur mit dieser Essaykunst begnügen will, dem sei ein neu erschienenes Buch aufs wärmste empfohlen: „*Velazquez*" von *M. Stevenson*, übersetzt und mit einer guten Einleitung versehen von dem früheren Mitarbeiter des „Pan", Frhrn. E. v. *Bodenhausen*. Da Stevenson Maler von Beruf war, interessierte ihn vor allem das ästhetische Problem, und Bodenhausen faßt kurz den Inhalt des Buches in die Worte: Was hat Velazquez gesehen? Wie hat er es gesehen? Und wie hat er das Gesehene zu neuem Leben gestaltet? Aber diese auf Velazquez beschränkten Fragen erweitern sich zu allgemein ästhetischen von großer Tragweite, so daß jeder, auch der, welcher nie einen Velazquez gesehen hat, das Buch nicht ohne reiche Förderung aus der Hand legen wird. Allerdings ist das Buch nur für solche geschrieben, denen die Kunst nicht bloß Spiel und Zeitvertreib, sondern ein Problem ist, das uns in unsrem eigensten Interesse doch wohl am Herzen liegen sollte. Denn echte Kunst ist stets eine Auseinandersetzung mit dem Leben, zu welcher der Kunstgenießende ebenso verpflichtet ist wie der Künstler. Und auch dieser sollte das Buch gründlich kennen, sogar auf die Gefahr hin, einen ästhetischen Wertmesser für das eigene Kunstschaffen zu gewinnen, der ihm manche trübe und mutlose Stunde bereiten dürfte.

Eines der interessantesten Kapitel ist das über „die Bedeutung und Würde der Technik". Stevenson berührt hier eine Frage, die bei Diskussionen ästhetischen Charakters oft Anlaß zu Mißverständnissen gegeben hat, die Frage, ob man sich für Kunst interessieren könne, ohne der Technik seine Aufmerksamkeit zu schenken. Stevenson sagt: „Wer sich für technische Fragen nicht interessiert, der hat auch für Kunst keinen Sinn." Die Technik ist so eng mit der Kunst verknüpft, wie mit der Seele der Leib." „Der Kulturmensch . . . möchte dann aus dem dunklen Verschlage seines *Verstandes* heraus jedem andern den wahren inneren Sinn dessen erklären, was die *Sinne* erleben. Dieser Prophet ist es, der die Technik verachtet. . . ." „*Gefühlskraft* ist noch *keine Gestaltungskraft*; *geistige Tiefe* ist noch

kein künstlerisches Fühlen." Intellektuell sind wir alle; nicht darin liegt das Unterscheidende zwischen dem Maler und uns, wohl aber in jener sensitiven Perzeption alles Sichtbaren, die den Maler befähigt, sich ein Bild als Ganzes vorzustellen, darin dann alles danach drängt, eine einheitliche Empfindung und ein einheitliches Fühlen zu lebendigem Ausdruck zu bringen." Und die eigentliche Aufgabe des Künstlers besteht in dem Ausgleich zwischen dem objektiv Geschauten und den „Erfordernissen einer gerahmten und gemalten Welt." Es muß ein Kompromiß gefunden werden zwischen dem nachahmenden und dekorativen Element — und dieser Kompromiß heißt Stil der Malerei. Er ist mithin durchaus persönlich, aber zugleich abhängig vom Wesen des künstlerischen Vorwurfs und dem technischen Material, in dem das Werk geschaffen wird. In dem Abschnitt „Die Komposition" finden wir von Velazquez illustrierte Hinweise auf die eigenartige Wirkung unausgefüllter oder nebensächlich behandelter Flächen im Bilde. Man kann fast sagen: ein gut in den Rahmen komponiertes Bild zeigt schon den Meister. Der geringere Künstler wird in der Raumdisposition meist der Konvention folgen. Diese Sätze sind ungemein einleuchtend und lassen sich an unzähligen Beispielen beweisen. Wie selbständige Wege in dieser Hinsicht Velazquez gegangen ist, zeigt Stevenson an den wunderbaren Meninas im Prado, die er für das Vollendetste hält, was Velazquez geschaffen. Soweit der Prado, Louvre, Berlin und Petersburg in Betracht kommen, stimme ich dem zu. Es ist keine Uebertreibung, wenn Stevenson sagt: „Die Meninas bewahren sich ihre Naturtreue und Ausdruckskraft im Kontrast selbst zu lebenden Menschen, die davor sitzen." „Das Gefühl von Räumlichkeit und Weite ist im wirklichen Zimmer nicht größer, als im gemalten." Dazu trägt allerdings die vortreffliche Aufstellung des Bildes in einem schmalen Raum mit halbabgeblendetem Seitenlicht bei, aber man ist überrascht von der Wirkung; sieht man das Bild wieder als Bild an, wirkt es in seiner einheitlichen Gesamtstimmung wie ein Wunder an Stil und Harmonie. In überzeugender Weise wird nachgewiesen, daß die vom Impressionismus verlangte ungleichartige Behandlung der Einzelteile des Bildes je nach dem Grade von Aufmerksamkeit, den sie beanspruchen, auf Velazquez zurückgeht. Diese Forderung beruht nicht auf einer willkürlichen Mode, sondern auf Gesetzen der Optik. Wenn das Auge auf einen bestimmten Gegenstand eingestellt ist, so wird alles, was vor oder hinter jenem Gegenstande liegt, weniger deutlich erscheinen, es wird daher eine andre technische Behandlung erfordern. Da aber die Fähigkeit, ähnlich wie beim Lesen, ein Mehr oder Minder von Rauminhalt mit einem Blick zu umspannen, individuell verschieden ist, muß auch die Abstufung in der Technik individuell verschieden werden.

„Kunst ohne alles persönliche Vorurteil würde zu einer Wissenschaft werden, in der die Wahrheit von Vernunftgründen abhängt."

Und aus allen diesen Momenten entsteht in Velaquez' Kunst jene große Wirkung, welche dem einfachsten Vorgang ein Stück Ewigkeitsgehalt sichert.

Seine Kunst leitet direkt hinüber zu Whistlers und Sargents besten Arbeiten, zu den Landschaften eines Corot und Millet, und wir begreifen, daß die Bewunderung eines Velazquez heute nicht Laune oder Modesache ist, sondern tief in der uns verwandten Natur dieses Genies wurzelt. Bodenhausen sagt: „Velazquez läßt sich nur mit Masaccio oder Lionardo, besser noch mit Kant oder Goethe vergleichen. Wie diese bildet er im entwicklungsgeschichtlichen Sinne Epoche." „Kant hat unsrer Erkenntnis die Grenzen bestimmt. Sucht man nach gleich gedrängter Formel bei Velazquez, so muß sie lauten: er hat die Wirklichkeit in die Grenzen der Malerei gezwungen." „Die Geschichte der Kunst ist die Geschichte des Suchens und Fliehens von Ideal und Wirklichkeit, von Stil und Natur; und wo immer zwischen diesen Grundelementen neue Relationswerte sich bilden, da wächst im kleinsten oder größten Sinne neu ein Stil." Diesen neuen Stil schuf Velazquez, und wir sind ihm dankbar dafür, denn auch sein Blick hat, wie der Goethes, „still und rein auf den Dingen geruht."

Von Stevensons „Velazquez" sagt der englische Kritiker Sidney Colvin: „In keinem andern Buche vermutlich, weder in der englischen noch in irgend welcher andern Literatur ist die Psychologie des künstlerischen Lebens so klar und so beweiskräftig zum Ausdruck gebracht, ist die Natur des rein Malerischen in der Malerei im Gegensatz zu allem Literarischen und Historischen in einer so zwingenden und liebenswürdigen Weise uns allen sichtbar gemacht worden."

„His Velazquez deserves to be a classic."

N. v. Engelhardt.

Chabarowsk, Juli 1905.

Aus Theodor Fontane's Selbstbiographie.

Theodor Fontane gehört zu den Dichtern, die man aus ihren Schöpfungen persönlich lieb gewinnt. Er ist ein Mensch, wie man ihn sich zum Freunde wünscht: so hell in seinem ganzen Wesen, so welterfahren und doch so mild in seinem Urteil, ein entzückender Plauderer, dem man nicht müde wird zu lauschen. Diesen Eindruck gewinnt man schon bei der Lektüre seiner Romane, aus denen uns, trotz aller Objektivität der Darstellung, doch immer wieder die herzgewinnende Persönlichkeit des Autors hervorleuchtet. Noch tieferen Einblick in das innerste Wesen des Dichters gewähren aber seine autobiographischen Schriften. „Meine Kinderjahre“ und „Von Zwanzig bis Dreißig.“ Besonders ergibig ist das letztere Werk. Fontane hat es kurz vor seinem Tode geschrieben und darin gleichsam sein Testament, die Summe seiner Lebensbeobachtungen und Lebenserfahrungen niedergelegt. Aber so hoch dieses köstliche Buch von der engeren Gemeinde der speziellen Fontaneverehrer geschätzt und bewundert wird, — weitere Kreise hat es sich nicht erobern können. Es ist eben nicht jedermanns Sache, sich durch den dickleibigen Band von fast 700 Seiten durchzuarbeiten, zumal die hier geschilderten Personen und Verhältnisse einer weit zurückliegenden, den meisten Lesern unbekannten Zeit angehören. Auch mag die saloppe Art der Darstellung, der Mangel an Einheitlichkeit und straffer Komposition auf viele Leser abschreckend wirken. Fontane war fast 80 Jahre alt, als er diese Lebenserinnerungen schrieb und das hohe Alter des Verfassers verrät sich in einer gewissen Neigung zur Bequemlichkeit, ohne sich streng an die Zeitfolge zu halten, erzählt er in lässigem Plauderstil, was ihm gerade durch den Kopf geht, und nicht selten läßt er den einen Faden rasch und unvermittelt fallen, um einen andern übermäßig weit auszuspinnen. Ueber diese Schwachen der Darstellung sehen aber die Verehrer des Dichters gern hinweg, ja sie möchten davon, wie von den kleinen Schrullen lieber Menschen, um keinen Preis etwas missen. Ihnen ist gerade dieser Fontane besonders ans Herz gewachsen, der im bequemen Hausrock, ohne großsprecherische Posen, sein Leben schildert, ein Dichterleben, das äußerlich so schlicht verlaufen ist und doch eine solche Fülle interessanter Begebenheiten bringt. Um aber auch den Fernerstehenden, die kein so enges persönliches Verhältnis zum Dichter besitzen, einen Begriff von dem Reichtum dieses Buches zu geben, sei hier eine Anzahl allgemeiner Lebensbetrachtungen mitgeteilt, mit denen der welterfahrene Greis

seine Erzählung begleitet. Meist treffen diese Bemerkungen mit unfehlbarer Sicherheit den Nagel auf den Kopf, manchmal sind sie auch paradox und fordern den Widerspruch heraus, immer aber zeigen sie uns die besprochenen Fragen in origineller oder überraschender Beleuchtung.

Fontane hat sich in seinem langen, arbeitsreichen Leben zu einem gesunden, lebensfreudigen Optimismus durchgerungen. In dem 1878 erschienenen Roman „*Vor dem Sturm*" verleiht er seiner Lebensanschauung den prägnantesten Ausdruck in folgenden Sätzen: „Wer ist der rechte Prophet? Immer der, der heiter sieht. Die Welt geht nicht unter, und wir auch nicht!" Ähnlich urteilt er in seinen 20 Jahre später geschriebenen Lebenserinnerungen, indem er die laudatores temporis acti mit aller Entschiedenheit zurückweist. So sagt er z. B. beim Rückblick auf die 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts: „Die Scheidung in echt und unecht, in reell und unreell, in anständig und unanständig hatte damals noch nicht stattgefunden, alles, mit verschwindenden Ausnahmen, war angesteckt und angekränkelt. Es ist denn auch ein barer Unsinn, immer von der „guten alten Zeit" oder wohl gar von ihrer „Tugend" zu sprechen, umgekehrt, alles ist um vieles besser geworden, und in der schärferen Trennung von gut und böse, in dem entschiedeneren Abschwenken (namentlich auch auf moralischem Gebiet) nach rechts und links hin erkenne ich den *eigentlichen Kulturfortschritt*, den wir seitdem gemacht haben." Dagegen glaubt er, im Gegensatz zum landläufigen Urteil, daß gerade in unsrem „demokratischen" Zeitalter der *Byzantinismus* viel üppiger in Blüte stehe, als früher.

Bei der Charakteristik des bekannten Professors *Wilhelm Hensel*, der sich am Hofe Friedrich Wilhelms III. einer großen Beliebtheit erfreute und auf dieses „mit zum Hofe gehören" sichtlich stolz war, macht er folgende Bemerkung: „Jetzt lachen die Leute darüber, weil sie die frühere Zeit nicht kennen und sich als große Freiheitler träumen; in Wahrheit aber liegt es so, daß die preußische Welt mit König Friedrich Wilhelm I. beständig wachsende Fortschritte, nicht im „Männerstolz vor Königsthronen", sondern umgekehrt im Byzantinismus gemacht hat, und daß die eigentlichen Charaktere und die eigentlich mutigen Männer in Tagen lebten, wo's keine patentierte Freiheit gab und der Krückstock noch wacker umging. Zahllose herzerquickende Worte und auch Taten sind damals vorgekommen, die heute undenkbar sind. Auf *diesem* Gebiet sind in unserem modernen Leben auch die mutigsten Leute Drückeberger geworden." Da Fontane hier ausdrücklich von der „preußischen Welt" redet, ist es wohl klar, daß er speziell die adlige und nichtadlige Umgebung Kaiser Wilhelms II. im Auge hat.

Auch auf dem Gebiet des Häuserbaus und der Wohnungseinrichtung gibt Fontane der „guten alten Zeit" entschieden den Vorzug, wie seine drastische Aeußerung beweist: „Alles *modern Patente*, was doch sehr was anderes als Schönheit ist, ist mir von jeher unausstehlich oder mindestens sehr langweilig gewesen, während alles Krumme und Schiefe, alles Schmustrige, alles grotesk Durcheinandergeworfene von Jugend auf einen großen Reiz auf mich ausgeübt hat. Nur keine linealen Korrektheiten, nur nichts Symmetrisches oder Blankpoliertes, oder gar Anti-Macassars. Ich habe eine grenzenlose Verachtung gegen das, was man so landläufig „hübsch" nennt, und eine womöglich noch größere gegen sogenannten „Komfort", der jedesmal der höchste Diskomfort ist, den es gibt."

Dieser dem Dichter so antipathische „Komfort" findet sich zumeist in den Häusern der „*Bourgeoisie*", auf die er überhaupt nicht gut zu sprechen ist. Noch verächtlicher aber erscheinen ihm solche Leute, die eine Bourgeoisgesinnung ohne die dazu gehörige Vorbedingung des Wohlstandes besitzen: „Viele Leute, darunter Geheimräte, Professoren und Geistliche, Leute, die gar keinen Geldsack haben, oder einen sehr kleinen, haben trotzdem eine *Geldsackgesinnung* und sehen sich dadurch in der beneidenswerten oder auch nicht beneidenswerten Lage, mit dem schönsten Bourgeois jederzeit wetteifern zu können. Alle geben sie vor, Ideale zu haben; in einemfort quasseln sie vom „Schönen, Guten, Wahren" und knixen doch nur vor dem goldenen Kalb, entweder indem sie tatsächlich alles, was Geld und Besitz heißt, umcouren oder sich doch innerlich in Sehnsucht danach verzehren. Diese *Geheimbourgeois*, diese Bourgeois ohne Arnheim, sind die weitaus schrecklicheren, weil ihr Leben als eine einzige große Lüge verläuft. Daß der liebe Gott sie schuf, um sich selber eine Freude zu machen, steht ihnen zunächst fest, alle sind durchaus „zweifelsohne", jeder erscheint sich als ein Ausbund von Güte, während in Wahrheit ihr Tun nur durch ihren Vorteil bestimmt wird, was auch alle Welt einsieht, nur sie selber nicht. Sie selber legen sich vielmehr alles aufs Edle hin zurecht und beweisen sich und andern in einem fort ihre gänzliche Selbstsuchtslosigkeit. Und jedesmal, wenn sie diesen Beweis führen, haben sie etwas Strahlendes."

Im Gegensatz zu diesem schroff absprechenden Urteil über die „echten" und „unechten" Bourgeois findet Fontane Worte warmer Bewunderung für die vielgeschmähten *märkischen Junker*. Wohl betont er ausdrücklich, daß er in seinen politischen Anschauungen als Bürgerlicher und Liberaler von diesen aristokratisch konservativen Elementen durch eine tiefe Kluft geschieden sei, „aber", fügt er hinzu, „ich werde immer zwischen politischen Anschauungen und menschlichen Sympathien zu unterscheiden wissen.

und diese menschlichen Sympathien habe ich ganz ausgesprochen für den märkischen Junker. Die glänzenden Namen unter ihnen und ihrer sind nicht wenige sind eben glänzend, und diese **nicht** lieben zu wollen wäre Dummheit; aber auch die nicht glänzenden — und ihrer sind freilich noch mehrere — haben trotz Egoismus und Quitzowtum, oder auch vielleicht um beider willen, einen ganz eigentümlichen Charme, den herauszufühlen ich mich glücklich schätze. Die Rückschrittsprinzipien als solche sind sehr gegen meinen Geschmack, aber die zufälligen Träger dieser Prinzipien haben es mir doch nach wie vor angetan. Vielleicht weil ich — ich glaube manche gut zu kennen — an den Ernst dieser Rückschrittsprinzipien nicht recht glaube. Sie können eines Tages total umschlagen." Bei Gelegenheit der glänzenden Namen, die aus dem Junkerstande hervorgegangen sind, sei auch erwähnt, daß Fontane an andrer Stelle über die Bedingungen, unter denen man im deutschen Volke zur **Popularität** gelange, die treffende Bemerkung macht. „Das protestantische Volk verlangt keine Heiligen und Idealgestalten, eher das Gegenteil; es verlangt **Menschen**, und alle seine Lieblingsfiguren: Friedrich Wilhelm I., der Große König, Seydlitz, Blücher, York, Wrangel, Prinz Friedrich Karl, Bismarck sind nach einer bestimmten Seite hin und oft nach mehr als **einer** Seite hin, sehr angreifbar gewesen. Der Hinweis auf ihre schwachen Punkte hat aber noch keinem von ihnen geschadet. Gestalten wie Moltke bilden ganz und gar die Ausnahme, weshalb auch die Moltke-Begeisterung vorwiegend eine Moltke-Bewunderung ist und mehr aus dem Kopf als aus dem Herzen stammt." In dieser Reihe vermißt man nur **einen** großen Namen, Kaiser Wilhelm I., der in den letzten Jahrzehnten seines Lebens doch gewiß eine gewaltige Popularität genossen hat, ohne daß irgend welche menschlichen Schwächen bei ihm besonders hervorgetreten wären. Das Gefühl, das ihm von seinem Volke entgegengebracht wurde, war nicht kalte Bewunderung, deshalb hat auch der von seinem Enkel vorgeschlagene Beiname des „Großen" keinen allgemeinen Anklang gefunden, es war die tiefe, herzliche Verehrung für den edeln und schlicht bescheidenen Menschen. Wie wohl Fontane über diesen Fall gedacht haben mag?

Interessant ist die Stellung, die unser Dichter manchen modernen Schlagworten und Zeitströmungen gegenüber einnimmt. Durchaus ablehnend verhält er sich z. B. gegen die Bestrebungen, weitere Kreise des Volkes für das **Verständnis der Kunst** zu erobern. Er geht dabei von den Erfahrungen aus, die er selbst als junger Mann beim Besuch von Kirchenkonzerten gemacht habe: „Der erste Eindruck, wenn die Töne mächtig einsetzten, war immer groß, und ich fühlte mich wie gen Himmel gezogen; aber nach

zehn Minuten schon kam eine gewisse Schläfrigkeit über mich, und ich machte dann, daß ich wieder fort kam. So ist es mir bei großen Musikaufführungen mein Lebelang ergangen. Man muß etwas davon verstehn, muß folgen können; kann man das nicht, — und die meisten bilden sich wohl nur ein, daß sie's können, — so wird das „angenehme Geräusch" sehr bald langweilig. Ich bin überzeugt, daß gerade wirkliche Musiker mir hierin Recht geben werden; es ist eben nicht für jeden. Der berühmte Satz: „Kunst ist für alle" ist grundfalsch; Kunst ist umgekehrt für sehr wenige, und mitunter ist es mir, als ob es immer weniger würden. Nur das Beefsteak, dem sich leicht folgen läßt, ist in einer steten Machtsteigerung begriffen." Ebenso entschieden bestreitet er die Richtigkeit des Satzes: „Der Jugend das Beste!" in der Anwendung auf die Lektüre. Er erzählt, daß er als junger Mann ein eifriger Journalleser gewesen sei und die darauf verwandte Zeit keineswegs, wie man vielleicht meinen könne, als nutzlos vertrödelt ansehe. „Die Journale paßten ganz genau zu mir, waren mir um einen Schritt voraus, und von einer derartigen Lektüre hat man viel mehr, als von solcher, die einem über den Kopf geht. Es ist ein Unsinn, jungen Leuten immer mit dem „Besten" zu kommen. Man hat sich in das Beste hineinzuwachsen, und das dauert oft recht lange. Schadet auch nichts. Vor allem ist es ganz unnatürlich, mit Goethe zu beginnen. Ich bin glücklich, mit Freiligrath begonnen zu haben."

Fontane hatte ursprünglich auf Wunsch seines Vaters die Apothekerlaufbahn eingeschlagen und war in diesem ungeliebten Beruf volle 14 Jahre tätig. Obgleich sein innerstes Interesse seit jeher der Poesie gehörte, hat er sich doch im Konflikt zwischen Neigung und Beruf nie als Märtyrer, als „Pegasus im Joche" gefühlt. Im Gegenteil! Nur in den Mußestunden gab er sich seinen Liebhabereien hin, „aber", so betont er nachdrücklich, „der Tag selbst gehörte mit verschwindenden Ausnahmen dem an, für das ich da war und für das ich bezahlt wurde. Ja mehr, ich setzte meine Ehre darin, alles Dahingehörige nach bestem Vermögen zu tun, und segnete die Tage, wo's so viel Arbeit gab, daß ich an andre Dinge garnicht denken konnte. Je mehr, desto besser. Das war dann keine Qual, das war eine Lust, und wenn die Arbeitsstunden hinter mir lagen, konnt' ich die Freistunden um so freier genießen, je mehr ich das Gefühl hatte, vorher meine Schuldigkeit getan zu haben. Das Bedrückliche liegt immer in der Halbheit, in dem „nicht hüh und nicht hott"." Daran knüpft er folgende beherzigenswerte Mahnung: „Ich kann dies Verfahren, alles was man an Geschäftlichem zu betreiben hat, immer ganz zu betreiben, allen jungen Leuten, die sich in ähnlicher Lage befinden, nicht dringend genug empfehlen; es ist das einzige Mittel,

sich vor Unliebsamkeiten und eignem Unmut zu bewahren, von dem ich denn auch in all jenen Tagen, wo mein Beruf und meine Neigung auseinandergingen, keine Spur empfunden habe."

Als Fontane seine Apothekerlaufbahn endgültig aufgegeben hatte, wurde er *Journalist*, und auf diesem Felde blieb er – mit geringen Unterbrechungen – mehrere Jahrzehnte lang tätig. Seine politischen Anschauungen deckten sich in den wesentlichsten Punkten mit dem *Nationalliberalismus*, trotzdem war ihm die nationalliberale *Partei* als solche nicht sympathisch. Er meint auch den Grund zu kennen, warum diese große politische Gruppe, der die meisten gebildeten Preußen angehörten, bis auf diesen Tag keine größere Rolle gespielt und sich nicht siegreicher als staatsbestimmende Macht durchgesetzt habe: „Es hat dies nach meinen Beobachtungen und Erfahrungen weniger – wenn überhaupt – an den Prinzipien unsres deutschen Whiggismus gelegen, als an dem *Ton*, in dem diese Prinzipien vorgetragen wurden. Der Fortschritt ist auch rechthaberisch doktrinär, aber er vertritt mehr den Doktrinarismus eines rabbiaten Konventiklers, als den eines geistig und moralisch mehr oder weniger in Hochmut verstrickten Besserwissens, und das Hochmütige verletzt nun mal mehr als das Rabbiate. Politiker mögen diese Sätze belächeln, es wird ihrer aber auch geben, die etwas Richtiges darin erkennen."

Da Fontanes journalistische Tätigkeit sich meist auf ganz unpolitische Gebiete erstreckte, kann es uns nicht Wunder nehmen ihn als Mitarbeiter bei Blättern von geradezu entgegengesetzter Richtung zu finden, z. B. bei der radikal fortschrittlichen „Vossischen Zeitung" und der ultrakonservativen „Kreuzzeitung". Er gesteht selbst, daß er die Stellung an dem letzteren Blatt aus naheliegenden Gründen nur zögernd angenommen habe, bald aber aufs angenehmste enttäuscht worden sei: „Von dem sprichwörtlichen „der schwarze Mann kommt", wovor ich ganz aufrichtig gebangt hatte, war keine Rede; nichts von Byzantinismus, nichts von Muckertum. Alles verlief eher umgekehrt. Stärkste Wendungen, auch gegen Parteiangehörige, fielen beständig, und von jener erquicklichen Meinungsfreiheit – der ich übrigens, um von unsrem vielverketzerten Metier auch 'mal was Gutes zu sagen, auf *allen* Redaktionen begegnet bin – wurde der weiteste Gebrauch gemacht. Ich möchte hier überhaupt einschalten dürfen, daß es – was auch ein wahres Glück ist – eine gewisse *Zeitungssolidarität* gibt, die durch die Parteifarbe wenig beeinträchtigt wird, und so gedenke ich denn auch gern eines Wortes, das Professor Stahl einmal in einer Kreuzzeitungs-Versammlung aussprach: „Meine Herren, vergessen wir nicht, auch das konservativste Blatt ist immer noch mehr Blatt, als konservativ.""

Aus seiner journalistischen Praxis teilt Fontane noch manche andre ernste und scherzhafte Beobachtungen mit. So tritt er z. B. als Verteidiger der sogen. „unechten" Korrespondenzen auf und meint, daß sie keineswegs immer mit Wippchens berühmten Bernauer Kriegsberichten auf eine Stufe zu stellen seien: „Wenn man Sprache, Land und Leute kennt, ist der Unterschied zwischen echten und unechten Korrespondenzen nicht groß Es ist damit wie mit der Friedericianischen Anekdote: die unechten sind gerade so gut wie die echten und mitunter noch ein bischen besser. Ich bin selbst jahrelang echter und dann wieder jahrelang unechter Korrespondent gewesen und kann aus Erfahrung mitsprechen. Man nimmt seine Weisheit aus der „Times" oder dem „Standard" 2c., und es bedeutet dabei wenig, ob man den Reproduktionsprozeß in Hampstead-Highgate oder in Steglitz-Friedenau vornimmt. Fünfzehn Kilometer oder hundertfünfzig Meilen machen gar keinen Unterschied. Natürlich kann es einmal vorkommen, daß persönlicher Augenschein besser ist als Wiedergabe dessen, was ein andrer gesehen hat. Aber auch hier ist notwendige Voraussetzung daß der, der durchaus selber sehen will, sehr gute Augen hat und gut zu schreiben versteht Sonst wird die aus wohlinformierten Blättern übersetzte Arbeit immer besser sein, als die originale. Das Schreibetalent gibt eben den Ausschlag, nicht der Augenschein, schon deshalb nicht, weil in schriftstellerischem Sinne von zehn Menschen immer nur einer sehen kann. Die meisten sehen an der Hauptsache vorbei."

In der Redaktion der „Kreuzzeitung" und noch mehr als eifriges Mitglied des Berliner Literaturvereins „Tunnel" hatte Fontane häufig Gelegenheit, mit Adligen zu verkehren, und manche von ihnen gehörten sogar zu seinem intimsten Freundeskreise. Dennoch blieb er sich dessen bewußt, daß die persönliche Intimität mit einzelnen Adligen noch keineswegs die Aufnahme in die adlige Gesellschaft verbürge. Auf Grund mancher unliebsamen Erfahrungen lehnte er daher die Einladungen seiner adligen Freunde, sie zu festlichen Gelegenheiten auf dem Lande zu besuchen, konsequent ab und blieb dieser Maxime sein Lebelang treu. — „Noch jetzt" — so führt er in seiner humoristischen Art aus — „in meinem hohen Alter, wo ich die für unsereins höchste Rangstufe, nämlich die des im Konversationslexikon-Stehens mühsamlich erreicht habe, noch heute bin ich ängstlich beflissen, bei Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen auf dem Lande — Begräbnisse sind am schlimmsten — nicht zugegen zu sein, auch nicht im Kreise mir Befreundeter. Denn die „Befreundeten" haben an solchem Tage das Spiel nicht in der Hand, und an die Stelle, wenn ich mich so ausdrücken darf, einer wohlwollenden Hausluft, die der adlige Freund mir alltags gern und wie selbstverständlich gewährt,

tritt plötzlich eine durch die geladene Gesamtheit heraufbeschworene eisige Standesatmosphäre. Die beiden Freunde, der Adlige und der Bürgerliche, schwitzen gegenseitig Blut und Wasser, während die meist in Provinzial-Landschaftsuniformen auftretenden oder doch mit einem Johanniterkreuz ausgerüsteten Träger höherer Gesellschaftlichkeit nicht recht wissen, was sie mit einem machen sollen. Rettung wäre vielleicht Anlegung eines Adler- oder Kronenordens, wenn man dergleichen hat, aber auch das bleibt ein gewagtes Mittel, weil es als Anspruch auf Ebenbürtigkeit gedeutet werden, also mehr kosten als einbringen kann. So sieht man denn in seiner weißen Binde, die, wenn man Unglück hat, auch noch schief sitzt, ziemlich verlassen da und liest auf der Mehrzahl der Gesichter: „Nun ja, er wird wohl darüber schreiben wollen", was zwar alle dringend wünschen, aber trotzdem von jedem einzelnen als etwas Niedriges und beinahe Gemeines angesehen wird. So liegt es noch. Auch hohe Semester schützen nicht vor solchen Unterstellungen."

Fontane war der Sproß einer französischen Emigrantenfamilie, in seinen Adern floß sogar reines französisches Blut, da seine beiden Eltern der Berliner „Kolonie" entstammten, merkwürdigerweise zeigt er aber die größten Sympathien nicht für sein Stammland Frankreich, sondern für England. Dieses Land mit seinem außerordentlich fein organisierten gesellschaftlichen Leben, seiner eigenartigen insularen Kultur, seiner alten reichen Geschichte fesselte ihn mächtig, und er hat es auf wiederholten, jahrelangen Studienreisen gründlich kennen gelernt. Die Resultate seiner Studien legte er in mehreren sehr lesenswerten Schriften nieder (später vereinigt unter dem Titel „Aus England und Schottland." Berlin 1899), aber auch in seinen Lebenserinnerungen berichtet er viele interessante Züge zur Charakteristik englischen Wesens, wobei seine Darstellung der landläufigen Auffassung oft schnurstracks widerspricht. Geradezu verblüffend wirkt z. B. das nachstehende Geschichtchen mit der Folgerung, die der Dichter daraus zieht: „Ein Deutscher in London stritt sich einst mit Mr. Blythe in sehr rechthaberischer Weise über die Aussprache eines englischen Wortes und wurde dabei immer heftiger. Zuletzt sagte Blythe: „Wenn ich Sie so streiten sehe, bestätigt sich mir der oft gehörte Satz, daß die Deutschen das eingebildetste Volk sind (the Germans are the most conceited people of the world)." Ich halte diesen Satz für richtig und stelle diese kleine Geschichte nur deshalb hierher, weil die Deutschen das nie glauben. Sie halten sich ganz aufrichtig für kolossal bescheiden. Dies ist aber grundfalsch. Die bescheidensten, ja lächerlicherweise die einzig bescheidenen, sind die Engländer. Sie haben freilich einen ungeheuren nationalen Dünkel, aber in dem, was sie persönlich leisten, ordnen sie sich gern unter. Bei den Deutschen ist es um-

gekehrt, war wenigstens so, eh man „Deutschland, Deutschland über alles“ sang. Und *seit* man es singt, ist es in dieser Beziehung wohl nicht viel besser geworden.“ Diese paradoxe Behauptung wird natürlich auf starken Widerspruch stoßen, hat aber entschieden einen richtigen Kern. — Auch auf einem andern Gebiet zieht Fontane eine Parallele zwischen Deutschen und Engländern, wiederum zu gunsten der letzteren. Er hat es nämlich nicht unterlassen, auch die Hefe des englischen Volkes zu studieren, und ist erstaunt über die verglichen mit den Berliner Radaubrüdern — oft feinen und dabei humoristischen Formen, die er in der Londoner Verbrecherwelt angetroffen hat. Er schließt seine Beobachtungen mit dem lapidaren Satz: „*Eigentlicher Knotismus ist nur bei uns zu studieren.*“

Als einen Hauptfehler seiner deutschen Landsleute bezeichnet Fontane die „*Provinzsimpelei*“, den übertriebenen Lokalpatriotismus. Fast jeder Deutsche halte *die* Stadt oder *die* Landschaft, der er entsprossen sei, für die glänzendste Repräsentantin echt deutschen Wesens, und blicke mit Geringschätzung auf die abweichenden, aber gewiß doch auch berechtigten Eigenheiten der andern deutschen Stämme herab. Ein besonders markanter Vertreter dieses Typus sei der schleswig-holsteinische Dichter *Theodor Storm* gewesen. Als er auf der Flucht vor der dänischen Gewaltherrschaft in Potsdam die freundlichste Aufnahme gefunden, habe er bei jeder Gelegenheit Vergleiche zwischen seiner alten und neuen Heimat gezogen, die stets zu Ungunsten der letzteren ausfielen, und seiner Abneigung gegen alles Preußische oft den schroffsten Ausdruck geliehen. „Ich habe mit ihm“ — berichtet Fontane — „zahllose Gespräche über dieses diffizile Thema gehabt und bin seinen Auseinandersetzungen, wie dann später den gleichlautenden Auslassungen seiner Gesinnungsgenossen, jeder Zeit mit sehr gemischten Gefühlen gefolgt, — mit Zustimmung und mit Ungeduld. Mit Zustimmung, weil ich das, was man Preußen vorwirft, oft *so* gerechtfertigt finde, daß ich die Vorwürfe womöglich noch überbieten möchte; mit Ungeduld, weil sich in dieser ewigen Verkleinerung Preußens eine ganz unerträgliche Anmaßung und Ueberheblichkeit ausspricht, also genau das, was man uns vorwirft. In Selbstgerechtigkeit sind die deutschen Volkschaften untereinander dermaßen gleichartig und ebenbürtig, daß, wenn schließlich zwischen ihnen abgerechnet werden soll, kein anderer Maßstab übrig bleibt, als *der*, den uns ihre, das ganze Gebiet des Lebens umfassenden Taten an die Hand geben. Und wenn diese Taten zum Maßstab genommen werden, wer will da so leichten Spieles mit uns (sc. den Preußen) fertig werden! Vieles in „Berlin und Potsdam“ war immer sehr ledern und ist es noch; wenn's aber zum Letzten und Eigentlichsten kommt, was ist dann, um nur

ein halbes Jahrhundert als Beispiel herauszugreifen, die ganze schleswig-holsteinische Geschichte neben der Geschichte des Alten Fritzen! Allen möglichen Balladenrespekt vor König Erich und Herzog Abel, vor Bornhoved und Hemmingstedt; aber neben Hochkirch und Kunersdorf — ich nehme mit Absicht Unglücksschlachten, weil wir uns diesen Luxus leisten können — geht doch dieser ganze Kleinkram in die Tasche. Diesen Satz will ich vor Gott und den Menschen vertreten. Es liegt nun einmal so. Für alles das aber hatte der von mir als Mensch und Dichter, als Dichter nun schon ganz gewiß, so sehr geliebte Storm nicht das geringste Verständnis, und daß er dies Einsehen nicht hatte, lag nicht an „Potsdam und seinen geschniegelten Parks", das lag an seiner das richtige Maß überschreitenden lokalpatriotischen Husumerei, die sich durch seine ganze Produktion — und selbst seine schönsten politischen Gedichte nicht ausgeschlossen — hindurchzieht. Er hatte für die Dänen dieselbe Geringschätzung wie für die Preußen. Dies aber sich selber immer Norm sein, ist ein Unsinn, abgesehen davon, daß es andre, das mindeste zu sagen, verdrießlich stimmt. Ich rufe Mommsen, einen echten Schleswig-Holsteiner und Freund Storms, der aber freilich in der angenehmen Situation ist, einen palatinischen Cäsar von einem eiderstädtischen Deichgrafen unterscheiden zu können, zum Zeugen auf, ob ich in dieser Frage recht habe oder nicht. Leider gibt es politisch immer noch viele Storme; Hannover, Hamburg und — horribile dictu — Mecklenburg stellen unentwegt ihr Kontingent." — Wenn Fontane hier mit berechtigtem Stolz die Verdienste seines Geburtslandes ins rechte Licht setzt, ist er doch weit davon entfernt, den Preußen in *jeder* Hinsicht die erste Stelle unter den deutschen Stämmen einzuräumen. Mit warmen Worten tritt er für die oft verspotteten „gemütlichen" *Sachsen* ein und entwirft von ihnen die folgende treffende Charakteristik: „Daß die Sachsen sind, was sie sind, verdanken sie nicht ihrer Gemütlichkeit, sondern ihrer Energie. Dies Energische hat einen Zusatz von krankhafter Nervosität, ist aber trotzdem als Lebens- und Kraftäußerung größer als bei irgend einem andern deutschen Stamme, selbst die Bayern nicht ausgenommen; die bayrische Energie ist nur derber! Die Sachsen sind überhaupt in ihrem ganzen Tun und Wesen noch lange nicht in [illegible] überholt, wie man sich's hierzulande (so in Preußen) so einfach einbildet. Und das hat seinen guten Grund, daß von ihrem „Ueberholtsein" keine Rede sein kann. *Sie* sind die Ueberlegenen, und ihre Kulturüberlegenheit wurzelt in ihrer Bildungsüberlegenheit, die nicht vom neuesten Datum, sondern fast vierhundert Jahre alt ist. Das gibt dann, auch im erbittertsten Kampf der Interessen und Ideen, immer einen Regulator. Der sächsische Großstadtbürger ist sehr bourgeoishaft, der sächsische Adel sehr

dünkelhaft — viel dünkelhafter als das Junkertum, das eigentlich einen flotten, fidelen Ton hat — und der sächsische Hof ist katholisch, was doch immerhin eine Scheidewand zieht, aber alle drei sind durch ihr hohes Bildungsmaß vor Fehlern geschützt, wie sie sich in andern deutschen Landen, ganz besonders aber im Altpreußischen, sehr hochgradig vorfinden. Alles, was zur Oberschicht der sächsischen Gesellschaft gehört, auch die, die Fortschritt und Sozialdemokratie mit Feuer und Schwert bekämpfen möchten — viel rücksichtsloser als es in Preußen geschieht —, alle haben, mitten im Kampf, die neue Zeit begriffen, während die tonangebenden Kreise der ostelbischen Provinzen die neue Zeit nicht begriffen haben. Anachronismen innerhalb der gesamten Anschauungswelt, Rückschraubungen, sind in Sachsen unmöglich, womit nicht gesagt sein soll, daß in praxi nicht Schrecklichkeiten vorkommen. Die kommen aber immer und überall vor und werden überhaupt nicht aus der Welt geschafft werden."

Zum Schluß noch ein Beispiel für die Feinheit, mit der Fontane auch die scheinbar unbedeutenden Eigenheiten der Menschen beobachtet und daraus treffende Schlüsse auf ihren Charakter zieht. So nennt er z. B. den Berliner Schulrat Methfessel einen der eifrigsten und bedrücklichsten „Uhrenzieher", die ihm in seinem Leben begegnet seien, und verbreitet sich dann weiter über diese von ihm scharf gerügte Eigenschaft: „Vielleicht wird dieser oder jener sagen: „Uhrenzieher! Warum nicht? Uhrenzieher, das sind einfach pünktliche Leute." Gewiß. Aber Pünktlichkeit ist durchaus nicht das, was den eigentlichen Uhrenzieher ausmacht. Pünktlichkeit ist unbestritten eine Tugend, und wer pünktlich ist, und nur pünktlich, ohne jeden weiteren Beigeschmack, den will ich loben, wiewohl offen gestanden mir persönlich die Sache nicht viel bedeutet. Ich denke, dem Glücklichen schlägt keine Stunde, und er soll die glückliche Stunde nicht abkürzen, auch nicht auf die Gefahr hin, dabei unpünktlich zu sein. Aber wenn er es zu müssen glaubt, gut. Ich habe nichts dagegen. Er wird sich dann aber aus der Schar der Glücklichen wegstehlen, ohne nach der Uhr gesehen zu haben, oder doch nur ganz still, ganz leise, ganz heimlich und diskret. Anders der eigentliche Uhrenzieher, der Uhrenzieher von Fach. Er zieht seine Uhr mit Ostentation, er zieht sie auch da noch, wo ein an der Wand befindlicher Chronometer die Stunde ganz genau zeigt, er zieht sie, weil er sie ziehen will, weil er eine mehr oder weniger unliebenswürdige Person ist, die einer ganzen Versammlung zu zeigen beabsichtigt: „Euer Gebahren hier ist garnichts; ich habe wichtigeres zu tun, und ich verschwinde."

So war Methfessel."

Alexander Eggers.

Vom Tage.

Es geschieht oft genug, daß man bei uns unsre provinziellen Dinge lediglich vom provinziellen Standpunkt ansieht, und umgekehrt, daß Administratoren und russische Journalisten unsre provinziellen Dinge lediglich von allgemeineren, petersburger, moskauer oder andern Gesichtspunkten aus betrachten. Es leuchtet ein, daß in beiden Fällen die Schlußfolgerungen und Urteile einseitig und daher unrichtig sein werden. Der Beweis dafür ließe sich an hundert Beispielen erbringen. Das kommt in mancher Hinsicht auch für die Vorgänge an unsren Landeshochschulen in Betracht. Sobald einmal hier ein großer oder, wie es zuletzt tatsächlich der Fall war, der größte Teil der Studierenden aus dem Innern des Reiches stammte, mußten mit Naturnotwendigkeit alle die Erscheinungen des Lebens, wie sie an den russischen Universitäten zutage traten, sich mehr oder weniger auch hier widerspiegeln. Sie müssen daher auch, und gerade weil sie eben den hiesigen Hochschultraditionen widersprachen, von dem Umkreis aus, woher sie stammten, und von der allgemeinen Bewegung aus, mit der sie zusammenhingen, psychologisch verstanden und beurteilt werden.

Wir geben im Folgenden einige Ausführungen zur russischen Universitätsfrage und Studentenbewegung aus der Feder eines sehr kompetenten Beurteilers dieser Dinge wieder*, des Professors der Kiewer Universität Fürsten Eug. N. Trubetzkoj. Er schreibt:

---

*) Sie sind einem kürzlich erschienenen Buche entnommen, das eine Art Pendant zu dem Buche „Unser Vaterland Japan. Ein Quellenbuch, geschrieben von Japanern" bildet. Es führt den Titel „Russen über Rußland. Ein Sammelwerk herausgegeben von Joseph Melnik" (Frankfurt a. M., Rütten u. Loening, 1905). Hier ergreifen in zum Teil glänzend geschriebenen Essais eine Reihe hervorragender Sachkenner über die verschiedensten Lebensgebiete das Wort: Fürst Trubetzkoj über die Universitätsfrage, P. Struve über die russische Revolution, N. Tschechow über die Volksbildung, Golubew über die Semstwo, Rosanow über die Kirche, Totomianz über die Arbeiter und A. Kornilow über die Bauernfrage, Oserow über die Finanzpolitik, Moskowitsch über die Polizei, Nabokow über das außergerichtliche Verfahren, Amfiteatrow über die Frau usw. usw.

„Die unmittelbaren Veranlassungen zu den Studentenunruhen beweisen, daß diese in den allgemeinen anormalen Verhältnissen des russischen Lebens wurzeln, die durch die Eigentümlichkeiten unsrer akademischen Ordnung noch verstärkt werden. Diese Veranlassungen sind äußerst mannigfaltig. Der allgemeine Streik, der 1899 alle höheren Lehranstalten Rußlands ergriffen hatte, wurde durch die verwerfliche und sinnlose Handlungsweise der St. Petersburger Polizei hervorgerufen, die ohne jeden Grund die Studenten mit Nagaiken durchprügelte, als sie am Jahresfest der Universität deren Räume friedvoll verließen. Die Polizei glaubte irrtümlicherweise, die Studenten wollten Straßentumulte veranstalten. Die Prügelei rief begreiflicherweise Empörung hervor. Im Jahre 1901 wurde der Streik in vielen Lehranstalten durch die drakonischen Maßregeln der Regierung veranlaßt, kraft deren 150 Studenten der Kijewer Universität wegen Teilnahme an verbotenen Versammlungen in Zwangsbataillone gesteckt wurden. Im nächstfolgenden Jahre brachten hingegen „Maßregeln der Milde" und die Konzessionen der Regierung den Streik zum Ausbruch. Der damalige Kultusminister General Wannowski schaffte die erwähnten Maßregeln wieder ab und erlaubte den im vorhergehenden Jahre relegierten und bestraften Studenten, die Universitäten wieder zu beziehen. Außerdem stellte er eine Universitätsreform in Aussicht und ließ die Universitätsbehörden ihre diesbezüglichen Wünsche äußern. Schließlich gewährte er den Studenten manche korporativen Rechte, gestattete ihnen unter der Aufsicht der gewählten Professoren Vereine zu gründen und Versammlungen abzuhalten. Die Studenten aber erklärten den Streik als Protest gegen die „trügerischen" Reformen, die ihren Erwartungen nicht entsprachen, und verlangten neben mancher politischen Forderung volle akademische Freiheit. In Kijew wurden die „Reformen" des Ministers demonstrativ auf der Straße verbrannt. Proklamationen, die damals verbreitet wurden, forderten die Studentenschaft auf, sich mit einzelnen Konzessionen der Regierung nicht zu begnügen und politische Rechte zu verlangen. „Die Tatsache", — hieß es darin — „daß die Regierung Konzessionen macht, beweist ihre Schwäche und verkündet den wahren Zusammenbruch des absolutistischen Regimes."

Seitdem hatten die Unruhen ausschließlich politische Gründe zum Anlaß. Die Studenten interessierten sich nicht mehr für die akademischen Reformen und sahen in den Mängeln der Universitätsordnung nur eine spezielle Aeußerung des allgemeinen Staatsübels. In den Versammlungen wurden alle nebensächlichen Fragen beiseite geschoben, während die Frage über den radikalen Umsturz der Staatsordnung in den Vordergrund trat. Der Ruf: „Nieder mit dem Absolutismus!" wurde gleichsam obligatorisch; die Stu-

deuten hielten es einfach für eine Anstandspflicht, denselben auf ihren Versammlungen ertönen zu lassen; mit ihm beginnen und schließen die Reden und Resolutionen. Die „Protestäußerungen" selbst haben in den letzten zwei Jahren ihren Charakter geändert. Die Streike der früheren Jahre trugen zwar immer ein politisches Gepräge, aber sie knüpften in der Regel an eine akademische Angelegenheit an: die Studenten beschlossen z. B. zu streiken, „solange das Universitätsreglement nicht nach ihren Wünschen abgeändert", oder „solange ihre relegierten Kollegen nicht die Erlaubnis erhalten, in die Universität zurückzukehren." Als die Studenten vor zwei Jahren die akademischen Forderungen aus ihrem Programm gestrichen, war für sie das Streiken schwieriger geworden, sie hätten denn so lange streiken müssen, bis der Absolutismus abgeschafft worden, d. h. vielleicht viele Jahre lang. Jetzt aber, da die Jugend überzeugt ist, daß der Zusammenbruch des Absolutismus eine Frage von Monaten und nicht mehr von Jahren ist, ist der Streik wieder möglich geworden — er ist bereits in allen Hochschulen ausgebrochen. Während der letzten zwei Jahre aber waren keine Streike zu verzeichnen, und die Unruhen nahmen die Form von Versammlungen — mit oder ohne Gesang — und von Demonstrationen innerhalb der Universitätsräume oder auf der Straße an. Es gibt bestimmte Tage im Jahre, an denen solche nach dem Programm einiger revolutionären Parteien unbedingt stattfinden müssen. Ein solcher Tag ist z. B. der 3. November, der Tag der Hinrichtung Balmaschews, der den Minister Ssipjagin getötet hat, und der 8. Februar, an dem die St. Petersburger Studenten von der Polizei geprügelt wurden.

Wenn wir nun die Studentenunruhen mit den Erscheinungen vergleichen, die jetzt überall in den breiten Schichten der russischen Gesellschaft zutage treten, so wird ihr Sinn für uns völlig klar: sie sind die krankhafteste und vielleicht die exzentrischste Aeußerung der gesellschaftlichen Bewegung, die gegenwärtig neun Zehntel aller Russen, die irgendwie Fühlung mit der Kultur haben, ergriffen hat. In den 80er Jahren hat der bekannte reaktionäre Publizist Katkow bereits die Tatsache hervorgehoben, daß bei uns Menschen, die vereinzelt regierungstreu sind, „versammelt einen schädlichen Geist verbreiten." Von seinem eigenen bureaukratisch-polizeilichen Standpunkte aus hatte Katkow selbstverständlich tausendmal recht. In den meisten Versammlungen macht sich bei uns ein Drang nach gesellschaftlicher Autonomie bemerkbar, darum muß jede zahlreich besuchte Versammlung für das bestehende bureaukratische Regime als gefährlich und folglich vom Standpunkte Katkows aus „schädlich" bezeichnet werden.

Die von Katkow hervorgehobene Erscheinung, die zu seiner Zeit erst im Entstehen begriffen war, hat nun den Gipfelpunkt

ihrer Entwicklung erreicht. Intelligente Menschen können, mit Ausnahme von unsren wenigen Konservativen, überhaupt nicht zusammenkommen, ohne die bestehende Staatsordnung zu verurteilen und deren radikale Veränderung zu fordern. Tagt bei uns z. B. ein Naturforscherkongreß, so wird er es für seine Pflicht halten, die Erklärung abzugeben, daß es einstweilen unmöglich ist, den naturwissenschaftlichen Unterricht gehörig zu organisieren, da die politische Freiheit eine conditio sine qua non für die Organisation des gesamten Schulwesens ist. Ein Aerztekongreß wird unbedingt die Meinung äußern, daß eine richtige Organisation der Volksgesundheitspflege und des Sanitätswesens ohne Volksvertretung unmöglich ist, da die Regierung bei dem bestehenden Regime kein Ohr für die Forderungen der Gesellschaft hat; der Kriminalistenkongreß in Kijew erklärte vor kurzem, daß bei der allgemeinen Rechtlosigkeit des Volkes kein Rechtsschutz gewährt werden könne, und — forderte gleichfalls eine Volksvertretung. Wenn Rechtsanwälte sich versammeln sollten, so kann man mit Sicherheit voraussagen, daß sie die Unmöglichkeit einer Rechtsprechung unter dem Absolutismus betonen würden, da ein unabhängiges öffentliches Gericht mit der politischen Freiheit organisch verbunden ist. Aehnliche Kundgebungen hören wir auf jedem Bankett, fast bei jedem Festdiner, das aus irgend einem feierlichen Anlaß stattfindet.

Unsre Organe der lokalen Selbstverwaltung — die Semstwos, die Magistrate und — mit wenigen Ausnahmen — sogar die Adelsversammlungen halten es ebenfalls für ihre Pflicht, Erklärungen — darunter oft sehr kühne — über die allgemeine Lage abzugeben, obwohl es eigentlich ein Ueberschreiten ihrer Vollmachten bedeutet, wofür sich der Vorsitzende zu verantworten hat. Die Forderung einer „Volksvertretung" wurde in diesem Jahre zum Gemeinplatz in den regierungstreuen Adressen, die diese Versammlungen trotz der allerhöchsten Unzufriedenheit (wie der Fall des Semstwo im Gouvernement Tschernigow zeigt) einreichen. Jeder hält es für notwendig, das allgemeine „ceterum censeo" zu wiederholen. Die wichtigste politische Frage nimmt die allgemeine Aufmerksamkeit derart in Anspruch, daß, solange sie nicht gelöst ist, ein normales öffentliches Leben völlig ausgeschlossen erscheint. Jede gesellschaftliche Tätigkeit erschlafft in Erwartung einer politischen Reform oder einer Staatsumwälzung. Das Wort „Streik" liegt jetzt überall in der Luft. Unsre Arbeiterstreiks sind ja in Europa zur Genüge bekannt. Auch die Semstwos begannen zu streiken, wenn sie es auch nicht offen erklären; vor unsern Augen stellten einige von ihnen ihre Tätigkeit ein, gingen auseinander und ließen die wichtigsten Angelegenheiten, die die Fragen der lokalen Selbstverwaltung angehen, unerledigt. Das Semstwo des Gouvernements Saratow löste sich auf angesichts der Unmöglich-

keit, auf gesetzlichem Wege eine konstitutionelle Erklärung abzugeben, ebenso das Semstwo des Gouvernements Tschernigow, das wegen seiner konstitutionellen Gesinnung getadelt wurde; die Semstwo-Mitglieder des Gouvernements Moskau erklärten, daß sie im Augenblick nicht genug Seelenruhe besäßen, um die Verhandlungen fortzusetzen. Diesen Semstwos folgen noch einige andere.

Da wir keine gesetzliche Volksvertretung haben, äußern sich bei uns über allgemeine Staatsbedürfnisse solche Institutionen, die nicht zu diesem Zweck ins Leben gerufen worden sind und die nur befugt sind, über die städtischen und provinziellen Wirtschaftsfragen zu beraten. Da wir nicht das Recht zur Abhaltung öffentlicher Versammlungen und politischer Meetings besitzen, so zeigt jede öffentliche Versammlung, zu welchem Zweck sie auch ursprünglich einberufen sein mag, die Tendenz, sich in ein politisches Meeting zu verwandeln. So ist die Tatsache zu erklären, daß die Hochschulen, in denen sich täglich Hunderte und Tausende von jungen Leuten versammeln, allmählich zu Feuerherden der politischen Agitation geworden sind. Es ist kein Wunder, daß der allgemeine Traum von der „Zerstörung Karthagos“ den Studenten die Ruhe raubt, die für wissenschaftliche Studien notwendig ist; man kann sicher sein, daß diese Ruhe sich erst nach der Zerstörung Karthagos wieder einstellen wird. Es ist begreiflich, daß die Agitation dank dem jugendlichen Temperament unsrer Studenten in ihrer Mitte äußerst radikale Formen annimmt und mit einem besonderen Fanatismus und mit einer Intoleranz verbunden ist.

Die Gesetze der Massengärung, die sich jetzt in allen Sphären unsres gesellschaftlichen Lebens geltend machen, traten zuerst in den Universitäten zum Vorschein. Die Studenten sprachen und regten sich auf zu einer Zeit, als, abgesehen von den Revolutionären, die gesamte russische Gesellschaft noch unter dem schweren Druck der Reaktion stumm darniederlag. Das ist vor allem darauf zurückzuführen, daß die oppositionelle Bewegung in den Universitäten auf den geringsten Widerstand stößt: sie kann sich hier am leichtesten Luft machen. Nicht umsonst haben die Moskauer Professoren die Universität mit einem unheilvollen Luftschacht verglichen, durch welchen jede politische und soziale Unzufriedenheit sich Bahn bricht. Politische Versammlungen, die für alle gleich streng untersagt sind, konnten sogar zur Zeit der schlimmsten Reaktion, in den Universitäten stattfinden. Darum war die Hochschule bei uns immer die Zentralstelle der revolutionären Propaganda. Unter andrem wurde dieser Zustand durch manche Eigentümlichkeiten unsrer akademischen Ordnung während der letzten zwanzig Jahre — seit dem Universitätsreglement von 1884 — gefördert.

Durch alle Regierungsmaßnahmen Alexanders III. zieht sich wie ein roter Faden die eine Tendenz: Mißtrauen gegen die Gesellschaft. Das war angeblich eine konservative – eigentlich aber eine nur destruktive Politik. Die Staatsmänner dieser Epoche hatten nur eine Sorge: die Ausrottung der Revolution und die Unterdrückung der konstitutionellen „Verirrungen". Das einzige Mittel zur Erreichung dieses Zieles war für sie die konsequente Durchführung des Prinzips „divide et impera" in allen Sphären der Gesetzgebung und der Verwaltung. Sie ließen keine gesellschaftliche Organisation zu, außer der der unbeschränkten Gewalt, die über alles herrscht: alle Aeußerungen einer unabhängigen gesellschaftlichen Tätigkeit, eines unabhängigen Gedankens und Willens erschienen ihnen gefährlich und mußten darum unterdrückt werden.

Es ist begreiflich, daß dieser revolutionäre Konservatismus eine vollkommene Desorganisation in alle Kreise des öffentlichen Lebens hineintragen mußte. Alle wohltätigen Reformen Kaiser Alexander II. wurden verstümmelt oder abgeschafft. Die Organe der lokalen Selbstverwaltung – die Semstwos und die Magistrate – wurden in ihren Rechten beschränkt und der strengsten Kontrolle der Gouverneure unterworfen. Die gewählten Friedensrichter wurden abgesetzt und sog. „Landhauptmänner" – Beamte mit gerichtlichen und administrativen Funktionen, die den Gouverneuren unterstellt sind – ernannt. Das Tätigkeitsgebiet des Schwurgerichts wurde bedeutend eingeschränkt. Die Presse wurde zum Schweigen gebracht. In den russischen Untertanen wollte die Regierung keine Bürger sehen – sie waren für sie nur Verwaltungsobjekte.

Diese Politik zeitigte in allen Sphären des öffentlichen Lebens die gleichen Früchte. Sie brachte eine völlige Desorganisation in gemäßigte Kreise der Gesellschaft hinein, die bei einer annähernd vernünftigen Politik eine Stütze der Ordnung hätte werden können; sie rief ferner auch neue revolutionäre Organisationen ins Leben. Die Regierung schränkte die Freiheit der Vereinigungen bis zum äußersten ein, raubte den russischen Bürgern die Möglichkeit, sich auf gesetzlichem Wege für öffentliche Zwecke zu vereinigen. Dadurch erzeugte sie eine mächtige Entwicklung von geheimen illegalen Gesellschaften. Die Regierung ließ die legale liberale Presse verstummen und erzielte dadurch günstige Bedingungen zur Entwicklung und Verbreitung der revolutionären Schriften. Eine natürliche Antwort auf das Mißtrauen der Regierung gegen die Gesellschaft war das rasch anwachsende Mißtrauen der Gesellschaft gegen die Regierung. Die antikonstitutionelle Politik hatte die Wirkung einer gut organisierten konstitutionellen Propaganda.

Die Geschichte der russischen Universitäten während der letzten zwanzig Jahre bietet eine äußerst klare Illustration des Obengesagten. Der erste gesetzgeberische Akt der Regierung Alexanders III. bestand in der Abschaffung der Autonomie, welche die russischen Universitäten während des ganzen 19. Jahrhunderts genossen hatten. Nach den Reglements von 1804, 1835 und 1863 hatte das Kollegium, d. h. die allgemeine Versammlung der Universitätsprofessoren, das Recht, die Professoren und den Rektor der Universität zu wählen, nach den Reglements von 1835 und 1863 wählten die Fakultäten ihre Dekane (nach dem Reglement von 1804 wählte das Kollegium auch die Dekane). Dem Minister stand nur das Recht zu, die Wahl des Professorenkollegiums zu bestätigen.

Das Reglement von 1884, das während der Regierungszeit Alexanders III. in Kraft trat, schaffte das Wahlprinzip in der Universität ab. Die Wahl des Rektors und der Dekane wurde durch die Ernennung seitens der Regierung ersetzt. Ebenso ging das Recht, Professoren zu ernennen, auf den Unterrichtsminister über; die Wahl wurde nur für den Fall aufrecht erhalten, daß der Minister selbst die Universität beauftragte, einen Kandidaten für einen frei gewordenen Lehrstuhl zu wählen. Auch die Jurisdiktion wurde dem Professorenkollegium entzogen. Nach dem Reglement von 1863 verhandelte in Sachen des Disziplinarvergehens der Studenten ein Professorengericht, dessen Mitglieder vom Universitätsrat gewählt wurden, wobei dem Rate bloß das Recht zustand, das Urteil des Gerichts zu bestätigen. Nach dem Reglement von 1884 ging die Rechtsprechung der Universität an die Verwaltungsbehörde der Universität, d. h. an ein administratives Organ über, das aus den vom Minister ernannten Personen bestand (Rektor, Dekan und Inspektor). Nach dem Reglement von 1863 lag die Beaufsichtigung der Studenten einem vom Professorenkollegium gewählten Prorektor oder einem gewählten Inspektor ob, denen einige gewählte Gehilfen beigegeben wurden. Durch das Reglement von 1884 wurde die Wahl der Inspektionsorgane durch die Ernennung seitens der Regierung ersetzt, wobei der Inspektor nicht mehr dem Universitätsrektor, sondern dem Kurator des Schulbezirks untergeordnet war.

Kurz, durch das Reglement von 1884 wurde die Selbstverwaltung der Universität völlig aufgehoben. Die Bedeutung des Rates — der Versammlung der Professoren —, der in der Universität eine hervorragende Rolle spielte, schrumpfte auf ein Nichts zusammen. Jeder korporative Zusammenhang zwischen den Professoren wurde abgeschafft, sie hörten auf, ein Kollegium zu sein und wurden nur Vorleser, einzelne Beamte der Universität. Dementsprechend wurde die Macht der Beamten, welche die Regie-

rung ernannte, er weitert die Macht der Inspektoren, der Rektoren und ihres unmittelbaren Vorgesetzten — des Prokurators. Auf diese Weise wird die Universität seit 1884 ausschließlich in bureaukratischem Geiste verwaltet.

Diese Veränderung im Verwaltungssystem wurde durch das Mißtrauen der Regierung gegen das Professorenkollegium hervorgerufen. Das Reglement von 1884 wurde durch die Bemühungen des bekannten Publizisten Katkow, dieses spiritus rector der reaktionären Bereiter Alexanders III., heraufbeschworen. In einer Reihe verleumderischer Zeitungsartikel suchte er nachzuweisen, daß die Professoren die Jugend demoralisierten, auf die Bahn der Revolution trieben und „Irrlehren" vortrugen, daß die von Professoren gewählten Rektoren und Prorektoren nach Popularität haschten und die Studentenunruhen förderten. Kein Wunder nun, daß das Reglement, welches durch derartige Insinuationen hervorgerufen wurde, die Lehrfreiheit aufs äußerste einengte. Das Mißtrauen der Regierung beschränkte sich nicht allein auf die Professoren, sondern dehnte sich auch auf die Wissenschaften selbst aus. Manche von ihnen wurden als schädlich erachtet. Das europäische Staatsrecht ebenso wie die Geschichte der fremdländischen Gesetzgebung wurden überhaupt aus der Reihe der Fächer, die für die Studenten obligatorisch waren, gestrichen. Dem Lehrer der Rechtsphilosophie wurde vorgeschrieben, sich auf das Altertum zu beschränken; dem Lehrer des russischen Staatsrechts wurde zur Pflicht gemacht, „die Welt mit den Augen des russischen Volkes anzusehen" (nach der offiziellen Ansicht, die noch bis auf den heutigen Tag herrscht, soll die Weltanschauung des russischen Volkes mit dem politischen Standpunkt der Regierung zusammenfallen). Ueberhaupt für alle Fächer wurden von dem Ministerium Vorschriften gemacht, denen der Unterricht sich anzupassen hatte. Von besonderer Bedeutung war die Abschaffung von Lehrstühlen, z. B. die des Lehrstuhls für das allgemeine Staatsrecht. Zu Ehren der Professoren muß gesagt werden, daß die Forderungen der offiziellen Programme nie genau erfüllt wurden. Bemerkenswert ist die ungerechte Verteilung der Stundenzahl zwischen den einzelnen Lehrgegenständen. Da alle politischen Wissenschaften im Verdacht der Ketzerei standen, sorgte das Unterrichtsministerium dafür, daß denselben die minimale Stundenzahl gewidmet werde; daher herrschen in unseren juridischen Fakultäten das Zivilrecht, besonders das Römische Recht vor, welches vom Standpunkt der Regierung sogar zur Zeit Katkows als ungefährlich galt.

Die Zerrüttung des akademischen Lebens, welche diese Maßregeln zur Folge hatten, wurde noch durch eine Reihe administrativer Maßnahmen seitens des Unterrichtsministers erhöht. Diese Maßnahmen, wie das Reglement von 1884, waren durch und

durch von Mißtrauen gegen die Professoren durchdrungen. Einzelne Fälle der Entlassung von Professoren „wegen staatsgefährlicher Gesinnung“ oder „ohne nähere Angabe der Ursachen“ fanden auch früher statt; seit dem Reglement von 1884 wurden sie aber immer häufiger. Das größte Mißtrauen äußerte das Ministerium gerade den Professoren gegenüber, die sich einer großen Autorität und Beliebtheit unter den Studenten erfreuten. Das Ministerium war immer geneigt, diese Popularität durch die regierungsfeindliche Gesinnung des beliebten Professors zu erklären. Daher litten am meisten die besten Professoren; unter den entlassenen finden wir Namen, die der Stolz und die Zierde der russischen Universitäten sind: *Kowalewski, Muromzew, Grews* u. a.

Die Art der Lehrstuhlbesetzung verursachte nicht weniger Schaden als die Entlassung der Professoren. Während der ersten 14 Jahre nach der Einführung des Reglements von 1884 fand keine Professorenwahl statt: das Ministerium nutzte eifrig sein Recht der Ernennung aus. Es wäre eine Uebertreibung, wenn man sagen wollte, daß die Ernennungen immer schlecht ausfielen das Ministerium ernannte viele vorzügliche und sogar liberale Professoren, da aus Mangel an Kandidaten oft keine andre Wahl möglich war. Zugleich aber fanden direkt gesetzwidrige Ernennungen statt, oft wurden Leute zu Professoren ernannt, die die von dem Gesetz bestimmte wissenschaftliche Qualifikation nicht besaßen, die aber dafür gute Beziehungen hatten. Die politische „Zuverlässigkeit“ wurde dem Talent und dem Wissen vorgezogen. Das Gutachten der Fachleute, die allein kompetent sind, die Fähigkeiten der Kandidaten zu beurteilen, berücksichtigte das Ministerium in der Regel nicht. Begreiflicherweise konnten die ernannten Professoren die Autorität und das Vertrauen nicht genießen, welches früher den gewählten zuteil wurde. Die Art der Ernennung diskreditierte sogar die würdigsten Kandidaten

In den Beziehungen der Schulbehörden zu den Studenten herrschte das System völliger Willkür. Nach dem Reglement von 1863 hatten sich die Studenten wegen Disziplinarvergehen vor Richtern, die aus der Mitte der Professoren gewählt waren, zu verantworten. Dieses Gericht, das von administrativem Druck frei war, besaß die Unabhängigkeit, die von jedem Gericht verlangt wird; die darin herrschenden Formen des Gerichtsverfahrens sicherten die Unparteilichkeit und die Gerechtigkeit seiner Beschlüsse; diese Beschlüsse wurden nach eingehender Untersuchung und Verhör der belastenden und entlastenden Zeugenaussagen gefaßt. Nach dem Reglement von 1884 wurde jede Gerichtsverhandlung in den Studentenprozessen abgeschafft. Die Universitätsbehörde, die aus ernannten und von dem Prokurator des Schulbezirks abhängigen Personen bestand, vernahm weder die Angeklagten noch die Zeugen.

Sie hatte nur die Liste der Schuldigen, welche die Universitätsinspektion lieferte, vor Augen, und diktierte Strafen, die der Kurator vorschrieb.

Die Art der Zusammenstellung dieser Listen war wegen des verwerflichen Beaufsichtigungssystems in unsren Universitäten geradezu entsetzlich. Die Beaufsichtigung ist, wie bereits erwähnt, dem Inspektor und seinen zahlreichen Gehilfen, die ebenfalls eine akademische Bildung besitzen, anvertraut. Die Inspektion verfügt über einen zahlreichen Staat von untergeordneten Beamten — Pedellen, die den gleichen Bildungsgrad wie die Unteroffiziere der Armee haben. In friedlichen Zeiten ist diese ganze Armee untätig: die Pedelle stehen Wache vor dem Auditorium, während die Inspektion auf den Korridoren der Universität auf und ab geht. Die Aufgabe der Inspektion besteht darin, im Falle der Unruhen die Schuldigen ausfindig zu machen und die Liste zusammenzustellen. Und gerade für diese Aufgabe ist die Inspektion unbrauchbar.

Wenn die Beamten der Inspektion auf einer Studentenversammlung erscheinen, werden sie mit Schmährufen empfangen und müssen dieselbe verlassen, es kam sogar vor, daß sie tätlich angegriffen wurden; die Pedelle werden immer wieder wegen „Spionage" geprügelt. Sie sind es auch hauptsächlich, welche die Liste der Schuldigen zusammenstellen, zu diesem Zweck lauschen und lauern sie an den Türen der Auditorien, in denen die Versammlungen stattfinden Natürlich verdienen solche Angaben kein Vertrauen. Ungebildete und unwissende Pedelle zeigen oft aus Unverständnis Studenten an, die auf Versammlungen leidenschaftlich g e g e n die Unruhen aufgetreten. Daher relegierte die Verwaltungsbehörde oft unschuldige Studenten, oder sogar solche, die während der Unruhen abwesend waren. Oft kamen Fälle vor, wo die Behörden, abgesehen von den Anzeigen der Pedelle und der Inspektion, die Angaben der Gendarmerie über die Studenten zur Kenntnis nahmen und danach ihre Beschlüsse faßten.

All diese Verhältnisse unsres akademischen Lebens seit 1884 haben die Hochschulen in den Zustand völliger Auflösung und Demoralisation gebracht. Nach dem Reglement von 1863 genoß das autonome, sich selbst ergänzende Professoren-Kollegium unter den Studenten eine moralische Autorität, die nur die Unabhängigkeit gewähren kann. Das Reglement von 1884, das in die Universität ausschließlich das polizeiliche Regime eingeführt hat, schaffte dadurch die akademisch-pädagogische Autorität ab. Indem es dem Professoren-Kollegium die Studentenangelegenheiten entzog, machte es einen jeden moralischen Einfluß der Professoren auf die Jugend unmöglich. Die Jugend, die unter dem Reglement von 1863 ihren freigewählten Lehrern vertrauensvoll entgegenkam, behandelte

dieselben argwöhnisch, als sie sich in Beamte verwandelten, welche der Minister zu ernennen hatte. Die Entlassung hervorragender Professoren trug ihrerseits zum Sinken der Professorenautorität bei — jede Entlassung eines Professors verursachte den übrigen Universitätskollegen unberechenbaren Schaden. In dem Entlassenen begrüßte die Jugend den Typus eines Professors, der bereit ist, für die Wahrheit zu leiden. Den gebliebenen hingegen warf sie Mangel an Bürgermut vor. Die ungerechten Strafen, denen die Studenten durch die Behörden ausgesetzt waren, befestigten sie leider noch mehr in dieser Ueberzeugung. Das Professorengericht war unter dem Regiment von 1884 geachtet, trotzdem es sich keineswegs durch besondere Nachsicht auszeichnete; die Behörden aber, welche an Stelle dieses Gerichts traten, wurden von den Studenten mit einem feindseligen Gefühl behandelt, das oft bis zur Verachtung ging. Dies wurde noch dadurch gesteigert, daß das Ministerium Männer von unabhängigem Charakter nicht gern zu Rektoren und Dekanen ernannte — in den meisten Fällen zog es gehorsame Beamte vor.

Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse gibt es in jeder Universität eine Gruppe beliebter Professoren, denen die Jugend Achtung und Vertrauen entgegenbringt. Die Studenten schätzen immer das Talent, das Wissen, besonders aber die Vornehmheit des Charakters und die unabhängige Gesinnung. Im allgemeinen aber genießen bei uns nur einzelne Professoren dank ihren individuellen Eigenschaften Achtung; die Autorität des Professorenkollegiums existiert überhaupt nicht mehr.

Das Reglement von 1884 beabsichtigte unter andrem die Macht des Rektors zu stärken; in Wirklichkeit aber hat der von der Regierung ernannte Rektor viel weniger Macht als der gewählte. Nach dem Reglement von 1863 stützte sich der Rektor in seinen Beziehungen zu den Studenten auf die moralische Autorität des Kollegiums, das ihn gewählt hatte; hinter ihm stand der Universitätsrat, der bereit war, ihn in kritischen Momenten zu unterstützen. Die kollektiven Aufrufe der Professoren an die Studenten waren manchmal von wohltuender Wirkung. Jetzt kann davon keine Rede mehr sein; der ernannte Rektor nimmt in dem Rate der Professoren eine isolierte Stellung ein; ebenso steht es auch mit dem Dekan der Fakultät. In den Augen der Studenten ist der ernannte Rektor nicht der Vertreter der Stimmungen und des Willens des Professorenkollegiums, sondern der Vollstrecker der Vorschriften des Kurators und des Ministers.

Die Schwächung der Macht des Rektors ist eine natürliche Folge der inneren Zerrüttung, die das Reglement von 1884 in alle Sphären des akademischen Lebens hineingetragen hat. Im Reglement von 1863 erschien die Universität als ein lebendiger

Organismus, der von einem starken korporativen Geiste durchdrungen war. In dem von 1884 verwandelte sie sich in eine sinnlose, willenlose, automatenhafte Versammlung von einzelnen Professoren und Beamten. Das Prinzip „divide et impera“ war darin auf der ganzen Linie durchgeführt; dadurch wurde die Universität als loyale Anstalt vernichtet. Die Regierung selbst erzeugte in der Universität das Chaos, das die Lebensfähigkeit und die Macht der revolutionären Organisation fördert.“



Aufruf und Programm der baltischen konstitutionellen Partei.

Durch das Kaiserliche Manifest vom 17. Oktober 1905 und den vorhergegangenen von Sr. Majestät genehmigten Bericht des Staatssekretärs Grafen Witte ist dem Russischen Reich die bürgerliche Freiheit und eine Konstitution verliehen worden. Gewissensfreiheit, Unantastbarkeit der Person, Preß- und Versammlungsfreiheit, sowie die gesetzgebende Gewalt des Reichstages sind als Grundrechte anzusehen, auf denen die neue Staats- und Rechtsordnung des Russischen Reiches nunmehr aufzubauen sein wird.

Auf dem Boden dieser neuen Staatsordnung, d. h. der konstitutionellen Monarchie stehend, die erst nach langem verhängnisvollen Schwanken des früheren Regimes, nach schweren Erschütterungen und Unruhen zustande gekommen ist, sind wir entschlossen, die gewährten Grundrechte uns in keiner Weise kürzen oder schmälern zu lassen und auf ihrer schleunigen, allendlichen gesetzlichen Regelung zu bestehen. Ein Jahrzehnte lang herrschendes bureaukratisches Regime hat alle früheren Keime für eine Neuordnung der Staatsverfassung, die sich unter der Regierung Kaiser Alexander II. zu entwickeln begannen, vernichtet, die Tätigkeit der Selbstverwaltungsorgane lahmgelegt, die bürgerliche Gesellschaft desorganisiert, das Unterrichtswesen jeglicher gesunden Grundlage beraubt und das Ansehen der Staatsautorität untergraben. Im ganzen Reich hat sich der Aufruhr erhoben. Das durch die Unschlüssigkeit der bisherigen Regierung erregte Volk hat sich trotz der nunmehr endgültig gewährleisteten Freiheit nicht beruhigt, während es doch mehr als je konsequenter Arbeit bedarf, um die

neue Ordnung der Dinge in gesetzliche Bahnen zu leiten. Auch in unsern baltischen Provinzen samt unsrer alten Stadt Riga bietet sich dasselbe Bild dar, das noch verschärft wird durch die Gegensätze der verschiedenen Nationalitäten.

Schulen und Hochschulen sind geschlossen, die persönliche Freiheit und Sicherheit gefährdet, der Verkehr unterbunden, Handel und Gewerbe behindert und gehemmt.

Es ist daher hohe Zeit, daß, nachdem uns die Garantien für die bürgerliche Freiheit nach dem erklärten unbeugsamen Willen Sr. Majestät gegeben sind, alle Bewohner unsrer baltischen Lande, ohne Unterschied des Standes, der Nationalität und Konfession sich zusammenschließen zur Wahrung und Ausgestaltung der uns gewährten Freiheit, zur Wiederherstellung geordneter Zustände auf dem Wege friedlicher Arbeit und zur Durchführung zeitgemäßer Reformen, bei denen es insbesondere das Wohl der unbemittelten Bevölkerungsklassen zu heben gilt.

Geleitet von diesen Gesichtspunkten und durchdrungen von dem Gedanken, daß nicht allein die Staatsgewalt, sondern vor allem die bürgerliche Gesellschaft selbst den richtigen Ausweg aus diesen Wirrnissen zu suchen und zu finden hat, tritt eine Partei zusammen, welche unter dem Namen Baltische konstitutionelle Partei die nachstehenden grundlegenden Programmpunkte angenommen und festgestellt hat.

* *
*

Partei-Programm.

1) Ausarbeitung der Verfassungsurkunde unter Wahrung des im Manifest vom 17. Oktober 1905 aufgestellten Grundsatzes, daß kein Gesetz Kraft erlangen kann ohne Sanktion durch den Reichstag.

2) Endgültige Feststellung der Wahlordnung für den Reichstag auf Grund eines Wahlsystems, welches allen Bevölkerungsgruppen die Beteiligung an der Wahl der Vertretung in den Reichstag sichert.

3) Aufrechterhaltung einer festen Staatsgewalt zur Durchführung der geplanten Reformen und zum Schutz der allen Bürgern gewährleisteten Freiheit.

4) Gesetzliche Gewährleistung der Gewissensfreiheit, der Unantastbarkeit der Person, der Freiheit in Wort und Schrift, der Vereins- und Versammlungsfreiheit; Aufhebung sämtlicher die Religionsfreiheit einschränkender Bestimmungen.

Gleichstellung aller Staatsbürger vor dem Gesetz, unter Aufhebung aller bisher einzelne Bevölkerungsgruppen, Konfessionen und Nationalitäten einschränkenden Bestimmungen.

5) Ausbau der sozialen Gesetzgebung zur Fürsorge und zum Schutz der Fabrik- und Landarbeiter und Bedienſteten des Kleingewerbes und des Handwerkerstandes und der in Handels- und gewerblichen Unternehmungen Angestellten.

6) Reform des Armen- und Krankenwesens.

7) Reform des Steuerwesens im Sinne einer gerechten und gleichmäßigen Verteilung der Steuerlast.

8) Einführung von Verwaltungsgerichten mit Oberverwaltungsgerichten in den einzelnen Gebietszentren.

9) Volle Autonomie für die Hochschulen unter Berücksichtigung der örtlichen Landessprachen als Lehrsprachen.

10) Überlassung der Regelung des Schulwesens an die Selbstverwaltungsorgane, soweit sie die Kosten desselben tragen, bei Freistellung der Unterrichtssprache, je nach den Bedürfnissen der örtlichen Bevölkerung.

11) Volle Selbständigkeit der Selbstverwaltungsorgane in der Wahrnehmung der kommunalen Interessen in Stadt und Land.

12) Zulassung der Landessprache in den provinziellen und staatlichen Institutionen.

Der derzeitige Parteiausschuß.

Riga, 27. Oktober 1905.

* * *

In Dorpat akzeptierte am 28. Oktober 1905 eine aus etwa 500 Personen bestehende Versammlung fast einstimmig nachstehende Resolution:

„Die Versammlung hat mit Befriedigung die im Allerhöchsten Manifest vom 17. Oktober verheißenen Freiheiten und Rechte begrüßt, durch die die Möglichkeit gegeben scheint, Rußland in die Reihe der europäischen Kultur- und Rechtsstaaten einzugliedern. Auch die Bewohner der baltischen Provinzen erwarten als Folge eine völlige grundlegende Reorganisation ihrer provinziellen Verhältnisse. Soll das Land wieder zu ruhigen, geordneten Zuständen zurückkehren, so ist es unerläßlich, daß die Regierung, und zwar eine starke, zielbewußte Regierung, heiligen Ernst macht mit der

schleunigsten tatsächlichen Durchführung aller im Manifest Sr. Majestät versprochenen Reformen, damit nicht wieder böser Wille, Trägheit oder Unfähigkeit des bureaukratischen Beamtentums die gute Saat, die blühend aufgehen könnte, im Keime ersticken.

Es muß sofort und unverzüglich die vollkommene Preßfreiheit in Geltung treten, gleichwie die völlige Freiheit des Wortes, selbstverständlich bei Verantwortung eines jeden vor den ordentlichen Gerichten des Landes. Die Versammlungs- und Vereinsfreiheit ist eine unerläßliche Bedingung zur Bildung derjenigen Parteien, die sich bilden werden, um ihre Abgeordneten auf der Grundlage des allgemeinen Wahlrechts in die Reichsduma zu senden. Alles dieses muß unverzüglich von der Regierung tatsächlich in das Leben gesetzt werden, als ein Anfang der großen Arbeit, die dem gesamten Reiche bevorsteht zur Neuschöpfung eines starken monarchisch-konstitutionellen Rußland. Jeder administrative Eingriff in die Freiheit der Persönlichkeit hat unverzüglich aufzuhören und darf nie wieder vorkommen. Die baltischen Provinzen aber können als logische unabweisbare Folge aller im Manifest versprochenen Freiheiten auch für sich völlige Gewissensfreiheit erwarten, d. h. die in keiner Weise und Form gehemmte Berechtigung, dem Glauben oder der Konfession anzugehören oder zu ihr überzutreten, ihre Ehen nach dem Ritus zu schließen, ihre Kinder nach dem Glauben oder der Konfession taufen und erziehen zu lassen, zu dem oder zu der sie ihr Gewissen nötigt. Sie dürfen als recht und billig erwarten das Recht, ihre Kinder in der Sprache unterrichten zu können, die ihnen Muttersprache ist, und nicht nur in Volks- und Mittelschulen, sondern auch auf der Hochschule. So und nur so allein ist Garantie geboten, wahrhaft gebildete Reichsbürger mit politischer Verantwortlichkeit und politischer Reife heranzubilden. Sie können eine Besetzung der Gerichte mit Männern erwarten, die ihr Recht kennen und ihre Sprache sprechen, und endlich die Gleichberechtigung der örtlichen Sprachen in der gesamten Zivilverwaltung.

Nur die ehrliche und redliche Durchführung dieser Reformen kann die Provinzen wieder zu ruhigen, gesunden Verhältnissen führen, die es den aufrichtig konstitutionell gesinnten Bürgern des Landes ermöglichen, die Kulturarbeit fortzusetzen, die seit 20 Jahren stillgestanden hat unter dem Druck der bureaukratischen Beamtenwillkür, die das Land moralisch und wirtschaftlich niederdrückte.

Es sind auch in den baltischen Provinzen heute Strömungen mächtig, die, ein ganz andres Ziel vor Augen, an dem Umsturz der sozialen Struktur des Reiches arbeiten. Wir sind aber dessen gewiß, daß die weit überwiegende Zahl der baltischen Bewohner aufrichtig gewillt ist, in einem starken konstitutionellen Staate ernste Kulturarbeit bei Gleichberechtigung aller Nationalitäten zu

tun, und zwar im vollen Bewußtsein dessen, daß große grundlegende Reformen auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet durchaus erforderlich sind.

Da die gewünschten Reformen nur auf dem Wege gesetzmäßiger Beschlüsse, nicht aber durch Gewaltakte verwirklicht werden können, so ist als erste Vorbedingung einer gedeihlichen politischen Entwicklung die Wiederkehr der Ruhe im Lande nötig. Wir richten in Uebereinstimmung mit dem Aufruf der sechs Dorpater estnischen Vereine auch unsrerseits an alle Mitbürger und Heimatgenossen die dringende Mahnung und Bitte, die ruhige und regelmäßige Berufsarbeit nicht zu unterbrechen, weil nur so das Wohl unsres Landes gefördert werden kann.

Wenn nur die Regierung Ernst macht mit den im Manifest verheißenen grundlegenden Freiheiten und den von uns erwähnten Konsequenzen für die baltischen Provinzen, und wenn wir Männer der baltischen Heimat den uns entstehenden Aufgaben gerecht werden in dem Bewußtsein, daß Individuen und Gemeinschaften nur durch selbstverleugnende Arbeit im Dienste des Ganzen ihren wahren Wert erlangen, dann werden sie sein und bleiben: ein freies nützliches Glied des großen russischen Reiches."

Dieselbe Versammlung betraute ein aus folgenden Personen: v. Wulf-Kosse, Vorsitzender, Buchhändler Anderson, Rechtsanwalt v. Bröcker, Professor Dehio, Kaufmann Alex. Frederking, Lehrer Lange, Aeltermann Sturm und v. Stryk, Schriftführer, bestehendes Komitee mit Wahrnehmung ihrer Interessen, speziell den Vorarbeiten für die Parteibildung.

Am 2. November schlug das Komitee vor, das Rigaer Programm der baltischen konstitutionellen Partei zu akzeptieren. Das geschah dann auf einem zweiten Meeting, womit die Partei sich für konstituiert erklärte und einen Vorstand und Ausschuß erwählte.

Auch in Reval lag einer zur Gründung einer konstitutionellen Partei am 4. November einberufenen Versammlung ein Programm-Entwurf vor, der in den meisten Punkten genau mit dem Rigaer Programm übereinstimmte.

* *
*

Am 5. November konstituierte sich auch in Mitau eine „monarchisch-konstitutionelle Partei in Kurland" und akzeptierte folgendes Programm, das im wesentlichen ebenfalls mit dem der baltischen konstitutionellen Partei übereinstimmt:

Die Unterzeichneten wenden sich an ihre politischen Gesinnungsgenossen in Kurland — ohne Unterschied der Nationalität und des Glaubens — mit der Aufforderung zur Begründung und Organisation einer politischen Partei, die den Namen der „monar-

chisch konstitutionellen Partei in Kurland" führen soll, auf Grund des nachstehenden Parteiprogramms:

1] Die monarchisch konstitutionelle Partei in Kurland stellt sich auf den Boden der durch das Allerhöchste Manifest vom 17. Oktober 1905 geschaffenen neuen Rechtslage.

2] Sie tritt für die allgemeine Beteiligung der Parteigenossen an den Wahlen zum Reichstage ein und wird dabei nur solche Kandidaten zu Wahl in den Reichstag empfehlen und unterstützen, die entschlossen sind, sich an der gesetzgeberischen Arbeit in ihm zu beteiligen.

Die Partei wird für ein Wahlrecht eintreten, das den verschiedenen Interessengruppen eine ihrer staatlichen Bedeutung entsprechende Vertretung im Reichstage sichert.

3] Sie verlangt die verfassungsmäßige Sicherung des dem Reich verheißenen konstitutionell monarchischen Regiments, insbesondere auch des Budgetrechts der Volksvertretung und der den Staatsbürgern zugesicherten Freiheitsrechte, sowie die Aufhebung aller zurzeit noch bestehenden, auf den Unterschied der Nationalität oder des Glaubens gegründeten Rechtsbeschränkungen mancher Kategorie der Staatsbürger, besonders auch der Hebräer.

4] Zu gunsten einer ausgiebigen Fürsorge für die breiteren Schichten der Bevölkerung, besonders für die Bauern und die städtischen Arbeiterklassen, die Hebung ihres Wohlstandes und ihres Bildungsniveaus und die Schaffung günstigerer Erwerbs- und Lebensbedingungen für sie ist die Partei jederzeit bereit einzutreten und die Ergreifung hierzu zweckdienlicher Maßnahmen zu befürworten, gleichzeitig aber wird sie festhalten an dem Grundsatz der Unverletzlichkeit des Eigentumsrechts, als der notwendigen Vorbedingung gedeihlicher kultureller Entwicklung für jedes Volk und jede Staatsform und wird daher allen kommunistischen Bestrebungen entgegentreten.

5] In Bezug auf das Bildungswesen tritt die Partei für dessen Reorganisation nach ausschließlich pädagogischen Gesichtspunkten und demgemäß auch für die Anerkennung des Rechts auf Erteilung des Unterrichts in der Muttersprache der Schüler ein. Dieser Grundsatz soll insbesondere auch für die Volksschule gelten. Dem Unterricht in der Reichssprache soll jedoch in allen Schulen der gebührende Raum gegeben werden. Unter Einhaltung dieser Bedingung darf die Unterrichtssprache kein Grund sein, den Schulen staatliche Rechte vorzuenthalten. Die Partei wird für die völlige Freiheit des häuslichen Unterrichts, für die Freigebung der Begründung und Unterhaltung von Privatschulen unter der Bedingung ausreichender sittlicher und wissenschaftlicher Qualifikation des Schulleiters und der Lehrer zur Erteilung des Unterrichts, sowie dafür eintreten, daß die Ordnung des kommunalen Schulwesens

und die Aufsicht über die kommunalen Schulen den zuständigen Organen der Kommunalverwaltung, unbeschadet des staatlichen Oberaufsichtsrechts, überlassen werde. Ferner erstrebt die Partei die Zulassung von Vorlesungen in den Landessprachen in allen Fakultäten der Universität Dorpat und am Polytechnikum zu Riga.

6) Endlich wird die Partei entschieden für die Freiheit und Selbständigkeit der örtlichen Selbstverwaltung eintreten.

A. Artemjew, Hamilcar Baron Foelkersam, Paul Grunau, W. Baron Hahn, Wilh. Hall, Baron F. Hülleſſem, Graf Hugo Keyserling-Telspaddern, Alex. Baron Rahden, Graf Reutern-Nolcken, G. Schmidt, Julius Schiemann, John Seraphim, Oskar Stavenhagen, Dr. Wl. Steinfeld.

Inzwischen sind auch die lettischen Sozialdemokraten mit ihrem Programm hervorgetreten. Es wurde in einem besonderen Flugblatt und sodann in dem Organ der „Vereinigung" (Saweniba) „Uſ preſchu" (Vorwärts) Nr. 9 veröffentlicht. Es scheint, daß das Programm für beide sozialdemokratischen Parteien, die „Partija" und die „Saweniba" identisch ist, daß diese sich aber in der Taktik, die sie anwenden wollen, unterscheiden. Die „Saweniba" ist für gewaltsamen Kampf. Das Programm lautet:

Programm der Partei der lettischen Sozialdemokraten.

Die jetzige Gesellschaft gründet sich auf die kapitalistische Produktionsordnung, wobei die Produktions- und Verkehrsmittel, wie Fabriken, Land, Eisenbahnen, Schiffe usw. zum großen Teil sich im Besitz einer nicht großen besitzlichen Klasse (Bourgeoisie) befindet, während die große Mehrzahl der Gesellschaftsglieder aus dem Proletariat oder der nichtbesitzlichen Arbeiterklasse besteht, welche durch ihre wirtschaftliche Lage gezwungen ist, ihre Arbeitskraft zu verkaufen, d. h sich bezahlt machen zu lassen von den Kapitalisten, und durch ihre Arbeit neue Einnahmen für andre Gesellschaftsklassen zu schaffen.

Die wirtschaftliche Entwicklung der jetzigen Gesellschaft führt unausbleiblich zur Verkümmerung der Kleinindustrie. An Stelle der einfachen Arbeitsgeräte treten Maschinen, die Arbeitsproduktion wächst an und die kleinen selbständigen Werkstätten und Wirtschaften werden von den großindustriellen Unternehmungen verdrängt. Die Vorteile aber aus der Vermehrung der gesellschaftlichen Reichtümer eignen sich die Kapitalisten an, während das

Proletariat und die verkümmernden Mittelklassen, wie Kleinindustrielle, Kleingrundbesitzer u. a. in immer größere Abhängigkeit vom Kapital geraten und für diese immer größer werdenden Arbeiterklassen stets mehr Mangel, Lebensunsicherheit und Ausgesaugtwerden anwächst.

Die Zahl der Proletarier nimmt täglich zu, die Gegnerschaft zwischen Arbeitgebern und Arbeitern wird immer schärfer und der Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat stets größer, tiefer und offener. Die Gesellschaft fällt in zwei feindliche Teile auseinander — die Vermögenden und Nichtvermögenden, und die Krisen und der anwachsende Arbeitsmangel machen den Riß zwischen ihnen größer.

Das beweist, daß die jetzige Gesellschaftsordnung sich im Widerspruch mit der wirtschaftlichen Entwicklung und den allgemeinen Bedürfnissen befindet, daß die Klasse der Kapitalisten, in deren Händen sich alle Produktions- und Austauschmittel befinden, unnütz und untauglich für die normale Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens wird.

In der jetzigen Gesellschaft, in welcher der Widerstreit zwischen Aussaugern und Ausgesaugten von Tag zu Tag ein schärferer und der Klassenkampf immer umfassender und energischer wird, wächst mächtig die Unzufriedenheit der Arbeiter gegenüber der ganzen bestehenden Ordnung an und kräftigt sich das Gemeinschaftsbewußtsein unter den Proletariern. Zugleich führt der wirtschaftliche Entwicklungsgang, indem er immer mehr die Produktions- und Verkehrsmittel konzentriert, der Möglichkeit näher, von der kapitalistischen Produktionsordnung zur sozialistischen überzugehen, in welcher die Produktions- und Verkehrsmittel zum gesellschaftlichen Gemeinschaftsbesitz umgewandelt und die Produktion und der Austausch selbst nach einem gemeinsamen Plan geordnet und durchgeführt werden. Wenn in der sozialischen Produktionsordnung allen Gliedern Auskommen, Wohlergehen und allseitige Entwicklung garantiert sein werden, dann wird ein Teil der Menschheit nicht mehr von dem andern ausgesogen werden.

Solch eine soziale Neuordnung kann aber nur die Arbeiterklasse durchführen, weil alle andern Klassen dafür interessiert sind, die Produktions- und Verkehrsmittel des Privateigentums zu vertreten, die jetzige Gesellschaftsordnung aufrecht zu erhalten.

Der Kampf der Arbeiterklasse gegen das kapitalistische Ausbeutesystem führt unausbleiblich zu einem politischen Kampf, denn ohne politische Rechte ist es unmöglich, erfolgreich für die Aufbesserung der wirtschaftlichen Lage zu kämpfen. Des weiteren kann die Arbeiterklasse die Produktions- und Verkehrsmittel nicht in ein gesellschaftliches Gemeinschaftseigentum verwandeln, bevor sie im Staat die politische Gewalt erlangt hat.

Den Kampf der Arbeiterpartei zu einem umsichtigen und fest geschlossenen zu machen; ihr klar zu machen, welche große historische Aufgabe ihr durchzuführen bestimmt ist, die Arbeiterklasse zur Durchführung dieser Aufgabe vorzubereiten und sie deren Endziel entgegenzuführen — das ist die Aufgabe der sozialdemokratischen Organisationen.

Auch in Rußland ist der Kapitalismus schon die herrschende Produktionsordnung geworden, obgleich hier noch auf Schritt und Tritt die Ueberbleibsel der vorkapitalistischen Genossenschaftsordnungen (der Leibeigenschaftszeiten) zu finden sind, welche im höchsten Maße die wirtschaftliche Entwicklung stören und dem Kampfe der Arbeiterklasse nicht gestatten, sich allseitig zu entfalten. Dieser Standpunkt gibt der Regierung und den besitzlichen Klassen die Möglichkeit, im höchsten Maße die Arbeiter auszusaugen und das Volk in Finsternis und rechtlos zu erhalten. Die gewichtigste Stütze für solch eine Unterdrückung und Aussaugung ist die Selbstherrschaft des Zaren, welche jedem Streben nach Befreiung im Wege steht.

Mit den Proletariern aller andern Völker Rußlands schmachtet auch das lettische Proletariat unter dem Joche des Kapitals und der Selbstherrschaft, und daher stellt die lettische sozialdemokratische Partei gemeinsam mit andern sozialdemokratischen Organisationen als eine ihrer nächsten Aufgaben die auf, an Stelle der Selbstherrschaft des Zaren einen Freistaat (demokratische Republik) zu gründen, welcher sichern würde:

1. Die Selbstherrschaft des Volkes: a) eine direkte, welche zu bestehen hat aus den Rechten der Initiative und des Referendums, d. h. dem Volke ist das Recht gegeben, alte Gesetze aufzuheben und neue einzuführen, wie auch das Recht, über aufzuhebende und neueinzuführende Gesetze abzustimmen; b) eine indirekte, durch Vertreter des Volkes, welche die Bewohner Rußlands aus ihrer Mitte erwählen.

2. Das Selbstbestimmungsrecht für alle Völker, welche in den bisherigen Grenzen des russischen Reiches wohnen, d. h. einem jeden Volke ist, sobald es solches wünscht, das Recht zu erteilen, sich von Rußland abzuteilen; solchen Völkern, die eine Abtrennung nicht wünschen, sind außer den im 1. Punkt benannten Rechten noch die der Initiative und des Referendums und eine Volksvertreterschaft zur Ordnung der eigenen Bedürfnisse zu erteilen.

3. Ein allgemeines, gleichmäßiges und direktes Wahl- und Stimmrecht für jeden Bürger beiderlei Geschlechts, der das 20. Lebensjahr erreicht hat, sowohl bei der allgemeinen Abstimmung (Referendum) und den Wahlen der Volksvertreter, wie auch bei allen andern Wahlen der örtlichen Selbstverwaltung; eine geheime Wahl und Abstimmung nach dem proportionalen Wahlsystem; eine

Neuwahl der Volksvertreter nicht seltener als alle zwei Jahre; das Recht für jeden Wähler, auch hineingewählt werden zu können in alle Institutionen der Verwaltung und der Selbstverwaltung; eine Gage für die Volksvertreter; eine Verantwortlichkeit der Volksvertreter einzig vor ihren Wählern.

4. Eine weite Selbstverwaltung (Autonomie) den Provinzen, Städten, Kreisen, kirchlichen und staatlichen Gemeinden.

5. Eine Unantastbarkeit der Person und Wohnung der Bürger, unbegrenzte Freiheit des Gewissens, der Rede und Presse, der Versammlungen, der Genossenschaften und der Streiks.

6. Gleiche Rechte für alle Sprachen, d. h. nicht unterdrückter Gebrauch der Volkssprache im privaten und sozialen Leben, in den Schulen, Gerichten und andern Institutionen.

7. Aufhebung der Stände, Privilegien, Abschaffung der Rangklassen (Tschins) und Orden, völlige Gleichheit aller Bürger, ohne Rücksicht auf Geburt, Glauben und Nationalität.

8. Aufhebung der Paßordnung, völlige Freiheit für jeden, nach Gefallen seinen Wohnort zu ändern.

9. Die Wahl aller Beamten durch das Volk selbst; deren Verantwortlichkeit vor ihren Wählern und dem Gericht; das Recht jeden Bürgers, bei den allgemeinen Gerichten über jeden Staatsbeamten zu klagen, ohne daß er sich an dessen Vorgesetzten zu wenden hat.

10. Weitgehende Beteiligung der zu erwählenden Gerichtsbeamten und der vom Volke erwählten Gerichtsbeisitzer bei der gerichtlichen Urteilsfällung. Unentgeltliches Gericht und Vertretung in Gerichtssachen. Aufhebung der Todesstrafe, der lebenslänglichen Gefängnisstrafe, der Leibes- und andrer erniedrigender Strafen. Gerichtliche Genugtuung für alle unschuldig Verklagten, ins Gefängnis Geworfenen und Verurteilten. Aufhebung aller besonderen und außerordentlichen Gerichte (der Kriegs-, kirchlichen, administrativen Gerichte).

11. Aufhebung der stehenden Kriegsmacht und Bewaffnung des ganzen Volkes. Internationales Schiedsgericht. Beschluß über Krieg und Frieden durch das Volk selbst.

12. Lostrennung der Kirche vom Staat und der Schule von der Kirche.

13. Zwangsmäßigen, unentgeltlichen Schulbesuch bis zum 16. Jahre, wobei die Schulzeit nicht kürzer als 8 Jahre sein darf. Unentgeltliche Lehrmittel und unentgeltlichen Unterhalt für alle Schüler. Eintritt in die Hochschulen für alle, die sich der Wissenschaft und Kunst widmen wollen.

14. Unentgeltliche ärztliche Hülfe und Arznei. Unterhalt der Kranken und Gebrechlichen auf Rechnung der Gesellschaft (des Staates).

15. Aufhebung aller indirekten Abgaben und stufenweise Einführung direkter Abgaben von allen Einnahmen und Erbschaften. Von der Abgabe sind nur die Einnahmen befreit, welche unumgänglich nötig zum Leben sind.

Um die Arbeiterklasse vor körperlicher und moralischer Verwahrlosung zu bewahren und ihre Kampfeskraft für die Befreiung zu entwickeln, fordert die Partei der lettischen Sozialdemokraten:

1. Daß der Arbeitstag für alle Arbeiter auf 8 Stunden verkürzt werde, wobei die Zahl der Arbeitsstunden in der Woche nicht größer als 44 Stunden sein darf.

2. Daß das Gesetz eine wöchentliche Arbeitsunterbrechung zu ein und derselben Zeit in allen volkswirtschaftlichen Branchen für die Erholung der Arbeiter beiderlei Geschlechts bestimme, wobei die Unterbrechung nicht kürzer als 44 Stunden sein darf. Neben diesen wöchentlichen Sonntagen müssen die Arbeiten in demselben Maße an den allgemeinen und besonderen Arbeiter-Festtagen unterbrochen werden. Arbeiter-Festtage sind das Fest des 1. Mai, das Gedächtnisfest der im Kampfe gefallenen Arbeiter usw.

3. Daß alle Ueberstundenarbeiten verboten werden.

4. Daß alle Nachtarbeiten von 6 Uhr abends bis 6 Uhr morgens in allen volkswirtschaftlichen Zweigen verboten werden. Eine Ausnahme davon ist nur dort zu statuieren, wo die Nachtarbeiten aus technischen Gründen unumgänglich nötig sind, wenn diese Unumgänglichkeit anerkannt und von den Arbeiterorganisationen angenommen worden ist.

5. Daß verboten werde Kinder in den Schuljahren, d. h. solche, die jünger als 16 Jahre sind, zu beschäftigen. Halbwüchsinge im Alter von 16 bis 18 Jahren dürfen nicht länger als 6 Stunden täglich beschäftigt werden.

6. Daß verboten werde Frauen in solchen Arbeiten, die dem Frauenorganismus schädlich sind, zu beschäftigen. Daß verboten werde Frauen 6 Wochen vor und 6 Wochen nach der Geburt zu beschäftigen, wobei ihnen der ihnen zukommende ordnungsmäßige Lohn nicht entzogen werden darf. Daß den Arbeiterinnen die nötige Zeit zum Stillen der Kinder gewährt werde.

7. Daß den Arbeitern auf Rechnung des Kapitals eine Geldentschädigung für Arbeitsunfähigkeit, welche durch Unglücksfälle bei der Arbeit entstanden ist, gesichert werde.

8. Daß eine Arbeiterversicherung auf Rechnung des Kapitals gegen Arbeitsunfähigkeit wegen Krankheiten, die durch schlechte Arbeitsverhältnisse entstanden sind, eingeführt werde, desgleichen unentgeltliche ärztliche Behandlung und freie Wahl des Arztes.

9. Daß eine Arbeiterversicherung auf Rechnung der Gesellschaft (des Staates) gegen Arbeitsunfähigkeit hohen Alters wegen eingeführt werde.

10. Daß verboten werde Arbeiter billiger zu beschäftigen, als der niedrigste Lohn ist, der bestimmt worden durch das Gesetz oder die Arbeiterorganisationen. Daß die Löhne in barem Gelde ausgezahlt werden, nicht aber in Waren, Korn oder gegen Land- und Wohnungspacht. Daß die Löhne wöchentlich in der Zeit der Arbeitsstunden ausgezahlt werden. Daß verboten werde irgend welche Lohnabzüge ohne gerichtliches Urteil vorzunehmen.

11. Daß die Arbeiter durch das Gesetz gegen Ueberanstrengung wegen gar zu großer Arbeitsintensivität geschützt werden.

12. Daß in allen volkswirtschaftlichen Arbeitsbranchen strenge Gesetze zum Schutz des Lebens und der Gesundheit eingeführt werden.

13. Daß im Gesetz eine strenge Verantwortlichkeit für Nichterfüllung der zum Schutz der Arbeiter gegebenen Gesetze und Bestimmungen festgesetzt werde. Daß auf dem Wege des Gesetzes den Arbeitgebern die Möglichkeit genommen werde, das gerichtliche Urteil und dessen Vollziehung in die Länge zu ziehen.

14. Daß in allen Zweigen der volkswirtschaftlichen Branche besondere Schiedsgerichte gegründet werden, an welchen Arbeiter und Unternehmer zu gleichen Teilen vertreten sind.

15. Daß Erwählte der Arbeiter und vom Staat besoldete Aufseher beiderlei Geschlechts darauf sehen, daß die Arbeits- und Gesundheitsgesetze und Bestimmungen streng in allen Zweigen der volkswirtschaftlichen Branchen eingehalten werden. (Davon sind nicht ausgenommen die Hausindustrie, die Landwirtschaft, die Dienstboten u. a.)

16. Daß die erwählten Vertreter der Arbeiter zugelassen werden beim Bestimmen des Preises und beim Aufstellen der Arbeitsbestimmungen, desgleichen bei der Arbeitsabgabe und Arbeitsentgegennahme.

17. Daß auf Rechnung des Staates Arbeiterbörsen unter Leitung fachverständiger Organisationsdelegierter eröffnet werden.

Im Hinblick darauf, daß die oben erwähnten Schutzmittel des Arbeiterstandes im Leben nur in einem demokratisch organisierten Staate durchgeführt werden können, erkennt die lettische sozialdemokratische Partei an, daß der einzige Weg zur Erreichung dieses Zieles die Gründung einer Volksrepublik an Stelle der jetzigen Selbstherrschaft des Zaren ist.

Zur Abwehr.

In der „St. Petersburger Ztg.“ vom 11. Nov. Nr. 264 ist ein mit der Chiffre „--y“ gezeichneter „Baltischer Brief“, dessen Verfasser, was im Lande ja nicht unbekannt, Herr Cand. jur. Axel Baron Freytag-Loringhoven ist, veröffentlicht worden, die Redaktion der Zeitung hat ihm ihrerseits ein Wort hinzuzufügen nicht für nötig gehalten. Zu diesem Briefe haben wir in aller Kürze nur folgendes zu bemerken.

Es ist ein Versuch unsre deutsch-baltischen Kreise öffentlich als mißtrauische politische Böotier abzustempeln, und insbesondere unsre livländischen Landesvertreter als unheilbare Reaktionäre hinzustellen, die die politische Situation überhaupt nicht begriffen haben, die ihre rückständigen politischen „Kundgebungen“ in der Presse „als Akte staatsmännischer Weisheit“ rühmen „lassen“ (also offiziöse Selbstbelobigungen!), die schuld daran sind, daß man uns für Partisanen des bureaukratischen Regimes und für Knechte der Willkür hält; die schuld daran sind, daß liberale Russen „mit Haß auf uns blicken“, die schuld daran sind, daß die revolutionäre Agitation auf dem Lande solche Dimensionen angenommen, die also eigentlich an der ganzen Lage schuld sind und daher mit „wenig beneidenswerten Gefühlen sich würden zur Ruhe setzen“ müssen. Alles das ohne den Schimmer eines Beweises. Es ist ein Versuch unsre Landespolitik, sie, die in Wirklichkeit seit zwanzig Jahren mit dem bureaukratischen Erstickungssystem in zermürbendem Kampfe gestanden um Recht und geistige Freiheit, die mit der Realität der Dinge rechnet und auf den Traditionen politischer Ehrenhaftigkeit fußt, als reaktionäre Stümperei zu diskreditieren; ein Versuch, zwischen ihren Vertretern und der baltischen konstitutionellen Partei geflissentlich einen Gegensatz in den politischen Bestrebungen zu statuieren, der schlechthin nicht besteht, ja auch gar nicht bestehen kann.

Es ist der Versuch einer politischen Brunnenvergiftung.

Unsre Presse (vgl. Düna-Ztg. Nr. 253 vom 16. Nov., Rig. Tagebl. Nr. 257 vom 20. Nov.) hat übrigens diese Dinge bereits gebührend beleuchtet und so brauchen wir diese Wäsche nicht zum zweiten Mal zu waschen.

Nur eins noch. Der Artikel beschuldigt auch die „Balt. Monatsschr.“ dessen, daß sie für die liberale und freiheitliche Bewegung nur Worte „selbstüberhebenden Spottes“ gehabt habe. Ach nein! Der Autor hat bloß nicht verstanden, daß ihre skeptischen Äußerungen sich in Wirklichkeit überall lediglich auf Erscheinungen eines uferlosen Doktrinarismus, auf jenes Ignorieren der Realitäten des Lebens bezogen, in denen wir allerdings eine ungeheure Gefahr für die Wohlfahrt des gesamten Reiches erblicken und für die Sache der Freiheit selbst, wie etwa in dem allgemeinen gleichen geheimen direkten Wahlrecht, jenem vierdrähtigen Strick, mit dem ein großer, durch abstrakte Theorien gleichsam hypnotisierter Teil der Gesellschaft die Hoffnung des Vaterlandes ahnungslos selbst zu strangulieren sich anschickt. . . .

Die Red. der B. M.

An unsre Leser

richten wir die Bitte, ihren Buchhandlungen (resp. dem unterzeichneten Verlage) möglichst rechtzeitig den Auftrag zur

Erneuerung des Abonnements auf die Balt. Monatsschr.

zu erteilen, damit keine unliebsamen Störungen in der Expedition der Zeitschrift entstehen.

Die „Baltische Monatsschrift" ist ja unsre einzige Zeitschrift allgemeineren, nicht speziell fachwissenschaftlichen Inhalts. Gerade in den verworrenen Zeiten, wie wir sie eben durchleben, wird es darauf ankommen, sie nicht eingehen zu lassen, und wir wagen die Hoffnung auszusprechen, daß die Leser unsrer alten Zeitschrift ihr auch in Zukunft ihr freundliches Interesse bewahren werden.

Die drückenden Fesseln der Zensur sind ja nun endlich gefallen, das gibt uns die Möglichkeit in viel umfassenderer Weise, als bisher, unsre Geschichte, Politik und Kultur nach allen Richtungen zu beleuchten.

Im nächsten Jahrgang beabsichtigt die Monatsschrift unter andrem zu bringen:

- eine ausführliche Chronik der baltischen Ereignisse des Jahres 1905;
- einen zusammenfassenden geschichtlichen Bericht über die Oktobertage in unsren Städten;
- eine Reihe von Artikeln zur Beleuchtung der Geschichte und Politik der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts;
- Artikel zur Politik der Gegenwart.

Sie will ferner, außer fortgesetzter Pflege der „Literarischen Rundschau", auch die politische Rubrik „Vom Tage" möglichst auszugestalten suchen, namentlich auch eingehender über die russische Presse berichten. — —

Wir glauben, daß gerade jetzt unsre Monatsschrift von allen Gesinnungsgenossen nach Möglichkeit gefördert werden sollte.

Redaktion und Verlag der Balt. Mon.

Notwehr.

Von W. H.

Die Straflosigkeit der Notwehr wird seit den ältesten Zeiten als selbstverständlich angesehen, wobei die römischen Juristen sich darauf beriefen, daß das Recht auf Notwehr von der Natur gegeben, angeboren sei und daher keiner weiteren Begründung bedürfe (non scripta, sed nota lex). Dieselbe Meinung vertraten auch die Rechtslehrer des Mittelalters, denen die römische Auffassung umsomehr nahe lag, als die meisten Rechtsinstitute durch das sogenannte Naturrecht eine ebenso leichte wie unkontrollierbare Erklärung fanden. Ein frischer, wenn auch rauher Wind aufrichtiger Rechtsbejahung weht uns aus den Gesetzbüchern des Mittelalters entgegen, denen eine milde Behandlung des Verbrechers durchaus ferne lag.

In den letzten, ja auch noch im letzten Jahrhundert tritt mit der allgemeinen Verwässerung und Abstumpfung des Rechtsgefühls überhaupt auch eine bedauerliche Unentschlossenheit in der Auffassung des von den römischen Juristen als selbstverständlich bezeichneten Begriffs der Notwehr ein. Anstatt in der Gewalt, mit der das Rechtsgefühl auf einen Eingriff in seine rechtliche Sphäre reagiert, einen Prüfstein des gesunden Volkscharakters zu sehen, wird bei Anwendung der Notwehr eine Überlegung und sorgfältige Abwägung von bis ins Unendliche geregelten Vorschriften zur Pflicht gemacht, deren Beobachtung schlechterdings nicht von jemandem verlangt werden kann, der durch einen Überfall in den Zustand der Notwehr versetzt ist. So ist der Umfang der Notwehr verschieden, je nachdem ob der Angegriffene eine hohe Standesperson, Offizier, Justizbeamter, Beamter überhaupt, Kaufmann,

Bauer oder gar Jude ist. Noch bedauerlicher stand es mit der Notwehr zum Zweck der Behauptung des Eigentums: Eigentum wie Ehre seien ersetzliche Güter, die durch die betreffenden Klagen geschützt werden, während Leben und Gesundheit des Räubers oder Diebes unersetzlich seien; doch sei dabei zu unterscheiden, ob das gefährdete Gut von großem oder geringem Werte sei; bei minder wertvollen Gegenständen solle der Bedrohte dem Gegner kein Übles zufügen.

Es ist ein trauriges Zeichen, wenn der Gesetzgeber, dessen Spruch der Ausdruck des Volkswillens sein sollte, den Verbrecher schützt und seine Partei ergreift, denn mit dem Verbrecher kann nur der sympathisieren, dessen eigne sittliche Kraft Schaden gelitten hat. In einem starken und gesunden Gemeinwesen ist so etwas unmöglich. Das Maß der politischen Freiheit eines Volkes steht in direkter Beziehung zu der Energie, mit der der einzelne sein persönliches Recht im Privatleben verteidigt. Je absoluter und despotischer die Staatsgewalt, desto untätiger das Individuum.

So kann es uns denn auch keineswegs Wunder nehmen, wenn wir in Staaten mit relativ weitgehenden politischen Rechten die Notwehr ein viel größeres Gebiet umfassen sehen, als in Staaten mit überwiegender Zentralgewalt. In dem angelsächsischen und deutschen Recht, in Holland und Ungarn bezieht sich die Notwehr auf jeden Angriff gegen Leben, Gesundheit, Freiheit, Ehre und Eigentum. In Deutschland (§ 79) und Österreich (§ 60) wird auch dann kein Exzeß der Notwehr angenommen, wenn der Angegriffene aus Verwirrung oder Schreck die Grenzen der erlaubten Notwehr überschritten hat. Selbstverständlich ist, daß die Notwehr nur gegen den Angreifer gerichtet sein darf und nicht weiter gehen soll, als der Fall erfordert. Diesen Bestimmungen liegt die richtige Auffassung zugrunde, daß das Recht nicht dem Unrecht zu weichen brauche.

Im französischen und russischen Recht finden wir eine zureichende Anerkennung der Notwehr in Bezug auf Leben, Gesundheit, Freiheit und weibliche Ehre, viel schlechter aber kommt der Schutz des Eigentums ab, der nur unter gewissen Bedingungen durch die weitgehenden Mittel der Notwehr garantiert ist, nämlich nur, wenn mit dem Angriff auf die Sache auch eine Gefahr für eines der oben angeführten persönlichen Güter verbunden ist.

Die auf die Notwehr bezüglichen Paragraphen des russischen Kriminal-Gesetzbuches (Уложеніе о наказаніяхъ 1885 г.) lauten:

§ 101. „Keiner Verantwortung unterliegt derjenige, der im Zustande der Notwehr Gewalt oder irgend ein andres Mittel zur Abwendung eines Angriffs anwendet, wie auch, wenn er den Angreifer verwundet oder gar tötet, wenn Leben, Gesundheit oder Freiheit des Angegriffenen tatsächlich in Gefahr sind und er nicht die Möglichkeit hat, sich an die örtliche oder nächste Obrigkeit um Schutz zu wenden; oder wenn der Angriff von einem Diebe oder Räuber ausgeführt wird, oder der Angreifer mit Gewalt in die Wohnung des sich Verteidigenden zu dringen sucht. Das Recht der Notwehr erstreckt sich auch auf die Fälle, wenn der bei der Entwendung oder Schädigung einer Sache Betroffene sich der Festnahme oder Unterbrechung des begonnenen Verbrechens mit Gewalt widersetzt. Dabei haben folgende Regeln zu gelten: 1) daß in jedem der oben angeführten Fälle derjenige, welcher zur Notwehr gegriffen, unverzüglich die Nachbarn von den Begleitumständen und Folgen der Notwehr unterrichte und bei erster Gelegenheit der Obrigkeit davon Mitteilung mache. 2) daß ein jeder Schade, der dem Angreifer schon nach Abwendung der Gefahr zugefügt worden ist, als Überschreitung der Notwehr anzusehen sei und der dieser Überschreitung Schuldige derjenigen Strafe unterzogen werde, die je nach Maßgabe des Schadens, den Beweggründen und der andern Umstände zu bestimmen ist."

§ 102. „Eine Frau, die ihre Keuschheit und Ehre gegen einen gewaltsamen Angriff verteidigt, befindet sich im Zustande der Notwehr."

§ 103. „In allen von den §§ 101 und 102 bezeichneten Fällen erstreckt sich die Notwehr nicht nur auf den Schutz der eigenen Person, sondern auch aller andern, die sich in eben solch einer Lage befinden."

Von der Überschreitung der Notwehr handeln die §§ 1467 und 1493:

§ 1467. „Wer bei Anwendung der in den §§ 101—103 präzisierten Notwehr dieselbe überschreitet und ohne Grund, schon nach Abwehr der drohenden Gefahr, denjenigen tötet, der den Angriff vollführte, wird je nach den leitenden Beweggründen und andern Umständen verurteilt, entweder zu Gefängnis auf die

1*

Dauer von 4 bis 8 Monaten, oder zu Arrest von 3 bis 7 Tagen, oder nur zu einem strengen Verweis in Gegenwart des Gerichts; wenn er Christ ist, außerdem noch zu Kirchenbuße nach Ermessen der kirchlichen Obrigkeit."

§ 1493. „Wer bei Anwendung der in den §§ 101–103 präzisierten Notwehr dieselbe überschreitet und ohne Grund, schon nach Abwendung der drohenden Gefahr, denjenigen, der den Angriff vollführt hat, schwer verletzt oder verwundet, wird je nach den leitenden Beweggründen und andern Umständen verurteilt. entweder zu Gefängnis auf die Dauer von 2 bis 4 Monaten, oder zu Arrest von 7 Tagen bis 3 Wochen, oder zu einem mehr oder weniger strengen Verweis in Gegenwart des Gerichts."

Notwehr ist also nach dem geltenden russischen Kriminalgesetz das Recht, Leben, Gesundheit, Freiheit, weibliche Ehre und in gewissen Grenzen auch Eigentum und Hausrecht gegen einen jeden Angreifer mit allen Mitteln bis zu seiner Vernichtung zu verteidigen, doch unter Beobachtung von zwei Bedingungen, 1) daß der sich Verteidigende der Möglichkeit beraubt ist, sich an die Obrigkeit um Hilfe zu wenden, 2) daß der Überfall die Person des Angegriffenen gefährde, — ohne dieses Moment tritt Notwehr nicht ein. Die Gefahr muß tatsächlich vorhanden sein, d. h. unmittelbar bevorstehen oder bereits begonnen haben, also weder eine ganz überstandene noch eine bloß in Zukunft zu erwartende Gefahr berechtigt zur Notwehr. Man kann nicht umhin, dem Senat beizustimmen, wenn er in Sachen Bogdanoffs (1887/3) ausführt, daß ein Gestatten der Notwehr bei bloßer Annahme eines beabsichtigten Angriffs, der sich noch in nichts manifestiert hat, der Möglichkeit äußersten Mißbrauchs der Notwehr Tür und Tor öffne.

Als Objekt eines zur Notwehr berechtigenden Angriffs erkennt das russische Recht direkt nur Leben, Gesundheit, Freiheit und weibliche Ehre des Angegriffenen *und aller anderen* — nicht etwa nur Nahestender oder Verwandter — an.

Anders verhält es sich mit dem Schutz des Eigentums und des Hausrechts, der nur unter gewissen Bedingungen unter den Begriff der Notwehr fällt, nämlich, wenn der bei Entwendung oder Schädigung einer Sache Betroffene sich der Festnahme oder Unterbrechung des begonnenen Verbrechens mit Gewalt widersetzt. So beengend diese Verfügungen auf den ersten Blick erscheinen

mögen und wohl auch beabsichtigt waren, so wenig schränken sie in Wirklichkeit den Sachschutz ein. Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß „Entwendung“ sich sowohl auf Diebstahl und Raub, „Sachschädigung“ sich nicht nur auf Schädigung im engeren Sinne, sondern auch auf Brandstiftung (§ 1606 u. ff.) beziehen.

Bei der Normierung der Notwehr hat der russische Gesetzgeber sich von dem Gesichtspunkt leiten lassen, daß Notwehr vor allem im Interesse der Selbsterhaltung geboten sei, daß das Recht auf das Leben den weitgehendsten Schutz beanspruche. Läßt sich aber vernünftigerweise eine Verteidigung des Eigentums gegen einen gewaltsamen Angriff denken, ohne daß der sein Eigentum Verteidigende zugleich Gefahr läuft, persönlich angegriffen zu werden? Natürlich nicht. Wir können mit Recht annehmen, daß derjenige, welcher bei Verteidigung seines Eigentums den Angreifer getötet oder verletzt hat, nicht so gehandelt hätte, wenn (objektiv oder subjektiv) für ihn selbst keine Gefahr vorhanden gewesen wäre, und es ist Sache der Anklage, das Gegenteil zu beweisen. Daß der Senat auch diese Anschauung teilt, sehen wir aus den Motiven in Sachen Wartanow (1871,1038), wo es heißt: Um in einem bestimmten Falle Notwehr zu verneinen, darf keine von den in § 101 ff. erwähnten Bedingungen vorhanden sein, so daß ein dem Angreifer zugefügter Schade nur dann dem Angegriffenen zur Last gelegt werden kann, wenn das Gericht es als bewiesen annimmt, daß bei der Verübung der betreffenden Handlung keine der im § 101 erwähnten Bedingungen vorlag. Es liegt auf der Hand, daß kein Gesetz den Eigentümer dazu verpflichten kann, untätig der Entwendung oder Schädigung seiner Sache beizuwohnen unter dem Vorwande, daß der Verbrecher es ja nicht auf das Leben des Eigentümers, sondern nur auf die Sache abgesehen habe. Es genügt, daß der Eigentümer zum Schutz seiner Sache Gewalt anwenden mußte und dadurch seine Person der Gefahr eines direkten Angriffs aussetzt, diese Gefahr aber berechtigt ihrerseits zur Notwehr und allen ihren Folgen — bis zur Tötung des Angreifers. In Bezug auf den Wert der Sache macht das russische Gesetz keinen Unterschied.

Da unter einem Angriff oder Überfall, der zu Notwehr berechtigt, eine jede widerrechtliche gewaltsame Handlung zu verstehen ist, die gegen eines der in § 101—103 bezeichneten Güter

gerichtet ist, so tritt die Notwehr gegen jeden ein, der einen derartigen Angriff vollführt.

Der Umfang der Notwehr wird durch den Charakter des Angriffs bestimmt und kann je nach den Umständen des Falles von der Ergreifung des Verbrechers bis zu seiner Tötung gehen. Es ist nicht zulässig, daß dem Angreifer ein wesentlicher Schade zugefügt wird, wenn die Gefahr augenscheinlich auf eine andre Weise abgewandt werden kann, doch ist damit nicht gesagt, daß die Möglichkeit der Flucht die Rechtmäßigkeit der Notwehr ausschließe, da man nicht verlangen kann, daß das Recht dem Unrecht Platz mache.

Von bedeutendem praktischem Interesse ist die Frage, ob das geltende russische Recht Schutzvorrichtungen, wie Fallen, Selbstschüsse, Nägel auf Holzzäunen 2c. gestattet. Da diese Frage nicht direkt vom Gesetz beantwortet wird und die Gerichtspraxis nur wenige leitende Gesichtspunkte gibt, so müssen wir uns auf zwei russische Juristen berufen, deren Autorität allgemein anerkannt ist, Sergejewskij und Taganzew, die beide die Frage bejahen. Nach ihrer Ansicht können als vom Gesetz erlaubte Schutzvorrichtungen jedoch nur solche gelten, die offen und sichtbar angebracht sind und deren Existenz bekannt ist; auch müssen sie derartig konstruiert sein, daß sie Unzurechnungsfähigen und Kindern nicht gefährlich werden können. Es wäre in der Tat widersinnig, dem Besitzer der Schutzvorrichtung den Schaden zur Last zu legen, der einem zurechnungsfähigen Menschen durch eine Vorrichtung zugefügt wird, deren Vorhandensein allgemein bekannt ist: vielmehr ist die Schuld dem zuzumessen, der sich bewußt diesen Schaden zugezogen hat. (Sergejewskij, Über den Kausalnexus im Kriminalrecht S. 140 ff. Taganzew, Vorlesungen über das russische Kriminalrecht S. 576, 577.)

Was das Hausrecht anbetrifft, so hat der Senat in der zwar alten, aber noch nicht aufgehobenen Entscheidung in Sachen Kerpsel (1868/335) erkannt, daß der Hausherr (Inhaber eines Lokals, владѣлецъ помѣщенія) sich im Zustande der Notwehr befinde, wenn er eine Person, die der mündlichen Aufforderung sich zu entfernen, nicht freiwillig nachkommt, mit Gewalt hinausbefördert.

Mit der Abwendung des Angriffs und der Gefahr hört auch das Recht auf Notwehr auf; ein jeder weitere dem Angreifer

zugefügte Schade ist als Überschreitung, Exzeß der Notwehr anzusehen und strafbar (§ 1467 u. 1493). Der Ausdruck „nach Abwendung der drohenden Gefahr“ ist aber im allerweitesten Sinne zu verstehen, d. h. es handelt sich nicht um eine momentane Abwendung, sondern um eine vollständige und zwar derartige, daß eine Wiederholung ausgeschlossen zu sein scheint (s. Senatsentsch. in Sachen Hofmeister 1875 104).

In vielen Fällen berührt sich die Überschreitung der Notwehr mit Eigenmacht (§ 142 Friedensrichterustaw); bei beiden ist das Hauptmerkmal das Überschreiten seines Rechts zum Zweck des Rechtsschutzes, verbunden mit Gewalt; nur ist es bei der großen Menge der nicht immer übereinstimmenden Senatsentscheidungen in Bezug auf Eigenmacht schwer zu sagen, bis zu welchem Punkte Anwendung von Gewalt gestattet ist, während bei der Notwehr das Moment der abgewendeten Gefahr eine meist erkennbare Grenze bildet.

Wenn nach dem Gesagten auch ersichtlich ist, daß das russische Recht der Notwehr einen nahezu ausreichenden Spielraum zuerkennt, so ist sie doch an einige Bedingungen geknüpft, die dem eigentlichen Wesen der Notwehr fremd sind, z. B. das Anrufen der Obrigkeit, wodurch dem freien Ermessen des Richters eine zu große Rolle eingeräumt wird. Das freie Ermessen aber beruht zum großen Teil auf der persönlichen Auffassung. Leider muß zugestanden werden, daß die Richter fast nur zu sehr geneigt sind in dem, der selbst infolge einer unrechtmäßigen Handlung zu Schaden gekommen ist, einen Unglücklichen (несчастный) zu sehen und daher den Urheber des sogenannten Unglücks streng zu beurteilen.

Mit Freuden ist es zu begrüßen, daß das im Jahre 1903 bestätigte neue russische Strafgesetzbuch (уголовное уложеніе), das jedoch bisher nur in Bezug auf politische Verbrechen angewandt worden ist, während alle andern Verbrechen noch nach dem alten Kriminalkodex abgeurteilt werden, sich in Bezug auf die Normierung der Notwehr offen auf die Seite der oben charakterisierten deutschen, ungarischen ꝛc. Gesetzgebungen stellt.

§ 45 lautet. „Nicht verbrecherisch ist eine jede Handlung, die in der Notwehr gegen einen widerrechtlichen Angriff auf persönliche oder dingliche Güter des sich Verteidigenden oder einer andern Person unternommen wird; eine Überschreitung der Notwehr

durch übermäßige oder unzeitgemäße Verteidigung wird nur in vom Gesetz ausdrücklich bezeichneten Fällen bestraft."

Es ist augenfällig, wie sehr der Paragraph durch Auslassung von Obrigkeit und Nachbarn, Widerstand der Diebe oder Räuber gegen Ergreifung 2c. gewonnen hat.

Wenn auch, wie gesagt, dieser Paragraph des neuen Kriminalkodex noch keine Geltung hat, so ist er doch von Einfluß, denn erstens kann kein billig denkender Richter sich der Erwägung entziehen, daß ein neues und teilweise schon geltendes Recht den bestehenden Verhältnissen wahrscheinlich besser angepaßt ist, wie ein altes und daher auch jetzt schon das Urteil beeinflussen kann und muß, und zweitens werden Bezugnahmen auf den neuen Kodex und seine Motive in Verteidigungsreden und -Schriften und auch Urteilen sogar vom Senat zugelassen, woraus folgt, daß die Autorität dieser beiden Rechtsquellen anerkannt ist.

In den Motiven zum § 45 des neuen Gesetzbuches ist unter andrem ausgeführt, daß die Staatsgewalt nicht ohne Hilfe der Gesellschaft handeln könne; sie sei nicht imstande allen Verbrechen vorzubeugen, jeden einzelnen in jedem Moment seines Lebens zu schützen. Dazu seien Vorsicht, Schlösser und Riegel da. Aber indem der Staat einem Verbrechen vorbeugt, müsse er oft Gewalt anwenden; analog diesem können auch die vorbeugenden Handlungen der Privatpersonen sich gewaltsam äußern, das heißt zu den Mitteln der Notwehr greifen. So sind denn die Gewaltakte bei Notwehr nicht nur entschuldbar, nicht nur straflos, sondern rechtmäßig.

Dieser Appell an die Energie des einzelnen Individuums ist ein durchaus berechtigter, besonders in Anbetracht der rasch zunehmenden Zahl der Verbrechen, wozu wir uns nicht auf die Statistik zu berufen brauchen. Wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wir die Notwehr nicht nur als Ausübung eines Rechts, sondern als soziale Pflicht bezeichnen, denn wenn die eine Regel sagt „tue kein Unrecht", so heißt die zweite: „dulde keines".

So wie der Mensch einmal ist, sagt v. Jhering, wird ihn von der Begehung eines Unrechts am ehesten die Gewißheit abhalten, einem festen, entschlossenen Widerstand auf Seiten des Berechtigten zu begegnen.

Zur projektierten Reform der Mittelschulen.

Von
Oberlehrer **E. Seywang.**

II.

Von der größten und entscheidensten Bedeutung ist das, was für das Innere des Neubaues geplant wird. Darüber heißt es im ministeriellen Entwurf: Die reformierte Mittelschule wird eine sechsklassige von dreifachem Typus sein: mit zwei alten Sprachen, mit einer alten Sprache — der lateinischen — und ganz ohne alte Sprachen. Der Umfang der übrigen Fächer wird in allen Schulen der gleiche sein, so daß in dieser Hinsicht die Gymnasien den Realschulen vollkommen gleichgestellt werden. Die Vereinigung der mathematischen, humanistischen und naturwissenschaftlichen Fächer wird überall dieselbe sein. Neueingeführt werden Rechtskunde und philosophische Propädeutik — die Anfangsgründe der Logik, Psychologie und Philosophie. Verbessert wird das Programm der russischen Sprache, es wird die neue Literatur eingeführt, der Kursus der neuen Sprachen und der Naturwissenschaften vergrößert; ernste Bedeutung soll auch den körperlichen Übungen gewidmet werden. Eine interessante Eigentümlichkeit weisen die beiden letzten Klassen auf — hier sollen mehrere Stunden in der Woche der Spezialisierung der Schulbildung gewidmet werden — die Schüler werden sich ausschließlich mit den Fächern beschäftigen, für die sie sich besonders interessieren — eine Maßnahme, die den Schülern die Wahl einer Fakultät erleichtern soll. Demselben Zweck dient auch der freie Übergang aus dem Gymnasium in die Realschule und umgekehrt. Desgleichen sind Gymnasiasten wie Realschülern die Tore der Universität wie der technischen Hochschulen in gleicher Weise geöffnet.

Da ich mich gegen die Uniformität der Mittelschulen und die projektierten sechs Klassen derselben im ersten Teil meiner Abhandlung ausgesprochen und die Ansicht vertreten habe, daß der Verschiedenheit der Individualitäten entsprechend verschiedene Schularten wünschenswert, ja notwendig sind, damit jeder geistig normale Knabe in diejenige eintreten kann, welche seinen Fähigkeiten entspricht, hätte der zweite Teil meiner Arbeit besonders die Reformvorschläge für die Mittelschulen zu berücksichtigen, welche deren radikale Änderung bedeuten. Zu diesen rechne ich die projektierte Aufnahme in den Lehrplan der Rechtskunde, der philosophischen Propädeutik und der neuen russischen Literatur, die Erweiterung des Kursus der neuen Sprachen und der Naturwissenschaften und — last not least — die interessante Eigentümlichkeit des freieren Betriebes des Unterrichts für die beiden letzten Klassen.

Neu eingeführt soll also die Rechtskunde werden. Ist das ganz was neues? Das könnte ich allenfalls nur für russische Mittelschulen zugeben, nicht aber für die unsrer baltischen Provinzen, denn in diesen sind die Rechte schon in der Schule vorgetragen worden, so z. B. im früheren Revalschen Gouvernementsgymnasium zuerst um 1672 von Tunderfeld, darauf von Woltemat und später wurde die Professur der Rechte mit der der Mathematik vereinigt. 1805 wurde die Rechtskunde als Lehrfach wieder abgeschafft[1], da zu der Zeit die Losung, die Schule solle lehren, was man im künftigen Leben brauchen könne, wieder einmal dem Rufe weichen mußte: das Gymnasium hat den Geist rein formal zu bilden, das praktisch Nützliche braucht gar keine Berücksichtigung! Dieser Kampf der Pädagogen für Lehrfächer in den Mittelschulen, welche die logische Bildung betonen, und für solche, welche das für das spätere Leben nützliche Wissen her-

---

[1] Vgl. Lehrer-Album des Revalschen Gymnasiums 1631–1862. S. 70, herausgegeben von Alex. Jul. Bering als Beilage zur Einladungsschrift zur öffentlichen Prüfung und zum feierlichen Redeakt im Gymnasium. – Jahresberichte der Mittelschulen mit Zugabe der wissenschaftlichen Abhandlungen der Lehrer, wie sie früher hier üblich waren und in Deutschland noch jetzt allgemein sind, wären in den zukünftigen deutschen Schulen unserer Provinzen wieder sehr erwünscht, da in ihnen manche wissenschaftliche Errungenschaft und durch Jahre hindurch erprobte Erfahrung auf pädagogischem Gebiet bekannt gegeben wird. In Deutschland bildet in einzelnen Buchhandlungen diese Schulprogrammliteratur eine eigene Abteilung, in der viel Nachfrage ist. H. Schiller, „Handbuch der praktischen Pädagogik für höhere Lehranstalten“ weist in den Anmerkungen immer wieder auf diese Programme als auf eine wichtige Fundgrube hin.

vorheben, ist ja schon ein sehr alter, und ist auch in Deutschland durch den Erlaß des Kaisers vom 26. November 1900 und die am 29. Mai 1901 veröffentlichten neuen „Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preußen" und durch verschiedene Erlasse, die sich mit der gewährten Gleichberechtigung der höheren Schulgattungen beschäftigen, nicht zum Abschluß gekommen und konnte es auch gar nicht und auch in absehbarer Zeit noch wird hierin keine Ruhe eintreten, denn der Zeitgeist hat sich schon oft geändert und wird sich immer wieder ändern und infolgedessen bald der mehr formalen Bildung, bald der mehr utilitarischen Richtung den Vorzug geben. Das beweist uns auch die Geschichte der Pädagogik, die bei der Behandlung pädagogischer Fragen stets maßgebend sein muß, indem sie uns zeigt, daß die ursprünglichen Fächer der Mittelschulen, d. h. der Gymnasien, nach der Reformation die alten Sprachen, Religion und spärlich Philosophie und Geschichte — in lateinischer Sprache — waren[1], daß dann mit der Zeit die Mathematik, Französisch, Physik, Naturgeschichte, — erst seit 1770 — Geschichte und Geographie — ohne lateinische Unterrichtssprache — eindrangen — seit 1848 auch der Turnunterricht — und diese eingedrungenen Wissenschaften ursprünglich nur als fakultative Fächer, als Rekreationen, geduldet wurden und erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts obligatorisch geworden sind. Was ist aber im Laufe der Zeit nicht alles für die Mittelschule gefordert und auch zeitweilig aufgenommen worden! Es finden sich da Fächer wie Heraldik, Numismatik, Diplomatik, in Brieg unter Rektor Scheller, dem Lexikographen (1772—1803), wurden unter andrem auch Technologie, Polnisch und Zeitungslektüre gelehrt[2]. Die philantropische Richtung besonders eines Basedow arbeitete schon an einer gänzlichen Verdrängung aller klassischen Studien und forderte für den Lehrplan nur solche Dinge, die man im späteren Leben brauchen könne. Dem Allerweltsdilettantismus der Mittelschule folgte dann wieder die entgegengesetzte Forderung nach ausschließlicher exercitatio mentis, die z. B. auch von Nägelsbach vertreten wird: man solle nichts lehren, was unter Umständen nützlich sein kann, alles das könne man in den 20er bis 30er Jahren noch gut nachholen. Aber auch dieser Stand-

---

[1] Vgl. Nägelsbach. Gymn.-Pädagogik. Einleitung.
[2] Vgl. [illegible] Einleitung. S. 3 Anm.

punkt, der gegen jede neue facultas ist, hat doch wieder dem augenblicklich noch vorherrschenden Zeitgeist nachgeben müssen, sind doch, wenn auch nicht überall, das Englische, das Reißen — technisches Zeichnen — und auch die Stenographie als neue fakultative Fächer in den Lehrplan eingedrungen, und es ist wohl nur richtig, daß diese einmal eingedrungenen Fächer christlich geduldet und anständig behandelt werden, wie etwa eine gute Mutter ihre zugebrachten Stiefkinder behandeln muß, und daß ihnen auch, was aber immer Schwierigkeiten verursacht, ein Platz im Stundenplan angewiesen wird, aber noch mehr dem gerade herrschenden Zeitgeist nachgeben — die vox populi ist nicht immer eine vox Dei, sondern nur zu oft eine vox diaboli — und noch mehr nützliche Fächer aufnehmen, dürfte doch — auch unter Beibehaltung der alten Fächer schon aus Raummangel im Lehrplan — falsch sein und das Verhältnis der Fächer zu einander, die das Können und das Kennen vermitteln, ungünstig zum Schaden der wertvolleren verschieben. Meiner Meinung nach müssen doch die Fächer, die unsrer deduktiven, induktiv-experimentellen und induktiv-beobachtenden Denkarbeit nützen, in den Mittelschulen, den Vorschulen der Hochschulen, immer obenan stehen und die Fächer, die nur unser Wissen vermehren, an Stundenzahl stark übertreffen[1]. — Der Kampfesruf der Jetztzeit „Das verlangt die moderne Bildung" ist nicht zu sehr zu beachten, denn was man heute unter der modernen Bildung versteht, kann morgen schon wieder anders lauten und schließlich ist der gebildetste Mensch[2] nicht der, welcher die meisten positiven Kenntnisse besitzt, sondern derjenige, welcher die meisten und vielseitigsten Erscheinungen um sich her am tiefsten und schärfsten zu begründen weiß.

Da die Rechtskunde nun doch wohl zu den Lehrgegenständen zu zählen ist, die unser Wissen vermehren und ein fürs spätere Leben eventuell nützliches Fach darstellen und neben den schon eingedrungenen derartigen Fächern die in der Schule so überaus nötige Konzentration um die sprachlich formalen resp. die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer schädigen würde und deshalb

---

[1]) In einer mir gerade vorliegenden Übersicht der Unterrichtsgegenstände des Bismarck Gymnasiums in Wilhelmsdorf-Berlin von 1904/5 ist das Verhältnis der Fächer, die das Können betonen, zu denen des Wissens reichlich $1\frac{1}{2}$ zu 1.

[2]) Vgl. Goerth, Die Lehrkunst S. 5.

durch ein großes Nebeneinander von verschiedenen Lehrgegenständen eine durchaus zu vermeidende Zersplitterung der Kräfte und oberflächliche Halbbildung zu befürchten wäre[1], gegen die mit allen Mitteln anzukämpfen ist, und die Rechtskunde anderseits auch schwerlich zu den Gegenständen zu rechnen ist, welche die moderne Bildung unumgänglich erfordert, und auch — und das ist ein Gesichtspunkt, der bei neu in den Lehrplan aufzunehmenden Fächern stets berücksichtigt werden muß — nicht zu den Lehrgegenständen zu rechnen ist, die garnicht oder nur schwer, wie z. B. die alten Sprachen[2], neben oder nach der Schulzeit nachgeholt werden können, so ist die Aufnahme der Rechtskunde als neues Lehrfach der Mittelschule nicht zu dulden und mit allen Mitteln zurückzuweisen und die Aneignung der eventuell im späteren Leben nötigen Gesetzesparagraphen und event. juristischen Begriffe dem späteren Leben zu überlassen.

In den resp. Landesschulen unsrer Provinzen ist daher bei Aufstellung der Lehrpläne mit Recht auf die Rechtskunde verzichtet worden und auch in den Lehrplänen ausländischer deutscher Mittelschulen nichts davon zu finden. Konnte bei der Rechtskunde wenigstens noch von einer Wiedereinführung in den Lehrplan die Rede sein, so ist das bei der philosophischen Propädeutik nicht möglich, denn in russischen Gymnasien hat sich in der siebenten Klasse bis auf den heutigen Tag wenigstens eine Stunde Logik wöchentlich im Lehrplan erhalten und der Unterricht darin liegt meist in der Hand des russischen Lehrers der Klasse. In unsren früheren baltischen Gymnasien war die philosophische Propädeutik in der letzten Zeit vom Schulplan verschwunden, weil diese sich nach Möglichkeit nach den Gymnasien Deutschlands richteten, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts[3] die Neigung zeigten, alles einigermaßen Scholastische abzuweisen. Um einen kurzen historischen Überblick der letzten Zeit zu geben, so war in Preußen auf Hegels Anregung 1825 wieder philosophische Propädeutik in den Lehrplan der Gymnasien aufgenommen worden.

[1] Vgl. Nägelsbach, Gymn.-Päd. S. 158. „Der Menschengeist, zumal der jugendliche, ist nicht fähig universell zu sein."
[2] Männer wie der berühmte Schliemann sind seltene, gottbegnadete Ausnahmen.
[3] In den Lehrplänen Preußens und Sachsens vom Jahre 1882 ist die Propädeutik nicht mehr aufgenommen.

Sehr interessant ist, was L. Wiese[1] uns über den Unterricht in diesem Fach erzählt, den er selbst als Schüler genossen und später als Lehrer im Joachimstal erteilt hat: „Die Paragraphen des Leitfadens von A. Matthiae wurden vorgelesen und monologisch darüber gesprochen; wir alle fanden den Gegenstand überaus langwierig", und S. 78: „In der philosophischen Propädeutik wurden jedesmal zuerst die Grundzüge des menschlichen Seelenlebens dargelegt, um von da zu den Gesetzen der Verstandestätigkeit zu gelangen, welche jeder ausübt, lange ehe er von der Wissenschaft der Logik etwas weiß. Den philosophischen Erörterungen folgten die Schüler besonders gern; die logischen wurden im Anschluß an Trendelenburgs aristotelische Elemente zu einer strengen Gedankenzucht." — Gemäß dem Lehrplan vom 7. Januar 1856 wurde die Propädeutik nicht mehr als besonderer Unterrichtsgegenstand aufgenommen, aber das philosophische Element des Gymnasialunterrichts gewahrt. Unter dem Kultusminister von Bethmann-Hollweg, der anfangs der Meinung war, daß die Philosophie nicht in die Schule gehöre und die jungen Leute hungrig danach in die Universität kommen müßten, wurden auf Anregung und Verlangen von Professor Trendelenburg wieder besondere Stunden für die philosophische Propädeutik angesetzt und in die Maturitätszeugnisse eine Bemerkung darüber aufgenommen, ob der Abiturient mit den Elementen der Psychologie und Logik sicher bekannt sei. Heute endlich gibt es in Deutschland wohl kaum noch einen Lehrplan, in dem wir Psychologie, Logik und Philosophie angeführt finden. Man gibt ja dort zu, daß es wohl nötig ist, die Hauptsachen mitzuteilen, etwa die hauptsächlichsten Ausdrücke und Begriffe der Logik 2c., aber meist besonders dem Lehrer der deutschen Sprache zu, gelegentlich bei den Aufsätzen das mitzuteilen. Im Gegensatz zu dieser Auffassung und auch zu Nägelsbach, der die Zulassung der philosophischen Propädeutik verneint[2], steht Paulsen, „Geschichte

---

[1] Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen S. 21 und 78.

[2] Gymnasial-Pädagogik S. 9 und 10. „Philosophie ist undenkbar ohne das Wissen vom Wissen, ohne daß man das Erkennen selbst zum Gegenstande der Erkenntnis macht. Dies kann man aber dem jugendlichen Geist, der an das Denken und Wissen sich erst gewöhnen muß, nicht sofort als Objekt vorlegen. Philosophie im systematischen Sinne ist durchaus kein Gegenstand der Gymnasialbildung, auch nicht insofern, als sie in die Tiefe der Dinge und auf die letzten Gründe eingeht. Denn wo es viel praktisch zu erlernen gibt, muß man sich mit einer relativen Begründung begnügen. Gleichwohl ist es wahr, daß die

des gelehrten Unterrichts". Er will die Philosophie neben dem Deutschen als Hauptfach und verlangt an Stelle des sehr eingeschränkten Latein — Deutsch und an Stelle des ganz ausgemerzten Griechisch — Philosophie und läßt griechische Kurse nur für Liebhaber zu.

Nachdem nun in aller Kürze einiges aus der Geschichte der philosophischen Propädeutik mitgeteilt ist, fragt es sich, wie wir uns zu der Frage zu stellen haben. Sollen die Anfangsgründe der Psychologie, Logik und Philosophie in Extrastunden behandelt werden oder nicht? Unbestreitbar ist[1], daß eine philosophische Propädeutik, welche die Jünglinge wirklich im Denken übt — die Propädeutik nur als Gedächtnissache zu lehren hat gar keinen Wert — und sie über dem vielen Einzelnen in die Region der Ideen und allgemeinen Begriffe erhebt, der Aufgabe des deutschen Unterrichts wie jedes andern aufs wirksamste zu Hilfe kommen kann, und ebenso unbestreitbar ist, daß, da eine Konzentration durchaus nötig ist, die Propädeutik als Abschluß, als Zusammenfassung des gewonnenen Könnens sehr wünschenswert ist und für Gymnasien eigentlich unentbehrlich ist, aber anderseits dürfte es doch schwierig sein, den philosophischen Unterricht zu empfehlen, weil es in der Philosophie kein allgemein anerkanntes System gibt. Auch in Bezug auf die Logik gibt es ein kaum zu überwindendes Dilemma: teilt man nur die Grundlehre der Logik mit, so ist die Sache doch recht trocken, gibt man aber viel, so wird es für Jünglinge unverständlich; an diesem Dilemma ist auch in Deutschland der Unterricht in der Logik allmählich abgestorben. Auch wir werden uns damit begnügen müssen, bei gebotener Gelegenheit die hauptsächlichsten Ausdrücke ꝛc. der Logik mitzuteilen, und es ist wohl auch bei uns hauptsächlich Sache des russischen resp. des deutschen Lehrers, hier Beispiele zu geben. Der Hauptgrund aber für mich, die Propädeutik nicht mehr ins Programm aufzunehmen, ist der, daß nach meiner Meinung unsre jetzigen Schüler garnicht mehr genügend so weit vorgebildet sind, um das Fach betreiben zu können. Die ca. 14jährige russische Unterrichtsperiode in unsren

Erkenntnis als solche gebildet werden muß, dies muß jedoch an einem Gegenstande geschehen, bei welchem das Wie des Erkennens, nicht das Was die Hauptsache ist. Dies ist bei der Mathematik der Fall. Wir lernen z. B. den pythagoreischen Lehrsatz nicht, um ihn praktisch anzuwenden — nur die Art, wie wir zur Einsicht in die Lehre kommen, geht uns an.

[1]) Vgl. Wiese Bd. II S. 197.

Schulen hat sich leider gründlich geltend gemacht. Nicht nur die Ausdrucksweise unsrer Kinder ist eine mangelhafte, auch ihr Wortschatz hat gelitten und, wie natürlich, auch ihre geistige Denkkraft ist zurückgegangen. Jetzt hier philosophische Propädeutik treiben hieße einem Hause mit schlechtem Fundament und wackligen Mauern ein luxuriöses Dach aufsetzen. Auch in den russischen Gymnasien dürfte dadurch, daß die formale Bildung, die ja hauptsächlich durch die alten Sprachen gewonnen werden kann, quasi unterbunden ist, indem die Beschäftigung mit den alten Sprachen nach 1890 und besonders nach 1901 nach oben — in die dritte resp. griechisch in die fünfte Klasse — verschoben ist, in dem geistigen Brunnen nicht mehr genügend Wasser vorhanden sein, um philosophische Propädeutik treiben zu können. In den Programmen der wieder ins Leben zu rufenden baltischen deutschen Mittelschulen sind im kurländischen[1] keine Extrastunden für Logik ꝛc. angesetzt und auch in der Revalschen Domschule ist die Propädeutik nicht als eigenes Lehrfach aufgenommen[2]. Wie es im livländischen Landesgymnasium damit gehalten werden wird, ist mir noch unbekannt.

Doch wenden wir uns, nachdem wir Stellung zu den sog. Neueinführungen genommen haben, jetzt zu den Verbesserungen und Vergrößerungen des Lehrplans in der projektierten Reform der Mittelschulen[3].

---

[1]) Vgl. Schema eines Gymnasial-Lehrplans, auf der Sitzung des kurländischen Schulrats am 28. August 1905 festgestellt. Balt. Monatsschr. 1905 Heft 10 S. 350. Karl v. Freymann, Das humanistische Gymnasium.

[2]) Beiläufig sei hier der Wunsch ausgesprochen, daß der Unterricht in der Grammatik — besonders in der altsprachlichen — nach Möglichkeit recht viel nach der induktiven Methode erteilt wird, entsprechend der von uns am meisten angewandten induktiv beobachtenden Denkart, damit auch dadurch schon der Vorliebe der Schüler fürs Auswendiglernen und ihrer Unlust fürs Denken entgegengearbeitet wird. Wozu z. B. noch immer das lateinische und griechische Verbum nach Tabellen auswendig lernen lassen, wo ein logischer Aufbau doch leicht durchführbar ist! Daß die pädagogische Erfahrung lehrt, daß mit induktiver Methode allein nicht auszukommen ist, ist ja gewiß wahr und bekannt, aber ich trete ja auch nur gegen die Einseitigkeit der hier im Lande meist bisher ausschließlich angewandten deduktiven Methode im Unterricht auf. Von Zeit zu Zeit im Anschluß an die Lektüre eine Regel finden zu lassen macht den Schülern große Freude und ist durchaus nicht als Zeitverschwendung zu bezeichnen. Vorzügliche Beispiele zur Nachahmung in *allen* Fächern finden sich in den Lehrproben und Lehrgängen von Frick und Richter. Doch über meine desideria im Unterricht der alten Sprachen gedenke ich nächstens in einer besonderen Abhandlung genaueres mitzuteilen und eventuell auch meinerseits Proben des induktiven Unterrichts zu geben.

[3]) Im Folgenden schließe ich mich in Bezug auf die neue russische Literatur und den russischen Sprachunterricht den von Professor Selinsky in seinem

Verbessert, heißt es im ministeriellen Entwurf, wird das Programm der russischen Sprache, es wird die neue Literatur eingeführt. Die russische Gesellschaft fordert, wie verlautet, sehr energisch die Einführung der neuen russischen Literatur in der Mittelschule. Als Grund dafür wird unter andrem auch angeführt, daß die großen neueren Schriftsteller sogar im Auslande Berühmtheit erlangt hätten und daß es unrecht wäre, sie der Schuljugend vorzuenthalten. Hierbei wird nur übersehen, daß die Ausländer einen Turgenjew, Gontscharow, Tolstoj rc. nicht in der Schule kennen gelernt haben, sondern erst später und doch wohl in Übersetzungen[1]. Ist es nun wirklich ein Unrecht, die genannten Schriftsteller und andre neuere nicht ohne Auswahl nicht in das Lehrprogramm der russischen Sprache der Mittelschulen aufzunehmen? Ist auch hier nicht die vox Dei eine vox diaboli? Für die Schuljugend, d. h. für sich noch entwickelnde Menschen ist es doch einzig und allein nützlich und angebracht, die Macht des Verstandes anzuerkennen, sollten sie auch im späteren Leben erkennen müssen, daß nicht immer Verstand und Überzeugung, sondern Leidenschaft und Begierde eine herrschende Rolle spielen. In den Erzeugnissen der neuen russischen Literatur ist aber nur zu oft der Wille nicht mehr dem Verstande unterworfen geschildert. Ich erinnere an Dostojewskij. Das ist ja gewiß in seiner Art eine sehr anzuerkennende Vervollkommnung, aber in die Schule gehört aus dem angeführten Grunde diese Literatur nicht. Mit Puschkin und Gogol sind die Literaturformen als solche abgeschlossen und die Literatur besonders der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verwandelt sich in eine Arena sozial-politischen Kampfes. In der Schule darf aber nicht soziale Agitation getrieben werden und auch nicht der Jugend eine fertige Überzeugung aufoktroyiert werden, da das einen Eingriff in die Rechte der Eltern bedeutet, die doch wohl selbst in solchen Dingen das Urteil ihrer Kinder lenken und beeinflussen wollen, solange bis es in letzteren genügend erstarkt ist. Das Lesen der meist umfangreichen

---

Buch „Древній міръ и мы" ausgesprochenen Ansichten – oft wörtlich – an und benutze die Gelegenheit, dies vorzügliche, geistreich geschriebene Werk — erschienen in Petersburg bei Stassulewitsch 1905 in zweiter Auflage — warm den Lesern zu empfehlen. Eine deutsche Uebersetzung des Buches dürfte mittlerweile auch schon erschienen sein.

[1] Selinsky S. 297 ff.

Erzeugnisse der genannten Schriftsteller, über die das Urteil ja auch noch garnicht abgeschlossen ist, ist ja auch aus Zeitmangel in der Schule unmöglich und der Lehrer könnte daher nur Vorlesungen über die neue Literatur wie auf der Universität halten, was für die Schule aber ein Unding ist und auch auf der oberen Stufe der Mittelschulen nach Möglichkeit vermieden werden muß. Der Privatlektüre der Schuljugend könnten aber gewiß auch viele Werke der neueren Autoren auch von der Schule aus empfohlen werden, wennschon es auch hierin besser scheint, die nähere Auswahl den Eltern zu überlassen. Von seiten der Schule brauchen doch sicherlich nicht zwingende Maßregeln getroffen zu werden, um die Jugend zur leichten und dazu noch interessanten Lektüre außerhalb der Schule zu veranlassen. Für letztere gibt es in der russischen Literatur auch aus der bis Gogol inkl. genug Auswahl und ist auch diese Lektüre auch mit Hilfe der Privatlektüre kaum zu bewältigen. Aber auch aus der Literatur bis Gogol inklusive muß eine sehr sorgfältige Auswahl getroffen werden, besonders in Mädchenschulen, damit nicht — und mit Recht — von den Eltern Protest gegen die resp. Lektüre zu Hause oder auch in der Schule erhoben wird, wie es de facto bei uns in den Provinzen der Fall gewesen ist. Unmoralisches gehört nicht in die Schule. — Was wird denn in Deutschland in den oberen Klassen — um diese handelt es sich ja — aus der deutschen Literatur durchgenommen? Nehmen wir wieder das Programm des Bismarck-Gymnasiums für Unter- und Ober-Prima zur Hand. Als Klassen- resp. Privatlektüre finden wir da angegeben: Braut von Messina, Iphigenie, Schillers Gedankenlyrik, Hamburgische Dramaturgie, Laokoon, einige philosophische Abhandlungen; Emilia Galotti, Abhandlungen über die Fabel, Dichtung und Wahrheit VI—XI als Privatlektüre. Und in Ober-Prima: Shakespeares Julius Cäsar, einige Oden und Stellen aus dem Messias, Abschnitte aus der Hamburgischen Dramaturgie, Torquato Tasso, Faust. Als Privatlektüre Philotas, Nathan der Weise, Schillers Jugenddramen, Kleists Prinz von Homburg, Shakespeares Macbeth. Doch was sehe ich: Proben n e u e r e r D i c h t e r. Dagegen läßt sich aber nichts einwenden, denn es versteht sich doch für deutsche Lehrer wohl von selbst, daß die Schüler auch der Ober-Prima nicht mit der „Kehricht-Poesie", dem „lyrischen Depeschenstil" oder etwa dem

Indianerlied Paul Scheerbarts, „Murx den Europäer!" ꝛc. bekannt gemacht werden[1].

Was nun die Stundenzahl fürs Russische anlangt, so glaube ich mit Professor Selinsky (S. 293), daß man hierin zu weit geht. Für russische Schulkinder, die in echt russischen Familien aufgewachsen sind und die russische Schule besuchen, in denen ja jede Stunde und besonders die der alten Sprachen doch auch eine russische Stunde ist, für Knaben, die das Russische den ganzen Tag hören und nachts noch im Traume, scheint eine Forderung, noch mehr russische Stunden zu erhalten, ziemlich unnütz und Zeitvergeudung. Eine starke Betonung der Grammatik und Syntax ist, wo jede Unterrichtsstunde eine Lehrstunde in der Muttersprache ist, garnicht nötig, wennschon man Jak. Grimms Ansicht: „für die Muttersprache brauchen wir keine Grammatik" gerade nicht voll und ganz zuzustimmen braucht. Die russische Sprache ist bis jetzt wenigstens und im Vergleich z. B. mit den alten Sprachen keine grammatische und für die Schule daher nicht recht geeignet. Beim grammatischen Zergliedern etwa hier eine Regel finden zu lassen würde überaus schwer halten und eine Unmenge Ausnahmen würde sich zeigen und nur verwirren. Selinsky (S. 29) zeigt uns, daß in der leichtesten der russischen Deklinationen, der der feminina, die drei Worte тоnпа, звѣзда und вода drei verschiedene Deklinationstypen darstellen. I. толпа́, толпу, толпы, II. звѣзда́, звѣзду, звѣзды, III. вода́, во́ду, во́ды, und daß in vier Typen sogar die einsilbigen Worte споръ, зубъ, полъ und столъ zerfallen, kurz überall eine verwirrende, unendliche Reihe von Ausnahmen sich zeigt. — Soll nun aber ein Fach stärker betont werden, so geschieht das immer bei der bestimmten Stundenzahl in der Woche auf Kosten eines andern, und zwar in russischen Gymnasien doch wohl des Griechischen. Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie vorher mit Blindheit! möchte man ausrufen Versteht die russische Gesellschaft es wirklich nicht, daß sie sich selbst am meisten dabei schadet? Wenn ein Fach im russischen Gymnasium stark getrieben werden muß, ja Zentrum aller andern Fächer sein müßte, so ist es das Griechische. Selbst das für logische Bildung so wichtige Latein kann und muß im

[1] Vgl. Adalbert von Hanstein, Das jüngste Deutschland.

russischen Gymnasium dem Griechischen den Vorrang lassen, denn ohne Griechisch — die russische Bildung stammt doch aus Byzanz — kann der Russe ja seine eigene Sprache garnicht mehr verstehen. Ich erinnere nur an Ausdrücke wie исполать = εἰς πολλὰ ἔτη[1]. Der Russe muß notwendig Griechisch kennen, um seine Muttersprache verstehen zu können.

Wie steht es nun mit der Stundenzahl für die Muttersprache in den zukünftigen wieder deutschen Gymnasien unsrer Provinzen? Im kurländischen Schema[2] sind für acht Klassen 28 deutsche Stunden wöchentlich angesetzt, also 2 resp. 3 pro Klasse. Außerdem noch drei für die neunte Klasse. Wird das jetzt, wo unsre Jugend längere Zeit das Russische als Unterrichtssprache gehabt hat, genügen? Faktum ist ja, daß infolge der russischen Unterrichtssprache die Kenntnisse unsrer Jugend im Deutschen zurückgegangen sind, auch in Bezug auf den Wortschatz. Müßte daher nicht, wenigstens für einige Jahre, die Anzahl der deutschen Stunden erhöht werden? Ich glaube es wohl und, wenn ich nicht irre, sind auch in der Domschule in Reval vier deutsche Stunden die Woche für jede Klasse angesetzt. Hier heißt es alle Hebel ansetzen, um wieder die alte, so notwendige Höhe zu erreichen. Wie unsre Jugend jetzt meist deutsch redet, ist ja nur zu bekannt, und wie sie schreibt, ist schauderhaft. Ist hier wieder Remedur geschaffen, so könnte und müßte die jetzt wohl notwendige größere Stundenzahl für die Muttersprache wieder zum Besten andrer Fächer zurückgehen und zwei, höchstens drei Stunden pro Klasse und Woche genügen.



---

[1]) Andere Beispiele in „Древній міръ и мы" S. 30 — z. B. совѣсть = συνείδησις.

[2]) Balt. Monatsschr. 1905, Heft 10, S. 350.

Literarische Rundschau.

Reines Deutschtum.

Friedrich Lange, weiteren Kreisen wohlbekannt als Redakteur zuerst der „Täglichen Rundschau“ und dann der „Deutschen Zeitung“, hat in Form eines Buches eine Reihe von Leitartikeln herausgegeben, die er in den Jahren 1890—1901 geschrieben. Jetzt liegt uns die vierte Auflage* vor, für ein Zeitungsbuch gewiß ein sehr respektabler Erfolg und in diesem Falle auch ein erfreulicher, denn der Verfasser verdankt ihn nicht den Eigenschaften, die dem Journalismus vulgaris durchzuschlagen pflegen. Allerdings fehlt es Lange durchaus nicht an jenen formellen Vorzügen, die der Zeitungsleser gemeinhin aufs höchste schätzt, ihm steht stets ein lebendiger, bildreicher, geistvoller Ausdruck zu gebote; aber anderseits ist er eine Persönlichkeit von so entschieden ausgeprägten Ansichten, daß man in dem starken Absatz seines Buches wohl ein Gesinnungsbekenntnis weiter Kreise des deutschen Volkes sehen kann. Zu welcher Gesinnung sie sich bekennen, das sagt der Titel des Buches.

Lange teilt die Anschauung des Grafen Gobineau von der Unveränderlichkeit der Rassen und der providentiellen Überlegenheit bestimmter Rassen; er ist aufs tiefste von der Überzeugung durchdrungen, daß insbesondere das deutsche Volk zu den höchsten Aufgaben berufen und befähigt sei und daß es, um diese zu lösen, sich auf die ihm eigene angeborene Art besinnen müsse. Eine nationale Weltanschauung gilt es zu gewinnen und, von dieser geleitet, Stellung zu den Fragen zu nehmen, die das öffentliche

*) Friedrich Lange, Reines Deutschtum. Grundzüge einer nationalen Weltanschauung. 4. Aufl. Berlin, A. Duncker, 1904. Mk. 4, geb. Mk. 5.

Leben bewegen. In der Artikelreihe des Langeschen Buches werden nun wohl nahezu alle diese Probleme erörtert oder wenigstens gestreift; innere und äußere Politik, wirtschaftliche und gesellschaftliche Konflikte, Kirche, Schule, Presse usw. kommen zur Sprache, und überall wird auf die besonderen Aufgaben hingewiesen, die dem Deutschen aus seinem Deutschtum erwachsen. Lange ist sich der Gefahr wohl bewußt, die eine solche Betrachtung der Dinge von ausgesprochen nationalem Standpunkte mit sich führt, der Gefahr eines ungerechten, beschränkten Urteils, unverständiger Ablehnung des Fremden und dünkelhafter Überschätzung des Eigenen, und er ist ein zu gebildeter und freier Geist, um einer solchen „Deutschtümelei" zu verfallen. Man darf ihm gerechterweise die Anerkennung nicht versagen, daß sein Urteil immer ein besonnenes und überlegtes ist; aber anderseits zieht er die Konsequenzen aus seiner Überzeugung mit rücksichtsloser Entschlossenheit; wo er einen Zweck will, ist er nie darüber im Zweifel, daß er auch die Mittel dazu wollen muß. Über die Gangbarkeit der Wege, die er weist, werden freilich oft in ängstlichen, bisweilen wohl auch in nicht gerade ängstlichen Gemütern Zweifel aufsteigen. Aber auch manches Ziel, das er aufsteckt, wird vielen, die in der gleichen Gesinnung wie er wurzeln, nicht erstrebenswert scheinen. Lange ist ein ausgesprochener Protestant im Ursinne des Wortes; obgleich er ein starkes Gefühl der Pietät für Väterglauben und Sitte hat, läßt er sein Urteil durch ererbte Anschauungen wenig beeinflussen; so konservativ er allem gegenüber ist, was er als lebendigen Besitz der Volksseele anerkennt, ebenso radikal will er alles wegräumen, was nicht mehr wurzelecht ist; so wird er leicht den einen zu modern, den andern zu reaktionär erscheinen, und alles in allem ist er auch eine zu eigenartige Persönlichkeit, als daß die Summe seiner Meinungen ein bequemes Parteiprogramm für weite Kreise bilden könnte. Ein Punkt sei hier hervorgehoben, der sicher viel Widerspruch, und zwar aus entgegengesetzten Lagern, herausfordern wird; ich meine das, was Lange über die christliche Kirche und ihre Zukunft sagt. Vieles trennt ihn vom Christentum, und zwischen der sittlichen Weltanschauung des Germanen und den sittlichen Forderungen der Religion scheint ihm in vielem ein unlösbarer Widerspruch zu bestehen, der schließlich dazu geführt hat, daß man sich eine Art von Kompromißethik zurechtzimmerte, die nur mit sehr zweifelhaftem Recht sich den Namen „christlich" beilegt. Und ebenso sieht er eine Selbsttäuschung darin, wenn man von einer protestantischen Kirche rede; denn der ernst genommene

Protestantismus müsse zu einer Auflösung der Kirche führen, volle Gewissensfreiheit sei mit einer Gewissensleitung durch äußere Autoritäten nicht vereinbar. Darum glaubt Lange auch nicht an die Lebensfähigkeit der Kirche; alle jene Erscheinungen, die von vielen als Zeichen der Erneuerung religiösen Lebens angesprochen werden, schätzt er recht niedrig ein. Anderseits aber stellt er den erziehenden Einfluß, den bisher die Kirche, das evangelische Pfarrhaus ausgeübt, doch so hoch, daß er an ihre radikale Beseitigung nicht denken möchte. Eine Lösung dieses Dilemma glaubt er darin finden zu können, daß an die Stelle der christlichen Kirche eine deutsche oder deutsch-christliche trete, eine Kirche mit wenig Dogmen und mit der Hauptaufgabe, im deutschen Volke das Bewußtsein seiner sittlichen Aufgaben wachzuhalten; die bisherigen Formen des Kirchenlebens sollen dabei im wesentlichen beibehalten, aber mit neuem Geist erfüllt werden.

Die Frage, ob es in der Tat mit dem Christentum so gar aus ist, soll hier nicht weiter erörtert werden, und auch darauf wollen wir nicht viel Gewicht legen, daß Lange für die Wahrscheinlichkeit oder auch nur Möglichkeit der oben erwähnten Umwandlung im Grunde nicht viele und nicht starke Argumente anführt. Ihm kam es wohl zumeist darauf an, ein Ideal zu bezeichnen, das Ziel der religiösen Entwicklung, das im höchsten Maße wünschenswert sei. Die religiöse Grundformel der zukünftigen deutsch-christlichen Gemeinde faßt Lange in die Worte zusammen: „Um der Wahrhaftigkeit willen finde jeder seine Seligkeit nach eigenem Glauben, doch müssen wir sittlich leben und streben allesamt nach dem Erbe der Väter." In der Unbestimmtheit dieses Bekenntnisses sieht Lange einen Vorzug; denn „jede Bestimmtheit für das Allgemeine zeugt aufs neue Unwahrheit für den Einzelnen." Ich halte diese letzten Worte für sehr wahr und treffend. Wenn eine große Gemeinschaft sich zu einem weitverzweigten System von Glaubensartikeln bekennt, so scheint es mir unmöglich, daß für jedes einzelne Glied jeder einzelne Artikel eine lebendige, selbstgewonnene Überzeugung ist. Es müssen da eben notwendigerweise selbst die tieferen und schärferen Geister vieles als bloße Tradition mit hinübergenommen haben. Und auch darin hat Lange recht, wenn er sagt: „Alle besten Gesetze sind ungeschriebene; müßte man sie schreiben, so wären sie nicht mehr lebendig." Wenn er es für möglich hält zu hoffen, daß das deutsche Volk sich einst nur von ungeschriebenen Gesetzen leiten läßt, so beweist er damit ein fast grenzenloses Vertrauen zu dessen sittlicher Kraft. Wer

wollte nicht wünschen, daß er Recht behielte! Aber ich fürchte, die meisten werden hier wohl viel kleinmütiger denken. Ein großes religiöses Gemeinwesen, das dauernd nur vom lebendigen Wirken des Geistes regiert wird, wo findet sich in der ganzen Entwicklung der Menschheit ein Beispiel dafür? Und was ließe sich darüber hinaus auf dieser Erde wohl denken? Bisher hat noch, mit Naturnotwendigkeit möchte man sagen, die Entwicklung jeder Religion eine Dogmatik erzeugt, in der die ungeschriebenen Gesetze erstarren, dem, was der Geist empfangen, immer fremd und fremder Stoff sich andrängt. Eine solche Dogmatik ist ein Bedürfnis nicht der Gemeinden, aber der Priester und Prediger. Zu Lehrern und Führern berufen, sind sie der Mehrzahl nach doch natürlich auch Durchschnittsmenschen, die an Tiefe und Unmittelbarkeit des religiösen Gefühls ihre Mitbrüder nicht wesentlich überragen. Sie müssen daher nach einer festeren Stütze suchen, als die ungeschriebenen Gesetze ihnen gewähren können, sie brauchen eine ins Einzelne gehende Wegweisung für alle Glaubens- und Gewissensfragen, wenn sie andre weisen wollen. — Und auch wenn es gelänge die von Lange erhoffte Zukunftsreligion beim vorausgesetzten Minimalbestande von positiven Glaubenssätzen zu erhalten, so wäre damit die Gefahr des Dogmatismus noch immerhin nicht beseitigt. So wie er jetzt landläufig geworden ist, tritt er ja schon längst viel seltener mit der Forderung auf: „Das mußt du glauben!" als vielmehr mit der andern: „Dies oder das darf ein gebildeter Mensch, ein freier Geist nicht glauben!" Und das scheint mir die abstoßendste und ödeste Form eines zu Stein und Bein gewordenen Dogmatismus zu sein.

Nachdem ich dem kritischen Gewerbe die Schuldigkeit entrichtet und mich in einem wichtigen Punkte zu einer abweichenden Meinung bekannt, möchte ich zum Schluß mich um so energischer dem Verfasser zu warmem Danke verpflichtet bekennen. Gerade in unsren Tagen, wo bei uns Deutschen der baltischen Heimat neue Hoffnungen erwacht sind und zugleich bisher ungeahnte Gefahren uns umdräuen, könnte uns sein „Reines Deutschtum" als Haus- und Erbauungsbuch gute Dienste tun, Zutrauen zur Kraft und Tüchtigkeit unsres Stammes erwecken, das Volksgewissen schärfen und uns unsre Pflichten in einem größeren Zusammenhange als dem der nächstliegenden Tagesaufgaben erkennen lehren. Möge ihm auch bei uns weite Verbreitung und reicher Erfolg beschieden sein!

K. Girgensohn.

Vom Tage.

Petition des Mitauschen Stadtamts an den Minister des Innern.

Sr. Hohen Exzellenz dem Herrn Minister des Innern. Gesuch des laut Beschluß der Mitauschen Stadtverordnetenversammlung vom 24. August 1905 hierzu bevollmächtigten Mitauschen Stadtamts.

Die Mitausche Stadtverordnetenversammlung hat in ihrer Sitzung vom 24. August 1905 das Stadtamt bevollmächtigt, durch den Herrn Kurländischen Gouverneur der hohen Staatsregierung auf Grund des Pkt. 22 Art. 63 der Städteordnung ein Gesuch die örtlichen Interessen und Bedürfnisse betreffend vorzustellen.

In Erfüllung dieses Beschlusses der Stadtverordnetenversammlung hat das Stadtamt die Ehre Ew. Hohen Exzellenz folgendes zu unterbreiten:

I. Die Schulfrage.

Es ist allgemein anerkannt, daß die Lage des Schulwesens in Kurland überhaupt und speziell in Mitau zur Zeit der Vereinigung Kurlands mit dem russischen Reich eine hervorragend gute war. Sie hat sich in der Folge unter russischer Herrschaft, insbesonders zufolge der Begründung der Universität Dorpat durch Kaiser Alexander I. noch gebessert (vgl. den Rechenschaftsbericht des Generalgouverneurs Fürsten Suworow vom 20. November 1850 an Kaiser Nikolai I.) und befand sich gegen das Ende der Regierung Kaiser Alexander II. in erfreulicher Blüte.

Unter dem Hochdruck einer, seither von allen einsichtigeren Elementen des russischen Volkes längst als einseitig und schädlich erkannten, die Idee der Staatseinheit bis zur Forderung der Entnationalisierung der unter dem russischen Szepter vereinigten fremdsprachigen Völker und Stämme übertreibenden Strömung, wurde seit den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts zunächst

in mäßigerem, demnächst aber in immer verstärktem Tempo und in immer rücksichtsloserer Weise zur Russifizierung des gesamten Schulwesens, einschließlich der Volksschulen, der Kommunalschulen und der Privatschulen, geschritten.

Das Ministerium der Volksaufklärung, dem im Laufe der Zeit auch fast alle diejenigen Schulen, welche, wie z. B. die Volksschulen, ehemals zu andern Ressorts gehörten, zugeteilt wurden, hat seitdem die Durchführung der politischen Aufgabe der Russifizierung der Schulen derart in den Vordergrund gestellt, daß darüber die erzieherischen und wissenschaftlichen Ziele gänzlich vernachlässigt wurden. Es wurde die Schule dem Russifizierungszweck geopfert.

Der Endzweck der Entnationalisierung der deutschen und lettischen Bevölkerung des Landes ist bisher nicht erreicht worden. Er kann auch nicht erreicht werden. Beide Nationalitäten bewohnen Kurland gemeinsam seit über 700 Jahren, ohne ihre Muttersprache aufgegeben zu haben und werden es um so weniger jetzt tun, wo die modernen Bequemlichkeiten des Verkehrs und der Verbreitung des gedruckten Wortes jeder kleinsten Nationalität, geschweige denn einer solchen, deren Muttersprache eine der großen Kultursprachen ist, die Erhaltung ihrer Eigenart und Sprache in ehemals ungeahnter Weise erleichtern.

Was aber durch die Schulpolitik der Regierung wohl erreicht werden konnte und leider — ungeachtet der kolossalen Opfer, welche sich einzelne Eltern auferlegt haben, um ihre Kinder dem Verhängnis zu entziehen — im Großen und Ganzen erreicht worden ist, das ist ein beispielloses Sinken des allgemeinen Bildungsniveaus, ein bedenkliches Zurückgehen der wissenschaftlichen Leistungen und vor allem ein geradezu erschreckender Niedergang in ethischer Beziehung, welcher, schon seit längerer Zeit dem aufmerksamen Beobachter erkennbar, in jüngster Zeit sich in einer bisher hierzulande nie beobachteten Empfänglichkeit der Jugend für die flachen Lehren der Sozialdemokratie, des Anarchismus und des Atheismus vor aller Augen offenbart.

Daß eine Gesundung unsres so schwer darniederliegenden Schulwesens nicht anders als durch die Beseitigung der Ursachen ihres Niederganges zu erhoffen ist, liegt auf der Hand.

Daher muß vor allem die Schule ihren eigentlichen Zwecken und Zielen wiedergegeben werden, sie muß aufhören ein bloßes Werkzeug der Russifizierung oder sonstiger ihren eigentlichen Aufgaben fremder Zwecke zu sein, es muß wieder leitender Grundsatz werden, daß für die Organisation und Ordnung des Schulwesens wie für die Tätigkeit der Direktoren und Lehrer ausschließlich die pädagogischen Rücksichten maßgebend sein dürfen, es muß alles daran gesetzt werden, ein fähiges, wissenschaftlich ausreichend durch-

bildetes und sittlich durch Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit für den Lehrerberuf qualifiziertes Lehrerpersonal zu gewinnen, es muß dem Lehrkörper die der Würde des Berufs entsprechende Unabhängigkeit und Selbständigkeit gewährt und der Lehrerkonferenz der entscheidende Einfluß in allen pädagogischen, einschließlich der disziplinaren Fragen eingeräumt werden, und es muß endlich ein Ende gemacht werden der prinzipiellen Verdrängung der Muttersprache der einheimischen deutschen und lettischen Bevölkerung als Unterrichtssprache aus den Schulen.

Die großen Vorzüge, welche der Gebrauch der Muttersprache der Schüler als Unterrichtssprache in pädagogischer Beziehung bietet, sind unbestritten. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die Erteilung des Unterrichts in der Muttersprache allein die volle und ungehinderte Entwicklung der Fähigkeiten der Schüler und insbesondere ihrer Denkkraft ermöglicht. Für den ersten Unterricht ist sie unentbehrlich, weil die Kenntnis der Unterrichtssprache seitens der Schüler die Voraussetzung jeden Unterrichts ist. Aber auch nachdem der Schüler sich die Kenntnis einer fremden Sprache soweit angeeignet hat, daß er dem Unterricht in derselben folgen kann, bleibt er im Nachteil denen gegenüber, denen die Unterrichtssprache zugleich die Muttersprache ist, denn nur in einer Sprache denkt der Mensch und diese Sprache kann und soll nur die Muttersprache sein. Wer in seiner Denktätigkeit der eigenen eine fremde Sprache substituiert, der begibt sich seiner besten Kraft.

Darum und weil jede Nationalität im Staat ein Recht auf Existenz hat und nicht auf den Anspruch verzichten kann, sich der eigenen Sprache, soweit ihre Kulturkraft reicht, zur Erziehung ihrer Jugend zu bedienen, wird es als eine erbitternde Ungerechtigkeit empfunden, daß den Deutschen und Letten im eigenen Heimatlande dieses Recht entzogen wird.

Der Anspruch des Staates auf Verbreitung der Kenntnis der Reichssprache im Lande wird von uns unumwunden als berechtigt anerkannt, aber er darf nicht in einer die kulturellen Interessen der Bevölkerung schädigenden Weise durchgesetzt werden und nicht gesteigert werden bis zu der unbilligen Forderung, daß den fremdsprachigen Nationalitäten die Reichssprache ebenso geläufig sein müsse, wie denen, welchen sie die Muttersprache ist.

Es genügt vielmehr vollkommen, wenn in den für die einheimische Bevölkerung bestimmten Schulen dem Unterricht in der Reichssprache und der Pflege derselben der ihr in Anbetracht ihrer Wichtigkeit und Bedeutung für das gesamte Staatsleben überall gebührende Raum in einem dem in der betr. Schule zu erreichenden allgemeinen Bildungsniveau entsprechenden Maße gesichert wird.

Dieses Maß der von den Absolventen der verschiedenen Schultypen in fremdsprachigen Ländern programmmäßig zu ver-

langenden Kenntnis in der russischen Sprache und Literatur müßte gesetzlich genau, unter Berücksichtigung des oben Auseinandergesetzten festgestellt werden. Es wird natürlich erheblich weniger sein müssen, als was von denen verlangt werden kann, deren Muttersprache die russische ist, braucht aber nicht weniger zu sein, als im Durchschnitt von denjenigen Absolventen der hiesigen Kronsschulen des entsprechenden Typus, deren Muttersprache die deutsche und bezw. lettische ist, bei russischer Unterrichtssprache bisher tatsächlich (nicht nur auf dem Papier) erreicht worden ist.

Der sofortigen Durchführung einer allgemeinen, die öffentlichen Schulen mitumfassenden Schulreform stellen sich zur Zeit noch große Schwierigkeiten in den Weg. Eine solche Reform würde vor allem zu ihrer Durchführung einen sehr langen Zeitraum erfordern. Zwar ist die Reformbedürftigkeit der Schule im Prinzip längst allseitig anerkannt, aber weder die Staatsregierung noch die allgemeine Meinung sind bisher zu festen Beschlüssen darüber gelangt, welches die Grundtypen der neuen Schule sein sollen. Und wenn man zur Entscheidung dieser Fragen gelangt sein wird, wird der Ersatz des bisherigen, zum großen Teil zur Durchführung irgend einer Reform völlig unfähigen Personalbestandes durch geeignetere Kräfte wiederum eine sehr lange Zeit in Anspruch nehmen.

Von dieser Voraussetzung ausgehend, würde die Mitausche Stadtverordnetenversammlung es für das zweckentsprechendste halten, wenn vorläufig mit der Reform des häuslichen Unterrichts und der privaten Lehranstalten begonnen würde, welche in weiter nichts zu bestehen hat, als in der Gewährung größtmöglicher Freiheit.

Der häusliche Unterricht müßte unbeschränkt freigegeben werden, denn auch ein unvollkommener Unterricht ist besser als gar keiner. Da den Eltern das Recht, ihre Kinder selbst zu unterrichten, nicht versagt werden kann, so hat es keinen rechten Sinn, es ihnen zu verwehren, an ihrer Stelle, in ihrem eigenen Hause diesen Unterricht von Personen erteilen zu lassen, die dazu, auch wenn sie kein Hauslehrerexamen bestanden haben, besser als die Eltern geeignet sein können.

Was die Privatschulen und sonstigen privaten Bildungsanstalten betrifft, so können sie zwar dem staatlichen Aufsichts- und Kontrollrecht nicht gänzlich entzogen werden und es darf für dieselben von dem Postulat der wissenschaftlichen Qualifikation der Lehrer zur Erteilung des Unterrichts in den ihnen anvertrauten Lehrfächern nicht abgegangen werden, aber in allem übrigen ist auch hier die Gewährung vollster Freiheit das allein richtige Prinzip.

Dementsprechend schlägt die Stadtverordnetenversammlung vor:

1) Die Errichtung von privaten Schulen aller Typen nicht nur mit russischer, sondern auch mit deutscher oder lettischer Unter-

richtssprache, den Kirchen, den Gemeinden, den städtischen und sonstigen Korporationen und allen Privatpersonen mit Hochschulbildung im Lehrfach freizugeben.

2) Allen denjenigen Privatschulen, deren Programme hinter denjenigen der öffentlichen Schulen des entsprechenden Typus nicht zurückstehen und bezüglich des Unterrichts in der russischen Sprache und bezw. in der russischen Literatur den gesetzlichen Anforderungen genügen, das Prüfungsrecht (d. h. das Recht, ihren Schülern auf Grund einer in der Anstalt selbst von deren Lehrern abgehaltenen programmmäßigen Prüfung Abgangszeugnisse gleicher Kraft und Bedeutung mit denjenigen der öffentlichen Schulen des gleichen Typus zu erteilen) ex lege unter der Bedingung zu gewähren: 1) daß die sämtlichen examinierenden Lehrer die gesetzliche Qualifikation zur Erteilung des Unterrichts in Lehranstalten des gleichen oder eines höheren Typus haben, und 2) daß der Schulobrigkeit durch jedesmalige rechtzeitige Anzeige darüber, wann die Examina stattfinden sollen, die Möglichkeit gewährt wird, einen Vertreter zu denselben behufs eigener Kontrolle abzudelegieren.

3) der Schulobrigkeit zur Pflicht zu machen, mit der Staatsaufsicht über die Privatschulen nur Personen mit Hochschulbildung im Lehrfach zu betrauen.

4) Die Entscheidung von Differenzen über die Berechtigung von Anforderungen der Staatsaufsichtsorgane an die Schulhalter, sowie über den Anspruch einer Schule auf Gewährung des Prüfungsrechts den zu begründenden Verwaltungsgerichten zu übertragen.

Die Reform der Privatschulen in dieser freiheitlichen Richtung würde das Interesse und die Opferfreudigkeit der Bevölkerung für die Schulsache sicherlich steigern und zugleich die allgemeine Schulreform aufs beste vorbereiten, indem die freien Privatschulen das zur Durchführung derselben in den öffentlichen Schulen erforderliche neue Lehrermaterial ausbilden und auch der Staatsregierung die Möglichkeit bieten würden, an ihnen ohne eigene kostspielige Versuche die Vorzüge und Nachteile, die Erfolge und Mißerfolge verschiedener Schultypen und Programme zu beobachten.

Für die Ostseeprovinzen speziell würde der Beginn der Reform bei der Privatschule noch den weiteren Vorzug haben, daß dadurch die Möglichkeit geboten würde, der Staatsregierung den positiven Erfahrungsbeweis dafür zu erbringen, daß die Kenntnis der Reichssprache sich in einem dem Staatsinteresse genügenden Maße auch bei Zulassung der Muttersprache als Unterrichtssprache in den hiesigen Schulen erreichen läßt.

Unabhängig von der vorgeschlagenen Reform der Privatschulen würde es nach Ansicht der Stadtverordnetenversammlung sich ferner empfehlen, einige Verbesserungen an den bestehenden öffentlichen Schulen schon jetzt einzuführen, nämlich:

5) In den Volksschulen a) die Muttersprache der Schüler (es wird meist das Lettische sein) während der ganzen Unterrichtszeit zuzulassen und mit dem russischen Unterricht, dessen Umfang übrigens der bisherige bleiben kann, erst im dritten Winter zu beginnen; b) das Institut der Volksschuldirektoren und -Inspektoren, das sich in keiner Weise bewährt hat, aufzuheben und zugleich das Volksschulgesetz vom 25. April 1875 unter Aufhebung aller im Widerspruch zu demselben seit seiner Emanation ergangenen Verordnungen wieder in volle Kraft treten zu lassen.

6) In den sämtlichen öffentlichen Schulen den Religionsunterricht in der Muttersprache, getrennt für Deutsche und Letten, im vollen gesetzlichen Umfang für jede der beiden Gruppen erteilen zu lassen.

7) An denjenigen öffentlichen Schulen, an denen der Unterricht in der deutschen Sprache obligatorisch oder fakultativ erteilt wird, denselben für diejenigen Schüler, deren Muttersprache die deutsche ist, gesondert und in einem solchen Umfang zu erteilen, daß derselbe ihnen von wirklichem Nutzen sein könne.

Der gegenwärtige deutsche Unterricht ist meist den geringen Kenntnissen der Nichtdeutschen in dieser Sprache angepaßt und daher für die Deutschen von gar keinem Wert.

8) In den öffentlichen Mittelschulen mit russischer Unterrichtssprache den Unterricht in der deutschen Sprache in dem sub 7) bezeichneten Umfange für die deutschen Schüler und den lettischen Unterricht für die lettischen obligatorisch und zum Hauptfach mit Examenverpflichtung beim Abiturientenexamen zu machen.

Die letztere Bedingung ist von Wichtigkeit für den Erfolg des Unterrichts, weil die meisten Schüler denjenigen Lehrfächern, in denen kein Schulexamen abzulegen ist, nicht den vollen Lerneifer zuwenden.

9) An der Hochschule zu Dorpat, solange die Staatsregierung es nicht für möglich halten würde, sie wieder auf die Grundlage zu stellen, auf welcher sie vom Kaiser Alexander I. begründet wurde, wenigstens einige Besserung des gegenwärtigen unbefriedigenden Zustandes dadurch herbeizuführen, daß

a) zur Immatrikulation und auch zum Anhören der Vorlesungen nur Absolventen d. früheren Gymnasien zugelassen werden.

b) die Katheder für das ostseeprovinzielle Privatrecht, die ostseeprovinzielle Rechtsgeschichte und die Geschichte des deutschen Privatrechts, die für das rechte Studium des Privatrechts der Ostseegouvernements unentbehrlich sind, wiederum zu besetzen, und zwar mit Gelehrten, die der Aufgabe gewachsen sind, und die Abhaltung der Vorlesungen in diesen Fächern in deutscher Sprache zuzulassen, weil sonst ihre geeignete Besetzung sehr erschwert werden würde, und übrigens die Kenntnis der deutschen Sprache für das

Studium des ostseeprovinziellen Rechts ohnehin eine wesentliche Voraussetzung ist, da ein großer Teil der Quellen deutsch geschrieben ist und auch in der Literatur die Zahl der deutschen Werke durchaus prävaliert;

c) die Berufung ausländischer Gelehrten an die Dorpater Hochschule so lange zuzulassen, als sich die gute Besetzung vakanter Professuren durch disponible inländische Gelehrte unmöglich erweist.

Der Vorschlag sub 9 b ist von größter Bedeutung für die Besserung des Justizwesens im Lande überhaupt und die Frage der Besetzung der Richterämter insbesondere.

Auf die städtischen Kommunalschulen wird sub II bei Erörterung der Reform der Städteordnung noch zurückzukommen sein.

II. Zur Frage der Reform der Städteordnung vom 11. Juni 1892.

Die Städteordnung von 1892 wurde in der ausgesprochenen Absicht erlassen, nicht sowohl eine radikale Umformung der Grundlagen städtischer Selbstverwaltung, wie sie die Städteordnung von 1870 gelegt hatte, eintreten zu lassen, als vielmehr einzelne in der Praxis zutage getretene Uebelstände durch zweckentsprechende Verbesserungen zu beseitigen.

In Wahrheit jedoch hat sie zwar die äußeren Formen der Organisation der Selbstverwaltung, mit Ausnahme derjenigen des Wahlkörpers selbst, nach Möglichkeit beibehalten, aber sie hat eine innerliche Wandlung allerwesentlichster Bedeutung und Tragweite bewirkt, indem sie, entworfen in einem Geist tiefgehenden Mißtrauens gegen die Fähigkeit und den guten Willen der von ihr äußerlich konservierten Selbstverwaltungskörper, die Aufgaben der städtischen Verwaltung zu erfüllen, den in der Städteordnung von 1870 wenigstens prinzipiell noch anerkannten Grundsatz, daß die Stadtkommunalverwaltung innerhalb ihres Wirkungskreises *selbständig* handle, nach allen Richtungen hin durchbrochen und die Staatsaufsicht in einem solchen Maße verstärkt und ausgedehnt, daß dieselbe zu einer Bevormundung der Selbstverwaltungsorgane auf fast allen Gebieten ihrer Tätigkeit ausgeartet ist.

Es geschah dies in zweifacher Weise.

Einmal wurde das Gebiet der freien Kompetenz der Stadtkommunalverwaltung aufs äußerste eingeengt, indem einige ihrer Natur nach in den Bereich der kommunalen fallende Angelegenheiten der Verfügungsgewalt derselben vollständig entzogen wurden, in Bezug auf andre das Erfordernis der gouvernementalen Bestätigung in einem den Rahmen der gebotenen Wahrung des allgemeinen Staatsinteresses weit exzedierenden Maße zur Bedingung der Gültigkeit der Beschlüsse der städtischen Vertretungskörper

gemacht wurde und endlich dem Gouverneur, als dem Vertreter der Staatsgewalt, bezüglich sämtlicher der Bestätigung nicht unterliegender Beschlüsse der Organe der städtischen Selbstverwaltung ein uneingeschränktes Beanstandungsrecht gewährt wurde, vermittelst dessen er in der Lage ist, deren Ausführung bis zur ausgemachten Sache zu verzögern und eventuell ihre Aufhebung durch das 1. Departement des Senats aus bloßen Zweckmäßigkeitserwägungen herbeizuführen.

Sodann wurden durchgreifende Maßnahmen getroffen, um alle der staatlichen Administration aus irgend welchen Gründen mißliebigen Personen vom städtischen Kommunaldienst fernzuhalten und demnächst auch die zu demselben Zugelassenen in eine möglichst abhängige Stellung zu bringen, indem das Erfordernis der Bestätigung im Amt durch die Staatsregierung auf alle Glieder des Stadtamts ausgedehnt, der Dienstantritt der Glieder der Exekutionskommissionen und sonstiger mit der selbständigen Verwaltung besonderer Zweige des städtischen Haushalts oder der kommunalen Administration betrauter Personen von der *Genehmigung*, die Zulassung aller übrigen Beamten von der *Nichtbeanstandung* ihrer Anstellung durch den Gouverneur abhängig gemacht wurde und endlich der staatlichen Administration weitgehende Befugnisse in Bezug auf die Dienstentlassung und Beurlaubung, Gerichtsübergabe und gar die disziplinare Bestrafung sämtlicher im Kommunaldienst stehender Personen eingeräumt wurden.

Es ist offenbar, daß dieses System der Bevormundung und Beeinträchtigung der Selbständigkeit und der Unabhängigkeit der Stadtkommunalverwaltung die Tatkraft, die Unternehmungslust und die Arbeitsfreudigkeit der Selbstverwaltungsorgane lähmen, den Puls des kommunalen Lebens verlangsamen, den Eifer erkalten machen, die Teilnahme der Bevölkerung an der kommunalen Sache und ihre Opferfreudigkeit für dieselbe abschwächen und herabmindern und allmählich eine verhängnisvolle Gleichgültigkeit und Interessenlosigkeit in immer weiteren Kreisen zeitigen mußte.

Anderseits hat die Erfahrung den Nachweis dafür erbracht, was sich übrigens von vornherein aus theoretischen Gründen vorhersehen ließ — daß nämlich die Verstärkung der Staatsaufsicht keinerlei Schutz gegen Mißgriffe und Mißbräuche gewährt, wohl aber die Durchführung nützlicher, ja notwendiger Maßnahmen und Unternehmungen stets verzögert und vielfach vereitelt hat.

Nachdem im Allerhöchsten Ukas an den Dirigierenden Senat vom 12. Dezember 1904 anerkannt worden, daß die Reform der städtischen wie der ländlichen Selbstverwaltungsinstitutionen im Sinne einer Erweiterung ihrer Kompetenz und der Gewährung der ihnen notwendigen Selbständigkeit zu erfolgen habe, kann kein Zweifel darüber obwalten, daß dieses ganze System der Bevor

mundung und Beschränkung der städtischen Selbstverwaltung fallen muß.

Zu einem großen Teil läßt sich das Ziel der Herstellung möglichst günstiger Bedingungen für die Erfüllung der Aufgaben der städtischen Kommunalverwaltung durch die bloße Wiederherstellung der so unglücklich abgeänderten einschlägigen Bestimmungen der Städteordnung vom 16. Juni 1870 erreichen, und wo das genügt, da ist dieser Weg durchaus jedem andern vorzuziehen, schon weil er als gangbar erprobt worden ist und in dem im Ganzen zu konservierenden Gesamtplan sich einfügt, nach welchem der Bau der Städteordnung von 1870 seinerzeit ausgeführt wurde.

Es kann dieses insbesondere unbedenklich geschehen bezüglich der grundlegenden Bestimmungen der Städteordnung von 1870 über die Ordnung der Staatsaufsicht, die Beschränkung des Beanstandungsrechts des Gouverneurs auf den Fall der Gesetzwidrigkeit oder Unzuständigkeit der Beschlüsse der Stadtverordnetenversammlung und, was das Budget betrifft, auf die im Art. 143 dieser Städteordnung aufgeführten Beanstandungsgründe, bezüglich des Rechts zum Erlaß obligatorischer Verordnungen, bezüglich der Ordnung der Aufstellung des städtischen Budgets und des Rechenschaftsberichts und ihrer Beprüfung, bezüglich der Aemterbesetzung, der Dienstentlassung und der Beurlaubung der Beamten, der Verantwortlichkeit derselben nur vor Gericht, die Regelung der Gerichtsübergabe und noch in vielen andern Beziehungen.

Allein überall genügt die Rückkehr zu den Bestimmungen der Städteordnung von 1870 denn doch nicht, sondern es macht sich das Bedürfnis geltend nach einigen Aenderungen und Ergänzungen im Sinne einer folgerichtigen Durchführung der dieser Städteordnung zugrunde liegenden Gedanken und im Sinne der Schaffung bisher nicht vorgesehener Garantien gegen willkürliche Beeinträchtigung oder Nichtbeachtung in praxi der der Stadtkommunalverwaltung zustehenden Rechte und Freiheiten. Hierher gehört besonders die Erleichterung der Beschreitung des Rechtsweges zur Feststellung des Umfanges und der Grenzen der Verpflichtungen der Stadtkommunalverwaltung zur Hergabe von Mitteln zur Befriedigung einiger allgemein staatlicher Bedürfnisse und die Errichtung unabhängiger Verwaltungsgerichte zur Entscheidung von Streitigkeiten öffentlichrechtlicher Natur zwischen den Organen der allgemeinen Staatsverwaltung und denjenigen der Kommunalverwaltungen, sowie zwischen den letzteren unter sich und mit andern kommunalen und ständischen Institutionen.

Eine eingehendere Berücksichtigung erfordert die Frage der Ordnung der Wahlberechtigung zu den städtischen Wahlen und die Bildung der Wahlkörper und in specie die Frage der Rückkehr zum Dreiklassenwahlsystem der Städteordnung von 1870.

Ferner empfiehlt es sich, an der Hand der in der Praxis gemachten Erfahrungen und gewonnenen Einsicht, einige Verbesserungen herbeizuführen, welche, wenn auch nicht von prinzipieller Bedeutung, so doch von praktischem Wert sind, wie z. B. die Uebergabe des Präsidiums in der Stadtverordnetenversammlung an einen besonderen Stadtverordnetenvorsteher, die Zulassung der Wahl durch Stimmzettel usw.

Endlich ist die wichtige Frage der Vermehrung der zur Erfüllung der Aufgaben der Stadtkommunalverwaltung disponiblen Mittel durch Ermäßigung der obligatorischen Ausgaben zu direkten Staatszwecken und durch Erweiterung des Besteuerungsrechts, als die notwendige Vorbedingung für eine fruchtbare Wirksamkeit der städtischen Selbstverwaltung, in ernste Erwägung zu ziehen.

Von diesen allgemeinen Gesichtspunkten ausgehend, hat die Mitausche Stadtverordnetenversammlung im einzelnen das Nachstehende in Erwägung gezogen:

1) In Bezug auf die Berechtigung zur Teilnahme an den städtischen Wahlen.

Im Allerhöchsten Ukas an den Dirigierenden Senat vom 12. Dezember 1904 heißt es, daß zur Tätigkeit in den landschaftlichen und städtischen Institutionen Vertreter aller Teile der an den örtlichen Angelegenheiten interessierten Bevölkerung auf gleichartigen Grundlagen berufen werden sollen.

Einige Stadtverordnetenversammlungen und sonstige Vertreter städtischer Interessen haben geglaubt daraufhin die Einführung des allgemeinen Wahlrechts sämtlicher städtischer Einwohner zu den städtischen Wahlen beantragen zu dürfen. Die Mitausche Stadtverordnetenversammlung findet hierzu weder eine Grundlage in den angeführten Worten des Allerhöchsten Ukases vom 12. Dezember 1904 noch sonst eine Veranlassung.

Vielmehr hält sie es für durchaus geboten, an dem sowohl der Städteordnung von 1870 als derjenigen von 1892 zugrunde liegenden Prinzip festzuhalten, wonach das Wahlrecht nur denjenigen unter den städtischen Einwohnern eingeräumt ist, welche an der Zahlung solcher städtischer Steuern partizipieren, durch deren dem Erfordernis entsprechende Erhöhung die aus den übrigen städtischen Einnahmequellen nicht gedeckten Zukurzschüsse im städtischen Haushalt aufgebracht werden müssen.

Die Selbstbesteuerung ist das notwendige Korrelat des Selbstverwaltungsrechts und die wirksamste Gewähr für die Solidität der Verwaltung in finanzieller Beziehung. Sobald die Bewilligung der Ausgaben von dem Einfluß solcher Personen abhängt, welche zwar an den von den Bewilligungen zu erwartenden Vorteilen und Annehmlichkeiten, nicht aber an der Deckung der durch dieselben verursachten Zukurzschüsse teilnehmen, so wird die Position

unhaltbar, weil der regulierende Faktor, daß nämlich die Bewilligenden die erwählten Vertreter lediglich der für die Deckung der Zukurzschüsse Aufkommenden sind, damit ausgeschaltet würde.

Natürlich müßten aber bei Einführung einer neuen beweglichen Steuer, deren Ertrag zur Aufbringung der Mittel zur Deckung des Ausgabeetats, soweit derselbe den Betrag der Einnahmen aus dem städtischen Vermögen, den städtischen Unternehmungen, den Subventionen, Gebühren und Zwecksteuern überschreitet, mit bestimmt wäre, also etwa bei Einführung einer städtischen Wohnungssteuer, wie sie weiter unten befürwortet wird, die einer solchen Steuer unterliegenden Einwohner die Wahlberechtigung auf gleicher Grundlage mit den Zahlern derjenigen Steuern teilhaftig werden, deren Entrichtung gegenwärtig diese Berechtigung gibt.

Fallen müssen dagegen sowohl im Hinblick auf die obbezogenen Direktiven des Allerhöchsten Ukases vom 12. Dezember 1904, als auch an sich, aus Gründen der Billigkeit und der Zweckmäßigkeit, diejenigen Einschränkungen der Wahlberechtigung, welche die Städteordnung von 1892 mit Rücksicht auf die Geringfügigkeit des Besitzes, den Stand und die Konfession städtischer Steuerzahler eingeführt hat, sowie die Beschränkung des Wahlrechts der Mehrzahl der juristischen Personen.

Es liegt in der Tat kein plausibler Grund vor, den geringeren Steuerzahlern, den juristischen Personen, welche nicht zur Kategorie der im Art. 28 Pkt. 1 der Städteordnung von 1892 allein aufgeführten gehören, den Geistlichen, den Polizeibeamten und den Hebräern das Wahlrecht zu versagen. Die Höhe der Steuerzahlung kann die Abstufung des Wahlrechts nach Klassen, aber niemals die Entziehung des Wahlrechts der geringeren Steuerzahler rechtfertigen. Die Geistlichen sind an sich ein zweifellos höchst erwünschtes Wählerelement, und daß die Zugehörigkeit zur Polizei an sich disqualifiziere, dürfte doch auch schwerlich behauptet werden dürfen. Die Möglichkeit einer Beeinflussung der Wahlen hätten die einen wie die andern, ob sie nun selber das Wahlrecht genießen oder nicht. Die Juden endlich bilden in Mitau einen durchaus achtbaren Teil der Mitauschen Bevölkerung. Viele von ihnen sind seit Generationen in der Stadt ansässig und haben für dieselbe ein warmes Herz und ein lebhaftes und verständnisvolles Interesse. Auch hat ihre Teilnahme an den Wahlen unter der Herrschaft der Städteordnung von 1870 keinerlei Unzuträglichkeiten zur Folge gehabt.

Endlich müßten die ganz zwecklosen Beschränkungen der Abwesenden und der Frauen in Bezug auf die Ausübung ihres Wahlrechts in Vollmacht, welche die Städteordnung von 1892 eingeführt hat, wegfallen und müßte zu den diesbezüglich in der

Städteordnung von 1870 aufgestellten Grundsätzen und Bestimmungen zurückgekehrt werden.

In Abweichung von den Bestimmungen der Städteordnung von 1870 hält die Mitausche Stadtverordnetenversammlung es für wünschenswert, die Bedingung einiger Ortsansässigkeit für die Ausübung des Wahlrechts durch Erhöhung der Minimalfrist von einem auf zwei Jahre zu verschärfen, da die Heranziehung der bloß fluktuierenden Teile der Bevölkerung, die kein dauerndes Interesse an die Stadt bindet, nichts weniger als zweckmäßig erscheint.

Bezüglich der Anberaumung der Wahltermine und der formalen Details der Wahlordnung wäre die nähere Bestimmung wieder, wie nach der Städteordnung von 1870, der Stadtverordnetenversammlung zu überlassen. Namentlich wäre derselben in Gemäßheit des Pkt. 6 der Allerhöchst bestätigten besonderen Bestimmung vom 26. März 1877 wieder anheimzugeben, die Wahlen durch Stimmzettel statt durch Ballotement zuzulassen, weil dieser Modus, solange er hier bestand, sich in praxi sehr wohl bewährt hat wegen der großen Zeitersparnis und dadurch bedingter erhöhter Wahlbeteiligung, welche die Stimmzettel ermöglichen.

2) In Bezug auf die Wiederherstellung des Klassenwahlsystems.

Die Rückkehr zum Dreiklassenwahlsystem der Städteordnung von 1870 empfiehlt sich schon deshalb, weil es an sich billig ist, daß der Einfluß der Steuerzahler auf die Zusammensetzung des Vertretungskörpers sich nach dem Maß ihrer Steuerverpflichtung und Verantwortung abstuft. Mit der oben befürworteten Aufhebung der die Wahlberechtigung an einen gewissen Zensus bindenden Bestimmungen der Stadteordnung von 1892 wird sie vollends zur Notwendigkeit, denn es ist im Interesse der Sache durchaus wünschenswert, den — immerhin regelmäßig einsichtigeren, für die Idee der Notwendigkeit der Aufrechterhaltung der Ordnung und der Kontinuität in der Verwaltung des öffentlichen Wesens empfänglicheren — wohlhabenderen Elementen unter den Steuerzahlern ein ausreichendes Gewicht in der Stadtverordnetenversammlung auch für den Fall zu sichern, daß in breiteren Schichten der städtischen Bevölkerung die neuerdings in Mode kommenden gefährlichen Torheiten des sozialen und politischen Radikalismus noch mehr an Boden gewinnen würden.

3) In Bezug auf die Kompetenzen der Stadtkommunalverwaltung.

Hier ist von dem Grundsatz auszugehen, daß der Stadtkommunalverwaltung, als der Vertretung einer Ortsgemeinde, naturgemäß alle Gemeindeangelegenheiten kompetieren und ihrem Einfluß daher kein Gebiet der inneren Verwaltung der Stadt

entzogen sein darf, auch wenn die vorhandenen Mittel es ihr zur Zeit nicht möglich machen, tatsächlich die Befriedigung der Bedürfnisse der städtischen Bevölkerung auf allen diesen Gebieten für eigene Rechnung zu übernehmen. Es wird zu jeder Zeit Unerfüllbares übrig bleiben, weil die Bedürfnisse unbeschränkt, die Mittel zur Befriedigung derselben aber beschränkt sind und jede Leistung vom Können und nicht allein vom Sollen abhängt. — Auf welchem Gebiet aber zu einer gegebenen Zeit das Abhülfebedürfnis am dringendsten ist und die vorhandenen Mittel sich am fruchtbarsten verwerten lassen, das hängt von wechselnden Verhältnissen und Umständen ab, die nicht überall gleich liegen und sich nicht immer mit Sicherheit voraussehen lassen, und kann daher auch gesetzlich nicht festgestellt, sondern nur dem pflichtmäßigen Ermessen der Stadtkommunalverwaltung überlassen werden, als dem den örtlichen Verhältnissen zunächst stehenden Verwaltungsorgane.

Darum ist es richtig, die Kompetenzen der Stadtkommunalverwaltung derart zu bestimmen, daß nur die Erfüllung gewisser, ganz bestimmter Aufgaben und damit die Aufbringung der dazu erforderlichen Mittel für die Kommunen obligatorisch gemacht wird, im übrigen aber die Verwendung der städtischen Mittel dem freien Ermessen der Stadtverordnetenversammlung anheimzugeben.

Dieses ist das der Bestimmung des Art. 140 der Städteordnung vom J. 1870 — der zufolge „nach Deckung der im Art. 139 angeführten obligatorischen Ausgaben die städtischen Mittel nach Ermessen der Stadtverordnetenversammlung überhaupt zu allen Ausgaben verwandt werden können, die zum Nutzen der Stadt und der Einwohner gereichen und dem Gesetz nicht widerstreiten" — zugrunde liegende Prinzip, das eben auf der Voraussetzung beruht, daß es kein Gebiet kommunalen Interesses gibt, das in diesem weiteren Sinne der Statthaftigkeit der kommunalen Tätigkeit auf demselben der Kompetenz der Stadtkommunalverwaltung entzogen sein konnte. Zu diesem Prinzip, das im Art. 139 der Städteordnung von 1892 keinen gleich klaren Ausdruck findet, gilt es zurückzukehren.

Dagegen ist die Aufzählung der obligatorischen Ausgaben selbst in der Städteordnung von 1870 insofern nicht ganz befriedigend, als darunter Leistungen zu gunsten der Staatskasse aufgeführt worden sind, welche die Interessen der Stadt nur sehr indirekt berühren und zugleich das Budget, besonders der mittleren Städte, unverhältnismäßig hoch belasten. Hiervon wird weiter unten bei Behandlung der Steuerfrage noch die Rede sein.

Wenn daher die Stadtkommunalverwaltung eine in ihre Kompetenz fallende Gemeindeangelegenheit, sei es weil das Gesetz sie dazu verpflichtet, sei es weil sie sich demselben freiwillig zuge

wendet hat, in ihre Verwaltung nimmt, so darf ihr das nicht verwehrt und ihr natürliches Recht der Organisation, der Verwaltung und der Verordnung auch auf diesem Gebiet ihr nicht versagt noch ohne Not beschränkt werden. Darum war es ein Fehler sowohl der Städteordnung von 1892 als derjenigen von 1870, daß sie der Stadtkommunalverwaltung die Ordnung des Kommunalschulwesens gerade in den wesentlichsten Beziehungen vollkommen entzog, ihnen, im Grunde genommen, nur das Recht der Subventionierung derselben und einen gewissen Einfluß in wirtschaftlicher Beziehung überlassend.

Hier ist also eine Remedur notwendig und sie könnte auf der Grundlage erfolgen, daß das städtische Schulkollegium zu einem rein städtischen, durch Wahl der Stadtverordnetenversammlung besetzten Institut umgeschaffen und demselben die Anstellung und Entlassung der Schulleiter und Lehrer und der unmittelbare Verkehr mit den Staatsaufsichtsorganen überlassen wird, daß der Stadtkommunalverwaltung die Entwerfung der Schulprogramme und die Begründung neuer, wie die Umgestaltung bestehender Kommunalschulen und die Bestimmung der Unterrichtssprache in denselben anheimgegeben wird und endlich den Kommunalschulen mit deutscher und lettischer Unterrichtssprache die gleichen Rechte wie den bestehenden Schulen mit russischer Unterrichtssprache erteilt werden, sofern sie den Anforderungen des Gesetzes über den Unterricht in der Reichssprache genügen. Nur auf diesem Wege läßt sich auf diejenige allgemeine Teilnahme und diejenige Opferfreudigkeit für das Schulwesen rechnen, ohne welche die schwere Aufgabe der Wiederherstellung des zerstörten kommunalen Schulwesens unerfüllbar ist.

Ferner ist es als eine unbillige und unzweckmäßige Beschränkung des Kompetenzgebiets der Stadtkommunalverwaltung zu betrachten, daß die Kronsgebäude und Eisenbahnbauten im Stadtgebiet der baupolizeilichen Aufsicht und Verordnungsgewalt derselben entzogen werden, weil bei der Aufrechterhaltung dieser Beschränkung die baupolizeilichen Aufgaben der Stadtkommunalverwaltung nicht erfüllt werden können.

Restituiert werden muß auch das durch den Art. 115 der Städteordnung von 1870 der Stadtkommunalverwaltung gewährleistete Recht der Genehmigung der Herstellung von Landungsplätzen und die durch die Art. 120 und 122 statuierten Rechte derselben in Bezug auf die Disposition über den Leinpfad und die zum Gemeingebrauch bestimmten Plätze, Straßen usw., das Recht der Errichtung von öffentlichen Badeanstalten und Badestuben, von Theatern und Schaubuden, sowie das durch Art. 119 der Städteordnung von 1870 anerkannte, durch mehrfache Bestimmungen der Städteordnung von 1892 aber verletzte Recht der

Stadtkommunalverwaltung, frei darüber zu bestimmen, wie aus dem Vermögen der Stadt Einnahmen zu erzielen sind, weil auch alles dieses zu dem natürlichen Kompetenzgebiet der Stadtverwaltung gehört.

Was insbesondere das Recht der Konzessionierung von Fabriken, Werkstätten und Gewerbeanstalten betrifft, so bedarf die Bestimmung des Art. 115 der Stadteordnung von 1870 einer Korrektur insofern, als Vorsorge dafür getroffen werden muß, daß auch diejenigen unter diesen Anstalten, deren Konzessionierung dem Minister des Innern im Einvernehmen mit dem Minister der Finanzen vorbehalten worden ist, innerhalb des Stadtgebiets nicht ohne Konzessionierung auch seitens der Kommunalverwaltung eröffnet werden dürfen, weil die der Kommunalverwaltung obliegende Prüfung der Zulässigkeit der Errichtung einer solchen Anstalt vom Gesichtspunkt der städtischen Interessen aus, durch die lediglich vom Standpunkt der Staatsinteressen erfolgte ministerielle Konzessionierung, keineswegs überflüssig wird.

Eine besonders hervorragende Bedeutung hat unter den Kompetenzen der Stadtkommunalverwaltung die gesetzliche Regelung ihres Verordnungsrechts. Nach der Städteordnung von 1892 gebührt der Stadtverordnetenversammlung lediglich das Recht, Projekte solcher Verordnungen dem Gouverneur vorzustellen, welcher, wenn er nichts gegen dieselben einzuwenden hat, eine dem Projekt entsprechende obligatorische Verordnung erläßt. Ist der letztere mit dem Projekt nicht einverstanden, so übergibt er die Sache der Gouvernementssession in Städtesachen. Findet diese die Bedenken des Gouverneurs begründet, so gilt maßgeblich der Art. 110 und 80 l. c. der Beschluß der Stadtverordnetenversammlung wegen der obligatorischen Verordnung als nicht zustande gekommen. Bei Meinungsverschiedenheit aber zwischen dem Gouverneur und der Gouvernementssession für städtische Angelegenheiten entscheidet der Minister endgültig.

Nach der Stadteordnung von 1870 dagegen hat die Stadtverordnetenversammlung zwar das Recht, obligatorische Verordnungen, welche dem Gesetz nicht widersprechen, bezüglich der im Art. 103 l. c. aufgeführten Gegenstände zu erlassen, jedoch nicht anders als mit Zustimmung des Chefs der örtlichen Polizeiverwaltung, dem seinerseits das Recht zugestanden wird, der Stadtkommunalverwaltung Entwürfe seiner Ansicht nach erforderlicher obligatorischer Verordnung zur Genehmigung zuzustellen. Sowohl im Falle eines Dissenses zwischen Stadtverordnetenversammlung und Polizeimeister, als auch wenn der Gouverneur Bedenken trägt, den Abdruck einer von der Stadtverordnetenversammlung im Einvernehmen mit dem Polizeimeister beschlossenen Verordnung

zu genehmigen, gelangt die Sache zur Entscheidung an die Gouvernementssession für Städteangelegenheiten.

Nach der Ansicht der Mitauschen Stadtverordnetenversammlung liegt kein Grund vor, dem Chef der städtischen Polizei das ihm durch die Städteordnung von 1870 gewährte Recht der Vorstellung von Entwürfen obligatorischer Verordnungen an die Stadtverordnetenversammlung und Begutachtung der Projekte der von der letzteren zu erlassenden obligatorischen Verordnung zu entziehen, wohl aber muß Vorsorge dafür getroffen werden, daß keine obligatorische Verordnung ohne Zustimmung der Stadtverordnetenversammlung zustande kommt, noch gegen den Willen derselben fortbestehen kann. Die Begründung dieses Verlangens ergibt sich daraus, daß es sich um die Ausübung des Verordnungsrechts der städtischen Selbstverwaltungsorgane handelt, welches nur diesen selbst zustehen kann, wennschon ihre verbindliche Kraft von der vorgängigen Zustimmung der dazu berufenen Organe der Staatsgewalt abhängig ist. Daraus folgt, daß wenn die Stadtverordnetenversammlung die Aufhebung einer von ihr erlassenen obligatorischen Verordnung beschließt, dieselbe nicht in Kraft bleiben kann. Es folgt daraus ferner, daß die Organe der Staatsregierung, an deren Zustimmung das Zustandekommen der Verordnung gebunden ist, nur das Recht haben können, eine von der Stadtverordnetenversammlung beschlossene Verordnung als Ganzes zu genehmigen oder zu verwerfen, Aenderungen an denselben also der Stadtverordnetenversammlung wohl vorschlagen, ohne deren zustimmenden Beschluß aber nicht hineinredigieren dürfen. Vollends kann nicht davon die Rede sein, daß ein Projekt des Chefs der Polizeiverwaltung, welches von der Stadtverordnetenversammlung nicht genehmigt wurde, die Kraft einer obligatorischen Verordnung durch die Zustimmung der Gouvernementssession für städtische Angelegenheiten sollte erlangen können. Dies war der unklaren Fassung des Art. 105 der Städteordnung von 1870 gegenüber besonders hervorzuheben. Mit den vorgeschlagenen Veränderungen aber könnten im übrigen die Bestimmungen der Städteordnung von 1870 über die obligatorischen Verordnungen bei der Maßgabe beibehalten werden, daß Gegenstand derselben auch die im Art. 103 der Städteordnung von 1870 nicht aufgehobenen, unter den im Art. 108 der Städteordnung von 1892 aufgezählten Angelegenheiten sein sollen.

Endlich wäre, wenn die Stadtpolizeiverwaltung der Stadtkommunalverwaltung nicht — worum weiter unten eventuell gebeten worden ist — allgemein unterstellt würde, eine Erweiterung der Kompetenz der letzteren jedenfalls insoweit notwendig, als ihr das Recht zu erteilen wäre, alle Stadtpolizeichargen von sich aus, ohne vorgängige Gerichtsübergabe seitens deren vorgesetzten Behörde

oder Autorität vor Gericht strafrechtlich wie wegen Nichterfüllung ihrer gesetzlichen Requisitionen, so wegen sämtlicher sonstigen Amts- vergehen und -Verbrechen zu verfolgen, weil die Stadtkommunal- verwaltung keine eigene Vollstreckungsgewalt hat, also in dieser Beziehung ganz auf die Polizei angewiesen ist und daher, um ihre Aufgaben erfüllen zu können, die Möglichkeit haben muß, alle Chargen derselben, unabhängig von jedem fremden Ermessen, für Versäumnisse und Gesetzwidrigkeiten zur gerichtlichen Verantwortung zu ziehen.

4) Bezüglich der Stadtverordnetenversammlung.

Da das Stadthaupt notwendigerweise meist an den Debatten in der Stadtverordnetenversammlung teilzunehmen genötigt ist, so erscheint es angemessen, das Präsidium in der Stadtverordneten- versammlung einer andern, von der Stadtverordnetenversammlung aus ihrer Mitte zu wählenden Person zu übertragen.

Das Amt müßte ein für allemal für die ganze Wahlperiode besetzt werden, weil das Präsidium eine genaue Bekanntschaft wie mit den einzelnen Vorlagen so überhaupt mit dem Stande der städtischen Angelegenheiten voraussetzt.

5) Bezüglich der Sprachenfrage.

Für die Organe der städtischen Kommunalverwaltung ist es von größter Bedeutung, daß den in denselben beschäftigten Per- sonen, zumal die Mehrzahl derselben ehrenamtlich fungiert, die Erfüllung ihrer Aufgaben nach Möglichkeit erleichtert werde. Eine der wesentlichsten Bedingungen hierfür ist diese, daß ihnen in Bezug auf die Sprache, in welcher die Verhandlungen stattfinden und die Geschäfte erledigt werden, keine unnötigen Schwierigkeiten bereitet werden.

Das Interesse des Staates wird ausreichend dadurch salviert, daß der gesamte Verkehr mit denjenigen Behörden, die ihre Geschäfte in der Reichssprache führen, in eben dieser Sprache stattfindet und daß einer jeden in der Kommunalverwaltung tätigen Person und allen denjenigen, welche mit derselben geschäftlich zu verkehren haben, anheimgestellt wird, sich der Reichssprache zu bedienen, alle ihre Eingaben in dieser Sprache entgegengenommen und ihnen alle Resolutionen und Eröffnungen in dieser Sprache gemacht werden müssen.

Wird diesen Anforderungen genügt, so liegt keine Gefahr darin, wenn daneben der Gebrauch der deutschen und lettischen, als der Landessprachen, allen denjenigen freigegeben wird, denen sie bequem ist, weil ihnen damit die Erfüllung ihrer Aufgaben erleichtert wird, ohne daß daraus, für wen es auch sei, ein Nach- teil entstehen könnte.

Das gilt insbesondere für die Verhandlungen und die Stel- lung von Anträgen in der Stadtverordnetenversammlung, aber

auch für die Verhandlungen in allen übrigen Organen der Stadtkommunalverwaltung.

Niemand — bis auf verschwindende Ausnahmen — drückt sich in einer fremden Sprache mit derjenigen Leichtigkeit, Präzision, Fülle, Lebendigkeit und Ungezwungenheit aus, wie in der eigenen. Man bringt ihn daher in die Lage einer gewissen Inferiorität, indem man ihm den Gebrauch der eigenen Sprache versagt.

Diese Bewandnis hat es denn auch in praxi dahin gebracht, daß, seitdem der Sprachenzwang in den Stadtverordnetenversammlungen der Ostseeprovinzen begründet wurde, das ganze Schwergewicht aus den öffentlichen Sitzungen in private Versammlungen der Stadtverordneten verlegt und in den öffentlichen Sitzungen in der Regel nur noch gestimmt und gewählt wurde.

Es liegt auf der Hand, wie wünschenswert es im Interesse der Sache wäre, durch die Gewährung voller Sprachfreiheit hier Remedur zu schaffen.

Gleichermaßen erscheint es uns unter den obigen Bedingungen unbedenklich, dem Stadtamt, den Exekutivkommissionen und sonstigen Kommissionen und Delegationen, sowie dem Stadtwaisengericht, das Recht zu gewähren, durch einstimmigen Beschluß die Geschäftsführung in deutscher oder lettischer Sprache einzuführen.

Können sich die Glieder darüber nicht einigen, in welcher der beiden Sprachen dieselbe stattzufinden habe, so müßte es freilich sein Bewenden bei der Reichssprache behalten, deren Kenntnis allein für alle Teile obligatorisch bleibt.

6) In Bezug auf die Ämterbesetzung und den städtischen Kommunaldienst, die Anstellung, Bestätigung, Entlassung und Beurlaubung der Beamten, die Form der Aufstellung der Budgets, die Rechnungsführung, die Beschwerdeführung über Anordnungen der Stadtkommunalverwaltungen, die Verantwortlichkeit der Kommunalbeamten und überhaupt in Bezug auf alle Fragen der Staatsaufsicht und der Abhängigmachung der Gültigkeit und Ausführung der Beschlüsse der Stadtverordnetenversammlung von der Genehmigung und bezw. Nichtbeanstandung seitens der Staatsaufsichtsorgane wurde bereits in den einleitenden Vorbemerkungen zu diesem Abschnitt dargelegt, daß und weshalb diese Materien im allgemeinen durch Wiederherstellung der einschlägigen Bestimmungen der Städteordnung von 1870 zu regeln sind.

Es handelt sich eben in all diesen Beziehungen im wesentlichen darum, der Stadtkommunalverwaltung die notwendige Selbständigkeit innerhalb ihres Wirkungskreises, in den gesetzlichen Grenzen, zu gewähren, und das geschieht am füglichsten durch die Rückkehr zu den Bestimmungen der Städteordnung von 1870, deren Durchführbarkeit ohne Nachteil für das Staatsinteresse sich in der Praxis bereits bewährt hat, wobei denn nur noch erübrigt,

die einzelnen wünschenswerten Abänderungen und Ergänzungen zu diesen Bestimmungen näher zu begründen.

Von diesem Gesichtspunkt aus wäre hier nur noch zu bemerken:

a) es wäre erwünscht, der Stadtverordnetenversammlung das Recht zu erteilen, zu Kommunalämtern auch solche Personen zu wählen, welche das aktive Wahlrecht nicht genießen, wenn sie sich sonst durch ihre sittliche Führung und ihre Tüchtigkeit dazu qualifizieren.

Während nämlich für die Qualifikation zur Vertretung der Wählerschaft die Zugehörigkeit der Gewählten zum Wahlkörper in der Tat von besonderer Bedeutung ist, kann dasselbe von den ausführenden Organen nicht behauptet werden. Hier kommt es allein auf die Vorbereitung und Fähigkeit zum Verwaltungsdienst und das Vorhandensein der erforderlichen speziellen Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten an, und Personen, welche diese Eigenschaften in sich vereinigen, könnten unter Umständen sehr wohl unter den Nichtwählern leichter als unter den Wählern gefunden werden. Jedenfalls konnte durch Aufrechterhaltung der Beschränkung die geeignete Besetzung der Aemter erschwert werden und dazu liegt keine sachliche Notwendigkeit vor.

b) Die wichtige Frage, welche Beschlüsse der Stadtverordnetenversammlung nicht ohne ausdrückliche Bestätigung der Staatsregierung für zustande gekommen gelten dürfen, ist in der Städteordnung von 1892 wie in derjenigen von 1870 durch namentliche Aufzählung entschieden worden. Nach Ansicht der Mitauschen Stadtverordnetenversammlung müßte diese Aufzählung einer Revision von dem Gesichtspunkt aus unterzogen werden, daß das Bestätigungserfordernis nur da aufrecht zu erhalten ist, wo es in Rücksicht auf das allgemeine Staatsinteresse die Wahrung der Rechte und Interessen der Kommunalverwaltung nicht unterstehender Personen und Institutionen oder der Schutz der kommenden Generation vor Benachteiligung durch übermäßige Schuldbelastung der Stadt erfordert. Ohne im einzelnen von sich aus in dieser schwierigen Materie spezielle Vorschläge zu machen, zweifelt die Stadtverordnetenversammlung nicht daran, daß eine Revision von dem angegebenen Gesichtspunkt aus zu einer Erweiterung des freien Wirkungskreises der Stadtkommunalverwaltung führen würde.

c) Die 1892er Regeln über die Zusammenstellung, Beprüfung und Ausführung des städtischen Budgets und Rechenschaftsberichts haben sich nicht bewährt. Sie leiden an einem übertriebenen Schematismus und, was das Budget betrifft, auch daran, daß sie keine Trennung des Extraordinariums vom Ordinarium zulassen, welche doch unentbehrlich ist, um im Budget ein allgemeinverständ-

liches, übersichtliches Bild über den Zustand der städtischen Finanzen zu geben. Ein empfindlicher Uebelstand ist es auch, daß, wenigstens nach der Auslegung, die die Regeln hier gefunden haben, sogar die Einstellung ins Budget eines angemessenen Postens zur Disposition der Stadtverwaltung verboten ist, welchen doch keine größere Haushaltung entbehren kann.

Es ist richtiger, zu dem freien System der Städteordnung von 1870 auch in dieser Beziehung zurückkehrend, diese Regeln aufzuheben. Das etwaige Bedürfnis der Staatsregierung, durch ein gleichartiges Schema sich die Uebersicht zu erleichtern, ist kein ausreichender Grund für so wesentliche Beschränkungen der Selbständigkeit der Kommunalverwaltungen in ihrem eigensten Wirkungskreise, zumal die Staatsverwaltung, etwa durch Anfertigung von Vorschlagen, sich selber helfen kann.

7) Die Errichtung in den Gouvernements von Verwaltungsgerichten 1. Instanz, deren Organisation für die Unabhängigkeit ihrer Entscheidung mehr Garantie gibt, als von Behörden erwartet werden kann, deren Glieder in vollster dienstlicher Abhängigkeit von ihren Vorgesetzten stehen, ist eine so allgemein anerkannte Notwendigkeit, daß die Bitte um Errichtung solcher Verwaltungsgerichte einer eingehenderen Begründung nicht bedarf; sie gehören eben zu den Postulaten eines Rechtsstaates, wenn man nicht etwa, wie in England, die Entscheidung der öffentlich rechtlichen Streitfragen unterschiedslos den ordentlichen Gerichten überlassen will, was denn doch seine Bedenken hat.

Für die Selbstverwaltungskörper ist eine wirkliche Selbständigkeit nicht zu erhoffen, wenn die Entscheidungen über den Umfang und die Abgrenzung ihrer Befugnisse von denen der Staatsregierung nach wie vor von Behörden abhängig bliebe, die infolge ihrer Organisation und der dienstlichen Abhängigkeit ihrer Glieder von den Vorgesetzten garnicht in der Lage sind anders als dem Willen dieser letzteren oder — was oft noch schlimmer ist — der von ihnen vermuteten Absicht derselben Rechnung zu tragen.

Das 1. Departement des Dirigierenden Senats ist seiner gegenwärtigen Organisation nach, solange es keine Verwaltungsgerichte 1. Instanz gibt, naturgemäß in dem Maße mit Arbeit überhäuft, daß die Erledigung der Beschwerden viel zu lange auf sich warten läßt und auch nicht jede Sache mit der wünschenswerten Sorgfalt behandelt werden kann.

8) In Bezug auf die Besserung der finanziellen Lage der Städte.

Wenn die städtischen Kommunalverwaltungen ihre Verwaltungsaufgaben erfüllen sollen, so müssen sie in die Lage gesetzt werden, sich auch die dazu unentbehrlichen Geldmittel zu beschaffen. Die meisten Städte, und unter ihnen auch die Stadt Mitau, sind

nicht entfernt mit ausreichendem eigenen Vermögen ausgestattet, um aus dessen Erträgen allein die stets wachsenden und sich steigernden Ausgaben zur Befriedigung der Bedürfnisse der städtischen Bevölkerung zu bestreiten. Die Mittel müssen also beschafft werden und das kann geschehen:

a) durch Herabminderung der Ausgaben zu allgemeinen Staatszwecken und

b) durch Gewährung eines ausgibigeren Besteuerungsrechts.

Der Staat hat den Städten einige sehr beschwerliche Leistungen und Ausgaben zu allgemeinstaatlichen Zwecken auferlegt, die vorweg bestritten werden müssen, bevor an die Befriedigung der eigentlich städtischen Bedürfnisse gegangen werden darf. Darunter kommen insbesondere in Betracht die Leistungen für die Polizei (in Mitau zur Zeit 31,194 Rbl jährlich, d. i. ca. 1/10 aller budgetlich prolizierten Einnahmen) und die Zuschüsse, welche alljährlich zur Deckung der die von der Krone gezahlten Entschädigungssumme übersteigenden Aufwendungen für das Militär erfordert werden. Letztere mußten beispielsweise in Mitau im Budget pro 1905 auf 20,765 Rbl. 70 Kop. veranschlagt werden.

Nach der Ansicht der Mitauschen Stadtverordnetenversammlung wäre es durchaus notwendig, daß die Kosten der Unterhaltung der Polizei auf die allgemeinen Staatsmittel übernommen würden, denn es sind allgemeinstaatliche Aufgaben, die die Polizei zu erfüllen hat.

Sollte die Staatsregierung aber glauben, darauf zur Zeit nicht eingehen zu können, so wäre es geraten, die Stadtpolizeiverwaltung der Stadtkommunalverwaltung zu unterstellen, solange die Stadt die Mittel zu ihrer Unterhaltung, wie zur Zeit in Mitau, ausschließlich hergibt, damit sie in den Stand gesetzt werde, einerseits die Ausgaben zu kontrollieren und die möglichen Ersparnisse vorzunehmen, anderseits aber durch Anstellung eines von ihr abhängigen Personals und Ueberwachung der Tätigkeit desselben dafür Sorge zu tragen, daß die Polizei ihre ganze Tätigkeit der Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgaben zuwende und alle Zumutungen zur Besorgung von Aufträgen, die ihr nicht obliegen, von wem sie auch ausgehen, ablehne.

Was aber die Leistungen für das Militär betrifft, so müßte der Umfang der der Stadt in dieser Beziehung obliegenden Verpflichtungen g e s e t z l i c h genauer und präziser festgestellt und der Stadt das Recht erteilt werden, etwaige Differenzen über die Berechtigung der Anforderung der Militärbehörden zum gerichtlichen Austrag zu bringen. Bisher werden die Differenzen durch eine vom Gouverneur ad hoc eingesetzte Kommission entschieden, deren Zusammensetzung keinerlei Garantien für eine gerechte und sachgemäße Entscheidung bietet.

Die gegenwärtig den Städten überlassenen Steuern sind bekanntlich: a) die städtische Immobiliensteuer; b) der 10 pCt. Zuschlag zu der in der Stadt vom Staat erhobenen Steuer für Handels- und Gewerbescheine; c) die Steuer von Trakteuranstalten und d) vom Fuhrmannsgewerbe; e) die Pferde- und Equipagensteuer; f) Velocipedsteuer; g) die Hundesteuer; h) die Steuer von Notarialsverschreibungen und gerichtlichen Verschreibungen.

Die Erträge der Hunde-, Pferde- und Equipagensteuer, der Steuer für Velocipede und Automobile, vom Fuhrmannsgewerbe (alle zusammen in Mitau pro 1905 auf 3248 Rbl. veranschlagt) sind unbedeutend und einer erheblichen Steigerung in Mittelstädten, wie Mitau es ist, kaum fähig, die Höhe der Steuer von den Notarialsverschreibungen und gerichtlichen Verschreibungen ist schwankend und hängt von Bedingungen ab, die sich jedem Einfluß seitens der Kommunalverwaltung entziehen, auch sind sie verhältnismäßig unbedeutend (pro 1905 nach dem dreijährigen Durchschnitt auf 2598 Rbl. veranschlagt).

Die 10 pZt. Zuschlagsteuer zu der Staatssteuer von Handels- und Gewerbescheinen ist, weil sie bereits im Maximalsatz erhoben wird, einer dem städtischen Steuerbedürfnis entsprechenden Steigerung seitens der Kommunalverwaltung nicht fähig und bei der bestehenden hohen Besteuerung von Handel und Gewerbe zu Staatszwecken, sowie angesichts der der Industrie drohenden Belastung mit noch weiteren Auflagen im Interesse der Arbeiter, ist eine Erhöhung des maximalen Prozentsatzes der Besteuerung zu gunsten der Stadt nicht ratsam, daher auch zunächst eher auf einen Rückgang als auf eine Steigerung des Erträgnisses dieser Steuer zu rechnen.

Die Immobiliensteuer wird bisher in Mitau im Betrage von 8 pCt. des eingeschätzten Revenüenwertes erhoben. Es wäre also eine Erhöhung um 2 pCt. noch möglich, welche indessen nach der derzeitigen Schätzung nicht mehr als zwischen 11–12,000 Rbl. ergeben könnte und daher eine erhebliche Vergrößerung der Mittel zur Befriedigung der städtischen Bedürfnisse für sich allein auch nicht herbeiführen könnte.

Wo sollen also die Mittel hergenommen werden?

Um Bewilligung einer städtischen Einkommensteuer zu bitten nimmt die Mitausche Stadtverordnetenversammlung Anstand, weil die Regierung, wie verlautet, die Einführung einer staatlichen Einkommensteuer in Aussicht genommen hat und weil in der Tat nur der Staat den Anspruch auf Besteuerung des gesamten Reineinkommens seiner Angehörigen hat, während die Kommunen, der mehr lokal begrenzten Natur ihrer Aufgaben entsprechend, zur Besteuerung nur die innerhalb ihres Verwaltungsgebiets belegenen Objekte und deren Erträge heranzuziehen beanspruchen darf.

Bei Gewährung der Besteuerung des Einkommens an die Kommunen läßt sich auch die Ungerechtigkeit mehrfacher Besteuerung von Teilen desselben Einkommens nicht vermeiden, einerlei ob die Steuer als selbständige oder in der Form von Zuschlägen zur Staatseinkommensteuer zugestanden würde.

Vor allem aber ist diese Steuer auch nur in Großstädten für Kommunalzwecke ergibig auszunutzen, weil die größeren Vermögen aus kleineren Städten durch eine höhere Besteuerung ihres Einkommens leicht verscheucht werden.

Dagegen wäre die Wohnungssteuer neben der Immobiliensteuer recht eigentlich eine den Kommunen in erster Linie gebührende Steuer, weil sie ohne aufzuhören Objektsteuer zu sein, noch am besten geeignet ist in dem Maße, wie es nach der lokalen Natur der städtischen Aufgaben überhaupt angeht, die Stadtbewohner ihrer Leistungsfähigkeit entsprechend zur Teilnahme an den Kommunallasten heranzuziehen.

Um aber einigermaßen ergibig zu sein, müßte sie den Kommunen zu selbständiger und alleiniger Erhebung überlassen werden. Der Staat müßte also, wenn den Kommunen damit geholfen werden soll, auf die Erhebung der Staatswohnungssteuer zu gunsten der letzteren gänzlich verzichten.

Während die Maximalhöhe der Steuer in Prozenten vom Wohnungswert auf gesetzgeberischem Wege festgesetzt werden müßte, wäre es wünschenswert, daß innerhalb dieses Rahmens es den Städten anheimgestellt würde, mit Rücksicht auf die örtlichen Verhältnisse in von ihnen nach eigenem Ermessen zu erlassenden und eventuell nach Maßgabe der Erfahrung zu verbessernden Verordnungen sowohl über die innerhalb des gesetzlichen Rahmens festzusetzende Höhe der Steuer als über etwa zu bewilligende Exemptionen und Abzüge aus Familien- und sonstigen Rücksichten, über den Modus der Erhebung und alle sonstigen Details die erforderlichen Bestimmungen zu treffen.

So geordnet, könnte die kommunale Wohnungssteuer bei Aufhebung der Staatsquartiersteuer immerhin einen namhaften Betrag ergeben.

Auf die Ueberlassung der Kronsimmobiliensteuer von den städtischen Immobilien an die Städte wird bei der gegenwärtigen gespannten Lage der Staatsfinanzen kaum zu hoffen sein, so notwendig es für die Stadtfinanzen auch wäre, daß die städtischen Immobilien ausschließlich kommunales Steuerobjekt würden.

Entsprechend den vorstehenden Erwägungen schlägt die Mitausche Stadtverordnetenversammlung vor:

1) Die Bestimmungen der Städteordnung von 1870 über die städtischen Wahlversammlungen (Art. 16—17) unter Aufhebung

der entgegenstehenden Bestimmungen der Städteordnung von 1892 wieder herzustellen, jedoch mit folgenden Abänderungen:

a) daß im Falle der Einführung einer städtischen Wohnungssteuer den diese Steuer tragenden Steuerzahlern in Bezug auf das aktive und passive Wahlrecht gleiche Rechte mit den Stadtimmobilzahlern einzuräumen wären;

b) daß das Wahlrecht sämtlicher Steuerzahler an die Bedingung mindestens zweijähriger Ortsansässigkeit geknüpft werde;

c) daß den mehreren Miteigentümern pro indiviso ein und desselben Grundstücks auf Grund der für dasselbe gezahlten Immobilienſteuer nur eine gemeinschaftliche Wahlstimme zuzugestehen wäre;

d) daß die Wahlperiode eine sechsjährige sein sollte;

e) daß es von der Stadtverordnetenversammlung abhängen sollte, an Stelle der Wahlen durch Ballotement solche durch Stimmzettel anzuordnen.

2) Die Kompetenzen der Stadtkommunalverwaltung nach dem Prinzip zu bestimmen, daß derselben als Regel die selbständige Verwaltung aller städtischen Gemeindeangelegenheiten, die Fürsorge für die Interessen der Stadt und die städtische Bevölkerung auf allen Gebieten der örtlichen inneren Verwaltung und die Vertretung der Rechte und Interessen der Stadt in allen Beziehungen gebührt.

3) Bezüglich der städtischen Schulen die Befugnisse der Stadtkommunalverwaltung nicht wie bisher auf das Recht der Bewilligung von Mitteln zur Unterhaltung derselben zu beschränken, sondern derselben die Verwaltung des städtischen Schulwesens in allen Beziehungen zu übergeben und demgemäß der Stadtverordnetenversammlung das Recht zu erteilen:

a) Kommunalschulen aller Typen, einschließlich der Volksschulen und bis hinauf zu den Mittelschulen, wie mit russischer so auch mit deutscher oder lettischer Unterrichtssprache nach eigenem Ermessen zu begründen und bereits bestehende Kommunalschulen nach eigenem Ermessen umzugestalten oder auch gänzlich eingehen zu lassen;

b) die Programme der neu zu begründenden oder umzugestaltenden Kommunalschulen zu entwerfen und dem Minister der Volksaufklärung zur Bestätigung vorzustellen, bei der Maßgabe, daß diese Bestätigung und die Erteilung des Prüfungsrechts nicht versagt werden darf, wenn das Programm in seinen wissenschaftlichen Anforderungen nicht hinter denjenigen der entsprechenden staatlichen Schulen zurückbleibt und in den Schulen mit deutscher oder lettischer Unterrichtssprache in Bezug auf den Unterricht in der russischen Sprache und Literatur den für die fremdsprachigen

Schulen des betreffenden Typus durch das Gesetz festzustellenden Anforderungen entspricht;

Anmerkung. Die Einrichtung sog. Fortbildungskurse sowie auch von Anstalten zur Vervollkommnung der Handwerker und Gewerbetreibenden in verschiedenen technischen Fertigkeiten und Kenntnissen, deren Absolvierung keinerlei staatliche Rechte gibt, sollte der Stadtkommunalverwaltung freistehen, ohne daß es einer Bestätigung des Unterrichtsprogramms bedürfte.

c) zur unmittelbaren Verwaltung des städtischen Kommunalschulwesens ein besonderes städtisches Schulkollegium zu begründen, dessen Organisation und Wahl ausschließlich von der Stadtverordnetenversammlung abhängt und dem auch die Anstellung und Entlassung der Leiter, Lehrer und Lehrerinnen an sämtlichen städtischen Kommunalschulen sowie der unmittelbare Verkehr mit den staatlichen Schulaufsichtsorganen zustehen soll.

4) In baupolizeilicher Hinsicht nicht nur die Privatgebäude, sondern sämtliche im Stadtgebiet belegenen Gebäude, ohne Rücksicht auf ihren Eigentümer und ihre Zweckbestimmung, der Wirksamkeit der städtischen obligatorischen Verordnungen sowie der Aufsicht und der Kontrolle des Stadtamts zu unterwerfen, so also, daß der Neubau oder die Kapitalremonte auch solcher Gebäude, deren Bauplan der Bestätigung durch eine außerordentliche Autorität unterliegt, nicht eher ausgeführt werden dürfen, als bis die Statthaftigkeit derselben vom Gesichtspunkt der städtischen baupolizeilichen Vorschriften aus vom Stadtamt bezeugt worden resp. dessen etwaiger Widerspruch von der kompetenten Instanz für unberechtigt erkannt worden sein würde.

5) Den Art. 115 der Städteordnung von 1870 unter Aufhebung aller entgegenstehenden Gesetzesbestimmungen wiederherzustellen, bei der Abänderung, daß auch diejenigen Fabriken, Werkstätten und Gewerbeanstalten, deren Konzessionierung gemäß dem von dem Minister des Innern im Einvernehmen mit dem Finanzminister alljährlich zu veröffentlichenden Verzeichnis von andern Autoritäten abhängt, nicht ohne Zustimmung der kompetenten Organe der Stadtkommunalverwaltung innerhalb des Stadtgebiets eröffnet werden dürfen.

6) Den Erlaß obligatorischer Verordnungen bezüglich der in dem Art. 103 der Städteordnung von 1870 und 108 der Städteordnung von 1862 aufgezählten Gegenstände auf Grundlage der Art. 104 und 106 der Städteordnung von 1870 zu regeln, bei der Maßgabe jedoch, daß keine solche Verordnung ohne die Zustimmung der Stadtverordnetenversammlung in Kraft treten oder in irgend einem Teile abgeändert werden darf und daß es der Stadtverordnetenversammlung anheimgegeben werden muß, jede

von den erlassenen obligatorischen Verordnungen, zwar nicht ohne Zustimmung der Staatsorgane, mit deren Genehmigung sie erlassen werden, in einzelnen Teilen zu verändern, wohl aber von sich aus, ohne jede Genehmigung, im Ganzen und in allen ihren Teilen jederzeit aufzuheben.

7) Der Stadtkommunalverwaltung das Recht einzuräumen, die Einleitung der strafrechtlichen Verfolgung gegen alle Chargen der Stadtpolizeiverwaltung zu beantragen, ohne daß es dazu der vorgängigen Gerichtsübergabe derselben seitens ihrer vorgesetzten Behörde bedürfte.

8) Bei der Feststellung derjenigen Beschlüsse der Stadtverordnetenversammlung, welche erst nach ihrer Bestätigung durch den Gouverneur oder den Minister des Innern mit und ohne Einvernehmen andrer Autoritäten in Kraft treten sollen, das Bevormundungsprinzip fallen zu lassen und in Zukunft das Bestätigungserfordernis nur da festzuhalten, wo es die Rücksicht auf das allgemeine Staatsinteresse oder die Notwendigkeit, eine übermäßige Verschuldung der Städte zu Lasten der kommenden Generationen zu verhindern, durchaus gebietet.

9) Die Bestimmung der Städteordnung von 1870 (Art. 68), wonach der Gouverneur gegen Beschlüsse der Stadtverordnetenversammlung nur wegen Gesetzwidrigkeit derselben oder wenn sie mit Ueberschreitung der derselben zustehenden Kompetenz gefaßt worden sind, Einspruch zu erheben berechtigt ist, desgleichen die Bestimmung des Art. 143 derselben Städteordnung über die Gründe, aus denen allein dem Gouverneur das Recht der Beanstandung des städtischen Budgets zusteht, unter Aufhebung aller entgegenstehenden Bestimmungen der Städteordnung von 1892 wiederherzustellen.

10) In jedem Gouvernement ein mit allen Garantien eines unabhängigen Gerichtshofes zu umgebendes ständiges Verwaltungsgericht erster Instanz zu begründen, zu dessen das gesamte Gebiet der Verwaltungsjustiz innerhalb des Gouvernements umfassenden Kompetenzen auch die Entscheidung der öffentlichrechtlichen, nicht vor die ordentlichen Zivil und Kriminalgerichte gehörigen Streitfragen gehören müßten, welche zwischen den städtischen Kommunalverwaltungen und den Organen der allgemeinen Staatsverwaltung oder zwischen den verschiedenen Kommunalverwaltungen untereinander über den Umfang und die Abgrenzung ihrer Befugnisse entstehen könnten.

Der Rekurs von diesen Verwaltungsgerichten müßte an ein für das ganze Reich gemeinsames Oberverwaltungsgericht gehen.

Sowohl die provinziellen Verwaltungsgerichte als das Oberverwaltungsgericht müßten von allen gouvernementalen Einflüssen

und Eingriffen sichergestellt sein und mindestens zur Hälfte aus Delegierten kommunaler Selbstverwaltungskörper bestehen.

11) Die Gouvernementssession für städtische Angelegenheiten so zu organisieren, daß in derselben die von den Selbstverwaltungsorganen abdelegierten Glieder mindestens die Hälfte des Gesamtbestandes ausmachen und daß an Stelle des Prokureurs ein Glied des Bezirksgerichts tritt.

12) Das Präsidium der Stadtverordnetenversammlung nicht nur in den in Art. 120 der Städteordnung von 1892 vorgesehenen Fällen, sondern allgemein einem hierzu für die ganze Wahlperiode von der Stadtverordnetenversammlung aus ihrer Mitte zu wählendem Stadtverordnetenvorsteher zu übertragen, welcher die Verhandlungen leitet, die Sitzungen der Stadtverordnetenversammlungen eröffnet und schließt und die Ordnung in der Versammlung handhabt. Zu seiner Vertretung im Falle der Behinderung wäre ein Stellvertreter von der Stadtverordnetenversammlung, ebenfalls für die ganze Wahlperiode, zu wählen.

13) Den Stadtverordneten zu gestatten, sich bei den Verhandlungen und Debatten und bei der Stellung von Anträgen in der Stadtverordnetenversammlung wie der russischen so auch der deutschen und lettischen Sprache nach eigener Wahl zu bedienen. Die Anträge in der Sprache zu protokollieren, in der sie gestellt wurden.

Die Bestimmung darüber, in welcher der drei Sprachen die Geschäftsführung in den übrigen Organen der Stadtkommunalverwaltung stattfinden soll, diesen selbst zu überlassen. Sollten sich die Glieder der städtischen Selbstverwaltungsorgane nicht zu einem einstimmigen Beschluß darüber vereinigen, in welcher der örtlichen Sprachen die Geschäftsführung stattfinden soll, so müßte es bei der Reichssprache bleiben. — Dasselbe ist für das städtische Waisengericht zu bestimmen.

In sämtlichen Institutionen der städtischen Kommunalverwaltung wie auch im städtischen Waisengericht die Entgegennahme von Eingaben in allen drei Sprachen und die Erteilung der Resolution in der Sprache der Eingabe obligatorisch zu machen.

14) Die Bestimmung des Art. 93 der Städteordnung von 1870, wonach außer dem Stadthaupt die zu den Aemtern der Stadtkommunalverwaltung Gewählten zum Eintritt in den Dienst einer Bestätigung nicht bedürfen, unter Aufhebung der entgegenstehenden Bestimmungen der Art. 103, 118, 119 der Städteordnung von 1892 und dementsprechend auch die Bestimmungen der Städteordnung von 1870 über die Dienstentlassung und die Beurlaubung der städtischen Kommunalbeamten (Art. 100, 101) wiederherzustellen.

15) Der Stadtverordnetenversammlung die Besetzung städtischer Kommunalämter auch mit solchen Personen zu gestatten, welche nicht das aktive Wahlrecht zu den städtischen Wahlen besitzen.

16) Entsprechend der auf 6 Jahre zu verlängernden Wahlperiode auch die städtischen Wahlämter auf 6 Jahre zu besetzen.

17) Bezüglich der Verantwortlichkeit der Wahlämter der im städtischen Kommunaldienst bekleidenden Personen und der sonstigen Beamten der Stadtkommunalverwaltung die Bestimmungen der Städteordnung von 1870 (Art. 156—167) wiederherzustellen.

18) Bezüglich der Budgetauffassung, der Form und Ordnung der Rechnungsführung, der Zusammenstellung des jährlichen Rechenschaftsberichts und der Verfügung über das Reservekapital, unter Aufhebung der als Beilage zum Art. 140 der Städteordnung von 1892 derselben beigegebenen Regeln über Zusammenstellung, Beprüfung und Ausführung des städtischen Budgets und Rechenschaftsberichts, die Bestimmungen der Art. 141, 142, 146 u. 147 der Städteordnung von 1870 wiederherzustellen.

19) Den Unterhalt der städtischen Polizei für Rechnung der Staatskasse zu übernehmen. Würde aber die Staatsregierung das nicht für möglich halten und es daher bei dem gegenwärtigen Zustande bleiben, wonach die Stadt tatsächlich die Stadtpolizeiverwaltung ohne jeden Zuschuß seitens der Staatskasse unterhält, so würde die Stadtverordnetenversammlung vorschlagen, die städtische Polizei der Stadtkommunalverwaltung in allen Beziehungen zu unterstellen und ihr das Recht der Anstellung und Entlassung aller Chargen derselben zu gewähren.

20) Den Umfang der Verpflichtungen der Stadt in Bezug auf die Einquartierung und andre Bedürfnisse des Militärs sowie die Höhe der der Stadt für ihre Leistungen gebührenden Entschädigung aus der Staatskasse auf gesetzgeberischem Wege mit solcher Bestimmtheit festzustellen, daß in dieser Beziehung dem einseitigen Ermessen der Militärbehörden keinerlei Spielraum gelassen wird, und der Stadt das Recht einzuräumen, im Falle von Streitigkeiten mit den Militärbehörden und Autoritäten über den Umfang der ihr obliegenden Verpflichtungen, über deren gehörige Erfüllung seitens der Stadt und über die Höhe der der letzteren dafür zustehenden Entschädigung die Entscheidung des ordentlichen Gerichts anzurufen.

21) Der Stadtkommunalverwaltung das Recht der Erhebung einer Wohnungssteuer in Prozenten vom Schätzungswert der im Stadtgebiet belegenen Wohnungen zu verleihen, bei gesetzlicher Feststellung der maximalen Höhe des zu erhebenden Prozentsatzes, dagegen die Feststellung des Schätzungswertes der Wohnungen und die Bestimmung der Höhe der zu erhebenden Steuer innerhalb der

Maximalgrenzen und aller Modalitäten der Erhebung einschließlich der Feststellung der zulässigen Exemtionen und Abzüge der Stadtverordnetenversammlung zu überlassen.

Die bestehende Reichswohnungssteuer aufzuheben.

22) Alle im Art. 128 der Städteordnung von 1892 aufgeführten Befreiungen innerhalb des Stadtgebiets belegener Immobilien von der Zahlung der städtischen Immobiliensteuer aufzuheben.

III. Die Fragen der Aemterbesetzung in der Provinz.

Seit einer langen Reihe von Jahren leidet das Land darunter, daß die Regierung es in den Ostseeprovinzen — im Justizressort und im Schulressort fast durchweg, in allen übrigen Ressorts aber, sobald es sich um höhere und einflußreichere Aemter handelt — prinzipiell vermeidet, die einheimischen Kräfte zu verwenden.

Aus sachlichen Gründen empfiehlt sich ein solches Verfahren sicherlich nicht, weil es für den Richter wie für den Administrativbeamten nur von Vorteil sein kann, wenn er mit den Verhältnissen des Gebiets, in dem er seine Amtstätigkeit ausüben soll, mit der Sprache, den Sitten und Gebräuchen, den Anschauungen und Lebensgewohnheiten der Bevölkerung, unter der er wirken soll, besonders bekannt und vertraut ist. Das gilt in verstärktem Maße für ein so weites Reich wie Rußland, das in allen seinen Teilen von Grund aus kennen zu lernen kaum jemand gelingen dürfte, woher denn auch die Voraussetzung, daß jeder Beamte gleich geschickt zum Dienst in allen Teilen des Reiches sei, offenbar unzutreffend ist.

Außerdem leidet das bisher befolgte System unter dem schweren Fehler, daß es dem natürlichen, so gut wie der feste Familienzusammenhang in staatserhaltendem Sinne wirkenden Streben eines jeden Menschen die mannigfaltigen Beziehungen, die ihn an die engere Heimat knüpfen, sich nicht lockern zu lassen und daher gerade in dieser engeren Heimat seinen Wirkungskreis zu suchen, keine Rechnung trägt.

Statt dessen wird ein nomadisierendes Beamtentum geschaffen, das, nirgends recht eigentlich zu Hause, leicht der Gefahr unterliegt, sein persönliches Interesse zum allgemeinen Leitmotiv seiner Handlungen zu machen.

Eine Gefahr für das allgemeine Staatsinteresse liegt in der Verwendung einheimischer Kräfte keinenfalls, denn die Heimatsliebe ist kein Hindernis, sondern eine Vorbedingung für die feste Begründung der Liebe zum Staat, von dessen Wohlergehen auch dasjenige der engeren Heimat in den wesentlichsten Beziehungen abhängt.

Die Voraussetzung ist allerdings die, daß der Staat das Wohl aller seiner Teile und aller zu ihm gehörigen Völker, Nationalitäten und Stämme gleichmäßig erstrebt und fördert und nicht dem Wohlergehen des einen unter ihnen die übrigen zum Opfer bringt.

Diese Erwägungen rechtfertigen die Bitte.

Bei der Besetzung der sämtlichen Posten in der Provinz die einheimischen Kräfte, mehr als es bisher geschehen ist, zu verwenden.

IV. Die Errichtung eines gemeinsamen Appellationsgerichtshofes in Riga und eines bei demselben zu begründenden Advokatenrats für die drei Ostseeprovinzen.

Die Gemeinsamkeit der Kulturgrundlagen in den drei Ostseeprovinzen, welche eine große Gleichartigkeit in der Entwicklung auf den verschiedensten Gebieten des Lebens und insbesondere auch auf dem Gebiet des Rechts und der sozialen Verhältnisse geschaffen und in der Gemeinsamkeit des Privatrechts seinen bedeutsamen Ausdruck gefunden hat, läßt es durchaus zweckmäßig erscheinen, für dieses Gebiet im wesentlichen gleichen und zugleich von dem in den übrigen Teilen des Reiches geltenden fundamental verschiedenen Rechts inmitten desselben einen besonderen Apellationsgerichtshof zu begründen.

Es würde damit vor allem die Aussicht auf die allmähliche Heranbildung eines Stammes von mit dem örtlichen Recht und den örtlichen Verhältnissen vertrauten Richtern zweiter Instanz verbessert werden, die sehr gering bliebe, wenn das Appellationsgericht seinen Sitz in Petersburg behielte, wo naturgemäß die Aufmerksamkeit und die Arbeit der Richter sich nicht in gleichem Maße auf das Studium provinziellen Rechts und provinzieller Lebensverhältnisse konzentrieren läßt.

Auch darin wäre von der Errichtung eines Appellationsgerichtshofes in Riga ein Vorteil für die Rechtsprechung zu erwarten, daß die Richter erster Instanz selber mehr als bisher geneigt sein würden, sich einem intensiven Studium des provinziellen Rechts hinzugeben, wenn sie nicht mehr damit rechnen müßten, daß jede Beförderung sie wieder aus den Ostseeprovinzen wegführt.

Von großer praktischer Bedeutung wäre ferner die Verbilligung der Justiz für das Publikum, welche von der Verlegung des Appellationsgerichtshofes in den Mittelpunkt des Landes nicht nur wegen der geringeren Entfernungen, sondern auch weil die

Rechtshülfe in der Residenz teurer ist als in der Provinz, mit Sicherheit zu erwarten ist.

Für die Advokatur, an deren Qualität dem Lande, das sich von den Zeiten vor der Justizreform her an eine zuverlässige Rechtsvertretung gewöhnt hat, nicht wenig gelegen ist, wäre es überaus wünschenswert, daß ihr die Möglichkeit wiedergegeben würde, sich eine lebendigere Organisation zu schaffen. Bisher hat sie tatsächlich gar keine Selbstverwaltung und Autonomie genossen, sondern wird dem Effekt nach von St. Petersburg aus, nach Beschlüssen der Petersburger Kollegen, regiert, da die große Entfernung es den hiesigen Advokaten unmöglich macht, am korporativen Leben tätigen Anteil zu nehmen.

Dementsprechend schlägt die Mitausche Stadtverordnetenversammlung vor:

1) für die drei Ostseeprovinzen in Riga einen gemeinsamen Apellationsgerichtshof zu begründen;

2) den vereidigten Rechtsanwälten der drei Ostseeprovinzen das Recht zu erteilen, sich zu einer besonderen Korporation zu konstituieren und durch Wahl aus ihrer Mitte einen besonderen Advokatenrat bei dem neu zu begründenden Rigaer Appellationsgerichtshof zu bestellen.

Mitau, Oktober 1905.

(Unterschriften.)

(Im Druck zuerst veröffentlicht als Beiblatt zur „Mitauschen Zeitung" Nr. 88 vom 12. November 1905.)



An unsre Leser

richten wir die Bitte, ihren Buchhandlungen (resp. dem unterzeichneten Verlage) möglichst rechtzeitig den Auftrag zur

Erneuerung des Abonnements auf die Balt. Monatsschr.

zu erteilen, damit keine unliebsamen Störungen in der Expedition der Zeitschrift entstehen.

Die „Baltische Monatsschrift" ist ja unsre einzige Zeitschrift allgemeineren, nicht speziell fachwissenschaftlichen Inhalts. Gerade in den verworrenen Zeiten, wie wir sie eben durchleben, wird es darauf ankommen, sie nicht eingehen zu lassen, und wir wagen die Hoffnung auszusprechen, daß die Leser unsrer alten Zeitschrift ihr auch in Zukunft ihr freundliches Interesse bewahren werden.

Die drückenden Fesseln der Zensur sind ja nun endlich gefallen; das gibt uns die Möglichkeit in viel umfassenderer Weise, als bisher, unsre Geschichte, Politik und Kultur nach allen Richtungen zu beleuchten.

Im nächsten Jahrgang beabsichtigt die Monatsschrift unter andrem zu bringen:

- eine ausführliche Chronik der baltischen Ereignisse des Jahres 1905;
- einen zusammenfassenden geschichtlichen Bericht über die Oktobertage in unsren Städten;
- eine Reihe von Artikeln zur Beleuchtung der Geschichte und Politik der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts;
- Artikel zur Politik der Gegenwart.

Sie will ferner, außer fortgesetzter Pflege der „Literarischen Rundschau", auch die politische Rubrik „Vom Tage" möglichst auszugestalten suchen, namentlich auch eingehender über die russische Presse berichten. — —

Wir glauben, daß gerade jetzt unsre Monatsschrift von allen Gesinnungsgenossen nach Möglichkeit gefördert werden sollte.

Redaktion und Verlag der Balt. Mon.


32101 064478900





